

**Mecklenburgisch heute – Bestandsaufnahme eines nieder-
deutschen Dialektes**

Inauguraldissertation

zur

Erlangung des akademischen Grades

Doctor philosophiae (Dr. phil.)

durch die Philosophische Fakultät

der Universität Rostock

vorgelegt von

André Köhncke

Verteidigungsdatum: 6. Dezember 2010

Erstgutachter: Prof. Dr. Irmtraut Rösler, Lehrstuhl für Niederdeutsche Philologie am Institut für Germanistik der Philosophischen Fakultät der Universität Rostock

Zweitgutachter: Prof. Dr. Andreas Bieberstedt, Lehrstuhl für Niederdeutsche Philologie am Institut für Germanistik der Philosophischen Fakultät der Universität Rostock

Drittgutachter: Prof. Dr. Ingrid Schröder, Lehrstuhl für Niederdeutsche Sprache und Literatur, Institut für Germanistik I, Fachbereich Sprach-, Literatur- und Medienwissenschaft an der Universität Hamburg

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung.....	4
1.1 Gegenstand und Zielsetzung.....	4
1.2 Zur Einteilung des Mecklenburgischen.....	8
1.3 Forschungsgrundlage.....	14
1.4 Zur Methodik.....	18
1.5 Zum verwendeten Schriftsystem	22
2. Die Laute.....	28
2.1 Der Westen Mecklenburgs.....	28
2.1.1 Der Diphthong /aj/.....	28
2.1.2 Die Diphthonge /au/ und /ɔy/.....	55
2.1.3 Die Erhöhung.....	72
2.1.4 Zur Distribution der Diphthonge.....	100
2.1.5 Zu den Lautentwicklungen /ai/ > /e/, /au/ > /o/ (/ø/), /ɔy/ > /ø/.....	108
2.1.6 Zur Distribution der Erhöhung.....	118
2.2 Der Osten Mecklenburgs.....	121
2.2.1 Die Diphthonge /aj/, /au/ und /ɔy/.....	121
2.2.2 Die Erhöhung.....	148
2.2.3 Auswertung.....	156
2.3 Mecklenburg-Strelitz.....	166
2.3.1 Die Diphthonge /aj/, /au/, /ɔy/ und die Monophthonge /e/, /o/, /ø/.....	166
2.3.2 Die Erhöhung.....	172
2.3.3 Auswertung.....	176
2.4 Sonstige Lauterscheinungen.....	184
2.4.1 Die Vokale.....	184
2.4.2 Die Konsonanten.....	228
2.4.3 Exkurs: Zum Alter einiger mecklenburgischer Lauterscheinungen.....	272
2.4.3.1 Die Diphthonge.....	272
2.4.3.2 Die Erhöhung.....	285
2.4.3.3 Hiattilger.....	291
2.4.3.4 /s/ zu /ʃ/ vor /l/, /m/, /n/, /p/, /t/ und /v/; /sk/ zu /ʃ/	297
2.4.3.4 /s/ zu /ʃ/ vor /l/, /m/, /n/, /p/, /t/ und /v/; /sk/ zu /ʃ/	297
2.5 Zusammenfassung.....	306
3. Grammatikalische Besonderheiten.....	309
3.1 Besonderheiten bei den Verben.....	309
3.1.1 Präsens Plural der Verben.....	309
3.1.2 Perfekt- und Plusquamperfektbildung.....	314
3.1.3 Präteritum.....	319
3.1.4 Über Präfixe und Infinitivbildung.....	324
3.1.5 Besonderheiten bei einzelnen Verben.....	326
3.2 Diminutivendungen.....	338
3.3. Besonderheiten bei der Deklination.....	350
4. Lexik.....	354
4.1 Regionale Unterschiede.....	354
4.2 Geographische Bezeichnungen und Personennamen.....	385
4.3 Fachwortschätze.....	396
4.4 Der Einfluss gesellschaftlicher Veränderungen auf den Wortschatz.....	416

4. 5 Hochdeutscher Einfluss und Wortneubildungen.....	426
4. 6 Exkurs: Über die Semantik einiger Wörter.....	452
5. Syntax.....	457
5. 1 Gesprochene Sprache vs. Schriftsprache.....	457
5. 2 Hauptsätze, Nebensätze, Satzgefüge.....	461
5. 3 Tmesis bei Adverbien.....	469
5. 4 Kürzungen.....	473
5. 5 Weitere Besonderheiten innerhalb des Satzes.....	480
5. 6 Besonderheiten bei den Verben.....	491
5. 7 Zusammenfassung.....	502
6. Zur kommunikativen Bedeutung des Mecklenburgischen.....	504
6. 1 Gesprochener Dialekt vs. Literatursprache.....	504
6. 2 Domänen des Mecklenburgischen	512
6. 3 Zur Bedeutung des Mecklenburgischen.....	520
6. 4 Volkskundliches: Sprichwörter, Bräuche usw.....	529
7. Schlussbetrachtung.....	540
Literatur.....	554
Anhang.....	583

Abkürzungsverzeichnis

Anm.	Anmerkung
as.	altsächsisch
Aufl.	Auflage
bzw.	beziehungsweise
frz.	französisch
Gen.	Genitiv
hd./Hd.	hochdeutsch/Hochdeutsch
Hervorheb.	Hervorhebung
Hrsg.	Herausgeber
Ind.	Indikativ
Imp./Imper.	Imperativ
J.	Jahr
Jh./Jh.s	Jahrhundert/Jahrhunderts
FE	Freie Erzählung
FT	Fester Text
jem.	jemand[en]
mhd./Mhd.	mittelhochdeutsch/Mittelhochdeutsch
mind./Mnd.	mittelniederdeutsch/Mittelniederdeutsch
MWB-Sätze	Sätze für das Mecklenburgische Wörterbuch
nd./Nd.	niederdeutsch/Niederdeutsch
o.	ohne
O.	Ort
ond.	ostniederdeutsch
Pers.	Person
Pl.	Plural
Präs.	Präsens
Prät.	Präteritum
resp.	respektive
s.	siehe
S.	Seite
Sg.	Singular
Sp.	Spalte
Str.	Strophe
teilw.	teilweise
u. a.	unter anderem/und andere
vgl.	vergleiche
Wnd.	Westniederdeutsch
z. B.	zum Beispiel
zit.	zitiert
z. T.	zum Teil

1. Einleitung

1.1 Gegenstand und Zielsetzung

Das Mecklenburgisch-Vorpommersche ist durch die Schriften Fritz Reuters weit über die Grenzen des Gebietes bekannt geworden, wo es gesprochen wird. Sein Werk erreicht sogar hochdeutsche Leser, seine Wirkung ist also nicht nur auf Norddeutschland beschränkt,¹ wie auch eine positive Rezension Julian Schmidts in „Die Grenzboten“ aus dem Jahre 1861 zeigt.² Teil dieses Dialektgebietes ist das Mecklenburgische, dessen sich neben Reuter auch John Brinckman und Rudolf Tarnow bedienten. Trotz dieser literarischen Tätigkeit kommt es vor allem als gesprochene Sprache vor. Besonders ältere Menschen verwenden es noch heute. Richard Wossidlo hat bereits im 19. und 20. Jahrhundert umfangreiches Material dazu gesammelt und aufgezeichnet.³ Auch die niederdeutschen Autoren beziehen sich immer wieder auf Märchen, Sagen, Sprichwörter usw.: Brinckman sammelte bereits Mitte des 19. Jahrhunderts Redensarten, die auch in seinen Werken wiederzufinden sind.⁴ Im außermecklenburgischen Sumte erzählt ein älterer Mann eine Geschichte, die dieselbe Pointe wie Tarnows Gedicht „De Klingelbütel“ enthält.⁵ Bereits Anfang des 20. Jahrhunderts erschienen Arbeiten, die sich mit den volkstümlichen Redensarten in Fritz Reuters Texten beschäftigen und diese erklären.⁶

¹ Die Volksausgabe von 1878 bemerkt beispielsweise in ihrer Vorrede: „Aus Rücksicht namentlich auf die von süddeutschen Lesern geäußerten Wünsche wird den Werken **Fritz Reuter's** in der Volksausgabe, wie in der Einleitung zum ersten Bande verheißen, eine so vollständige Worterklärung beigefügt, daß Jeder im Stande sein wird, mit deren Hülfe das Plattdeutsche leicht zu verstehen.“ Vorbemerkung in: Reuter, Fritz: Sämtliche Werke. Volks-Ausgabe in 7 Bänden. Dritter Band: Reis nah Belligen. – Olle Kamellen I, 1) Woans ick tau 'ne Fru kamm. 2) Ut de Franzosentid. – Briefe des Herrn Inspectors Bräsig. – Die Reise nach Braunschweig, Ludwigslust, Rostock, Wismar 1878, Seite vor S. 1 (nachfolgend als Reuter, Volks-Ausgabe mit entsprechender Bandangabe zitiert).

² Dort schreibt er voller Lob einleitend: „Fritz Reuter besitzt die Eigenschaften, die einer gesunden Periode der Literatur anzugehören pflegen, den glücklichen Instinct für zweckmäßige Stoffe und die Stimmung, die denselben entspricht, er besitzt aber außerdem eine Dichterkraft von seltenem Umfang. Er kann sich den besten Dichtern unserer Zeit vollkommen ebenbürtig an die Seite stellen, und er wird, wenn diese Behauptung nicht zu verwegen klingen sollte, ein schönes Blatt in unserer Literaturgeschichte ausfüllen.“ Schmidt, Julian: Fritz Reuter, in: Die Grenzboten. Zeitschrift für Politik und Literatur. 20. Jahrgang. I. Semester. I. Band, Leipzig 1861, S. 401.

³ Hier sei stellvertretend nur der Neudruck des ersten Bandes von Wossidlos „Reise, Quartier, in Gottesnaam“ (1940) genannt, der größtenteils Aussagen von Seeleuten enthält: Wossidlo, Richard: Reise, Quartier, in Gottesnaam. Das Seemannsleben im Munde alter Fahrensleute. Illustrationen von Prof [sic] Armin Münch aus dem Zyklus ‚Gallionsfiguren‘, Rostock [2005].

⁴ Abgedruckt ist diese Sammlung bei Römer, A[]lbert.: Eine Sammlung plattdeutscher Sprichwörter und Kernsprüche nebst Erzählungsbruchstücken von John Brinckman, in: NdJb 31 (1905), S. 20 – 35. 1854 notiert er beispielsweise „Dat geiht all vör Mancheste weg.“ (ebenda, S. 30). Diese Redensart ist auch im „Kasper-Ohm un ick“ zu finden: „alleen oewersten ick dacht, dat geiht all för Manchester weg, un dat is all een Afwaschen“, Brinckman, John: Kasper-Ohm un ick, in: Brinckman, John: Werke I. Kasper-Ohm un ick. De Generalreeder. Peter Lurenz bi Abukir, 5. Aufl. Rostock 1990, S. 70.

⁵ Siehe Anhang und Tarnow, Rudolf: De Klingelbütel, in: Tarnow, Rudolf: Lütt bäten Hoeg un Brüderie. Reimswänke, Gedichte und Kurzprosa. Ausgewählt und herausgegeben von Arnold Hückstädt, Rostock 1987, S. 143 f.

⁶ Müller, Carl Friedrich: Der Mecklenburger Volksmund in Fritz Reuters Schriften. Sammlung und Erklärung volkstümlicher Wendungen und sprichwörtlicher Redensarten im mecklenburgischen Platt, Leipzig 1901. Eine Ergänzung dazu stellt ein Aufsatz von Brandes dar: Brandes, Ernst: Zur Sprache Fritz Reuters, in: Lyon, Otto (Hrsg.): Zeitschrift für den deutschen Unterricht. Begründet unter Mitwirkung von Rudolf Hildebrand. Achtzehnter Jahrgang, Berlin, Leipzig 1904, S. 488 – 501.

Publikationen über die Mundart sind z. T. recht alt; bereits im 19. Jahrhundert gab es einige Grammatiken über sie: während Mussäus, Ritter und Wiggers das damalige Sprachsystem betrachten, also ausschließlich in synchroner Perspektive beschreiben, verfolgt Nerger einen diachronen Ansatz.⁷ Auch Wörterbuchsammlungen sind bereits ab dem 17. Jahrhundert erschienen. Anfangs handelte es sich um niederdeutsch-lateinische Idiotika, genannt sei hier stellvertretend das von Chytraeus⁸. Aus dem 18. Jh. ist Ernst Johann Friedrich Mantzel hervorzuheben, der neben einzelnen Wörtern auch Sprichwörter in seinen „Bützowschen Ruhestunden“ mit aufnimmt.⁹ Im selben Jahrhundert bringt Johann Carl Dähnert ein niederdeutsch-hochdeutsches Wörterbuch für den nahen vorpommerschen Raum heraus.¹⁰ Eine Wortsammlung für beide Mundarträume liefert Sibeth im 19. Jh.¹¹ Wörterlisten finden sich auch als Anhang in einigen literarischen Werken¹², Frehse fertigt ein Glossar zu Fritz Reuters Werken an,¹³ dem 1904 ein „Reuter-Lexikon“ von Carl Friedrich Müller folgt.¹⁴ Das wichtigste lexikographische Werk über das Mecklenburgische stellt jedoch das von 1937 bis 1998 erschienene Mecklenburgische Wörterbuch (MWB) dar.¹⁵ Neben Worterklärungen enthält es auch volkskundliche Hinweise, Quellennachweise und Informationen zur Etymologie. Renate Herrmann-Winter bezieht in ihren zwei Wörterbüchern auch Vorpommern mit ein.¹⁶

Eine umfassende sprachwissenschaftliche Darstellung des Mecklenburgischen gibt es – außer in den angesprochenen Grammatiken – nicht. Vielmehr sind bislang nur

⁷ Mussaeus, J[ohann].: Versuch einer plattdeutschen Sprachlehre, mit besonderer Berücksichtigung der mecklenburgischen Mundart, Neu-Brandenburg, Neu-Strelitz 1829 (nachfolgend als Mussäus, Sprachlehre zitiert); Ritter, J[ohann]. G[ottfried]. C[hristian].: Grammatik der mecklenburgisch-plattdeutschen Mundart, Rostock, Schwerin 1832; Wiggers, Julius: Grammatik der plattdeutschen Sprache. In Grundlage der Mecklenburgisch-Vorpommerschen Mundart, Hamburg 1858 sowie Nerger, Karl: Grammatik des mecklenburgischen Dialektes älterer und neuerer Zeit. Laut- und Flexionslehre, Leipzig 1869.

⁸ Chytraeus, Nathan: Nomenclator latinosaxonicus. Mit einem Vorwort von Gilbert de Smet, Hildesheim, New York 1974 (Nachdruck der Ausgabe Rostock 1582).

⁹ [Mantzel, Ernst Johann Friedrich]: Bützowsche Ruhestunden, gesucht, in Mecklenburgschen, vielentheils, bisher noch ungedruckten zur Geschichte und Rechtsgelahrtheit vornehmlich geho^rigen Sachen, 26 Teile, Bützow 1761 – 1767.

¹⁰ Dähnert, Johann Carl: Platt-Deutsches Wörter-Buch nach der alten und neuen Pommerschen und Ru^egischen Mundart, Stralsund 1781.

¹¹ Mi [= Sibeth, Friedrich Georg]: Wörterbuch der Mecklenburgisch-Vorpommerschen Mundart, Leipzig 1876 (nachfolgend als Sibeth zitiert).

¹² So z. B. in den „Tremsen“ der Gebrüder Eggers: Nerger, Karl: Sprachliche Erläuterungen und Wörterbuch, in: Eggers, Friedrich; Eggers, Karl: Tremsen. Plattdeutsche Dichtungen in Mecklenburger Mundart. Herausgegeben mit sprachlichen Erläuterungen und vollständigem Wörterbuche von Dr. Karl Nerger, Breslau 1875, S. 227 – 386, das Wörterbuch S. 277 – 386.

¹³ Frehse, Fr[iedrich].: Wörterbuch zu Fritz Reuter's sämtlichen Werken, Ludwigslust, Rostock, Wismar 1867.

¹⁴ Müller, Carl Friedrich: Reuter-Lexikon. Der plattdeutsche Sprachschatz in Fritz Reuters Schriften, Leipzig [1904].

¹⁵ Teuchert, Hermann; Wossidlo, Richard: Mecklenburgisches Wörterbuch, 7 Bde., Berlin, Neumünster 1942 – 1992 (Unveränderter, verkleinerter Nachdruck der Erstauflage von 1937 – 1992 Neumünster 1996) sowie Teuchert, Hermann; Wossidlo, Richard: Mecklenburgisches Wörterbuch. Nachtrag und Index. Bearbeitet unter der Leitung von Christian Rothe unter der Mitarbeit von Eva-Sophie Dahl †, Liesel Eschenburg und Ingrid Beckmann, Neumünster 1998.

¹⁶ Herrmann-Winter, Renate: Plattdeutsch-hochdeutsches Wörterbuch für den mecklenburgisch-vorpommerschen Sprachraum, 5. Aufl. Rostock 2005 (nachfolgend als Herrmann-Winter, plattdeutsch zitiert), wobei sie sich vor allem auf die „Wortschatzsammlungen des Pommerschen Wörterbucharchivs in Greifswald“ stützt (ebenda, S. 9), bzw. Herrmann-Winter, Renate: Neues hochdeutsch-plattdeutsches Wörterbuch für den mecklenburgisch-vorpommerschen Sprachraum. Sinn- gleiche und sinnähnliche Wörter. Phrasen und Redensarten, 2. Aufl. Rostock 2003 (nachfolgend als Herrmann-Winter, hochdeutsch zitiert).

Teilaspekte untersucht worden: Johann Christian Friedrich Dietz erläutert Anfang des 19. Jahrhunderts einige phonologische und lexikalische Besonderheiten gegenüber dem Hamburgischen.¹⁷ Willy Kolz beschränkt sich auf den Lautstand des Westmecklenburgischen,¹⁸ Paul Beckmann untersucht die Mundart Rostocks, und Rudolf Blume¹⁹ konzentriert sich auf die Lexik des alten Stargarder Landes (Mecklenburg-Strelitz).²⁰ Umfassender ist die Arbeit von Hugo Jacobs, der regionale Unterschiede in Lautung und Lexik herausarbeitet, allerdings nur für Südmecklenburg.²¹ Auf diese Vorarbeiten stützt sich im nachfolgenden Hermann Teuchert, der zahlreiche Aufsätze über das Mecklenburgische veröffentlicht hat.²² Seine Darstellungen fußen außerdem auf dem „Sprachatlas des Deutschen Reiches“ und dem gesammelten Material für das MWB.²³ Diese Arbeiten und die von Kolz, Jacobs, Beckmann und Blume sind ganz der Junggrammatik verpflichtet und behandeln den Dialekt in sprachhistorischer Sicht, wobei sie sich auf Lautgesetze berufen,²⁴ die aus der Schriftsprache abgeleitet wurden. Besonders Teuchert fasst diese wie eine Lautschrift auf: „Einen seltsamen Lautwandel *ûr* > *ôr* setzt uns Babst vor: *ick lohr* ‚laure, warte‘ Allerh. 1, 22; *belohrt* : *doort* ‚dauert‘ 24; *ehn Boor* ‚Bauer‘ Intog 1, 3, woneben dieselben Wörter mit dem üblichen *uhr* erscheinen.“²⁵ Inwieweit es einen Unterschied zwischen gesprochener und Literatursprache geben könnte, stellt er jedoch nicht dar. Auf Teucherts Arbeiten, aber auch den vormals genannten, stützt sich ein Aufsatz William Foerstes in „Deutsche Philologie im Aufriß“, der das hier zu behandelnde Dialektgebiet jedoch nur kurz in einem Unterabschnitt umreißt.²⁶ Aktuellere Darstellungen über das Mecklenburgisch-Vorpommersche fußen oftmals

¹⁷ Dietz, Johann Christian Friedrich: Ueber die mecklenburgisch-plattdeutsche Mundart in Bemerkungen zu Richey's Dialectologia Hamburgensis, in: NdJb 20 (1894), S. 123 – 131.

¹⁸ Kolz, Willy: Das Lautsystem der haupttonigen Silben des Westmecklenburgischen Dialekts. Inaugural-Dissertation der hohen philosophischen Fakultät der Großherzoglichen Universität Rostock zur Erlangung der philosophischen Doktorwürde, Schönberg 1914.

¹⁹ Beckmann, Paul: Der Lautstand der Rostocker Mundart auf historischer Grundlage, in: Teuthonista 4 (1927/28), S. 125 – 130 (nachfolgend als Beckmann, Rostocker Mundart zitiert).

²⁰ Blume, Rudolf: Wortgeographie des Landes Stargard, in: Teuthonista 9 (1933), S. 1 – 33, S. 65 – 89, S. 129 – 143 und S. 193 – 207.

²¹ Jacobs, Hugo: Dialektgeographie Südmecklenburgs zwischen Lübz und Hagenow, in: Teuthonista 2 (1925/26), S. 46 – 55 und S. 107 – 133 sowie Teuthonista 3 (1926/27), S. 119 – 152 und S. 241 – 262 (nachfolgend als Jacobs, Teuth. 2 bzw. Jacobs, Teuth. 3 zitiert).

²² Als Beispiele seien angeführt: Teuchert, H[ermann]: Der mecklenburgische Sprachraum, Rostock [1929] (Sonderdruck aus dem Jahresbericht der Mecklenburgischen Landes-Universitäts-Gesellschaft); Teuchert, Hermann: Die mecklenburgische Sprachlandschaft, in: Schulz, Ernst (Hrsg.): Mecklenburg. Ein deutsches Land im Wandel der Zeit. Im Auftrage des Mecklenburgischen Staatsministeriums herausgegeben von Dr. Ernst Schulz. Mit 368 Abbildungen sowie Karten und Plänen, 2. Aufl. Rostock 1939, S. 158 – 166; Teuchert, Hermann: Beiträge zur Geschichte der mecklenburgischen Mundart, in: NdJb 82 (1959), S. 207 – 236.

²³ Teuchert, Sprachraum, S. 4 bzw. Teuchert, Sprachlandschaft, S. 161.

²⁴ So etwa Teuchert, Beiträge, S. 227: „der Ortsname *Gehlsdorf*, der früher die Lautform *Cheelsdörp* besessen hat, welche aus *Michaelisdörp* verkürzt ist; Vorstufe zum heutigen Namen muß *Jeelsdörp* gewesen sein, was ja durch das Vernersche Gesetz gefordert wird.“ Kolz, S. 41, schreibt: „Nach Nerger § 13 ist der Übergang des *e* > *a* im Laufe des 16. Jahrhunderts vor sich gegangen. Das Gesetz wirkte aber auch noch in späterer Zeit [sic] wie rbg. *paric* ‚Mark‘ zeigt < **perik* < mnd. *peddik*, wo die Kürze wegen der folgenden schweren Silbe erhalten blieb.“ Dass die Autoren häufig nicht zwischen gesprochener Sprache und Verschriftlichungen unterscheiden, lässt sich beispielsweise an einigen Ausführungen von Jacobs ersehen: „Die Geminata *ll* ist zu *l* vereinfacht: *rul* f. (mnd. rulle) Rolle“ (Jacobs, Teuth. 2, S. 125) bzw. „*mm* (auch < *mb*) > *m*: *drüml* m. (mnd. drümmel) kurzgesägtes, dickes Holzstück, hartes Exkrement, kleiner, gedrungener Mensch (Kind)“ (ebenda, S. 126).

²⁵ Teuchert, Beiträge, S. 220.

²⁶ Foerste, William: Geschichte der niederdeutschen Mundarten, in: Stammler, Wolfgang (Hrsg.): Deutsche Philologie im Aufriß, Bd. 1, 2. Aufl. Berlin 1978, Sp. 1729 – 1898, speziell zum Mecklenburgisch-Vorpommerschen, Sp. 1874 – 1878.

auf den hier beschriebenen Arbeiten und Aufsätzen, zumeist beziehen sie sich auf Teuchert und Foerste, d. h., sie stellen damit einen Sprachstand dar, wie er vor über 80 Jahren festgehalten worden ist.²⁷

Ziel dieser Arbeit soll es sein, zum einen zu ermitteln, ob die in den Arbeiten angegebenen Lautstände und wortgeographischen Einteilungen heute (noch) zutreffen. Daher wird sie die phonologischen Verhältnisse darstellen, aber auch auf die Lexik eingehen. Darüber hinaus wird sie aber auch Themengebiete umfassen, die bislang nur in Einzeldarstellungen erschienen oder vernachlässigt worden sind, so z. B. Fachwortschätze,²⁸ der Einfluss des Hochdeutschen und Eigennamen. Die Syntax wird ebenfalls untersucht werden.²⁹ Auch Redewendungen und die Rolle des Mecklenburgischen heute werden Gegenstand dieser Arbeit sein. Sie kann und wird nicht alle Themen erschöpfend behandeln können – das ist schon aus dem sich dann ergebenden Umfang nicht möglich –, dennoch soll sie zumindest einen Einblick in das *gesprochene* Mecklenburgisch geben. Wo es nötig erscheint, wird auch auf die Sprachgeschichte eingegangen werden. Besonders ältere Arbeiten beziehen sich immer wieder auf Lautwandel und erklären mecklenburgische Besonderheiten aus (sprach-) historischen Gegebenheiten. Um deren Ergebnisse beurteilen zu können, müssen dann also teilweise auch ältere Sprachverhältnisse berücksichtigt werden. Eine ausschließlich synchrone Beschreibung – wie vielleicht der Titel der Arbeit suggerieren könnte – ist deshalb auch nicht möglich, da sie dann auf bestimmte Entwicklungen gar nicht eingehen könnte. Grammatiken aus dem 19. Jahrhundert stellen z. B. noch einen anderen Sprachstand dar, dürfen aber nicht einfach ignoriert werden, wichtige Fragen zur Datierung bestimmter Erscheinungen müssten ver-

²⁷ Es seien genannt: Gernentz, Hans Joachim: Niederdeutsch - gestern und heute. Beiträge zur Sprachsituation in den Nordbezirken der Deutschen Demokratischen Republik in Geschichte und Gegenwart, Rostock 1980, S. 28 – 31 sowie S. 85 – 97. Gernentz stützt sich bei seinen Einteilungen teilweise auf Teuchert, so z. B. bei der lexikographischen Binnengliederung (Gernentz, Niederdeutsch, S. 28 f.), die sich auch im MWB findet: Teuchert, Hermann: Einleitung zum 1. Bande, in: Teuchert, Hermann; Wossidlo, Richard: Mecklenburgisches Wörterbuch. 1. Band. A bis Brot, Neumünster 1942 (Unveränderter, verkleinerter Nachdruck Neumünster 1996), S. VIII (nachfolgend als MWB, I mit entsprechender Seitenangabe zitiert), zuvor schon in Teuchert, Sprachraum, S. 11 – 14 und Teuchert, Sprachlandschaft, S. 161 – 164. Stellmacher, Dieter: Niederdeutsche Sprache, 2. überarbeitete Auflage, Berlin 2000, S. 146 – 151: beruft sich vornehmlich auf Foerstes Darstellung, die ja wiederum die teuchertschen Arbeiten nutzt. Sanders, Willy: Sachsensprache, Hansesprache, Plattdeutsch. Sprachgeschichtliche Grundzüge des Niederdeutschen, Göttingen 1982, S. 88 f.: verwendet dieselben Beispiele für die Erhöhung wie Stellmacher und erwähnt wie dieser auch „monophthongiertes *e* in *dēt* ‚tut‘“ (ebenda, S. 88), d. h., Sanders nutzt hier anscheinend auch Foerste. Im Abschnitt über die traditionelle Dialekteinteilung finden sich ebenfalls Foerstes Beispiele wieder bei Schröder, Ingrid: Niederdeutsch in der Gegenwart. Sprachgebiet – Grammatisches – Binnendifferenzierung, in: Stellmacher, Dieter (Hrsg.): Niederdeutsche Sprache und Literatur der Gegenwart, Hildesheim, New York, Zürich 2004, S. 50. Diese drei Arbeiten beziehen sich damit alle auf Foerste. Kellner, Birgit: Zwischen Anlehnung und Abgrenzung. Orthographische Vereinheitlichung als Problem im Niederdeutschen, Heidelberg 2002, S. 255 – 260: untersucht zwar explizit verschriftlichtes Niederdeutsch, geht dabei aber auch auf die lautlichen Besonderheiten des Mecklenburgisch-Vorpommerschen ein (ebenda, S. 255), wobei sie sich auf Stellmachers Darstellung stützt.

²⁸ Eine Arbeit über den Wortschatz in der Landwirtschaft hat Ulrich Bentzien vorgelegt: Bentzien, Ulrich: Wörter der modernen Technik in der mecklenburgischen Mundart, in: NdJb 87 (1964), S. 87 – 106. Wossidlo behandelt den der Seeleute in seinem Buch „Reise, Quartier, in Gottesnaam“ (siehe Anm. 3).

²⁹ Sie wird zumeist in den Darstellungen über das Mecklenburgische vernachlässigt. Julius Bernhard legt in seinem Aufsatz die Mundart von Glücksstadt zugrunde: Bernhardt, J[ulius]: Zur Syntax der gesprochenen Sprache. (Ein Versuch.), in: NdJb 29 (1903), S. 1 – 25, eine weitere Arbeit von Käthe Scheel: Scheel, Käthe: Untersuchungen über den Satzbau der niederdeutschen Volkssprache und Kunstprosa, Neumünster 1939. Eine neuere Darstellung liefert Appel, Heinz-Wilfried: Untersuchungen zur Syntax niederdeutscher Dialekte. Forschungsüberblick, Methodik und Ergebnisse einer Korpusanalyse, Frankfurt a. M. [u. a.] 2007.

nachlässigt werden, obwohl gerade sie einen wichtigen Stellenwert in einigen Arbeiten, z. B. denen Teucherts, einnehmen. Daher wird in einem Abschnitt gesondert, ansonsten gelegentlich, auf sprachgeschichtliche Entwicklungen eingegangen werden, die noch vor dem 20. Jahrhundert zum Abschluss gekommen sind. Dennoch ist der Hauptgegenstand der heutige Dialekt, wobei besonders der Sprachstand in den 1960er Jahren und der Anfang dieses Jahrtausends im Mittelpunkt stehen werden. Schwerpunkt der Untersuchung werden dabei die Laute sein, da diese neben der Lexik in den genannten Arbeiten hauptsächlich behandelt und mit ihrer Hilfe Dialekteinteilungen vorgenommen werden. Daneben wird die Arbeit auch auf die Mundartliteratur zurückgreifen – allen voran natürlich auf Reuter und Brinckman, aber auch auf weniger bekannte Autoren und Laienverschriftlichungen,³⁰ wobei dann in einem gesonderten Abschnitt auf die Unterschiede zwischen dem Niederdeutsch dieser Schriftsteller und dem gesprochenen Dialekt eingegangen werden wird. Da sie aber vor allem Letzteren behandelt, wird die Mundartliteratur nur im geringen Maße berücksichtigt werden können, so dass die Untersuchung auch nur ein relativ kleines Korpus heranziehen wird. Dieser konzentriert sich zudem vor allem auf Texte des 18. und 19. Jahrhunderts, um so etwaige Veränderungen, die auf den Aufnahmen nicht mehr dokumentiert werden, erfassen zu können. Noch ältere Texte sind nur geringfügig vertreten und sollen in einigen wenigen Fällen größere Entwicklungstendenzen aufzeigen. Neuere literarische Werke berücksichtigt die Arbeit ebenfalls nur geringfügig, da die Aufnahmen in erster Linie zur Beschreibung der Mundart dienen. Daher sind die angegebenen literarischen Texte als Ergänzung zu verstehen.

Um einen umfassenden Blick auf das Mecklenburgische zu ermöglichen, werden also Phonologie, Morphologie, Lexik, Syntax und die Kommunikationssituation untersucht werden. Diese Kategorien sind nicht immer einwandfrei voneinander zu trennen, so wird sich in der Lexik auch Volkskundliches finden, Aspekte, die unter volkskundlicher Sicht behandelt werden, sind z. T. auch der Lexik und Syntax zuzuordnen. Die Kasus sind je nach Gesichtspunkt sowohl mit der Morphologie und der Syntax in Verbindung zu bringen. Die Unterteilung in dieser Arbeit ist deshalb auch nicht so strikt auszulegen, wie sie auf den ersten Blick erscheint, vielmehr dient sie der besseren Übersicht. Vereinzelt wird auch auf die Wechselwirkung zwischen Dialekt und der in Mecklenburg gesprochenen hochdeutschen Umgangssprache eingegangen werden.³¹

1.2 Zur Einteilung des Mecklenburgischen

Das deutsche Sprachgebiet wird traditionell in zwei große Dialektgruppen eingeteilt, dem Hoch- und dem Niederdeutschen. Als Unterscheidungsmerkmal dient dabei die Entwicklung

der germanischen Verschlusslaute [sic] *p t k*. In den *niederdeutschen* (und *niederfränkischen*) Mundarten bleiben diese als *p t k* erhalten, während in den *hochdeutschen* Mundarten (unter diesem Terminus werden die *mitteldeutschen* und *oberdeutschen* Mundarten zusammengefasst) in diesen Fällen – dialektal jeweils in unterschiedlichem Umfang – die Zweite oder Hochdeutsche Lautverschiebung eintrat.³²

³⁰ Diese befinden sich im Anhang dieser Arbeit und auf dem beigelegten Datenträger.

³¹ Mit „hochdeutscher Umgangssprache“ ist in dieser Arbeit deshalb auch immer die in Mecklenburg gesprochene Varietät gemeint.

³² Macha, Jürgen; Niebaum, Hermann: Einführung in die Dialektologie des Deutschen, 2. Aufl. Tübingen 2006, S. 220 (nachfolgend als Niebaum/Macha zitiert). Zur historischen Entwicklung vgl.

Inwieweit das Neuniederdeutsche eine eigenständige Sprache darstellt, ist heute umstritten: Goossens schreibt, das Niederdeutsche werde vom Hochdeutschen überdacht. Da beide „fundamentale Übereinstimmungen“ aufwiesen, könnten sie zu einem Diasystem vereinigt werden, da „der Sprachwille in Norddeutschland seit der Romantik nicht groß genug gewesen ist, um eine Norm entstehen zu lassen mit einer Funktion, durch die das Nd. über die gesprochenen Dialekte hinaus zu mehr als einer Sammlung von ‚Literaturmundarten‘, nämlich zu einer Sprache wurde.“³³ Außerdem gebe es keine eindeutige sprachgeographische Grenze zum Hochdeutschen³⁴. Einige seiner Ausführungen sind jedoch durchaus angreifbar, so existierte auch in mittelniederdeutscher Zeit keine deutliche Sprachgrenze, die Konstruktion des Diasystems scheint sehr auf die Verhältnisse zwischen Niederdeutsch und Hochdeutsch angelegt zu sein, zudem sind einige Argumente weder in diachroner, noch synchroner Sicht anwendbar, so behauptet er u. a.:

Wenn wir also das Kriterium der Überdachung im weitesten Sinne anwenden, können wir sagen, daß die nd. Sprache zu definieren ist als die Gesamtheit der as. und mnd. Mundarten (praktisch heißt das: Schriftdialekte), deren überdachendes Element die ebenfalls zum Diasystem gehörende mnd. Schreibsprache ist.³⁵

Zum einen war auch diese Schreibsprache dialektal geprägt, also keinesfalls einheitlich, zum anderen kann sie kaum als überdachendes Element für das Altsächsische angesehen werden, da beide zeitlich auseinanderliegen und sich die Sprachsysteme doch deutlich unterscheiden. Dabei ist es unerheblich, „daß in der as. Epoche bereits exklusive nd. Merkmale vorhanden waren, die später in die mnd. Schriftsprache eingegangen sind“³⁶, denn ebenso enthält auch das Neuniederdeutsche noch Elemente, die bereits im Mittelniederdeutschen zu finden waren. Es ließe sich dann also auch – trotz starker Übereinstimmungen mit dem Hochdeutschen – ein Diasystem zwischen den heutigen niederdeutschen Dialekten und der mnd. Schreibsprache konstruieren, was aber kaum mit der heutigen Sprachsituation vereinbar wäre.

Sanders führt darüber hinaus sprachfunktionelle Gesichtspunkte an und kommt zu dem Schluss, Niederdeutsch „ist weder die offizielle Sprache in Behörden- und Geschäftsverkehr, Schule, Kirche usw. noch in Presse, Rundfunk und Fernsehen“, es weise also keine „kommunikative Komplettheit“ auf.³⁷ Das ist allerdings auch bei Baskisch, Friesisch und Sorbisch der Fall, die als „Sprachen“ angesehen werden.

Gernentz sieht im Niederdeutschen „jetzt nur noch eine Sammelbezeichnung für eine Reihe von Dialekten“³⁸ und meint, „daß sie im gleichen Verhältnis zur

Paul, Hermann [u. a.]: *Mittelhochdeutsche Grammatik*, 24. Aufl. Tübingen 1998, S. 114 – 122, § 86 – 91 (Zweite Lautverschiebung), zur räumlichen Gliederung siehe S. 4 – 7, § 4, allgemeiner: Schmidt, Wilhelm: *Geschichte der Deutschen Sprache. Ein Lehrbuch für das germanistische Studium*. Erarbeitet unter der Leitung von Helmut Langner und Norbert Richard Wolf, 9. Aufl. Stuttgart 2004, S. 75 – 79 sowie Sonderegger, Stefan: *Althochdeutsche Sprache und Literatur*, 3. Aufl. Berlin, New York 2003, S. 26 – 28.

³³ Goossens, Jan: *Niederdeutsche Sprache – Versuch einer Definition*, in: Goossens Jan (Hrsg.) *Niederdeutsch. Sprache und Literatur*, Bd. 1: *Sprache*, 2. Aufl. 1983, S. 27.

³⁴ Ebenda, S. 13 – 15.

³⁵ Ebenda, S. 19.

³⁶ Ebenda.

³⁷ Sanders, S. 32.

³⁸ Gernentz, *Niederdeutsch*, S. 85.

deutschen Literatursprache wie die Mundarten des hd. Sprachgebiets stehen³⁹. Kloss zählt das Niederdeutsche zu den „scheindialektisierten Sprachen“.⁴⁰

Menke fasst die unterschiedlichen Positionen zusammen: Häufig spiele der Abstand zwischen der hochdeutschen Standardsprache und dem Niederdeutschen eine Rolle, wobei diejenigen, die das Plattdeutsche als Sprache ansehen, erhebliche Unterschiede ausmachten, andere wiederum große Übereinstimmungen sähen.⁴¹ Menke verweist darauf, dass es bis heute keine eingehende Untersuchung dazu gebe, so bezweifelt er, dass die Verständigung mit einem einsprachigen Hochdeutschsprecher wirklich „problemlos“ sei, wie Goossens meint⁴², sieht aber auch „nur vergleichsweise minimale linguistische Unterschiede“⁴³, wobei er aber auch „die generelle[...] Stichhaltigkeit des verabsolutiert gesehenen Kriteriums Abstand/Verständnis zur Bestimmung einer Einzelsprache“ in Frage stellt⁴⁴ und darauf hinweist, dass

[d]ie untereinander verwandten Sprachen Skandinaviens [...] trotz der gegenseitigen Verstehbarkeit (Semikommunikation) als verschiedene Nationalsprachen [gelten]. Offenbar ist auch das Empfinden für den objektiv meßbaren Sprachabstand in den großen Sprachfamilien (beispielsweise der Romania, Germania oder Slavica) durchaus unterschiedlich ausgeprägt; entsprechend finden sich in den jeweiligen Fachdisziplinen differierende Auffassungen über die Zuordnung der einzelnen Sprachsysteme.⁴⁵

Menke macht hier auf ein Problem aufmerksam, nämlich dass bislang mehr durch „Sprachgefühl“ denn Belege der Abstand bestimmt worden ist, so weist das Niederdeutsche große Gemeinsamkeiten im Wortschatz mit der hochdeutschen Standardsprache auf, was aber auch für das Niederländische gilt. Die Ähnlichkeit zwischen Letzterem und dem Plattdeutschen kann bei einigen Wörtern in der Lautung teilweise sogar noch größer ausfallen, bedingt durch die nicht durchgeführte Zweite Lautverschiebung. Zudem

stellt sich mithin die Frage, warum gerade das Nordfriesische, ungeachtet seiner starken dialektalen Fragmentierung, seines sichtbar beschädigten innersprachlichen Zustands und seines deutlich eingeschränkten Gebrauchs (Gardinensprache!) als eigensprachliche Einheit (Sprachgesamt) und dem Status nach als ‚Sprache‘ aufgefaßt wird.⁴⁶

Problematisch ist auch die Liste von standardsprachlich beeinflussten Wörtern, die Stellmacher einer Tonbandaufnahme aus Holthausen bei Lingen/Emsland entnimmt und dem gegenüber den Text so formuliert, wie er als „reiner“ Dialekt lauten müsste.

⁴⁷ So sollte statt „arbeit“, dass nach seinem Dafürhalten vom hochdeutschen „ge-

³⁹ Ebenda, S. 86.

⁴⁰ Kloss, Heinz: Anwendungsbereiche der Dialekte europäischer Hochsprachen außerhalb der Primärfunktionen (Familie, Nachbarschaft, Arbeitsplatz), in: Göschel, Joachim; Ivić, Pavle; Kehr, Kurt (Hrsg.): Dialekt und Dialektologie. Ergebnisse des internationalen Symposiums ‚Zur Theorie des Dialektes‘ Marburg/Lahn, 5. – 10. September 1977, Wiesbaden 1980, S. 58.

⁴¹ Menke, Hubertus: Niederdeutsch: Eigenständige Sprache oder Varietät einer Sprache?, in: Hartel, Nina; Meurer, Barbara; Schmitsdorf, Eva (Hrsg.): Lingua Germanica. Studien zur deutschen Philologie. Jochen Splett zum 60. Geburtstag, Berlin [u. a.] 1998, S. 179.

⁴² Ebenda.

⁴³ Ebenda, S. 180.

⁴⁴ Ebenda.

⁴⁵ Ebenda, S. 182.

⁴⁶ Menke, Hubertus: *Een' Spraak is man bloots een Dialekt, de sik to Wehr setten kann*. Nachlese zur Diskussion um die Europäische Sprachenschutzcharta, in: Föllner, Ursula (Hrsg.): Niederdeutsch. Sprache und Literatur der Region, Frankfurt a. M. [u. a.], S. 25.

⁴⁷ Stellmacher, S. 94.

arbeitet“ herrührt, „werkt“ stehen,⁴⁸ statt „awer“ „men“ usw.⁴⁹ Die jeweils durch die Hochsprache beeinflussten Wörter gab es aber bereits im Mittelniederdeutschen, wenn auch noch z. T. in anderer Bedeutung.⁵⁰ Zudem könnte bei „werkt“ genauso gut aufgrund der geographischen Nähe niederländischer Einfluss geltend gemacht werden. Hier stellt sich also nicht die Frage nach einem „reinen“ Dialekt, vielmehr hat Stellmacher anscheinend eine Erwartungshaltung, die wohl auch durch die Mundartliteratur bedingt ist. Menke verweist bei seinem Bestimmungsversuch auf das Sprachbewusstsein. Demnach fassten Niederdeutschsprecher Hoch- und Plattdeutsch „in sprachpsychologischer und soziologischer Hinsicht vielmehr als getrennte Systeme (mit einem Mindestabstand)“ auf.⁵¹ Ob das auch in Mecklenburg gilt, wird zu überprüfen sein.

Weder Sprachabstand, Sprachgeschichte, noch kommunikative Komplexität können ausreichende Gründe liefern, durch die Niederdeutsch eindeutig als Sprache oder eben als Dialekt definiert werden könnte, denn für beide Positionen ließen sich Gegenargumente finden. Die Frage nach dem Status des Niederdeutschen kann für

⁴⁸ Ebenda.

⁴⁹ Ebenda, S. 95.

⁵⁰ Lübben, August; Schiller, Karl: Mittelniederdeutsches Wörterbuch. Erster Band. A–E, Bremen 1875, S. 122 bzw. 136. (nachfolgend mit Schiller/Lübben und entsprechender Bandangabe zitiert).

⁵¹ Menke, Niederdeutsch, S. 183, vgl. auch Lesle, der diesem „Sprachmythos“ kritisch gegenübersteht, da er auch eine ideologische Komponente beinhaltet: Lesle, Ulf-Thomas: Plattdeutsch zwischen gestern und morgen: Geschichtsbeschleunigung und die Suche nach der Identität, in: Peters, Robert; Pütz, Horst P.; Weber, Ulrich (Hrsg.): *Vulpis Adolatio*. Festschrift für Hubertus Menke zum 60. Geburtstag, Heidelberg 2001, S. 429 – 449, insbesondere S. 435 – 438. Ähnlich liegt der Fall beim Nordfriesischen, Menke meint beispielsweise, es seien „nicht so sehr linguistische Kategorien an sich, die den Ausschlag zur Einschätzung als eigene ‚Sprache‘ gegeben haben, als vielmehr soziale und geschichtlich-politische Gründe“ (Menke, *Spraak*, S. 25), denn „[d]ie Minderheitssprecher fassen ihr Idiom als eigene Sprache und nicht als Dialekt(e) des Hochdeutschen (im Rahmen eines Diasystems) auf, weil sie es schlicht und einfach so sehen bzw. sehen möchten!“ (ebenda, S. 25 f.). Ein Aufsatz von Gernentz verdeutlicht, dass jedwede Zuordnung des Niederdeutschen durchaus ideologisch belastet sein kann, so führt er Arbeiten aus der Bundesrepublik auf, in denen „neben der Sprache auch die niederdeutsche Dichtung als etwas Einmaliges und Unvergleichbares charakterisiert wird“, Gernentz, Hansjoachim [sic]: Über Versuche, in Westdeutschland eine ‚arteigene, bodenständige‘ niederdeutsche Ideologie zu schaffen, in: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Rostock*. 13. Jahrgang 1964. Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe. Heft 1, S. 142. Die Arbeit zeigt aber darüber hinaus, dass die Einordnung als Sammlung einzelner Mundarten (ebenda, S. 139) hier ebenfalls nicht einfach von einem neutral-wissenschaftlichen Standpunkt gewählt ist, sondern vor allem dazu dient, „die progressiven Traditionen des Niederdeutschen für unsere werdende sozialistische Nationalkultur“ zu nutzen und so „Ansätze einer neuen niederdeutschen Dichtung mit sozialistischer Aussage“ zu schaffen (ebenda, S. 140). So sei „Fritz Reuter nicht ein sogenannter Heimatdichter, sondern er gehört der ganzen Nation, er ist einer der bedeutendsten Vertreter des deutschen bürgerlich-kritischen Realismus“ (ebenda, S. 140). Gernentz will also in erster Linie – ganz im Gegensatz zur „Plattdeuschtümelei“, die das Niederdeutsche gegenüber der Hochsprache erhöht und als etwas Besonderes herausstellt (ebenda, S. 142) – Gemeinsamkeiten zwischen Hoch- und Niederdeutsch aufzeigen, vor allem auf kultureller Ebene. Der Aufsatz stellt damit den Wert des Plattdeutschen und seiner Erforschung für die gesamte Kultur und damit auch den Sozialismus in den Vordergrund, er wirkt deshalb wie eine Art Rechtfertigung und Argumentation, warum diese Mundarten auch in der DDR Forschungsgegenstand sein sollten und einer Förderung würdig seien. Warum solch eine Argumentation notwendig war, ist an den Schlussbemerkungen Lisa Dittmars zu ersehen, die in einem Aufsatz die Mundart auf dem Fischland untersucht hat: „Diese Untersuchungen und Darstellungen verfolgen nicht den Zweck, das Plattdeutsche zu fördern; das hieße die Entwicklung aufhalten. Die Kinder, die heute die Schule besuchen, werden nur noch in ganz geringer Zahl Plattdeutsch lernen, und noch weniger werden es als hauptsächliches Verständigungsmittel gebrauchen. Diese Entwicklung ist zu begrüßen, denn wie schwer fiel es den Menschen, die nur mühsam hochdeutsch sprachen, sich in anderen Teilen Deutschlands zurechtzufinden.“ Dittmar, Lisa: Beiträge zur gegenwärtigen Sprachsituation auf dem Fischland und dem Darß, in: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Rostock*. 11. Jahrgang 1962. Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe. Heft 3, S. 317.

diese Arbeit ohnehin vernachlässigt werden, da sie sich hauptsächlich mit dem mecklenburgischen Dialekt beschäftigt, hier ist die Klassifizierung also (etwas) eindeutiger. Die Begriffe „Mundart“ und „Dialekt“ sind dabei als Synonyme zu verstehen, eine Unterscheidung, wie sie beispielsweise Jacob Grimm getroffen hat, erfolgt in dieser Arbeit nicht.⁵²

Das Niederdeutsche lässt sich weiter gliedern in west- und ostniederdeutsche Dialekte. Letzteren gehört das Mecklenburgisch-Vorpommersche an:⁵³ „Die wichtigste Gemeinsamkeit der ond. Dialekte im Vergleich zum Wnd. ist der Einheitsplural im Präs. der Verben auf *-en*: *wi, ji, se lopen*, ‚wir, sie laufen, ihr lauft‘.“⁵⁴ Als Eigenschaften des Mecklenburgisch-Vorpommerschen nennt Stellmacher „1. Die Diminutivendung *-ing* (*mudding*), 2. mnd. *ei* > *ê* (*stêt, dêt* ‚tut‘, *ê* ‚Ei‘), 3. Vokal-erhöhung vor *r* (*mîr* ‚mehr‘, *ûr* ‚Ohr‘, *hû^rn* ‚hören‘), 4. weit fortgeschrittene Diphthongierung der geschlossenen mnd. *ê, ô, ö^* (*saip, haut, groin*).“⁵⁵ Kellner und Schröder zählen diese Merkmale ebenfalls auf.⁵⁶ Sanders Darstellung deckt sich ebenfalls mit der Stellmachers, allerdings erwähnt er die Diphthongierung nicht.⁵⁷ Gernentz hebt aber gerade sie hervor,⁵⁸ und auch in der „Einleitung zum 1. Bande“ des Mecklenburgischen Wörterbuchs (MWB) wird sie „in *hei, Kauken*“⁵⁹ als Merkmal „der mecklenburgisch-vorpommerschen Gesamtmundart“⁶⁰ angesehen. Teuchert bezeichnet sie deshalb sogar als „Diphthongierungsmundart“.⁶¹ Diese „Zwielaute“ sind auch in Reuter Schriften so auffällig, dass Bremer in seinem orthographischen Regelwerk dafür plädiert, diese Schreibweisen beizubehalten:

Man könnte und würde die monophthongische Schreibung, also *Steen, Koh, Köh, grön* als die überall zu bevorzugende empfehlen, wenn nicht erstens durch Reuter die Leser an die Diphthonge gewöhnt wären, und zweitens diese Diphthonge (in breiter Aussprache) im südlichen Niederdeutschen, voran im Westfälischen bodenständig wären. So bleibt nichts anderes übrig, als beide Schreibungen für gleichberechtigt zu erklären.⁶²

⁵² Grimm unterscheidet in seiner „Geschichte der deutschen Sprache“ zwischen dem umfassenderen Begriff Dialekt und der sich ihm unterordnenden Mundart: „Die sprache, wie das volk selbst in gaue und hunderte, der stamm in äste und zweige, zerfällt in dialecte und mundarten; doch pflegt man mit beiden letzten ausdrücken selten genau zu sein, da wenn dialect als sprache gesetzt wird auch seine mundarten sich zu dialecten erheben. es kann aber die sprache wiederum, je höher ins alterthum aufgestiegen wird, als dialect oder gar mundart einer früheren, weiter zurückliegenden erscheinen. diaecte sind also grosze, mundarten kleine geschlechter.“ Grimm, Jacob: Geschichte der deutschen Sprache. Erster Band, 2. Aufl. Leipzig 1853, S. 574, siehe auch seine weiteren Ausführungen ebenda, S. 574 f., zur Begriffsgeschichte vgl. Niebaum/Macha, S. 1 – 4.

⁵³ Gernentz, Niederdeutsch, S. 27 f.; Niebaum/Macha, S. 221; Schröder, I., S. 49; Sanders, S. 88; Stellmacher, S. 146. Eine andere, heute auf die neuniederdeutschen Dialekte nicht mehr angewandte Einteilung findet sich noch bei Jellinghaus, der auf die Siedlungsgeschichte fußend nach „Mundarten im Stammlande“ und „[i]n den Kolonien“ ordnet, letzteren rechnet er das Mecklenburgisch-Vorpommersche zu, Jellinghaus, Hermann: Zur Einteilung der niederdeutschen Mundarten. Ein Versuch, Kiel 1884, S. 1 f.

⁵⁴ Stellmacher, S. 146, so auch u. a. bei Niebaum/Macha, S. 220.

⁵⁵ Stellmacher, S. 147.

⁵⁶ Kellner, S. 255; Schröder, I., S. 50.

⁵⁷ Sanders, S. 89.

⁵⁸ Gernentz, Niederdeutsch, S. 30.

⁵⁹ MWB, I, S. VII.

⁶⁰ Ebenda, S. VIII.

⁶¹ Teuchert, Hermann: Entwurf einer mecklenburgischen Sprachgeschichte, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Rostock. 7. Jahrgang 1957/58. Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe. Heft 1, S. 87.

⁶² Bremer, Otto: Regeln für die plattdeutsche Rechtschreibung nebst Textprobe und Wörterverzeichnis, mit Unterstützung des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung herausgegeben von Professor Dr. Otto Bremer. Beilage zum Korrespondenz-Blatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, Halle 1914, S. 11.

Mecklenburgisch und Vorpommersch weisen große Gemeinsamkeiten auf:

Zu Vorpommern gibt es einen greifbaren Unterschied kaum. Einige alte Wörter haben sich dort besser gehalten als in Mecklenburg. Von den schwedischen Eindringlingen sind keine über die Grenze getreten. Erwähnenswert ist namentlich der Gegensatz mecklenburgisch *sniden* / vorpommersch *snigen* schneien, worin der Ostteil Mecklenburgs mit Stavenhagen und daher mit der Sprache Reuters vorpommersche Eigenheit aufweist.⁶³

Für Stellmacher ist „der unterschiedliche hiatustilgende Konsonant“ ebenfalls Hauptunterscheidungsmerkmal, so herrsche „*d* im Mecklenburgischen, *g* im Vorpommerschen“.⁶⁴ Die Grenze dieser Erscheinung verlaufe „vom Darß über Malchin, Stavenhagen bis Penzlin.“⁶⁵

Er macht aber auch Lautunterschiede innerhalb des hier zu untersuchenden Dialektes aus:

Das Mecklenburgische selbst läßt sich von der Linie Grevesmühlen-Gadebusch-Schwerin-Crivitz-Neustadt eldeabwärts in einen östlichen und einen westlichen Bereich unterteilen. Kennwörter dieses Ost-West-Gegensatzes sind *vier/veir* ‚vier‘, *führn/feuhrn* ‚fahren‘, *Arpel/Wädik* ‚Enterich‘.⁶⁶

Teuchert geht auf diese Unterschiede ebenfalls ein, die Grenze von „*veir*“ verläuft bei ihm jedoch weiter östlich, nämlich bis „Rostock–Bützow–Goldberg–Lübz“, die von „*fäühren*“ bis „Wismar–Schwerin–Ludwigslust“,⁶⁷ wobei er in der „Einleitung zum 1. Bande“ bemerkt, dass diese Lauterscheinungen „im Rückgange begriffen“ seien.⁶⁸ Gernentz nennt für diese Diphthongierungen weitere Beispiele, allerdings behandelt er sie in diachroner Hinsicht.⁶⁹ Er macht in Mecklenburg-Strelitz und den größeren Städten aber eine monophthongische Aussprache aus.⁷⁰ Teuchert erwähnt diese Besonderheit auch,⁷¹ Sanders sieht in diesen städtischen Teildialekten „eine Art Bindeglied zum Westniederdeutschen“.⁷²

Auch anhand der Wortgeographie lassen sich Unterschiede festmachen. In der „Einleitung zum 1. Bande“ nennt Teuchert als „West-Ost-Gefälle“ u. a. „*Hamm/Angel*“ ‚gebogener Fortsatz des Sensenblattes‘, „*Wädik/Arpel*“ ‚Enterich‘, „*Äwer/Bir*“ ‚Eber‘, „*Falg’/Brak*“ ‚Brache‘, „*Fläk/Hörd*“ ‚Schafhürde‘, „*Quän/Stark*“ ‚junge Kuh‘, „*Tæt/Staut*“ ‚Stute‘,⁷³ als Nord-Süd-Gegensatz „*Band/Seil* Strohseil zum Binden des Strohbandes, *Kütik* Ackersenf, *sinapis arvensis* / *Haddik*, *Harrik* Hederrich, *raphanistrum arvense*, *Messfaald/Messhoff* Dungplatz auf dem Hofe, *Trad’/Leus’* Wagenspur, Geleise, *Tram/Sprat* Leitersprosse, *Woppen/Wappen* Haferrispe“.⁷⁴ Gernentz unterscheidet ebenfalls zwischen Nord und Süd und führt einen Teil der bereits genannten Beispiele auf, wobei das erstgenannte Wort das im Norden gebräuchliche darstellen soll: „*Abendbrot/Vesper* ‚vorletzte Mahlzeit des Tages, *Kütik/Harrik* ‚Ackerunkraut‘ (*sinapis arvensis*, *raphanus raphanistrum*), *Trad’/Leus’* ‚Geleise‘, ‚Wagenspur‘, *Meßsaal/Meßhoff* ‚Dungplatz auf dem Hofe‘

⁶³ MWB, I, S. IX.

⁶⁴ Stellmacher, S. 149.

⁶⁵ Ebenda, S. 147.

⁶⁶ Ebenda.

⁶⁷ Teuchert, Beiträge, S. 222.

⁶⁸ MWB, I, S. VII.

⁶⁹ Gernentz, Niederdeutsch, S. 30.

⁷⁰ Ebenda, S. 31.

⁷¹ Teuchert, Beiträge, S. 217, vgl. auch seine Einleitung im MWB, I, S. IX.

⁷² Sanders, S. 88.

⁷³ Alle Beispiele aus MWB, I, S. VIII.

⁷⁴ Ebenda.

[sic] *Band/Seil* ‚Strohseil zum Binden des Bundes gedroschenen Strohs‘⁷⁵. Daneben fügt er eine Karte bei, in der sich weitere Unterschiede ausmachen lassen.⁷⁶ Stellmacher sieht auch einen ‚Nord-Süd-Gegensatz, den die Linie Wittenburg-Crivitz-Goldberg-Friedland festlegt. Sie trennt die nördlichen *Kütik, Tram, Trad, Arnbier* von den südlichen *Harrik, Sprat, Lois, Austkost* ‚Hederich, Leitersprosse, Wagenspur, Erntefest‘.⁷⁷ Er nennt teilweise zwar dieselben Wörter wie Teuchert und Gernentz, gibt aber eine andere Verteilung an. Daher wird im Kapitel Lexik zu untersuchen sein, welche Angaben (noch) zutreffen.

1.3 Forschungsgrundlage

1962/63 ließ die Akademie der Wissenschaften zu Berlin Mundartaufnahmen in der gesamten DDR durchführen, um ‚bei der gegebenen Situation der Dialekte deren Bestand so schnell wie möglich auf Magnettonbändern zu erfassen‘.⁷⁸ Von Mecklenburg ist der Großteil dieser Aufnahmen erhalten geblieben. Unter Leitung von Jürgen Gundlach wurden ‚in 61 Orten von insgesamt 245 Mundartsprechern, 184 Männern und 61 Frauen, Tonbandaufnahmen‘ angefertigt.⁷⁹ Diese Arbeit nutzt den Großteil davon als Grundlage. Von einigen Orten standen die Aufnahmen jedoch nicht zur Verfügung, und zwar von Biendorf, Groß Vielist, Ivenack und dem östlichen Pinnow (Planquadrat 15/29).

Dabei galten für die Aufzeichnungen folgende Bedingungen:

1. Bei annähernder Gleichförmigkeit der Mundart soll der Aufnahmeort möglichst in der Mitte jedes Planquadrats liegen;

⁷⁵ Gernentz, Niederdeutsch, S. 28. ‚Meßsaal‘ scheint ein Druckfehler zu sein, das Wort ist im MWB nicht zu finden.

⁷⁶ Ebenda, S. 29.

⁷⁷ Stellmacher, S. 147.

⁷⁸ Gundlach, Jürgen: Plattdeutsch in Mecklenburg heute. Bericht über die Tonbandaufnahmen der mecklenburgischen Mundart 1962/63, in: Rostocker Beiträge. Regionalgeschichtliches Jahrbuch der mecklenburgischen Seestädte. Band 1: 1966, Rostock 1967, S. 173 (nachfolgend als Gundlach, Tonbandaufnahmen und entsprechender Seitenzahl zitiert). In den 1920er Jahren sind bereits Grammophon-Aufnahmen angefertigt worden, allerdings nicht in dieser Ortsdichte, ‚Mecklenburg-Schwerin ist mit 17, Mecklenburg-Strelitz mit 2 Sprechern vertreten‘, Teuchert, Hermann: Grammophonaufnahmen mecklenburgischer Mundarten, in: Mecklenburg. Zeitschrift des Heimatbundes Mecklenburg. (Landesverein des Bundes Heimatschutz). 21. Jahrgang. Nr. 1, Schwerin März 1926, S. 28. Neben den 40 Wenkersätzen wurden auch freie Texte vorgetragen, da in den abgefragten Sätzen ‚die Feinheiten des Accents, des Taktes und Rhythmus dabei Schaden leiden‘ (ebenda, S. 27). Allerdings sind diese freien Erzählstücke nicht mit denen der hier untersuchten Aufnahmen zu vergleichen, denn es handelt sich um ‚zusammenhängende Erzählungen oder Schilderungen, Märchen, Schnurren, auch literarische Stücke, darunter eine Stelle aus Reuters Reis’ nah Bellingen und eine andere aus dem 1. Kapitel der Franzosentid‘ (ebenda), so dass ihr wissenschaftlicher Wert kaum abzuschätzen ist, weil es sich bei solcherlei Rezitationen eben nicht um die Ortsmundart handelt, die ja eigentlich erfasst werden soll. Phonetische Umschriften wurden u. a. aus Rehna („Der Fischer und seine Frau“) und Schwerin („Ut de Franzosentid“) veröffentlicht. Wilhelm Doegen bemerkt zur letztgenannten Aufnahme: „Die Lautgebung nähert sich der schriftsprachlichen Aussprache. Die Schweriner Monophthonge sind nicht überall durchgeführt, sonst hält sich der Ersatz der Reuterschen Formen durch die heutigen Schweriner in engen Grenzen.“ Doegen, Wilhelm: Bemerkungen, in: Deutsche Mundarten. Mecklenburgisch. Bearbeitet von Hermann Teuchert, Berlin 1927 (= Lautbibliothek. Phonetische Platten und Umschriften. Herausgegeben von der Lautabteilung der Preußischen Staatsbibliothek. Nr. 21), S. 11, siehe auch die Umschriften (S. 5 – 11). Anhand des Textes sind aber Syntax, Wortgebrauch und eben auch die Aussprache gar nicht richtig zu ermitteln; inwieweit das Schweriner Platt von dem Reuters abweicht, lässt sich bedingt durch die Vorlage gar nicht so ohne weiteres feststellen.

⁷⁹ Gundlach, Tonbandaufnahmen, S. 173.

2. die Sprecher sollen im Aufnahmeort geboren, in ihm aufgewachsen und nicht lange von ihm abwesend gewesen sein;
3. sie sollen möglichst keine großen Zahnschäden aufweisen;
4. es soll je ein Sprecher der alten Generation, einer mittleren Alters und einer der jüngeren Generation aufgenommen werden, der die für die betreffende Generation typische Sprache spricht; dabei wird erwartet, daß die Mundart in ihrer noch greifbaren ältesten Form, in ihrer Auflösung und schließlich die ihr nächststehende Form der Umgangssprache erfaßt wird;
5. Sprecher aus bäuerlichen und handwerklichen Berufen sind zu bevorzugen;
6. sie sollen kluge, erzählfreudige, mit ihrem Ort und seinen Menschen verwurzelte und im Ort anerkannte Menschen, kurz: Persönlichkeiten sein;
7. die Aufnahme soll nach Möglichkeit in einem geeigneten Raum mit allen Sprechern gemeinsam durchgeführt werden.⁸⁰

Die Arbeit wird dementsprechend nach ältester (vor 1900 geboren), mittlerer (1900 bis ca. 1924 geboren) und jüngster Generation (ab 1925 geboren) unterschieden. Da keine Geburtsdaten vorliegen, kann in einigen Fällen allenfalls geschätzt werden, welcher Generation der jeweilige Sprecher/die jeweilige Sprecherin angehört.

Die Aufnahmen gliedern sich in einen hochdeutschen Festen Text (FT), den die Probanden in ihren Ortsdialekt übersetzen mussten und einer Freien Erzählung (FE), in der sie Fragen von Gundlach beantworteten. Der Übersetzungstext wurde ihnen etwa sechs bis acht Tage vor der eigentlichen Aufzeichnung „mit der Auflage ausgehändigt, ihn in ihrer Mundart aufzuschreiben („schreibe, wie du sprichst“) und ihn dann bei der Aufnahme abzulesen.“⁸¹ In einigen Orten sind auch zusätzlich Sätze für das Mecklenburgische Wörterbuch abgefragt worden (MWB-Sätze). Diese bekamen die Sprecher entweder mit dem FT oder aber erst kurz vor der Aufnahme.⁸² Von einigen Ortschaften sind jedoch nur Teile der Aufzeichnung erhalten geblieben: In Prislisch ist lediglich eine Person vollständig erfasst, von einer zweiten (Sprecher eins) sind nur noch die MWB-Sätze vorhanden. Auf der von Woez sind von allen fünf Personen die MWB-Sätze zu hören, die FE ist jedoch nur von einem Probanden vollständig, bei einem zweiten ist nur noch ein Teil erhalten geblieben, die anderen Gespräche und die FT standen nicht zur Verfügung. Die von Gundlach getroffene Unterscheidung der Aufnahmeteile wird auch für diese Arbeit verwendet. Die Passagen, wo die Probanden frei sprechen sollten, wird deshalb vereinfachend als „FE“ oder „freies Gespräch“ bezeichnet, da Redeanteile der Sprecher teilweise stark variieren und es sich in einigen Fällen eher um einen Monolog handelt, in den der Explorator nur wenig eingreift, in anderen aber eher die Form eines Interviews annimmt, in dem der oder die Befragte nur kurz antwortet.

Bei der Wahl der Orte musste der Aufnahmeleiter damals, „da ein großer Teil der Aufnahmen im Herbst und im Winter gemacht wurde, die Wegeverhältnisse berücksichtigen.“⁸³ Das Aufnahmegebiet wurde zunächst in Planquadrate aufgeteilt: „Die Seitenmaße eines solchen sog. Quadrats entsprechen genau 15 Längenminuten und 10 Breitenminuten. In der Breitenlage Mecklenburgs beträgt die Länge der Vierecke etwa 16, ihre Höhe 18 km.“⁸⁴ Dabei „konnte meist ohne Bedenken ein Aufnahmeort im mittleren Teil der Planquadrate gewählt werden.“⁸⁵

Allerdings gibt Gundlach zu bedenken, dass zusätzliche Aufnahmen „noch im Südwesten des Landes und vielleicht an den bekannten Sprachgrenzen, so zwischen den alten Großherzogtümern Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz“, durch-

⁸⁰ Ebenda, S. 174.

⁸¹ Ebenda, S. 176.

⁸² Siehe Gundlach, Tonbandaufnahmen, S. 189 f., wie dabei verfahren wurde.

⁸³ Gundlach, Tonbandaufnahmen, S. 175.

⁸⁴ Ebenda, S. 183, Anm. 3.

⁸⁵ Ebenda, S. 175.

geführt werden sollten.⁸⁶ Für diese Arbeit sind deshalb Aufnahmen weiterer Orte hinzukommen, dazu gehören die südlich von Schwerin gelegenen Sukow und Tramm (2008 erfasst), für den Nachbarort Banzkow konnte ein dort geborener, jetzt in Sukow lebender Sprecher Auskunft geben. Daneben ist auch das etwas weiter westlich gelegene Rastow (ebenfalls 2008) erfasst worden, wobei der Proband ursprünglich aus dem benachbarten Goldenstädt stammt. Für die Landesmitte wurden Demen (Erfassungszeitraum 2004/2008) und Kossebade (2004/2007) mit einbezogen, die zwischen den von Gundlach aufgezeichneten Pinnow und Mestlin liegen. Des Weiteren sind auch Städte berücksichtigt worden, allerdings mit starken Einschränkungen: In Crivitz ist ein aus Wismar stammender Sprecher befragt worden (2008), in Demen eine in Bützow geborene Frau (2009), die dort auch ihre Kindheit und Jugend verbracht hat, für Rostock standen zwei Mitglieder aus dem hiesigen Plattdeutschverein zur Verfügung (2007), die allerdings beide nicht aus dem Ort stammen, der erste kommt aus einem Dorf bei Bad Doberan, der zweite aus Gnoien. Diese Umstände zeigen, dass einige der damals formulierten Bedingungen heute kaum noch bzw. teilweise gar nicht mehr zu erfüllen sind. Aufgrund der Mobilität ist es heute sehr schwer, „alteingesessene“ Bewohner zu finden. Im Falle von Tramm und Kossebade war das noch sehr gut möglich. Der ältere Trammer und die beiden Kossebaderinnen sind in den jeweiligen Ortschaften geboren worden, ebenso die Eltern.⁸⁷ Auch hinsichtlich des Alters ist heute kaum noch eine generationenübergreifende Sprecherschicht zu finden. Die beiden jüngsten Probanden sind 1952 bzw. 1953 geboren worden, in Demen war es sogar noch möglich eine Mutter und ihren Sohn aufzuzeichnen, in Sukow Mutter und Tochter. Insgesamt stehen von den für die alten Aufnahmen angegebenen drei Generationen heute nur noch zwei zur Verfügung: Der älteste Sprecher, eine Frau aus Sukow, wurde 1913 geboren, danach folgen eine Demenerin (1922 geboren) und der bereits angesprochene Trammer (1923 geboren). Wird für sie die Einteilung der gundlachschen Aufnahmen angesetzt, gehören sie der mittleren Generation an, alle anderen der „jüngsten“. Zumeist sind die heutigen Mundartsprecher um die 1930er und 1940er Jahre geboren worden. Gundlach hat dieses Alter ebenfalls schon erfasst. Aus Gründen der Einheitlichkeit sind auch auf den neuen Aufnahmen FT, FE und MWB-Sätze zu hören. Für Letztere sind aber zum Teil eigens für die Region formulierte Sätze hinzugekommen, um bestimmte Wörter und Lauterscheinungen abzufragen. Ansonsten stimmen sie mit denen auf den älteren Aufnahmen überein, so dass es möglich sein wird, Schlüsse über die Sprachentwicklung seit 1963 zu ziehen.⁸⁸ Die Interviews sind wie auf den alten Aufnahmen grundsätzlich auf Niederdeutsch geführt worden.⁸⁹ Um den Frage-Antwortcharakter etwas abzumildern, wurden die Probanden – sofern mehr als einer zur Verfügung stand – zumeist gemeinsam interviewt, so dass sie sich im Bedarfsfall ergänzen konnten. In Kossebade ist daher teilweise so ein Gespräch zwischen den beiden Sprecherinnen entstanden, ohne dass der Explorator es mit Hilfe von Fragen führen musste. In Demen sind Mutter und Sohn (Sprecher eins und vier) zwar separat befragt worden, jedoch wurden beide gemeinsam aufgenommen, so dass beide auch in das Gespräch des jeweils anderen teilweise ergänzend eingreifen. So ist auch mit Sprecher zwei und drei, einem Ehepaar, verfahren worden. Lediglich der letzte Proband wurde allein befragt. In Sukow wurde zwischen den Sprechern nicht getrennt, zwar richteten sich einige Fragen speziell an eine be-

⁸⁶ Ebenda.

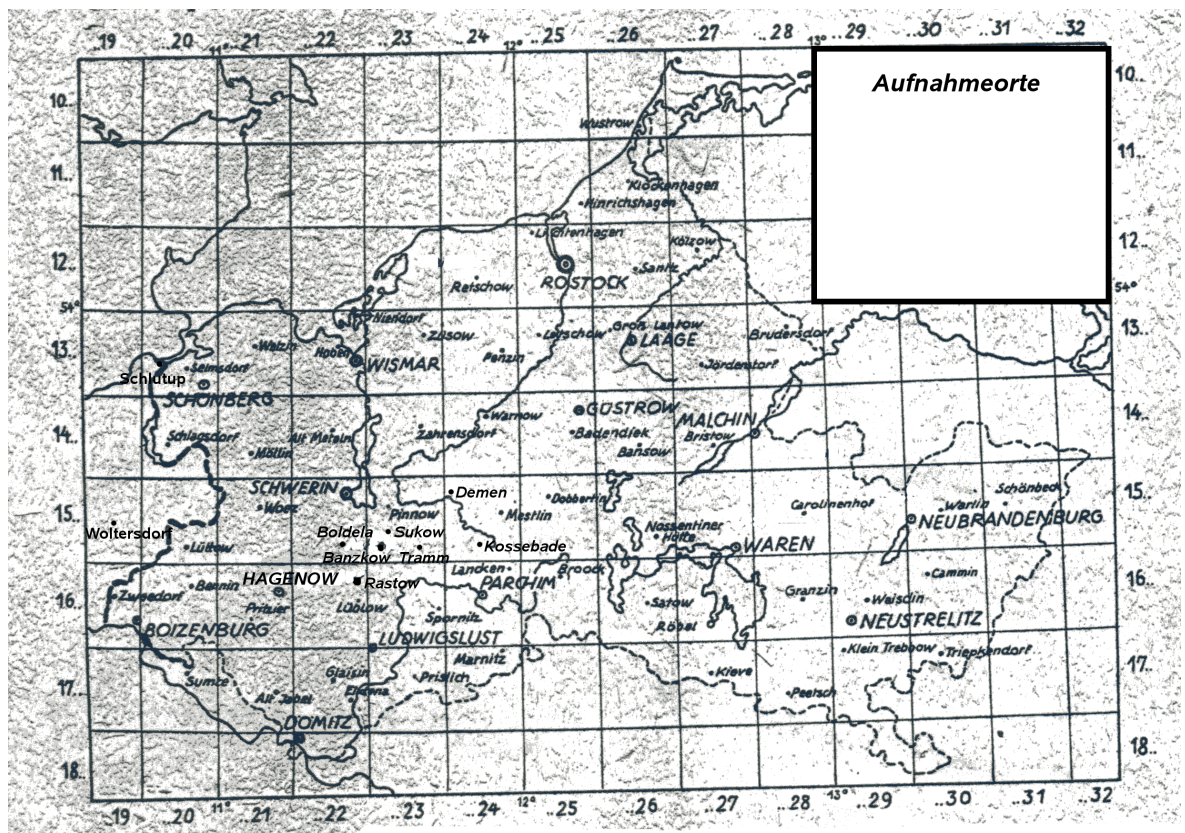
⁸⁷ Die Vorfahren der beiden Probandinnen aus Kossebade leben schon seit Generationen ununterbrochen im Ort. Beide Frauen haben den Ort auch nie längere Zeit verlassen.

⁸⁸ Sämtliche Übersetzungstexte sind im Anhang abgedruckt.

⁸⁹ Der Explorator verwendete dabei das ihm geläufige Kossebader Platt. Verständigungsschwierigkeiten gab es aber nicht. Allenfalls fiel z. B. dem Schlutuper die Andersartigkeit auf.

stimmte Person, hier war die Interaktion mit den anderen jedoch so häufig, dass eine Aufteilung der FE nach Probanden nicht mehr sinnvoll erschien. Die beiden Rostocker wurden ebenfalls in einem Raum befragt, jedoch separat, da die Gesprächsthemen variierten. Jedoch ergänzt auch hier der eine die Antwort des jeweils anderen. Nur in Tramm sind beide Sprecher getrennt voneinander aufgenommen worden.

Bedingt durch die politischen Entwicklungen nach 1945 gehörte dem Aufnahmegebiet 1962/63 auch Sumte an, das eigentlich nicht zu Mecklenburg gehörte, so dass die Arbeit auch Unterschiede zu angrenzenden Nachbargebieten ermitteln kann. Deshalb sind auch noch Woltersdorf aus dem Herzogtum Lauenburg (2007/2008) und das zu Lübeck gehörende Schlutup (2007), ein Nachbarort des mecklenburgischen Selmsdorf, mit aufgenommen worden. Folgende Karte⁹⁰ veranschaulicht die Lage aller Orte und die Belegnetzdichte:



Die meisten Probanden der neuen Aufnahmen entstammen dem von Gundlach skizzierten Milieu, die Sukower dem landwirtschaftlichen, ebenso Sprecher eins, zwei und drei aus Demen, der vierte dort ist Stellmacher. Eine höhere Schulbildung haben der Rastower (Diplomingenieur), der Wismarer (Arzt), die Bützowerin (Lehrerin) und der zweite Rostocker, der Schlutuper hat auf einer Werft gearbeitet. Auf den gundlachschen Aufnahmen dominieren landwirtschaftliche Tätigkeiten, sei es als Bauer, Büdner, Häusler usw., daneben üben einige auch „neue“ Berufe aus, z. B. Traktorist. Auch das Forstwesen ist vertreten. Danach kommen die handwerklichen Berufe Stellmacher und Schmied, seltener sind Bäcker, Schuster und Friseur, daneben ist auch der Elektriker erfasst, in Hoben, Poel, Wustrow und Röbel spielt(e) der Fischfang noch eine Rolle. Frauen sind in der Minderzahl⁹¹ und entweder Haus-

⁹⁰ Diese und alle anderen für diese Arbeit angefertigten Karten nutzen als Grundlage diejenige in Gundlach, Tonbandaufnahmen, S. 188.

frauen oder in der LPG beschäftigt, einige arbeiten als Verkäuferinnen, eine ist Lehrerin.

Obwohl der „Wert der FE-Aufnahmen [...] gar nicht zu hoch veranschlagt werden“ kann,⁹² sind sie nie vollständig ausgewertet worden, was auf die sich nach 1963 anschließenden Ereignisse zurückzuführen ist, wie Gundlach 1998 resümiert: „Der bemerkenswerte Ertrag dieser wohl letztmalig möglichen flächendeckenden Mundarterhebung wurde danach durch die Akademiereform vertan, der Leiter der Aufnahmen, Dr. Hans-Joachim Schädlich, schließlich aus dem Lande getrieben.“⁹³ Christa Prowatke hat im Rahmen ihrer Dissertation 1973 teilweise die Aufzeichnungen von Alt Meteln, Möllin, Pinnow (Planquadrat 15/29)⁹⁴, Schlagsdorf, Schönbeck und Warlin ausgewertet, allerdings nur unter phonologischen Gesichtspunkten, um damit das Phoneminventar der Mundart zu bestimmen.⁹⁵ Renate Herrmann-Winter zitiert 1974 in einem Aufsatz über die „Auswirkungen der sozialistischen Produktionsweise in der Landwirtschaft auf die sprachliche Kommunikation“ einen Ausschnitt aus der FE von Sprecher zwei aus Klockenhagen, allerdings nimmt auch sie keine eingehende Analyse vor, sondern veranschaulicht daran lediglich „die Sprechweise eines Genossenschaftsbauers“.⁹⁶ Im Rahmen dieser Arbeit wird daher besonders auf diesen Erzählungen das Hauptaugenmerk liegen, da darin der gesprochene Dialekt noch am besten dokumentiert wird und die Wortwahl und der Satzbau freier sind als bei den Übersetzungstexten.

1.4 Zur Methodik

Das hier angewandte Verfahren hat einige Vorteile gegenüber älteren Methoden: die Aufnahmen ermöglichen es, „in unbeschränktem Umfang dem sprachlichen Augenblick Dauer zu verleihen“,⁹⁷ d. h., sie können beliebig oft angehört werden, was bei einem einfachen Gespräch nicht möglich ist. Schriftliche Aufzeichnungen mit Hilfe des lateinischen Alphabets, so nahe sie auch nach der Aussprache notiert seien mögen, können phonologische Verhältnisse nur ungenügend wiedergeben. Zum einen steht nur eine begrenzte Zahl Grapheme zur Verfügung, um die Laute darzustellen, zum anderen kann ein und dasselbe Graphem mehrere Laute kennzeichnen.⁹⁸ Oftmals sind sie zudem für denjenigen, der sie auswertet, nicht immer eindeutig. In Züsow schreibt der zweite Proband beispielsweise „Kann hei al wedder lopen“, der

⁹¹ Gundlach, Tonbandaufnahmen, S. 174, begründet diese Auswahl damit, dass „sich im Durchschnitt die Männer sprachlich konservativer zu verhalten“ scheinen. Diese Beobachtung konnte aber z. B. auf den neuen Aufnahmen nicht gemacht werden, denn geschlechtsspezifische Unterschiede bestanden kaum, vielmehr schienen Alter, Bildung und Lage des Aufnahmeortes wichtiger (vgl. z. B. Kap. 2.1.4).

⁹² Gundlach, Tonbandaufnahmen, S. 182.

⁹³ Gundlach, Jürgen: Niederdeutsch an der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin – Erfahrungen einer Außenstelle, in: Herrmann-Winter, Renate (Hrsg.): Heimatsprache zwischen Ausgrenzung und ideologischer Einbindung. Niederdeutsch in der DDR, Berlin [u. a.] 1998, S. 112.

⁹⁴ Diese Aufnahme stand für diese Arbeit nicht mehr zur Verfügung.

⁹⁵ Prowatke, Christa: Zum gegenwärtigen Lautstand der niederdeutschen Mundart in der DDR. Untersuchungen von Wortmaterial aus den drei Nordbezirken unter Berücksichtigung phonologischer Erkenntnisse, Diss. masch. Rostock 1973, S. 9.

⁹⁶ Herrmann-Winter, Renate: Auswirkungen der sozialistischen Produktionsweise in der Landwirtschaft auf die sprachliche Kommunikation in den Nordbezirken der Deutschen Demokratischen Republik, in: Akademie der Wissenschaften der DDR. Zentralinstitut für Sprachwissenschaft (Hrsg.): Aktuelle Probleme der sprachlichen Kommunikation. Soziolinguistische Studien zur sprachlichen Situation in der Deutschen Demokratischen Republik, Berlin 1974, S. 177.

⁹⁷ Gundlach, Tonbandaufnahmen, S. 173, siehe auch Niebaum/Macha, S. 15.

⁹⁸ Niebaum/Macha, S. 18.

dritte „hei dörft nu bald werre lopen“, die einzige Frau „So hei dörft bald werre lopen“.⁹⁹ Hier stellt sich die Frage, ob ‚wieder‘ nun [vɛdɔ] oder [vɛrə] ausgesprochen wird bzw. ob es wirklich beide Varianten in dem Ort gibt. Auf den Aufnahmen spricht der zweite Proband jedoch kein /d/, sondern neigt zum /r/. Für den Mundartunkundigen bereitet die Schreibung „al“ ebenfalls Schwierigkeiten, da kaum ersichtlich ist, ob das <a> lang oder kurz ausgesprochen werden soll. Unterschiedlich realisieren die Sprecher auch ‚brechen‘: die Frau (= Sprecher eins) schreibt „braken“, der zweite Proband „bracken“, der dritte „brocken“. Auch hier ist zu überlegen, ob damit unterschiedliche Laute bezeichnet werden sollen oder bei allen derselbe vorliegt. Eine Schreibung nach Aussprache erzeugt also unterschiedliche Schreibweisen, die z. T. nur für den Schreiber eindeutig sind. Daher müssen solche Verschriftlichungen zu einem gewissen Teil auch immer interpretiert werden. Sie sind deshalb nur bedingt für phonologische oder gar phonetische Untersuchungen geeignet, weshalb es auch schon frühzeitig Kritik an diesem Verfahren bei den Wenkersätzen gab: Otto Bremer führt bereits Ende des 19. Jahrhunderts unterschiedliche Schreibungen für ‚Wasser‘ auf (z. B. „water“, „wader“, „warer“), die sich immer wieder abwechseln,¹⁰⁰ wobei er vermutet, die meisten „water“

bedeuten nichts weiter als historische Orthographie. Es besteht in Niederdeutschland sehr wohl das Bewusstsein, dass hochdeutschem *z* bez *ss* ein niederdeutsches *t* entspreche, und man konnte um so leichter *water* schreiben, als bei fast allen plattdeutschen Schriftstellern so zu lesen ist.¹⁰¹

Gerade die Anweisung „schreibe, wie du sprichst“ ist nicht immer hilfreich, da die Sprecher durch die Orthographie der Standardsprache beeinflusst werden und bestimmte Graphemkombinationen einfach von Region zu Region anders ausgesprochen werden, ohne dass es für die Probanden einer besonderen Kennzeichnung bedarf. Bremer führt das <er> in ‚Wasser‘ an:

Zunächst begreift man leicht, dass überwiegend *-er* geschrieben wird. Der Nordniedersachse spricht auch hochdeutsches, gedrucktes *-er* wie *-ä* aus, ebenso wie der Brandenburger es *-a* liest. Viele meinen naiverweise *-er* zu sprechen – glaubt man doch im allgemeinen so zu sprechen, wie man schreibt. Für Niedersachsen kommt noch dazu, dass fast alle Dialektschriftsteller *-er* schreiben.¹⁰²

Daher ist nicht immer zu ermesen, was der Proband mit der Schreibung meinen könnte. Als Beispiel sei Sprecher zwei aus Züsow genannt, der „besögt“ ‚besucht‘ schreibt: Dass dieses <g> nicht als /k/ zu verstehen ist, erschließt sich nur durch die Aufnahme, wo der Proband es als /ç/ realisiert, oder jemandem, der mit der Mundart vertraut ist.¹⁰³ In anderen Verschriftlichungen unterlässt er es, die Länge der Vokale zu kennzeichnen: „schnit“ [ʃni:t] ‚geschnet‘ gegenüber „ümer“ [ʏmɐ] ‚ümmern‘ und „Apelböm“ [ab|bø:m] ‚Apfelbäume‘. Insofern können auch die Werke von Mundartschriftstellern nur bedingt für die Lautanalyse herangezogen werden, sie dienen in dieser Arbeit nur als Ergänzung.

⁹⁹ Siehe die Abbildungen im Anhang.

¹⁰⁰ Bremer, Otto: Zur Geographie der deutschen Mundarten in Form einer Kritik von Wenkers Sprachatlas des Deutschen Reichs, Leipzig 1895, S. 166 f.

¹⁰¹ Ebenda, S. 167.

¹⁰² Ebenda, S. 170.

¹⁰³ Vgl. u. a. standardsprachliches ‚mögt‘ [mø:kt], ‚sagt‘ [za:kt] usw., die in der hochdeutschen Umgangssprache auch als [mø:çt] und [zaçt] artikuliert werden können.

Die Übersetzungstexte bieten den Vorteil, dass so bestimmte Lautmerkmale und Wörter gezielt abgefragt werden können. Syntaktische Besonderheiten lassen sich jedoch so nicht erschließen, da die vorgegebene Satzstruktur einen Einfluss auf die Probanden ausüben wird. Daher ist solch eine Abfrage nicht für die Untersuchung aller sprachlichen Aspekte geeignet. Problematisch ist jedoch auch, dass mehrere Faktoren das Untersuchungsergebnis derartig beeinflussen können, dass Fehlschlüsse möglich sind. So schreibt der zweite Proband aus Züsow beispielsweise: „Samstog hewen wie min Schwester besögt Dei was ock Putschent [= Patient], dat geiht ehr were bäder“. Da die Sprecher die Sätze vor der Aufnahme schriftlich fixieren sollten, ist es nicht ausgeschlossen, dass die Standardsprache, die alle als Schreibsprache nutzen, sich auf die Wortwahl auswirkt. Der Züsower gibt standardsprachliches „Sonnabend“ aus der Vorlage mit dem eigentlich weiter im Süden gebräuchlichen Wort wieder. Offensichtlich wollte er ein Wort wählen, das sich von der Vorlage deutlicher absetzt. „was“ und „hewen“ könnten auf den Einfluss der niederdeutschen Mundartliteratur zurückzuführen sein.¹⁰⁴ Der jüngere Trammer übersetzt „Fleischer“ mit „Metzger“. Zumeist verwenden die Probanden in diesem Fall aber ein der Standardsprache näheres Wort, die Belege für „Fleischer“ (u. a. Bristow, Granzin, Lichtenhagen) und „Fleescher“ (Schönbeck, Warlin) sind durch die Vorlage begünstigt, in der Mundart lautet die Bezeichnung aber „Slachter“/„Schlachter“, d. h., hier liegt ein anderes Formativ vor. Daher lässt sich in einigen Fällen auch nur schwer beurteilen, inwieweit bestimmte Wörter noch benutzt werden, beispielsweise bevorzugen die Probanden auf den neueren Aufnahmen in den MWB-Sätzen „Rägenwurm“ gegenüber „Marrik“. Nachdem Sprecher zwei aus Demen „Regenwurm“ mit „Rägenwurm“ übersetzt hat, meint seine Frau jedoch, dass er eigentlich immer noch „Marring“ sage. Andererseits trägt die Möglichkeit, den Wortgebrauch nochmals überdenken zu können, auch dazu bei, dass die Sprecher bewusst ältere, „plattdeutsch klingendere“ Wörter gebrauchen, die sie im Alltag kaum mehr sagen. Die älteste Probandin aus Demen berichtet vor der Aufzeichnung, dass ihr das Wort „Marring“ im Bett wieder eingefallen sei. Auf ihrer Verschriftlichung ergänzt sie das Wort (als „Marink“) nachträglich, während sie „Regenwurm“ in Klammern setzt.¹⁰⁵ Es sind also zwei eigentlich völlig entgegengesetzte Tendenzen zu beobachten, wobei die Art der Beeinflussung sprecherabhängig ist. Bei der Aufnahme der ersten vier Probanden in Demen und den beiden Kossebaderinnen ist ihnen Zeit eingeräumt worden, die Sätze in „ihr Platt“ zu übertragen, so wie es auch Gundlach getan hatte. Für die nachfolgenden Aufnahmen wurden den Sprechern jedoch die Übersetzungstexte erst unmittelbar vor der Aufzeichnung ausgehändigt, d. h., sie mussten sie spontan übertragen. Zwar ist dadurch keine flüssige Wiedergabe möglich, doch kann so besser bestimmt werden, inwieweit gewisse Wörter noch benutzt werden. Abschließend wurde dann aber auch durch Nachfragen ermittelt, ob noch andere Ausdrücke bekannt seien. Die zweite Kossebaderin musste einen Teil der MWB-Sätze in einer späteren Aufnahme ebenfalls nochmals spontan übersetzen. Ein großer Nachteil dieser Texte liegt jedoch darin, dass quasi eine Erwartungshaltung mit ihnen ausgedrückt wird. Die Sätze sind daraufhin ausgelegt, dass sie mit bestimmten Wörtern übersetzt werden. So findet sich im FT auch die Formulierung „schlechtes Wetter“, womit ermittelt werden könnte, inwieweit noch die Lautver-

¹⁰⁴ So benutzt Reuter mehrfach „was“ und schreibt ab 1859 „hewwen“: „Dat heit in’n Kopp, denn in de Stuw was ’t düster, un Licht müßt hei doch hewwen.“ Reuter, Fritz: Ut de Franzosentid, in: Reuter, Fritz: Reuters Werke in fünf Haupt- und drei Ergänzungsbänden. Herausgegeben von Karl Theodor Gaedertz. Neue, durchgesehene Ausgabe von Carl W. Neumann. Mit einer Einleitung von Dr. Hans Joachim Gernentz. Zweiter Band. Ut de Franzosentid – Ut mine Festungstid, Leipzig [ca. 1955], S. 39 (diese Werkausgabe wird nachfolgend als Reuter, Werke mit entsprechender Bandangabe zitiert).

¹⁰⁵ Siehe Anhang.

bindung /sl/ üblich ist. Allerdings übersetzen einige Probanden sie mit „leeg Wädrer“, d. h., hier lässt sich keinerlei Aussage über diese Lautentwicklung machen. Für ‚geschmolzen‘ ist auf den Aufnahmen „smöllt“/„schmöllt“/„schmoltn“ aber auch „updäut“/„updööt“ zu hören. Je nachdem, was für ein Lexem der Autor der Sätze „erwartet“, wird möglicherweise dieses nicht immer in den Übersetzungen vorhanden und damit für die Untersuchung unter Umständen „nutzlos“ sein. Bereits Wenker musste bei der Formulierung „(mit dem) Pferde“ feststellen, dass sich anhand dieser nicht überall die Verbreitung der Lautverschiebung von /p/ feststellen ließ, da „große Teile des deutschen Sprachraums in den Mundarten das Wort *Pferd* nicht kennen und an seiner Stelle Formen von *Gaul* bzw. *Ross* verwenden“.¹⁰⁶ Neben Wörtern, die in den Mundarten gar nicht vorkommen – als Beispiel aus den FT sei „solchen“ genannt, das in der hochdeutschen Lautung oder als „so’n“ wiedergegeben wird –, können Synonyme die Belegdichte für eine Erscheinung weiter schmälern. Für das im FT abgefragte „Mädchen“ existieren im Mecklenburgischen „Diern“/„Deern“ und „Mäten“/„Mäken“. Bei beiden gibt es Besonderheiten in der Lautung, deren geographische Verbreitung interessant ist. Gundlach lässt daher in den ostmecklenburgischen Orten die Sätze teilweise wiederholen, wenn die Sprecher „Diern“ gesagt haben, um auch Nachweise für „Mäken“ bzw. „Mäten“ zu erhalten, da diese Formen sprachgeographisch gesehen dort wichtiger scheinen. In Groß Lantow fragt Sprecher drei vor der eigentlichen Übersetzung der MWB-Sätze, ob er Hund nicht mit „Köter“ übersetzen könne: „Kann man statt Hund ook Kööder seng?“ Auskunft über Wortgebrauch, Lautentwicklung usw. gibt aber auch die FE. In diesen Gesprächen steht die spontane Rede im Vordergrund, so dass sich bessere Aussagen darüber machen lassen, was noch aktiv verwendet wird. Zudem ist auch eine Analyse der Syntax möglich. Allerdings ist damit nicht immer gewährleistet, dass darin auch Befunde vorkommen, die für die Untersuchung bestimmter Wort- und Lautgrenzen wichtig sind. Beide Teile ergänzen sich also. Die Gespräche bilden aber auch keine „alltägliche“ Konversation ab, sondern sind vielmehr auf Frage und Antwort ausgelegt, wobei Letztere auch zu längeren Monologen ausgedehnt werden kann, wie Gundlach feststellt: „Das so gewählte Verfahren bedingte, daß die FE mehr Erzählungen der Sprecher als Dialoge zwischen Sprecher und Explorator wurden. Das war beabsichtigt.“¹⁰⁷ Gerade in Hinblick auf die Untersuchung war es notwendig, den Anteil des Fragestellers am Gespräch „so gering wie nur irgend möglich“ zu halten.¹⁰⁸ Untersuchungen zur Sprachverwendung (Dialekt, Umgangssprache usw.) sind damit allerdings nicht möglich, zumal der Explorator durch seine Fragen die Unterhaltung bewusst in eine Richtung lenkt:¹⁰⁹

Als ideale Art der Sprachdatenerhebung wäre wohl die *verdeckte Beobachtung* anzusehen, bei der die Gewährspersonen nicht wissen, dass ihr Sprachgebrauch aufgenommen wird; hier ergeben sich jedoch juristische und ethische Implikationen, die ein solches Verfahren sehr fragwürdig machen [...].¹¹⁰

Gundlach hält aber „ergänzende Aufnahmen plattdeutscher Gespräche ohne jedwede Lenkung für ein möglichst vollständiges Bandarchiv“ für nötig, da dieses „auch Untersuchungen z. B. der Emphase und des Satzbaus sowie sprachsoziologische Fragestellungen ermöglichen würde“.¹¹¹ Allerdings lehnt auch er „Aufnahmen ohne

¹⁰⁶ Niebaum/Macha, S. 65.

¹⁰⁷ Gundlach, Tonbandaufnahmen, S. 177.

¹⁰⁸ Ebenda.

¹⁰⁹ Niebaum/Macha, S. 14, Anm. 4.

¹¹⁰ Ebenda, S. 14.

¹¹¹ Gundlach, Tonbandaufnahmen, S. 177.

Wissen der Sprecher“ ab, meint jedoch, es „muß doch für eine Aufnahmesituation gesorgt werden, die dem nahe kommt.“¹¹²

Für die nachfolgende Untersuchung standen zusätzlich drei Aufnahmen zur Verfügung, die während einer Feier gemacht worden sind und Gundlachs Vorschlag nachkommen. Damit lässt sich die heutige Sprachsituation sehr viel besser erfassen, da eine Beeinflussung seitens eines Explorators ausgeschlossen ist.

1.5 Zum verwendeten Schriftsystem

Die so hergestellten Aufnahmen müssen für diese Arbeit verschriftlicht werden. Damit ergeben sich dieselben Probleme, wie sie eingangs des vorigen Kapitels erläutert worden sind.

Für phonologische Untersuchungen genügt das lateinische Alphabet nicht mehr. In den entsprechenden Kapiteln wird daher auf das Internationale Phonetische Alphabet (IPA) zurückgegriffen, da die Lautung damit zumindest annähernd dargestellt werden kann. Das Zeichensystem ist dabei möglichst einfach gehalten und folgt im Wesentlichen einer Staatsexamensarbeit von Andreas Pedd.¹¹³ Für die **Vokale** gelten dabei folgende Konventionen:

[a]	offen – vorn – gerundet	Beispiel: Wall
[a:]	offen – vorn – gerundet	Beispiel: Wal
[e:]	halb geschlossen – vorn – ungerundet	Beispiel: heben
[ɛ]	halb offen – vorn – ungerundet	Beispiele: hätte, Wette
[ɛ:]	fast offen – vorn – ungerundet	Beispiel: läse (nach schriftsprachlicher Aussprache)
[ə]	neutral – zentral - ungerundet	Beispiel: Ende
[ɐ]	fast offen – zentral - ungerundet	Beispiel: Fahrer
[ɪ]	fast geschlossen – fast vorn – ungerundet	Beispiel: still
[i:]	geschlossen – vorn – ungerundet	Beispiel: Stil, Spiel
[ɔ]	halb offen – hinten – gerundet	Beispiel: Rotte
[ɔ:]	halb offen – hinten – gerundet	im Hd. nicht vorhanden, zwischen [a:] und [o] gelegen, klingt in etwa wie in engl. all ¹¹⁴
[o:]	halb geschlossen – hinten – gerundet	Beispiel: rot
[ø:]	halb geschlossen – fast vorn – gerundet	Beispiel: Römer
[œ]	halb offen – fast vorn – gerundet	Beispiel: Köche
[œ:]	halb offen – fast vorn – gerundet	im Hd. nicht vorhanden, klingt etwa wie in frz. „œuvre“. ¹¹⁵
[u]	fast geschlossen – fast hinten - gerundet	Beispiel: Mutter
[u:]	geschlossen – hinten - gerundet	Beispiel: Mut
[ʏ]	fast geschlossen – fast vorn - gerundet	Beispiel: zünden

¹¹² Ebenda, S. 185, Anm. 26.

¹¹³ Pedd, Andreas: Besonderheiten des Mecklenburger Platt. Eine Untersuchung ausgewählter Phoneme. Hausarbeit im Rahmen der Ersten Staatsprüfung für das Lehramt an Gymnasien, Rostock 2003, S. 7 f.

¹¹⁴ Die Aussprache kann dabei entweder mehr zum [a:] oder [o] hin variieren. Das englische „all“ ist dabei als Näherung zu betrachten. Es handelt sich bei diesem Laut im Grunde um eine Dehnung des kurzen [ɔ]. Nahe kommt ihm in der (norddeutschen) Aussprache das Wort „Sorte“.

¹¹⁵ Dieser Laut kann als Dehnung des [œ] verstanden werden.

[y:]	geschlossen – fast vorn - gerundet	Beispiel: Süden
------	------------------------------------	------------------------

Die häufigsten **Diphthonge** sind:

[ɔu]	Beispiel: Bauer
[ɔy]	Beispiel: Bäuerin, Heu
[aj]	Beispiel: rein

Daneben gibt es außerdem noch Diphthonge, die aus langen und halblangen Vokalen bestehen, z. B. [ei]. Deren Verwendung ist aber schon von Sprecher zu Sprecher unterschiedlich.

Die **Konsonanten** stimmen mit denen der Standardsprache überein, /ʒ/ ist allerdings auch bei „einheimischen“ Wörtern zu hören.

	Artikulationsort	artikulierendes Organ	Artikulations-Modus	Stimmhaftigkeit	Beispiele
[b]	labial	labial	plosiv	stimmhaft	Bad
[ç]	palatal	dorsal	frikativ	stimmlos	ich
[d]	alveolar	koronal	plosiv	stimmhaft	Deich
[f]	dental	labial	frikativ	stimmlos	Frau
[g]	velar	dorsal	plosiv	stimmhaft	Garten
[h]	glottal	glottal	frikativ	stimmlos	Hose
[j]	palatal	dorsal	frikativ	stimmhaft	Jahr
[k]	velar	dorsal	plosiv	stimmlos	Kind
[l]	alveolar	koronal	lateral	stimmhaft	Liebe
[m]	labial	labial	nasal	stimmhaft	Mann
[n]	alveolar	koronal	nasal	stimmhaft	Nase
[ŋ]	velar	dorsal	nasal	stimmhaft	lang
[p]	labial	labial	plosiv	stimmlos	Pause
[r]	alveolar	koronal	vibrant	stimmhaft	Reibung
[ʀ]	uvular	dorsal	vibrant	stimmhaft	Reibung
[s]	alveolar	koronal	frikativ	stimmlos	Buße, müssen, häufig im Auslaut, im Anlaut häufig als Affrikate [ts], z. B. Zoo ¹¹⁶
[ʃ]	post- alveolar	koronal	frikativ	stimmlos	Schrank, Strom, Spalt
[t]	alveolar	koronal	plosiv	stimmlos	Tau
[v]	dental	labial	frikativ	stimmhaft	Wand
[x]	velar	dorsal	frikativ	stimmlos	Achtung

¹¹⁶ /s/ ist auch bei einigen Wörtern im Anlaut zu hören, z. B. bei [sy:] ‚sieh (Imperativ)‘, vgl. auch Nerger in Eggers, S. 247. Einige Sprecher artikulieren manchmal auch /z/ etwas härter, so dass es sich dem /s/ annähert.

[z]	alveolar	koronal	frikativ	stimmhaft	Saft
[ʒ]	post-alveolar	koronal	frikativ	stimmhaft	Garage, Enjambe ment

// zeigt an, das /l/, /m/ oder /n/ ein „vokalischer“ Wert am Silbenende zukommt, z. B. [le:bm̩] ‚leben‘, ‚Leben‘. Das Zeichen //, das die Silbengrenze anzeigt, wird nur in Ausnahmefällen verwendet. Weitere Lautphänomene, wie z. B. der Glottisschlag (/ʔ/) bleiben in der Verschriftlichung unberücksichtigt, da die Kapitel über den Lautstand des Mecklenburgischen in erster Linie typische Erscheinungen des Dialektes behandeln werden. Der Glottisschlag kommt aber eben genau dort vor, wo er auch im Hochdeutschen zu hören ist, also z. B. zwischen zwei Vokalen: [bə'ʔi:rə'diçt] ‚beerdigt‘ (Badendiek). Da zumeist nur einzelne Phoneme herausgegriffen werden, scheint es der Übersicht wegen auch sinnvoller, die Lautfolge mit möglichst wenigen Zeichen darzustellen. Eine ganz genaue Lautdarstellung ist ohnehin nicht möglich, da die Aussprache von Sprecher zu Sprecher leicht variieren kann. Einige ältere lassen dem /aj/ beispielsweise ein /i/ folgen, ohne dass sich eine geographische Verteilung feststellen ließe. Sie ist lediglich in diachroner Betrachtung interessant, in der synchronen über die Verteilung des /aj/ spielt sie jedoch keine Rolle, da es sich auch in diesen Fällen um denselben Diphthong handelt. Zudem lässt sich trotz mehrmaligen Hörens die exakte Aussprache nicht immer ermitteln. Beim ersten Hören kann ein /i/ nachklingen, beim zweiten jedoch nicht. Diese Unsicherheiten sind auf unterschiedliche Höreindrücke zurückzuführen, so dass selbst bei mehrmaligem Hören durchaus unterschiedliche Aussprachen festgestellt werden können, obwohl es sich um dasselbe Wort handelt. Einige Laute sind nicht immer zweifelsfrei voneinander zu unterscheiden, Gundlach meint beispielsweise, „[z]wischen der *i*- und *e*-, bzw. der *u*- und *o*-Aussprache liegen Übergänge, die durch den diphthongischen Charakter der Vokale vor *r* oft schwer herauszuhören sind.“¹¹⁷ Es ist deshalb auch manchmal schwer zu entscheiden, ob die Sprecher das /e/ lediglich /i/ annähern oder aber Letzteres artikulieren. So fällt die Lautung in Einzelfällen nicht eindeutig aus, je nach Höreindruck kann das Wort mal /e/, mal /i/ enthalten. Besonders bei ähnlich klingenden Lauten tritt dieses Problem auf und betrifft neben den von Gundlach erwähnten Beispielen auch Diphthonge. Bei manchen Sprechern ergeben sich Übergänge von /e/, /ei/ und /aj/, was auch auf den /i/-Nachschlag zurückzuführen ist. Daher ist nicht immer einwandfrei zu bestimmen, ob es z. B. [lajigŋ] ‚lagen‘ oder bereits [leigŋ] heißt. Auch /ɔy/ und /ø/ gehen ineinander über, weshalb der erste Höreindruck bei manchem ‚kam‘ eher wie [kɔyim] klingt, der zweite aber wie [køim] und umgekehrt. Solcherlei Fälle beeinflussen zwar das Gesamtergebnis kaum, da sie neben einer Vielzahl von besser zu bestimmenden Formen stehen und darum auch im Großen und Ganzen zumindest eine Tendenz angegeben werden kann, dennoch ist eben in Einzelfällen nicht immer eine Lautung zweifelsfrei darstellbar. Gerade beim flüssigen und schnellen Reden oder bei undeutlicher Aussprache sind die einzelnen Phoneme kaum zu unterscheiden. Eine besondere Schwierigkeit ergibt sich dann bei /ø/ und /ɤ/, da Ersteres durchaus verkürzt werden kann und quasi zum letztgenannten Laut übergeht. Das betrifft besonders die

¹¹⁷ Gundlach, Tonbandaufnahmen, S. 178, vgl. dazu auch Jacobs, Teuth. 3, S. 123: „Zwischen *piət*, *pe·ət* und *pe·a't* ist naturgemäß kein großer Unterschied.“ bzw. ebenda, S. 126: „Als Beispiel möge *vu·ət* Wort dienen, das in den z. T. schwer voneinander zu scheidenden Färbungen *vu·ət*, *vuø·t*, *vuø·t*, *vo·ət*, *vo·a't* vorkommt.“

beiden Varianten [mø:t] und [my:t] ‚muss (1./3. Pers. Sg. Präs.)‘, die dann ähnlich klingen und kaum auseinanderzuhalten sind.¹¹⁸ In der Arbeit wird deshalb auch immer wieder auf Zweifelsfälle hingewiesen werden müssen.

Für längere Texte ist das IPA jedoch nur bedingt geeignet, da die Bedeutungen der Wörter und damit Zusammenhänge schwerer zu erschließen sind. In den Untersuchungen zur Lexik, Syntax und Kommunikationssituation wird das lateinische Alphabet verwendet, da die Lautung der Wörter hier in den Hintergrund tritt. Für das Niederdeutsche existieren verschiedene Orthographieregelungen, wobei keine verbindlich ist.¹¹⁹ Deshalb nutzt diese Arbeit ein eigenes Schriftsystem, das nicht darauf ausgerichtet ist, regelhafte Schreibungen herzustellen, sondern eher die Verschiedenheit der Aussprache dokumentieren will. Die Lautung kann aus den bereits

¹¹⁸ Siehe hierzu Kap. 3.

¹¹⁹ Zu den Problemen einer Einheitsorthographie speziell in Bezug auf das Mecklenburgisch-Vorpommersche siehe Kellner, S. 255 – 260; zu den Auseinandersetzungen über die „Saß’schen Regeln“ und der heutigen Verschriftlichung vgl. Rösler, Irmtraud: Zur Verschriftlichung des Mecklenburger Platt, in: Nerijs, Dieter (Hrsg.): Aktuelle Probleme der gegenwärtigen Linguistik. Schriftlinguistik - Lexikologie – Textlinguistik, Rostock 2000, S. 123 – 132; eine Analyse und Bewertung der „Saß’schen Regeln“ aus Sicht der hochdeutschen Orthographieprinzipien liefert Nerijs, Dieter: Zur Funktion und Struktur der Schreibung des Niederdeutschen, in: Peters, Robert; Pütz, Horst P.; Weber, Ulrich (Hrsg.): Vulpis Adolatio. Festschrift für Hubertus Menke zum 60. Geburtstag, Heidelberg 2001, S. 527 – 534; eine Übersicht über die bisherigen Regelungen findet sich in Lindow, Wolfgang [u. a.]: Niederdeutsche Grammatik, Leer 1998, S. 31 – 51, als Beispiele seien neben Bremers Versuch (s. Anm. 62) angeführt: Fehrs-Gilde Verein zur Förderung des Niederdeutschen (Hrsg.): der neue SASS [sic]. Plattdeutsches Wörterbuch. Plattdeutsch-Hochdeutsch. Hochdeutsch-Plattdeutsch. Plattdeutsche Rechtschreibung, 3. Aufl. Neumünster 2004, S. 16 – 20 (nachfolgend als Sass zitiert); speziell für das Mecklenburgisch-Vorpommersche: Herrmann-Winter, plattdeutsch, S. 11 f., etwas abweichend dazu Herrmann-Winter, hochdeutsch, S. 10 (Verwendung des <â>). Das MWB richtet sich in seiner Schreibung weitestgehend nach Reuter, unterscheidet aber zwischen <ä> und <œ> (MWB, I, S. XI). Dass die Darstellung von /ɛ:/ und /œ:/ durch <ä> Schwierigkeiten bei der Lautzuordnung ergab, verdeutlicht eine Textprobe aus Bremers Regelbuch, denn dort heißt es richtig „Stäweln“ (Bremer, Regeln, S. 19), aber auch „dœgte Kierls“ ‚tüchtige Männer‘ (ebenda), was aber mit ‚dägte‘ wiederzugeben wäre, da hier ebenfalls /ɛ:/ gesprochen wird, vgl. Jacobs, Teuth. 2, S. 109. Franz Boll präferiert 1855 noch eine am Mittelniederdeutschen ausgerichtete Schreibung und nennt Johann Heinrich Voß als Vorbild, Boll, Franz: Zur Aussprache und Rechtschreibung des Plattdeutschen, in: Archiv für Landeskunde in den Großherzogthümern Mecklenburg und Revue der Landwirtschaft. Fünfter Jahrgang, Schwerin 1855, S. 625 – 639. Auf S. 626 begründet er diese Ausrichtung so: „Soll sie [die niederdeutsche Mundart, A. K.] aber erhalten bleiben, so muß sie nothwendig wieder gehoben werden, und dieses zu erreichen, ist meines Bedünkens der einzig richtige Weg, wieder mehr zu der Gestaltung derselben zurück zu gehen, welche sie hatte, als sie noch allgemeiner Schrift- und Buchsprache war, als der Niederdeutsche sich noch seiner plattdeutschen Bibel und seines plattdeutschen Gesangbuches bediente.“ Damit würde dann „eine völlige Zersetzung der niederdeutschen Mundart und eine Auflösung derselben in einzelne Jargone“ verhindert (ebenda). Verständigungsprobleme sieht er nicht, sondern meint, „daß das Plattdeutsche des 16. Jahrhunderts noch keineswegs uns unverständlich und fremd geworden ist, vielmehr dem Gebildeten eigentlich näher steht, wie die seitdem auseinander gefahrenen Jargone der untern Volksklassen.“ (ebenda, S. 627). Er weicht dementsprechend auch von der damals im Hochdeutschen üblichen Schreibung ab, so kennzeichnet er niederdeutschen, aber nicht im hochdeutschen vorkommenden ä- und ö-Laute durch Häkchen (ebenda, S. 629), vermeidet das Dehnungs-h und deutet Langvokale in geschlossenen Silben durch einen Zirkumflex an (ebenda, S. 630). Zu einer Einheitsorthographie äußert sich in dieser Zeit auch Reuter in der „Vorrede zur vierten Auflage“ der „Läuschen und Rimels“, u. a. abgedruckt in Reuter, Fritz: Reuters Werke in fünf Haupt- und drei Ergänzungsbänden. Herausgegeben von Karl Theodor Gaedertz. Neue, durchgesehene Ausgabe von Carl W. Neumann. Mit einer Einleitung von Dr. Hans Joachim Gernentz. Erster Band. Fritz Reuters Leben. Läuschen un Rimels I und II, Leipzig [ca. 1955], S. 89 – 93 (nachfolgend als Reuter, Werke mit entsprechender Bandangabe zitiert). Dort fordert er u. a.: „wir müssen das Unwesentliche über Bord werfen und das Zufällige der Aussprache dem Leser überlassen. Auf diese Weise bleibt jedem Dialekte das Tüchtige und Eigentümliche; aber wir werden uns nähern, weil wir auf konvergierender Fahrt ein Ziel im Auge haben, und werden leichter einer von dem andern das Tüchtige aufnehmen können. Es wird uns dies Opfer zugunsten der

dargestellten Gründen aber nicht adäquat damit wiedergegeben werden, vielmehr sollen diese Schreibungen lediglich einen Eindruck des gesprochenen Dialektes vermitteln, der eben nicht immer regelhafte Erscheinungen produziert, so kann ein Sprecher beispielsweise „wääsn“ ([vɛ:zŋ]) und „wäsŋ“ ([vɛsŋ]) ‚sein‘ sagen. Das erschwert zwar teilweise das Verständnis, vermag die Komplexität der Mundart aber besser darzustellen. Um die Verständlichkeit dennoch zu erleichtern, orientieren sich die Schreibungen an hochdeutschen Prinzipien: Geminat von Konsonanten und <ck> deuten einen vorausgehenden kurzen Vokal an, z. B. „ümmmer“ ‚immer‘; „Dack“ ‚Dach‘; Doppelung von Vokalen, ein nachfolgendes <h> oder ein <e> nach <i> weisen auf Länge hin: „määkt“ ‚gemacht‘, „Kåhn“ ‚Kahn‘, „Pier“ ‚Pferde‘. Die Zahl der Sonderzeichen ist möglichst gering gehalten worden, lediglich bei in der Standardsprache nicht vorhandenen Lauten ist eine besondere Kennzeichnung notwendig, so steht å für das offene, lange „a“, oe für offenes, langes „ö“. Bei å variiert die Länge jedoch, dieses wird durch Verdopplung oder <h> angezeigt, wie die obigen Beispiele zeigen. Ein Trema weist darauf hin, dass es sich in der Aufnahme um einen separaten Laut handelt, z. B. Swieëŋ ([svi:ɛŋ]). <e> ist am Silbenauslaut nur dann ausgeschrieben, wenn es auf den Aufnahmen auch zu hören ist, ansonsten wird es ausgelassen: „siddn“ ‚sitzen‘. Besondere Bedeutung kommt dem <ä> zu, denn es kennzeichnet stets /ɛ/, ist also nie als /e/ aufzufassen, so dass sich zuweilen Abweichungen in der Schreibung zum Hochdeutschen ergeben: „lääsŋ“ ([lɛ:zŋ]) ‚lesen‘. Der Unterschied der Schreibweisen „spät“ und „speet“ ‚spät‘ soll also eine unterschiedliche Aussprache auf den Aufnahmen verdeutlichen ([spɛt] vs. [spɛ:t]). Sprechen die Probanden /ʃ/, so wird es immer angegeben, auch vor <p> und <t>: schpeet ‚spät‘, „schtamm“ ‚stammen‘ usw. <sp> und <st> stehen hingegen immer für /sp/ und /st/. Ein kursiv gesetztes <e> bezeichnet den Schwa-Laut: „veliern“ ‚verlieren‘, ein <j> symbolisiert /ɜ/ im Gegensatz zu <j>, das auf /j/ verweist. <g> kennzeichnet am Silbenanfang und als Silbengelenk (z. B. „Bagger“) immer /g/, im Silbenauslaut aber /ç/ oder /x/, ansonsten steht an diesen Stellen wegen der Auslautverhärtung <k>. ¹²⁰ <g> symbolisiert wie <j> den Laut /ɜ/. Diese Konventionen können bei weitem nicht das erfüllen, was das IPA darzustellen vermag, dementsprechend werden auch nicht alle lautlichen Besonderheiten berücksichtigt, es soll mit diesem System, das keine geregelte Orthographie, sondern nur eine Verschriftlichung ist, auch nur die Vielschichtigkeit der Aussprache angedeutet werden, um so im Text zumindest auf ein paar lautliche Besonderheiten hinweisen zu können, z. B. dem Wechsel von /ʃ/ und /s/ vor /t/. Sie ist also weder Ersatz für die Lautschrift, noch ist sie genau, zumal die Verschriftlichung nach Prinzipien erfolgt, auf dessen Unzulänglichkeiten bereits Bremer aufmerksam gemacht hat, so ist <er> am Silbende

gemeinsamen Mutter auch nicht schwer werden können; wenigstens lange nicht so schwer als zugunsten einer höchstens gleichberechtigten Schwester.“ (ebenda, S. 92). Dennoch behält er weiterhin die Diphthonge bei, die Umstellung seiner Schreibung sieht er 1859 nur als „Anfang“ dieser Umgestaltung an (ebenda, S. 92). Gerade weil Reuter mundartspezifische Kennzeichen in seine Verschriftlichung einfließen lässt, kommt Bremer zu dem Schluss, „niemand schreibe anders, als es ihm natürlich ist, er mag dann die Regelung der Schreibung im einzelnen getrost dem mit entsprechenden Anweisungen versehenen Setzer überlassen“ (Bremer, Regeln, S. 6), denn „es gibt eben keinen Dichter, der gemeinniederdeutsch denkt. Wir denken entweder hochdeutsch, so daß diese Sprache der natürliche Ausdruck unserer Empfindungen ist, oder in unserer engeren Mundart.“ (ebenda, S. 5).

¹²⁰ Diese Konvention ist vor allem der besseren Lesbarkeit geschuldet, so dass z. B. „leeg“ ‚lag‘ einfacher zu „leegn“ zuzuordnen ist. Dabei unterscheiden sich die Aussprachen des <g>: „Taak“ ‚Tag‘, „Tagg“ [tax], und „juugn“ [ju:ɣŋ], „juuchen“ [ju:xŋ] ‚euren‘ aufgrund der Position innerhalb der Silbe.

immer als abgestumpfter Vokal aufzufassen, es wurde der besseren Lesbarkeit wegen aber die hochdeutsche Schreibung beibehalten. Durch diese Verschriftlichung soll vor allem der Eindruck der Gleichförmigkeit vermieden werden, wie er in der Mundartliteratur und anderen Transkriptionen vermittelt wird, deshalb sind auch Wortwiederholungen, Füllwörter usw. erfasst. In der Arbeit werden lediglich Kommentare des Explorators, z. B. „Ja.“, das während der Schilderungen immer wieder zu hören ist, fortgelassen, da sie für die Untersuchung keine Rolle spielen. Zum Vergleich sei hier zunächst ein Teil einer Transkription Gundlachs angeführt, die er von Sprecher drei aus Klockenhagen angefertigt hat:

Donn (1890) gew dat noch gor kein Maschinen, und alles ..., de ganzen Deige, müßten noch mit de Hand maakt warden. Dat hett völ Arbeit erfordert, ne (= nicht wahr, lautlich nü). De Bäcker, dee hett wenig Slap krägen, he kriggt hüt ok noch wenig Schlap ... Oewer hüt hett he dat all bedüüdend leichter; oewer min Vadder, dee müßt denn all ganz tidig upstahn, un denn müßten de ganzen Deige mit de Hand maakt warden.¹²¹

Für diese Arbeit ist die Aussage so transkribiert worden:

Jâ, dat wier je dunn noch 'n ganz beddn anners, dunn geef dat noch gor kein Maschien, un alles güng noch, müßt all midde Hand, dee ganzn Deige, müßt'n noch midde Hand mockt waadn. Dat hett vää'l Aabeit erfordert, ne. Dee Bägger, dee hett wenig Schlâp kräägn. He kriggt hüt ook noch wenig Schlâp, denn äh, oewer hüt hett he dat all bedüüdnd leichter. Oewer mien Vadrer, dee müßt denn all ganz tiedig upschtâhn, un denn müßt'n dee ganzn Deige midde Hand mockt waadn.

Abgesehen von ein paar Abweichungen, die auf unterschiedliche Höreindrücke zurückzuführen sind („donn“ – „dunn“, die teilweise sehr schwer auseinanderzuhalten sind, „Schlâp“ – „Slap“, allerdings ist deutlich /ʃ/ zu hören), lässt Gundlach aber auch einiges fort und schreibt durchgängig „<st>“. ¹²² Auf der Aufnahme artikuliert der Sprecher aber deutlich /ʃ/. In der Übertragung für diese Arbeit steht deshalb immer <sch>; denn durch die „[l]iterarische Umschrift“ ¹²³ Gundlachs entsteht der Eindruck, der Proband würde noch /s/ sprechen, was falsche Schlüsse über die Verbreitung dieser Aussprache zuließe. Dieses Problem spiegelt sich auch in den Zitaten des Mecklenburgischen Wörterbuchs wider. Dort wird unter dem Lemma „Schap“ aus der Zusatzaufnahme von Warlin zitiert: „*soväl Melker, soväl Höllers STA Warl*“ bzw. „*de Mudderschap würd' de Swanz afsnäden STA Warl*“. ¹²⁴ Auf den Aufnahmen fallen die Antworten etwas länger aus: „un sovää'l Fruugns, as melgn müßt'n, sovää'l Hollas [= Hollers] müßt'n ook sinn“ bzw. „Na, dee annern, dee würdn ja, dee annern, dee wür ja dee Schwanz afschnääd'n, dee Mudrerschâp“. Deutlich wird aber auch hier der Unterschied zwischen „Swanz“ und „Schwanz“.

Während solch eine einheitliche Schreibweise für die Mundartliteratur die Lesefreundlichkeit erhöht, eignet sie sich für diese Arbeit nicht, da sprachliche und lautliche Besonderheiten im Vordergrund stehen sollen. Sie würde den Eindruck einer gleichförmigen Aussprache erwecken, der aber gerade nicht entstehen soll.

¹²¹ Gundlach, Tonbandaufnahmen, S. 192.

¹²² Im Textbeispiel bei „upstahn“, weiterhin bei „Strük“ (gesprochen aber [ʃtry:k]) (ebenda, S. 192).

¹²³ Ebenda.

¹²⁴ Beide Zitate: Teuchert, Hermann; Wossidlo, Richard: Mecklenburgisches Wörterbuch. 5. Band. N bis schawwig. Unter Mitarbeit von Jürgen Gundlach, Walter Ihrke und Eva-Sophie Dahl, Berlin, Neumünster 1970 (Unveränderter, verkleinerter Nachdruck Neumünster 1996), Sp. 1249 (nachfolgend als MWB mit entsprechender Bandangabe zitiert).

2. Die Laute

2. 1 Der Westen Mecklenburgs

2. 1. 1 Der Diphthong /aj/

Zunächst soll der Westen betrachtet werden. Als Ausgangspunkt dient hierfür die Einteilung Stellmachers, der das Mecklenburgische „von der Linie Grevesmühlen-Gadebusch-Schwerin-Neustadt eldeabwärts in einen östlichen und einen westlichen Bereich“¹²⁵ unterteilt. Dabei führt er als „Kennwörter dieses Ost-West-Gegensatzes“ „*vier/veir* ‚vier‘, *führn/feuhrn* ‚fahren‘, *Arpel/Wädik* ‚Enterich‘“¹²⁶ an. Für diese Betrachtung sind zunächst die ersten beiden Wortpaare interessant, da sie lautliche Unterschiede erfassen. Der ‚Enterich‘ hingegen wird im Kapitel Lexik behandelt werden.

Für die lautliche Charakterisierung ist als westlichster Ort Zweedorf aufgezeichnet worden, die östliche Grenze bilden die Orte des Planquadrates 22, das sind Niendorf, Hoben, Alt Meteln, Boldela, Lüblow, Glaisin und Eldena. Einige dieser Orte liegen dabei östlich der von Stellmacher beschriebenen Linie, einige westlich davon. Dadurch kann der Verlauf dieses „Gegensatzes“ genauer überprüft werden.

Als mecklenburgisch-vorpommersche Eigentümlichkeiten sieht Stellmacher mit Foerste zudem „mnd. ei > ê (stêt, dêt ‚tut‘, ê ‚Ei‘)“ sowie die „weit fortgeschrittene Diphthongierung der geschlossenen mnd. ê, ô und ^ö (*saip, haut, groin*).“¹²⁷ Für die nachfolgende Betrachtung des Diphthongs /aj/ werden sowohl die FT, MWB und FE herangezogen, wobei auch auf mögliche Unterschiede eingegangen werden wird.

Zunächst soll die Aussprache von ‚vier‘ betrachtet werden. Die Verwendung der diphthongischen Form von ‚vier‘ illustriert die nachfolgende Tabelle:

¹²⁵ Stellmacher, S. 147.

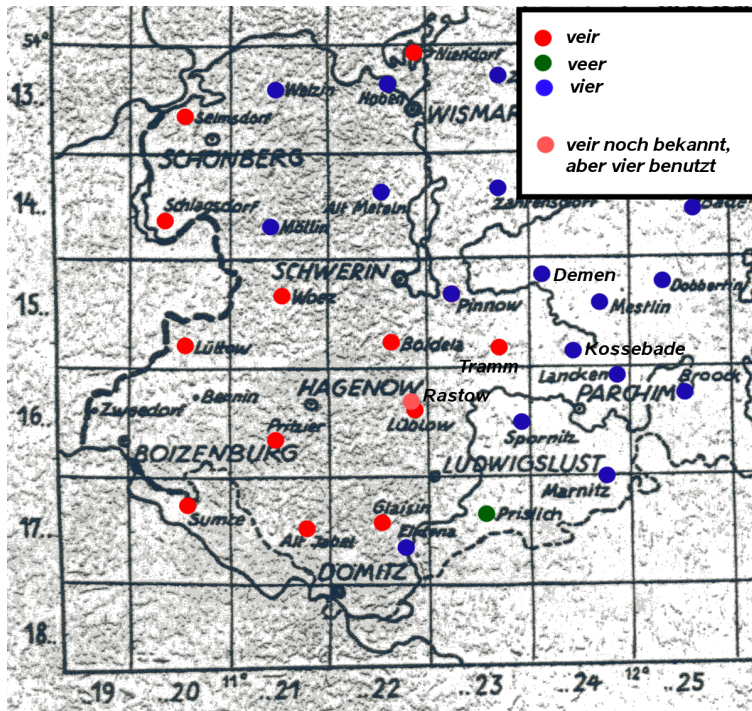
¹²⁶ Ebenda.

¹²⁷ Ebenda, gerade die Diphthongierungen werden auch in anderen Beschreibungen des Mecklenburgisch-Vorpommerschen hervorgehoben, vgl. hierzu auch das vorhergehende Kapitel.

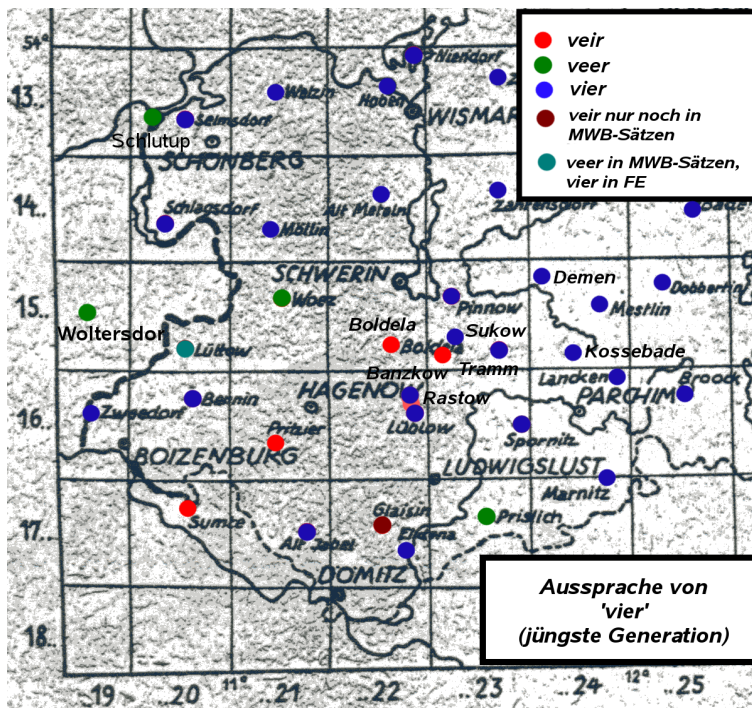
Ort	Sprecher (ältere > jüngere)	Anzahl mit [aj]	gesamt bei Sprecher	mit [aj] in %	Anzahl mit [aj] im Ort	gesamt im Ort	gesamt in %
Selmsdorf	1	3	5	60	3	16	18,75
Schlagsdorf	1	4	13	30,77	4	41	9,76
Lüttow	1	2	2	100	4	29	13,79
	5	2	11	18,18			
Bennin	1	4	5	80	5	25	20
	2	1	6	16,67			
Sumte	1	5	5	100	10	10	100
	2	4	4	100			
	3	1	1	100			
Woez	5	1	1	100	1	7	14,29
Pritzier	4	7	7	100	12	17	70,59
	2	4	4	100			
	3	1	1	100			
Niendorf	1	2	3	66,67	2	17	11,76
Boldela	2	1	3	33,33	6	17	35,29
	4	5	6	83,33			
Lüblow	3	3	4	75	10	24	41,67
	4	5	13	38,46			
	1	1	3	33,33			
	2	1	4	25			
Glaisin	2	2	2	100	3	5	60
	1	1	3	33,33			

Absolute und relative Häufigkeiten von [faj̥], 'vier'

Auffällig ist zunächst, dass der Diphthong schon auf den alten Aufnahmen nicht mehr in allen westmecklenburgischen Untersuchungsorten vorkommt. Folgende Karte verzeichnet die Orte, wo er überhaupt noch zu hören war:



Auf den alten Aufnahmen von 1962/63 wird er selbst in Zweedorf, Welzin, Möllin, Hoben und Alt Meteln von den ältesten Probanden nicht mehr gesprochen. In den meisten Orten, wo er noch vorkommt, verwendet ihn die Mehrheit der Sprecher nicht mehr, sondern weicht auf eine Variante mit einfachem Laut aus. Die Belege für die zwielautige Form stammen zumeist von den ältesten Probanden des jeweiligen Ortes. Das verdeutlicht auch folgende Karte, die nur die jüngste Generation erfasst:



Lediglich im nichtmecklenburgischen Sumte herrscht der Diphthong noch vor. In Pritzier dominiert er ebenfalls noch und wird auch vom jüngsten Sprecher verwendet. In den meisten anderen Orten ist bereits die mittlere Generation zum ein-

fachen Laut übergegangen. Eine bemerkenswerte Ausnahme bildet Boldela, wo neben einem älteren Probanden auch eine Frau, die der jüngsten Generation zuzurechnen ist, diphthongisch spricht. Aber auch in diesem Ort überwiegt ansonsten die erhöhte Form. Der Zwielaut hat sich also in den 1960er Jahren vor allem noch im Südwesten des Landes halten können. Auf den neuen Aufnahmen ist er relativ selten: Lediglich zweimal ist er bei einem alten Trammer zu hören, als er die Wörterbuchsätze übersetzt. Daneben verwendet er aber auch hier bereits die erhöhte Variante. In der FE, die zuvor aufgezeichnet worden ist, nutzt er letztere ausschließlich und meint sogar, er habe die zwielautige noch nie gehört. In Sukow erwähnt der dort lebende Banzkower sie noch, um den Unterschied zwischen dem Dialekt seines jetzigen Wohn- und dem seines Geburtsortes zu illustrieren, jedoch benutzt er sonst durchgehend die erhöhte Form. Der Rastower bedient sich auch ausschließlich ihrer, selbst bei der Übersetzung der hochdeutschen Texte. Erst als er auf die diphthongische Variante angesprochen wird, erinnert er sich, dass seine Großeltern, bei denen er aufgewachsen ist und Niederdeutsch gelernt hat, die Zahl so artikuliert hätten und sie ihm durch den vermehrten Hochdeutschgebrauch entfallen sei.

Anhand dieser Aussage lässt sich auch nachvollziehen, warum die erhöhte die diphthongische Variante verdrängt hat. Erstere ist die gemeinmecklenburgische Form, die zunehmend nach Westen vorgedrungen ist und offensichtlich ein höheres Prestige besitzt, wie eine Sprecherin aus Lüttow mit einem Spottvers auf die Bewohner des Nachbarortes Valluhn andeutet, wo die diphthongische Aussprache zumindest noch in ihrer Kindheit verbreiteter gewesen zu sein schien: „Un veiuunveirig. Wie hebbt früher manchmål seggt so in Schpäß: Veihunnveiuunveirig Hunn [= 444 Hunde] sünd uude Velluhner Hee [= Valluhner Heid'] uutknöppt. Donn hebbt sick ümmer argert.“ Ein Spornitzer, der um 1918 zur Schule nach Parchim kam, berichtet, dass er zuvor diphthongisch gesprochen habe, jedoch wegen des Spotts der Parchimer Mitschüler davon abgekommen sei.¹²⁸ Weiterhin wird die erhöhte Form von der gleichlautenden hochdeutschen gestützt. Gerade sie übt heute durch den vermehrten Gebrauch einen großen Einfluss auf die Aussprache auf.

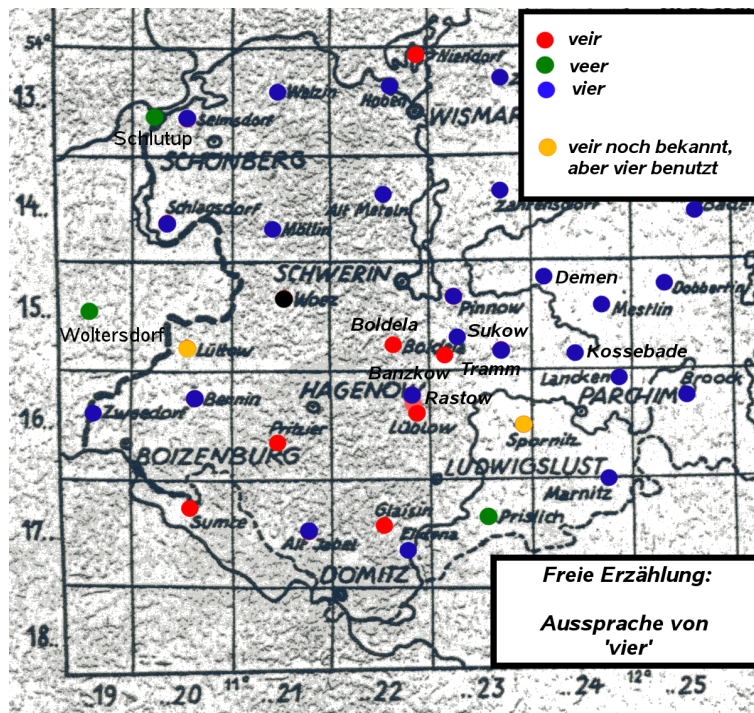
Schon in den 1960er Jahren konzentrierte sich die diphthongische Form nahezu ausschließlich auf den Südwesten. Lediglich in Zweedorf und Eldena ist der Zwielaut auf den alten Aufnahmen nicht mehr zu hören. Einen weiteren Rückgang, der bereits bei den älteren Sprechern feststellbar ist, verdeutlicht auch folgende Tabelle, die nur mehr die FE berücksichtigt, da die Probanden bei den Übersetzungen ein stärkeres Sprachbewusstsein entwickeln konnten, zumal sie die hochdeutschen Texte schriftlich in ihren Ortsdialekt übertragen sollten und ihnen somit auch Zeit für Formulierungen eingeräumt wurde:

¹²⁸ So sagt er: „Dor kööm wie nu an, mit, also to teihdn, wo wie hüüt teihdn seggn, see, säädn wie tehdn un to vier säädn wie veier un to föörn säädn wie föuern, na un noch so vääle anner Uutdrügge. Un wenn ick dormit anfüng, nich ick allein, dor kööm ook weck uut Siggelkoo [= Siggelkow] un uut Rettlien [=Redlin] weiddich zum Beispiel noch ein, dat wier ook 'n ganzn breidn, un wie fööl dor up, un see möögn uns ook jedes Måol upmerksam: ‚Du mööst anners spreggn, oder büst'n Polaggn‘“.

Ort	Sprecher (ältere > jüngere)	Anzahl mit [aj̥]	gesamt bei Sprecher	mit [aj̥] in %	Anzahl mit [aj̥] im Ort	gesamt im Ort	gesamt in %
Lüttow	1	1	1	100	2	22	9,09
	5	1	10	10			
Bennin	1	3	3	100	3	19	15,79
Sumte	1	4	4	100	7	7	100
	2	3	3	100			
Pritzier	4	7	7	100	10	15	66,67
	2	3	3	100			
Niendorf	1	2	3	66,67	2	17	11,76
Boldela	4	4	5	80	4	13	30,77
Lüblow	3	2	3	66,67	7	20	35
	4	4	12	33,33			
	2	1	3	33,33			
Glaisin	2	1	1	100	1	3	33,33

Absolute und relative Häufigkeiten in der FE von [faj̥] ‚vier‘

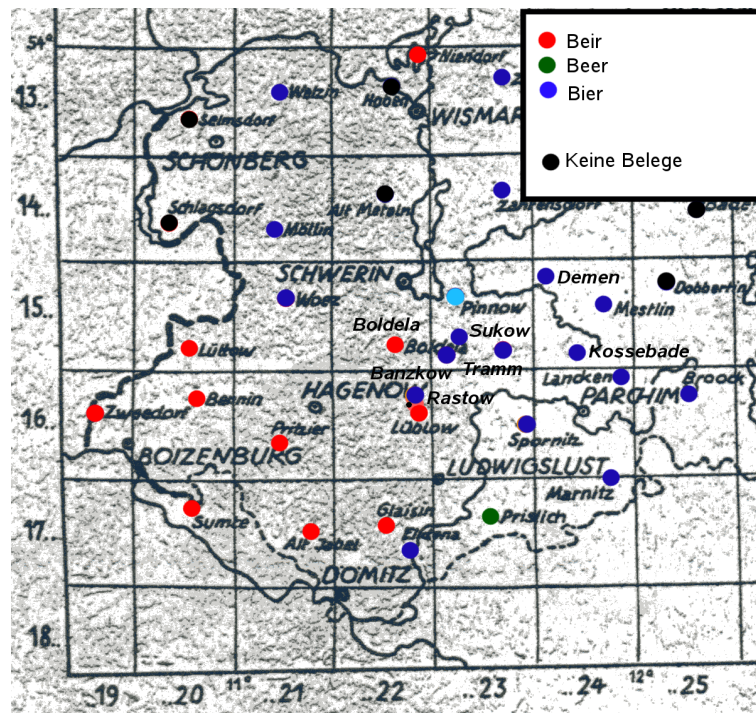
Die geographische Verteilung ergibt also folgendes Bild:



In den nordwestlichen Orten gibt es bis auf Niendorf keine Belege mehr für den Diphthong. Auch hier sind es wiederum die älteren Sprecher, die ihn noch nutzen. Aber selbst unter ihnen gibt es schon einige, die ‚vier‘ nur noch in den Übersetzungstexten

diphthongisch aussprechen. Ausnahme bildet hier die bereits erwähnte Probandin aus Boldela, die als einzige im Ort auch in ihrer FE den Zwielaut verwendet, obwohl sie die jüngste aufgenommene Person ist. Auf den neuen Aufnahmen verdeutlicht der alte Trammer den Unterschied zwischen bewusstem und unbewusstem Sprechen, denn erst als er in der spontanen Übersetzung überlegen muss, wie die entsprechenden hochdeutschen Sätze in seiner Ortsmundart lauten, besinnt er sich auf die diphthongische Aussprache und korrigiert selbstständig von der erhöhten: „Wie fäuhn mit vier, mit veier Käuh to Höö.“ In den weiteren abgefragten Sätzen wechselt er dann zwischen beiden Lautungen.¹²⁹ Zuvor hat er in der FE nur noch erhöhte Formen gebraucht. Die alte Aussprache ist den jüngeren Sprechern durchaus noch bekannt, wie eine Nachfrage beim Rastower gezeigt hat, doch gehören sie nun mehr nur noch dem passiven Wortschatz bei ihm an. Auch der Banzkower nutzt die diphthongische Variante allenfalls dann, wenn er seinen Dialekt von dem in Sukow gesprochenen abgrenzen will, er sich also bewusst mit seiner Mundart auseinandersetzt.

Das Wort ‚Bier‘ erscheint ebenfalls teilweise noch mit Diphthong, jedoch kommt das Lexem auf den Aufnahmen nur vereinzelt vor, so dass hier die genaue Verbreitung nicht angegeben werden kann. Das verdeutlicht auch folgende Karte:



Dennoch zeigen bereits die wenigen Belege, dass der Zwielaut hier ebenfalls rückläufig ist. In Zweedorf ist er noch beim ältesten Sprecher, einer Frau, zu hören, doch schwankt die Probandin bereits. Sie spricht das Wort in den MWB-Sätzen diphthongisch, in ihrer FE verwendet sie [o:ɐd̥ɓajə] ‚Erntefest‘,¹³⁰ aber auch [bi:ɐ] und [bru:nbi:ɐ] ‚Schwachbier‘.

¹²⁹ „Eijen [=ein] Åânt un, un äh, viertenn Gäus sind in Soot fall.“ gegenüber „Jie will an veieruntwinnigsten Mai noch äh Runkl sedn.“ Die Sätze wurden unmittelbar nach dem oben genannten abgefragt.

¹³⁰ Es sei auch darauf hingewiesen, dass Gundlach die Aussprache [o:ɐd̥ɓajə] als Erster im Gespräch benutzt, sie also bei der Probandin begünstigt haben könnte.

Ein ähnlich differenziertes Bild ergibt sich in dem östlicher gelegenen Bennin. Auch hier hängen die unterschiedlichen Aussprachen [bajə] und [bi:ə] mit dem Alter der Sprecher zusammen, d. h., die diphthongische Form nutzen nur noch die ältesten aufgezeichneten Personen. Die jüngeren Sprecher hatten bereits in den Übersetzungstexten ausschließlich die erhöhten bzw. monophthongischen Varianten gebraucht. In Lüttow gebrauchen lediglich zwei Sprecher das Wort; in beiden Fällen ist der Diphthong zu hören. In einem Fall charakterisiert eine jüngere Probandin aber damit nur die Aussprache, die die Nachbarkinder in Valluhn gebraucht haben. Der zweite Nachweis stammt vom ältesten Sprecher.

In Schlagsdorf ist nur die Aussprache [o:ənbajə] nachweisbar, obwohl der Proband ‚vier‘ monophthongisch realisiert. Nachweise für das Wort finden sich dann erst wieder in Pritzier. Hier gebrauchen auch die beiden jüngsten Sprecher bei ‚Bier‘ den Diphthong, der ältere sagt jedoch [bi:ə]. In Alt Jabel benutzen nur noch die beiden ältesten Probanden den Zwielauf.¹³¹

Bei ‚erst‘ kommt ebenfalls Zwielauf vor, doch ist dieser seltener als bei ‚vier‘, wie nachfolgende Tabelle veranschaulicht:

Ort	Sprecher (ältere > jüngere)	Anzahl mit [aj]	gesamt bei Sprecher	mit [aj] in %	Anzahl mit [aj] im Ort	gesamt im Ort	gesamt in %
Lüttow	1	9	16	56,25	9	42	21,43
Bennin	1	1	13	7,69	8	49	16,33
	2	2	15	13,33			
	3	5	9	55,56			
Pritzier	4	1	1	100	10	24	41,67
	2	8	8	100			
	3	1	10	10			
Niendorf	1	6	11	54,55	6	37	16,22
Boldela	4	6	8	75	6	22	27,27

Absolute und relative Häufigkeiten von [ajəst] ‚erst‘

Obwohl das Wort in allen Untersuchungsorten dieser Region nachweisbar ist, gibt es nur noch wenige Belege für den Zwielauf. Häufigste Variante ist das der hochdeutschen Aussprache entsprechende [e:əst]. Zumeist handelt es sich um ältere Sprecher, die den Diphthong noch nutzen. Einzig in Pritzier und Boldela ist er auch bei den jüngsten Probanden noch zu hören. Auf den neuen Aufnahmen ist er nicht mehr nachweisbar.

Nur geringe Verbreitung besitzt die zwielaufige Aussprache von ‚war‘:

¹³¹ Wobei Sprecher eins anfangs [bi:ə] sagt, dann aber zu [bajə] korrigiert: „See stelltn dat Bier, dat Beier up, un denn Fisch up denn Disch.“

Ort	Sprecher (ältere > jüngere)	Anzahl mit [aj̥]	gesamt bei Sprecher	mit [aj̥] in %	Anzahl mit [aj̥] im Ort	gesamt im Ort	gesamt in %
Zweedorf	4	3	21	14,29	3	94	3,19
Schlagsdorf	2	1	32	3,13	17	124	13,71
	3	16	22	72,73			
Lüttow	1	12	17	70,59	12	105	11,43
Bennin	2	1	74	1,35	1	170	0,59
Sumte	1	44	44	100	58	59	98,31
	2	9	10	90			
	3	5	5	10			
Welzin	1	2	32	6,25	3	181	1,66
	4	1	23	4,35			
Niendorf	1	61	113	53,98	61	218	27,98

Absolute und relative Häufigkeiten von [vaj̥] ‚war‘

Sie beschränkt sich fast ausschließlich auf die westlichsten Orte. In Welzin und Bennin ist der Diphthong bereits sehr selten. Im außermecklenburgischen Sumte dominiert er dagegen noch und wird auch vom jüngsten Sprecher noch verwendet. Ansonsten handelt es sich um ältere Probanden, die ihn noch sprechen. Niendorf ist der östlichste Ort, in dem der Diphthong zu hören ist, allerdings bildet dieser Ort auch eine Ausnahme, da er selbst in den westlicher gelegenen Hoben und Alt Meteln nicht mehr vorkommt. In Zweedorf wiederum zeigt sich eine größere Formenvielfalt. Sprecher 4 nutzt hier neben [vaj̥] noch [vɔ̯j̥] sowie die monophthongischen [vi:̯], [ve:̯] und [vø:̯]. Beim dritten sind bis auf [vaj̥] ebenfalls all diese Varianten zu hören. Alle anderen Probanden beschränken sich auf die monophthongischen Varianten mit /e/ und /i/:

Sprecher (ältere > jüngere)	mit [aj̥] in %	mit [ɔ̯j̥] in %	mit [i:] in %	mit [e:] in %	mit [ø:] in %
3	0	19,44	50	8,33	22,22
4	14,29	19,05	19,05	9,52	38,1
1	0	0	45,45	54,54	0
2	0	0	25	75	0

Relative Häufigkeiten der Aussprachen von ‚war‘ in Zweedorf

Die Tabelle verdeutlicht, dass selbst bei den älteren Zweedorfern, die noch den Zielaut gebrauchen, Formen mit einfachem Vokal überwiegen. Ansonsten ist der Diphthong nur noch in einigen wenigen Wörtern belegt, so z. B. in [dø:̯vɛ̯frɔ̯jn] ‚durchfrieren‘, das der älteste Probanden aus Pritzier verwendet. In Möllin und Alt Jabel ist dagegen nur noch die erhöhte Form nachweisbar. Di-

phthongische Aussprache der Verbendung *-ieren*, für die Kolz und Jacobs Anfang der 20. Jahrhunderts noch mehrere Beispiele bringen,¹³² ist nur noch in [dʊvələjt] (Lüttow) bzw. [dʊvələjdŋ] (Lüblow) ‚einen Garn- oder Wollfaden verdoppeln, zusammendrehen‘¹³³ zu hören. Im außerhalb Mecklenburgs gelegenen Sumte kommt noch [fələjn] ‚verlieren‘ vor.

Die Verbreitung von „veir“ ist demnach nicht mehr so einfach darzustellen, wie Stellmacher sie beschrieben hat, da sie selbst in den 1960er Jahren in einigen Orten nur noch vereinzelt, in anderen gar nicht mehr nachgewiesen werden konnte. Dabei spielen drei Faktoren eine Rolle: die Lage des Ortes, das Alter des Sprechers und der Sprecher selbst. In einigen Ortschaften hat sich der Diphthong recht gut halten können und wird auch noch von jüngeren Probanden verwendet. Dies kann mit der Struktur der Dorfbevölkerung zusammenhängen, also ob es viel Zuzug gab und ob das Dorf eher abgelegen oder in der Nähe einer größeren Stadt zu finden ist. Auch die Standardsprache dürfte eine gewisse Rolle spielen, da die erhöhten Formen durch diese gestützt werden und damit eine Übernahme beschleunigen. So meint der Proband aus Rastow, als er nach „veir“ gefragt wird: „Na, mål oewerleggn mit de ganzn Tål [hd. Zahlen, A. K.], wie dat so west is.“ Auch zeigt sich, dass besonders ältere Sprecher auf den alten Aufnahmen den Diphthong noch verwendeten, was auch auf den Einfluss des Hochdeutschen hindeutet, da die jüngeren bereits damals sehr viel häufiger damit in Berührung kamen, sei es durch bessere Schulbildung, sei es durch die Flüchtlinge, bei denen oftmals aufgrund von Verständigungsschwierigkeiten zumindest anfangs auf die Hochsprache ausgewichen werden musste, wie Sprecher drei, eine Frau, aus Möllin ausführt:

Och Gott, nich aaltovääl, dat is, wat dee hiesign noch sünd von hier, dat sünd Pladdütsche, ni [= ne], oewer süss dörchschnittlich watt mieh'r Hochdütsch schproggn wie Pladdütsch. [...] Weil dee vää, meistn un vääle ook nich mehr von hier sünd. Ostpreußn un wo see denn aal her sünd, nich, Pommern un...

Daher spielt dann bei jüngeren Probanden auch die „Beharrlichkeit“ eine Rolle. Das lässt sich an Boldela ersehen. Dort verwendet nur noch eine Frau, die jüngste aufgezeichnete Person aus dem Ort, Diphthonge vor /r/ in der FE. Die neuen Aufnahmen zeigen zudem, dass „veir“ zwar noch bekannt ist und auch noch benutzt wird, um die eigene Sprechweise zu charakterisieren, so aber gar nicht mehr gesagt wird. Einen Beleg für [bajvɐ] gibt es auf diesen Aufzeichnungen nicht mehr.

Auch die Phonetik könnte eine gewisse Rolle bei der Wahl des Lauts spielen. Gernentz geht in seiner Darstellung auf „mehrere Eigenarten des Mecklenburgischen“ ein, die „deutlichste“ sei für ihn, dass „Wörter mit altem *êr* [...] häufig zu *eir* (lautlich *air*) geworden [seien]: *Beir* ‚Bier‘, *Heir* ‚Hirte‘ (aus mittelniederdeutsch *herde*, dessen Stammvokal früh gedehnt worden ist), *veir* ‚vier‘, *wennair* ‚wann‘ (eigentlich ‚wannehe‘) und *aiest* ‚erst‘.¹³⁴ Allerdings konnte dieses lange /e/ auch zu /i/ erhöht werden, wie [mi:vɐ] zeigt. Das MWB verzeichnet zu diesem Wort keine Form mit Zwielauf, „ob der mnd. Schreibung ‚meir‘ (1371) UB. 18,43 diphthongische Aussprache zukomme, ist unsicher, in der Mda. ist von einer solchen zum Unterschied von *ihr* ehe (s. d.) keine Spur.“¹³⁵ Auch ‚Pferd‘ weist heute im Westen keinen Zwielauf auf, so dass in dieser Region Diphthongierung und Er-

¹³² Kolz, S. 112; Jacobs, Teuth. 3, S. 135, Anm. 1.

¹³³ Teuchert, Hermann; Wossidlo, Richard: Mecklenburgisches Wörterbuch. 2. Band. Brotäter bis Fuusttappen, Berlin, Neumünster 1957 (Unveränderter, verkleinerter Nachdruck Neumünster 1996), Sp. 637 (nachfolgend als MWB mit entsprechender Bandangabe und Seitenzahl zitiert).

¹³⁴ Gernentz, Niederdeutsch, S. 30.

höhung in Konkurrenz zueinander stehen. Dabei ist auch die Lautstruktur unterschiedlich. Während „vier“ eher zur einsilbigen Aussprache neigt, sind bei „veir“ häufig zwei zu hören: In beiden Fällen wird das /r/ vokalisiert ([v̥]), wodurch besonders bei den Varianten mit /aj/ die Tendenz zur Hiatabbildung stärker ist und die Sprecher das Wort deshalb kürzen, wie z. B. bei [vaj] ‚war‘ oder [fajunfajrɪç] ‚44‘ oder aber diesen z. T. mittels j-Einschubes tilgen: [fajjv̥]. Bei den Varianten mit /i/ scheint dagegen der Gegensatz zum /v̥/ nicht so groß zu sein, denn hier bleibt „vier“ zumeist einsilbig. Da /i/ und /aj/ in Konkurrenz miteinander stehen, wäre die erste Variante kürzer und ist möglicherweise einfacher auf andere Wörter zu übernehmen als der Diphthong auf die Varianten mit Erhöhung. So könnte sich zumindest der Wandel von [vajv̥] nach [vi:v̥] erklären lassen, denn anders als bei „Beir/Bier“ und „veir/vier“ wird dieser nicht durch die Standardsprache gestützt. Auch der Kontakt mit Gebieten, die Erhöhungen bevorzugen, beschleunigt diese Entwicklung.¹³⁶ Dabei ist dieser Wandel an das Lexem gebunden und geht nicht gleichmäßig vonstatten. Die Präteritalformen weisen ebenfalls teilweise Diphthong auf: In Zweedorf sind z. B. [blajbm̩] ‚blieben‘, [gajf] ‚gab‘, [krajç] ‚kriegte‘, [lajɲ] ‚lagen‘, [rajɲ] ‚ritten‘, [zajt] ‚saß‘ zu hören, allerdings nicht immer durchgängig.¹³⁷ Die Probanden in Bennin nutzen ihn wiederum ausschließlich, z. B. in [gajf], das bei allen Personen in den FE zu hören ist.¹³⁸ In Lüttow herrscht er ebenfalls vor, lediglich Sprecher vier verwendet /e/.¹³⁹ Auch in den sich anschließenden Orten dominiert der Diphthong, z. B. in ‚lagen‘, jedoch ist die monophthongische Variante ebenfalls nachweisbar: Während die Form in Möllin immer /aj/ aufweist, sofern sie genutzt wird,¹⁴⁰ verwenden Sprecher eins und vier in Welzin [le:ɲ]. Hier spielt also auch der Sprecher wieder eine Rolle für die Aussprache. Des Weiteren wäre die Form [blajf] zu nennen, die einige Sprecher im FT statt des Partizips II von ‚bleiben‘ verwenden. Ferner gehören dazu u. a. [ajt] ‚aß‘ (Sprecher zwei, Lüttow), [gajf] ‚gab‘ (Bennin, Sprecher vier), [kajk] ‚guckte, schaute‘ (Sprecher 6, Welzin), [krajɲ] ‚kriegten‘ (Sprecher drei, Schlagsdorf), [rajɲ] ‚ritten‘ (Sprecher zwei, Möllin), [smajɲ] ‚schmissen‘ (Sprecher drei, Zweedorf), [stajɲ] ‚stiegen‘ (Sprecher drei Selmsdorf) usw. Die diphthongische Aussprache ist bis Hoben bzw. Niendorf (z. B. [frajt] ‚fraß‘ im letztgenannten Ort) nachweisbar, kommt also im gesamten Untersuchungsgebiet

¹³⁵ Teuchert, Hermann; Wossidlo, Richard: Mecklenburgisches Wörterbuch. 4. Band. K bis M. Unter Mitarbeit von Katharina von Hagenow †, Paul Zuck †, Jürgen Gundlach, Walter Ihrke und Eva-Sophie Dahl, Berlin, Neumünster 1965 (Unveränderter, verkleinerter Nachdruck Neumünster 1996), Sp. 1198 (nachfolgend als MWB mit entsprechender Bandangabe und Seitenzahl zitiert).

¹³⁶ Siehe auch das Zitat des Spornitzers (Anm. 128 dieser Arbeit), der wegen seiner diphthongischen Aussprache in einer Parchimer Schule gehänselt worden ist.

¹³⁷ Hierbei handelt es sich eher um eine Tendenz, da die Probanden daneben zum Teil auch monophthongische Varianten nutzen, z. B. [le:ɲ] – [lajɲ] ‚lagen‘ (Sprecher 3). Allerdings überwiegt die diphthongische Aussprache.

¹³⁸ Bei Sprecher eins und zwei ist zudem [krajçt] bzw. [krajç] zu hören. In den MWB-Sätzen verwenden der erste und dritte Proband außerdem [zajtɲ] bzw. [zajɲ] ‚saßen‘.

¹³⁹ Im FT sind das [lajɲ] ‚lagen‘ und [blajf] ‚blieb‘, in den MWB-Sätzen handelt es sich um [zajt], diese spricht Sprecher vier monophthongisch ([le:ɲ], [ble:f] und [ze:t]), in seiner FE gibt es keine Nachweise, weder für monophthongische noch diphthongische Formen. Weitere Beispiele für zwie-lautige Varianten aus den FE sind [ajt] ‚aß‘ (Sprecher zwei), [gajf] ‚gab‘ (Sprecher eins, zwei und fünf), [krajç] ‚kriegte‘ (Sprecher fünf) und [smajɲ] ‚schmiss er‘ (Sprecher zwei).

¹⁴⁰ Sprecher vier verwendet das Präsens.

vor. In den Orten im Planquadrat 22 ist jedoch schon vermehrt /e/ zu hören: In Hoben verwenden die beiden jüngsten Sprecher Monophthonge, während alle anderen Diphthonge bevorzugen. Die Probanden in Alt Meteln sagen in ihren FT [le:ɣŋ], in der FE nutzen aber drei [kraɪç], bei Sprecher eins ist zudem [zajt] ‚saß‘ nachweisbar. Lediglich der dritte spricht [kre:ç] und [le:çɐ] ‚lag er‘. Dagegen verwenden die in Boldela und Lüblow aufgezeichneten Personen nur noch Monophthonge, wogegen in Glaisin Sprecher eins im FT [lajç] und der zweite in der FE [gajf], [kraɪç] und [kraɪŋ] sagen.¹⁴¹ Allerdings hatte letzterer im FT noch [le:ɣŋ] genutzt. In Eldena herrschen wiederum die Formen mit /aj/ vor, allerdings nähert sich der Zwiellaut hier dem /e/ an, so dass er fast wie /ei/ klingt. In den weiter östlich gelegenen Pinnow, Spornitz und Prislich findet sich nur noch der Monophthong /e/ bei diesen Verben. Auch auf den neueren Aufnahmen von Sukow, Tramm und Banzkow ist kein Zwiellaut mehr nachweisbar. Die Diphthongierung des /e/ ist also im Norden auch in den östlichsten Orten anzutreffen, während sie im Süden nach Osten hin stärker abnimmt. Daher wird auf diesen Unterschied auch in der Darstellung des östlichen Sprachgebietes nochmals eingegangen werden.

Tritt sie auf, dann wird häufig ein großer Teil der in Frage kommenden Verben diphthongiert, dennoch muss der Wandel zu /aj/ nicht immer zwangsläufig vollständig sein, sondern ist auch sprecherabhängig, so dass allenfalls von einer Tendenz gesprochen werden kann,¹⁴² wobei auch die jüngste Generation den Zwiellaut noch nutzt.

Einige Formen, die in den Einträgen des MWB Diphthong aufweisen (z. B. „deiht“¹⁴³, „geiht“¹⁴⁴, „Kreihen“¹⁴⁵, „meihen“¹⁴⁶, „Seiß“¹⁴⁷ und „Weid“¹⁴⁸) realisieren

¹⁴¹ Vom zweiten Sprecher gibt es keine Belege in der FE.

¹⁴² So verwendet Sprecher zwei aus Niendorf neben [kraɪŋ] und [lajŋ] auch [le:ɣŋ] sowie [le:ç] neben [kraɪç], es überwiegen aber die diphthongierten Formen. Ähnlich wie bei „hei“/„he“ lassen sich so bei einigen Probanden auch monophthongische Varianten nachweisen, wobei der Anteil der zwiellautigen höher ausfallen kann. Als Beispiel sei hier Sprecher eins aus Niendorf genannt, der zwar [ge:f] verwendet, allerdings auch achtzehnmal [gajf]. Zum Teil ist es schwer, aufgrund der geringen Belegdichte eine Aussage zu treffen: In Pritzier nutzt Sprecher drei in der FE je einmal [gajf] und [kre:ç]. In den Übersetzungstexten sind jedoch zusätzlich [lajŋ] und [zajdŋ] zu hören. Hier dürfte also auch der Diphthong überwiegen. Diese Schwankungen lassen sich auch beim vierten Probanden in Welzin beobachten: [kraɪç] und [kraɪçɐ] steht hier ein [kre:ç] gegenüber. Darüber hinaus wechseln sich hier diphthongische und monophthongische Formen ab, denn er verwendet auf der einen Seite [snaɪdŋ] ‚schnitten‘ und [rajt] ‚ritt‘, auf der anderen aber auch [ge:f], [ge:bm], zweimal [ʃre:bm] ‚schrieben‘, [re:dɪk] ‚ritt ich‘, des Weiteren [le:ɣŋ] im FT. Bei Sprecher zwei aus demselben Ort herrscht dagegen ausschließlich der Diphthong vor, und zwar jeweils dreimal in [gajf] und [kraɪç]. Der erste Proband sagt im FT [le:ɣŋ], in der FE aber fünfmal [kraɪç], sechsmal [kraɪŋ] und einmal [gajf].

¹⁴³ MWB, II, Sp. 269.

¹⁴⁴ Teuchert, Hermann; Wossidlo, Richard: Mecklenburgisches Wörterbuch. 3. Band. G bis jüütsch, Berlin, Neumünster 1961 (Unveränderter, verkleinerter Nachdruck Neumünster 1996), Sp. 11 (nachfolgend als MWB mit entsprechender Bandangabe und Seitenzahl zitiert).

¹⁴⁵ MWB, IV, Sp. 647.

¹⁴⁶ Ebenda, Sp. 1154.

¹⁴⁷ Teuchert, Hermann; Wossidlo, Richard: Mecklenburgisches Wörterbuch. 6. Band. sche bis sy. Bearbeitet unter der Leitung von Jürgen Gundlach unter Mitarbeit von Eva-Sophie Dahl, Christian Rothe und Erika Krackow, Berlin, Neumünster 1976 (Unveränderter, verkleinerter Nachdruck Neumünster 1996), Sp. 260.

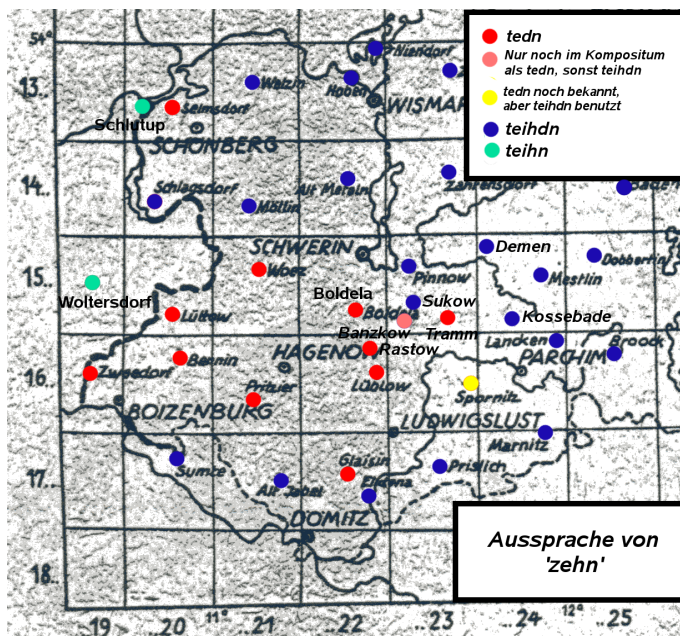
¹⁴⁸ Teuchert, Hermann; Wossidlo, Richard: Mecklenburgisches Wörterbuch. 7. Band. T bis Zypreß. Bearbeitet unter der Leitung von Jürgen Gundlach unter Mitarbeit von Eva-Sophie Dahl †, Christian Rothe, Erika Krackow und Walter Ihrke †, Berlin, Neumünster 1992 (Unveränderter, verkleinerter

einige Sprecher jedoch monophthongisch ([stɛ:t], [dɛ:t], [mɛd̥], [kred̥], [zɛ:sl], [vɛ:]), andere wiederum diphthongisch. Auf diese Aussprachen soll nun näher eingegangen werden. Die nachfolgende Tabelle erfasst die Verbreitung der monophthongischen Variante von ‚zehn‘ in den westmecklenburgischen Untersuchungs-orten:

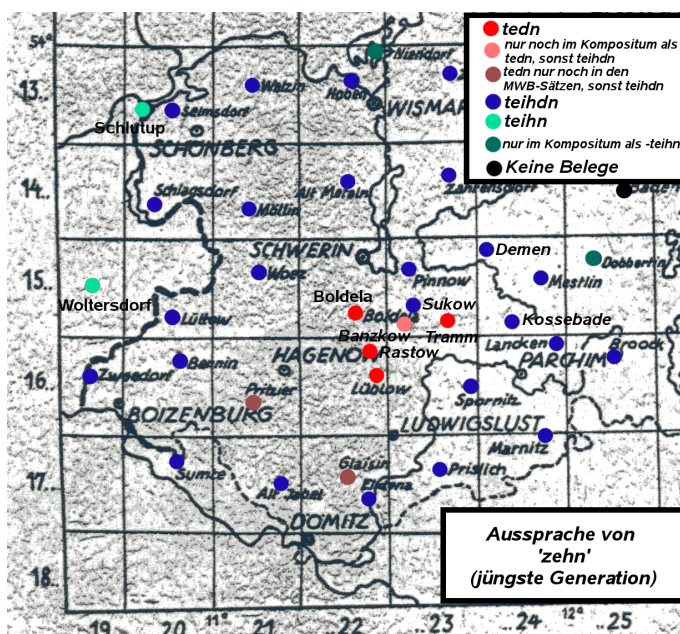
Ort	Sprecher (ältere > jüngere)	Anzahl mit [e]	gesamt bei Sprecher	mit [e] in %	Anzahl mit [e] im Ort	gesamt im Ort	gesamt in %
Zweedorf	3	4	4	100	7	13	53,85
	4	2	7	28,57			
	1	1	1	100			
Selmsdorf	1	4	5	80	4	10	40
Lüttow	1	4	4	100	9	31	29,03
	5	3	11	27,27			
	3	2	4	50			
Bennin	2	2	6	33,33	4	16	25
	3	1	7	14,29			
	4	1	1	100			
Woez	5	1	1	100	2	8	25
	3	1	3	33,33			
Pritzier	4	5	5	100	9	11	81,82
	1	2	2	100			
	2	1	1	100			
	3	1	3	33,33			
Alt Jabel	1	1	3	33,33	1	20	5
Boldela	1	1	3	33,33	6	10	60
	2	2	3	66,67			
	3	1	2	50			
	4	2	2	100			
Lüblow	3	1	1	100	17	24	70,83
	4	8	8	100			
	1	1	6	16,67			
	2	7	9	77,78			
Glaisin	2	1	1	100	2	5	40
	1	1	4	25			

Absolute und relative Häufigkeiten von [ted̥] ‚zehn‘

Die monophthongische Form konzentriert sich dabei vor allem auf den Südwesten, im Norden weisen ihn lediglich die westlichsten Orte noch auf. Das verdeutlicht auch die nachfolgende Karte, die sämtliche Belege für den Monophthong erfasst:



Anhand der Tabelle wird auch deutlich, dass der Diphthong die Form mit einfachem /e/ zunehmend verdrängt. In den nordwestlichen Orten ist sie vorwiegend nur noch bei älteren Sprechern zu hören und selbst bei ihnen z. T. auch nicht mehr durchgängig. Lediglich im Südwesten hält sich der Monophthong noch stärker. Hier wird er auch noch vom alten Trammer verwendet. Der Banzkower bevorzugt /aj/, was aber auch damit zusammenhängen könnte, dass er bereits längere Zeit in Sukow lebt, wo ausschließlich der Diphthong vorherrscht. Lediglich in Komposita ist bei ihm noch der Monophthong zu hören. Folgende Karte verdeutlicht den Rückgang der monophthongischen Form, da sie nur mehr die geographische Verteilung bei der jüngsten Generation darstellt:

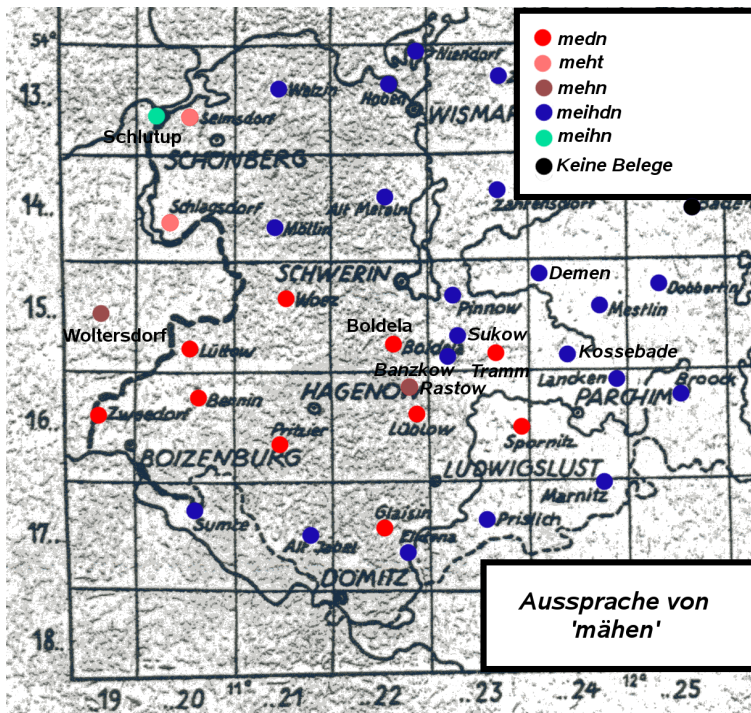


Ähnlich verhält es sich mit den Wörtern ‚mähen‘, ‚rein‘ und ‚Krähen‘, für die ebenfalls jeweils eine monophthongische und eine diphthongische Variante im Untersuchungsgebiet existieren. Ihre Verbreitung entspricht in etwa der bei ‚zehn‘, jedoch gibt es mitunter Abweichungen, die den nachfolgenden Tabellen entnommen werden kann:

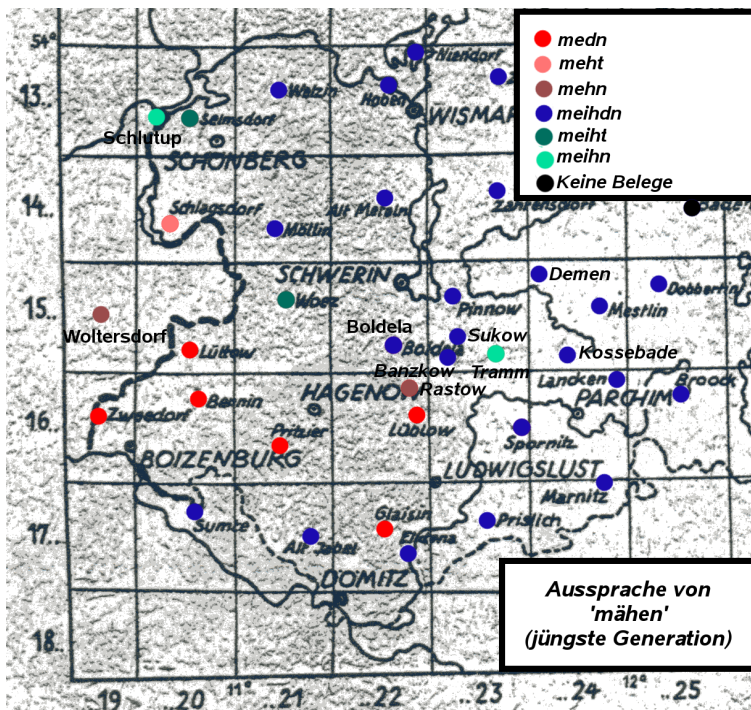
Ort	Sprecher (ältere > jüngere)	Anzahl mit [e]	gesamt bei Sprecher	mit [e] in %	Anzahl mit [e] im Ort	gesamt im Ort	gesamt in %
Zweedorf	3	4	4	100	8	12	66,67
	4	1	5	20			
	1	2	2	100			
	2	1	1	100			
Selmsdorf	2	1	1	100	1	4	25
Schlagsdorf	1	1	1	100	3	5	60
	3	1	1	100			
	4	1	1	100			
Lüttow	1	1	1	100	3	5	60
	3	1	1	100			
	4	1	1	100			
Bennin	1	1	2	50	6	10	60
	2	1	1	100			
	3	3	6	50			
	4	1	1	100			
Woez	5	1	1	100	2	5	40
	1	1	1	100			
Pritzier	1	1	1	100	11	11	100
	2	8	8	100			
	3	2	2	100			
Boldela	1	1	1	100	3	4	75
	2	1	1	100			
	3	1	1	100			
Lüblow	3	1	1	100	5	5	100
	4	2	2	100			
	1	1	1	100			
	2	1	1	100			
Glaisin	2	1	1	100	2	2	100
	1	1	1	100			
Spornitz	3	1	1	100	1	3	33,33

Absolute und relative Häufigkeiten von [medŋ] ‚mähen‘

Auch bei ‚mähen‘ konzentriert sich die monophthongische Variante besonders im Südosten:



Sie ist aber ebenfalls rückläufig, wie folgende Karte veranschaulicht:

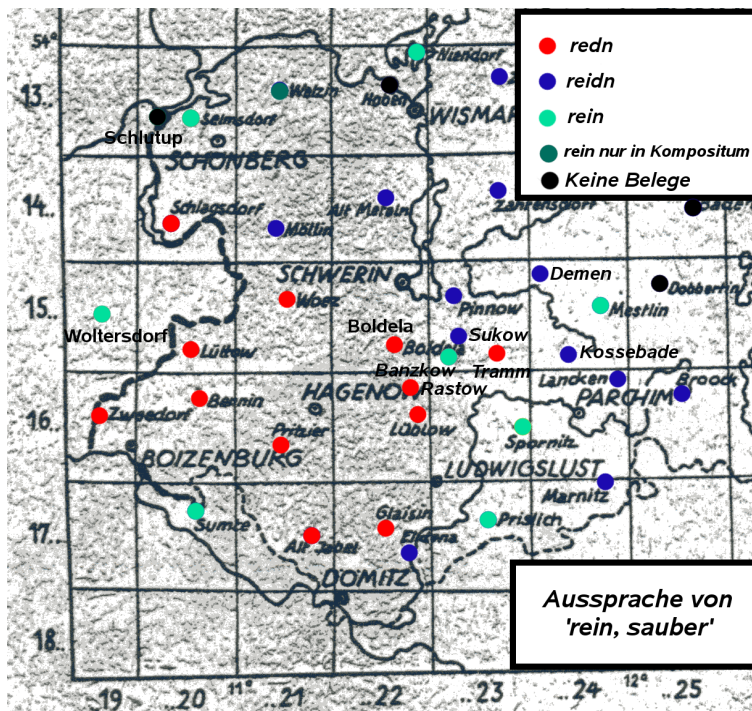


Auch für ‚rein‘ lässt sich diese Entwicklung feststellen:

Ort	Sprecher (ältere > jüngere)	Anzahl mit [e]	gesamt bei Sprecher	mit [e] in %	Anzahl mit [e] im Ort	gesamt im Ort	gesamt in %
Zweedorf	3	3	3	100	5	5	100
	4	1	1	100			
	1	1	1	100			
Schlagsdorf	1	1	1	100	2	5	40
	3	1	1	100			
Lüttow	1	1	1	100	4	6	66,67
	5	1	1	100			
	3	1	1	100			
	4	1	2	50			
Bennin	1	1	1	100	3	3	100
	2	1	1	100			
	3	1	1	100			
Woez	5	1	1	100	4	5	80
	4	1	1	100			
	3	1	1	100			
	1	1	1	100			
Pritzier	2	1	1	100	2	3	66,67
	3	1	1	100			
Alt Jabel	2	1	2	50	2	9	22,22
	1	1	1	100			
Boldela	1	2	3	66,67	5	6	83,33
	2	1	1	100			
	3	1	1	100			
	4	1	1	100			
Lüblow	3	1	1	100	4	4	100
	4	2	2	100			
	1	1	1	100			
	2	1	1	100			
Glaisin	2	1	1	100	2	2	100
	1	1	1	100			

Absolute und relative Häufigkeiten von [red η] ‚rein‘

Die Formen mit /e/ konzentrieren sich ebenfalls im Südosten:



Es sei jedoch angemerkt, dass die Sprecher nicht immer durchgängig monophthongische bzw. diphthongische Formen verwenden, wie an den Tabellen ersichtlich wird. Für ‚rein‘ und ‚mähen‘ ist außerdem die Anzahl der Belege wesentlich geringer; die meisten stammen aus den MWB-Sätzen, für die den Probanden mehr Zeit für die Übersetzung zur Verfügung stand. Die bisherigen Ergebnisse haben gezeigt, dass gerade diese Übersetzungen mitunter vom spontanen Sprachgebrauch der FE abweichen können. Zudem gibt es eine Reihe von Wörtern, wo diese Schwankungen ebenfalls zu beobachten sind, deren Belegdichte aber zu gering ist, um ihre Verteilung genau angeben zu können.

Das Wort ‚Krähen‘ ist beispielsweise nicht in allen Orten abgefragt worden, doch lässt sich hier ebenfalls ein Rückgang feststellen, wodurch es zum Nebeneinander beider Formen kommen kann: In Zweedorf sagt Sprecher zwei [krajn] bzw. [krajd̥ŋ], alle anderen bevorzugen den Monophthong /e/ ([kred̥ŋ]). Der einfache Vokal wird in Bennin, Pritzier, Lüblow und Glaisin von allen Probanden durchgängig gebraucht, in Alt Jabel hingegen nur noch von zwei der vier aufgezeichneten Personen, wobei eine davon bereits zwischen beiden Aussprachen schwankt. Die östlichen Orte, in denen die Form mit /e/ noch vorkommt sind Spornitz und Marnitz, im letztgenannten Ort jedoch nur noch einmal beim ältesten Sprecher.

In Zweedorf übersetzen Sprecher drei und vier ‚Schafshürde‘ mit [ʃɔ:pve:] ‚Schafweide‘. Auch in der FE lässt sich diese Aussprache nachweisen: [kaɥve:d̥ŋ] ‚Kuhweiden‘ (Sprecher eins) und [kaɥve:] ‚Kuhweide‘ (Sprecher vier). Diese Aussprache ist wie schon bei ‚zehn‘, ‚mähen‘ usw. rückläufig, doch verläuft diese Verdrängung nicht gleichmäßig: Die Aussprache [e:] für ‚Ei‘ ist beispielsweise in Lütlow nur noch beim ältesten Sprecher zu hören, dagegen sagen auch die jüngeren noch [ve:] im Ort. Bei der ältesten Person aus Selmsdorf ist ein Nebeneinander der Formen mit /e/ bzw. /aj/ zu beobachten, wobei [ted̥ŋ] und [kreg̥ŋ] ‚Krähen‘ [draj] ‚drehte‘ [draj̥t], [drajd̥ŋ] und [handdraj̥v] gegenüberstehen. Dagegen verwendet Sprecher zwei [tajd̥ŋ], aber monophthongisches [be:] ‚beide‘, das von der Laut-

struktur her [e:], [ve:] usw. ähnlich ist. Die hier aufgezeigten Veränderungen dokumentiert der oben genannte älteste Proband, als er von Gundlach gefragt wird, welche Formen er selbst verwende: „Dat is verschieden, weil man hier sick all so'n bäten mischt hett, süns früher de Urspråk wier tedn un veier.“ /e/ in ‚Eier‘ gebraucht in Schlagsdorf nur der älteste Sprecher. In den FE sind für diesen Ort jedoch nur diphthongische Formen nachweisbar, also [tajd̥], [aj̥] und [vaj] ‚Weide (Feld)‘. In Möllin benutzt monophthongisches [e:ɐ̯] und [dre:] ebenfalls nur noch der älteste Sprecher, der dritte erwähnt die erste Variante nur noch, um damit den Unterschied zur eigenen Aussprache [aj̥] zu kennzeichnen: „Sicher, Eer un sowat all, nich, dat ischa schon dat Wort. Wi se, seggt Eier.“ Der älteste Proband dort hingegen meint: „Nee, dee språk wi ook noch, ne, ja, hüüt noch, ne. Já, wenn wi uns up Platt vertelln dauhn, nich, denn seggn wie ja noch Eer, ne.“ Ansonsten herrscht der Diphthong vor, vom letzten Probanden gibt es beispielsweise zahlreiche Belege für /aj/ in ‚mähen‘.¹⁴⁹ Dagegen ist /e/ in Pritzier noch häufiger, Sprecher zwei verwendet es ausschließlich, allerdings gibt es nur Nachweise für ‚mähen‘.¹⁵⁰ Selbst bei Sprecher drei, der jüngsten Person, ist der Monophthong noch nachweisbar¹⁵¹, jedoch ist /aj/ im Zahlwort ‚zehn‘ zu hören, das er in den MWB-Sätzen mit /e/ ausspricht.¹⁵² Der älteste Proband nutzt ausschließlich /e/, hier ist die Datengrundlage zudem umfangreicher und umfasst ‚zehn‘ und ‚säen‘¹⁵³. Darüber hinaus gebraucht er dreimal [e:ɐ̯] und einmal [me:] ‚Mai‘,¹⁵⁴ und es gibt einen Gegensatz [tvaj] und [intve:], der auch bei Sprecher zwei zu finden ist.¹⁵⁵ Bei Betrachtung weiterer Orte zeigt sich, dass die letztgenannte monophthongische Form wiederum nur von Personen verwendet wird, die bei ‚mähen‘ usw. /e/ bevorzugen, so lässt sich bei Sprecher vier aus Lüttow derselbe Gegensatz ausmachen; dieser spricht bis auf [tajd̥] und [aj] überwiegend monophthongische Formen. Ein weiterer Nachweis findet sich bei Sprecher drei, einer Frau, im östlicher gelegenen Lüblow.¹⁵⁶ Sie verwendet ausschließlich /e/, sowohl in den Übersetzungstexten als auch in der FE in ‚zehn‘ und ‚mähen‘, darüber hinaus in ‚beide‘ ([be:], [be:d̥]).¹⁵⁷ Sprecher eins aus Welzin, der ausschließlich [aj] bei den in Frage kommenden Wörtern benutzt, gebraucht dieses auch bei ‚entzwei‘: [entvaj].

¹⁴⁹ [majt] (fünf Nennungen), [no:matmajn] ‚Nachmahdmähen‘, [majdœɐ̯] (drei Nennungen)/ [majdrœɐ̯] ‚Mähdrescher‘ und [svatmaj̥] ‚Schwadmäher‘.

¹⁵⁰ Diese sind allerdings in aussagekräftiger Höhe vorhanden: [med̥] (vier Nennungen), [anmed̥], [fœ:ɐ̯bi:med̥] sowie [me:t].

¹⁵¹ Allerdings nur bei ‚drehen‘, das gut belegt ist: [dre:], [dre:t], [dø:ɐ̯çdre:t], [rafdre:], [ymdre:t].

¹⁵² Die MWB-Sätze wurden auf der Aufnahme nach den FE abgefragt, viel Zeit für die Ausformulierung hatten sie nach Aussage Gundlachs nicht gehabt, denn „die Texte wurden den Sprechern erst kurz vor der Aufnahme zum Durchlesen gegeben“ (Gundlach, Tonbandaufnahmen, S. 190).

¹⁵³ So verwendet er viermal [ted̥], zweimal [zed̥] sowie das Kompositum [axted̥honetaxtunaxtsiç] ‚1888‘.

¹⁵⁴ Vgl. dazu den Eintrag zu ‚Mai‘ im MWB, IV, Sp. 1066: „im W[esten] (SCHÖ [Kreis Schönberg, A. K.]; HA [Kreis Hagenow, A. K.]; auch SCHWRun [Schwerin Runow, A. K.]) bei alten Leuten noch Mee“.

¹⁵⁵ Aufgrund der Belegdichte kann hier nicht einfach von einer „zufälligen“ Aussprache ausgegangen werden: Sprecher vier verwendet dreimal [tvaj], einmal [tvajmɔ:l] und zweimal [intve:], beim zweiten Probanden kommen [tvaj] und [tvajd̥] ‚zweiten‘ jeweils einmal vor, [intve:] zweimal, darüber hinaus ist auch noch das Kompositum [intve:brɔ:g̥] ‚entzweigebrochen‘ belegt.

¹⁵⁶ Dort als [intve:], aber auch als gekürztes [tve:]: „denn dei Strümp würn so nie wedrer twee gâhn“.

¹⁵⁷ Diese Aussprache konnte auch bei Sprecher zwei aus Selmsdorf nachgewiesen werden.

In Alt Jabel dominieren die diphthongischen Formen bereits sehr stark, der Monophthong ist nur noch in den Übersetzungstexten zu finden. Dieser kommt in den östlicheren Niendorf und Hoben nicht einmal mehr darin vor. Auch in Alt Meteln überwiegen die Formen mit [aj], lediglich Sprecher drei verwendet im Gespräch mit dem vierten zweimal [me:t], in seiner FE und den MWB-Sätzen jedoch den Diphthong.¹⁵⁸ In den südlicheren Untersuchungsorten ist die Aussprache dagegen nicht so einheitlich. In Boldela verwenden fast alle Probanden in den MWB-Sätzen ausschließlich den Monophthong. Eine Ausnahme bildet hier lediglich der jüngste Sprecher, der [majdŋ] sagt, daneben allerdings [redŋ] und [tedŋ]. Dennoch ist auch hier ein Rückgang dieser Varianten zu verzeichnen, denn beim ältesten Probanden stehen dem Partizip II [me:t] die diphthongischen [ʊmdrajt] und [tajdŋ] in der FE gegenüber, Sprecher zwei wechselt zwischen [tajdŋ] und [tedŋ] sowie zwischen [baɪ] und [be:]. Lediglich der jüngste Proband, eine Frau, verwendet hier konsequent /e/, allerdings ist die Belegdichte mit einem [tedŋ] auch nicht sehr hoch. Hinzu kommt noch die Form [vet] ‚weht‘.¹⁵⁹ Auch bei Sprecher drei lassen sich mit dem einmal verwendeten [dø:ɐtajn] ‚13‘ kaum Aussagen über die monophthongische und diphthongische Aussprache machen, es kann lediglich festgestellt werden, dass letztere bereits verwendet wird und damit in Kontrast zum [tedŋ] aus den MWB-Sätzen steht.

In Lüblow findet nur der Monophthong Verwendung.¹⁶⁰ Sprecher drei und vier übersetzen dabei das Verb in ‚Kartoffeln sammeln‘ mit [kle:n] bzw. [klidŋ] ‚kratzen‘¹⁶¹, hier findet sich also eine weitere monophthongische Form.¹⁶² In den FE sind dann jedoch auch Formen mit /aj/ zu finden, so verwendet der erste Proband ausschließlich diphthongierte Varianten von ‚zehn‘,¹⁶³ darüber hinaus auch [baɪ] ‚beide‘. Die anderen aufgezeichneten Personen bevorzugen jedoch den Monophthong, bei Sprecher zwei ist lediglich [baɪ] diphthongisch, ‚zehn‘ und deren Komposita weisen /e/ auf.¹⁶⁴ Darüber hinaus spricht der Proband ‚Mai‘ noch [me:] aus. Der dritte Sprecher schwankt zwischen [e:ɐ] und [ajɐ], allerdings beträgt das Verhältnis 2:1. Ein weiterer Beleg für monophthongische Aussprache ist das bereits erwähnte [ɪntve:] bzw. dessen Kurzform [tve:]. Der letzte Sprecher, der wie der zuvor genannte Proband der ältesten Generation angehört, verwendet ausschließlich /e/, z. B. [be:] ‚beide‘, [be:dŋ] ‚beiden‘, [metŋ] ‚mähen‘, [nɛ:ɣntedŋ] ‚19‘ und [rɪmdre:t] ‚rumgedreht‘.

¹⁵⁸ Allerdings verwendet er in der FE nur einmal [afmajt].

¹⁵⁹ Hier ist unsicher, ob es sich um eine niederdeutsche Form handelt. Sie fügt sich jedoch in die Reihe [dre:t], [me:t] und [ze:t] ein. Aus dem Textzusammenhang lässt sich das jedoch nicht sicher bestimmen, da es sich um die 3. Pers. Sg. handelt: „Un als ick naher eins konformiert wier un donn, donn weht dee Wiend ja vonne anner Ääg [= Eck].“

¹⁶⁰ Im Einzelnen sind das [kredŋ], [medŋ]/[metŋ] und [tedŋ].

¹⁶¹ Diese wird auch im MWB erfasst: „kleien, kleigen, -d-, kleeten, kleen“ (MWB, IV, Sp. 330).

¹⁶² Sie kommt auch in einer Lebenserinnerung eines Mannes aus Hoort vor: „Sei sülbst wull all tau Fell’n rieden unn Küttüffel kleet’n, datt sei frischen Küttüffel taum Tauäten harr’n.“ Karls, Kuno (Hrsg.): Fiek’n hätt schräb’n ut Hagenow... Vom Kindermund bis zur Schulentlassung. Erinnerungen an die Kinder-, Kindergarten-, Schul- und Oberschulzeit im Altkreis Hagenow und Teilen der Griesen Gegend, Heft 11, Schwerin 2007, S. 81, Nr. 113.

¹⁶³ [tajdŋ], [tajdŋmɔ:l] ‚zehnmal‘, [zœstajɪn] ‚16‘ und [zœstajɪnstŋ] ‚sechzehnten‘.

¹⁶⁴ Insgesamt sind es sechs Nachweise, u. a. [tedŋ], [te:stŋ] ‚zehnten‘ und [zœstedŋ].

Von Glaisin sind die Aufnahmen unvollständig, hier standen nur die Übersetzungstexte und FE von zwei Personen zur Verfügung. In den MWB-Sätzen herrschen ausschließlich die Monophthonge vor.¹⁶⁵ Dennoch lässt sich auch hier ein Rückgang dieser Formen konstatieren, denn Sprecher eins verwendet in seiner FE dann [tajɗŋ], [ajɐ] und [haj] ‚Heide‘, der zweite [ymdrajt] und [baj] ‚beide‘. /e/ ließ sich nicht mehr nachweisen. Im knapp acht Kilometer entfernten Eldena, das südöstlicher liegt, sprechen alle drei Probanden alle in Frage kommenden Wörter (‚zehn‘, ‚mähen‘ usw.) bereits diphthongisch aus.

Die monophthongischen Varianten sind anscheinend orts- und sprecherabhängig, denn im Norden sind sie bereits östlich von Selmsdorf und Schlagsdorf kaum mehr nachzuweisen. In den nachfolgenden Ortschaften sprachen allenfalls ältere Probanden noch [e:ɐ], verwendeten bei ‚mähen‘, ‚zehn‘ usw. aber schon den Diphthong. Die Sprecher im noch weiter östlich gelegenen Lüblow realisieren diese Wörter dagegen noch /e/. Damit ergibt sich ein Nord-Süd-Gegensatz, d. h., die monophthongischen Formen treten besonders im Süden auf, im Norden sind sie nur im äußersten Westen nachweisbar. Zudem spielt bei der Verwendung auch das Alter eine Rolle, denn die ältere Generation verwendet die Monophthonge häufiger als die jüngere, bei letzterer ist zumindest in einigen Wörtern der Diphthong zu hören, vor allem in ‚zehn‘.

Der Sprecher aus Rastow wurde 1952 geboren, ist also über zehn Jahre jünger als die jüngsten auf den Aufnahmen von 1962/63. Dennoch sind die Monophthonge auch bei ihm noch nachweisbar.¹⁶⁶ Dem diphthongischen [tajɗŋ] stehen [me:n], [kredŋ] und [redŋ] gegenüber, Letzteres verbessert er sofort aus [rajŋ].¹⁶⁷ ‚Eier‘ spricht er noch [e:ɐ] aus. Auch in der FE sagt er [tajɗŋ]. Hier zeigt sich also die oben bereits beschriebene Tendenz, dass vor allem bei ‚zehn‘ der Diphthong genutzt wird. Darüber hinaus verwendet er bereits [maj] ‚Mai‘, welches in Kontrast zu [e:ɐ] aus den MWB-Sätzen steht.

In Tramm ist die Aussprache unterschiedlich. Der ältere Sprecher, 1923 geboren, verwendet in den MWB-Sätzen überwiegend Monophthonge.¹⁶⁸ Das betrifft die Wörter ‚mähen‘, ‚Krähen‘, ‚säen‘¹⁶⁹ und ‚zehn‘, bei ‚rein‘ schwankt er zwischen [redŋ] und [rajɗŋ]¹⁷⁰. Dagegen nutzt er bereits [ajɐ], ergänzt aber sofort [e:ɐ].¹⁷¹ Zusätzlich musste er noch das Wort ‚Mai‘ übersetzen, auch dieses ist diphthongisch. Auf die monophthongische Form befragt, antwortet er: „Weck sään Mee. [...] Oewer

¹⁶⁵ Hier wurden, wie auch in Lüblow und Eldena die Wörter ‚mähen‘, ‚Krähen‘, ‚rein‘ und ‚zehn‘ abgefragt.

¹⁶⁶ Die Übersetzungstexte wurden ihm ohne längere Vorbereitungszeit gegeben und noch vor der FE abgefragt. Die MWB-Sätze sind etwas umfangreicher als diejenigen, die Gundlach damals abfragen ließ.

¹⁶⁷ ‚rein‘ ist dabei zweimal abgefragt worden, beim ersten Satz nennt er sofort die monophthongische Form, beim zweiten sucht er nach dem passenden Wort: „Dat Wäädrer is sauber. Is rein. Is redn. Redn hemm wie ümmer seggt.“

¹⁶⁸ Hier wurden die Übersetzungstexte dem Sprecher nach der FE gegeben, und er übertrug sie dann sofort in seine Mundart.

¹⁶⁹ Dieses ist in dem Ort zusätzlich abgefragt worden.

¹⁷⁰ Während er im ersten Satz noch [redŋ] verwendet, ist im zweiten Satz, der ‚rein‘ enthält, [rajɗŋ] zu hören.

¹⁷¹ So führt er aus: „Eer, weck seng ook Eer. [...] De breidn seng Eer, nich Eier.“ Zur Bedeutung von ‚breit‘ siehe Kapitel 4.6. In der FE erklärt er weiterhin: „Oewer wie Kiener [= Kinder] hemm näh Eier seggt.“

wie nâh nich mehr.“ Die monophthongische Aussprache von ‚zehn‘ ist auch in der FE zu hören,¹⁷² ebenso die von ‚mähen‘.¹⁷³

Der zweite Proband wurde 1953 geboren. Hier zeigt sich bereits bei den MWB-Sätzen¹⁷⁴ eine stärkere Neigung zum Diphthong: der Form [tedŋ] stehen hier [fi:ətajŋ], [majŋ], [krajn], [ajv] und [maj] gegenüber. Der Sprecher schwankt also nur noch bei ‚zehn‘ zwischen beiden Varianten, ansonsten hat sich der Diphthong durchgesetzt. /e/ hält sich bei ‚zehn‘ allerdings auch in der FE.

In Sukow ist eine Familie aufgezeichnet worden; der älteste Proband, 1913 geboren, stammt aus Bülow und ist die Mutter von Sprecher zwei, einer Frau, die 1938 in Sukow geboren worden ist. Der Ehemann stammt aus Banzkow und wurde dort 1935 geboren. Nur die beiden letztgenannten Probanden mussten die hochdeutschen Texte in ihre jeweilige Mundart übertragen.¹⁷⁵ Dabei verwenden sie ausschließlich Diphthonge. In der FE schwankt Sprecher eins dann aber zwischen [tajdŋ] und [føftedŋ], während seine Frau und auch die Schwiegermutter diphthongisch sprechen. Aus praktischen Gründen wurde hier auf separate FE verzichtet, so dass sich die Probanden jeweils ergänzen konnten. Dadurch werden aber auch die Unterschiede deutlich, die im Gespräch abgefragt worden sind. So führt Sprecher eins bezüglich der Monophthonge aus: „Wie snaggn, de Banschoer [Banzkower, A. K.] hemm so bäten laang snackt, un, un, dee Sukower sünd wedder korder: Eier – Eer, ne, häuden – höden. [...] Wie seggn Eer un dei sää, un de Sukower seggt Eijer. So, un wenn wie nâh Baa, nâh Tramm güngn, dee snacktn genauso wie dee, dee, dee Trammer wie dee Banschoer. Dor wûr ook lang snackt.“¹⁷⁶ Allerdings scheint er sich bereits an die Aussprache seiner Frau und Schwiegermutter angepasst zu haben, denn in den MWB-Sätzen ist gar keine monophthongische Form mehr zu hören, in der FE schwankt er bei ‚zehn‘. Durch diese Aussagen, aber auch durch die Aufnahmen, kann Banzkow als Grenzort betrachtet werden, der diese Monophthonge heute noch aufweist.

Im neunzehnten Jahrhundert muss die Grenze noch etwas weiter nördlich gelegen haben, denn eine um 1882 geborene Pinnowerin behauptet, dass ihre Großmutter noch [tedŋ] gesagt habe.¹⁷⁷ Der ältere Trammer macht zudem Unterschiede zu Zapel aus. Im südlicheren Spornitz sind auch noch monophthongische Formen bei Sprecher eins ([kredŋ]) und drei ([medŋ], [kre:n]) in den Übersetzungstexten zu hören. In den FE der jeweiligen Probanden herrschen dagegen fast ausschließlich diphthongische Formen vor, lediglich Sprecher drei verwendet noch einmal [zedŋ] ‚säen‘.¹⁷⁸ Der zweite Proband schwankt zwischen [majdŋ] (MWB-Sätze) und [medŋ] (FE), spricht aber bereits durchgängig [tajdŋ].

¹⁷² So z. B. [tedŋ], [axtedŋ] und [zœ:fte:stŋ] ‚siebzehnten‘.

¹⁷³ Als Nachweise wären hier [me:t] und [fø:øru:tmedŋ] ‚vorausmähen‘ zu nennen.

¹⁷⁴ Die Sätze wurden hier gleich vor der FE abgefragt.

¹⁷⁵ Hier wurde ihnen auch nur ein kurzes Einlesen gewährt, und sie trugen ihre Übersetzungen dann vor der FE vor. Danach richtet sich auch die Nummerierung: Ehemann: Sprecher eins, Ehefrau: Sprecher zwei, Mutter: Sprecher drei.

¹⁷⁶ Dieser Unterschied ist auch seiner Frau aufgefallen, die dabei die Schwiegereltern einer Sukower Freundin zitiert, die nach Banzkow gezogen ist: „Un denn häälst du dee Eer rinn.“

¹⁷⁷ So sagt sie: „Hier säädn s’ meist die Teidn.“ Auf die Frage, wie es früher gewesen sei, antwortet sie, man habe „tedn seggt“. Weiterhin macht sie Angaben zu Peckatel, das westlich von Sukow liegt, als Gundlach sie zu alten Formen wie „veir“ und „tedn“ befragt: „Nâo, mehr wei’ck denn Oognblick grää ook nich, awer dat’s, dat möödñ S’ mää dörch Pekädñ un dor dörchgähñ, dat finn S’ dor wieder.“

¹⁷⁸ Sprecher eins benutzt u. a. [ho:xdrajt] und [ba], der dritte [tajdŋ], [fi:ətajŋ] und [zœstajŋ].

Im südlicheren Prislich sind die Monophthonge bei keinem Sprecher mehr nachweisbar.¹⁷⁹ Lediglich in Marnitz verwendet Sprecher eins bei ‚Krähen‘ in den MWB-Sätzen noch das /e/, ansonsten herrscht auch hier der Diphthong vor. In Lancken verwenden alle Probanden ebenfalls [aj].

Auffällig ist auch die unterschiedliche Aussprache der 2. und 3. Pers. Sg. Präs. von ‚gehen‘. Hierbei benutzt Sprecher eins in Zweedorf im FT durchgängig [gajst]/[gajt], der zweite hingegen verwendet /aj/ nur noch im Satz ‚Wie geht es dir?‘, ansonsten aber /e/. Die letzten beiden Probanden sprechen durchgehend monophthongisch. In den FE herrscht dann bei allen ausschließlich [ge:t] vor. Auch in Selmsdorf überwiegt diese Form, lediglich der letzte Proband verwendet die Varianten mit /aj/ im FT, geht dann aber in der FE ebenfalls zum Monophthong über. Eine Tendenz zum /e/ zeigt sich auch in Schlagsdorf und Lüttow, nur jeweils ein Sprecher verwendet im FT Formen mit [aj]. In den FE sind diese nicht mehr nachzuweisen, lediglich der erste Proband aus Schlagsdorf benutzt ein einziges Mal [gajt], dem aber drei [ge:t] gegenüberstehen. Der Zwielauf ist daher vor allem noch in den FT zu hören, wobei einige Personen aber bereits zwischen /aj/ und /e/ schwanken. Sprecher eins aus Welzin verwendet durchgängig die diphthongischen Varianten, die nachfolgenden drei realisieren den Zwielauf nur noch bei ‚gehst‘, der letzte gar nicht mehr. In Bennin hat sich das /aj/ lediglich bei Sprecher zwei und drei halten können, und zwar im Satz ‚Wie geht es dir?‘. Die Verwendung des Diphthongs ist also sprechergebunden, er ist aber nicht zwangsläufig immer altersgebunden, da er manchmal schon von älteren Personen nicht mehr, von jüngeren dagegen noch benutzt wird, so z. B. in Möllin. Nur in Eldena sprechen ihn alle Personen durchgehend. Das ist in dieser Ortschaft auch in den FE der Fall. In allen anderen Orten jedoch sind in den freien Gesprächen die Formen mit /e/ vorherrschend, d. h., der Unterschied zwischen /e/ und /aj/ ist nur noch in den FT feststellbar.¹⁸⁰ Am häufigsten ist der Zwielauf im Satz ‚Wie geht es dir?‘ zu hören, der aber auch eine gewisse Formelhaftigkeit bewahrt.

Beim von der Lautstruktur her ähnlichen ‚stehen‘ ist dagegen fast immer [ste:t] bzw. [ʃte:t] zu hören, wenn die Probanden es verwenden. Die einzige Ausnahme bildet auch hier Eldena, wo Sprecher drei den Diphthong verwendet.¹⁸¹ Da die monophthongischen Formen lautlich denen der Hochsprache entsprechen, könnte diese für diese Entwicklung verantwortlich sein, allerdings lässt sich /e/ auch bei der 2. bzw. 3. Per. Sg. Präs. von ‚tun‘ nachweisen: Auch hier überwiegt [de:t]; bei ‚(du) tust‘ wird ausschließlich [de:st] verwendet. [dajt] ist lediglich jeweils einmal in Lüttow bei

¹⁷⁹ Von diesem Ort existieren allerdings nur noch die FE eines Sprechers sowie dessen MWB-Sätze und die eines anderen.

¹⁸⁰ In den nachfolgenden Orten benutzen folgende Probanden noch /aj/: Möllin, Sprecher drei vollständig, d. h. bei [gajt] und [gajst]; Pritzier, Sprecher eins nur bei [gajt]; Niendorf, Sprecher eins und drei vollständig, Sprecher zwei verwendet [ge:t], wechselt aber zwischen [gajt] und [ge:t]; Hoben, Sprecher eins, zwei, vier vollständig, Sprecher fünf diphthongiert nur im Satz ‚Wie geht es dir?‘; Alt Meteln, Sprecher eins und drei vollständig, Sprecher zwei bei [gajst] und im Satz ‚Wie geht es dir?‘, von Sprecher vier gab es keinen FT; Boldela, Sprecher vier diphthongiert nur im Satz ‚Jetzt geht es ihr schon wieder besser.‘; in Lüblow schwankt Sprecher eins zwischen [gajt] und [ge:st], der dritte Proband verwendet den Diphthong nur im Satz ‚Wie geht es Dir?‘; Glaisin, Sprecher eins vollständig, Sprecher zwei nur bei ‚Wie geht es Dir?‘.

¹⁸¹ Insgesamt gibt es drei Nachweise: [stajt], [bəstajt] und [fəstajt]. Sprecher zwei nutzt hingegen einmal [ste:t].

Sprecher eins, einer Frau, und beim zweiten in Hoben bzw. Alt Jabel nachzuweisen. Allerdings zitiert die Probandin aus dem erstgenannten Ort ein Lied, der Hobener benutzt auch viermal [de:t], die monophthongische Variante überwiegt also bei ihm. Nur Sprecher zwei aus Alt Jabel verwendet ausschließlich die diphthongische Variante.¹⁸² Beide Aussprachen werden aber nicht durch die Hochsprache gestützt, so dass diese zumindest bei ‚tun‘ keine Rolle spielen kann. Den Monophthong /e/ benutzen Sprecher vier aus Pritzier bzw. eins aus Sukow¹⁸³ auch bei der 3. Pers. Sg. Präs. von ‚schlagen‘, während der zweite aus Alt Jabel hier wiederum /aj/ bevorzugt. Der Monophthong erstreckt sich damit also nicht nur auf die Verben ‚gehen‘ und ‚stehen‘, sondern auch auf ‚tun‘ und ‚schlagen‘. Während die Bevorzugung des /e/ bei den ersten beiden auf die Standard- oder (hochdeutsche) Umgangssprache zurückgeführt werden könnte, ist das bei den anderen Fällen nicht möglich, da sich die Formen von ihren mundartlichen Äquivalenten mehr oder minder unterscheiden ([de:t]/[tu:t] bzw. [sle:t]/[ʃle:çt] bzw. [ʃle:kt]¹⁸⁴). Allenfalls bei „sleht/schlägt“ gibt es eine gewisse Übereinstimmung, die aber nicht so groß wie bei „geht“ oder „steht“ ist. Auffällig ist, dass all diese Formen demselben Konjugationsmuster folgen: Sprecher zwei aus Alt Jabel verwendet in seiner FE [dajt] und [slajt], die anderen beiden Probanden aus Pritzier bzw. Sukow (Banzkow) jeweils [de:t] und [sle:t]. Sie verwenden auch bereits durchgängig [ge:t]/[ge:st], während der Alt Jabeler im FT [gajt]/[gajst] sagt¹⁸⁵ bzw. [dajt] im Präsens und [de:t] im Präteritum, als er den Satz korrigiert. Da auch Formen an dieser Entwicklung beteiligt sind, bei denen eine hochsprachliche Einwirkung weitestgehend ausgeschlossen werden kann, ist es kaum möglich, ihre Entstehung ausschließlich auf hochdeutschen Einfluss zurückzuführen, so dass mehrere Erklärungsansätze heranzuziehen wären: zum einen könnten „deht“/„sleht“ Analogiebildungen zu „geht“/„steht“ sein, wobei Letztere von der Standardsprache beeinflusst sein könnten, zum anderen wäre auch eine Monophthongierung anzunehmen, wie sie in anderen Wörtern ([me:t], [ve:]) dieser Region zu finden ist. Aufschluss kann hier möglicherweise die sprachgeschichtliche Entwicklung geben: Das MWB erfasst nur die Form „steht“, alle anderen nicht explizit¹⁸⁶, obwohl sie schon etwas älter zu sein scheinen, denn bereits 1834 charakterisiert Albert Reinhold diesen Unterschied, ohne ihn jedoch geographisch einzuordnen: „Weck seggen: De Sâk de geit un steit got! / Bie Ann’re n is: deht, steht, geht nâ de Mod’!“¹⁸⁷ In einer handschriftlichen Wortsammlung, die Teuchert auf die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts datiert,¹⁸⁸ finden sich ebenfalls beide Schreibweisen: „he geit all“ (S. 26); „Seeth watt datt Bier deit.“ (S. 30); „Dat Wäder steit in ’n Druse. Man kann noch nicht sagen wie

¹⁸² Allerdings gibt es aus FT und FE insgesamt nur zwei Nachweise.

¹⁸³ Der Proband wurde allerdings in Banzkow geboren und wuchs dort auch auf.

¹⁸⁴ Hier wurden die Lautvarianten verwendet, die in der hochdeutschen Umgangssprache Mecklenburgs üblich sind, da nur diese für solch einen Vergleich sinnvoll erscheint.

¹⁸⁵ In der FE gab es für die Verbform keine Nachweise.

¹⁸⁶ Dieses gibt unter dem Lemma „dauhn“ nur folgende Formen an: „dau, deist, deit, daun (daut); ded’; dan“ (MWB, II, Sp. 269). Bei „gahn“ sind ebenfalls nur die Varianten mit Diphthong zu finden, MWB, III, Sp. 11, bei „slahn“ werden „slah, slag’, sleihst, sleiht“ angeführt sowie „ein Präs. du slöggst, he slöggst (wie fröggst, fröggst) im SO“ (MWB, VI, Sp. 326). „slöggst“/„slöggst“ sind aber auch schon in Demen und Kossebade zu hören (wenn auch nicht auf den Aufnahmen belegt), d. h., diese Formen scheinen sich auszubreiten. Unter „stahn“ verzeichnet das Wörterbuch „seltener ist *steht* [...], JAC. bringt für Pa [Stadt Parchim, A. K.] und LuGrab [Grabow, A. K.] *sdeit*, sonst *sde-t* 2, 137; im S von Sta ist *steht* auf einen Mittelstreifen beschränkt“ (MWB, VI, Sp. 726).

¹⁸⁷ Reinhold, Albert: Doktamedikus. Gedichte in plattdeutscher Mundart. 1sten Bandes. 1stes Heft, Wismar 1834, S. XVI.

¹⁸⁸ Teuchert, Sprachlandschaft, S. 165, anhand der Schreibweisen und Wortformen ließe sich jedoch auch das Ende des 18. Jh.s ansetzen.

das Wetter sei.“ (S. 45), daneben aber „datt geeth nah'n ollen Barm, das geth [sic] auf die alte Weise.“ (S. 29); bloßes <e> ist in diesem Verb mehrfach verzeichnet, so z. B. auf Seite 57 und 89; „He deet noch watt in'n Bund. er ist noch zu jung und unerfahren“ (S. 23 u. 36).¹⁸⁹ „schlägt“ erscheint ebenfalls mit <e>: „Älend schleet sien Trummel. Noth wird ruchtbar“.¹⁹⁰ Dietz notiert Anfang des 19. Jahrhunderts für die Mitte Mecklenburgs die Formen „gejst“ und „he geht“.¹⁹¹ Ritter und Wiggers verzeichnen nur die Formen mit /aj/, obwohl die Grammatiken nach Reinholds Gedicht entstanden sind.¹⁹² Auch Renate Herrmann-Winter gibt in ihren Wörterbüchern nur diese Varianten an.¹⁹³ Obwohl Sanders und Stellmacher „deht“ in ihren Darstellungen erwähnen,¹⁹⁴ ist sie auch nicht in der „Niederdeutschen Grammatik“ enthalten.¹⁹⁵ Kellner erwähnt für die „Mundarten von Mecklenburg-Vorpommern“ eine „Monophthongierung von mnd. *ei* (ste:t statt steit)“.¹⁹⁶ Auch Stellmacher und Sanders sehen darin ein typisches Dialektmerkmal des Mecklenburgisch-Vorpommerschen: „Meckl.-vorpomm. Eigentümlichkeiten sind [...] 2. mnd. *ei* > *ê* (*stêt*, *dêt* ‚tut‘, *ê* ‚Ei‘)“¹⁹⁷. Bereits der Befund von [daj̥] bei Sprecher zwei aus Alt Jabel macht deutlich, dass diese Aussage so absolut kaum getroffen werden kann. Diese Unterschiede sind zum Teil auf das Einwirken der Standardsprache zurückzuführen (z. B. [e:] zu [aj̥] ‚Ei‘), aber auch auf sprecherabhängige Faktoren. Stellmachers Darstellung deckt sich deshalb auch nicht mit einem Beispieltext, den er für das Mecklenburgische anführt, denn dort schreibt der Warener Wilhelm Neese: „Hei fröggt ein Güstrowschen Börger, dei in sin Husdör *steit* un ein beten in't Weder kickt, wat dat mit den Uploop up sik hadd. [Hervorheb. A. K.]“¹⁹⁸ Zwar handelt es sich nicht um eine lautgetreue Wiedergabe, dennoch ist diese Form auffällig.

Die Aussagen über die Diphthonge sind in vielen Arbeiten oftmals sehr verallgemeinernd, was z. T. wohl auch dem Überblickscharakter geschuldet ist, als Beispiel seien Stellmachers Ausführungen genannt:¹⁹⁹

Die Einheit des Mecklenburgisch-Vorpommerschen und seine ‚strukturelle Zweiteilung ... in eine West- und Osthälfte‘ wird eindrucksvoll auch durch die Entwicklung der *ê*- und *ô*-Laute unterstrichen. Aus mnd. $e^{2a} + e^l - ô^{2a} - ô^l$ hat sich eine Reihe geschlossener Vokale (außer vor *r*) ergeben: klêt ~ kleit ‚Kleid‘ – bö^m ~ böüm ‚Bäume‘ – grôt ~ grout ‚groß‘. Für mnd.

¹⁸⁹ Alle Seitenzahlen nach: Jeppe, [Johann Christian?]: Sammlung plattdeutscher Wörter, Sprichwörter, Redensarten, Hs. (Faksimile und Transkription sind auf dem zweiten Datenträger enthalten, der dieser Arbeit beiliegt).

¹⁹⁰ Ebenda, S. 2, ein nahezu identischer Eintrag auf S. 8.

¹⁹¹ Dietz, S. 128.

¹⁹² Ritter, S. 84; Wiggers, S. 68. Mussäus schreibt auch nur <ei> bei „gahn“ (Mussäus, Sprachlehre, S. 43), „dhaun“ (ebenda, S. 45) und hebt bei „stahn“ hervor: „hat ein ei: du steihst, hei steiht, wi stahn ic.“ (ebenda, S. 54).

¹⁹³ Herrmann-Winter, plattdeutsch, S. 62 (Lemma *daun*, *don*), 95 (*gahn*), 273 (*schlan*, *slan*), 304 (*stahn*) bzw. Herrmann-Winter, hochdeutsch, S. 93 (*gehen*), 193 (*schlagen*), 214 (*stehen*), 228 (*tun*).

¹⁹⁴ Sanders, S. 89; Stellmacher, S. 147.

¹⁹⁵ Lindow, Wolfgang [u. a.]: Niederdeutsche Grammatik, Leer, 1998: Diese verzeichnet wiederum nur die Formen mit /aj/ (S. 107) sowie westfälisches „döös“ und „dööt“ (S. 138).

¹⁹⁶ Kellner, S. 255.

¹⁹⁷ Stellmacher, S. 147. Sanders, S. 89, formuliert ähnlich: „Sprachliche Charakteristika sind [...] monophthongiertes *ê* in *dêt* ‚tut‘ und in entsprechenden Fällen (statt *ei*).“ Stellmacher beruft sich dabei explizit auf Foerste, Sp. 1874, bei Sanders ist das aber auch der Fall, wie die Beispiele zeigen.

¹⁹⁸ Stellmacher, S. 148.

¹⁹⁹ Zu nennen wären hier u. a. Teuchert, Beiträge, S. 217; Gernentz, Niederdeutsch, S. 30, 88; Niebaum/Macha, S. 221, vgl. auch den Überblick über die Einteilungsmöglichkeiten des Niederdeutschen bei Schröder, I., S. 50 u. 56. Sanders, S. 88 f., erwähnt diesen Wandel nicht.

$\hat{e}^4 + ei + \hat{e}^{2b} - \hat{o}^1 + \hat{o}^1$ kann eine offene Vokalreihe ausgemacht werden: *daip* ‚tief‘ - *mo, id* ‚müde‘ - *maut* ‚Mut‘.²⁰⁰

Die Auswertung zeigt jedoch, dass es durchaus Sonderfälle gibt: Ein Gegensatz zeigt sich beispielsweise bei ‚leid‘/‚leider‘. Während Ersteres vom zweiten Probanden aus Selmsdorf [leit] ausgesprochen wird, sprechen mehrere Personen das zweite Wort diphthongisch, also [lajdø],²⁰¹ eine Variante mit /e/ konnte nicht nachgewiesen werden.²⁰²

Weit verbreitet ist der Monophthong auch in ‚Sense‘: In den Orten, wo das Wort in den MWB-Sätzen abgefragt worden ist,²⁰³ überwiegt [ze:s] bzw. [ze:z], eine Ausnahme bildet hier nur der erste Proband aus Bennin, der [zajs] verwendet, dieses dann aber auch zu [ze:s] korrigiert. Daneben benutzen Sprecher vier aus Zweedorf und eins aus Pritzier [ze:s]. Auch in den FE überwiegt die monophthongische Aussprache, hier gibt es für [ze:s]/[ze:z] Nachweise aus Zweedorf, Schlagsdorf und Pritzier. Sprecher drei aus Bennin schwankt zwischen [ze:s] und [zajs]. Lediglich in Eldena wird die letztgenannte Form durchgängig von allen verwendet, der zweite Proband nutzt sie darüber hinaus auch in der FE. Der Diphthong herrscht ebenfalls in Alt Jabel vor, dort sind [zajs] und [zaj] zu hören. Auf den neueren Aufnahmen überwiegt [ze:s], allerdings benutzen Sprecher eins aus Sukow und zwei aus Tramm [zajs], ersterer auch in der FE. Dadurch ergibt sich auch ein Unterschied zu seiner Ehefrau, die in den MWB-Sätzen und der gemeinsamen FE die Form mit /e/ bevorzugt. Die Verwendung ist also ortsspezifisch, z. T. auch vom jeweiligen Probanden abhängig.

Daneben weist aber auch jeder Proband eine eigentümliche Aussprache auf, und so können diphthongische und monophthongische Form nebeneinanderstehen. In Zweedorf verwendet Sprecher vier zwar hauptsächlich [aj̃n] ‚ein‘, aber auch einmal [e:n]. Auch in Alt Meteln ist diese Variante beim ersten Probanden einmal nachweisbar, der letzte in Hoben spricht [e:nmø:l] neben [aj̃n], beim ersten in Schlagsdorf ist wiederum [ve:st] ‚weiß‘ zu hören. Sprecher eins aus Tramm verwendet für ‚Weizen‘ immer das monophthongische [ve:t̃n].²⁰⁴ Zwar sind all diese Realisierungen nicht sehr häufig, sie zeigen aber auch, dass die einfache Formulierung, /e/ werde zu /aj/ diphthongiert, nicht immer anwendbar ist, sondern teilweise lexem- und sprecherabhängig sein kann und darüber hinaus nicht immer vollständig sein muss. Insbesondere bei ‚hei‘, ‚er‘ gibt es bei einigen Sprechern auch Nachweise für [he:].²⁰⁵ Bei den von der Lautstruktur ähnlichen ‚sie‘ und ‚der‘/‚die‘ überwiegen sogar monophthongischen Formen.²⁰⁶ Unterschiede, die dabei teilweise zwischen FT und

²⁰⁰ Stellmacher, S. 147. Kellner, S. 255, übernimmt diese Darstellung.

²⁰¹ So in Hoben (Ehemann von Sprecher vier), Lüblow (Sprecher eins), Lüttow (Sprecher fünf), Möllin (Sprecher eins) und in Zweedorf (Sprecher zwei).

²⁰² Auch das MWB erfasst diesen Unterschied, so ist unter dem Lemma „leed“ zu lesen: „wie *Kleed* mit auffälligem *-ee-*“ (MWB, IV, Sp. 874), wogegen es „leider“ heißt (ebenda, Sp. 885).

²⁰³ Im Ganzen sind das die Dörfer Bennin, Eldena, Glaisin, Pritzier, Lüblow und Zweedorf.

²⁰⁴ Zu dieser Aussprache vgl. auch den nachfolgenden Abschnitt!

²⁰⁵ In Boldela verwendet Sprecher zwei es dreimal in seiner FE, [haj] ist fünfmal zu hören. Darüber hinaus gibt es Nachweise für [he:] in allen bislang untersuchten Orten, auch wenn es z. T. nur einmal genannt wird.

²⁰⁶ Hier ist das Verhältnis genau umgekehrt: ob die Formen mit /aj/ benutzt werden, ist sprecherabhängig, denn während beispielsweise Sprecher zwei aus Selmsdorf in seiner FE fünfmal [zaj] und

FE auftreten, sind darauf zurückzuführen, dass beim Vorlesen der Sätze bewusster gesprochen wird, um sie möglichst deutlich wiederzugeben.²⁰⁷ Bei einigen Wörtern, vor allem „eins“, ‚irgendwann, mal, einmal‘ kommt es zudem zur Verkürzung ([ens], [ins]).²⁰⁸ Von daher kann, wie Stellmacher es zu Anfang seiner Darstellung des Mecklenburgisch-Vorpommerschen angedeutet hat, nur von einer „weit fortgeschrittene[n] Diphthongierung“²⁰⁹ gesprochen werden.

Neben diesen Orten konnte Gundlach auch das nichtmecklenburgische Sumte erfassen. Damit ist es möglich, Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu den bisher untersuchten Orten zu ermitteln. Für diese Arbeit sind zusätzlich Woltersdorf, das in der Nähe von Mölln liegt, und das grenznahe Schlutup berücksichtigt worden.

Auch in Sumte lässt sich die Diphthongierung noch nachweisen, so verwenden zwei der drei Sprecher in der FT [baj̯n], [snaj̯] und [vaj̯] sowie das auch in Zweedorf nachgewiesene [laj̯ŋ]. Vom letzten Probanden existiert kein fester Text. Bei ‚er‘ schwanken die beiden zuvor genannten Personen zwischen [haj̯] und [he:̯], was auch in einigen mecklenburgischen Orten zu beobachten ist, bei ‚sie‘ und ‚der‘/‚die‘ bevorzugen sie die monophthongischen Formen, allerdings sind die zwielautigen bei Sprecher eins in der FE nachweisbar.²¹⁰ Der Anteil von [he:̯] fällt bei ihm allerdings höher aus als bei den Probanden aus Mecklenburg.²¹¹ Bei den anderen Sprechern gibt es zu wenig Nachweise für ‚er‘, so dass die Werte kaum aussagekräftig sind.²¹²

achtmal [ze:] verwendet, ist die diphthongierte Form beim vierten und fünften nicht zu finden. Der letzte Proband aus Lüttow nutzt zweimal [zaj̯] und einmal [zə] im FT, wogegen im Gespräch nur [ze:] (fünfmal) und [zə] (siebenmal) nachweisbar sind. Bei ‚der‘/‚die‘ liegen die Verhältnisse ähnlich: Hier verwendet der zweite Proband aus Selmsdorf fünfmal [daj̯] (dem aber 104 Nennungen der monophthongischen Variante gegenüberstehen), der vierte und fünfte nutzen nur [de:] und [də]. Die Tendenz zu /e/ ist also noch ausgeprägter als bei ‚sie‘. Das ist aber auch in anderen Orten so: Eine relativ hohe Anzahl an [daj̯] ist bei Sprecher fünf aus Welzin zu finden, der diese Variante insgesamt neunzehnmal gebraucht. Dennoch überwiegt auch hier [de:] mit 55 Nennungen. Dabei können sich die Übersetzungstexte und die FE auch darin unterscheiden, welche der beiden Formen präferiert wird: So verwendet Sprecher zwei aus Pritzier im FT elfmal [daj̯] und sechsmal [de:], in der FE jedoch ist das Verhältnis umgekehrt, hier bevorzugt er mit 48 Nennungen die Variante mit /e/, der achtzehn mit /aj̯/ gegenüberstehen. Auf die Kürzungen [zə] und [də] wird nochmals genauer im Syntax-Kapitel eingegangen werden.

²⁰⁷ So verwendet beispielsweise Sprecher zwei aus Niendorf im FT siebenmal [daj̯] und neunmal [de:], dazu jeweils zweimal [zaj̯] und [ze:]. In der FE verschiebt sich das Verhältnis aber deutlich zugunsten der monophthongischen Formen ([daj̯]: 14 Nennungen, [de:] 59, [də] 9, bei ‚sie‘ ist nur fünfmal [zə] zu hören).

²⁰⁸ Nachweise für [ens] gibt es aus Eldena (Sprecher drei), Möllin (Sprecher zwei), Prislich (Sprecher zwei, sowohl in FT als auch FE) und Spornitz (Sprecher zwei, in FT und FE). [ins] verwenden Sprecher eins aus Alt Meteln, der dritte aus Lüttow (hier im FT), der vierte aus Pritzier, der erste und zweite aus Selmsdorf sowie der siebte aus Welzin. Diese Formen erwähnt auch das MWB unter dem Lemma „eins“: „in unbetonter Stellung zu *enms*, *ins* verkürzt und dann an einzelnen Orten fest geworden“ (MWB, II, Sp. 707). Dennoch ist auch in dieser Stellung [aj̯ns] nachweisbar: „Ick komm noch ins wedrer.“ (Sprecher vier, Pritzier) gegenüber „Meister, ick mütt noch eins wedrer nâh Luu, nâh Grâboo [= Grabow, A. K.] kiegñ.“ (Sprecher zwei, Prislich). Hier wechseln also diphthongierte und verkürzte Form.

²⁰⁹ Stellmacher, S. 147, übernommen von Foerste, Sp. 1874.

²¹⁰ Auch hier werden, wie schon in Mecklenburg beobachtet, die Formen mit /e/ bevorzugt.

²¹¹ Hier stehen den 30 [haj̯] 21 [he:̯] gegenüber.

²¹² Sprecher zwei verwendet zweimal [he:̯], der dritte jeweils einmal [haj̯] und [he:].

Stärker gehalten hat sich der Zwielauf vor /r/. Alle Personen nutzen noch [vaj]/[vajə]²¹³ und [fajə], beim ersten Probanden ist zusätzlich auch noch [fəlaɪn] ‚verlieren‘ zu hören. Ebenso wie in Zweedorf diphthongieren Sprecher eins und zwei das /e/ bei Präteritalformen²¹⁴, z. B. [gajf] ‚gab‘, [grajp] ‚griff‘ und [zajt] ‚saß‘ bzw. [rajt] ‚ritt‘. Zudem verwendet der älteste Proband auch noch [lajt] für ‚Lied‘. Diese Aussprache ist nur noch in Niendorf von der ältesten dort aufgezeichneten Person zu hören,²¹⁵ ansonsten herrscht schon das hochdeutsche [li:t] vor.²¹⁶ Der Unterschied zwischen Sumte und Zweedorf ist daher nicht so groß, da in beiden Ortschaften [bajn], [kajn], [zajn], [vajt] ‚(er) weiß‘ usw. gesagt wird, d. h., auch in Sumte diese /e/ in etwa so wie in den benachbarten mecklenburgischen Dörfern diphthongiert werden. Der Grad dieser Diphthongierung ist allerdings ebenfalls sprecherabhängig, der erste Sumter gebraucht beispielsweise [ajns] und [e:ns] ‚irgendwann, mal‘ sowie [ale:n] ‚allein‘ und [o:lde:lthus:] ‚Altenteilerhaus‘. Im Gegensatz zu Zweedorf und Bennin sind bei ‚mähen‘, ‚Krähen‘, ‚zehn‘ usw. in den FE nur diphthongische Formen zu hören, beim ersten Probanden z. B. [baj], ‚beide‘ [kraj] ‚Krähe‘, [rajn] ‚rein‘, und [nɛ:ɣntajɪn] ‚19‘; beim zweiten [natvajə] ‚Nassweide‘; der vierte verwendet schließlich u. a. [majdax] ‚Maitag‘, [majt] ‚gemäht‘ und [zajt] ‚gesät‘. Auch in den MWB-Sätzen verwenden alle die Varianten mit /aj/ bei ‚Krähen‘, ‚mähen‘ und ‚zehn‘. Somit ist diese Lauterscheinung im äußersten Südwesten nur in Mecklenburg nachweisbar.

Im südlich von Ratzeburg gelegenen Woltersdorf hingegen verwendet der Sprecher noch [me:n] und [kre:n], allerdings schon [tajn] und [rajn]. Die monophthongische Variante von ‚zehn‘ ist ihm auch auf Nachfrage hin nicht bekannt. Ein weiterer Unterschied zu Sumte ergibt sich beim Wort ‚Sense‘, das in Letztgenanntem alle Personen [zajsɪ] aussprechen, der Woltersdorfer jedoch [ze:sɪ], er folgt damit also der Aussprache in Zweedorf. Allerdings verwendet er auch noch [gajt], das von den beiden älteren Probanden in Sumte durchgehend genutzt wird. Im FT ist /aj/ in ‚er‘ und ‚Bein‘ zu hören, bei ‚weh‘ und ‚Schnee‘ jedoch nicht mehr. In den MWB-Sätzen findet sich der Zwielauf zudem in [lajvəs] ‚liebes‘, [faj] ‚Vieh‘ und [ajə] ‚Eier‘²¹⁷. Die Diphthongierung beschränkt sich also nicht nur auf Mecklenburg, sondern ist auch noch darüber hinaus weiter westlich nachweisbar. So verwendet der Woltersdorfer [brajðə] ‚breiter‘, [brajfdu:bm] ‚Brieftauben‘, [ajɪn] ‚ein‘ bzw. in der Ergänzungsaufnahme [kattsaɪjə] ‚Eichhörnchen‘. Zudem neigt der Proband dazu, die Präteritalformen mit langem /e/ zu diphthongieren, also [gajf], [krajç], [lajç], [zajtɪ] usw. Diese Formen sind auch in den mecklenburgischen Schlagsdorf und Zweedorf zu hören. Die Aussprache unterscheidet sich in diesen Fällen also kaum. Dagegen wird /er/ weder diphthongiert noch erhöht, der Sprecher verwendet also [e:rɛst] ‚erst‘ und [fe:rə] ‚vier‘ sowie gerundetes [vø:rə] ‚war‘; die Form [bi:rə] ist wohl auf hochdeutschen Einfluss zurückzuführen.

In Schlutup, dem westlichen Nachbarort von Selmsdorf, nutzt der Sprecher überwiegend Monophthonge, was bereits im FT an den Wörtern [be:n], [he:], [ʃne:] und

²¹³ Bei Sprecher zwei und drei ist auch der Plural [vajn] nachweisbar.

²¹⁴ Vom dritten gab es keine Nachweise.

²¹⁵ Allerdings nur noch in der Zusammensetzung ‚Laue-lit-dit-Leid‘.

²¹⁶ So z. B. in Bennin (Sprecher eins), Pinnow (Sprecher vier) und Spornitz (Sprecher drei).

²¹⁷ Auch bei diesem Wort war die monophthongische Aussprache dem Probanden unbekannt.

[ve:] ‚weh‘ ersichtlich ist. Lediglich bei ‚ein‘ und ‚einmal‘ ist Diphthongierung nachweisbar, was aber der Art und Weise der Abfrage geschuldet ist,²¹⁸ denn in der FE sind [e:n] und [e:nmɔ:l] zu hören. Auch die Präteritalformen weisen /e/ auf, z. B. [le:ɣn]. Ebenso ist /e/ auch vor /r/ unverändert geblieben, wie die Nachweise [be:rə] ‚Bier‘, [e:rəst], [fe:rə] ‚vier‘ und [ve:rə] ‚war‘ aus den MWB-Sätzen zeigen. In der FE ist außerdem [fre:ən] ‚frieren‘ zu hören. Der Unterschied zwischen Selmsdorf und Schlutup ist trotz der geringeren Entfernung also deutlich größer als der zwischen Selmsdorf und Woltersdorf. Den Selmsdorfer Aussprachen [draj] ‚drei‘, [gajf] ‚gab‘, [kajn] ‚kein‘, [majn] ‚(ich) meine‘ und [vajdn] ‚wissen‘ stehen z. B. die Schlutuper [dre:], [ge:f], [ke:n], [me:n] und [ve:dn] gegenüber. Damit ist bereits an wenigen Wörtern sofort ein Unterschied bemerkbar, was in Woltersdorf nicht der Fall ist, da dort die Lautung dieser Lexeme mit denen der mecklenburgischen übereinstimmt. Dennoch verwendet der Sprecher aus Schlutup auch den Diphthong /aj/, in den Übersetzungstexten bei [ajə], [gajt]/[gajst], [majn] ‚mähen‘, [zajs] und [tajn], in der FE u. a. bei [drajt]. Gerade diese Formen weisen bei den älteren Selmsdorfern teilweise /e/ auf.

2. 1. 2 Die Diphthonge /au/ und /ɔy/

In vielen Arbeiten werden neben der Diphthongierung von /e/ zu /aj/ auch die von /o/ zu /au/ und /ø/ zu /ɔy/ als besonderes Kennzeichen des Mecklenburgisch-Vorpommerschen genannt: „Im Zusammenhang mit der Besiedlung Mecklenburgs und Vorpommerns müssen wir noch die als Eigenart der Mundart sofort auffallende Diphthongierung der geschlossenen mittelniederdeutschen Vokale *ô*, *ö*[^], *ê* zu *au*, *äu*, *ei* erwähnen.“²¹⁹ Diese Lautwandelprozesse sind nicht zuletzt durch die Werke Reuters bekannt geworden.²²⁰

Dabei erfasst die Diphthongierung wie beim /aj/ im Westen auch /o/ und /ø/ vor /r/.²²¹ Teuchert betont diese Lautentwicklung auch in der „Einleitung zum ersten Bande“ des MWB, wodurch sich nach seinem Dafürhalten „eine westmecklenburgische Untermundart, die sich aus der Sprache des ostholsteinisch-lübeckisch-lauenburgischen Gebietes herleitet, vom Gesamtmecklenburgischen ab[hebe].“²²² Als Unterscheidungsmerkmal führt er „fäühren/führen“ und „veier/vier“ bzw. „Beier/Bier“ an: „Im Westen herrscht der Diphthong, östlich davon die Vokale *-ü-* in führen und *-i-* in vier“, wobei die Grenze dieser Untermundart „früher in der Landesmitte“ gelegen habe.²²³ Auch Stellmacher sieht in seiner Binneneinteilung „führn/feuhrn“ als eines der „Kennwörter dieses Ost-West-Gegensatzes“. Zunächst wird daher die Verbreitung von „fäühren“ im Untersuchungsgebiet ermittelt.

Während das MWB unterschiedliche Grenzverläufe für „veir/vier“ und „fäühren/führen“ ausmacht,²²⁴ fasst Stellmacher wie bei „veir“ die „Linie Greves-

²¹⁸ Dem Sprecher wurden die Sätze vorgelesen, und er hat sie dann spontan übersetzt, da er sie sich nicht mehr hatte durchlesen können.

²¹⁹ Gernentz, Niederdeutsch, S. 30.

²²⁰ Vgl. Kellner, S. 256 sowie Bremer, Regeln, S. 11.

²²¹ Teuchert, Beiträge, S. 221.

²²² MWB, I, S. VII.

²²³ Ebenda.

²²⁴ MWB, II, Sp. 1139 f. (fäühren/führen/föhren) bzw. MWB, VII, Sp. 957 f.

mühlen-Gadebusch-Schwerin-Crivitz-Neustadt“ als Grenze dieses Gegensatzes auf. Der Nachweis von [fajə] aus Niendorf zeigt aber, dass sie früher für ‚vier‘ anders anzusetzen gewesen wäre. In Zweedorf, dem westlichsten Ort des Untersuchungsgebietes, ist in den MWB-Sätzen eine uneinheitliche Aussprache festzustellen: Sprecher eins gebraucht [fy:ən] und [fø:ən], der zweite [fø:ən], der dritte und zugleich älteste [fɔyn], der vierte [fy:ən]. Hier sind also sowohl erhöhte, monophthongische als auch diphthongische Formen zu finden. Diese Schwankungen sind auch in den FE zu beobachten: Während der dritte Proband zwischen den Varianten mit /ɔy/ und /ø/ wechselt, verwenden die anderen die mit /y/ und /ø/²²⁵. Auch in Selmsdorf ist der Zwiellaut nur noch bei der ältesten aufgezeichneten Person zu hören,²²⁶ alle anderen verwenden die erhöhten Formen. Dagegen ist /ɔy/ in den MWB-Sätzen von Schlagsdorf noch stärker vertreten, denn hier ist es bei drei Sprechern noch nachweisbar, lediglich die letzte Person spricht [fø:ən]. In den FE verwendet aber nur noch der erste und zugleich älteste Proband einmal [fɔyən], ansonsten sind bei ihm nur noch erhöhte Varianten zu hören. Alle weiteren Nachweise für ‚fahren‘/‚führen‘ aus dem Ort sind erhöht.²²⁷ In Lüttow gebraucht der älteste Sprecher durchgängig die Formen mit /ɔy/, alle anderen verwenden in ihren FE /y/ oder /ø/. Nur in den MWB-Sätzen tritt der Zwiellaut auch bei jüngeren noch auf, dort beim dritten und fünften Probanden, die erstgenannte Person korrigiert [fy:ən] allerdings erst zu [fɔydɳ], als sie den Satz nochmals wiederholt. Der Diphthong ist in den bislang untersuchten Orten damit fast ausschließlich nur noch bei der ältesten Generation nachweisbar. Das ist auch in Bennin der Fall.²²⁸ In den nördlicheren Welzin, Möllin, Niendorf, Hoben und Alt Meteln ist er dagegen gar nicht mehr vorhanden. Erst im südlich von diesen Ortschaften gelegenen Woez verwendet ihn zumindest Sprecher vier in den MWB-Sätzen. In Pritzier dominiert er wiederum, nur der erste Proband verwendet in den MWB-Sätzen [fy:ən], hier hat er sich also auch bei den jüngeren Personen noch halten können.²²⁹ Sprecher zwei und drei aus Alt Jabel nutzen dagegen in den MWB-Sätzen [fy:ən], wobei der erstgenannte in der FE dann aber zwischen erhöhter und diphthongierter Form schwankt, der andere nur die mit /ɔy/ gebraucht.²³⁰ Alle anderen sprechen durchgängig den Zwiellaut. Dieser hat sich damit in den südlichen Ortschaften des Planquadrates 21 stärker gehalten als im Norden, denn während er in Pritzier noch vorherrscht, ist er in Woez kaum noch, im noch nördlicher gelegenen Möllin gar nicht mehr nachzuweisen. Im südlich von Alt Meteln gelegenen Boldela ist die Aussprache wieder uneinheitlich: außer bei Sprecher eins ist in den MWB-Sätzen /ɔy/ vorherrschend, in der FE ist der Laut aber

²²⁵ Bei Sprecher drei überwiegen aber die zwiellautigen.

²²⁶ Nachweise für ‚fahren‘ gibt es aber nur aus den MWB-Sätzen, in der FE benutzt der Sprecher das Wort nicht. Zudem schwankt er zwischen erhöhter und diphthongierter Form. Gundlach fragt ihn nach dem Vorlesen nochmals explizit, welche Formen er gebrauchte: „[...] seggn See nu tedn un veier un füüern oder fäuern? Veschiedn?“ Dabei gibt der Gefragte an, dass er „fäuhn“ verwende, allerdings bemerkt er auch: „Dat is verschieden, weil man hier sick all so'n bäten mischt hett“.

²²⁷ Sprecher zwei verwendet zweimal [fy:ən] und einmal [veçfy:ət] ‚weggefahren‘, der vierte einmal [dø:ɛçfy:ɐ] ‚durchgeführt‘.

²²⁸ Sprecher eins und zwei verwenden die /ɔy/-Varianten noch, die anderen nicht mehr. Der erste Proband nutzt das Wort allerdings nur einmal, und zwar in den MWB-Sätzen. Beim zweiten ist der Diphthong auch in der FE zu hören (je einmal [fɔyn], [fɔydɳ]), wobei er jedoch auch einmal [fy:ən] sagt.

²²⁹ Als Beispiel sei hier Sprecher zwei genannt, der zweimal [fɔydɳ] ‚fahren‘ und einmal [təufɔyɐ] ‚Zufahrer‘ in der FE verwendet.

²³⁰ Allerdings gibt es mit [fɔyt] auch nur einen Beleg.

nur bei der jüngsten Probandin belegt.²³¹ Auch in Lüblow dominiert in den Übersetzungstexten noch der Zwielaute, lediglich eine Person bevorzugt die erhöhte Variante. Diese verwendet sie auch in der FE. Daneben ist [fy:ɐ̯tɪ] in der freien Rede von Sprecher eins, einer Frau, nachweisbar. Sie geht später in den MWB-Sätzen zu [fɔ̯ydɪ] über.²³² Die anderen beiden Personen nutzen den Diphthong durchgängig. Von Glaisin ist die Aufnahme nur unvollständig erhalten. Die beiden Probanden nutzen dort in den Übersetzungstexten die zwielaute Form, diese ist beim zweiten auch zusätzlich noch in der FE zu hören.²³³ Im südlicher gelegenen Eldena verwenden alle Sprecher dagegen nur noch die erhöhte Variante. Im nordöstlicheren Spornitz kommt /ɔ̯y/ nur einmal bei Sprecher eins in der FT vor. Dem Beleg [nɔ̯:hu:sfɔ̯yn] ‚Nachhausefahren‘ stehen aber zwei [fy:ɐ̯n] aus den MWB-Sätzen sowie zwei [fy:ɐ̯t] und jeweils ein [fy:ɐ̯tɪ] ‚fahren‘, [dɔ̯:lfy:ɐ̯t] ‚heruntergefahren‘ und [u:tfy:ɐ̯t] ‚ausgeführt‘ aus der FE gegenüber. Hier hat sich die erhöhte Form also nahezu durchgesetzt. Im nördlicheren Pinnow gilt sie bereits ausschließlich. Das ist auch in Sukow der Fall, wo in den MWB-Sätzen nur [fy:ɐ̯n] zu hören ist. Allerdings schwankt Sprecher eins in der FE zwischen /ɔ̯y/ und /y/, während seine Ehefrau und Schwiegermutter nur die erhöhte Form gebrauchen. Da er ursprünglich aus Banzkow kommt, muss es also einen Unterschied zwischen beiden Dörfern geben. Die Verwendung des /y/ könnte daher rühren, dass der Proband nun schon seit fast fünfzig Jahren in Sukow lebt. Diese Unsicherheit kommt auch zum Vorschein, als er seine Ortsmundart anhand eines Satzes charakterisiert: „Wie föhrn mit veier Pier in’t Heu, ne.“ und seine Ehefrau ihn verbessert: „Wie föuern’, jie Banzkower, nich föhrn.“ worauf er bekräftigt: „Wie föuern, wie föuern. Un jie föhrn.“ Solch eine „Grenze“ ist auch zwischen Glaisin und Eldena feststellbar, die recht nah beieinanderliegen, wo aber im erstgenannten Ort ausschließlich Diphthong vorherrscht, im zweiten ausschließlich die erhöhte Form. Das südöstlich von Sukow gelegene Tramm weist /ɔ̯y/ auch noch auf: dort verwendet Sprecher eins es ausschließlich, beim zweiten, sehr viel jüngeren, ist es nicht mehr nachweisbar. Der Proband in Rastow, der in etwa so alt ist wie der zweite aus Tramm, beharrt dagegen auch auf dem Zwielaute.²³⁴ Damit zeigt sich aber auch, dass die Abstände der Orte für die alten Aufnahmen zumindest für dieses Planquadrat zu groß gewählt waren.²³⁵

²³¹ Sprecher zwei nutzt im Gegensatz zu den MWB-Sätzen [fy:ɐ̯n], der erste sprach schon bei diesen die erhöhte Form, vom dritten gibt es keine Belege.

²³² Der Proband verwendet die erhöhte Variante aber auch nur einmal, von daher lässt sich kaum entscheiden, welche er bevorzugt benutzt.

²³³ Bei Sprecher eins sind in der FE keine Belege vorhanden.

²³⁴ Möglicherweise spielt hier auch eine Rolle, dass der Sprecher aus Rastow, von den Großeltern aufgezogen, sie als „erste Muttersprache“ gelernt hat, während der Proband aus Tramm sich die Mundart erst später angeeignet hat.

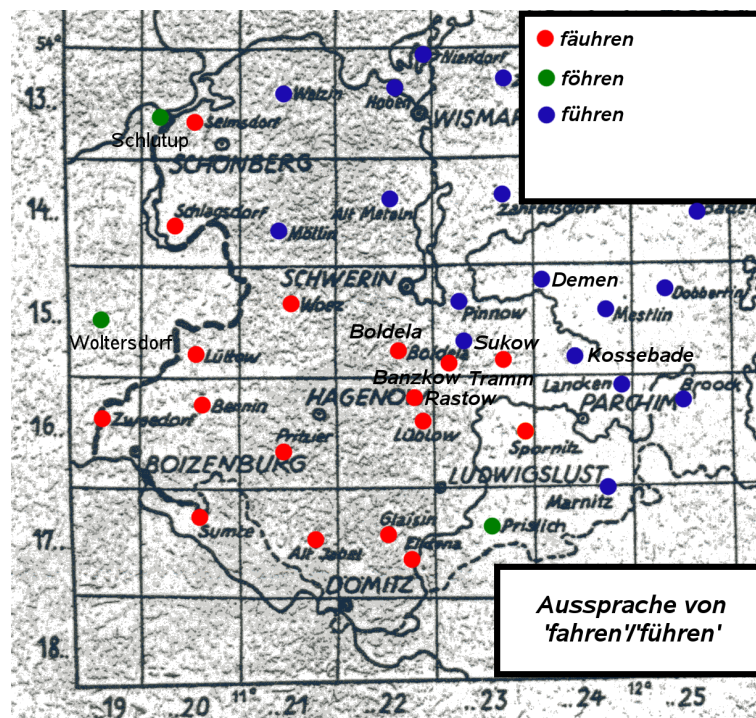
²³⁵ Gundlach, Tonbandaufnahmen, S. 175, meint zwar: „Wegen der durchgängigen Einheitlichkeit unserer Mundart ist für den größten Teil des Aufnahmegebietes das Belegnetz mit nur einem Belegort in jedem Planquadrat dicht genug. Auch konnte meist ohne Bedenken ein Aufnahmeort im mittleren Teil der Planquadrate gewählt werden.“ Allerdings deutet er an, dass „[z]usätzliche Aufnahmen dieser Art [...] nur noch im Südwesten des Landes und vielleicht an den bekannten Sprachgrenzen, so zwischen den alten Großherzogtümern Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz, gemacht werden [sollten].“ (ebenda, S. 175).

Ort	Sprecher (ältere > jüngere)	Anzahl mit [ɔy]	gesamt bei Sprecher	mit [ɔy] in %	Anzahl mit [ɔy] im Ort	gesamt im Ort	gesamt in %
Zweedorf	3	4	5	80	4	35	11,43
Selmsdorf	1	2	3	66,67	2	30	6,67
Schlagsdorf	1	3	26	11,54	5	35	14,29
	2	1	4	25			
	3	1	1	100			
Lüttow	1	4	4	100	6	15	40
	5	1	3	33,33			
	3	1	2	50			
Bennin	2	1	2	50	1	9	11,11
Sumte	1	1	1	100	9	9	100
	2	1	1	100			
	3	7	7	100			
Woez	4	1	1	100	1	18	5,56
Pritzier	4	4	4	100	13	14	92,86
	2	8	8	100			
	3	1	1	100			
Alt Jabel	2	1	4	25	23	27	85,19
	3	1	2	50			
	1	2	2	100			
	4	19	19	100			
Boldela	2	1	6	16,67	12	19	63,16
	3	1	1	100			
	4	10	10	100			
Lüblow	3	2	2	100	12	22	54,55
	4	9	9	100			
	1	1	2	50			
Glaisin	2	4	4	100	5	5	100
	1	1	1	100			
Spornitz	1	1	8	12,5	1	12	8,33

Absolute und relative Häufigkeiten von „fähren“, fahren’

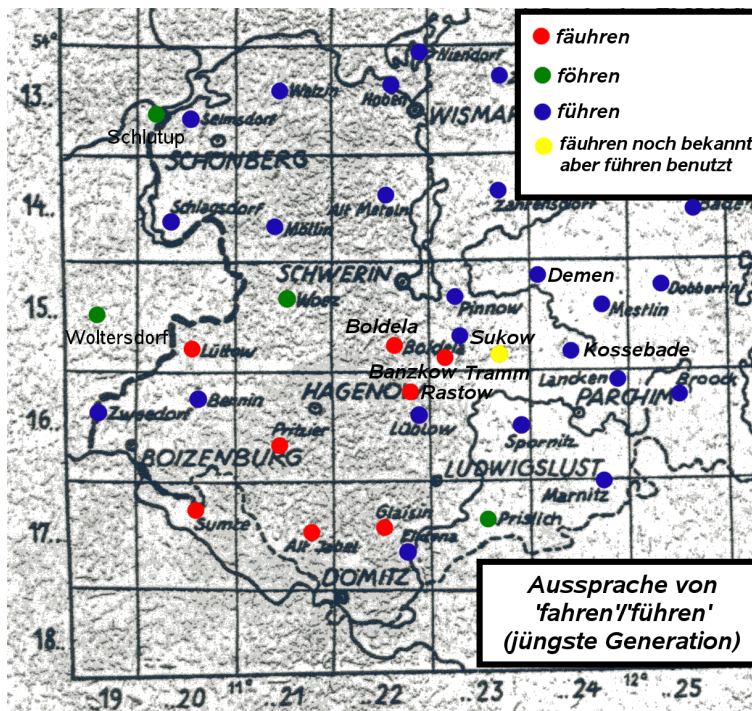
Bei der Verwendung von „fähren“ sind damit vor allem zwei Faktoren ausschlaggebend: Zum einen ist die Form geographisch auf ein bestimmtes Areal begrenzt, denn während sie im Norden nur noch im westlichen Selmsdorf und Schlagsdorf zu hören ist, hält sie sich im Süden bis Tramm. Zudem ist sie im äußersten Westen auch

nur noch von der ältesten Generation zu hören, während sie in Pritzier, Lüblow, Rastow auch noch bei jüngeren Probanden nachweisbar ist. Der Sprecher aus Tramm gehört, wenn die Alterseinteilung für die älteren Aufnahmen herangezogen wird, der mittleren Generation an. Im südöstlich von Tramm gelegenen Spornitz ist der Diphthong dann nur noch einmal nachweisbar, in Prislisch gar nicht mehr. Die nördliche Begrenzung stellt Sukow dar, wo durchgehend die erhöhte Variante benutzt wird. In Spornitz begründet Sprecher zwei seinen Wechsel zu /y/ damit, dass er in der Schule in Parchim gehänselt worden sei,²³⁶ jedoch ist der ganze Ort davon betroffen, so dass die Entwicklung nicht nur darauf zurückzuführen ist, denn ein älterer Proband verwendet auch fast ausschließlich die Erhöhung. In Pinnow führt eine 1882 geborene Sprecherin aus, dass zumindest die Großeltern noch den Diphthong benutzt hätten und er in Peckatel noch üblich sei. Das Gebiet, in dem „fäühren“ gesprochen wurde, war früher also größer. Anhand der Aufnahmen von 1962/63 lässt sich zudem erkennen, dass der Gebrauch in einigen Orten auf ältere Personen beschränkt ist, so dass davon ausgegangen werden kann, dass das Areal, in dem die Form heute noch gesprochen wird, weiter geschrumpft ist. Zudem spielt auch die „Beharrlichkeit“ des Sprechers eine Rolle, wie die Aufnahmen von Boldela gezeigt haben. Daher ist es auch schwer, heute anhand einer Linie die Verbreitung anzugeben, da bereits in den 1960er Jahren in einigen Orten mehrere Aussprachen parallel nebeneinander existierten, so wie in Tramm heute. Werden nur die bloßen Nachweise für die zwie-lautige Variante berücksichtigt, so ergibt sich in den 1960er Jahren noch ein relativ dichter Bereich im Südwesten:



Der Rückgang zeigt sich aber besonders bei der jüngsten Generation:

²³⁶ Siehe das Kapitel über den Diphthong /aj/.



Die Diphthongierung beschränkt sich jedoch nicht nur auf ‚fahren‘, sie wird vor allem für diejenigen, die in den „Grenzregionen“ dieser Erscheinung leben, auch an anderen Lexemen greifbar, so berichtet die Ehefrau von Sprecher eins aus Sukow:

Ick heff mie früher ümmer dor oewer wunnert, wenn *ji* Banzkower denn so tosäämkööm, un mien Mann äh, Paul hett ja dor Frünn hatt, un mien Fründin is ook nâh Banzkow gâhn un so, un dee, von mien Fründin dee Schwiegeröllern, dee wiern ook so dull breit, ne, un dee säädn denn ümmer: „So, äh, äh, nu will wi man Meddag eddn, un denn äh, wenn Heiner noch nich to Huus is, denn schtellt du em de Sauß inne Räuë [= Räuhr]!“ Un dor künn ick mie ümmer so oewer amesiern, dat heit doch dee Soß in ’t Rühr, hemm wie in Sukow seggt.

In der Lautung [rɔyɐ] ist Sprecher eins aus Tramm das Wort auch bekannt. Zudem verwendet er [rɔyt]: „un dor wier mien Mudder denn to Gang, wür all räuht“. Diese Form nutzt auch noch der dritte Proband in Pritzier.²³⁷ Dennoch ist auch diese Aussprache rückläufig, in Lüttow verwendet Sprecher drei bereits [blautry:ɛn] ‚Blutrühren‘. Beim von der Lautstruktur her ähnlichen ‚fahren‘/‚führen‘ bevorzugt er ebenso die erhöhten bzw. monophthongierten Varianten.²³⁸ In Möllin, wo bereits ausschließlich [fy:ɛn] gilt, ist ebenfalls nur [ry:ɛn] nachweisbar. Ein Sonderfall stellt hierbei Zweedorf dar, in dem die älteren Sprecher drei und vier [vɔy] für ‚war‘ nutzen, wobei beide mehrere Aussprachevarianten für die Konjugationsform verwenden, nämlich [vɔy], [vø:ɐ], [ve:ɐ] und [vi:ɐ], beim letztgenannten ist auch noch

²³⁷ Dort gibt es mit [rɔydɪ] ‚rühren‘ und [rɔyt] zwei Nachweise.

²³⁸ Nur in den MWB-Sätzen findet sich noch eine zwielautige Form, allerdings verwendet der Sprecher sie erst, als er den Satz wiederholt, zuvor hat er [fy:ɛn] gesagt.

[vaj] belegt.²³⁹ Jedoch überwiegen auch hier die Monophthonge. Das /ɔy/ vor /t/ ist damit rückläufig.

Von allen Sprechern diphthongiert werden die Wörter ‚suchen‘, ‚Buchen‘, ‚Brüder‘, und ‚Büdner‘. Ähnlich wie bei /aj/ gibt es also „Kennwörter“, die über das gesamte Untersuchungsgebiet ähnlich ausgesprochen werden.²⁴⁰ Dennoch kann auch hier nicht die einfache Formel /ø/ zu /ɔy/ angewandt werden, wie bereits die FT-Sätze zeigen. In Selmsdorf verwendet Sprecher zwei [kø:], während die anderen [kɔy] benutzen. In der FE spricht er das Wort zwar auch mit Diphthong, dafür aber neben [gɔys] ‚Gänse‘ auch [gø:s]. Im südlicheren Schlagsdorf ist die monophthongische Variante von ‚Kühe‘ bei drei Personen zu hören, lediglich der zweite Proband benutzt den Zwielauf. Allerdings ist dieses [kø:] in den FE dann nur noch bei Sprecher vier nachweisbar.²⁴¹ Der Gegensatz „Kauh“ – „Köh“ ist in der Schriftsprache auch bei Clasen und Hartmann zu finden, die aus dieser Region stammen.²⁴² Dagegen verwenden in Möllin alle Personen im FT den Diphthong, der einzige Beleg für ‚Kühe‘ in den FE weist jedoch /ø/ auf und stammt vom ältesten Probanden. Dieser schwankt also zwischen beiden Formen. Auch in Welzin ist der Monophthong zu hören, allerdings verwendet Sprecher eins ihn nur im FT, in der FE herrscht der Zwielauf vor.²⁴³ In den sich südlich und nördlich anschließenden Orten nutzen alle Probanden hingegen [kɔy]. Eine Ausnahme bildet hier nur Boldela, in dem die ersten drei Sprecher auch [kø:] verwenden, in den FE ist es allerdings nicht mehr nachzuweisen. Die Demener geben für Tramm ebenfalls noch Monophthong an, im Ort selbst war diese Aussprache jedoch nicht mehr nachzuweisen.²⁴⁴ Die Variante mit /ø/ ist also fast nur im äußersten Nordwesten zu finden.

Der Diphthong ist darüber hinaus auch in Präteritalformen von einigen Verben zu finden, so spricht der dritte Proband aus Zweedorf die Verbformen ‚kamen‘ und ‚schlafen‘ [kɔym] und [slɔybm] aus. Die letztgenannte Lautung findet sich auch bei allen anderen aufgezeichneten Personen im FT, dagegen verwendet Sprecher zwei für das Präteritum von ‚kommen‘ aber [kø:m]. Auch hier ist die Aussprache also

²³⁹ Ein schriftsprachlicher Beleg für die erstgenannte Variante findet sich bei Wossidlo, obwohl dieser zumeist „monophthongische“ Schreibweisen wählt. Im Rätsel über den Floh heißt es aus Hinterhagen, das ebenfalls im äußersten Südwesten des Landes liegt: „Ru ru rümpel, spring üm ’n pümpel, / swart weur he, hoor hadd he nich.“ Wossidlo, Richard: Mecklenburgische Volksüberlieferungen. Im Auftrage des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde gesammelt und herausgegeben. Zweiter Band: Die Tiere im Munde des Volkes. Erster Teil, Wismar 1899, S. 68, Nr. 125 (nachfolgend als Wossidlo, Volksüberlieferungen mit Bandangabe zitiert).

²⁴⁰ Die Lautung [zɔygn] ist u. a. in Boldela, Niendorf, Schlagsdorf und Prislich zu hören, in Bennin ist [fəzɔygn] ‚versuchen‘ nachweisbar, in Selmsdorf [tɔzø:msɔygn] ‚zusammensuchen‘.

²⁴¹ Das Wort ‚Kühe‘ verwenden ansonsten nur noch Sprecher eins und zwei, bei beiden ist nur [kɔy] zu hören. Der besagte vierte Proband verwendet diese Form nicht, sondern sechsmal den Monophthong.

²⁴² Clasen schreibt „Köhjheuden“ und „Kauh“ (Clasen, Jogen: Ut mien Jungstijd, in: Heimatkalender für das Fürstentum Ratzeburg 1924 vormalig Schönberger Kalender, Schönberg 1924, S. 6 [da der Heimatkalender keine Seitenzahlen enthält, werden die Aufsatzseiten für sich gezählt]), Hartmann „Köh“ (Hartmann, Rudolf: Dat Leigen mütt tau hürn wäsen. Heft 4 herausgegeben von Rainer Hartmann mit einem Vorwort des Herausgebers, Rostock [2005], S. 28), und „Kauhheur“ ‚Kuhhirte‘ (Hartmann, Rudolf: Vertellers, Riemels un Graffsprüch. Heft 1 herausgegeben von Rainer Hartmann. Vorwort von Dr. Jürgen Grambow, Rostock [2001], S. 63).

²⁴³ Insgesamt verwendet er im Gespräch viermal [kɔy] und einmal [mɛlgnkɔy] ‚Milchkühe‘.

²⁴⁴ Sprecher zwei aus Demen meint, dort sage man: „Wie fäuern mit de Köh to Höö.“ Der Satz wurde im Ort auch abgefragt, beide Probanden sagen jedoch [kɔy]. Jacobs, Teuth. 3, S. 139, gibt Mitte der 1920er Jahre an, „[e]s heißt in Plate, Peccatel, Suckow [d. i. Sukow, A. K.], vereinzelt auch in Hoort und Tramm *kō* Kühe (< *kō*^je), *blō-dn* blühen, *brō-dn* brühen.“

nicht einheitlich, und es treten wie bei den Präteritalformen, die zu /aj/ diphthongiert werden können, Schwankungen auf, so verwendet Sprecher vier, eine Frau, aus Selmsdorf zwar dreimal [kɔym] aber auch einmal [kø:m]. In ihrer FT ist die letztgenannte Variante ebenfalls belegt. In Alt Meteln verwendet nur noch ein Sprecher die Variante mit Diphthong, in Boldela ist sie nicht nachweisbar, ebenso wenig in Lüblow, dafür aber wieder in Glaisin und Eldena. Die östlich von Boldela gelegenen Sukow, Tramm, Pinnow und Spornitz weisen sie nicht mehr auf. Auch in Rastow ist es nicht mehr nachweisbar. Sprecher eins in Niendorf schwankt zwischen [kø:m] und [kɔym], die jüngeren verwenden dagegen noch durchgängig den Zwielauf, in Hoben ist in den FT bei zwei der fünf Probanden der Monophthong zu hören.²⁴⁵ Unabhängig davon ist die Präteritalform von „schlafen“ zu betrachten. In Zweedorf verwendet Sprecher vier in der FT [ke:m], aber [slɔybm], bei den anderen sind beide Formen diphthongiert. Das letztgenannte Wort wird in der FE nicht benutzt, beim erstgenannten ist bei Sprecher eins [kø:m] zu hören, beim vierten [kɔym]. Hier ist also bei beiden Lexemen eine Schwankung zu beobachten. Dieser Wechsel zwischen einfachem Vokal und Zwielauf ist in jedem Ort des Untersuchungsgebietes feststellbar, sofern Letzterer überhaupt in Gebrauch ist: In Selmsdorf sagen die ersten beiden Probanden im FT beispielsweise [kɔym], aber auch [slø:bm], der dritte spricht alles diphthongisch, der letzte monophthongisch. [kɔym] ist wiederum in den FE der ersten beiden Personen zu hören, die letzte nutzt auch hier den Monophthong /ø/. Von daher ist in diesen Fällen zwar eine Tendenz zur Diphthongierung feststellbar, ob sie jedoch durchgeführt wird, ist jeweils vom Sprecher abhängig. Zumeist schwankt er zwischen /ø/ und /ɔy/. Daneben gibt es auch die gekürzten Varianten [køem] und [slø:bm], die aus den diphthongischen herrühren könnten, wenn der ähnliche Lautwandel für ‚eins‘ herangezogen wird, das zu [ens]/[ɪns] wird. Anhand dieser Kürzung lässt sich dann auch der Wechsel zwischen Monophthong und Diphthong nachvollziehen, da sie den Varianten mit langem /ø/ Vorschub leistet. So entstehen nach Längung des Vokals [kø:m] und [slø:bm].²⁴⁶ In den südlich gelegenen Orten Zweedorf, Bennin, Pritzier, Alt Jabel, Lüblow, Glaisin, Eldena, Spornitz und Prislich²⁴⁷ ist zusätzlich die Präteritalform von ‚laufen‘ in den MWB-Sätzen abgefragt worden: Dabei zeigt sich eine gewisse geographische Verteilung, denn während die Probanden in den Planquadraten 19 bis 22 durchgängig [lɔybm] sagen, benutzt in Lüblow Sprecher zwei [lø:bm], in Glaisin und Eldena herrscht noch der Diphthong vor, im östlicheren Spornitz jedoch Monophthong. Im Falle von Lüblow kann möglicherweise noch von den üblichen Schwankungen ausgegangen werden, denn auch in Lüttow benutzt der vierte Proband die Variante mit /ø/. In Spornitz sind jedoch auch bei ‚kommen‘ und ‚schlafen‘ nur noch Monophthonge nachweisbar. Das trifft auch für Rastow, Sukow (bzw. Banzkow) und Tramm zu. In Boldela ist das /ɔy/

²⁴⁵ In der FE gab es nur einen Nachweis für das Wort, Sprecher eins verwendet auch hier das /ø/.

²⁴⁶ Im Falle von ‚kommen‘ verwendet Sprecher vier aus Welzin alle drei Formen, was den Wechsel von [kɔym] über [køem] zu [kø:m] plausibel erscheinen lässt. Der erste Proband aus Möllin nutzt die zwielaufige und gekürzte Variante, letztere allerdings nur einmal, in Hoben ist die Kürzung beim ersten und dritten nachweisbar, die ansonsten /ø/ bevorzugen, wogegen Sprecher zwei zumindest in der FT noch den Diphthong verwendet; hier ist also der Wechsel zum /ø/ hin schon fast vollzogen. Daneben ist in Bennin auch gelängtes [kø:m] beim ersten Probanden zu hören, das mit [kø:m] im Wechsel steht.

²⁴⁷ Von Prislich sind die MWB-Sätze nicht enthalten. In der FE gebraucht Sprecher zwei jedoch einmal [lø:p].

bei ‚kommen‘ bereits geschwunden, dafür ist es aber noch in [lɔyt] ‚ließ‘ zu hören, Sprecher zwei schwankt zwischen [mø:k] ‚machte‘ und [mɔygn] ‚machten‘. Dass diese Diphthongierung lexemabhängig sein kann, lässt sich an Lüblow ersehen, denn dort benutzt der erste Proband zwielautiges [flɔyç] ‚flog‘, aber monophthongisches [ke:m] ‚kam‘, der dritte [mɔyk] ‚machte‘ und [lɔydŋ] ‚ließen‘, jedoch wiederum /e/ in ‚kam‘. Sie kann dabei bei allen Präteritalformen erscheinen, die ansonsten ein langes /ø/ aufweisen.²⁴⁸ Dieses ist zum Teil auf Rundung zurückzuführen, z. B. bei ‚kam‘, ‚schlieſ‘, ‚lieſ‘.²⁴⁹ Die diphthongierten Formen haben sich – anders als bei ‚fäuhren‘ auch bei jüngeren Sprechern noch gut im Westen halten können, lediglich in den östlichsten Planquadraten schwinden sie, wie zum Beispiel in Hoben, wo die jüngeren schon den Monophthong bevorzugen oder in Alt Meteln, wo nur noch der älteste Sprecher [kɔym] benutzt, ansonsten ist der Zwielaut nur noch einmal in [lɔybm] beim zweitjüngsten Probanden nachweisbar. Zu demselben Schluss kommt auch Gundlach, der „ein Beharren des westlichen Vokalstandes bei den Formen *käumen*, *leigen* und *släupen*“ feststellt, „bei den aufgenommenen Sprechern in 13/20 und 21, 14/20 – 21, 15/20 – 21, 16/19 – 21, 17/20 – 22 (Glaisin) überwiegt noch die diphthongische Aussprache, bei den älteren Sprechern auch in 13/22 (Hoben), 14/22 und 12/23“²⁵⁰. Im nördlicheren Niendorf ist sie auch bei den jüngeren Probanden noch gut belegt. Inwieweit sich Gundlachs Prognose erfüllen wird, dass „sich die gemeinmecklenburgische, in diesen Fällen monophthongische Lautung letzten Endes auch im Westen durchsetzen“²⁵¹ werde, ist durch den Rückgang der Niederdeutsch-sprechenden nur schwer zu ermessen, zumal auch jüngere auf den Aufnahmen von 1962/63 noch diese Formen nutzten. Allerdings sind bei einigen Verben teilweise nur Monophthonge belegt: So sagt Sprecher zwei aus Selmsdorf [hø:l] ‚hielt‘. Diese Form kommt auch in Boldela, Möllin und Welzin vor. Kurzes /œ/ ist in Alt Jabel, Bennin, Glaisin, Hoben, Lüblow, Lüttow und wiederum in Möllin zu hören ([hœl]). Ebenfalls monophthongisch ist ‚fiel‘, das in Niendorf [fø:l], in Lüblow, Lüttow und Schlagsdorf [fø:l] lautet. /ø/ findet sich weiterhin in [brø:k] ‚brach (3. Pers. Sg.)‘ (Zweedorf, Sprecher eins) und [brø:gn] ‚brachen (3. Pers. Pl.)‘ (Lüttow, Sprecher vier), eine diphthongische Variante konnte nicht nachgewiesen werden. Sprecher

²⁴⁸ Als Beispiele seien genannt: [drɔybm] ‚trafen‘ (Sprecher drei, Selmsdorf), [fɔydŋ] ‚fassten‘ (Sprecher eins Zweedorf), [flɔyç] ‚flog‘ (diverse Nachweise, u. a. aus Bennin, Lüblow, Welzin und Zweedorf), [frɔyç] ‚fragte‘ (Sprecher fünf, Lüttow sowie Sprecher eins, Niendorf), [lɔybm] ‚liefen‘ (diverse Nachweise, u. a. aus Zweedorf, Bennin, Pritzier usw.), [lɔydŋ] ‚ließen‘ (Sprecher zwei, Möllin sowie Sprecher drei aus Lüblow), [mɔygn] ‚machten‘ (u. a. in Boldela, Schlagsdorf und Zweedorf zu hören), [nɔym] ‚nahm‘, ‚nahmen‘ (u. a. in Glaisin, Niendorf, Welzin und Woez verwendet), [slɔybm] ‚schliefen‘ (in fast allen Ortschaften nachweisbar, außer in Alt Meteln, Boldela, Rastow, Sukow [Banzkow], Tramm und Spornitz; in Woez fehlt der FT), [slɔygn] ‚schlugen‘ (Sprecher eins, Pritzier und Sprecher fünf, Welzin), [flɔyt] ‚(er) schloss‘ (Sprecher zwei, Niendorf) usw. [fɔydŋ] ‚fassten‘ ist deshalb in einigen Orten zudem homophon zu ‚fahren‘/‚führen‘ bzw. ‚fuhren‘/‚führten‘. Bei [lɔydŋ] und dem eben genannten ‚fassten‘ sind auch die Kürzungen [lœdø] ‚ließ er‘ (Sprecher vier männlich) und [fœdik] ‚fasste ich‘ (Sprecher zwei, Selmsdorf) zu hören.

²⁴⁹ Es scheint unwahrscheinlich, dass /e/ zu /y/ diphthongiert worden ist, denn dieses wird eigentlich zu /aj/ (vgl. [ge:f] zu [gajf], [kre:ç] zu [krajç], [ze:t] zu [zajt] usw.), und so lässt sich auch die Aussprache [najm] ‚nahm‘ erklären, der [nɔym] ‚nahmen‘ in Welzin gegenübersteht, erstere ist aus einer ungerundeten, letztere aus der gerundeten hervorgegangen.

²⁵⁰ Gundlach, Tonbandaufnahmen, S. 179.

²⁵¹ Ebenda.

eins aus Niendorf verwendet in den Zusatzaufnahmen [sprø:gn] ‚sprachen‘, obwohl er beispielsweise [kɔym] mit Zwielaus ausspricht. Solch eine Variante gibt es bei ‚sprechen‘ wie schon zuvor bei ‚brechen‘ nicht. Die starke Präteritalform von ‚ziehen‘ spricht der erste Proband aus Zweedorf [trœk] ‚zog‘ aus.

Wie bei /aj/ lässt sich auch bei einigen anderen Wörtern eine Tendenz zur monophthongischen Aussprache feststellen. Das betrifft in der FT das Lexem ‚(es) taut‘/ ‚geschmolzen‘. In Zweedorf lautet die Form einheitlich [dø:t] (bzw. [ʊpdø:t] ‚geschmolzen‘). Dagegen ist die Lautung in Selmsdorf uneinheitlich, Sprecher eins und vier verwenden den Diphthong /ɔy/, der dritte /au/ und der zweite /ø/. Dafür ist beim ersten in der FE [hø:dŋ] ‚hüten‘ zu hören. In Schlagsdorf herrscht wiederum überwiegend der Monophthong vor, lediglich der erste Proband schwankt zwischen [dɔyt] ‚taut‘ und [ʊpdø:t] ‚geschmolzen‘. In der FE verwendet Sprecher vier darüber hinaus [fəʃtrø:t] ‚verstreut‘. Auch in Lüblow, Möllin und Pritzier ist /ø/ in ‚streuen‘ nachweisbar. Der Sprecher aus Rastow gebraucht zudem [frø:t] für ‚freut‘.

Das in den MWB-Sätzen für die Planquadrate 16/19 bis 24 bzw. 17/20 bis 17/24 abgefragte ‚Heu‘ wird dabei von einigen Sprechern ebenfalls monophthongisch ([hø:]) ausgesprochen.²⁵² Diese Form herrscht auch in Rastow und Tramm vor. Der erste Proband im letztgenannten Ort verwendet es zudem in der FE.²⁵³ In Sukow nutzen alle Probanden hingegen [hɔy]. Allerdings muss hier eine Einschränkung gemacht werden, die leider auf den Aufnahmen nicht zu hören ist. Zwar verwendet auch der Banzkower die diphthongische Variante, aber in einem Gespräch allein mit ihm nach den Aufnahmen, verwendete auch er, als er das Haus beschrieb, [hø:]. Hier ist also bereits die massive Beeinflussung zu erkennen, die die anderen Sukower auf ihn ausüben. Auch das dazugehörige Verb ‚heuen‘ enthält diesen Monophthong.²⁵⁴

Ähnlich wie bei ‚mähen‘, ‚zehn‘ usw. gibt es also Wörter, die einen Monophthong aufweisen und damit den zwielautigen, gemeinmecklenburgischen entgegenstehen.²⁵⁵ Auch die geographische Verteilung folgt einer ähnlichen Tendenz, wie sie bereits bei /e/ festgestellt worden ist, denn während im Süden /ø/ relativ häufig in ‚Heu‘ und ‚taut‘ belegt ist, nimmt die Anzahl nach Norden hin ab: In Bennin herrscht beim letztgenannten Wort der Monophthong vor, in Lüttow nutzen ihn vier der fünf Probanden, im nördlichen Welzin sind es sechs von sieben. In Möllin ist nur noch der Diphthong nachweisbar, ebenso in Niendorf, Hoben und Alt Meteln. In den südlicheren Boldela und Lüblow wird aber ausschließlich /ø/ gebraucht, in Glaisin verwendet zumindest ein Sprecher die diphthongische Lautung. In Eldena herrscht wiederum der Zwielaus vor. Dabei hat sich diese Form stärker gehalten als die monophthongischen von ‚mähen‘, ‚zehn‘ usw., denn sie ist auch noch in Pinnow und

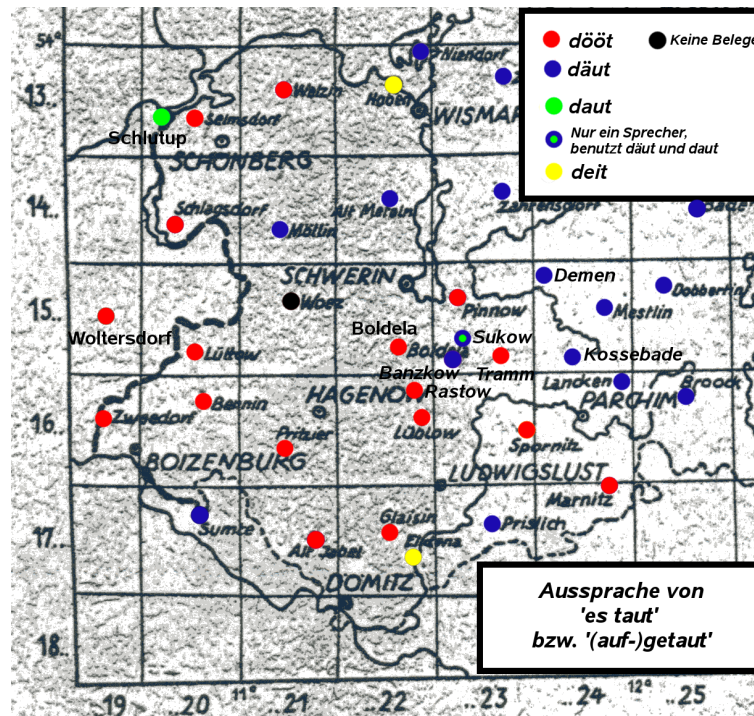
²⁵² In Selmsdorf verwendete nur Sprecher zwei den Diphthong, in Bennin der zweite und dritte, in Pritzier ist ausschließlich [hø:] nachweisbar, in Alt Jabel ist dieses nur noch beim ersten Probanden zu hören, alle anderen nutzen [hɔy], die monophthongische Lautung herrscht dagegen wieder in Lüblow und Glaisin vor, in Eldena verwendet Sprecher eins [hɔy], die anderen beiden [haj].

²⁵³ Hierbei lässt sich dann auch zwischen [hø:gøble:zə] und [hɔygøble:zə] ‚Heugebläse‘ unterscheiden, Letzteres dürfte auf hochdeutschen Einfluss zurückzuführen sein.

²⁵⁴ Ein Nachweis für [hø:dŋ] liefert u. a. Sprecher eins aus Tramm. Der erste aus Sukow charakterisiert den Unterschied zwischen Banzkow und Sukow auch mit „[hɔydŋ] – [hø:dŋ]“, wobei das /ø/ in etwa eine ähnliche Länge wie das /e/ in [tedŋ] aufweist. Allerdings ist nicht feststellbar, ob hier ‚hüten‘ oder ‚Heu machen‘ gemeint ist.

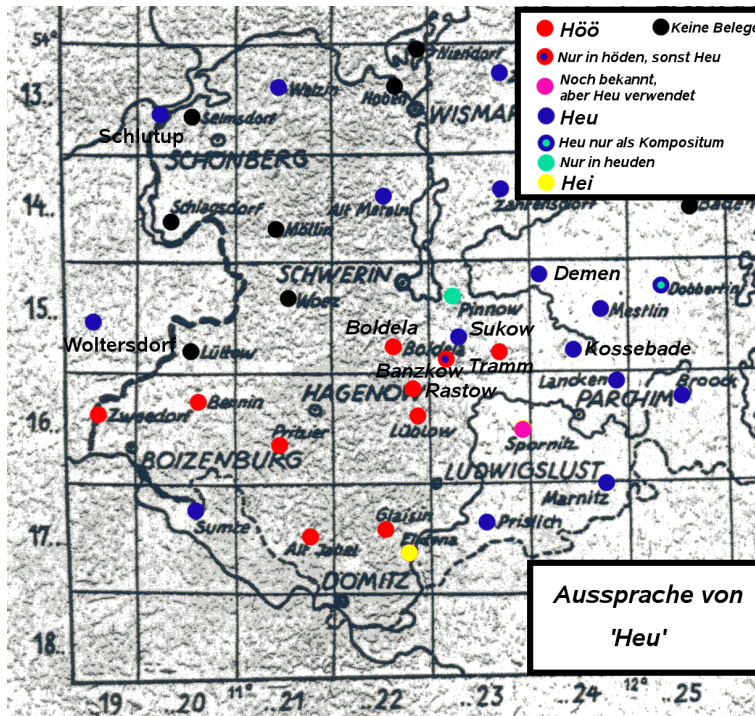
²⁵⁵ Das MWB erfasst diese Varianten auch: „**freuen**, W und Mitte freuden, W fröden“ (MWB, II, Sp. 1076); „**Heu**, im W. Hö, entrundet Hei“ (MWB, III, Sp. 655); „*ströden* (gesprochen *sdrö-dn*; HA, LU, SCHÖ, WI) und seltener *stren* (SCHÖTESCH [Teschow, A. K.]) gelten im W.“ (MWB, VI, Sp. 954).

Spornitz zu hören: im erstgenannten Ort verwendet nur Sprecher vier [dɔyt], eine sehr junge Probandin, die noch zur Schule geht, nutzt dagegen noch [dø:t]. Auch in Spornitz sprechen zwei der drei Personen monophthongisch. In Tramm und Rastow ist ausschließlich /ø/ zu hören. Nur in Sukow verwenden alle Sprecher durchgängig /ɔy/. In Marnitz ist der Monophthong nur noch bei Sprecher vier nachweisbar, in Prislisch, Lancken und Mestlin gar nicht mehr.



Die Form [hø:] nimmt dagegen einen kleineren Raum ein: Sprecher zwei in Pinnow verwendet den Diphthong in [hɔydn̩] ‚heuen, Heu machen‘, das Wort ‚Heu‘ selbst wurde nicht benutzt. In Spornitz fragt ein Mann, ob es nicht [hø:] heißen müsse als der erste Proband [hɔy] spricht, das aber auch alle anderen gebrauchen. Bereits in Boldela macht sich dieser Wandel bemerkbar, denn dort schwankt Sprecher eins zwischen [hɔy], das er zweimal verwendet, [hɔyo:ɐn] ‚Heuernte‘ und zweimal genanntem [hø:hu:p] ‚Hauhaufen‘. Im Gegensatz zum Selmsdorfer wird ‚hüten‘ hier diphthongisch ausgesprochen, der ältere Trammer unterscheidet so auch zwischen [hɔydn̩] ‚hüten‘ und [hø:dn̩] ‚Heu machen‘. In Bennin und Alt Jabel überwiegt die diphthongische Lautung bei ‚Heu‘ bereits gegenüber der monophthongischen, in Alt Meteln gilt nur noch der Zwiellaut.²⁵⁶ Selbst in Zweedorf, wo noch [hø:] vorherrscht, ist schon eine Form mit /ɔy/ nachweisbar. Ausschließlich /ø/ verwenden nur noch die Probanden in Glaisin, Lüblow und Pritzler. Im Falle von ‚Heu‘ begünstigt nicht zuletzt auch die Standardsprache den Wechsel zur diphthongischen Variante. Das betrifft auch ‚streuen‘, denn in Welzin verwendet Sprecher zwei bereits [strɔydn̩]. Auch hier bewahren die südlichen Orte das /ø/.

²⁵⁶ Das Verhältnis in Bennin beträgt 3:1, die einzige Nennung in der FE ist zwiellautig. In Alt Jabel stehen den fünf Nennungen mit Diphthong eine mit Monophthong gegenüber.



Die Probanden sprechen also keineswegs durchgängig /ɔy/, so ist in Alt Meteln [fløyt] ‚Flöte‘ zu hören, in Tramm und Rastow dagegen [flø:t],²⁵⁷ das damit in seiner Aussprache mit ‚Heu‘ einhergeht.²⁵⁸ Lautwandel können also nicht immer einfach für alle in Frage kommenden Wörter angenommen werden, sondern die Lautung ist in den Orten bzw. zum Teil schon bei den Probanden selbst von Lexem zu Lexem unterschiedlich. Neben denjenigen, die von allen diphthongiert werden, z. B. [zɔygn̩], sind bei einigen anderen Wörtern Monophthong oder Zwiellaut vorhanden. Ein Beispiel für [o]/[əu] ist bereits erwähnt worden, nämlich als die Probandin aus Sukow ihre Aussprache [zo:s] ‚Sauce‘ derjenigen von Bekannten aus Banzkow gegenüberstellt, die [zaus] lautet. Unterschiede gibt es auch bei der Lautung des Grundwortes ‚-rose‘, so verwendet der fünfte Sprecher aus Welzin [ro:s] ‚Rose‘, der älteste in Selmsdorf jedoch [vɪntraus] ‚Windrose‘, Gundlach selbst wiederum [vɪntro:s] in der Frage,²⁵⁹ in Lüttow ist [gʏəd]raus] ‚Gürtelrose‘ zu hören. Die ‚Erntekrone‘ lautet bei Sprecher zwei aus Schlagsdorf [o:ɛnkraun], in Boldela [o:ɛdn̩kro:n]. Ebenso verhält es sich beim Wort ‚Mode‘, das in Alt Meteln, Lüttow, Niendorf und Schlagsdorf diphthongisch als [məu] bzw. [məuə] realisiert wird, in Bennin, Hoben und Tramm jedoch als [mo:]. In Welzin verwendet Sprecher eins den

²⁵⁷ Hier in Zusammensetzungen: [flø:tfrits] ‚Flöt-Fritz‘ bzw. [flø:dndø:ɐp] ‚Flötendorf‘, d. i. Kraak, siehe Kapitel 4.2.

²⁵⁸ Jeppe, der ansonsten „monophthongische“ Schreibweisen bevorzugt, z. B. „plögen“ (Jeppe, S. 2 u. 7), „Mit Henn’ un Föth ampeln. fig. nach etwas streben.“ (ebenda, S. 8), schreibt auffällig „fleuten gahn verlohren gehn.“ (ebenda, S. 58) und „Heu-Winnung. Heu-Ermdte.“ (ebenda, S. 1), vgl. auch Dähnert, der „Fleute“ (Dähnert, S. 123) und „Flo^oten“ (ebenda, S. 125) verzeichnet. Das mittelniederdeutsche Wörterbuch von Schiller/Lübben erfasst das Wort als „**vlote, vloite (vleute)**“ Lübben, August; Schiller, Karl: Mittelniederdeutsches Wörterbuch. Fünfter Band. U–Z, Bremen 1880 S. 283 (nachfolgend mit Schiller/Lübben und entsprechender Bandangabe zitiert). Chytraeus, Sp. 280, nennt sie „fleute“.

²⁵⁹ Gundlach: „Wier dat nu midde Windroos aal dreiht oder is dor noch’n Schtiert west?“ / Mann: „Nee, dat wier ’ne Windraus.“

Monophthong, aber der fünfte den Zwiellaut. Der älteste Selmsdorfer spricht den Diphthong in [ni:m̥aʊf] ‚neumodisch‘.

Die Präposition ‚zu‘ verkürzen die Probanden beim schnelleren Sprechen von [t̥aʊ] zu [t̥ə] bzw. [t̥ə], so sagt beispielsweise Sprecher eins aus Glaisin: „ick bruuk nich wiet to treggn dormit“. Vor allem in betonter Stellung ist /aʊ/ zu hören, so auch bei der vormals zitierten Person: „dee dörbm nich tau geschützt stähn“. Hier ist also die Stellung im Satz für die Aussprache mitentscheidend.²⁶⁰ Daneben wirkt auch die Standardsprache zum Teil auf die Lautung ein. Neben dem bereits erwähnten [li:t], das [laɪt] weitestgehend verdrängt hat, und wie auch [fəʃi:dɪŋ] und [afʃi:t] ‚Abschied‘ schon häufiger als die diphthongischen Varianten genannt werden, ist auch [f̥ʊd̥ə] bzw. [f̥ʊr̥ə] ‚Futter‘ zu hören, u. a. in Alt Jabel, Eldena und Welzin. In Bennin bildet Sprecher drei dazu die Verbform [f̥ʊr̥ən], ‚füttern‘. Diese ist auch beim ältesten Probanden in Bennin zu hören, ebenso beim vierten in Alt Meteln. In anderen Ortschaften, z. B. Boldela, Lüblow und Schlagsdorf lautet sie [f̥aʊr̥ən]. Bei ‚ruhig‘ und ‚Beruf‘ haben sich bereits die hochdeutschen Varianten durchgesetzt, so dass sich zum Beispiel bei Sprecher fünf in Hoben neben [r̥aʊp] auch [b̥ər̥u:f] findet.²⁶¹ Obwohl in den FE nahezu alle Probanden bei ‚gut‘ /aʊ/ verwenden, zeigt sich doch eine unterschiedliche Aussprache in den FT, denn beim ersten Satz ‚Guten Tag‘ weist das Adjektiv bei Sprecher drei in Eldena, beim dritten in Lüttow, beim ersten in Niendorf und beim vierten in Selmsdorf ein /o/ auf,²⁶² daneben ist auch die hochdeutsche Lautung mit /u/ zu hören.²⁶³ Die meisten verwenden jedoch auch hier den Diphthong. Die monophthongischen Lautrealisationen kommen allerdings fast nur bei solcherlei Grüßen vor, so verwendet ein Lüttower /u/ bei ‚Guten Morgen‘ in der FE²⁶⁴, ein anderer aus Alt Jabel das /o/ bei ‚Guten Tag‘ im freien Gespräch.²⁶⁵ Sprecher zwei verwendet [gʊt] noch zusätzlich im Satz „Na gut.“, den er fünfmal sagt. Bereits bei Reuter findet sich „Gu’n Morgen!“²⁶⁶ und „Gu’n Dag!“²⁶⁷. Relativ selten ist die Diphthongierung des /o/ vor /r/. Sprecher eins aus Zweedorf verwendet es einmal in [sn̥aʊə] ‚Schnur‘, allerdings überwiegt bereits [sno:r̥]. Ein weiterer Nachweis für die Diphthongierung ist in Boldela zu finden, dort sagt ein Proband [f̥aʊva:k] für das ‚Fuhrwerk‘. In Selmsdorf spricht es die älteste aufgezeichnete Person bereits [f̥u:r̥va:k] aus, beim etwas jüngeren Sprecher drei ist aber noch [f̥aʊ] ‚Fuhre‘ zu hören. Auch in Schlagsdorf verwendet der älteste bereits die erhöhte Form.²⁶⁸ Dem älteren Trammer ist „Fauhrwark“ zumindest noch bekannt:

²⁶⁰ Siehe Kapitel 5.4.

²⁶¹ So sagt er: „Süss allgemein bildn wie ’ne, also hebb wie ’ne gaude Uutbildung äh, Wisma hett ’ne gaudn Raup, Beruf süss un...“

²⁶² Der Niendorfer verwendet den Monophthong nochmals, als er den Satz wiederholen soll. Davor fragt er jedoch, als er das Vorlesen beendet hat: „Gaut?“

²⁶³ Das wären u. a. Sprecher zwei aus Boldela, der dritte aus Marnitz, der zweite aus Eldena, der vierte aus Schlagsdorf – dieser verwendet es gleich zweimal – sowie der erste aus Welzin.

²⁶⁴ Dort sagt der zweite Proband: „Ja, un so vetellt wie, un minn [= mit ein] Mål seggt einer „Guudn Morgn“ achter uns [...]“

²⁶⁵ Hierbei sagt er einen Spruch auf: „Goodn Dag, goodn Dag, Fruu Bauerin [wohl Bäuerin, A. K.], hett juu oll Kauh noch Faudrer in, wat möckst denn juuch oll bunte Hund, is juuch oll Korl noch gesund?“

²⁶⁶ So z. B. im Gedicht „De Obserwanz“ in den „Läuschen un Rimels“: „Gu’n Morgen! Vadder Schult, ick kam heran, / Mi geiht ’ne Sak in minen Kopp herümmer [...]“ (Reuter, Werke I, S. 95).

²⁶⁷ Diese Schreibung ist u. a. in „Ut de Franzosentid zu finden: „„Gu’n Dag, Herr Amtshauptmann!‘ säd hei. ‚Gu’n Morr, min leiw’ Möller!‘ säd de oll Herr.“ (Reuter, Werke II, S. 12.)

²⁶⁸ Hier gibt es mit [f̥u:r̥va:k] und [dr̥ɔʃn̥f̥u:r̥va:k] ‚Droschkenfuhrwerk‘ zwei Nachweise.

„Fauerwaak wier dat ganz ool Wort.“ Die Formen mit ‚Fuhr-‘ überwiegen bereits im gesamten Untersuchungsgebiet.²⁶⁹ Gehalten hat sich der Diphthong dagegen noch im Ortsnamen ‚Friedrichsmoor‘, den der Proband aus Rastow [friksmåuø] ausspricht. Dass gerade topographische Bezeichnungen ältere Lautformen konservieren, ist auch an [gø̯yən] ‚Göhren‘ ersichtlich, das nicht nur vom älteren Trammer, sondern auch vom im Sukow lebenden Banzkower noch so ausgesprochen wird. Ansonsten sind die Diphthonge vor /r/ im gesamten Untersuchungsgebiet rückläufig. Diesen Rückgang, der in der „Einleitung zum 1. Bande“ im MWB von Teuchert nur kurz mit dem Satz „Die Lauterscheinung ist im Rückgange begriffen.“²⁷⁰ angedeutet wird, beschreibt er in seinem Aufsatz „Beiträge zur Geschichte der mecklenburgischen Mundart“ etwas genauer: „Nach Westen stößt die *īr*- und *ūr*-Aussprache vor und drängt die Ostgrenze der geschlossenen *eir*- und *aur*-Flächen zurück, ja schon 1936 mußte Scheele beklagen, daß die Klangfülle der lauenburgischen Mundart durch Einbruch der mecklenburgischen eintönigen *īr*- und *ūr*-Formen zersetzt werde.“²⁷¹ Gundlach präzisiert diese Aussage für Mecklenburg etwa neun Jahre später:

Heute überwiegen schon eindeutig *Bier*, *Snur* und *führen*. Der Rückgang dieser Lauterscheinung ist von den alten mecklenburgischen Hochzeitsgedichten über die Deutsche-Sprach-Atlas-Karte „vier“ (nach Erhebungen von 1887), über jüngere Dissertationen, die drei veröffentlichten westmecklenburgischen Plattenaufnahmen von 1925 und die Erhebungen zum Mecklenburgischen Wörterbuch bis zu den jüngsten Bandaufnahmen gut zu verfolgen. Während Teuchert in der Einleitung zum 1. Band des Mecklenburgischen Wörterbuchs noch von einer „westmecklenburgischen Untermundart“ sprechen konnte, für die diese Diphthonge charakteristisch waren, sind sie heute nur noch im Westen bei älteren und bei beherrschten jüngeren Menschen üblich. Im Hauptteil des Landes sind sie so gut wie ganz geschwunden, und auch im Westen ist ihr endgültiges Weichen vor der gemeinmecklenburgischen Lautung abzusehen.²⁷²

Diese Beobachtung kann zumindest zum Teil für die neuen Aufnahmen bestätigt werden. So sind „veir“ und „Beir“ in der freien Rede nicht mehr nachweisbar. Allerdings ist beispielsweise das /çy/ in ‚fahren‘, ‚führen‘ sogar noch bei den ganz jungen Sprechern zu hören, hier spielt auch die geographische Lage des Ortes eine Rolle. Die relative Geschlossenheit, wie sie Teuchert noch 1958 in seinen „Beiträgen“ anhand einiger Lexeme beschrieben hat²⁷³, ist jedoch nicht mehr vorhanden. In Tramm und Rastow sind die Beispiele für /aj/ (u. a. „*ēist*, *ēiast*“) nicht mehr nachweisbar, einige davon wurden nur auf Nachfrage hin („veir“ in Rastow) bestätigt bzw. in den MWB-Sätzen genannt („veier“, „veieruntwinnigstn“ in Tramm) oder dienten nur dazu, die eigene Mundart zu charakterisieren („mit veier Pier“, Sprecher eins in Sukow, der ansonsten nur erhöhtes „vier“ benutzt).

Es gibt allerdings auch Lexeme, die alle Probanden mit /au/ aussprechen. Dazu gehört das in der FT verwendete [bråurø], aber auch das in einigen FE belegte [kåuŋ] ‚Kuchen‘. Teuchert benutzt es in der Einleitung des MWB, um damit die Ver-

²⁶⁹ Außer in den genannten Orten gibt es Nachweise für [fūrva:k] aus Alt Jabel (Sprecher drei), Niendorf (Sprecher vier) und Spornitz (Sprecher eins) sowie für [fūr] ‚Fuhre‘ aus Bennin (Sprecher drei), für [fūrəgø̯fəft] ‚Fuhrgeschäft‘ aus Marnitz (Sprecher zwei) und für [fūrpa:kkløn] ‚Fuhrparkkolonnen‘ aus Lüttow (Sprecher eins).

²⁷⁰ MWB, I, S. VII.

²⁷¹ Teuchert, Beiträge, S. 236.

²⁷² Gundlach, Tonbandaufnahmen, S. 178 f.

²⁷³ Teuchert, Beiträge, S. 221 f.

breitung des Zwielautes zu bestimmen.²⁷⁴ ‚klug‘ und ‚Hut‘²⁷⁵ sind ebenfalls nur mit Diphthong belegt.²⁷⁶ Bei einigen Lexemen kürzen die Sprecher teilweise, so spricht der letzte Proband in Zweedorf ‚Schulübungen‘ [ʃɔ:lɔybuŋ] aus und ‚anrufen‘ [anrɔbm].

Daneben gibt es aber auch Lexeme, die in einigen Dörfern monophthongisch gesprochen werden, in anderen aber mit Zwielaute. In Lüttow verwendet der zweite Proband [ho:ɣŋ] für ‚hauen‘. Dieser Lautrealisierung folgen Sprecher drei in Pritzier ([ho:xt] ‚gehauen‘, [u:ɖnanəho:xt] ‚auseinandergehauen‘) sowie der zweite in Schlagsdorf [buʃhɔltho:ɣŋ] ‚Buschholzhauen‘.²⁷⁷ Den Monophthong /ø/ gebraucht der zweite Proband in Pritzier ([hø:ɣŋ]).²⁷⁸ In Zweedorf verwendet Sprecher eins [u:thəuxt] ‚ausgehauen‘, der dritte jedoch [ho:xt] ‚haut‘ und [afhu:xt] ‚abgehauen‘. Diese Nachweise aus mehreren Orten zeigen, dass es sich hierbei nicht um rein individuelle Lautrealisationen handeln kann. Die Aussprache ist vor allem im Südwesten zu finden, in den anderen Orten wird das Wort mit /əu/ gesprochen. Möglicherweise sind die monophthongischen Formen in anderen Dörfern durch die von der Standardsprache gestützte zwielautige verdrängt worden, wie es bereits bei ‚Heu‘ zu beobachten war. Auffällig ist vor allem, dass die zwei Probanden in Pritzier, die auch bei ‚mähen‘, ‚zehn‘ und eben ‚Heu‘ noch beim Monophthong verblieben, auch hier einen solchen nutzen. Bereits die diphthongische Aussprache von ‚vier‘, ‚fahren‘/‚führen‘ bzw. ‚rühren‘ hatte gezeigt, dass sie bei den älteren Formen verharren. Jacobs verzeichnet in den 1920er Jahren noch bei ‚stauen‘ „sdö-gŋ“, „sdö-əgŋ“ und „sdö-bm“,²⁷⁹ für ‚drohen‘ „dro-gŋ“,²⁸⁰ allerdings stellt er fest, dass in Marnitz, Suckow und Drenkow „die junge Generation auch schon ou-g“ gebrauchte, die Formen mit Monophthong werden also von denen mit Diphthong zunehmend verdrängt.²⁸¹

Ein weiteres Beispiel für solch eine monophthongische Aussprache ist [do:x] ‚Tau‘ (Niederschlag), wie sie bei Sprecher drei in Lüblow zu hören ist,²⁸² dort auch im

²⁷⁴ MWB, I, S. VII.

²⁷⁵ Dieses Wort nennt auch Gundlach, Tonbandaufnahmen, S. 186, Anm. 28.

²⁷⁶ Ebenso ausschließlich diphthongisch sind [bəu]/[bəuə] ‚Bude‘, [fəut] ‚Fuß‘, [krəux] ‚Gastwirtschaft‘, [ʃəu] ‚Schuh‘, [ʃəustə] ‚Schuster‘ usw. Einen Wechsel gibt es bei ‚genug‘, das [(gə)nəux] bzw. [gənux] ausgesprochen wird. Die hochdeutsche Lautung ist auch bei ‚Wut‘ in Marnitz zu hören.

²⁷⁷ Nachweise in der Mundartliteratur beschränken sich ebenfalls auf den Westen, z. B. bei Hartmann, Vertellers, S. 24: „Astverhog“ ‚Astverhau‘, woneben aber auch „haugt“ ‚haut‘ zu lesen ist (Hartmann, Leigen, S. 23). Clasen, S. 7, schreibt „intwejhogen“ ‚entzwei hauen‘, vgl. auch Bornewiek, Karl: Tau Hus un in dei Frömm‘, Jena 1865, S. 3: „dor wiwagt vör din Ogen dat grote Water un hogt gegen den Eüwer“. Woher der Autor stammt, ließ sich nicht ermitteln, die von ihm verwendete Mundart weist aber auf Westmecklenburg hin.

²⁷⁸ Vgl. hierzu den Eintrag im MWB, III, Sp. 512: „**haugen**, hauen, hogen [...] Sonderformen bieten im Präs.: *Kik, kik, Vader höög't Fik* (Ruf des Rohrsperlings SCHWKRÖG [Klein Rogahn, A. K.]) Wo. V. 2, 811; *hüürt ..., dat Fru Waur ... mank de Hunn höög't mit de Pietsch* (LuWARL [Warlow, A. K.]) Sag. 1, 58“.

²⁷⁹ Jacobs, Teuth. 3, S. 141.

²⁸⁰ Ebenda, S. 140.

²⁸¹ Ebenda. Die Mundartliteratur lässt ebenfalls solch einen Schluss zu: Hartmann, Leigen, S. 28, schreibt beispielsweise „Aderkogen“ ‚(das) Wiederkäuen‘. Da er bereits in den Schreibungen schwankt (s. Anm. 277) ist also vorstellbar, dass diese Monophthonge früher mehr Wörter umfassen konnten als heute.

²⁸² Ein literarischer Nachweis findet sich bei Bernhard Oldörp: „wenn dor morgens noch dei Doog up liggt“, Oldörp, Bernhard: Dor liggt wat inne Lucht!, in: Mecklenburgische Monatshefte. Zeitschrift zur Pflege heimatlicher Art und Kunst. Begründet von Johannes Gillhoff. 7. Jahrg. 11. Heft, Rostock November 1931, S. 530.

Kompositum [do:xafsløb] ‚erster Kuhhirte auf der Weide am Pfingstmorgen‘.²⁸³ Weitere Nachweise für /o/ in ‚Tau‘ finden sich in Boldela.²⁸⁴ Diese Aussprache verzeichnet auch das MWB, das als Verbreitungsgebiet den Südwesten Mecklenburgs angibt.²⁸⁵ Gillhoff verschriftlicht in einer kleinen Idiotismensammlung ebenfalls diese Variante: „Vör Dog un Dag, wenn dei Düwel sin Strümp antreckt.“²⁸⁶ und Wigger schreibt in seiner hochdeutschen Grammatik „Thau Dog“ und „dat blöjt“ ‚es blüht‘, aber „Meuj“.²⁸⁷

In den Orten, die außerhalb Mecklenburgs liegen, zeigen sich dieselben Tendenzen wie bei /ai/, so ist in Sumte das /ɔy/ wie in den benachbarten mecklenburgischen Planquadraten in ‚fahren‘/‚führen‘ zu hören. Im Gegensatz zu Zweedorf verwenden es aber alle Sprecher durchgängig. Beim ältesten weist zudem ‚rühren‘ den Zwiellaut auf.²⁸⁸ Auch die Präteritalformen von einigen Verben sind wie in Zweedorf und Bennin diphthongiert, z. B. [fɔyt] ‚fasste‘, [kɔym] ‚kam‘, [lɔyt] ‚ließ‘, [mɔyk] ‚machte‘ und [slɔybm] ‚schiefen‘. Auch in diesem Ort sind damit ‚fährt‘/‚führt‘ und ‚fasste‘ homophon. Die Aussprache ist also ähnlich wie in den untersuchten mecklenburgischen Nachbarorten. So sagen auch die Sumter [hɔynə] ‚Hühner‘, [fəgnɔyçtə] ‚vergnügter‘, [kɔy] ‚Kühe‘ und [rɔybm] ‚Rüben‘. Darüber hinaus ist der Zwiellaut aber auch bei ‚früh‘ zu hören, so z. B. in [frɔy], [frɔyə] ‚früher‘, [frɔyjo:ə] ‚Frühjahr‘ usw. Allerdings verwendet der jüngste Sprecher daneben auch schon die hochdeutsche Lautung in [fry:jo:əsbaʃteluŋ] ‚Frühjahrsbestellung‘. Des Weiteren verwendet er [gy:də] ‚Güter‘. Im mecklenburgischen Gebiet ist die zwiellautige Aussprache von ‚früher‘ nicht mehr nachweisbar, lediglich der ältere Proband aus Tramm erwähnt, dass sie früher im Ort üblich gewesen sei: „Wie Kiener [Kinder, A. K.] säädn ‚früher‘. De Ollen säädn ‚fräuer‘.“ Die Beispiele aus Sumte zeigen, dass die Diphthongierung auch hier nicht vollständig durchgeführt wird. Das ist aber nicht nur durch hochdeutschen Einfluss bedingt. So schwankt zum Beispiel der zweite Proband zwischen [grɔynland] und [grø:nland] ‚Grünland‘, neben [kɔym] ist auch [kø:m] bei Sprecher eins und zwei zu hören. Im Gegensatz zu Zweedorf und Bennin verwenden die Sumter den Diphthong auch bei ‚(es) taut‘ ([dɔyt]) und ‚Heu‘ [hɔy]. Das deckt sich wiederum mit der Aussprache von ‚mähen‘, ‚zehn‘ usw., die auch zwiellautig ist. Der jüngste Proband nutzt darüber hinaus [ʃtrɔyn], das in Pritzier und Lüblow monophthongisch ist ([strø:dŋ] bzw. [ʃtrø:dŋ]). Dieser Unterschied ist auch bei ‚hauen‘ greifbar. Während das Verb in Sumte einen Diphthong aufweist [hɔyt],

²⁸³ Ein Nachweis für diese Bezeichnung ist auch in einer Schilderung über die Griese Gegend zu finden: „Wöcker taueihrt mit sien Käuh rutkäum, wür Dochsläper, dei käum in’n Festtog an dei Spitz un släpte en Barkenbusch, dei an ein’n Bein fastbuu’n wier, achter sick her.“ Suhrbier, Karl: Ut dei gries’ Jeigend tau Grotvaren sien Tied, in: Mecklenburgische Monatshefte. Zeitschrift zur Pflege heimatlicher Art und Kunst. Begründet von Johannes Gillhoff. 10. Jahrg. 117. Heft, Rostock September 1934, S. 426.

²⁸⁴ Sprecher eins realisiert es als [do:], der zweite als [do:x].

²⁸⁵ MWB, II, Sp. 263: „In SCHÖ, HA, LU, PA meist Dog’ m. Tau; die früher in den genannten Kreisen üblichen Lautformen *Dög*, *Dög’t* sind heutzutage, außer bei sehr alten Leuten, gänzlich verschwunden.“ Die Aussprache korrespondiert also mit der von ‚hauen‘, von der noch beide monophthongische Varianten nachgewiesen werden konnten.

²⁸⁶ Gillhoff, J[ohannes]: Mecklenburgische Idiotismen, in: Sechzehnter Bericht über die städtischen Mittel- und Elementar-Schulen der Vorderstadt Parchim. Ostern 1889, Parchim 1889, S. 8.

²⁸⁷ Alle Beispiele: Wigger, F[riedrich]: Hochdeutsche Grammatik, mit Rücksicht auf die plattdeutsche Mundart zunächst für mecklenburgische Schulen bearbeitet, Schwerin 1859, S. 9.

²⁸⁸ Die anderen Probanden haben das Wort nicht benutzt.

sprechen es die Probanden in Pritzier monophthongisch aus. In Zweedorf nutzt Sprecher eins /ɔu/, der dritte jedoch /o/ bzw. /u/.

Ansonsten sind auch in Sumte nahezu dieselben Aussprachen wie in den Mecklenburg zu hören: /ɔu/ findet sich zum Beispiel bei ‚Bruder‘, ‚Krug (Gastwirtschaft)‘, ‚Mut‘ und ‚Stuhl‘, des Weiteren können sich auch hier Monophthong und Diphthong gegenüberstehen, so verwenden Sprecher eins und drei [dɔut] ‚(sie) tun‘, der zweite jedoch [do:t] ‚(wir) tun‘. Der Monophthong kommt auch bei [vu:t] vor, das der Lautung in der Standardsprache folgt. Stärker gehalten hat sich der Zwiellaut in ‚Ruhe‘ bei Sprecher zwei, das beispielsweise in Bennin bereits [ru:] lautet, allerdings wechselt der Sumter zwischen [rɔu], [ʊnrɔu] und [ʊnrɔ:ɪə]. Das Hochdeutsche hat auch die Lautung von [fʊrə] ‚Futter‘ beim jüngsten und [krɛ:ŋkɪ:kbrʊx] ‚Krainkedeichbruch‘ beim ältesten Probanden beeinflusst. Eine Besonderheit gegenüber Mecklenburg stellen jedoch die Aussprachen [frɔu] ‚Frau‘ und [bɔugɪ] ‚bauen‘ dar, die bei allen Probanden zu hören waren. Die beiden älteren Personen verwenden den Zwiellaut auch beim Possessivpronomen ‚euren‘, das sie mit [jɔudɪ] bzw. [jɔugɪ] in ihren FT wiedergeben.²⁸⁹ Dennoch ist der Unterschied zum Mecklenburgischen nicht sehr groß.

Auch der Sprecher in Woltersdorf benutzt den Diphthong in [brɔurə] ‚Bruder‘, [dɔut] ‚(sie) tun‘, [fɔut] ‚Fuß‘ und [gɔus] ‚Gans‘; die Aussprache entspricht also der in Selmsdorf und Schlagsdorf. Daneben wechselt auch hier der Sprecher bei ‚zu‘ und Komposita aus dem Wort zwischen Monophthong und Zwiellaut, z. B. bei [to:gəraɪstɪ] ‚Zugereisten‘ und [tɔutrɔkɪ] ‚zugezogen‘; das Adjektiv in ‚Guten Tag‘ weist /o/ auf ([go:dɪ]), ansonsten aber /ɔu/. Hochdeutsche Lautung liegt bei [ru:] und [fʊdɐ] vor.

/ɔy/ findet sich zum Beispiel in [kɔy] und [grɔyn]. Nicht von der Diphthongierung betroffen ist das /ø/ vor /r/, hier verwendet der Sprecher den einfachen Monophthong, z. B. [fø:rɛn] ‚fahren‘ und [ɛlka:ve:fø:rɛ] ‚LKW-Fahrer‘. Auch bei den Präteritalformen der Verben dominiert die Aussprache mit /ø/, z. B. bei [kø:m] ‚kamen‘, [lø:bm] ‚liefen‘ und [ʃlø:bm] ‚schliefen‘. Im Gegensatz zu Sumte ist die Diphthongierung also nicht so umfangreich, ‚(es) taut‘ gibt der Proband mit [dø:t] wieder. Hier setzt sich also die schon in Schlagsdorf und Zweedorf beobachtete monophthongische Aussprache fort, die bei /e/ nur noch bei wenigen Wörtern wie [kre:n] sichtbar ist. Hauptunterschied zu den mecklenburgischen Nachbarorten ist also, dass /ɔy/ nicht ganz so stark genutzt wird; der Zwiellaut bei ‚kam‘ ist in Schlagsdorf beispielsweise noch gut belegt, in ‚fahren‘ zumindest noch beim ältesten Probanden. Ähnlich sieht es in Zweedorf aus. Diese Wörter weisen in Woltersdorf jedoch bereits /ø/ auf, das aber bei diesen Lexemen auch in den eben genannten mecklenburgischen Ortschaften belegt ist. Bei den anderen in Frage kommenden Wörtern, z. B. ‚Gänse‘, ‚grün‘ und ‚Kühe‘ ist der Diphthong jedoch auch in diesem Untersuchungsort zu finden. Hier unterscheidet er sich beispielsweise mit Zweedorf von Schlagsdorf, in dem neben [kɔy] auch [kø:] zu hören ist. Daher ähneln sich die Aussprachen auch hier mit denen in Mecklenburg.

Ein größerer Unterschied ist jedoch in Schlutup feststellbar: Während die Selmsdorfer ‚Bruder‘, ‚Fuß‘, ‚Gans‘, ‚Kuh‘ und ‚tun‘ diphthongieren, verbleibt der Schlutuper beim /o/: [bro:dɐ], [fo:t], [go:s], [ko:] und [do:n]. Dementsprechend ver-

²⁸⁹ Vom dritten Sprecher ist kein FT vorhanden.

wendet er auch ausschließlich [go:t], so auch bei ‚Guten Tag‘. Der Diphthong ist nur bei [dɑ:t] ‚(es) taut‘ und [afhɑ:t] zu hören, hier deckt sich beim letztgenannten Wort also die Aussprache mit der in Selmsdorf.

Auch beim Plural ‚Kühe‘ ist in beiden Orten [kø:] zu hören, allerdings ist auf mecklenburgischer Seite daneben auch [kɔy] nachweisbar. /ɔy/ verwendet der Schlutuper also relativ selten (z. B. in [hɔy]), da auch hier /ø/ bevorzugt wird, so z. B. bei [brø:dø] ‚Brüder‘, [hø:nø] ‚Hühner‘ und [fø:dø] ‚füttere‘. Auch vor /r/ und den Präteritalformen bleibt es erhalten: [fø:rən] ‚fahren‘, [kø:m] ‚kam‘, [mø:k] ‚machte‘ und [ʃlø:bm] ‚schliefen‘. Diese Monophthonge werden höchstens durch hochdeutschen Einfluss verändert, so z. B. bei [vu:t] ‚Wut‘. Den Unterschied zu Selmsdorf beschreibt der Sprecher dann auch selbst: „Un: ‚Gåh man beddn tau!‘, ne, un, un wie seck [= seggt]: ‚Gåh man beddn too!“

Während die anderen beiden außermecklenburgischen Orte eine ähnliche Lautung wie die angrenzenden mecklenburgischen aufweisen, fällt Schlutup durch seine weitestgehend monophthongische Aussprache auf. Hier haben sich die alten /o/ und /ø/ noch halten können, die im Mecklenburgischen teilweise diphthongiert worden sind. Wie schon beim /aj/ sind daher zwischen den nahegelegenen Schlutup und Selmsdorf größere Unterschiede feststellbar als zwischen dem letztgenannten Dorf und dem sehr viel weiter entfernten nichtmecklenburgischen Woltersdorf. Andererseits ist in Schlutup wiederum dort ein Diphthong zu hören, wo die Selmsdorfer monophthongisch sprechen, daher stehen sich beispielsweise folgende Aussprachen gegenüber, wobei die jeweils erstgenannte Lautung in Schlutup, die zweite in Selmsdorf nachgewiesen worden ist: [be:n] gegenüber [bajn], aber auch [dajt] gegenüber [de:t], werden die Lautrealisierungen der älteren Selmsdorfer herangezogen, ergibt sich zum Teil auch noch ein Unterschied zwischen [tajn] und [tedn] sowie [fø:rən] und [fɔyən]. Bei einem Vergleich zwischen Schlutup und Zweedorf sind weitere Gegensatzpaare zu erkennen, z. B. [zajs] gegenüber [ze:sl] und [hɔy] gegenüber [hø:]. Die diphthongische Aussprache dieser Wörter ist dagegen wieder in Sumte zu finden.

Diese westmecklenburgischen Varianten finden deshalb kaum besondere Erwähnung, weil sie in der Mundartliteratur selten vorkommen.²⁹⁰ Tarnow versucht sie in den „Burrkåwers“ nachzuahmen, indem er im Gedicht „Ümschichtig“, dessen Handlung um Lübtheen herum anzusiedeln ist, „Faurwerk“ und „veir Mark“ schreibt.²⁹¹ Ein größeres Werk ist nur vom aus Demern stammenden Rudolf Hartmann erhalten, ansonsten finden sich noch weitere Textproben in Zeitschriften, aus denen gelegentlich einige Beispiele hier in der Arbeit angeführt werden.

2. 1. 3 Die Erhöhung

Ein weiteres typisches Merkmal für das Mecklenburgische (aber auch Vorpommersche) ist nach Gernentz die sogenannte „Vokalhebung in êr zu îr und ôr, ô^r zu ûr, ü^r [sic] zum Beispiel in *Ihr* ‚Ehre‘, *Uhr* ‚Ohr‘, *hüren* ‚hören‘. Diese Erscheinung findet sich (außer im Eldewinkel südlich von Parchim) im gesamten Mundartgebiet. Sie kommt seit dem 18. Jahrhundert auf.“²⁹² Sie wird u. a. bei

²⁹⁰ Teuchert, Beiträge, S. 221.

²⁹¹ Tarnow, Rudolf: Burrkåwers, 9. Aufl. Rostock 2004, S. 60 bzw. 61.

²⁹² Gernentz, Niederdeutsch, S. 88.

Kellner, Sanders, Stellmacher und Teuchert beschrieben.²⁹³ Gundlach erwähnt sie speziell für das Mecklenburgische auch in seinem Büchlein „Von Aant bis Zäg“, dessen „Beiträge über plattdeutsche Wörter“ laut Vorwort „für den Sender Schwerin“ entstanden sind²⁹⁴, sich also an ein „breiteres“ Publikum richteten:

Eines der Hauptkennzeichen des mecklenburgischen plattdeutschen Lautstandes ist die sogenannte Tonerhöhung der langen Vokale *e* und *o* vor *r* zu *i* bzw. *u*, eine relativ junge Lauterscheinung, die sich erst im 18. Jahrhundert durchgesetzt hat. Das ‚Pferd‘ heißt in Mecklenburg *Pierd* und das ‚Ohr‘ *dat Uhr*.²⁹⁵

Auch in Bußmanns Sprachlexikon sind die Erhöhungen als „[s]prachliche Hauptmerkmale“ für das Mecklenburgisch-Vorpommersche zu finden.²⁹⁶

Im Westen Mecklenburgs ist dieser Lautwandel jedoch nicht immer eingetreten, wie die bereits nachgewiesenen „veir“, „Fauhr“ und „fäuhren“ zeigen. In Zweedorf sind deshalb bei einigen Wörtern unterschiedliche Lautrealisierungen zu hören. Sprecher vier verwendet in seiner FE beispielsweise für ‚war‘ die nicht erhöhten [ve:r̥], [vø:r̥], das erhöhte [vi:r̥] sowie die diphthongierten [vaj] und [vɔy]. Hier konkurrieren also unterschiedliche Aussprachen miteinander. Auch der dritte Proband bedient sich diverser Laute bei dieser Verbform. Bei den jüngeren Personen des Ortes vereinheitlicht sich die Aussprache zusehends, so schwankt Sprecher eins nur noch zwischen [vi:r̥] und [ve:r̥], beim zweiten ist nur [vi:r̥] zu hören.²⁹⁷ Dennoch zeigt gerade dieses Beispiel, dass zum Teil mehrere Formen nebeneinander existieren können und auch bei der Erhöhung nicht zwangsläufig davon ausgegangen werden kann, dass die Probanden sie immer und bei allen in Frage kommenden Wörtern durchführen. Sprecher eins erhöht im FT ‚war‘ und ‚erst‘; bis auf [fe:r̥] ‚vier‘ ist /e/ vollständig zu /i/ übergegangen. In der FE sind dagegen noch viele nicht erhöhte Formen zu hören, so verwendet er einmal [li:r̥jʊŋ] ‚Lehrjunge‘, aber dreimal [le:r̥jʊŋ]. Die Varianten mit /e/ überwiegen gegenüber denen mit /i/ recht deutlich,²⁹⁸ lediglich ‚vier‘ und Ableitungen davon ([fi:r̥ɪç] ‚40‘) sind immer erhöht, was auch durch die Standardsprache begünstigt wird. Bei ‚war‘ dominiert [ve:r̥]²⁹⁹, bei ‚mehr‘ und ‚sehr‘ ist nur /e/ belegt. Bei Sprecher drei ist eine ähnliche Tendenz zu erkennen. Er verwendet fast ausschließlich /i/ bei ‚vier‘³⁰⁰, der einzige Nachweis für ‚war‘ ist erhöht, für ‚Pferd‘ ist jeweils einmal [pe:r̥] und einmal [pi:r̥] zu hören, dennoch überwiegt auch hier insgesamt /e/.³⁰¹ /i/ ist ansonsten nur bei der Verbindung ‚-ieren‘ nach-

²⁹³ Kellner, S. 255; Sanders, S. 89; Stellmacher, S. 147; Teuchert, Beiträge, S. 220

²⁹⁴ Gundlach, Jürgen: Von Aant bis Zäg. Plattdeutsche Wörter und Wendungen, 2. Aufl. Leipzig 1984, S. 3.

²⁹⁵ Ebenda, S. 62.

²⁹⁶ „Sprachliche Hauptmerkmale sind: (a) Diphthongierung von mndt. *ê, ô, ö* zu /*ae, ao, oy*/ ([laef, kaokn, zoyt] ‚lieb‘, ‚Kuchen‘, ‚süß‘); (b) Hebung der mittleren Langvokale mndt. *ê, ô, ö* zu *i, u, y*: vor *r* ([i:a, u:a, hy:an] ‚Ehre‘, ‚Ohr‘, ‚hören‘); (c) Diminutivsuffix *-ing* (mudding ‚Mütterlein‘).“ Bußmann, Hadumod (Hrsg.): Lexikon der Sprachwissenschaft, 3. Aufl. Stuttgart, 2002, S. 425.

²⁹⁷ Allerdings gab es auch nicht mehr Nachweise für dieses Wort.

²⁹⁸ Insgesamt nutzt der Proband 41 nicht erhöhte und 19 erhöhte Formen.

²⁹⁹ Diese Variante nennt der Sprecher zwölfmal, die erhöhte siebenmal. Relativ ausgeglichen ist das Verhältnis in der Pluralform, bei der sechsmal [ve:r̥n] und viermal [vi:r̥n] zu hören ist.

³⁰⁰ Den acht Formen von ‚vier‘ (z. B. [zœ:mɔnfi:r̥ɪç] ‚47‘, [fi:r̥ɔnaxtsɪç] ‚84‘ usw.) steht eine nicht erhöhte gegenüber: [nœ:ɔntajnhunɔft̥e:r̥taj̯n] ‚1914‘.

³⁰¹ Nicht erhöht wurden u. a. [e:r̥r̥] ‚eher‘, [e:r̥st]/[e:r̥s] ‚erst‘, [le:r̥d̥ŋ] ‚lernen‘, [ze:r̥] ‚sehr‘, [u:r̥tve:r̥t] ‚ausgewertet‘. Bei ‚mehr‘ ist einmal kaum herauszuhören, ob das Wort erhöht worden ist oder nicht, ansonsten wird nur [me:r̥] genutzt.

weisbar, z. B. [ɛksɪsti:ən] ‚existieren‘ bzw. [mo:tɔri:zi:t] ‚motorisiert‘. Auch wenn im Mittelniederdeutschen dafür „-eren“ stand, so ist wohl davon auszugehen, dass bei vielen vor kurzer Zeit (19./20. Jh.) entlehnten Wörtern keine Erhöhung vorliegt, sondern das /i/ auf hochdeutsche Lautung zurückgeht.³⁰² Kolz verzeichnet noch einige Verben, die stattdessen /ai/ aufweisen: „fu d'ei'n ‚schimpfen‘, r'nei'n ‚ruinieren‘, sa g'rei'n ‚schelten‘, esdi'mei'n ‚schätzen‘, cweyalei'n.“³⁰³ Jacobs bemerkt für das „veir“-Gebiet, dort „erscheinen auch früh entlehnte Fremdwörter auf nhd. -ieren z. T. mit *ei*, z. B. *brebeiān* probieren, *esdameiān* schätzen, achten.“³⁰⁴ Hartmann schreibt „Ackereirn“ ‚Ackerieren‘ (S. 42), „lamenteir“ ‚lamentiert‘ (S. 37), „Verdenfendeir di“ ‚verteidige dich‘ (S. 89), denen aber „dinieren“, „geniert“, „regiert“ (alle, S. 38), „utstaffiert“ (S. 25) usw. gegenüberstehen.³⁰⁵ Bei Jogen Clasen finden sich „lamenteien“ (S. 3), „lamenteirten“ (S. 6) und „ick scheneir mi“ ‚ich genierte mich‘ (S. 4), darüber hinaus auch beim Substantiv „Dörpquarteir“ ‚Dorfquartier‘ (S. 5).³⁰⁶ Unsicher ist, ob „Een Dag is't passeiert!“³⁰⁷ in der Kindergeschichte „Knöppi“ als Diphthong zu interpretieren ist oder es sich einfach um einen Druckfehler handelt, da die Form nur einmal vorkommt und die Autorin z. B. „ierst“ ‚erst‘ schreibt.³⁰⁸ Solche diphthongische Formen sind auf den Aufnahmen jedoch nicht mehr zu hören.

Relativ selten ist /i/ bei ‚erst‘ und ‚mehr‘ in Zweedorf anzutreffen, lediglich in den Übersetzungstexten ist es nachweisbar. Die Aussprache mit /e/ wird zudem durch die Standardsprache gestützt, so dass sie sich sehr gut hält. Dieser Einfluss ist auch bei ‚vier‘ spürbar, da hier wiederum /i/ überwiegt. Die Formenvielfalt bei ‚war‘ belegt den Übergang von diphthongischer zu monophthongischer Aussprache bei den älteren Probanden, bei den jüngeren kommt der Zwiellaut gar nicht mehr vor, diese schwanken aber zwischen /e/ und /i/. Auch beim Wort ‚fahren‘ treten in den MWB-Sätzen Schwankungen auf. Der älteste Sprecher benutzt hier noch [fɔyn], ein jüngerer [fø:ədɳ], ein anderer schwankt zwischen [fø:ən] und [fy:ən], der vierte spricht [fy:ən]. Dieser Wechsel ist auch in den FE nachvollziehbar: der älteste Proband nutzt den Diphthong, aber auch einmal das erhöhte [fy:ɐ], die anderen wechseln zwischen /ø/ und /y/, wobei der Anteil der jeweiligen Form von Sprecher zu Sprecher unterschiedlich ist.³⁰⁹ In den FT ist bei allen Personen ‚hören‘ erhöht, auch bei den Nachweisen in den FE überwiegt diese Lautung, allerdings benutzt der erste Proband auch [hø:ət].³¹⁰ ‚Korn‘ und ‚Ohr‘ werden in den MWB-Sätzen vorwiegend mit /u/ gesprochen³¹¹, eine Ausnahme bildet nur Sprecher zwei, der [ko:ədɳ], [ko:ən] und

³⁰² Vgl. z. B. den Eintrag von „hanteren“ in Lübben, August; Schiller, Karl: Mittelniederdeutsches Wörterbuch. Zweiter Band. G–L, Bremen 1876, S. 195 (nachfolgend als Schiller/Lübben und entsprechender Bandangabe zitiert). Hier könnte durchaus gestritten werden, ob bei nd. „hantieren“ eine Erhöhung vorliege; bei dem oben genannten Beispiel „motorisiert“ ist das aber kaum denkbar, denn dieses dürfte direkt aus dem Hochdeutschen entlehnt worden sein, ohne dass je eine Aussprache [mo:tɔri:ze:t] im Mecklenburgischen existiert hat.

³⁰³ Kolz, S. 112.

³⁰⁴ Jacobs, Teuth. 3, S. 135, Anm. 1.

³⁰⁵ Alle Seitenzahlen nach: Hartmann, Leigen (s. Anm. 242).

³⁰⁶ Alle Seitenzahlen nach Clasen (s. Anm. 242).

³⁰⁷ Diedrich, Susanne: Knöppi. Is dat Glück rod orrer blaßblag? Illustriert von Ines Höfs, Banzkow 1997, S. 7.

³⁰⁸ Ebenda, S. 9.

³⁰⁹ Bei Sprecher eins halten sich beide Lauterscheinungen die Wage, beim zweiten überwiegt die nicht erhöhte Aussprache, der dritte spricht zumeist diphthongisch, der vierte nutzt die erhöhten Formen häufiger.

³¹⁰ Das Verb verwenden noch zwei weitere Sprecher, diese erhöhen es durchgängig.

[o:ɐ] verwendet. Der erste nutzt bei ‚Schnur‘ hingegen unterschiedliche Lautungen, nämlich [sno:ɐ], [snu:ɐ] und [snaʊɐ], wobei die erstgenannte Form am häufigsten zu hören ist, die anderen werden nur jeweils einmal genannt,³¹² obwohl die zweite eigentlich der hochdeutschen Aussprache am nächsten käme. Der älteste Proband spricht ‚Moor‘ [mu:ɐ] aus, bei diesem Wort hat die Erhöhung also den Diphthong bereits verdrängt.³¹³ Von Sprecher eins gibt es gar keine Belege für /u/, dafür nutzt er aber [fəantvo:ɐdŋ] ‚verantworten‘, das weitgehend der hochdeutschen Lautung entspricht. In Zweedorf ist die Erhöhung also noch nicht sehr weit vorangeschritten. Sie konkurriert noch mit älteren diphthongischen Formen, dann aber auch mit den monophthongischen, die zum Teil auch aus den zwielautigen entstanden sind bzw. neben diesen existierten.³¹⁴ Selbst in Fällen, die als Beispiele für sie dienen, wird sie nicht vollständig durchgeführt ([pi:ɐ] – [pe:ɐ]),³¹⁵ bisweilen unterbleibt sie selbst bei diesen Paradigmen ganz ([me:ɐ])³¹⁶.

In Selmsdorf ist sie in den Übersetzungstexten nahezu vollständig durchgeführt, hier sind u. a. [vi:ɐ] ‚war‘, [i:ɐst] ‚erst‘, [mi:ɐ] ‚mehr‘, [ku:ɐn] ‚Korn‘, [u:ɐ] ‚Ohr‘ und [hy:ɐt] zu hören, lediglich bei ‚fahren‘ schwankt der älteste Proband zwischen [fɔyɐn] und [fy:ɐn], alle anderen benutzen auch hier die erhöhte Form. In freier Rede ist in den MWB-Sätzen beim ersten Sprecher aber [e:ɐst] zu hören,³¹⁷ der dritte gebraucht [fəki:ɐt] ‚verkehrt‘.³¹⁸ Auch in den FE dominiert die Erhöhung. Der erste Proband nutzt sie u. a. bei [mi:ɐ], [fi:riç] und [fi:ɐkantlɔk] ‚Vierkantloch‘ sowie bei [li:ɐn] ‚lehren‘ und [li:ɐt] ‚gelernt‘, schwankt aber zwischen [e:ɐst] und [i:ɐst] bzw. [vaj]/[vajn]/[vajdŋ] und [vi:ɐ]/[vi:ɐn] ‚war‘/‚waren‘; in beiden Fällen überwiegen jedoch die erhöhten Formen. /o/ und /ø/ sind dagegen mit [gəbu:ɐn] ‚geboren‘ und [hy:ɐtə]/[hy:ɐdŋ] ‚gehörte/gehörten‘ vollständig zu /u/ und /y/ erhöht. Noch deutlicher ist das Verhältnis zwischen nicht erhöhten und erhöhten Formen beim nächsten Probanden: Dieser schwankt zwar zwischen [mi:ɐ] und [me:ɐ] sowie [li:ɐ] und [le:ɐ] allerdings ist bei anderen Wörtern wie z. B. ‚war‘ nur /i/ zur hören.³¹⁹ /ø/ ist vollständig zum /y/ übergegangen.³²⁰ Für /u/ gibt es keine Nachweise, [zo:fo:ɐt]

³¹¹ Sprecher vier verwendet [ku:ɐn] darüber hinaus auch in der FE, ansonsten ist das Wort nur in den MWB-Sätzen vorhanden.

³¹² Im Ganzen verwendet er dreimal [sno:ɐ], dazu noch [sno:ɐslax] bzw. [sno:ɐflax] ‚Schnurschlag‘.

³¹³ Vgl. die Aussprache von ‚Friedrichsmoor‘, die im vorhergehenden Kapitel behandelt worden ist, außerdem den Eintrag im MWB, IV, Sp. 1322: „die Lautform des W ist *Maur*, der O hat *Muur*, vergleichbar mit dem Nebeneinander von *fäühren* und *führen* fahren, führen“.

³¹⁴ Im Einzelfall ist schwer zu entscheiden, ob die Zwielaute einfach monophthongiert worden sind (fäühren > föhren) oder einfach als Konkurrenzformen aus anderen Gebieten eingedrungen sind (also föhren neben fäühren).

³¹⁵ Vgl. Gundlach, Aant, S. 62 sowie Kellner, S. 255.

³¹⁶ Vgl. Stellmacher, S. 147, der gerade dieses Wort als Beispiel für die Hebung anführt.

³¹⁷ Die Form resultiert aus der Befragung, die Gundlach nach den MWB-Sätzen durchführte, um herauszufinden, ob der Proband „fäühren“ oder „führen“ verwendet. Erhalten ist dabei nach einem Aufnahmesprung noch „[...] erst redn.“

³¹⁸ Die Sprecherin sagt dabei: „Nah dee Oornf waat wedrer miehr Kuon in’t Schüünfack sien. Das [= dat is] vekiehr.“

³¹⁹ Dieses kommt auf 37 Nennungen, ebenfalls erhöht sind u. a. ‚erst‘, ‚Pferd‘, ‚gern‘ sowie [ki:ɐl] ‚Kerl, Mann‘. Als weiteres nicht erhöhtes Wort ist [fe:ɐnve:] ‚Fernweh‘ zu nennen, das aber aus dem Hochdeutschen entlehnt zu sein scheint, da auch das Grundwort der in der FT nachgewiesenen Lautung [vaj] ‚weh‘ entgegensteht.

³²⁰ Im Einzelnen wären das [hy:ɐn], [hy:ɐt] und [fy:ɐn] sowie diverse Ableitungen davon, z. B. [fy:ɐt].

‚sofort‘ ist dagegen aus dem Hochdeutschen entlehnt. Sprecher drei erhöht /e/ vollständig zu /i/: [vi:r̥] ‚war‘, [vi:r̥n]/[vi:r̥dn̩] ‚waren‘, [fi:r̥] ‚vier‘, [fi:r̥undø:r̥diç] ‚34‘, [mi:] ‚mehr‘ und [mi:r̥ərə] ‚mehrere‘. /ø/ ist nahezu immer zu /y/ erhöht, bei [fy:r̥n] und dessen Ableitungen vollständig, nur [hø:r̥t] wechselt mit [gøhyr̥t]. /u/ war nicht nachweisbar, der Proband benutzt nur einmal das hochdeutsche [fø:r̥ø:r̥t] ‚Vorort‘. Sprecher vier schwankt zwischen [vi:r̥] und [v̥e:r̥] und verwendet nur die nicht erhöhten [e:r̥st] ‚erst‘, [e:r̥stə] ‚erste‘ und [e:r̥stn̩] ‚ersten‘, erhöht aber [toi:r̥st] ‚zuerst‘; bei ‚vier‘ und dessen Ableitungen herrscht /i/ vor, ebenso bei [li:r̥t] ‚gelernt‘, [li:r̥st̥el] ‚Lehrstelle‘ und [nɔ:li:r̥t] ‚nachgelernt‘. Auf hochdeutschen Einfluss dürften [inso:fe:r̥n] ‚insofern‘ und [fəantvo:r̥tliç] ‚verantwortlich‘ zurückzuführen sein. /y/ ist dagegen vollständig erhöht.³²¹

Im südlicheren Schlagsdorf ist die Aussprache wieder uneinheitlicher. Während der erste Proband im FT alle in Frage kommenden Wörter erhöht ([vi:r̥], [di:r̥n] ‚Mädchen‘ und [hy:r̥t]), nutzt er in den MWB-Sätzen zum einen das diphthongierte [faj̥ə], zum anderen wechselt er zwischen erhöhtem [pi:r̥] und nicht erhöhtem [pe:r̥], wobei die letztgenannte Variante überwiegt. In freier Rede ist zudem [fəke:r̥t] zu hören.³²² Wie im FT verwendet er auch hier [vi:r̥]. Diese Aussprache herrscht auch in der FE vor, [v̥e:r̥] ist deutlich in der Minderzahl.³²³ Im Gegensatz zu den Übersetzungstexten spricht die Person überwiegend [fi:r̥].³²⁴ Der Wechsel zwischen erhöhten und nicht erhöhten Varianten bei ‚Pferd‘ setzt sich auch in der FE fort, wobei hier die letztgenannten dominieren.³²⁵ /e/ weisen u. a. [ge:r̥n] ‚gern‘, [ke:r̥t] ‚kehrt‘ und [ʊngəfe:r̥] ‚ungefähr‘ auf, darüber hinaus [e:r̥st] ‚erst‘ und all dessen Varianten ([e:r̥s], [e:r̥sde], [e:r̥sd̩], [e:r̥stn̩]) sowie [le:r̥] ‚Lehrer‘ und [u:tle:r̥t] ‚ausgelernt‘. Zudem schwankt der Proband zwischen [mi:r̥] und [me:r̥], wobei auch hier die nicht erhöhte Variante dominiert. In den MWB-Sätzen wurde diese ausschließlich genannt. Zweifelhaft ist, ob es sich bei [kɔntro:li:r̥t] ‚kontrolliert‘, [mo:de:r̥ni:zi:r̥t] ‚modernisiert‘ und [re:kla:mi:r̥t] ‚reklamiert‘ um Erhöhungen handelt oder um hochdeutsche Lautung. In den MWB-Sätzen spricht der Proband ‚fahren‘ diphthongisch aus, so dass sich keine Erhöhung nachweisen lässt. In der FE überwiegt jedoch [fy:r̥n]; [fɔy̥n] wird nur einmal genannt.³²⁶ Erhöhung weisen auch [ku:r̥n]³²⁷ ‚Korn‘ (‚Getreide‘) und [fu:r̥vɑ:k] bzw. [drɔʃn̩fu:r̥vɑ:k] auf.

³²¹ Allerdings sind nur [fy:r̥t] ‚(er) fährt‘ bzw. ‚(wir) fahren‘ und [fy:r̥d̩]/[fy:r̥d̩ə] ‚fährt er‘ nachweisbar.

³²² So sagt er: „Wie wöllt ... Mensch ... klock veier mit veier Peer, nee klock teihdn – nee, dat vekehrt wordn.“

³²³ Den sechzig erhöhten Formen stehen zwei nicht erhöhte gegenüber.

³²⁴ Insgesamt nutzt der Sprecher die erhöhten Varianten sechsmal, nur jeweils einmal hingegen [fe:r̥tajn] und [fe:r̥tajhɔn̩t]. Diphthongische Formen waren nicht nachweisbar.

³²⁵ [pi:r̥] wird zehnmal genannt, wogegen elf [pe:r̥], sieben [pe:r̥t], drei [pe:r̥mɑ:kt] ‚Pferdemarkt‘, zwei [pe:r̥st̥al] ‚Pferdestall‘ und jeweils einmal [pe:r̥ʃlaxd̩] ‚Pferdeschlachter‘ und dessen Plural [pe:r̥ʃlaxd̩s] zu hören sind.

³²⁶ [fy:r̥n] ist achtmal zu hören, [fy:r̥t] ‚gefahren, (wir) fahren‘ sechsmal, hinzu kommen viermal [fy:r̥] ‚fuhr‘, zweimal [gəʃɛftsfy:r̥] ‚Geschäftsführer‘ sowie jeweils einmal [fy:r̥rɔn̩] ‚Führung‘, [mitfy:r̥n] ‚mitfahren‘ und [pɔstfy:r̥n] ‚(das) Postfahren‘.

³²⁷ Wobei das Wort viermal in den MWB-Sätzen genannt wird, dabei ist dreimal die erhöhte Form zu hören, bei einer ist nicht genau zu sagen, ob sie erhöht ist oder nicht.

Sprecher zwei verwendet in der FT [vi:ɐ] und [hy:ɐt], dagegen erhöht er ‚erst‘ nicht. In den MWB-Sätzen stehen [fi:ɐ] und [pi:ɐ] den nicht erhöhten [ve:ɐ], [me:ɐ] und [ko:ɐn] sowie dem diphthongierten [fɔydn̩] gegenüber. Der Wechsel bei ‚war‘ ist auch in der FE zu beobachten, wobei die Formen mit /e/ stärker vertreten sind.³²⁸ Erhöht erscheinen dagegen [fi:ɐ] ‚vier‘, [fi:ɐtajn̩] ‚14‘, und [gi:ɐn] ‚gern‘, während [me:ɐ] ‚mehr‘, [ʊngəfe:ɐ] ‚ungefähr‘ und [ve:ɐt] ‚Wert‘ beim /e/ verbleiben und der Sprecher bei ‚Pferd‘ zwischen [pi:ɐ] und [pe:ɐ] schwankt. Ungewiss ist, ob [numəri:ɐt] als Vokalhebung zu betrachten ist.³²⁹ Für /u/ gibt es keine Nachweise, hier begegnet nur nicht erhöhtes [ko:ɐdn̩] ‚Korn‘ (‚Getreide‘), während der Proband bei /y/ schwankt und neben [fy:ɐn] und [veçfy:ɐt] auch [hø:ɐdə] ‚gehörte‘ und [təuhø:ɐt] ‚dazugehört‘ verwendet.

Sprecher drei verwendet in den Übersetzungstexten keine erhöhten Formen. Stattdessen nutzt er diphthongische ([vajɐ] im FT und [fɔydn̩] in den MWB-Sätzen) oder monophthongische Varianten ([me:ɐ], [pe:ɐ], [fe:ɐ], [ve:ɐ] und [ko:ɐn] in den MWB-Sätzen und [e:ɐst] im FT). Auch in der FE überwiegen diese Aussprachen, zwar wechselt der Proband zwischen [vi:ɐ] und [vaj], allerdings überwiegt die letztgenannte Form. Erhöht sind lediglich noch ‚vier‘ und dessen Ableitungen. Sie dominieren auch gegenüber [fe:ɐ]. Die Varianten mit /i/ werden nicht zuletzt durch die Standardsprache gestützt. /e/ weisen auf: [e:ɐ] ‚eher‘, [ke:ɐls] ‚Männer, Kerle‘, [me:ɐ] ‚mehr‘, [ʊngəfe:ɐ] ‚ungefähr‘ sowie [e:ɐs]/[e:ɐst] ‚erst‘ und [e:ɐsmo:l] ‚erstmal‘. Auch hier begünstigt die Hochsprache diese Formen. Varianten mit /u/ oder /y/ sind nicht nachweisbar, stattdessen diphthongiert der Proband das /o/ ([fəu] ‚Fuhre‘) oder verbleibt beim /ø/ ([gəhø:ɐt]).

Beim letzten Sprecher sind fast gar keine Vokalhebungen nachweisbar. In den Übersetzungstexten verwendet er nur jeweils einmal [fi:ɐ] und gekürztes [dɪɐn] ‚Mädchen‘, alle anderen Wörter erhöht er nicht.³³⁰ In der FE stehen einem [fi:ɐ] fünf [fe:ɐ] gegenüber, daneben sind [le:ɐt] ‚gelernt‘, [le:ɐgan] ‚Lehrgang‘ bzw. [le:ɐgɛn] ‚Lehrgänge‘ und [me:ɐ] ‚mehr‘ zu hören. Erhöht erscheint dagegen [dø:ɐçfy:ɐ] ‚durchgeführt‘.³³¹

Auch bei einem zusätzlich aufgezeichneten Schuljungen sind keine Erhöhungen nachweisbar.³³² Zum Teil ist dabei aber schwer zu entscheiden, ob es sich um hochdeutsche oder niederdeutsche Lautformen handelt. Unwahrscheinlich ist, dass es sich bei [i:so:li:ɐbant] ‚Isolierband‘ tatsächlich um eine Vokalhebung handelt, bei [altho:ɐn] ‚Althorn‘, [fly:glho:ɐn]/[fly:glhø:ɐnɐ] ‚Flügelhorn‘/‚Flügelhörner‘ und [te:no:ɐho:ɐn] ‚Tenorhorn‘ ist wohl auch eher die hochsprachliche Lautung anzusetzen, da der erste Wortbestandteil zumindest nichtniederdeutscher Herkunft ist und

³²⁸ [vi:ɐ] wird fünfmal, [vi:ɐn] dreimal und das gekürzte [vɪɐdn̩] einmal genannt. Demgegenüber ist [ve:ɐ] zwölfmal, [ve:ɐn] neunmal zu hören.

³²⁹ Das MWB, V, Sp. 141, erfasst das Verb, macht aber keine Angaben, ob das /i/ auf Lautwandel zurückzuführen ist, nicht erhöhte Nachweise führt es jedenfalls nicht auf. In Dähnerts Wörterbuch ist allerdings „nummereren“ zu lesen. (Dähnert, S. 332). Von daher ist es gut möglich, dass es sich in diesem Falle um eine Erhöhung handeln könnte, sicher ist es indes nicht.

³³⁰ Das sind [e:ɐs] ‚erst‘, [fø:ɐn] ‚fahren‘, [hø:ɐt] ‚gehört‘, [ko:ɐn] ‚Korn‘ (‚Getreide‘), [me:ɐ] ‚mehr‘, [pe:ɐ] ‚Pferd‘, [ze:ɐ] ‚sehr‘ und [ve:ɐ] ‚war‘.

³³¹ Für /o/ bzw. /u/ gab es keine Nachweise.

³³² Bei ihm fehlen allerdings FT und MWB-Texte.

vom bzw. über das Hochdeutsche entlehnt worden ist. Eindeutig sind dagegen die Fälle [fø:ɐt] ‚gefahren‘, [le:ɐt] ‚(er) lernt, (wir) lernen‘, [ʃaulle:rɐ] ‚Schullehrer‘, [fe:rɐ]/[fe:rɐtə] ‚vier/vierte‘ und [ve:rɐ] ‚war‘, da sich diese Wörter von den hochdeutschen Pendanten lautlich abheben bzw. eine andere Bedeutung aufweisen, wobei besonders die Aussprache von ‚vier‘ auffällig ist, die /e/ statt standardsprachlich gestütztes /i/ aufweist.

In Schlagsdorf sind also ähnlich wie in Zweedorf noch sehr viele nicht erhöhte Formen zu hören. Bei den älteren Probanden kommen noch diphthongischen Varianten dazu. Dabei beharren selbst jüngere Personen zum Teil auf eine nicht erhöhte Aussprache, obwohl die erhöhte durch die Standardsprache gestützt würde. Daher kann bei Formen wie [fi:rɐ] nicht einfach davon ausgegangen werden, dass es sich um eine rein hochdeutsche Lautung handelt, denn das Nebeneinander von /aj/, /e/ und /i/ zeigt vielmehr, dass der Diphthong nicht einfach durch eine von der Hochsprache beeinflusste Form mit /i/ ersetzt wird, sondern offensichtlich z. T. erst monophthongiert wird: So verwendet Sprecher eins in seiner FE viermal [fajɐ], in der FE schwankt er zwischen Varianten mit /e/ und /i/, wobei die letztgenannten stark überwiegen. Die jüngeren verwenden den Zwiellaut gar nicht mehr, schwanken aber teilweise auch noch zwischen [fe:rɐ] und [fi:rɐ]. Die Aussprache mit /i/ wird jedoch von der Standardsprache begünstigt. Daneben wirken aber auch andere von der Lautstruktur her ähnliche Wörter (‚Pferd‘, ‚war‘, ‚mehr‘) auf das Lexem ein, und da diese häufig selbst noch /e/ aufweisen, hält sich [fe:rɐ] nach wie vor. Der Übergang zur erhöhten Lautung ist also noch nicht abgeschlossen, wobei verschiedene Faktoren für oder wider /i/ wirken. Das ist auch bei ‚fahren‘/‚führen‘ feststellbar: Hier schwanken zwei Probanden zwischen diphthongischer und erhöhter Lautung, einer verwendet in den MWB-Sätzen /ø/, in der FE /y/; beim jüngsten ist nur [fø:ɐt] nachweisbar.

Dieser Variantenreichtum zeigt sich ebenfalls in Lüttow: Der älteste Sprecher wechselt in den Übersetzungstexten zwischen [vajɐ] (MWB-Sätze) und [vi:rɐ] (FT), in seiner FE nutzt er dann [vaj]/[vajɐ], [ve:rɐ] und [vi:rɐ], wobei die diphthongischen Varianten überwiegen, und [ajstɪ]/[e:rɛst] ‚ersten‘/‚erst‘. Nur den Zwiellaut weisen hingegen [bajɐ] ‚Bier‘ und [vajrɪç] ‚40‘ auf, ebenso [fɔyt] ‚gefahren‘ bzw. [fɔydɪ] ‚fahren‘; Letzteres stammt aus den MWB-Sätzen. Des Weiteren sind bei ihm [pi:rɐ] und [pe:rɐ], [gi:rɛn] und [ge:rɛn] zu hören. Einem [mi:rɐ] stehen sieben [me:rɐ] sowie jeweils ein [me:rə] ‚mehrere‘, [fɛ:lmɛ:rɐ] ‚vielmehr‘ und [fəme:rɐt] ‚vermehrt‘ gegenüber. Relativ ausgeglichen ist die Anzahl von erhöhten und nicht erhöhten Varianten bei ‚lernen‘.³³³ Vollständig erhöht ist /o/ bei [gəbu:rɛn] ‚geboren‘ und [fu:rɛpɑ:kklɔn] ‚Fuhrparkkolonnen‘. In der FT schwankt der Proband zwischen [hy:rɛt] und [hø:rɛt], Letzteres verwendet er in freier Rede,³³⁴ wohingegen [di:rɛn] erhöht wird.

Gerade dieses Wort weist bei Sprecher zwei /e/ auf ([de:rɛn]), des Weiteren heißt es [e:rɛst], [me:rɐ] und [hø:rɛt]). Bei ‚war‘ schwankt er zwischen Vokalhebung (FT) und nicht erhöhter Variante (MWB-Sätze), für /u/ und /y/ gibt es keine Nachweise, hier

³³³ Es gibt jeweils zwei Nachweise für beide Lautungen: [li:rɛt] ‚gelernt‘ und [utli:rɛt] ‚ausgelernt‘ gegenüber [le:rɛdɪ] ‚lernen‘ und [le:rɛt] ‚gelernt‘.

³³⁴ Dort meint er, nachdem er sich verlesen hat: „As ick, as ick gistern ååmt trüggkomm deedn, dor leign, leig deest... Nee, dat is nich. Ach so! Ja, ja, ja. Nee, dat hört nu aal nich mit mang, nich.“

nutzt er [ko:ɐn] und [fø:ɐn]. Dagegen erhöht er ‚sehr‘, ‚Pferd‘ und ‚vier‘. In der FE ist dann allerdings nur [nɛ:gnɔnve:vɔɪç] ‚49‘ zu hören. In der FE überwiegen wie beim ersten Probanden die Formen mit /e/. Zwar schwankt der Sprecher bei ‚war‘ und ‚mehr‘, doch sind die /i/-Varianten in der Minderzahl; vier Nennungen von [li:rɛst] stehen vier von [le:rɛt] gegenüber, wobei noch drei Nachweise für [le:rɛ] und je einer für [le:rɛjɔŋ] und [le:rɛti:t] hinzukommen. Lediglich bei ‚sehr‘ überwiegt [zi:rɛ].³³⁵ Gar nicht erhöht werden [ste:rɛnbax] ‚Sternberg‘ und [e:rɛliç] ‚ehrlich‘. Auch /ø/ wandelt der Sprecher nicht immer zu /y/, so verwendet er dreimal [upsny:rɛdn] ‚aufschnüren‘, aber auch einmal [langsnø:rɛt] ‚entlangsnüren‘, bei ‚fahren‘ ist die nicht erhöhte Variante häufiger³³⁶, ‚hören‘ weist /ø/ auf.³³⁷ Für den Wandel von /o/ zu /u/ gibt es nur einen Nachweis, nämlich [snu:rɛ].

Sprecher drei, eine Frau, schwankt in der FE bei ‚vier‘ und ‚mehr‘ zwischen /i/ und /e/, wobei beim erstgenannten Wort die erhöhte, beim zweitgenannten die nicht erhöhte Variante dominiert.³³⁸ Diese Aussprachen entsprechen denjenigen der Standardsprache. Je einmal genannt werden [ʃe:rɛt] und [ʃi:rɛt] ‚schert‘. Durchgängig erhöht die Probandin lediglich ‚war‘, allerdings verwendet sie das Wort auch nur zweimal. Alle anderen in Frage kommenden Lexeme weisen hingegen /e/ auf.³³⁹ In den Übersetzungstexten erhöht sie [di:rɛn], [pi:rɛ] und [fi:rɛ], schwankt aber zwischen [vi:rɛ] (FT) und [ve:rɛ] (MWB-Sätze). [e:rɛs] und [me:rɛ] verbleiben dagegen wie in der FE beim /e/. ‚fahren‘ übersetzt sie zuerst mit [fy:rɛn], im Wiederholungssatz dann aber mit [fɔydn]. ‚gehört‘ und ‚Korn‘ erscheinen dagegen erhöht ([hy:rɛt], [ku:ɐn]). Der nachfolgende Sprecher verwendet ebenfalls diese Varianten, schwankt aber auch zwischen [vi:rɛ] und [ve:rɛ], erhöht ‚Pferd‘ und spricht ‚fahren‘ diphthongisch aus. In der FE nutzt er den Zwiellaut jedoch nicht, sondern schwankt zwischen [dø:rɛçfy:rɛt] und [fø:rɛ]. Einzig durchgängig erhöht werden [pi:rɛ], [gøbu:ɐn] und [hy:rɛdn] ‚hören‘, wobei es aber nur jeweils einen Nachweis dieser Wörter in der FE gibt. Bei ‚war‘ und ‚vier‘ wechselt der Proband zwischen /e/ und /i/,³⁴⁰ ‚mehr‘ und dessen Ableitungen³⁴¹ sowie ‚ungefähr‘ erscheinen nur mit /e/. Daneben sind noch [pəsi:rɛt] und [mo:de:rni:zi:rɛt] zu hören, deren Einordnung aber problematisch ist.³⁴²

³³⁵ Hier beträgt das Verhältnis drei zu eins. Im Fall von ‚erst‘ wird nur einmal [tɔi:rɛst] ‚zuerst‘ verwendet, ansonsten aber [tɔe:rɛst], [e:rɛs], [e:rɛsmɔ:l] und [e:rɛst].

³³⁶ Er verwendet einmal [veçfy:rɛn], aber zweimal [fø:rɛt] ‚gefahren‘.

³³⁷ Allerdings gibt es nur einen Nachweis, [hø:rɛt].

³³⁸ [fi:rɛ] wird dreimal, [fe:rɛ] einmal genannt, [me:rɛ] neunmal und [mi:rɛ] zweimal. Bei ‚vier‘ kommt außerdem noch [vi:rɛtɔjn] hinzu.

³³⁹ Das wären [e:rɛs] ‚erst‘, [ge:rɛn] ‚gern‘ und [le:rɛdn] ‚lernen‘.

³⁴⁰ Bei ‚war‘ überwiegen die nicht erhöhten Formen (insgesamt verwendet er siebenmal [vi:rɛ], viermal [vi:rɛn] und einmal [vi:rɛdn], aber siebzehnmals [ve:rɛ] und neunmal [ve:rɛn]), bei ‚vier‘ die erhöhten ([fi:rɛ] ist insgesamt fünfmal zu hören, das schließt auch Zusammensetzungen ein; [fe:rɛ] und [fe:rɛtɔjn] je zweimal).

³⁴¹ Der Proband verwendet zehnmal [me:rɛ], zweimal [me:rɛrɛ] und einmal [fe:lme:rɛ].

³⁴² Beim erstgenannten Wort geht das MWB indirekt von einer Erhöhung aus, da es für „passieren“ „mnd. *passêren*“ voraussetzt (MWB, V, Sp. 329). Bei „modernisiert“ scheint jedoch eine direkte Übernahme aus dem Hochdeutschen wahrscheinlicher, als ein im Mecklenburgischen nicht nachgewiesenes [mo:de:rni:sɛ:rɛt] anzunehmen. Der Pfeifer datiert die Entlehnung des Wortes aus dem Französischen ins Hochdeutsche auf das 18. Jahrhundert. Pfeifer, Wolfgang: Etymologisches Wörterbuch des Deutschen, 5. Aufl. München 2000, S. 882, Lemma „modern“. Von daher ist davon auszugehen, dass das Wort erst in neuniederdeutscher Zeit Eingang in die Mundart gefunden hat.

In Lüttow ist die Erhöhung also auch nicht vollständig durchgeführt worden, sondern es ist bei einigen Wörtern erst ein Übergang vom Diphthong zur Vokalhebung feststellbar. Daneben gibt es auch Lexeme, die kaum oder gar nicht erhöht werden (‚erst‘, ‚mehr‘), wobei das zum Teil auch durch die Lautungen der standardsprachlichen Pendanten begünstigt wird, die ein /e/ aufweisen. Die Erhöhung muss also an den einzelnen Lexemen untersucht werden und kann nicht ausgehend von einem auf die anderen einfach übertragen werden, d. h., nur weil der Proband ‚vier‘ erhöht, heißt das nicht zwangsläufig, dass auch alle anderen in Frage kommenden Wörter /i/ aufweisen, vielmehr lässt sich ein Nebeneinander verschiedener Lautformen feststellen: nicht erhöhte ([fɛ:ɐ̯]), neben erhöhten Varianten ([fi:ɐ̯]), bei den älteren Personen kommen auch noch die Diphthonge hinzu ([fajɐ̯]).

Auch in Bennin sind die Zwielaute nur noch bei älteren Personen feststellbar: Während die beiden ältesten Probanden [fajɐ̯] in den MWB-Sätzen sprechen, verwenden die beiden jüngeren [fi:ɐ̯]. Bei ‚Bier‘ muss der zweitälteste Sprecher bereits [bi:ɐ̯] zu [bajɐ̯] verbessern, der älteste wiederum [fi:ɐ̯] zu [fajɐ̯], zwielautes ‚war‘ ist nur noch vom zweitältesten zu hören. ‚erst‘ spricht er in der FE [ajst], [e:ɐ̯st] und [i:ɐ̯st] aus, in den Übersetzungstexten ist ausschließlich Diphthong zu hören. Auch bei ‚war‘ schwankt er: In der FT nutzt er [vaj], in den MWB-Sätzen [vi:ɐ̯], im freien Gespräch /i/ und /e/, wobei die letztgenannte Variante dominiert. Bei ‚vier‘ geht er hingegen sofort zu [fi:ɐ̯] über, was durch die Standardsprache begünstigt wird. Allerdings ist das auch für ‚fahren‘ der Fall, hier könnte das von der Lautstruktur her ähnliche [hy:ɐ̯t] eingewirkt haben, das schon im FT erhöht worden ist. Das hochdeutsche „führen“ mag diese Übernahme ebenfalls fördern. Durch die schnelle Rede ist teilweise kaum zu unterscheiden, ob der Proband /e/ oder /i/ spricht, d. h., die Laute gehen sehr schnell ineinander über. Insgesamt überwiegen wohl die erhöhten Formen in der FE. Der Proband benutzt zwar [le:ɐ̯n], [le:ɐ̯lɪŋks]/[le:ɐ̯lɪŋ], die Varianten mit /i/ sind jedoch häufiger.³⁴³ [mi:ɐ̯] und [mi:rɔ] steht ein [me:ɐ̯] gegenüber, bei ‚gern‘ ist eine erhöhte und eine nicht erhöhte Aussprache zu hören. ‚eher‘ und ‚Mädchen‘, die der Sprecher einmal verwendet, weisen dagegen /i/ auf ([i:ɐ̯], [dɪɐ̯n] ist allerdings gekürzt). Nur die Formen von ‚erst‘ sind vorwiegend nicht erhöht, allerdings sind auch hier mit [i:ɐ̯st], [i:ɐ̯stɪ] und [i:ɐ̯stmɔ:l] Vokalhebungen nachweisbar.³⁴⁴ Der Lautwandel von /ø/ zu /y/ ist dagegen vollständig bei ‚fahren‘

Ältere Wörterbücher verzeichnen es nicht, vgl. Dähnert; aber auch die räumlich weiter entfernten Mundarten behandelnden: Richey, Michael: *Idioticon Hambvrgenese oder Woꝛter-Buch, Zur Erklärung der eigenen, in und uꝛm Hamburg gebrauchlichen Nieder-Saꝛhsischen Mund-Art. Jetzo vermehret, und mit Anmerckungen und Zusatzen Zweener beruꝛhmten Maꝛnner, nebst einem Vierfachen Anhang, Hamburg 1755 bzw. Versuch eines bremisch-niedersaꝛhsischen Woꝛterbuchs, [...]: herausgegeben von der bremischen deutschen Gesellschaft. III. Theil. L – R, Bremen 1768 (nachfolgend als Br. Wb. mit entsprechender Bandangabe zitiert) und Danneil, Johann Friedrich: *Wörterbuch der altmärkisch-plattdeutschen Mundart*, Salzwedel 1859. Selbst das MWB hat das Wort noch nicht erfasst, die Entlehnung muss also recht jung und daher wohl aus dem Hochdeutschen erfolgt sein.*

³⁴³ Insgesamt gibt es sieben erhöhte Formen, denen vier nicht erhöhte gegenüberstehen.

³⁴⁴ Der Unterschied ist zudem nicht allzu groß, den fünf erhöhten stehen acht nicht erhöhte Varianten gegenüber.

und ‚hören‘ durchgeführt.³⁴⁵ Für die Erhöhung zu /u/ gibt es keine Belege, hier verbleibt der Proband beim /o/: [o:ɐ̯]/[o:ɐ̯t] ‚Ahle‘³⁴⁶ und [svi:nso:ɐ̯] ‚Schweineohr‘.³⁴⁷ Auch bei Sprecher eins, einer Frau, sind die Formen von ‚war‘, ‚erst‘ und ‚mehr‘ nur unvollständig erhöht, allerdings sind die nicht erhöhten bis auf [e:ɐ̯st] in der Minderzahl.³⁴⁸ Die Komposita von ‚vier‘ sowie ‚gern‘ und ‚Mädchen‘ weisen alle durchgängig /i/ auf. Erhöht sind auch [vy:ɐ̯] ‚Wörter‘ und [ku:ɐ̯n], das allerdings aus einem Liedtext stammt. Dagegen spricht sie jedoch das Partizip II von ‚hören‘ [hø:ɐ̯t] aus. Wie beim zweiten Probanden nutzt sie die Vokalhebung schon häufiger als die aufgezeichneten Personen aus Zweedorf, Lüttow und Schlagsdorf.

Diese Tendenz setzt sich auch beim nächsten Sprecher fort. Dieser verwendet in den Übersetzungstexten ausschließlich Erhöhungen,³⁴⁹ in den FE sind ‚Pferd‘/‚Pferde‘ ([pi:ɐ̯]), ‚kennen gelernt‘ ([kɛnli:ɐ̯t]), ‚vier‘ ([fi:ɐ̯]) und ‚vierzehn‘ ([fi:ɐ̯tɛn]) sowie ‚Erntefest‘ ([o:ɐ̯dɪbi:ɐ̯], [u:ɐ̯dɪbi:ɐ̯]) ausschließlich erhöht. Bei ‚war‘ überwiegt jedoch die Aussprache mit /e/,³⁵⁰ ‚mehr‘ spricht er hauptsächlich mit /i/,³⁵¹ während ‚ungefähr‘ unverändert bleibt ([ʊŋgəfɛ:ɐ̯dɪ]). ‚hören‘ und ‚Fuhre‘ erhöht er,³⁵² schwankt aber bei ‚Korn‘ und ‚fahren‘, allerdings überwiegen die Formen mit /u/ bzw. /y/.³⁵³

Bei Sprecher vier sind in den Übersetzungstexten nahezu alle in Frage kommenden Wörter erhöht,³⁵⁴ Ausnahmen bilden nur ‚Korn‘ und ‚erst‘, dessen nicht erhöhte Varianten auch in der FE zu finden sind, dort jedoch hinter denen mit /i/ zurückstehen,³⁵⁵ während es für das erstgenannte Wort keinen weiteren Beleg gibt. Schwankungen weisen auch ‚war‘ und ‚vier‘ auf, im ersten Fall überwiegen die

³⁴⁵ Allerdings gibt es nur wenige Belege: [fy:ɐ̯n] ‚fahren‘, [hɛnhy:ɐ̯t] ‚hingehört‘ und [hy:ɐ̯t] ‚gehört‘ (Part. II von ‚hören‘).

³⁴⁶ Die nicht erhöhte Form „Oort“ ist auch im MWB, VII, Sp. 740, als Nachweis für Groß Laasch im Landkreis Ludwigslust zu finden.

³⁴⁷ Nicht berücksichtigt werden dabei die Formen von „passieren/passiert“, „diskutiert“ sowie „organisiert“, da auch hier wiederum unklar ist, ob es sich in allen Fällen um Erhöhungen handelt oder um eine vom Hochdeutschen übernommene Lautung.

³⁴⁸ 23 [vi:ɐ̯] und vier [vi:ɐ̯n] stehen drei [ve:ɐ̯] gegenüber. Der Unterschied bei ‚erst‘ ist hingegen nicht so groß, denn neben drei [e:ɐ̯st] und je einem [e:ɐ̯stɪ] und [e:ɐ̯stmɔ:l] sind je ein [i:ɐ̯st], [i:ɐ̯stɪ], [i:ɐ̯stmɔ:l] und [tɔi:ɐ̯st] zu hören, das Verhältnis ist also fast ausgeglichen. Das trifft auch auf ‚mehr‘ zu, hier sind vier [fi:ɐ̯] und drei [me:ɐ̯] zu verzeichnen.

³⁴⁹ Das sind [bi:ɐ̯], [i:ɐ̯st], [mi:ɐ̯], [pi:ɐ̯], [fi:ɐ̯] und [vi:ɐ̯], des Weiteren [fy:ɐ̯n], [hy:ɐ̯t], [ku:ɐ̯dɪ] und [u:ɐ̯].

³⁵⁰ Der Sprecher benutzt zwölfmal [vi:ɐ̯] und fünfmal [vi:ɐ̯n], aber zwanzigmal [ve:ɐ̯], zweimal [ve:ɐ̯n] und einmal gerundetes [vø:ɐ̯].

³⁵¹ Insgesamt ist [mi:ɐ̯] viermal zu hören, [me:ɐ̯] hingegen nur einmal.

³⁵² Allerdings ist mit [hy:ɐ̯n] und [fu:ɐ̯] auch nur jeweils ein Beleg zu verzeichnen.

³⁵³ [ku:ɐ̯n], [ku:ɐ̯dɪ] steht nur ein Nachweis von [ko:ɐ̯n] gegenüber, darüber hinaus ist auch in den MWB-Sätzen die erhöhte Variante zu hören. Bei ‚fahren‘ gibt es für /y/ bereits einen Beleg aus den Übersetzungstexten, hinzu kommen [mesfy:ɐ̯n] ‚(das) Mistfahren‘, [ɪnfy:ɐ̯dɪ] ‚(das) Einfahren (der Ernte)‘ und [fy:ɐ̯n] ‚fahren‘, [fø:ɐ̯n] wird hingegen nur einmal verwendet.

³⁵⁴ Im Einzelnen betrifft das die Wörter ‚Bier‘, ‚mehr‘, ‚Pferde‘, ‚vier‘ und ‚war‘, die allesamt /i/ aufweisen, /u/ ist in ‚Ohr‘ zu finden, /y/ im Partizip II von ‚hören‘ sowie in ‚fahren‘.

³⁵⁵ Wobei das Verhältnis nahezu ausgeglichen ist: je zwei [i:ɐ̯st] und [tɔi:ɐ̯st] sowie je einem [i:ɐ̯s] und [i:ɐ̯stmɔ:l] stehen drei [e:ɐ̯st] und ein [e:ɐ̯stə] gegenüber.

Formen mit /e/³⁵⁶ knapp, im zweiten die mit /i/ deutlich.³⁵⁷ Dagegen werden ‚mehr‘ und ‚Lehre‘ nicht erhöht, wobei es von beiden Wörtern aber auch nur jeweils einen Nachweis gibt. Die Vokalhebung bei /o/ ist nicht durchgeführt, denn dort sagt der Proband wie sein Vater [o:r̥t] ‚Ahle‘. Während die auch von der Standardsprache gestützten [ʃny:r̥t] ‚geschnürt‘ und [ʃny:r̥ʃau] ‚Schnürschuh(e)‘ erhöht erscheinen, schwankt er dann aber zwischen [hy:r̥t] ‚gehört‘ (Part. II von ‚hören‘) und [hø:r̥t] ‚gehört‘ (3. Pers. Sg. von ‚gehören‘), die ‚Ofenröhre‘ hingegen weist /ø/ auf ([o:bmr̥ø:r̥]).

Dennoch überwiegen auch bei dieser Person die Erhöhungen. Schwer einzuordnen sind [dø:r̥cstu:dir̥t] und [stu:dir̥t]: das MWB erfasst auch ältere Formen mit *-eren*: „scryf doch, ver du starderest“³⁵⁸ bzw. „Geld taum Studeerenleeren“³⁵⁹ und gibt für den Westen „-deiren“ an,³⁶⁰ wobei der Artikel jedoch nur einen Beleg anführt, der aus dem Fürstentum Ratzeburg stammt: „dei ... stedeiern liehrt harr, Ratz Bilder 1, 100“³⁶¹. Ein Nachweis aus Peckatel, das auch noch zum westmecklenburgischen Gebiet gehört, weist jedoch /i/ auf: „dor hett de Lindworm studiert SCHWPECK.“³⁶² Teuchert führt aus älteren Schriften „cureiren : gratuleiren (1742)“ auf.³⁶³ Inwieweit hier aber von einer Erhöhung gesprochen werden kann, lässt sich nur schwer beurteilen, da anders als bei ‚vier‘ und ‚war‘ keine Formen mit /e/ nachweisbar sind, die bei diesen Wörtern den Übergang zur Vokalhebung begleiten. Die Beispiele aus den bisher untersuchten Ortschaften wiesen auch allesamt /i/ auf, /e/ oder gar /aj/ waren nicht zu hören. [renti:r̥t] ist im MWB nicht verzeichnet, so dass hier wohl einfach die hochdeutsche Lautung übernommen worden ist.³⁶⁴

Auch in Bennin ist die Erhöhung abhängig vom jeweiligen Probanden und kann nicht so ohne weiteres auf alle in Frage kommenden Wörtern übertragen werden, wie dieser Satz von Sprecher eins veranschaulicht: „Süss kann’ck dat nich miehr allein, süll nich mehr so gaut sing kann ick jetzt nich mehr.“ Sie ist allerdings schon stärker fortgeschritten als im westlicheren Zweedorf.

Diese Uneinheitlichkeit setzt sich auch in Welzin fort. Bei Sprecher zwei und vier unterbleibt sie bei ‚erst‘ im FT, während fünf und sieben sie durchführen. Sechs Personen erhöhen ‚war‘, beim ersten Probanden ist jedoch /e/ zu hören. Vollständig durchgeführt ist die Vokalhebung bei ‚Mädchen‘ ([di:r̥n]) und ‚hören‘ ([hy:r̥t]), dagegen verbleibt ‚sehr‘ bei /e/.³⁶⁵ Die Erhöhungen überwiegen jedoch insgesamt.

Diese Tendenz ist auch in den FE zu beobachten: Von sieben Personen schwanken zwar drei ältere zwischen [ve:r̥] und [vi:r̥], jedoch ist die letztgenannte Form weitaus häufiger zu hören, die jüngeren Sprecher drei, fünf, sechs und sieben verwenden sie

³⁵⁶ Der Sprecher benutzt neunmal [ve:r̥] und zweimal [ve:r̥n] sowie dreimal [vi:r̥], viermal [vi:r̥n] und einmal [vi:r̥dn], das Verhältnis beträgt also 11 : 10.

³⁵⁷ /e/ ist nur einmal in [ne:r̥gnunve:r̥i:r̥] ,49‘ belegt, während /i/ je zweimal in [fi:r̥] ‚vier‘ und [axtunfi:r̥i:r̥] ,48‘ sowie einmal in [fi:r̥unfi:r̥i:r̥] ,44‘ vorkommt.

³⁵⁸ MWB, VI, Sp. 1015.

³⁵⁹ Ebenda, Sp. 1016.

³⁶⁰ Ebenda, Sp. 1015.

³⁶¹ Ebenda, Sp. 1016.

³⁶² Ebenda.

³⁶³ Teuchert, Beiträge, S. 222.

³⁶⁴ Der Pfeifer geht zwar von einer Übernahme im 15. Jh. aus, allerdings sei es erst „häufig seit Anfang des 19. Jh.“ (Pfeifer, S. 1116, Lemma „Rente“). Richey, das Br. Wb., III, und Dähnert erfassen das Wort nicht, der Schiller/Lübben verzeichnet nur „renten“: Lübben, August; Schiller, Karl: Mittelniederdeutsches Wörterbuch. Dritter Band. M–R, Bremen 1877, S. 463 (nachfolgend mit Schiller/Lübben und entsprechender Bandangabe zitiert).

³⁶⁵ Allerdings benutzen nur Sprecher eins und vier dieses Wort.

ausschließlich. Bei den beiden ältesten Probanden ist darüber hinaus noch der Diphthong nachweisbar, aber er ist eher selten und steht selbst der monophthongischen Variante nach.³⁶⁶ Der Übergang zur erhöhten Aussprache von ‚war‘ ist bei den jüngeren Personen also schon weitestgehend abgeschlossen. Auch bei ‚erst‘ vollzieht sich solch eine Entwicklung: Sprecher eins verwendet noch einmal [aɪs], aber auch [e:rs] und [e:rsdɪ]. Erhöhte Formen sind nicht nachweisbar. Beim vierten Probanden, der derselben Generation angehört, ist diese bereits bestimmend, denn der einzige Beleg für das Wort lautet [i:ɹstə]. Im Gegensatz zu ‚war‘ ist die Aussprache mit /e/ aber auch noch unter den jüngeren Personen verbreitet, Sprecher zwei gebraucht sie noch ausschließlich, beim nachfolgenden, etwas jüngeren Probanden überwiegt dann die erhöhte Aussprache,³⁶⁷ ebenso beim sechsten³⁶⁸; beim fünften und siebten ist nur noch sie zu hören. ‚vier‘ erhöhen dagegen alle Personen ausnahmslos, ebenso ‚gern‘, ‚Mädchen‘ und ‚Pferd‘, wenn sie verwendet werden.³⁶⁹ Nicht erhöhte Formen sind bei fast jedem Probanden anzutreffen, außer beim fünften, der durchgängig /i/ nutzt. Welche Wörter dabei /e/ aufweisen, ist von Sprecher zu Sprecher unterschiedlich, oftmals sind dann jedoch auch die Varianten mit /i/ vorhanden.³⁷⁰ Ob die Erhöhungen bei den anderen beiden Vokalen vollständig durchgeführt werden, ist ebenso unterschiedlich: Der erste Proband nutzt sie bei [hy:ɹt] ‚gehört‘ (Part. II von ‚hören‘), [ɪmfy:ɹn] ‚einfahren‘, [ku:ɹn] ‚Korn‘ (‚Getreide‘) und [u:ɹn] ‚Ohren‘, spricht aber

³⁶⁶ Sprecher eins nutzt je einmal [vaj] und [vajdɪ], aber sechsmal [ve:ɹ] und einmal [ve:ɹn]; [vi:ɹ] wird hingegen sechzehnmal genannt, [vi:ɹn] sechsmal. Beim vierten Probanden ist der Diphthong nur einmal in [vaj] zu hören, [ve:ɹ] ist zweimal vertreten, [ve:ɹn] und [vi:ɹn] jeweils einmal, [vi:ɹ] gebraucht der Proband siebzehnmal. Ähnlich deutlich sind die Unterschiede zwischen /e/- und /i/-Formen bei Sprecher zwei, denn er benutzt [vi:ɹn] dreimal, von [vi:ɹ] gibt es 21 Nachweise, wohingegen [ve:ɹ] siebenmal und [ve:ɹdɪ] einmal vorkommen.

³⁶⁷ Insgesamt gibt es zwei Belege für /e/: [e:ɹs] und [e:ɹsmɔ:l]. /i/ ist insgesamt siebenmal vertreten, im Einzelnen verwendet er dreimal [i:ɹst], zweimal [i:ɹstɪ] und je einmal [i:ɹstə] und [i:ɹsdɪ].

³⁶⁸ Diese Person benutzt fast nur noch die erhöhten Formen, insgesamt sind sie siebenmal zu hören, nicht erhöhtes [e:ɹs] ist nur einmal vorhanden.

³⁶⁹ Hier gibt es nicht von allen Personen Belege für die entsprechenden Wörter: [pi:ɹ] verwenden Sprecher eins, vier, fünf und sechs, [di:ɹn] bis auf den vierten und fünften alle, [gi:ɹn] gebrauchen immerhin noch der erste, dritte, fünfte und sechste.

³⁷⁰ Sprecher eins nutzt zum Beispiel dreimal [li:ɹ] ‚Lehrer‘ und einmal [ʃaule:ɹ] ‚Schullehrer‘, aber auch zweimal [li:ɹt] ‚gelernt‘. Zwei [me:ɹ] steht ein [mi:ɹ] gegenüber. Bei ‚erst‘ sind, wie bereits weiter oben dargestellt, nur eine diphthongische und zwei monophthongische Aussprachen zu finden. Der nächste Proband nutzt /e/ dreimal bei [fəme:ɹt] und einmal bei [fəme:ɹɪ], /i/ wiederum viermal bei [mi:ɹ] und einmal bei [ve:ɹmi:ɹ]. ‚erst‘ und dessen Ableitungen werden hingegen nicht erhöht. Die hochdeutschen Wörter [le:ɹraɪç] ‚lehrreich‘ und [katɔfflɔfəme:ɹɪ] ‚Kartoffelvermehrung‘ zeigen zudem, dass sich diese Aussprache vor allem wegen der Hochsprache stärker halten kann als zum Beispiel [ve:ɹ], da dieses kaum durch die Standardsprache gestützt wird. Der dritte Sprecher verwendet /e/ wiederum bei ‚erst‘, allerdings überwiegen hier die /i/-Varianten schon, zudem ist das hochdeutsche [le:ɹlɪŋsvɔ:nhajm] ‚Lehrlingswohnheim‘ zu hören, dem aber [li:ɹlɪŋ] und weitere erhöhte Formen von [li:ɹ]- entgegenstehen. Beim vierten Probanden ist nur der schon behandelte Wechsel zwischen [vaj], [ve:ɹ] und [vi:ɹ] festzustellen, ansonsten erhöht er zu /i/. Sprecher sechs und sieben verwenden [kraftfəke:ɹ], allerdings handelt es sich hierbei um einen Eigennamen: „Ja, mien Mann is bie'n Kraftvekehr as Schlosser, dee's grää gegnoewer.“ bzw. „Ick heff in Gräfsmoehl biedn Kraftvekehr mock [nämlich den Führerschein, A. K.]“. Dagegen erhöht der erstgenannte [anki:ɹt] ‚angekehrt‘ und [fəki:ɹt] ‚verkehrt‘. Er verwendet darüber hinaus noch je einmal [me:ɹ] und das bereits weiter oben behandelte [e:ɹs], die erhöhten Varianten beider Wörter sind jedoch häufiger ([mi:ɹ] ist dreimal nachweisbar).

‚geboren‘ [gəbo:əd̥] aus. Der zweite erhöht auch zu [ku:ən] und verwendet [dø:vçfy:ət], unterlässt sie aber bei [gəhø:ət]. Beim nächsten finden sich gar keine Vokalhebungen zu /u/ bzw. /y/, nur ein [fø:ət] ist nachweisbar. Sprecher fünf erhöht dagegen immer zu /y/.³⁷¹ Der vierte verwendet wiederum nur /o/ ([gəbo:ən], [o:ən] ‚Ohren‘) und schwankt zwischen [gəhy:v] ‚gehöre‘ und [gəhø:əd̥] ‚gehörten‘, erhöht aber [fy:ət]. [badəri:fy:rə] ‚Batterieführer‘ unterscheidet sich von der hochdeutschen Lautung nicht, daher ist schwer zu sagen, ob es sich um eine niederdeutsche Form handelt. Die letzten beiden Probanden erhöhen dagegen durchgängig.³⁷² ‚sehr‘ ist in der FE nur bei Sprecher zwei und sechs zu hören, dort allerdings erhöht. Weitere Beispiele für Erhöhungen sind [i:rə] ‚eher‘, [ki:vəl] ‚Mann, Kerl‘ (Sprecher eins), [ungəfi:v] ‚ungefähr‘ und [u:tviv:ət] ‚ausgewertet‘ (Sprecher zwei). Häufig begegnen Formen von [li:v], z. B. [e:vli:ən] ‚erlernen‘, (Sprecher drei), [fo:vli:rə] ‚Fahrlehrer‘, (Sprecher sieben) und [pi:v], z. B. [pi:vknɛçt] ‚Pferdeknecht‘ (Sprecher eins), [pi:vstal] ‚Pferdestall‘ (Sprecher fünf), was aber auch den Gesprächsthemen geschuldet ist. Schwer einzuordnen sind auch hier die Verben, die auf *-ieren* enden: [u:tprobi:v:ət] ‚ausprobiert‘ (Sprecher zwei), [intrəsi:ən] ‚interessieren‘, [pəsi:ən] ‚passieren‘ (Sprecher drei), [ɛksi:v:ət] ‚exerziert‘, [kɔnfəmi:v:ət] ‚konfirmiert‘ und [kɔntro:li:v:ət] ‚kontrolliert‘ (Sprecher vier). Während das MWB „probieren“ als „hd. Wort“ kennzeichnet³⁷³, wurde „kurieren“ in älterer Zeit auch „cureiren“ geschrieben,³⁷⁴ Letzteres kann also auch erhöht worden sein. Die meisten der hier aufgeführten Wörter dürften jedoch direkt aus dem Hochdeutschen übernommen worden sein.

In Möllin erscheinen ‚fahren‘, ‚hören‘, ‚Korn‘, ‚Pferde‘ und ‚vier‘ in den Übersetzungstexten immer erhöht, Abweichungen sind nur bei ‚erst‘, das von keinem erhöht wird, ‚mehr‘ und ‚sehr‘ zu verzeichnen,³⁷⁵ [di:ən] ist nur beim ersten Probanden zu finden, die anderen benutzen stattdessen [mɛd̥]. In den FE schwanken die ersten drei Personen zwischen [vi:v] und [ve:v], allerdings treten die nicht erhöhten Formen deutlich hinter den erhöhten zurück.³⁷⁶ Wie schon in den FT tritt auch in den Gesprächen [e:vst] auf, beim ersten und vierten Sprecher dominieren die Varianten mit /i/, bei den anderen beiden die mit /e/.³⁷⁷ Im Gegensatz zu den Übersetzungs-

³⁷¹ Für /u/ gibt weder Nachweise von erhöhten noch nicht erhöhten Formen. /y/ ist dagegen reichlich belegt, z. B. [fy:ən], [hy:v:ət] und [fɛty:v:ənt] ‚erzürmt‘.

³⁷² Vom sechsten Sprecher gibt es allerdings nur Nachweise für /y/ ([fy:v], [fy:ən], [fy:v:ət]). Beim letzten sind für /y/ lediglich Formen von ‚fahren‘ belegt (insgesamt fünf), für /u/ [du:v] ‚Tor‘ und [vu:v:ət] ‚Wort‘.

³⁷³ MWB, V, Sp. 605.

³⁷⁴ Teuchert, Beiträge, S. 222.

³⁷⁵ Sprecher eins erhöht ‚sehr‘ und ‚mehr‘, aber nicht ‚erst‘, der zweite verfährt genauso, hier fehlt nur der Nachweis für ‚sehr‘, beim dritten weisen alle drei Wörter /e/ auf, beim letzten ist es nur in ‚erst‘ vorhanden, /i/ ist in ‚mehr‘ zu finden, ‚sehr‘ fehlt in der Übersetzung.

³⁷⁶ Sprecher eins verwendet [ve:v] einmal, dem 36 Nennungen von [vi:v], zwei von [vi:ən] und eine von [vi:vəd̥] entgegenstehen. Das Verhältnis ist beim zweiten auch recht deutlich: 22 [vi:v], sechs [vi:ən] und zwei [vi:vəd̥] gegenüber sieben [ve:v] und sechs [ve:ən]. Der dritte nutzt fünfmal [vi:v] und einmal [vi:ən], aber nur zweimal [ve:ən].

³⁷⁷ Das Verhältnis beträgt bei Sprecher eins unter Einbeziehung aller Formen (z. B. auch [tɔi:vst] ‚zuerst‘) zwei zu eins (insgesamt gibt es vier erhöhte und zwei nicht erhöhte Formen), beim vierten fünfzehn zu zwei. Beim zweiten Probanden ist das Verhältnis fast ausgeglichen, dort stehen zehn Varianten mit /e/ neun mit /i/ gegenüber, während beim dritten sieben nicht erhöhte zu verzeichnen

texten verwenden alle das nicht erhöhte [me:ɐ], wobei der zweite Proband es ausschließlich nutzt und die anderen auch [mi:ɐ] sagen.³⁷⁸ Alle anderen in Frage kommenden Wörter, die die Personen verwenden, sind dagegen erhöht, z. B. ist bei allen [pi:ɐ] zu hören. Das ist auch bei denjenigen Lexemen der Fall, die ansonsten den Diphthong /aj/ aufweisen, z. B. [bi:ɐ] ‚Bier‘ (Sprecher zwei), [bi:ɐfat] ‚Bierfass‘ (Sprecher eins), [fi:ɐ] ‚vier‘ (Sprecher drei), [halfi:ɐtɔx] ‚Halb-vier-Zug‘ [fi:fʊnfi:ɐɪç] ‚45‘ (Sprecher vier) sowie [fɛfri:ɐn] ‚verfrieren‘ (ebenfalls Sprecher vier). Diese Aussprachen werden zusätzlich durch die Standardsprache gestützt.³⁷⁹ Das /ø/ erhöhen bis auf Sprecher drei alle Probanden durchgängig.³⁸⁰ Dieser schwankt zwischen [hy:ɐt] und [gəhø:ɐt], nutzt aber [ry:ɐn]. Bei /o/ ist der Lautwandel nicht immer zu beobachten: Der erste Proband verwendet keine für die Erhöhung in Frage kommenden Formen, der zweite erhöht vollständig zu [u:ɐn] ‚Ohren‘ und [vu:ɐt] ‚Wort‘, der dritte unterlässt sie wiederum und verwendet stattdessen [vo:ɐt] und [to:ɐfmo:ɐ], der letzte schwankt zwischen [zɔmɛku:ɐn] ‚Sommerkorn‘ und [afli:vəɐuŋsko:ɐn] ‚Ablieferungskorn‘.

Auch in Möllin dominieren insgesamt erhöhte Formen, wobei das in erster Linie /i/ betrifft. Dennoch ist die Vokalhebung nicht immer vollständig durchgeführt. Allerdings schwanken die Sprecher – wenn überhaupt – nur noch zwischen zwei Varianten, die Diphthonge sind hingegen verdrängt: [bi:ɐ], [e:ɐst]/[i:ɐst], [fɛfri:ɐn], [fi:ɐ], [to:ɐfmo:ɐ], [ry:ɐn]. /e/ tritt nur noch bei ‚erst‘ und ‚mehr‘ auf, wobei einige Sprecher daneben aber auch hier /i/ nutzen.

In Woez sind die Aufnahmen nur unvollständig, dennoch lassen sich anhand der MWB-Sätze, die von allen fünf Probanden erhalten geblieben sind, unterschiedliche Aussprachen feststellen. So erhöht Sprecher eins, eine Frau, gar nicht und verwendet stattdessen /e/ ([me:ɐ], [pe:ɐ], [fe:ɐ]), /o/ ([ko:ɐn]) und /ø/ ([fø:ɐdɪ]). Im nur unvollständig erhalten gebliebenen freien Gespräch schwankt sie zwischen [vi:ɐ] und [ve:ɐ] ‚war‘ bzw. [ve:ɐdɪ] ‚waren‘ sowie zwischen [li:ɐdɪ] ‚lernen‘ und [le:ɐt] ‚gelernt‘ bzw. [le:ɐ] ‚Lehrer‘. In allen Fällen überwiegen die Varianten mit /e/. Von ‚erst‘ und ‚mehr‘ sind nur die nicht erhöhten Formen zu hören, von ‚Mädchen‘ nur das erhöhte [di:ɐns]. Aus dem Hochdeutschen ist dagegen wohl das /i/ in [fo:do:gra:fi:ɐt] ‚fotografiert‘ übernommen worden. ‚fahren‘ wird nicht erhöht ([fø:ɐt]).

Sprecher zwei verwendet in den MWB-Sätzen dieselben Formen, keines der in Frage kommenden Wörter weist also eine Vokalhebung auf. Zudem verwendet er neben den bei der ersten Probandin erwähnten Aussprachen noch [ve:ɐ], das er auch in der FE ausschließlich nutzt. Erhöht werden nur [bi:ɐ] ‚Bier‘, [gi:ɐn] ‚gern‘, und [o:ɐdɪbi:ɐ] ‚Erntefest‘. Er schwankt zwischen [tvajʊnve:ɐdɪç] ‚42‘ und [virtɛn] ‚14‘, dessen /i/ er kürzt. Alle anderen Wörter, die für eine Vokalerhöhung in Frage kämen,

sind und zwei erhöhte.

³⁷⁸ Sprecher eins und vier gebrauchen die erhöhte und die nicht erhöhte Form jeweils einmal, beim zweiten finden sich viermal [me:ɐ] und zweimal [mi:ɐ].

³⁷⁹ Nicht berücksichtigt wird [pɛsi:ɐt], da unsicher ist, ob es sich um eine Erhöhung handelt.

³⁸⁰ Sprecher eins verwendet /y/ in allen Formen von ‚fahren‘, dazu in [hy:ɐt] ‚gehört‘ (Part. II von ‚hören‘) und [vy:ɐ] ‚Wörter‘, der zweite ebenso in [hy:ɐt] ‚(es) gehört‘, aber auch in [maly:ɐ] ‚Un- glück‘ und [fro:tky:ɐn] ‚Schrotkörner‘. Beim vierten sind nur zwei Formen von ‚fahren‘ nachzuweisen: [fy:ɐt] und [veçfy:ɐt].

verbleiben jedoch bei /e/, /o/ bzw. /ø/.³⁸¹ Der Wechsel zwischen [gəbʊətsdax] und [gəbo:rən] ist auch in der Standardsprache vorhanden, von daher ist unklar, ob es sich bei der ersten Form wirklich um eine Erhöhung handelt.

Von den anderen Probanden sind nur die MWB-Sätze erhalten. Dabei sprechen alle ‚mehr‘ [me:rə] aus und erhöhen ‚Pferd‘. Zwei der drei Personen verwenden auch [ve:rə], Sprecher vier verwendet ‚ist‘ statt ‚war‘. Während dieser und der dritte ‚vier‘ erhöhen, diphthongiert der letzte es zu [fajə]. Bei ‚fahren‘ sind sogar drei unterschiedliche Aussprachen zu verzeichnen, beim dritten Probanden [fø:rən], beim vierten [fɔ:yən], beim fünften [fy:rɛn].

In Woez ist die Erhöhung also noch nicht so weit vorangeschritten wie in Möllin, größtenteils überwiegen noch /e/, /o/ und /ø/. Eine Probandin verwendet bei ‚vier‘ noch den Zwiellaut, ein anderer Sprecher diphthongiert noch ‚fahren‘, so dass in diesem Ort zum Teil drei verschiedene Lautrealisationen für dasselbe Wort zu hören sind: Diphthong, Monophthong und Erhöhung.

Die Probanden in Pritzier verwenden in ihren FT [vi:rə]. In den MWB-Sätzen nutzen diese Aussprache noch zwei Personen, Sprecher zwei erhöht das Wort nicht, d. h., er schwankt also zwischen beiden Formen. Einheitlich werden auch ‚Mädchen‘ und ‚hören‘ als [di:rən] und [hy:rɛt] realisiert. Unterschiede gib es in der Aussprache von ‚Bier‘: Während der erste Proband das Wort erhöht, diphthongieren es die anderen beiden. Auch ‚vier‘ erscheint bei ihnen mit Zwiellaut. Erhöhte Formen sind von diesem Zahlwort nur in der FE des ersten Sprechers zu hören, da dieser das Lexem in den MWB-Sätzen nicht übersetzt. Auch ‚fahren‘ weist nur bei dieser Person ein /y/ auf, die anderen beiden sprechen es mit /ɔy/. Ferner konkurriert der Zwiellaut bei ‚erst‘ mit der Vokalhebung: Sprecher eins und drei nutzen /i/, der zweite /aj/. ‚mehr‘ ist hingegen bei allen Personen erhöht, allerdings verwenden die ersten beiden auch [me:rə]. Ebenso schwankt der erste Proband zwischen /zi:rə/ und /ze:rə/. ‚Korn‘ und ‚Ohren‘ erhöhen jedoch alle zu [ku:rən] und [u:rən].

‚Pferd‘ enthält wie schon in den MWB-Sätzen bei allen /i/ außer bei der letzten Person, von der keine Übersetzungstexte existieren, sie verwendet die erhöhte Form aber in der FE.³⁸² Daneben gibt es aber auch Wörter, bei denen die Probanden zwischen verschiedenen Formen schwanken, so verwendet Sprecher eins [vi:rə] und [ve:rə], [fi:rəkandɪŋ] ‚vierkantigen‘ und [fe:rə] ‚vier‘, [li:rɛt] und [le:rɛt], [me:rə] und

³⁸¹ Im Einzelnen verwendet er außer den schon erwähnten Wörtern noch [e:rəs], [e:rɛst], [le:rɛt], [kɛnle:rɛt], [me:rə] und [pe:rə], darüber hinaus weist ‚fahren‘ /ø/ auf. Insgesamt gibt es von dem Wort zwölf Nachweise (sechsmal [fø:rɛt] sowie einmal [fø:rə] und [fø:rən], hinzu kommen noch Komposita wie [hɛnfø:rɛt]).

³⁸² Besonders Sprecher zwei liefert viele Belege, auch in Komposita, wie z. B. [zadlpi:rɛt] ‚Sattelpferd‘ und [handpi:rɛt] ‚Handpferd‘ (zur Bedeutung dieser Komposita, siehe Kap. 4.3). Nicht eindeutig herauszuhören war die Lautung bei [pi:rɛju:dɪŋ]/[pe:rɛju:dɪŋ] ‚Pferdeverkäufer‘.

[mi:ɐ],³⁸³ ‚erst‘ tritt nur in den MWB-Sätzen erhöht auf, in der FE spricht er es ausschließlich [e:ɐst] aus.

Dieses Wort und auch ‚vier‘ diphthongiert der zweite Proband hingegen,³⁸⁴ wechselt aber ebenso bei ‚war‘ und ‚mehr‘ zwischen /e/ und /i/, zudem bei ‚Mann‘/‚Kerl‘,³⁸⁵ ‚ungefähr‘ und ‚gern‘ weisen ausschließlich /i/ auf.³⁸⁶

Der Diphthong /aj/ erscheint auch bei Sprecher vier, der ältesten Person, in ‚vier‘ und ‚erst‘. Diese Wörter fallen damit für die Erhöhung weg, da sie durchgängig so gesprochen werden.³⁸⁷ Außer bei ‚Pferd‘, das er immer erhöht, und ‚ungefähr‘, das er nicht erhöht, schwankt er bei allen anderen Wörtern zwischen /e/ und /i/, das betrifft [ge:ɐn]/[gi:ɐn], [ke:ɐ]/[fəki:ɐt], [ke:ɐls]/[ki:ɐl], [me:ɐ]/[mi:ɐ] und [ve:ɐ]/[vi:ɐ].³⁸⁸

Ähnlich ist die Aussprache beim dritten Probanden, auch er wechselt bei ‚war‘ und ‚mehr‘ zwischen erhöhter und nicht erhöhter Variante,³⁸⁹ ausschließlich /e/ liegt wiederum in ‚ungefähr‘ und ‚sehr‘ vor, /i/ in [i:ɐ] ‚Erde‘, [li:ɐn] ‚lernen‘, [sti:ɐt] ‚Schwanz‘ und [fəki:ɐt] ‚verkehrt‘.³⁹⁰ Bei ‚erst‘ sind alle drei Möglichkeiten zu hören: [ajs], [e:ɐst] und [i:ɐst].³⁹¹

Sprecher eins erhöht zu [tʰəʊhɪ:ɐt] ‚zugehört‘ (‚zugehören‘) unterlässt die Hebung aber bei [do:ɐn] ‚Dorn‘ (Werkzeug), [fo:ɐtve:ɐnt] ‚fortwährend‘ und [o:ɐt] ‚Ort‘. Der nächste verwendet [spu:ɐn] ‚Spuren‘ und [spu:ɐlɔgəs] ‚eine Art Grubber‘, diphthongiert aber ‚fahren‘.³⁹² Bei Sprecher vier ist ebenfalls [fɔyn] zu hören, für /y/ gibt es keine Nachweise. Jedoch nutzt er /u/ in [ku:ɐn] ‚Korn‘, [bro:tkuɐn] ‚Brot-

³⁸³ Hierbei können die Verhältnisse zwischen erhöhten und nicht erhöhten Formen unterschiedlich sein, bei ‚war‘ sind sie ausgeglichen (jeweils vier Nachweise, inklusive der Pluralformen, die jeweils einmal genannt werden), bei [le:ɐ]/[li:ɐ] fällt es zugunsten der nicht erhöhten aus (sechs Belege, hierin fallen [le:ɐlɪŋk] sowie der dazugehörige Plural [le:ɐlɪŋks] und [le:ɐt]; /i/ bringt es auf fünf Nachweise, worin [li:ɐn], [li:ɐt] und [kenli:ɐn] enthalten sind), ‚mehr‘ und ‚vier‘ weisen dagegen mehr Hebungen auf (zwei Nennungen von [mi:ɐ] gegenüber einer von [me:ɐ], vier Nachweise für ‚vier‘, allesamt Ableitungen bzw. Komposita: [fi:ɐkandɪŋŋ] ‚vierkantigen‘, [fi:ɐnɪç] ‚40‘, [fi:ɐntvɪnɪç]/[fi:ɐntvɪndɪç] ‚24‘, aber nur einer für [fe:ɐ]).

³⁸⁴ Beide Wörter sind in dieser Aussprache mehrfach belegt: [ajs] und [ajsɪ] ‚ersten‘ zweimal, [ajsɪs] ‚erstens‘ und [ajsɪt] ‚ersten‘ je einmal; [fajɐ] zweimal und verkürztes [faj] einmal.

³⁸⁵ In allen drei Fällen überwiegen die erhöhten Varianten, bei ‚war‘ stehen achtzehn erhöhte zwölf nicht erhöhten gegenüber (inklusive der je fünf Pluralformen), [mi:ɐ] ist sechsmal zu hören, [me:ɐ] wiederum fünfmal, [ki:ɐls] wird dreimal genannt, [ke:ɐls] einmal.

³⁸⁶ Allerdings ist [ʊŋgəfi:ɐ] auch nur einmal belegt.

³⁸⁷ ‚erst‘ ist jedoch nur einmal als [ajəs] zu hören, dagegen gibt es von ‚vier‘ mehr Nachweise, je zweimal [fajɐ] ‚vier‘ und [fajɪç] ‚40‘ sowie dreimal [fajɐnaxtsɪç] ‚84‘.

³⁸⁸ Die erhöhten Formen überwiegen bei ‚war‘ (39 Nennungen gegenüber 14, inklusive der Pluralformen) und ‚gern‘ (zwei Nennungen gegenüber einer) und ‚Mann‘/‚Kerl‘ (zwei Nennungen gegenüber einer), die nicht erhöhten bei ‚mehr‘ (sieben Nennungen gegenüber einer), [ke:ɐ] ‚(ich) kehre (an)‘ und [fəki:ɐt] ‚verkehrt‘ sind jeweils einmal zu hören.

³⁸⁹ [vi:ɐ] und [ve:ɐ] halten sich mit sechs bzw. fünf Nennungen nahezu die Waage, ebenso [mi:ɐ] und [me:ɐ], die zwei- bzw. dreimal zu hören sind.

³⁹⁰ Diese Wörter verwendet der Sprecher aber auch nur jeweils einmal. /i/ weist auch [rəzi:ɐt] ‚rasiert‘ auf, das direkt aus dem Hochdeutschen entlehnt sein könnte; das MWB, V, Sp. 795, verzeichnet nur Formen mit /i/.

³⁹¹ Die monophthongischen Formen sind dabei am stärksten vertreten (insgesamt fünf Nachweise; zweimal [e:ɐst], und je einmal [e:ɐs], [e:ɐstə] und [e:ɐstɪ]), dann folgen die erhöhten (zweimal [i:ɐst]), wohingegen der Zwiellaut nur einmal zu hören ist.

³⁹² /ɔy/ ist mehrfach belegt: [fɔydɪ]/[fɔyn] ‚fahren‘, [tʰəʊfɔyrɐ] ‚Zufahrer‘ und [tʰəʊfɔyt] ‚zugefahren‘.

korn' und [fʊlku:ɐnbrot:] ‚Vollkornbrot‘. Der dritte Proband spricht ‚rühren‘ diphthongisch aus ([rɔyd̥n], [rɔyt̥]).

Sprecher eins in Alt Jabel erhöht /e/ und /ø/ im FT durchgängig,³⁹³ in den MWB-Sätzen ist das jedoch nicht der Fall, denn dort weisen zwar ‚Pferd‘ und ‚Bier‘ /i/ auf, jedoch sind [ve:ɐ] und [e:ɐst] zu hören, dazu diphthongiertes [fajɐ] und [bajɐ].³⁹⁴ Der nächste Proband spricht ‚erst‘ in beiden Übersetzungstexten mit /e/, schwankt auch zwischen [vi:ɐ] und [ve:ɐ]³⁹⁵ und nutzt [pi:ɐ]. ‚Bier‘ und ‚vier‘ diphthongiert er ebenfalls. Diese beiden Wörter spricht der dritte Sprecher monophthongisch ([be:ɐ], [fe:ɐ]), bei ihm ist nur ‚war‘ im FT einmal erhöht, ansonsten verwendet er /e/.³⁹⁶ Der vierte verwendet [bi:ɐ], [di:ɐn], [pi:ɐ] und [fi:ɐ], alle anderen Wörter weisen keine Hebung auf ([e:ɐst], [me:ɐ], [ve:ɐ], [ve:ɐn]). Dagegen erhöhen alle Personen ‚hören‘ ([hy:ɐt]) und ‚Korn‘ ([ku:ɐn]).³⁹⁷ Unterschiedlich wird jedoch ‚fahren‘ ausgesprochen: Sprecher eins und vier diphthongieren /ø/ zu /ɔy/ ([fɔyn] bzw. [fɔyd̥n]), die anderen beiden erhöhen es zu /y/ ([fy:ɐn]).

Der erste Proband, eine Frau, schwankt in ihrer FE zwischen Vokalhebung und /e/ bei ‚erst‘ und ‚mehr‘, erhöht sind [fri:ɐn] ‚frieren‘, [gi:ɐn] ‚gern‘, [pi:ɐdɑ:m] ‚Pferdedarm‘, [ʊngəfi:ɐ] ‚ungefähr‘ und [vi:ɐdɪç] ‚40‘. Dagegen werden [e:ɐ] und [ke:ɐt] ausschließlich mit /e/ ausgesprochen. Für die Hebung zu /u/ gab es keine Nachweise. Unvollständig ist auch die Erhöhung zu /y/, denn obwohl die Probandin [hy:ɐn] ‚Horn‘³⁹⁸ und [zɛmpky:ɐn] ‚Senfkörner‘ verwendet, nutzt sie auch das /ø/ noch in [hø:ɐt] ‚gehört‘ (‚gehören‘).

Sprecher zwei schwankt zwischen [ve:ɐ] und [vi:ɐ] bzw. [fe:ɐ] und [fi:ɐ].³⁹⁹ Er verwendet also insgesamt drei verschiedene Formen, [fajɐ] im FT, [fe:ɐ] und [fi:ɐ] in der FE. Verschiedene Lautungen weisen auch ‚Pferd‘ ([pe:ɐt], [pi:ɐ]) und ‚mehr‘ ([me:ɐ], [mi:ɐ]) auf, wobei sich beim erstgenannten Wort beide Varianten die Waage halten und beim zweiten die nicht erhöhten dominieren.⁴⁰⁰ Dagegen verwendet der Proband bei ‚erst‘ und ‚ungefähr‘ nur /e/. Für /u/ und /y/ gibt es keine Belege, hier ist nur die Diphthongierung von /ø/ zu /ɔy/ bei ‚fahren‘ ([fɔyɐt]) nachweisbar. In den MWB-Sätzen verwendet er allerdings [fy:ɐn].

Diese Aussprache ist auch beim nachfolgenden Probanden zu hören, daneben noch nicht erhöhtes [gəhø:ɐt]. /y/ nutzt er nicht, aber /u/ in [gəbʊɛtsdax] ‚Geburtstag‘,

³⁹³ Insgesamt sind das vier Wörter: [di:ɐn], [i:ɐst], [vi:ɐ] und [hy:ɐt]. Nachweise für /u/ gab es nicht.

³⁹⁴ Er korrigiert dabei selbst von der erhöhten zur diphthongischen Variante.

³⁹⁵ Im FT verwendet er dreimal die erhöhte Form, in den MWB-Sätzen einmal die nicht erhöhte.

³⁹⁶ Das betrifft im FT die Wörter [e:ɐst] und [ze:ɐ], in den MWB-Sätzen neben den genannten [e:ɐst], [me:ɐ] [pe:ɐ] und [ve:ɐ].

³⁹⁷ Sprecher vier verwendet zusätzlich [ku:ɐnfax] ‚Kornfach‘.

³⁹⁸ Das MWB, III, Sp. 920 verzeichnet /y/ nur im Plural und in Zusammensetzungen (vgl. die nachfolgenden Lemmata in Sp. 921 f.), allerdings handelt es sich hier wohl um den Singular: „Un de Blautwust, de ward nich dörche Wustmaschin dreiht, de füllt man in dörch'n Hüürn, wat also vörn so 'n Trechter, wat so vör dee Wustmaschien is [...]“.

³⁹⁹ Bei ‚war‘ dominieren die nicht erhöhten Formen: neunzehn [ve:ɐ], sechs [ve:ɐn] und ein [ve:ɐd̥n] gegenüber dreizehn [vi:ɐ] und einem [vi:ɐn]. Bei ‚vier‘ überwiegen die erhöhten Varianten: [fi:ɐ], [fi:ɐhʊnɐt] und [fi:ɐtajn] gegenüber zwei [fe:ɐ].

⁴⁰⁰ Bei ‚Pferd‘ sind beide Formen je einmal zu hören, bei ‚mehr‘ beträgt das Verhältnis sieben zu drei.

[fu:rva:k] ‚Fuhrwerk‘ und [ku:rən] ‚Korn‘, allerdings ist bei dem erstgenannten Wort auch eine Entlehnung aus dem Hochdeutschen denkbar.

Die Vokalhebung des /e/ zu /i/ ist hingegen unvollständig, ‚ungefähr‘ erhöht der Sprecher gar nicht, bei ‚war‘, ‚erst‘, ‚mehr‘ und ‚vier‘ verwendet er beide Formen.⁴⁰¹

Ob [amy:zi:rən] ‚amüsieren‘ als Erhöhung aufzufassen ist, kann nicht hinreichend geklärt werden, das MWB erfasst es auch nur mit /i/.⁴⁰²

Auch Sprecher vier wechselt zwischen [vi:rə] und [ve:rə] bzw. [fi:rə] und [fe:rə].⁴⁰³

Dagegen erhöht er ‚erst‘, ‚eher‘ und ‚gern‘ nicht, hinzu kommt [hajmke:rəs].⁴⁰⁴

Hochdeutsche Lautung weist [fe:rənze:pro:gram] ‚Fernsehprogramm‘ auf. Die Vokalhebung nutzt der Proband dagegen bei [pi:rə] und [ku:rən], allerdings ist die Belegdichte mit nur jeweils einer Nennung gering.⁴⁰⁵ Nachweise für /y/ gibt es nicht, stattdessen diphthongiert er ‚fahren‘.⁴⁰⁶

In Alt Jabel ist die Vokalhebung also noch nicht sehr weit vorangeschritten, häufig wechseln die Sprecher noch zwischen erhöhter und nicht erhöhter Form, zum Teil kommt auch noch eine diphthongierte Variante hinzu. Aufgrund der zahlreichen Schwankungen, die in der Aussprache der einzelnen Probanden festzustellen zu ist, kann nur von einer Tendenz zu Erhöhung gesprochen werden: ‚Pferd‘ begegnet beispielsweise bei nahezu allen Sprechern mit /i/, während ‚erst‘ fast gar nicht vom

⁴⁰¹ Die nicht erhöhten Varianten von ‚war‘ liegen deutlich vor den erhöhten ([vi:rən] ist dreimal zu hören, ein gekürztes [vrən] einmal, [ve:rə] zwölfmal und [ve:rən] zweimal). Auch bei ‚erst‘ sind die Formen mit /i/ in der Minderzahl (drei [i:rəst] gegenüber fünf [e:rəst], hinzu kommen [e:rəst], [e:rəstə], [e:rəstn], [e:rəstns] und [tə:rəst]), wohingegen bei ‚vier‘ die erhöhten dominieren, denn einem [fe:rə] stehen [fi:rə], [fi:rədiç], [fi:fünfi:rədiç] und [fi:rətajn] gegenüber.

⁴⁰² MWB, I, Sp. 284. Das Wort ist laut Pfeifer, S. 37, Anfang des 17. Jh. als „amüsieren“ ins Hochdeutsche gelangt, „die heutige, zuerst als umgangssprachlich empfundene Bedeutung setzt sich in der 1. Hälfte des 18. Jhs. durch“. Es ist unklar, ob es ins Mecklenburgische gelangte, bevor /e/ zu /i/ erhöht worden ist. Gilow nennt als Beispiel für die Vokalhebung im Vorpommerschen z. B. „regiëren“, dem er „regeëren“ gegenüberstellt. Gilow, Chr[istian]: Leitfaden zur plattdeutschen Sprache, mit besonderer Berücksichtigung der südwestlich-vorpommerschen Mundart, Anclam 1868, S. 2. Liliencron verwendet in seinem Versepos „Poggfred“ zwar „amesern“ (Liliencron, Detlev von: Poggfred. Erster Teil: Einkehr in Poggfred. Zweiter Teil: Streifzüge um Poggfred, in: Liliencron, Detlev von: Ausgewählte Werke, Bd. 1, Berlin, Leipzig [1930], S. 253: „Ähren“ : „amesern“), aber es ist unklar, ob solch eine Form im Mecklenburgischen erhöht worden ist oder es sich einfach um eine Anpassung an den Dialekt handelt, d. h., dass „amüsieren“ einfach nach dem Vorbild anderer ins Niederdeutsche entlehnter Wörter (z. B. mnd. „tele“ ‚Ziel‘, vgl. Lübben, August; Schiller, Karl: Mittelniederdeutsches Wörterbuch. Vierter Band. S–T, Bremen 1878, S. 521 [nachfolgend mit Schiller/Lübben und entsprechender Bandangabe zitiert], sowie MWB, VII, Sp. 133) an die jeweiligen Lautverhältnisse angepasst worden ist und deshalb daraus „amüseern“ in einigen Mundarten wurde, während es im Mecklenburgischen einfach so übernommen werden konnte, da ältere Verbformen wie „hanteren“ schon zu „hantieren“ erhöht worden waren. Richey, das Br. Wb. (Versuch eines bremisch-niedersächsischen Wörterbuchs, [...]: herausgegeben von der bremischen deutschen Gesellschaft. I [sic] Theil. A – F, Bremen 1767) und Dähnert verzeichnen das Wort noch nicht. In diesem Fall handelt es sich dann nicht mehr um eine „echte“ Erhöhung, da eigentlich kein Lautwandel stattgefunden hat. Der „Sass“ setzt bei den Verben auf -ieren grundsätzlich -eren, z. B. „amüsieren“ (Sass, S. 28) oder „proberen“ (ebenda, S. 149).

⁴⁰³ Wie schon beim dritten Probanden überwiegen die /e/-Varianten bei ‚war‘ ([ve:rə] verwendet der Sprecher neunmal, [ve:rən] viermal und [vi:rə] einmal), bei ‚vier‘ die erhöhten (sieben Nennungen, inklusive der Zusammensetzungen, gegenüber einer von [fe:rə]).

⁴⁰⁴ Von ‚erst‘ gibt es insgesamt vier Nachweise, inklusive der Zusammensetzung [e:rəstma:] [e:rəstmo:]. Alle anderen Wörter sind nur einmal belegt.

⁴⁰⁵ Nicht berücksichtigt werden [eksisti:rən] ‚existieren‘ und [eksisti:rət], da dieses Verb wohl keine echte Erhöhung aufweist, sondern mit dieser Lautung aus dem Hochdeutschen entlehnt worden ist.

⁴⁰⁶ Die Formen mit /ɔy/ verwendet der Sprecher insgesamt achtzehnmal.

Lautwandel betroffen ist, auch [ve:ɐ] und dessen Formen sind noch weitaus häufiger als die erhöhten Varianten.

Der älteste Proband in Niendorf verwendet im FT kein /i/, stattdessen /aj/ und /e/ in ‚war‘, ‚erst‘ weist Zwiellaut auf, Vokalhebung zu /y/ liegt in ‚hören‘ vor.⁴⁰⁷ Alle anderen erhöhen ‚war‘ zu [vi:ɐ], Sprecher zwei und drei sagen dazu noch [i:ɛst] und [di:rɛn].⁴⁰⁸ Hier hat sich die Erhöhung vor /r/ also weitestgehend durchgesetzt.

In der FE schwankt Sprecher eins bei ‚war‘ zwischen Zwiellaut, Monophthong und Erhöhung, wobei die ersten beiden häufiger genannt werden.⁴⁰⁹ ‚erst‘ begegnet wiederum nur diphthongiert oder mit /e/, ‚vier‘ ist erhöht oder zwiellautig, ‚mehr‘ nicht erhöht oder erhöht, wobei in den ersten beiden Fällen die Varianten mit /aj/ dominieren, im letztgenannten /i/.⁴¹⁰ ‚Bier‘ diphthongiert er: [bru:nbajɐ] ‚Braunbier‘. Dagegen herrscht bei anderen Wörtern ausschließlich die Vokalhebung vor: [iɐ] ‚Erde‘, [i:rɔgi:ts] ‚Ehrgeiz‘, [gi:rɛn] ‚gern‘, [ki:rɛl] ‚Mann‘/ ‚Kerl‘, [mu:rɛli:ɐ] ‚Maurerlehre‘, [nɛnsvi:rɛt] ‚nennenswert‘, [pi:rɛ] ‚Pferde‘ und [ʊngəfi:rɛ] ‚ungefähr‘. Eine weitere Aufnahme des Probanden bestätigt diese Ergebnisse nochmals.⁴¹¹

Einheitlicher ist die Aussprache der nachfolgenden Probanden: Die letzten beiden sprechen durchgängig [vi:ɐ] und [vi:rɛn]. Lediglich Sprecher zwei schwankt zwischen [ve:ɐ] und [vi:ɐ], allerdings sind die Formen mit /i/ deutlich in der Überzahl⁴¹². Ebenso erhöhen die übrigen Probanden ‚vier‘, beim zweiten ist auch [bi:rɛ] bzw. [bi:rɛ] ‚Bier‘ nachweisbar. Nur bei wenigen Wörtern wechseln diese Personen noch zwischen /e/ und /i/: Sprecher zwei und vier bei ‚mehr‘ und ‚erst‘ bzw. ‚erstmal‘, beim dritten, einer Frau, ist mit dem nicht erhöhten ‚Lehrling‘ wohl das hochdeutsche Wort gemeint.⁴¹³ Der vierte Proband verwendet ausschließlich [li:rɛlɪŋ], die Frau wiederum immer [mi:rɛ]. Diese Aussprachen sind also zum Teil auch sprecher-

⁴⁰⁷ Er verwendet dabei zweimal [ve:ɐ] und je einmal [vajɐ], [vajɛn] und [ajɛs].

⁴⁰⁸ Sprecher eins und vier verwenden für ‚Mädchen‘ [mɛdɪŋ], der letztgenannte übersetzt ‚erst‘ nicht.

⁴⁰⁹ /i/ ist nur zweimal belegt ([vi:ɐ], [vi:rɛn]), insgesamt 48 Nachweise gibt es für die diphthongische Aussprache (die sich auf folgende Formen verteilen: [vaj], [vajɐ], [vajɪŋ], [vajɪn]), 33 für /e/ ([ve:], [ve:ɐ], [ve:n], [vɛɛn]).

⁴¹⁰ ‚erst‘ wird fünfmal diphthongiert (das betrifft folgende Formen: [ajs], [ajɛst], [ajstɪŋ]), viermal verwendet er /e/ (wiederum in folgenden Varianten: [ɛɛs], [ɛɛstɪŋ], [tɔɛ:ɛst]). Für ‚vier‘ gibt es nur wenige Belege (zwei [fajɐ] und ein [fi:rɛ]). [me:rɛ] ist nur einmal nachweisbar, [mi:rɛ] hingegen fünfmal.

⁴¹¹ Hierbei handelt es sich um ein kurzes Gespräch, wohl zwischen Poelern. Auch hier überwiegt bei ‚war‘ die diphthongische gegenüber der monophthongischen und erhöhten (insgesamt verwendet er [vaj], [vajɐ], [vajɪŋ] und [vajɪn] sechzehn-, [ve:ɐ] und [ve:rɛn] elf- und [vi:ɐ] zweimal). Dagegen erhöht er [ki:rɛl]/[krɛdl] und [mi:rɛ]. ‚orientiert‘ aus dieser und ‚passiert‘ aus der Aufnahme zu Niendorf scheinen dagegen hochdeutsche Entlehnungen zu sein, deren /i/ wohl nicht als Erhöhung zu betrachten sind.

⁴¹² [ve:ɐ] benutzt er viermal, [vi:ɐ] bringt es auf 45 Nachweise, [vi:rɛn] auf zehn.

⁴¹³ Der zweite Proband benutzt sechsmal [me:rɛ] und zweimal [mi:rɛ], der vierte Letzteres viermal und die Variante mit /e/ nur einmal; bei der erstgenannten Person überwiegt also die nicht erhöhte, bei der letztgenannten die erhöhte Form. Beide bevorzugen /i/ bei ‚erst‘. Sprecher drei, eine Frau, verwendet [le:rɛlɪŋ] und [li:rɛlɪŋ] jeweils einmal, hinzu kommt aber noch ein [li:rɛt]. Gerade bei der nicht erhöhten Form von ‚Lehrling‘ ist es auch möglich, dass damit das hochdeutsche Wort gemeint ist, so sagt sie: „denn in Aabeitsbauk stünn Lehrling, un hei erkenn dat nu nich an“ gegenüber „Un dor wier ick annerthaalf Jahr wääst, un dat letzte half Jahr maakt ick aal, ick saal Lihrling sien“.

abhängig, während die Verwendung der Diphthonge altersabhängig ist. ‚Pferd‘ ist aber immer mit /i/ zu hören,⁴¹⁴ d. h., hier ist die Lautung konstant.

In Hoben führen alle Probanden die Vokalhebung in den Übersetzungstexten vollständig durch.⁴¹⁵ Auch in den freien Gesprächen überwiegen die erhöhten Formen, die letzten drei Personen nutzen sie ausschließlich, wobei der Wandel von /e/ zu /i/ am häufigsten ist, für /u/ gab es hingegen nur einen Nachweis.⁴¹⁶ Aber auch bei den anderen Probanden dominieren diese Varianten, Sprecher eins führt die Hebung nur zweimal nicht durch ([ve:ɐn], [me:ɐ]), der dritte nur einmal bei [e:ɐst] nicht, wobei bei diesen Wörtern erhöhte Varianten häufiger zu verzeichnen sind.⁴¹⁷ Die Vokalhebungen zu /u/ und /y/ führen beide vollständig durch.⁴¹⁸ Beim dritten Probanden ist /e/ noch in [e:ɐst], [me:ɐ] und [ʊngəfe:ɐ] zu hören, ferner /o/ in [o:ɐtsfo:ɐste:ɐ] ‚Ortsvorsteher‘, das aber hochdeutscher Herkunft zu sein scheint.⁴¹⁹ Dennoch dominieren ansonsten die erhöhten Formen.⁴²⁰ Allen Sprechern gemeinsam ist die Vokalhebung in ‚war‘, ‚erst‘ und ‚mehr‘, auch wenn einige daneben die nicht erhöhte Variante verwenden, so dominiert doch /i/ in diesen Wörtern. Zwar erhöhen nicht immer alle Personen alle in Frage kommenden Lexeme ausnahmslos, doch ist der Lautwandel schon nahezu soweit vorangeschritten, wie er in der Literatur dargestellt wird. Die sprecherbedingten Abweichungen werden nicht zuletzt auch durch die Hochsprache begünstigt, da sie ausschließlich diejenigen Wörter betreffen, die in der Standardsprache mit /e/ artikuliert werden: ‚erst‘, ‚mehr‘ und ‚ungefähr‘.

Auch in Alt Meteln führen alle drei Probanden die Erhöhung in den Übersetzungstexten vollständig durch,⁴²¹ der erste Sprecher ebenfalls in seiner FE.⁴²² Beim zweiten

⁴¹⁴ Allerdings war das Wort nur bei zwei Probanden nachweisbar.

⁴¹⁵ Das betrifft die Wörter ‚erst‘, ‚mehr‘, ‚Pferde‘, ‚vier‘ und ‚war‘, deren /e/ zu /i/ erhöht wird. Des Weiteren ist der Lautwandel vollständig bei /o/ zu /u/ ([ku:ɐn]) und /ø/ zu /y/ ([hy:ɐt], [fy:ɐn]). Sprecher zwei und vier nutzen außerdem ([di:ɐn]), der letztgenannte und der fünfte noch ([zi:ɐ] ‚sehr‘).

⁴¹⁶ Als Beispiele für /i/ seien genannt: [di:ɐns], [gi:ɐn] (Sprecher vier), [li:ɐt] (Sprecher fünf) und [i:ɐst] (Sprecher sechs). Belege für die Erhöhung zu /y/ gibt es nur von den beiden erstgenannten Probanden: [fy:ɐt], [ʃle:ɔŋfy:ɐn] ‚Schlittenfahren‘ bzw. [fy:ɐn], [fy:ɐt], [hy:ɐt] und [gəhy:ɐdə]. /u/ verwendet nur Sprecher fünf in [ku:ɐn] einmal.

⁴¹⁷ Sprecher eins verwendet zwölfmal [vi:ɐ], viermal [vi:ɐn] und sechsmal [mi:ɐ], beim dritten Probanden ist [i:ɐst] viermal zu hören.

⁴¹⁸ Der erste nutzt [bli:ʃnu:ɐ] ‚Bleischnur‘ und [angəbu:ɐn] ‚angeboren‘, darüber hinaus [hy:ɐ] und [hy:ɐt] sowie [fy:ɐn], [fy:ɐt] und [ru:ɐfy:ɐt]. Beim dritten sind [nu:ɐ] ‚Nord‘, [nu:ɐdɔnsi:t] ‚Nordseite‘, [təhy:ɐt] bzw. [henfy:ɐn] zu hören.

⁴¹⁹ Zumindest deutet der Zusammenhang das an, da das Wort als eine Art Erklärung für ein anderes dient: ‚dei wier so als Schult oder as Ortsvorschteher, wie se dat dāmāls nennt hett‘.

⁴²⁰ Das Verhältnis von [ʊngəfi:ɐ] – [ʊngəfe:ɐ] beträgt drei zu zwei, desgleichen das von [mi:ɐ] und [me:ɐ], die erhöhten Varianten von ‚erst‘ sind achtmal zu hören, [e:ɐst] hingegen nur einmal. Auch für die anderen beiden Lautwandel gibt es Belege, allerdings nur jeweils einen, nämlich [angəbu:ɐdɔ] und [fy:ɐn]. Nicht erhöht hat Sprecher zwei hingegen ‚ungefährlich‘, obwohl es ein langes /e/ aufweist. Allerdings verzeichnet auch das MWB, III, Sp. 101 f., nur diese Form und geht dabei von ‚Mnd. *gevêrlîk*‘ (ebenda, Sp. 102) aus. Warum dieses /e/ nicht erhöht worden ist, darauf geht es aber nicht ein.

⁴²¹ So erhöhen alle u. a. die Wörter ‚Pferde‘, ‚war‘, ‚erst‘ und ‚sehr‘, des Weiteren das Part. II von ‚hören‘, dann noch ‚Korn‘ und ‚fahren‘.

⁴²² Das betrifft die Wörter ‚war‘, ‚erst‘ und ‚mehr‘, weitere Beispiele wären [di:ɐns] ‚(die) Mädchen‘, [fi:ɐ] ‚vier‘, [fy:ɐve:ɐhu:ɐn] ‚Feuerwehrrhorn‘, [ku:ɐn] ‚Korn‘, [strə:lrɔ:ɐ] ‚Strahlrohr‘, [hy:ɐt] ‚gehört‘ (Part. II von ‚hören‘) sowie diverse Formen von ‚fahren‘. Ausgenommen bleibt jedoch [ve:ɐ] in ‚Feuerwehrrhorn‘, obwohl es sich auch hierbei um ein langes /e/ handelt. Das Grundwort ‚Wehr‘ weist dieses ebenso auf. Im MWB ist ‚Feuerwehr‘ unter ‚Wehr‘ verzeichnet: ‚Feuerwehr: *Wihr* (mit *ī* als

sind lediglich einmal [e:ɐs] und [ve:ɐ] zu hören, diese Lautrealisationen stehen denen mit /i/ jedoch weit nach.⁴²³ Nachweise für /u/ und /y/ gibt es nicht. Etwas häufiger tritt /e/ beim nachfolgenden Probanden auf, denn neben zwei [ve:ɐ] und einem [e:ɐs] erhöht er auch einmal [ʊngəfe:ɐ], [fəme:ɐt] ‚vermehrt‘, [gəfe:ɐhliç] ‚gefährlich‘ und [o:ɐtsdajlə] ‚Ortsteile‘ nicht, dennoch dominiert die Vokalhebung.⁴²⁴ Bei /y/ ist sie vollständig durchgeführt und betrifft dort die Wörter ‚hören‘ und ‚fahren‘.⁴²⁵ Alt Meteln und Hoben ähneln sich also beim Grad der Erhöhung. In beiden Orten ist sie fast immer zu hören.

Dagegen ist die Aussprache in Boldela nicht ganz so konsistent: In den Übersetzungstexten schwankt Sprecher eins zwischen [e:ɐst] und [i:ɐst],⁴²⁶ erhöht ‚war‘, verbleibt aber bei [hø:ɐt]. In seinen MWB-Sätzen verwendet er ausschließlich Erhöhungen.⁴²⁷ Der zweite Proband erhöht in seinen Übersetzungen [di:ɐn], [pi:ɐ], [mi:ɐ] und [vi:ɐ] bzw. [hy:ɐt], unterlässt sie aber bei [e:ɐst]. ‚vier‘ und ‚fahren‘ diphthongiert er zu [fajə] und [fɔyən]. Beim dritten ist die Vokalhebung im FT vollständig ([di:ɐn], [i:ɐst], [vi:ɐ] und [hy:ɐt]), in den MWB-Sätzen ist sie bei [mi:ɐ], [pi:ɐ] und [fi:ɐ] zu finden, nicht aber bei [fɔyən]. Sprecher vier, eine Frau, erhöht ebenso das Part. II von ‚hören‘, dazu ‚Mädchen‘, ‚mehr‘, ‚Korn‘, ‚Pferde‘ und ‚war‘, diphthongiert jedoch ‚erst‘, ‚vier‘ und ‚fahren‘ zu [ajs], [fajə] bzw. [fɔyn].

Diese Schwankungen sind auch in den FE zu beobachten: Der erste Proband wechselt zwischen [ve:ɐ]/[ve:ɐn] und [vi:ɐ]/[vi:ɐn], wobei Letztere dominieren,⁴²⁸ ‚mehr‘ bleibt unverändert ([me:ɐ]), ‚Erde‘, ‚lernen‘ und ‚ungefähr‘ weisen hingegen /i/ auf, ‚fahren‘ /y/. Sprecher zwei wechselt bei ‚war‘ zwischen beiden Lautungen, außerdem bei ‚erst‘ und verbleibt beim [me:ɐ].⁴²⁹ Im Gegensatz zu seinen Übersetzungstexten erhöht er aber [zœsnfi:ɐdiç] ‚46‘ und [zø:mfɪ:ɐdiç] ‚47‘ bzw. [fy:ɐn] und [fy:ɐn]. Immer mit /i/ begegnen [bi:ɐ] ‚Bier‘, [di:ɐns] ‚(die) Mädchen‘, [i:ɐ] ‚eher‘, [pi:ɐ] ‚Pferde‘, [zi:ɐ] ‚sehr‘, [sti:ɐt] ‚Schwanz‘ und [ʊngəfi:ɐ] ‚ungefähr‘. Der dritte Proband schwankt nur zwischen [vi:ɐ]/[vi:ɐn] und [ve:ɐ]/

regional richtiger Lautform) HAZweed [Zweedorf, A, K]“ (MWB, VII, Sp. 1272), Herrmann-Winter erfasst es in ihrem plattdeutsch-hochdeutschen Wörterbuch nicht, im hochdeutsch-plattdeutschen führt sie „Füerwiehr“ auf, das Erhöhung aufweist (Herrmann-Winter, hochdeutsch, S. 84). Reuter erhöht zumindest das Verb nicht in den „Läuschen un Rimels“: „Denn wehren s' sik so gaud as ein.“ (Reuter, Werke I, S. 382). In Vietow (Nähe Sanitz) heißt eine Straße „An de Füerwehr“, auch hier ist also keine Erhöhung in der Verschriftlichung zu finden.

⁴²³ Insgesamt ist die erhöhte Form [vi:ɐ] dreizehnmal, der Plural davon einmal belegt, [i:ɐst] ist viermal zu hören, [i:ɐstmɔ:l] einmal.

⁴²⁴ Von ‚war‘ gibt es 33 Nachweise für die /i/-Varianten ([vi:ɐ], [vi:ɐn], [vi:ɐst]), von ‚erst‘ fünf ([i:ɐst], [tɔi:ɐst]), [fəme:ɐt] stehen vier [mi:ɐ] gegenüber. Bei ‚ungefähr‘ halten sich beide Aussprachen mit je einer Nennung die Waage. Ausschließlich mit /e/ begegnet ‚gefährlich‘. Alle anderen in Frage kommenden Wörter weisen /i/ auf, z. B. [i:ɐ], [pi:ɐ], [fi:ɐ]. Zu /u/ wurden [du:ɐ] ‚Tor‘ und [ku:ɐn] erhöht.

⁴²⁵ [hy:ɐ] nutzt der Sprecher zweimal, [hy:ɐt] und [hmfy:ɐn] einmal.

⁴²⁶ Die einzigen Nachweise dieser Varianten sind in einem Satz zu finden: „Dee Snei is soguor disse Nacht liegn blääbm un is *erst* hüt morgn *ierst* updööt [Hervorheb., A. K.]“

⁴²⁷ Im Einzelnen sind das die Wörter [mi:ɐ], [pi:ɐ], [fi:ɐ] und [vi:ɐ] bzw. [ku:ɐn] und [fy:ɐn].

⁴²⁸ Die Formen mit /e/ verwendet der Sprecher achtmal, die mit /i/ 26-mal.

⁴²⁹ Auch hier überwiegen bei ‚war‘ die erhöhten Formen, die 26-mal genannt werden, die mit /e/ sind viermal zu hören. Bei ‚erst‘ überwiegen knapp die nicht erhöhten Varianten mit vier Nennungen, denen drei mit Vokalhebung entgegenstehen.

[ve:rən], wobei die erstgenannten Formen wiederum überwiegen.⁴³⁰ Insgesamt dominieren die Erhöhungen, so verwendet er sie bei [mi:rə], [zi:rə] und [fi:rəhənət] ausschließlich. /y/ ist in [hy:rən] zu hören, für /u/ gab es keine Belege.

Der letzte und jüngste Proband, eine Frau, schwankt wie die anderen Personen zwischen [ve:rə] und [vi:rə], daneben auch zwischen [me:rə] und [mi:rə]. In beiden Fällen sind aber die Formen mit /e/ wieder in der Minderzahl.⁴³¹ Bei ‚erst‘ sind sogar drei verschiedene Lautrealisierungen nachweisbar: [ajst] (dazu [ajstə] und [ajstɪ]), [e:rəst] und [i:stɪ], die beiden letzten Formen verwendet sie jedoch nur jeweils einmal. Ein Wechsel in der Aussprache ist auch bei ähnlich klingenden Wörtern feststellbar, so sagt die Probandin durchgängig [fajə] (bzw. einmal [faj]) ‚vier‘, aber ebenso konstant [o:rədnbi:rə] ‚Erntefest‘.⁴³² Dennoch dominiert auch bei ihr insgesamt die Vokalhebung, sie findet sich in [di:rən] ‚Mädchen‘, [gi:rən] ‚gern‘, [ki:an] ‚kehren‘, [ki:rədl]/[ki:rəl] ‚Mann, Kerl‘, [li:rə] ‚Lehrer‘ und [pi:rə] ‚Pferde‘. Dagegen erhöht die sie /o/ nur in einem Falle, [fəlu:a] ‚verloren‘, [fo:rət] und [gəbərə:n] bleiben unverändert. Für /y/ gibt es keine Nachweise.

In Boldela ist die Erhöhung also noch nicht ganz soweit vorangeschritten wie in Alt Meteln und Hoben, schon, weil der Diphthong zum Teil noch mit ihr konkurriert. Dieses Nebeneinander ist in den beiden letztgenannten Orten bereits beseitigt worden.

Auch das südlichere Lüblow kennt diesen Zwiellaut noch nach /r/, so ist er bei drei Personen noch in [fajə] zu hören, Sprecher zwei verwendet hingegen schon die erhöhte Form. Einheitlich ist die Aussprache von ‚Bier‘, denn dieses sprechen alle [bi:rə] aus. ‚erst‘ erhöht wiederum nur der dritte Proband,⁴³³ alle anderen nutzen [e:rəst]. Bis auf Sprecher zwei sagen alle Personen [hy:rət], der besagte Proband bleibt beim [hø:rət]. Auch bei /o/ vollzieht sich der Lautwandel nicht vollständig, die zweite Gewährsperson unterlässt sie ([ko:rədn], [o:rə]), die erste und vierte wechseln zwischen [ko:rən] und [u:rə], die dritte nutzt [ku:rən] und [o:rə]. Der Diphthong findet sich statt /y/ in ‚fahren‘ bei Sprecher eins, drei und vier, der zweite nutzt es wiederum. Einheitlich ist zumindest die Aussprache von ‚Pferde‘ und ‚Mädchen‘, die mit /i/ artikuliert werden, auch ‚war‘ weist den Vokal fast immer auf.⁴³⁴ Sprecher zwei wechselt zwischen [me:rə] und [mi:rə], beim letzten lässt sich nicht genau feststellen, ob es sich um ein /e/ oder /i/ handelt. Die anderen beiden Personen erhöhen das Wort. Bereits in den Übersetzungstexten ist die Aussprache also nicht einheitlich. Auch in der FE setzt sich diese Tendenz fort: der erste Proband, wie die zwei nachfolgenden eine Frau,⁴³⁵ nutzt /i/ und /e/ bei fünf für die Hebung in Frage kommenden Wörtern,⁴³⁶ bei ‚ungefähr‘ verharrt sie beim /e/, dagegen erhöht sie [di:rən]/[di:rəns],

⁴³⁰ Die erhöhten Formen verwendet der Sprecher sechzehnmal, die nicht erhöhten viermal.

⁴³¹ [vi:rə]/[vi:rən] werden neunzehnmal genannt, [ve:rə] nur zweimal, den fünf [mi:rə] stehen zwei [me:rə] gegenüber.

⁴³² Beide Wörter sind mehrmals belegt, das für ‚vier‘ viermal und das für ‚Erntefest‘ dreimal.

⁴³³ Dieser übersetzt anfangs ‚Ernte‘ mit [i:rənt], erhöht also auch das hochdeutsche Wort.

⁴³⁴ Beim letzten Sprecher ist nicht genau herauszuhören, ob er [ve:rə] oder [vi:rə] artikuliert.

⁴³⁵ Das Geschlecht spielt bei der Aussprache zumindest in diesem Ort keine Rolle: die ersten drei Probanden sind weiblich, der vierte ist männlich. Die Abweichung in ‚fahren‘ betraf aber beispielsweise die dritte Sprecherin.

⁴³⁶ Das sind ‚erst‘, ‚Lehrer‘, ‚mehr‘, ‚sehr‘ und ‚war‘. Die Verteilung ist dabei unterschiedlich: bei den letztgenannten beiden Wörtern überwiegen die erhöhten Formen, ebenso bei ‚Lehrer‘; ‚mehr‘ und ‚sehr‘ werden bevorzugt mit /e/ ausgesprochen. Allerdings sind die Unterschiede z. T. relativ gering,

[gi:rən] und [fi:rə] bzw. [fi:rɛtən]. Bei /o/ und /ø/ ist der Lautwandel vollständig durchgeführt, allerdings gibt es nur vier Nachweise: [ru:rəʃtək] ‚Rohrstock‘, [fy:rɛtŋ] ‚fahren‘, [təuhy:rɛt] ‚zugehört‘ und [fəty:rɛntŋ] ‚erzürnten‘. Das Wort [dɔ:rənrosçɛn] ‚Dornröschen‘ ist hochdeutscher Herkunft.

Die nächste Probandin spricht ausschließlich /y/ in ‚fahren‘, wobei es sich aber um das einzige Wort handelt, das für diesen Lautwandel in Frage kommt.⁴³⁷ /u/ nutzt sie hingegen nicht. Bei einigen Wörtern schwankt sie zwischen /i/ und /e/. Das betrifft ‚war‘, aber auch ‚Mädchen‘ und ‚lernen‘.⁴³⁸ ‚ehrlich‘ ([e:rliç]), ‚erst‘ ([e:rɛstŋ], [tɔ:rɛst]), ‚gern‘ ([ge:rən]), ‚mehr‘ ([me:rə]), ‚sehr‘ ([ze:rə]), bleiben unverändert. Ausschließlich bei ‚vier‘ wechselt sie zwischen [fi:rə]/[fi:rɛtən] und [fajunfœftiç] ‚54‘. Sprecherin drei nutzt /i/ und /e/ bei ‚lernen‘, ‚mehr‘ und ‚war‘, jedoch sind die erhöhten Formen in der Überzahl.⁴³⁹ Der Diphthong /aj/ ist noch in ‚vier‘ zu hören, allerdings konkurriert er bereits mit /i/.⁴⁴⁰ Alle anderen Wörter, die für diesen Lautwandel in Frage kommen, sind erhöht, z. B. [i:rə], [i:rɛst], [gi:rən] und [sti:rən] ‚Stern (Nachname)‘. Jedoch schwankt die Sprecherin zwischen [hy:rɛt] und [hø:rɛt]. /u/ ist nicht zu hören.

Der letzte Proband verwendet noch /o/: [gəbo:rɛdn], [o:rə], [o:rɛtsdajlə] und [vo:rɛt]. /ø/ erhöht er dagegen in [hy:rə] und [hy:rɛt], diphthongiert es aber in [fɔydn].⁴⁴¹ Wie schon seine Vorgängerin, schwankt auch er zwischen /i/ und /e/, wobei hier der letztgenannte Vokal bei ‚war‘ und ‚erst‘ dominiert, der erstgenannte bei ‚Pferd‘.⁴⁴² Keine Vokalhebung weist [ke:rə] ‚Kehrer‘ auf, dagegen korrespondiert [e:rɛdn] ‚irdenen‘ mit erhöhtem [bøi:rɛdiçt] ‚beerdigt‘. Bei ‚vier‘ und ‚Bier‘ schwankt der Sprecher zwischen Diphthong und /i/.⁴⁴³ Ausschließlich erhöht sind [mi:rə] und [sti:rɛt].

In Lüblow ist die Erhöhung also nicht vollständig durchgeführt, häufig nutzen die Probanden noch nicht erhöhte Formen. Zudem ist bei einigen Wörtern (Bier, vier,

so zum Beispiel bei ‚sehr‘ und ‚mehr‘, wo die nicht erhöhten Varianten nur einmal mehr genannt werden als die erhöhten.

⁴³⁷ Insgesamt verwendet sie das Wort achtmal.

⁴³⁸ Bei ‚war‘ und ‚Mädchen‘ überwiegen die erhöhten Formen: 25 ([vi:rə]/[vi:rɛn]/[vrɛdn]) gegenüber sechs Nennungen ([ve:rə], [ve:rɛn], [ve:rɛdn]) bzw. vier ([di:rɛn]/[di:rɛns]) gegenüber einer Nennung ([de:rɛns]), bei ‚lernen‘ dominieren die nicht erhöhten: einem [li:rɛtŋ] stehen zwei [e:rle:rɛt] gegenüber und je ein [e:rle:rɛdn] und [kenle:rɛt].

⁴³⁹ Das Verhältnis bei ‚war‘ beträgt 31 zu neun, [le:rɛn] ist nur einmal zu hören, aber [li:rɛt] zwei- und [kenli:rɛt] einmal, den zwei [me:rə] stehen vier [mi:rə] gegenüber.

⁴⁴⁰ Für /aj/ gibt es zwei Nachweise ([faj], [fajə]), für /i/ einen ([fi:rɛt] ‚viert‘). Allerdings geht der letztgenannten Form eine Frage voraus, in der Gundlach eben dieses Wort in der Lautung verwendet: „Un dee viert?“ Darauf antwortet die Frau: „Un dee viert weer de Kaiser denn wedrer.“

⁴⁴¹ Für diese Aussprache gibt es insgesamt fünf Belege: je zweimal [fɔydn] bzw. [fɔyt] und einmal [ru:tfɔydn].

⁴⁴² [vi:rə] verwendet der Sprecher fünfmal, [ve:rə] 32-, [ve:rɛn] sieben- und [ve:rɛdn] zweimal. Das /i/ ist in ‚erst‘ nur einmal zu hören ([tɔi:rɛst]), /e/ dagegen in sieben [e:rɛst] und einem [e:rɛstŋ]. Den fünf [pi:rɛt]/[pi:rə] stehen vier [pe:rə]/[pe:rɛt] gegenüber.

⁴⁴³ Den fünf [fi:rə] und je einmal genannten [axtunfi:rɛdiç] ‚48‘, [tvœlfhønetso:bmønfi:rɛdiç] ‚1247‘ stehen zwei [faj] sowie je ein [axtunfajriç] ‚48‘ und [nɛ:gntɛ:nhønetunfajtedŋ] ‚1914‘ gegenüber, hier überwiegen also die Hebungen. Dagegen ist das Verhältnis bei ‚Bier‘ ausgeglichen, da beide Formen jeweils einmal genannt werden: [bajə] bzw. [bi:rɛbudd].

fahren) auch der Diphthong noch zu hören, der damit eine konkurrierende Lautung darstellt.

Diese Lautverhältnisse gelten auch für Glaisin. In den MWB-Sätzen verwenden beide Personen [bajə], [fajə] und [fɔydŋ]. Dadurch reduziert sich die Anzahl der möglichen Erhöhungen. Dennoch erhöhen die Probanden auch die noch in Frage kommenden Wörter nicht durchgängig, der erste Sprecher verwendet in seiner FT [vi:ə] und [di:ən], wechselt aber zwischen [i:əst] und [e:əst] und unterlässt die Hebung bei [hø:ət]. In den MWB-Sätzen nutzt er sie wiederum für [pi:ə], nicht aber für [e:əst] und [ve:ə] bzw. [ko:ədŋ] und [o:ə]. ‚mehr‘ ist je einmal als [mi:ə] und [me:ə] zu hören. Der nachfolgende Sprecher, eine Frau, erhöht in den Übersetzungstexten lediglich [di:ən] und [pi:ə] bzw. [u:ə], ‚erst‘, ‚mehr‘, ‚war‘ und ‚Korn‘ verbleiben beim /e/ bzw. /o/.

Im freien Gespräch schwankt der erste Proband ebenfalls zwischen /i/ und /e/, das betrifft ‚erst‘⁴⁴⁴, ferner stehen sich [li:əjʊŋ] und zweimal [le:əgaŋ] gegenüber, ebenso [zi:ə] und [ze:ə], die er jeweils zweimal verwendet. Daneben gibt es auch Wörter, die ausschließlich /e/ oder /i/ aufweisen, wobei die nicht erhöhten häufiger sind.⁴⁴⁵ Es zeichnet sich außerdem ein Unterschied zu den Übersetzungstexten ab: so ist ‚vier‘ in der FE ausschließlich erhöht, obwohl es in den MWB-Sätzen noch Diphthong aufwies; nutzte der Sprecher [vi:ə] noch im FT, so ist in den Sätzen für das Mecklenburgische Wörterbuch und dem freien Gespräch nur noch [ve:ə] nachweisbar.

Die Frau beharrt auf dem [fajə] auch in der FE.⁴⁴⁶ Während sie zwischen [di:əns] und [de:əns] wechselt, weisen [i:rə], [ki:əls], [lo:ski:ədŋ] und [pi:ə] ausschließlich /i/ auf.⁴⁴⁷ Wie schon beim vorherigen Probanden werden ‚war‘ und ‚mehr‘ kaum erhöht, auch überwiegt [le:rəs] gegenüber [li:ədŋ], jedoch ist [i:əst] stärker vertreten als [e:əst].⁴⁴⁸ /u/ und /y/ verwenden beide Sprecher nicht, der erste nutzt /ø/ in [hø:ət], die Frau einen Diphthong ([fɔydŋ]).

In Eldena ist die Erhöhung in den FT von allen Personen vollständig durchgeführt. Das betrifft [di:ən], [vi:ən] und [hy:ət], Sprecher eins nutzt zudem [təusa:mki:ət], der zweite [i:əst]. Unterschiede zeigen sich aber bereits in den MWB-Sätzen: zwar erhöhen alle Probanden ‚Bier‘, ‚Pferde‘ und ‚vier‘, bei ‚mehr‘ und ‚war‘ ist die Hebung jedoch sprecherabhängig. Der erste und dritte Proband unterlassen sie in beiden Fällen, der zweite führt sie bei ‚war‘ durch, schwankt aber zwischen [mi:ə] und [me:ə], zudem erhöht er zu [i:əst], der dritte wiederum nicht. Einheitlich ist die Aussprache bei ‚Ohr‘ und ‚fahren‘, die /u/ bzw. /y/ aufweisen. Zudem sprechen die ersten beiden Personen ‚Korn‘ [ku:ən] aus, der letzte verharrt jedoch bei [ko:ən].

In den FE lassen sich auch ein paar Gemeinsamkeiten ausmachen, so erhöhen alle ‚vier‘ (bzw. davon abgeleitete Formen und Komposita, z. B. [fi:rədiç], [fi:rətajŋ]). Der

⁴⁴⁴ Insgesamt sind zwei Erhöhungen zu hören, [i:əstə] und [toi:əst]. Dem gegenüber verwendet er die /e/-Formen neunmal.

⁴⁴⁵ Nicht erhöht sind [e:rə] ‚eher‘, [ve:ə], [ve:ən] und [me:ə] sowie die dazugehörigen [fəme:ədŋ] und [fəme:rʊŋ]. /i/ nutzt der Sprecher in [ungəfi:ə] und [fi:ə] bzw. [fi:rət].

⁴⁴⁶ Das Wort ist aber auch nur einmal belegt.

⁴⁴⁷ Allerdings verwendet die Probandin all diese Wörter auch nur einmal.

⁴⁴⁸ Neben /e/ ist auch einmal /ø/ in ‚war‘ zu hören. Insgesamt gibt es 27 nicht erhöhte Varianten, aber nur zehn erhöhte. Bei ‚mehr‘ beträgt das Verhältnis sieben zu eins zugunsten von /e/, während es bei ‚erst‘ fünf zu eins für /i/ ausfällt.

Laut ist bei Sprecher eins ausschließlich in den Wörtern [li:rət]/[do:rəhenli:rət]/[kənli:rət] und [fəvi:rət] ‚verwertet‘ zu finden, /e/ wiederum bei [mso:fe:rən], [ʏmke:rən]/[ʏmke:rət] (bzw. das hochdeutsche [ʊmgəke:rət]) und [ʊngəfe:rə]. Von ‚war‘ und ‚mehr‘ existieren erhöhte und nicht erhöhte Formen.⁴⁴⁹ Für den Wandel von /o/ zu /u/ gibt es nur einen Nachweis ([u:rən]), ebenso für den von /ø/ zu /y/ ([hy:rət]). Während der erste jedoch vollständig durchgeführt worden ist, diphthongiert der Proband /ø/ in ‚rühren‘ und – im Gegensatz zu den MWB-Sätzen – ‚fahren‘: [rɔyn] bzw. [fɔyn]. Sprecher zwei, eine Frau, wechselt ebenso bei ‚mehr‘ und ‚war‘ zwischen /e/ und /i/, außerdem bei ‚erst‘.⁴⁵⁰ Dagegen erhöht sie [di:rən], [gi:rən], [li:rət] [gəbu:rən] und [gəbʊətsdax], wobei die Lautung des letztgenannten Wortes auch vom Hochdeutschen beeinflusst sein könnte. Diese Beobachtungen decken sich mit denen zum letzten Probanden, der auch wiederum bei ‚war‘ und ‚erst‘ erhöhte und nicht erhöhte Formen verwendet, allerdings dominieren hier die letztgenannten.⁴⁵¹ [me:rə] und [ʏmgəke:rət] weisen hingegen nur /e/ auf. Ausschließlich /i/ spricht der Sprecher bei [gi:rən], [kənli:rət], [pi:rə]⁴⁵², [zi:rə] und [ʊngəfi:rə]. Die Erhöhung zu /u/ ist nicht nachweisbar, es ist nur [gəbo:rən] zu hören. Bei ‚fahren‘ schwankt der Proband zwischen /y/ und /ø/.

In den südlicheren Orten des Planquadrates ist die Vokalerhebung also noch nicht so stark vorangeschritten wie in den nördlichen Niendorf, Hoben und Alt Jabel. Zum Teil ist das auf die Konkurrenzsituation zu den Diphthongierungen zurückzuführen, die zum Teil auch vor /t/ bei /e/, /o/ und /ø/ vorkommen und im Norden weitestgehend abgebaut worden sind. Diese Formen sind aber auch im Süden rückläufig und werden dort zunehmend verdrängt, allerdings nicht immer gleich von den erhöhten Varianten, sondern auch von den einfachen monophthongischen, aus denen die Zwielaute hervorgegangen sind.

Auch in Tramm benutzt Sprecher eins noch vermehrt [e:rət], [me:rə] und [ve:rə]. Besonders die beiden erstgenannten Formen werden von der Hochsprache gestützt und vermögen sich sogar noch in Sukow zu halten. In Pinnow ist [ve:rə] wiederum selten, in den Übersetzungstexten ist es gar nicht zu hören, insgesamt gibt es drei Nachweise (inklusive [ve:rən]), die allesamt von Sprecher eins, einer Frau, stammen. Sie gehört der ältesten Generation an. Hier ist der Übergang zur Erhöhung also schon vollzogen und es gibt nur noch individuelle Unterschiede, die aber kaum mehr ins Gewicht fallen.

Das gilt auch für Spornitz – zumindest in den Übersetzungstexten: ‚war‘ erhöhen alle Sprecher bis auf den letzten⁴⁵³, ebenso Mädchen ([di:rən], der letzte kürzt jedoch zu [dri:n]). Abweichungen gibt es auch hier wieder nur bei ‚erst‘, das der erste mit /i/ spricht, der zweite und dritte aber mit /e/ artikulieren. Der letztgenannte stellt insofern eine Ausnahme dar, als dass er als einziger [hø:rət] sagt, alle anderen

⁴⁴⁹ Bei ‚war‘ sind die erhöhten leicht in der Überzahl (acht Nennungen gegenüber sechs, inklusive der Pluralformen), bei ‚mehr‘ dominiert /e/ (acht Belege, die erhöhten Formen werden zweimal genannt).

⁴⁵⁰ Bei ‚war‘ dominieren die erhöhten Varianten (neun Nachweise gegenüber vier mit /e/), bei den anderen beiden die nicht erhöhten: [mi:rə] ist zweimal zu hören, [me:rə]/[me:rə] dreimal, [i:rət] wiederum zweimal, [e:rət]/[e:rət] viermal.

⁴⁵¹ Das Verhältnis fällt bei ‚war‘ mit 35 zu 21 Nennungen zugunsten von /e/ aus, bei ‚erst‘ beträgt es acht zu eins.

⁴⁵² Das /i/ ist auch in Komposita mit ‚Pferd‘ belegt, z. B. [ri:tpi:rə] ‚Reitpferd‘, [pi:rətuxt] ‚Pferdezucht‘.

⁴⁵³ Dieser benutzte das Wort nicht.

verwenden /y/. Dieser Unterschied ist auch in den freien Gesprächen greifbar.⁴⁵⁴ Beim ältesten ist die Konkurrenzsituation zwischen Diphthongierung und Vokalhebung zumindest noch ansatzweise zu erkennen, als er im FT [nɔ:hʉ:sfɔyn] nutzt. In den MWB-Sätzen und der FE ist jedoch nur noch die erhöhte Form zu hören.⁴⁵⁵

Der besagte Proband schwankt allerdings zwischen [fu:ɐva:k] ‚Fuhrwerk‘ und [o:ɐt] ‚Ort‘ im freien Gespräch. Ebenso nutzen alle Personen erhöhte und nicht erhöhte Formen bei ‚erst‘ und ‚war‘.⁴⁵⁶ Sprecher eins und drei wechseln auch bei ‚ungefähr‘ zwischen beiden Aussprachen, während der zweite beim /e/ bleibt. Dagegen sagen alle drei [fi:ɐ], die ersten beiden Probanden auch [pi:ɐ]. Hinzu kommen individuelle Unterschiede: der zweite Sprecher schwankt zwischen [me:ɐ] und [mi:ɐ] sowie [le:ɐdn] und [li:ɐt],⁴⁵⁷ ‚Mann‘ (‚Kerl‘) spricht er immer [ke:ɐl]/[ke:ɐls] aus, erhöht sind dagegen [di:ɐn] ‚Mädchen‘, [i:ɐgi:tsɪç] ‚ehrgeizig‘, und [zi:ɐ] ‚sehr‘, obwohl das letztgenannte Wort von der Lautstruktur her ‚mehr‘ ähnlich ist und die Aussprache mit /e/ durch die Standardsprache gestützt würde.⁴⁵⁸ Mit dem Einfluss derselben lässt sich wohl auch die Form [gəbo:ɐn] erklären, Nachweise für die Hebung zu /u/ gibt es nicht. Beim letzten Probanden ist es teilweise schwierig zu klären, ob es sich um ein /i/ oder /e/ handelt. Das betrifft je einmal ‚erst‘ und ‚Mädchen‘ sowie zweimal ‚lernen‘. Deutlicher ist die Artikulation in [li:ɐn], [li:rɐs] und [dʏŋɐli:ɐ] ‚Düngerlehre‘. Ebenso wie Sprecher zwei verwendet er [zi:ɐ], unterlässt aber die Hebung in [de:ɐn]. Die Erhöhung von /o/ zu /u/ ist nicht belegt, /y/ ist nur in [vi:ɐtʃaftfʏrʉn] ‚Wirtschaftsführung‘ zu hören, allerdings ist unklar, ob es sich tatsächlich um eine erhöhte Form handelt, da das Wort auch einfach nur aus dem Hochdeutschen übernommen sein könnte.⁴⁵⁹ Dagegen finden sich aber noch einige Wörter, die /o/ und /ø/ aufweisen: [vo:ɐtvø:ɐtliç] ‚wortwörtlich‘, [ko:ɐ] ‚Chor‘ sowie die bereits erwähnten [hø:ɐt] ‚(es) gehört‘ und [gəhø:ɐn] ‚gehören‘. All diese Lautformen werden durch die Hochsprache gestützt. Dennoch hat die Aussprache [zi:ɐ] gezeigt, dass diese nicht immer wirkt. Auch [li:rɐs] steht ihr entgegen.

In Prischlich ist die Erhöhung dagegen kaum nachzuweisen: Sprecher eins verwendet sie in den MWB-Sätzen nur einmal bei [bi:ɐ], ob es sich in ‚vier‘ und ‚Pferde‘ um /e/ oder /i/ handelt, ist nicht sicher festzustellen. Alle anderen in Frage kommenden

⁴⁵⁴ Während die ersten beiden Probanden die Vokalhebung nutzen, unterlässt sie der dritte. Insgesamt gibt es von jeder Person je zwei Nachweise für das Wort, Sprecher eins verwendet zweimal [hy:ɐt] ‚hört‘, der zweite [hy:ɐdn] ‚gehörten‘ und [təuhy:ɐtɪn], der dritte [hø:ɐt] ‚(es) gehört‘ und [gəhø:ɐn] ‚gehören‘.

⁴⁵⁵ Sie ist bei Sprecher eins in der FE insgesamt fünfmal zu hören.

⁴⁵⁶ Bei den ersten beiden überwiegt beim Verb die Vokalhebung, bei ‚erst‘ /e/. Der letzte Sprecher nutzt bei beiden Wörtern häufiger das /e/. Ob es sich beim einzigen Beleg für die Erhöhung von ‚erst‘ wirklich um eine solche handelt, ist zudem nicht sicher, da der Unterschied zu [e:ɐst] in der Aussprache nicht sehr groß ist.

⁴⁵⁷ Bei [le:ɐdn]/[li:ɐt] überwiegen die nicht erhöhten Formen, wenn auch die jeweiligen Ableitungen herangezogen werden: Zwar ist [li:ɐt] zweimal zu hören und [le:ɐt] nur einmal, jedoch gibt es von [le:rɐs] drei Nachweise. Bei ‚mehr‘ dominiert wiederum [mi:ɐ], das der Proband sechsmal gebraucht. Die Varianten mit /e/ sind viermal nachweisbar, wobei [me:ɐ], [me:rɐɐ], [fəme:rɐn], [fəme:ɐn] je einmal zu hören sind. Hochdeutscher Herkunft ist dagegen [fəme:rʉnskatoʃf].

⁴⁵⁸ Insgesamt ist [zi:ɐ] sechsmal belegt.

⁴⁵⁹ Für Letzteres spricht vor allem der Zusammenhang, da in dem Satz viele hochdeutsche Bezeichnungen vorkommen: „Un denn is noch Flanznbau, dat duuert woll ook ungefähr 'n Johr, un wenn dit nu to Enn is, denn kүүmt noch Tierzucht dortau un Sozialökonomie, a dat is Wirtschaftsführung un sowat Ähnliches noch.“

Wörter weisen keine Vokalhebung auf, allerdings ist die Aufnahme unvollständig, da FT und FE nicht erhalten sind.⁴⁶⁰

Der zweite Proband erhöht in den Übersetzungstexten gar nicht,⁴⁶¹ in der FE lediglich je zweimal zu [vi:ɐ̯] und [fy:ɐ̯t]. Diese Formen sind allerdings deutlich in der Minderzahl, ihre nicht erhöhten Varianten benutzt er deutlich häufiger.⁴⁶² Bei den anderen in Frage kommenden Wörtern beharrt er auf /e/⁴⁶³, für /o/ gab es keine Nachweise, /ø/ ist nur in ‚fahren‘ zu hören.

In Prischlich ist die Erhöhung also weitestgehend noch nicht durchgeführt worden.

Das gilt auch für das außermecklenburgische Sumte: So diphthongieren die Probanden zum einen das /e/ in ‚Bier‘, ‚vier‘, ‚war‘ zu /aj/ bzw. verbleiben einfach beim Monophthong, zum Beispiel bei [me:ɐ̯], [pe:ɐ̯], aber auch [e:ɐ̯st]. Allerdings benutzt der erste Sprecher im FT bereits [di:ɐ̯n], beim dritten ist kaum feststellbar, ob er ‚Pferde‘ mit /e/ oder /i/ spricht. Ähnliche Tendenzen zeigen sich auch bei /ø/: der erste Proband diphthongiert ‚fahren‘ und verwendet den Monophthong in [hø:ɐ̯t], der zweite erhöht zu [hy:ɐ̯t]. ‚fahren‘ diphthongieren alle drei zu [fɔ̯yɐ̯n]. Auch bei /o/ ist nicht immer klar zu entscheiden, ob die Probanden dieses oder bereits /u/ sprechen, das betrifft ‚Ohr‘ beim zweiten und ‚Korn‘ beim dritten Sprecher. Der erste nutzt bei beiden Wörtern /o/, der zweite zumindest in [ko:ɐ̯n], der letzte artikuliert es im Wiederholungssatz auch so und verwendet zudem [o:ɐ̯].

In den FE sind die entsprechenden Vokale ebenfalls nur schwer auseinanderzuhalten. Trotz mehrmaligen Hörens ist es zum Beispiel nicht eindeutig zu klären, ob Sprecher eins zweimal [gi:ɐ̯n] oder [ge:ɐ̯n] sagt. Daher kann auch keine eindeutige Aussage darüber getroffen werden, inwieweit die Erhöhung genutzt wird. Nicht erhöht sind [vo:ɐ̯t] und [gebo:ɐ̯n], ebenso [e:ɐ̯st] und [me:ɐ̯], wogegen die Lautungen bei ‚hören‘, ‚Verkehr‘, ‚lernen‘ und ‚Pferde‘ nicht immer sicher zu bestimmen sind, da der Sprecher die Vokale /e/ und /o/ zumindest dem /i/ bzw. /u/ annähert. Daneben werden diese Vokale zum Teil auch diphthongiert, z. B. in [fajɐ̯] ‚vier‘, [vaj] ‚war‘, [snaʊɐ̯] (ein Nachname), [rɔ̯yt] ‚rührt‘ und [fɔ̯yɐ̯] ‚(ich) fahre, (sie) fuhren‘. Diese Zwielaute lassen sich auch bei den beiden jüngeren Personen nachweisen, so nutzen sie /aj/ in ‚war‘⁴⁶⁴, Sprecher zwei zusätzlich in ‚vier‘, der dritte /ɔ̯y/ in ‚fahren‘. Sie erhöhen kaum, lediglich bei ‚Pferd‘ ist beim zweiten Probanden auch /i/ zu hören, dennoch überwiegen die Varianten mit /e/.⁴⁶⁵ Die jüngste aufgezeichnete Person nutzt auch vorwiegend /e/, z. B. in [me:ɐ̯] und [ze:ɐ̯], lediglich einmal ist /i/ zu hören in [i:ɐ̯smo:l], dem aber acht Formen von ‚erst‘ mit /e/ gegenüberstehen. Für /u/ und /y/

⁴⁶⁰ Im Einzelnen sind das [e:ɐ̯st], [me:ɐ̯], [ve:ɐ̯], [ko:ɐ̯n], [o:ɐ̯] und [fø:ɐ̯n].

⁴⁶¹ Neben den schon beim ersten Sprecher genannten Formen (siehe die vorherige Anm.) sind zusätzlich [be:ɐ̯], [pe:ɐ̯], [fe:ɐ̯], und [hø:ɐ̯t] nachweisbar.

⁴⁶² Insgesamt sind [ve:ɐ̯]/[ve:ɐ̯n] 28-mal zu hören. Bei ‚fahren‘ dominiert die Aussprache mit /ø/, so gibt es zehn Nachweise für [fø:ɐ̯t], drei für [fø:ɐ̯n], zwei für [fø:ɐ̯] und einer für [affø:ɐ̯n].

⁴⁶³ Als Beispiele seien genannt: [pe:ɐ̯], [pe:ɐ̯bø] ‚Pferdebeschlag‘, [bu:dnpe:ɐ̯dø] ‚Außenpferde‘, [fo:ɐ̯ʃaulle:ɐ̯] ‚Fahrschullehrer‘ sowie [hunɐ̯tʃi:funfe:ɐ̯dɪç] ‚154‘.

⁴⁶⁴ Allerdings nutzt Sprecher zwei auch einmal [ve:n] ‚waren‘.

⁴⁶⁵ Auch hier ist teilweise das /e/ kaum vom /i/ zu unterscheiden, deutlich zu hören ist es in [pe:ɐ̯toxt] und [ri:tpɐ̯]. Selbst wenn die Lautungen, deren Bestimmung unsicher ist, allesamt als Erhöhung aufgefasst würden, ist /e/ doch immer noch vorherrschend.

gibt es bei beiden Probanden keinerlei Nachweise, hier dominieren /o/ und /ø/ bzw. im Falle von ‚fahren‘ der Diphthong.⁴⁶⁶

Im nördlicheren Woltersdorf ist die Erhöhung ebenso kaum nachzuweisen. So verwendet der Sprecher [pe:r̥], [fe:r̥], [ko:r̥n], [o:r̥], [hø:r̥t] und [fø:r̥n] in den Übersetzungstexten; ‚war‘ rundet er zu [vø:r̥].⁴⁶⁷ Auch in der FE sind diese Wörter nicht erhöht.⁴⁶⁸ Die einzige Abweichung stellt ‚Bier‘ dar, das der Proband sowohl in den MWB-Sätzen als auch im freien Gespräch mit /i/ ausspricht. Allerdings steht hier eher zu vermuten, dass er das Wort aus dem Hochdeutschen übernommen hat, als dass es sich wirklich um eine erhöhte Form handelt. Das trifft wohl auch für [upfy:r̥t] ‚aufgeführt‘ zu, dem ansonsten [fø:r̥n] entgegensteht. Bereits in den mecklenburgischen Grenzorten ist die Vokalhebung kaum auszumachen. Eine Ausnahme bildete aber Selmsdorf, wo noch relativ viele erhöhte Formen zu finden sind. Im nichtmecklenburgischen Nachbarort Schlutup hingegen ist sie nicht mehr nachweisbar. Der Sprecher verwendet konsequent /e/, /o/ und /ø/ in den Übersetzungstexten.⁴⁶⁹ Auch in der FE sind keinerlei Erhöhungen auszumachen, so sagt er beispielsweise [fre:r̥n] ‚frieren‘, [le:r̥] ‚Lehre‘, [ne:ɣntɛnhunɛtve:r̥dɪç] ‚1940‘ und [fø:r̥n]. Als er auf Mecklenburgisch zu Anfang des Gespräches gefragt wird, in welchem Ort er denn geboren sei, antwortet er: „Denn Uurt? Nee, denn Ort.“ Auf die Frage, ob er einen Unterschied zu den Selmsdorfern ausmachen könne, führt er daher auch aus: „Ja, natürlich, dat hessa [= hest ja] hüürt, hessa hüürt! Wie, wie seck [= seggt] ja hier: ‚Dat hesse [= hest ja] hört.‘ Un dee seckt ja: ‚hesse hüürt‘ un ‚Gäh man beddn tau!‘, ne, un wie seck: ‚Gäh man beddn too.‘“ Hierbei handelt es um die einzigen beiden Nachweise für eine Erhöhung in der gesamten FE. Die Aussprache [ko:lɔnnfyr̥] ‚Kolonnenführer‘ dürfte dagegen aus dem Hochdeutschen entnommen sein. /i/ vor /r/ ist nur bei den Verben auf *-ieren* zu finden,⁴⁷⁰ was die Vermutung erhärtet, dass es sich um einfache Lautübernahmen aus der Standardsprache und nicht um Vokalhebungen handelt. Auch der Sprecher aus Woltersdorf spricht sie mit /i/ aus, z. B. [kɔnfəmi:r̥t] ‚konfirmiert‘, [kɔnstati:r̥t] ‚konstatiert‘ (d. i. die Erfassung der Ankunftszeit einer Brieftaube). Von daher sind die Verben bei den bisherigen Betrachtungen auch weitestgehend unberücksichtigt geblieben, lediglich dort, wo die Zuordnung unsicher war, sind sie angeführt worden.

In den außermecklenburgischen Orten tritt die Vokalhebung kaum bis gar nicht auf. In Westmecklenburg ist sie allerdings auch nicht immer vollständig durchgeführt, zudem hat Prislich an ihr (fast) gar keinen Anteil, auch dort verharren die Sprecher größtenteils bei /e/, /o/ und /i/. Gerade in den westlichsten Untersuchungsorten erhöhen die Probanden teilweise nicht einmal die Wörter, die in der Literatur als

⁴⁶⁶ /ø/ ist in [hø:r̥t] (Sprecher zwei) bzw. [gøhø:r̥t] (Sprecher drei) zu hören, /o/ in [gebo:r̥n] (Sprecher zwei) bzw. in [ko:r̥n], [zɔmɛko:r̥n] ‚Sommergetreide‘ und [vɪndɛko:r̥n] ‚Wintergetreide‘ (Sprecher drei).

⁴⁶⁷ Dabei übersetzt er anfangs das Wort ‚Uhr‘ sogar mit [o:r̥], d. h., so wie Sprecher drei in Lüblow das /e/ im hochdeutschen Wort ‚Ernte‘ erhöht [i:r̥nt], senkt dieser hier das /u/. Auch in der FE gibt es einen Befund: [o:r̥ti:t] ‚Uhrzeit‘.

⁴⁶⁸ Als Beispiele seien genannt: [kenle:r̥t] ‚kennen gelernt‘, [fe:r̥tɪ] ‚vierten‘, [ɛlka:ve:fø:r̥r̥], LKW-Fahrer [mitfø:r̥t] ‚mitgefahren‘, [rɪnɛfø:r̥t] ‚hinuntergefahren‘, [uphø:r̥t] ‚aufgehört‘.

⁴⁶⁹ So spricht er wie der Proband aus Woltersdorf [de:r̥n], [pe:r̥], [fe:r̥], [ko:r̥], [o:r̥], [hø:r̥t] und [fø:r̥n] darüber hinaus [be:r̥]. Er rundet aber ‚war‘ nicht ([ve:r̥]).

⁴⁷⁰ So verwendet er u. a. [obəri:r̥t] ‚operiert‘. Der Sass verzeichnet dagegen zweimal „opereren“, Sass, S. 139 bzw. 350.

Paradigmen zu finden sind, z. B. „Pier“/„Ihr“, „Uhr“ und „hören“. ⁴⁷¹ [hø:ɐn] hält sich teilweise noch bis in die Mitte des Landes, ist aber nicht so stark vertreten wie die erhöhte Form. Das von Stellmacher angeführte „*mîr*“ ⁴⁷² steht dagegen im gesamten Untersuchungsgebiet in Konkurrenz zu [mɛ:ɐ]. Die starke Verbreitung der nicht erhöhten Form ist nicht zuletzt durch den Einfluss der Hochsprache zu erklären, da das entsprechende Wort auch /e/ aufweist. Im Falle von [fi:ɐ] wirkt sie wiederum zugunsten der Vokalhebung, allerdings hat sich die Lautung noch nicht vollkommen gegen [fajɐ] und [fɛ:ɐ] durchsetzen können. Die neueren Aufnahmen aus Rastow, Sukow und Tramm zeigen jedoch, dass die diphthongische Aussprache stark rückläufig ist. Die Probanden dieser Orte benutzen fast immer ausschließlich die erhöhte Variante. Diese Tendenz ist schon an den Tonbandaufnahmen von 1962/63 zu erkennen, da dort in den meisten Orten /e/ und /i/ dominieren und /aj/ zumeist nur noch von älteren Sprechern benutzt wird.

2. 1. 4 Zur Distribution der Diphthonge

Der rein statistisch-beschreibende Abschnitt über die Diphthonge hat gezeigt, dass es in Westmecklenburg durchaus eine einheitliche Aussprache gibt. Relativ konstant ist sie bei bestimmten Kennwörtern, zum Beispiel [baj̯n] ‚Bein‘, [faj̯] ‚Vieh‘, [vaj̯] ‚weh‘, [bl̥aʊt] ‚Blut‘, [br̥aʊdɐ] ‚Bruder‘, [k̥aʊn] ‚Kuchen‘, [r̥ɔyb̥m̥] ‚Rüben‘ und [t̥ɔyb̥m̥] ‚warten‘. Dennoch gibt es Unterschiede, die sich in drei Kategorien einordnen lassen: Einige sind auf das unterschiedliche Alter der Probanden zurückzuführen. Das betrifft besonders die Diphthongierung vor /r/. Sie ist im gesamten Westen stark rückläufig oder in einigen Gebieten bereits durch monophthongische und erhöhte Varianten verdrängt worden. Während Teuchert für die „Schreibform veier nach der Sprachatlaskarte von 1887“ noch als „Ostgrenze Rostock–Bützow–Goldberg–Lübz“ angibt, war diese in den 1960er Jahren nicht mehr vorhanden. Im Norden erfasste die Diphthongierung Alt Meteln und Hoben gar nicht mehr, in Niendorf machte nur noch der älteste Proband Gebrauch von ihr. Im Süden ist sie noch etwas stärker verbreitet, so dass sie auch heute noch nachweisbar ist, allerdings hauptsächlich in den Übersetzungstexten, ein Sprecher aus Sukow benutzt sie in der FE, um die Eigenheiten seiner Banzkower Ortsmundart zu beschreiben, jedoch spricht er ansonsten [fi:ɐ]. In anderen Ortschaften nutzen nur noch die ältesten Probanden den Diphthong, zum Teil auch nur noch in den MWB-Sätzen. Offensichtlich ist er bei bewusstem Sprechen noch präsent, in freier (unbewusster) Rede aber nur noch sehr selten. ⁴⁷³ Gar nicht mehr zu hören war in den neueren Aufnahmen „Beir“,

⁴⁷¹ Vgl. Gernentz, Niederdeutsch, S. 88; Gundlach, Aant, S. 62; Kellner, S. 255 sowie Bußmann, S. 425.

⁴⁷² Stellmacher, S. 147.

⁴⁷³ Die Sprecher in Selmsdorf, Schlagsdorf und Lüttow haben die MWB-Sätze „zugleich mit dem FT 6 Tage vor der Aufnahme“ erhalten, in allen anderen Orten wurden sie ihnen „erst kurz vor der Aufnahme zum Durchlesen gegeben“ (Gundlach, Tonbandaufnahmen, S. 189 f.). Die Probanden in Rastow, Tramm und Sukow mussten die Sätze sofort nach Erhalt in ihre Ortsmundart übersetzen. Gerade ein längerer Zeitraum ermöglicht es den Sprechern abzuwägen, welche Form bzw. welches Wort „passend“ sei. Dadurch ist es durchaus möglich, dass solche gewählt werden, die der Proband kaum noch aktiv gebraucht. Aber selbst wenn der Sprecher diese Texte ohne längere Vorbereitungszeit überträgt, setzt er sich bewusst mit seinem Sprachgebrauch auseinander. So antwortet der älteste Proband aus Tramm auf die Frage, ob „veir“ früher noch gesagt worden sei: „Wie hemm ümmer ‚vier‘ seggt. [...] Ganz früher hemm s’ ‚veier‘ seggt“, wobei er meint, dass selbst seine Großeltern es nicht mehr gesagt hätten: „Nee, nee, ick kann mie nich entsinnen, dat ma einer ‚veier‘ seggt hett.“ Nach

das neben Teuchert bereits Mussäus aufführt.⁴⁷⁴ Der Rückgang erfolgt also nicht gleichmäßig, sondern ist auch vom jeweiligen Wort abhängig.⁴⁷⁵ Die Transkriptionen der Grammophonaufnahmen von Schönberg und dem in der Nähe von Alt Jabel gelegenen Leussow verzeichnen noch „*fajp*“ (S. 8 bzw. S. 20), in Letzterem heißt es auch „*fajtedn*“, 14' und „*fai^phunət*“, 400' (beide S. 20).⁴⁷⁶ Diphthongische Aussprache der Verbendung *-ieren*, für die Kolz und Jacobs noch mehrere Beispiele bringen,⁴⁷⁷ war nur noch in [dʊvələjɪt] (Lüttow) bzw. [dʊvələjɪdɪ] (Lüblow) ‚einen Garn- oder Wollfaden verdoppeln, zusammendreher zu hören.

Das unterschiedliche Voranschreiten monophthongischer Formen und damit der Erhöhung ist gut bei /əu/ und /ɔy/ zu erkennen, denn während der erstgenannte Diphthong kaum noch nachgewiesen werden konnte, ist der zweitgenannte auch bei jüngeren Sprechern zumindest in einigen Orten noch in Gebrauch, z. B. in ‚fahren‘. /əu/ ist in ‚Moor‘ beispielsweise gar nicht mehr zu hören, außer im Ortsnamen [friksməuø] ‚Friedrichsmoor‘, in Zweedorf auch in [snəuø] bzw. in Schlagsdorf und Boldela in [fəu]/[fəuɔ:k].

Neben dem Alter spielen auch die Lage des Ortes und die Sprecher selbst eine Rolle: Im Süden haben sich die Diphthonge etwas stärker halten können als im Norden. Das zeigen bereits die MWB-Sätze: Im Norden wird [fɔyn] schon durch die erhöhte (/y/) bzw. monophthongische (/ø/) Form verdrängt, zum Teil sind es nur noch die älteren

dem freien Gespräch erhielt er dann die MWB-Sätze, die er sogleich übersetzen sollte. Bei ihm wurde ‚vier‘ gleich mehrfach abgefragt. Im ersten derjenigen Sätze, die das Zahlwort enthalten, benutzt er [firø]. (Wir wollen um 10 Uhr mit vier Pferden in die Stadt fahren und den Hund mitnehmen.) Im zweiten jedoch verbessert er dann: „Wie fäuhn mit vier, mit veier Käuh to Höö.“ (Wir fahren mit vier Kühen ins Heu.) Beim nachfolgenden ist dann wieder /i/ zu hören: „Eijen [= ein] Äänt un, un äh, viertenn Gäus sünd in Soot fall.“ (Eine Ente und vierzehn Gänse sind in den Brunnen gefallen.) Dann wechselt er wieder zum Diphthong: „Jie will an veieruntwinnigstn Mai noch äh, Runkl sedn?“ (Ihr wollt am 24. Mai noch Futterrüben säen?) Gerade bei der Übersetzung können Unterschiede zwischen dem Dialekt und der Hochsprache bewusster wahrgenommen werden. So lassen sich z. B. auch die Schwankungen in Schlagsdorf erklären: Auch dort verwendet der älteste Proband den Zwiellaut in den MWB-Sätzen, in der FE jedoch /i/ und /e/. Die Formen in den Übersetzungstexten spiegeln damit also nicht immer ausschließlich den aktiven Sprachgebrauch wider.

⁴⁷⁴ „Hauptgelage (Beir - Bier, Köst - Brotrinde, dann Gastmahl, Häg - Fröhlichkeit, von hägen - lachen her stammend) sind: Fastelbeir vor den Fasten, Pingstbeir nach Pfingsten, Austbeir nach vollbrachter Ernte, oder Fastelköst, Pingstköst, Austköst.“ Mussäus, [Johann Jakob Nathanael]: Ueber die niedern Stände auf dem flachen Lande in Meklenburg-Schwerin, in: Verein für Meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde (Hrsg.): Jahrbücher des Vereins für Meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde, Bd. 2 (1837), S. 122.

⁴⁷⁵ In der Mundartliteratur aus dieser Region schreiben die Autoren noch häufig <ei>, z. B. der aus dem Fürstentum Ratzeburg stammende Clasen: „weir“ (Clasen, S. 1), „Ohrnbeier“ (ebenda, S. 7) „Toeir“ ‚zuerst‘, „van mien veirt Johr“ (beide ebenda, S. 2) usw. Auch bei Hartmann, der ebenfalls aus diesem Gebiet kommt, finden sich solche Formen, neben „weir“ (Hartmann, Leigen, S. 11) z. B. „eire“, „eher“, „eirst“, „taueirst“, „veir Bein“ (alle ebenda, S. 22). Suhrbier, der von der Griesen Gegend berichtet, schreibt „eihre“, „eihrst“, „Kauhheir“, „Kuhhirte“, „veir“ (alle Suhrbier, S. 427), aber durchgängig „wier“, „war“ (z. B. ebenda, S. 426). Beim Spornitzer Helmuth Schröder, der ansonsten <e> bevorzugt, finden sich noch „Heir“, „Hirte“ und „Heirjungsleider“, ‚Hirtenjungenlieder‘, Schröder, Helmuth: Plattdeutsches Lesebuch. Lyrik und Prosa des Volkshäger Lehrers Helmuth Schröder. Ausgewählt und herausgegeben von Hans Erichson, Rostock [2008], S. 138 bzw. S. 135. Bornewiek schreibt „freüen“, ‚frozen‘: „dei Thran'n freüen em up dei Backen fast“ (Bronewiek, S. 8), neigt ansonsten aber zu „Monophthongen“: „verfrier'n“ (ebenda), dazu „Bier“ (ebenda, S. 57), „all vier“ (ebenda, S. 108), „Muir“, „Ruhrdummel“ (beide ebenda, S. 2), „führ“, ‚fuhr‘ (ebenda, S. 1).

⁴⁷⁶ Alle Seitenzahlen beziehen sich auf folgende Ausgabe: Deutsche Mundarten. Mecklenburgisch II und Pommersch. Bearbeitet von Hermann Teuchert und Alfred Schmidt, Berlin 1933 (= Lautbibliothek. Phonetische Platten und Umschriften. Herausgegeben von der Lautabteilung der Preußischen Staatsbibliothek. Nr. 35) (nachfolgend zitiert als Mecklenburgisch II).

⁴⁷⁷ Kolz, S. 112; Jacobs, Teuth. 3, S. 135, Anm. 1.

Sprecher, die den Zwielaute nutzen.⁴⁷⁸ In den FE ist dann ein weiterer Rückgang zu verzeichnen.⁴⁷⁹ Johann Hermann Heinrich Schmidt⁴⁸⁰ notiert 1905 für Gadebusch „muo Mor“⁴⁸¹ und „Ik fyø ich füre“⁴⁸², wobei er aber damit nach eigener Aussage eigentlich den Sprachstand um 1850 beschreibt.⁴⁸³ Er macht allerdings keine Angaben, ob diese Aussprache ländlich oder städtisch ist, schreibt aber zumindest „kou = ku“, „doun = tu,n“, „röyf = ry,be“ sowie als Präteritalform „ik stöyl = i ʃ sta,l“⁴⁸⁴, also ansonsten diphthongisch. Im Süden ist der Zwielaute sogar noch bei der jüngsten Generation anzutreffen.⁴⁸⁵ Aber auch die „Beharrlichkeit“ des Probanden kann die Aussprache beeinflussen, so spricht in Boldela nur der jüngste, eine Frau, in der FE noch [fajø]. 1999 führte Wiese in Südwestmecklenburg eine Befragung zum Aberglauben durch. Ein 67-jähriger Gewährsmann schwankt dabei zwischen „veie Dannenböhm“ (S. 7) und „fiefunviertich“, zudem kommt „tauierst“ (beide S. 8) vor, er verwendet aber auch noch „feuden“, ‚fahren‘ (S. 7).⁴⁸⁶

Im außermecklenburgischen Sumte halten sich diese Formen besser, denn hier verwendet auch der jüngste Sprecher [fajø], [vajø] und [føyen], während sie in Woltersdorf und Lübeck nicht zu hören sind. Zur Verdrängung dieser Laute tragen auch außersprachliche Faktoren bei, wie Aussagen aus Lüttow und Spornitz zeigen, denn gerade die Zwielaute wurden verspottet von denjenigen, die sie nicht (mehr) nutzten.⁴⁸⁷ Eine Fläche mit einheitlicher diphthongischer Aussprache, wie Teuchert sie ausmacht,⁴⁸⁸ ist nicht (mehr) vorhanden. Die Mundartliteratur dieses Gebietes aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts legt den Schluss nahe, dass bereits damals verschiedene Formen – zumindest im schriftlichen Bereich – konkurriert haben.⁴⁸⁹

⁴⁷⁸ Die Diphthonge schreiben noch Clasen: „Maur“ ‚Moor‘ (Clasen S. 7), „Snaur“ ‚Schnur‘ (ebenda, S. 1), „fäurn“ ‚fahren‘ (ebenda, S. 2); Hartmann: „Fauhrwark“ ‚Fuhrwerk‘ (Hartmann, Leigen, S. 68), „Siedensnaur“ ‚Seidenschnur‘ (ebenda, S. 13), „räuhr“ ‚rührt‘ (ebenda, S. 18) usw. Madauss schreibt ‚fahren‘ ebenfalls noch mit <äu>: „Erst ward dor fäuhrt un fäuhrt mit.“ Madauss, Karl-Heinz: Hinning 2. Trilogie. Episoden-Roman in Mecklenburger Platt, [Norderstedt] [2002], S. 90.

⁴⁷⁹ So zum Beispiel in Schlagsdorf, wo der älteste Sprecher in den MWB-Sätzen noch den Diphthong, in der FE aber /y/ gebraucht.

⁴⁸⁰ Schmidt wurde am 28. 1. 1834 in Gadebusch geboren, lebte einige Zeit in Amerika, wurde später Lehrer, u. a. in Husum und Wismar, 1881 trat er eine Oberlehrerstelle in Hagen an, wurde dort 1892 zum Professor ernannt, trat 1899 in den Ruhestand und starb am 18. 11. 1918 in Hirschhorn. Grewolls, Grete: Wer war wer in Mecklenburg-Vorpommern? Ein Personenlexikon, Rostock [1995], S. 386. Grewolls, S. 385, verzeichnet auch einen Heinrich Schmidt, hierbei handelt es sich um dieselbe Person, da der Lebenslauf identisch ist.

⁴⁸¹ Schmidt, J[ohann]. H[ermann]. Heindr[ich].: Laut-Tafel, Mitteilung an Wossidlo (1905), S. 4 (eigene Nummerierung, da sie im Brief teilweise fehlerhaft ist, nachfolgend als Schmidt, Laut-Tafel zitiert)

⁴⁸² J[ohann]. H[ermann]. Heindr[ich]. Schmidt an Richard Wossidlo (15. 7. 1905), S. 5 (eigene Nummerierung, da sie im Brief teilw. fehlerhaft ist). Seine Schreibweisen wurden beibehalten.

⁴⁸³ Schmidt schrieb 1905 bezüglich eines Glossars, das er verfasste, an Wossidlo. In einem Brief vom 15. Juli heißt es: „Nämlich, ich muß auch einen großen Teil Irer ‚Überlieferungen‘ für mich abschreiben; und versuche, ob ich überall imstande bin, di gesprochene Sprache heraus zu finden. Überall? Nein, das wird unmöglich sein, obgleich ich nach der festen Norm der Gadebuscher Aussprache vor etwa 1850 nur redigiren kann.“ J. H. Heindr. Schmidt an Richard Wossidlo, S. 2 f.

⁴⁸⁴ Alle Beispiele Schmidt, Laut-Tafel, S. 3.

⁴⁸⁵ So zum Beispiel in Rastow.

⁴⁸⁶ Alle Seitenzahlen nach: Wiese, René: Aberglaube in Mecklenburg – gestern und heute, in: Stier und Greif. Blätter zur Kultur- und Landesgeschichte in Mecklenburg-Vorpommern. 12. Jahrgang 2002, Schwerin 2002.

⁴⁸⁷ So berichtet eine Lüttowerin, dass im Nachbarort Valluhn ‚vier‘ noch mit Diphthong gesprochen werde und deshalb verspottet werden.

⁴⁸⁸ Teuchert, Beiträge, S. 236.

⁴⁸⁹ So schreibt Clasen fast immer „weir“ ‚war‘ (z. B. Clasen, S. 3), jedoch auch zweimal „wier“ (ebenda, S. 3 und S. 6); Suhrbier verwendet „veir“ (Suhrbier, S. 427), aber einmal auch „Dei viert“ (ebenda, S. 426), er bevorzugt „eihrst“ und „eihre“ (ebenda, S. 427), nutzt jedoch einmal „Irstlichmal“

Schmidt gibt für die Mundart Gadebuschs um 1850 als eine von vier Bedeutungen für „ie“ „hd. ehe, eher, auch iere“ an,⁴⁹⁰ verzeichnet also Erhöhung statt diphthongischer Aussprache. Kolz erwähnt einen neuen „rbg. Komparativ *i^hr^h* ‚eher‘, in der Lv hört man aber auch *i^h* ‚ehe‘“;⁴⁹¹ d. h., die Erhöhung in diesem Wort erfasste Anfang des 20. Jahrhunderts nicht mehr nur die Stadt-, sondern auch die Landsprache. Daneben ist auf den Aufnahmen zu Benin aber auch die zwielautige Variante nachweisbar. Bei ‚war‘ lässt sich bereits eine Veränderung auf den Grammophonaufnahmen feststellen: Während es in Leussow durchgängig „vi^{bc}“ (S. 17) heißt, ist für Schönberg zweimal „vaj^{bc}“ (S. 8 u. S. 9) (Wenkersätze 6 und 18),

(ebenda, S. 428). Diese Varianten könnten durchaus auf Druckfehler zurückzuführen sein, aber der wie Clasen aus dem Fürstentum Ratzeburg stammende Fritz Buddin schreibt einmal „weir“, dann jedoch „wier“ und „wieren“, alle Beispiele: Buddin, Fr[itiz]: Wi in ’t Fürstentum, in: Mecklenburgische Monatshefte. Zeitschrift zur Pflege heimatlicher Art und Kunst. Begründet von Johannes Gillhoff. 9. Jahrg. 100. Heft, Rostock April 1933, S. 214 (nachfolgend als Buddin, Fürstentum zitiert). Bei Wilhelm Beckmann, der ebenfalls in diesem Gebiet gewirkt hat, finden sich „weir“ (S. 1) und „weirn“ (S. 2), aber auch „wier“, „wiern“ (beide S. 2) und „vier Fatt [im Original hervorgehoben, A. K.]“ (S. 1), alle Seitenzahlen nach: Beckmann, Wilh[elm]: Woans dat taugeht, dat von einen Schäpel Kurn fiew Fatt nahmen warn käönt, in: Heimatkalender für das Fürstentum Ratzeburg 1924 vormals Schönberger Kalender, Schönberg 1924, S. 1 f. (da der Heimatkalender keine Seitenzahlen enthält, werden die Aufsatzseiten für sich gezählt). Eine Auszählung ergibt vier „weir“ und ein „weirn“ bzw. drei „wier“, wobei sie sich auf das Ende des Textes hin konzentrieren, und ein „wiern“, d. h., hier ist ein Druckfehler nicht mehr so wahrscheinlich, vgl. auch Baade, W.: Vadder Krasch, in: Mitteilungen des Heimatbundes für das Fürstentum Ratzeburg. Herausgegeben vom Schriftführer des Vereins. 10. Jahrgang. Nr. 4, Schönberg November 1928: „weier“, „weir“ (S. 58), „wir“, „wier“, „wiern“ (alle S. 59), insgesamt kommen die Schreibungen mit <ei> fünfmal, die mit <i> resp. <ie> dreimal vor. Der Schreiber starb nach Angaben des Blattes kurz vor Druck der Geschichte im Alter von 87 Jahren (ebenda, S. 60), wurde also Anfang der 1840er Jahre geboren. Hartmann schwankt in der Erzählung „Nich jeder versteht Spas“ ebenfalls: „dat weir kein Kunst“ – „hei wier so ’n Minsch“ (Hartmann, Leigen, S. 36), desgleichen in „Daniel Assenbrassen in dei Kammer“: „sei wier nich ut dei Gegend“; „so wier dat doch direkt ’n Wunner“ (ebenda, S. 18) – „as weir denn Murer“ (ebenda, S. 19). Das Gedicht „Mudder möt dat Älend.“ enthält ebenfalls beide Varianten, allerdings jeweils nur einmal: „Noch fixer oewer weir dat Wäder.“ (Hartmann, Leigen, S. 59) – „uns Mudders wier je mit tau’n baden [sic].“ (ebenda, S. 51). Im Text „Wat hei’t sülden glöwt urre denn annern blot einen uphacken will“ ist „ierstlich“ zu lesen (ebenda, S. 36), in „Einen gauden Stamm, dei arwt ok na“, aber „eirst“ (ebenda, S. 35). Im Gedicht „Wiehnachten“ schreibt er „wat hebbt wi luert, all vier, fiew Wäken“ (ebenda, S. 60) gegenüber „denn veirten bröch hei noch mit dal“ in „Not in’t Nest“ (ebenda, S. 102) und „Oewer hei har leiwer noch’n Wäkener drei, veir täuben sullt“ in der Erzählung „Dat Hesternest“ (Hartmann, Vertellers, S. 24). Ähnliche Inkonsistenzen weist der Bericht „Von Scheper, Schap un Schillings“ „von ol Schultenvadder ut Demern“ aus dem Jahre 1930 auf, hinter dem sich Joachim Hartmann verbirgt (siehe S. 1, dort wird als Autor „Hartmann, Demern“ angegeben), dieser schreibt u. a. durchgängig „irst“ und „ihrer“, z. B. „ut de irst Hand“ (S. 26), „ihrer dat Gegendeil dorvon“ (S. 27); „weir“ begegnet nur dreimal: „tau bruken weir“, „sett weir“, „allein sin Inkam’ wir nich dornah; taudäm *weir* dei Mann [Hervorheb, A. K.]“ (S. 27), hier schwankt er also im selben Satz, ansonsten nutzt er „wir“/„wiren“, z. B. „Hei wir taufräden“, „wir ook so friedlich un still“, „so wiren sei“ (alle S. 27); <ei> weisen auf: „Kauhheirer“ (S. 28), „Heirkaten“ (S. 28), alle Seitenzahlen nach: Hartmann, [Joachim]: Von Scheper, Schap un Schillings, in: Mitteilungen des Heimatbundes für das Fürstentum Ratzeburg. Herausgegeben vom Schriftführer des Vereins. 12. Jahrgang. Nr. 2, Schönberg Mai 1930, S. 26 – 29. Zudem zeigen sich zwischen den Autoren Unterschiede: Hartmann, Leigen, S. 38, schreibt beispielsweise „genieren“, Beckmann, W., S. 2, „lamentier“, lamentiert (3. Pers. Sg. Präs. Ind.)’, bei Hartmann, Leigen, S. 37, heißt es hingegen „lamenteirt“, Clasen bevorzugt in beiden Fällen <ei>: „lamenteirten“ (Clasen, S. 6) bzw. „scheneir“ (ebenda, S. 4) und nutzt außerdem „Verkehr“, ‚Verkehr‘ (ebenda, S. 3). Bei Beckmann, W., S. 2, findet sich bereits monophthongisches „rühren“, während bei Hartmann, Leigen, S. 18, „räuhrt“, rührt zu lesen ist. Oldörp verwendet in „Wi Nümmser“ in zahlreichen Wörtern vor <r> <ei>, z. B. „Beier“, „estemeiert“, „Klock ‚veier‘“ usw., alle Belege: Oldörp, Bernhard: Wi Nümmser, in: Mecklenburgische Monatshefte. Zeitschrift zur Pflege heimatlicher Art und Kunst. Begründet von Johannes Gillhoff. 6. Jahrg. 6. Heft, Rostock Juni 1930, S. 270. In der Mitteilung „An uns’ ‚Mitglieder‘“ schreibt er jedoch <i>: „Bier“, „De ierst Nummer“, alle Belege:

aber auch einmal „dat vī^{er}“ (S. 10) (Wenkersatz 35) zu lesen.⁴⁹² Die erhöhte Form war damals also bereits in Gebrauch, so dass spätestens zu dieser Zeit gar keine einheitliche Aussprache mehr vorlag.⁴⁹³ Das zeigt auch die Aufnahme aus Pinnow, das ebenfalls noch im von Teuchert angegebenen veir-Gebiet liegt. Dort spricht selbst eine 1882 geborene Probandin durchgängig [fi:v], [bi:v] und [fy:vən]. Sie gibt an, dass ihre Großmutter dagegen noch diphthongisch gesprochen habe. Eine 1913 in Bülow geborene Sprecherin aus Sukow verwendet ebenfalls durchgängig die erhöhten Varianten, die diphthongischen kennt sie nur aus Banzkow. Sowohl Wohn- als auch Geburtsort liegen aber ebenfalls im veir-Gebiet. Jacobs stellt Mitte der 1920er Jahre fest, „[i]n Zapel, Domsühl, Siggelkow, Gr. Pankow und Drehfahl (vgl. *me·dn*) vertritt nur noch eine kleine Gruppe alter Leute *ei*.“⁴⁹⁴ Für ‚Bier‘ gibt er an, es trete „westlich der Lewitz noch in der Gestalt *beia* auf, östlich meist *bi·ə*.“⁴⁹⁵ Die Grenze von „*ēist*, *ēiast* erst, zuerst“ verläuft bei ihm im Süden sehr viel weiter westlich⁴⁹⁶ als die von „*feia* vier, *feiadix* vierzig *freiān* frieren“,⁴⁹⁷ d. h., die Diphthongierungsgebiete sind nicht deckungsgleich. Zudem macht er je nach Bedeutung unterschiedliche Lautungen aus: „*ēist*, *ēiast* erst, zuerst (aber *dēi iest* der erste)“.⁴⁹⁸

Oldörp, [Bernhard]: An uns' ‚Mitglieder‘, in: Mitteilungen des Heimatbundes für das Fürstentum Ratzeburg. Herausgegeben vom Schriftführer des Vereins. 16. Jahrgang. Nr. 1, Schönberg Februar 1934, S. 2. Auch wenn hier von den Verschriftlichungen nicht auf die unmittelbaren Aussprachegewohnheiten der Schreiber geschlossen werden kann, und auch die Mundartliteratur generell (z. B. die Schriften Reuters) diese Schreibungen beeinflusst haben kann, so zeigen sich doch zumindest in ihren Texten zunehmende Verdrängung der „diphthongischen“ Formen und unterschiedliche Realisierungen. Solche Schwankungen zeigen sich also nicht nur im gesprochenen Dialekt. Der nach eigenen Angaben aus Herrnburg stammende Joachim Voß (siehe S. 45), verwendet dagegen 1910 auffällig <e>, so wie es auch auf den Aufnahmen neben /i/ und /aj/ zu hören ist: „utprobeeren“ (S. 45), „Veer“ (S. 47), „veertig“ (S. 45), „veerteihn“ (S. 47), „weer“ (S. 45 und passim), wobei er aber auch erhöht: „n Kraus Dünnbier“ ‚ein Krug Dünnbier‘ (S. 46), „hantiert“ (S. 45), „hüert“ (S. 47), „ihrboren“ (S. 45), „irst“ „irste“ (beide S. 46) „kennen lihren“ (S. 45), „Kurn“ (S. 46), „schenierlich“ (S. 47), „utführt“ ‚ausgeführt‘ (S. 46). Neben „weer“ kommen einmal „wier“ (S. 45) und „wir“ (S. 47) vor, ansonsten weisen ‚vier‘ und ‚war‘ <e> auf. Diphthong vor <r> ist nur einmal in „Uprauhr“ (S. 48) nachweisbar, dem aber „Uprührers“ (S. 46) gegenübersteht, alle Seitenzahlen nach: Voß, Joachim: In Duvennest. Dörpgeschicht ut Meckelbörgschen Lann, in: Schönberger Kalender (zugleich für das Fürstentum Ratzeburg) auf das Jahr 1910, Schönberg 1910, S. 45 – 48. Der 1940 in Kuhstorf geborene und in Techentin bei Ludwigslust aufgewachsene Jürgen Rogge (siehe S. 5) verwendet keine Schreibungen mehr, die auf Diphthonge hindeuten: „Dierten“ ‚Tiere‘ (S. 15), „ierst“ (S. 7), „ierste“ (S. 8) „tauerst“ (S. 12), „wir“ (S. 9) „wihr“ (S. 30) ‚war‘, wobei von Letzterem die diphthongische Variante auch bei Suhrbier nicht mehr vorkommt, daneben begegnen aber wie bei Voß nicht erhöhte Formen, z. B. „Beer“, ‚Bier‘ (S. 25), „Bockbeer“ ‚Bockbier‘, „Deerns“ (beide S. 39), „föhr'n“ ‚fahren‘ (S. 23), „föhrst“, „föhrt“ (beide S. 30), aber „hürten“ ‚hörten‘ (S. 12), „verhüren“ (S. 18), „veer“ (S. 23), „veerteihn“ (S. 22), „verfreern“ (S. 21), „vermehr'n“ (S. 50), alle Seitenzahlen nach: Rogge, Jürgen: Brägenjogging. Episoden up Platt, Rostock [2009]. Gildemeister, der aus Vor-Wendorf bei Wismar stammt (S. 1), schreibt 1908 bereits „Bier“ (S. 23), „ihrer“ (S. 14), „irst“ (S. 12), „upfrieren“ (S. 19), „vier un twintig dusend“ (S. 7), alle Seitenzahlen nach: Gildemeister, Karl: Dörpschult un Senater, Wismar [1908]. Inwieweit diese Formen von den reuterschen beeinflusst sind, lässt sich nicht ermitteln, er schreibt zwar „hadd“ (ebenda, S. 3), orientiert sich also an der Schreibweise Reuters, weicht aber beispielsweise bei den Verbformen ab („keik“, „wir“ usw. [ebenda, S. 3]).

⁴⁹⁰ J. H. Heinr. Schmidt an Richard Wossidlo (15. 7. 1905), S. 4.

⁴⁹¹ Kolz, S. 104.

⁴⁹² Alle Seitenzahlen nach: Mecklenburgisch II.

⁴⁹³ Alfred Schmidt vermerkt deshalb auch unter der diphthongierten Form: „Die mundartechte Form, wofür Satz 35 die Form *viv* der *kovī* gebraucht.“ (Mecklenburgisch II, S. 8).

⁴⁹⁴ Jacobs, Teuth. 3, S. 135.

⁴⁹⁵ Ebenda.

⁴⁹⁶ Jacobs, Teuth. 3, S. 137.

⁴⁹⁷ Ebenda, S. 135.

⁴⁹⁸ Ebenda, S. 137.

Bereits Mussäus kennt, ohne allerdings Angaben zur Verbreitung zu machen, „veir und vier“, „veirtein und viertein“, „veirtig und viertig“ sowie „veirte und vierde“, aber nur „dei ierste“.⁴⁹⁹ Daneben verzeichnet er „Beir“, „Bier“,⁵⁰⁰ „freier“ und „frier“ (ich friere), „fraur“ und „frur“, „fror“, „fraur“ und „froer“, „fröre“,⁵⁰¹ aber wieder nur „Dhiert“, „Tier“,⁵⁰² „Muur“, „Moor“ und „Ruhr“.⁵⁰³ In der Konjugationstabelle von ‚sein‘ führt er neben ‚was‘ ausschließlich Formen mit <i> an: „wier“, „wierst“ usw.,⁵⁰⁴ das betrifft auch die Beispiele, wo es als Hilfsverb fungiert, z. B. „ick wier worren“.⁵⁰⁵ Ein paar Seiten später notiert er aber „wier“ und „weier“.⁵⁰⁶ Hier konkurrieren also mehrere Formen miteinander, eine einheitliche Lautentwicklung aller /e/, /o/ und /ø/ lässt sich daraus nicht ableiten. Inwieweit hier eine regionale Verteilung vorliegt, ist anhand der Angaben nicht festzustellen.⁵⁰⁷ Dietz unterscheidet Anfang des 19. Jahrhunderts immerhin zwischen Stadt und Land: „Ausser dass der Bauer in Mecklenburg gewöhnlich *Beer* spricht (doch so, dass dem *ee* ein weiches *j* angehängt und das *r* abgestumpft wird), höret man auch im Plattdeutschen fast durchgehends *Bier*“.⁵⁰⁸ Seine Ausführungen lassen aber nicht unbedingt auf eine diphthongische Aussprache schließen, noch kennzeichnet er, wo auf dem Lande so gesprochen wurde.⁵⁰⁹

⁴⁹⁹ Alle Nachweise: Mussäus, Sprachlehre, S. 32.

⁵⁰⁰ Ebenda, S. 4.

⁵⁰¹ Alle Nachweise: ebenda, S. 53.

⁵⁰² Ebenda, S. 4.

⁵⁰³ Beide Nachweise: ebenda, S. 4.

⁵⁰⁴ Ebenda, S. 38.

⁵⁰⁵ Ebenda, S. 40.

⁵⁰⁶ Ebenda, S. 55.

⁵⁰⁷ Eine kurze Lebensskizze über Mussäus liefert Br[ü]ssow, Fr[iedrich]: Vaterlaⁿdisches Nekrologium. 1839. II. Johann Jacob Mussäus, in: Freimu^tthiges Abendblatt, 21. Jg., Nr. 1070, Schwerin 1839, Sp. 539 f.:

Demnach wurde Mussäus in Groß Methling, das östlich von Gnoien liegt, geboren. Er studierte in Rostock und Berlin, wurde 1814 Lehrer in Ludwigslust und übernahm 1822 die Pfarrstelle in Hanstorf bei Bad Doberan, wo er am 29. März 1829 starb. Aufgrund dieser Daten ist kaum festzustellen, auf welche Region (oder Regionen) Mussäus sich bezieht, denn er könnte als Grundlage seiner Beschreibungen Ludwigslust, Hanstorf, möglicherweise beide oder noch mehr Orte genutzt haben. Die unterschiedlichen Angaben zu ‚vier‘ könnten deshalb regionale Unterschiede kennzeichnen, den Unterschied zwischen Stadt und Land oder einfach Schwankungen in der Aussprache bedeuten, was z. B. für Hanstorf nicht ungewöhnlich wäre, da es an der teuchertschen veir-/vier-Linie liegt. Dass aber selbst Ende des 19. Jahrhunderts nicht zwangsläufig von geschlossenen Flächen auszugehen ist, scheinen auch Wossidlos Volksüberlieferungen anzudeuten, in denen er zwar überwiegend monophthongisch schreibt, aber vor <r> durchaus zwischen <ei> und <ie> unterscheidet. Inwieweit er Lautungen notiert hat, ist nicht unbedingt sicher, aber auffällig sind die Schwankungen dennoch. Für das „Lied von Peter Ott“ erfasst er Varianten aus mehreren Orten. So heißt es im westmecklenburgischen Pokrent z. B. „dat beir füng an to brusen“ (Wossidlo, Volksüberlieferungen 2, S. 224, Nr. 1572), im strelitzischen Kratzeburg „dor wullen se bier von brugen“ (ebenda, S. 225, Nr. 1576). In Pokrent sind jedoch für ‚war‘ zwei Varianten notiert, die wohl einen Unterschied in der Lautung andeuten sollen: „dor wier nümms in as en oll fru“ (ebenda, S. 224, Nr. 1572) gegenüber „de oll fru weir stockenblind“ (ebenda, S. 225, Nr. 1572). Im ratzeburgischen Palingen findet sich „beir“, aber auch „wier“ (ebenda, S. 222, Nr. 1558), während in Selmsdorf und Schlagsdorf, die auch in diesem Gebiet liegen, auf den Aufnahmen daneben auch noch die diphthongische Variante nachweisbar ist. Aus Gadebusch erfasst Wossidlo „beir“ und „wier“ (ebenda, S. 221, Nr. 1555). Auffällig sind aber auch Belege für „bier“ aus dem „Beir“-Gebiet, das laut MWB, I, Sp. 848, „in der Westhälfte bis zur Linie Ro–GüBütz–PaGoldb–Lübz“ gelte: Mestlin (Wossidlo, Volksüberlieferungen 2, S. 226, Nr. 1580), Höltingsdorf, östl. von Wismar gelegen (ebenda, S. 223, Nr. 1566), Hagenower Heide (ebenda, S. 222, Nr. 1559), in Waschow, das westl. von Wittenburg liegt, ist „bier“ selbst bei einer alten Frau belegt (ebenda, S. 224, Nr. 1571). Dass es sich bei den „Erhöhungen“ um bloße Fehler handelt, die während der Aufzeichnungen entstanden sind, scheint anhand der unterschiedlichen Varianten kaum denkbar, die z. T. in ein und demselben Spruch vorkommen.

⁵⁰⁸ Dietz, S. 125.

⁵⁰⁹ Vgl. auch Kap. 2.4.3.1, wo auf das Alter der Lauterscheinungen eingegangen wird.

Friedrich Wigger notiert in seiner hochdeutschen Grammatik 1859 für „verlieren“ „pd. breit: verleiern“, aber auch diese Angabe ist viel zu allgemein, als dass daraus eine Verbreitung abgeleitet werden könnte.⁵¹⁰

Seelmann berichtet, er habe vom Groß Lantower Friedrich Cammin erfahren, dass die „Einwohner eines kleinen Bezirks im Amte Güstrow, welcher die Dörfer Kritzkow, Kuhs und Zehlendorf umfasst, [...] früher wegen ihrer breiten Aussprache gehänselt [wurden], sie sagten z. B. ‚*Rauhr* statt *Ruhr* (Rohr), *Räuhr* statt *Rühr* (Ofenröhre), *Snaur* statt *Snur* (Schnur)‘.“⁵¹¹ Hier ist zumindest eine geographische Einordnung möglich, allerdings deutet diese Aussage nicht auf ein größeres, zusammenhängendes Gebiet hin, sondern vielmehr auf eine örtliche Besonderheit. Ob hier Reste einer früher allgemein geltenden Aussprache vorliegen, lässt sich nicht bestimmen.

Die Diphthongierung erfasst in vielen Orten auch die Präteritalformen, so z. B. zu hören in [gajf] ‚gab‘ und [kɔym] ‚kam‘. Sie wird aber nicht immer konsequent durchgeführt, so verwendet Sprecher vier aus Welzin [ge:f] und [kre:ç] ‚kriegte‘, aber auch [rɔit] ‚ritt‘; der zweite aus dem Ort wiederum diphthongiert die beiden erstgenannten Formen. Der fünfte nutzt [drɔyçø] ‚trug er‘, [kɔym] und [slɔygn] ‚schlugen‘, aber auch einmal [kø:m]. Ausschließlich monophthongisch erscheinen [fø:l]/[føl] ‚fiel‘ und [hø:l]/[hœl]. Auch von [brø:k] ‚brach‘, [sprø:gn] ‚sprachen‘ und [træk] ‚zog‘ konnten keine Formen mit Zwielaute nachgewiesen werden, allerdings ist die Belegdichte auch nicht sehr groß. Hartmann schreibt hingegen <äu> bei ‚sprache‘: „as spräuk ein heilig Wür“⁵¹² und ‚brach‘: „denn Jung bräuk meist dat Hart“⁵¹³, verbleibt aber bei „t‘ geföl em hier denn lüten Mann“⁵¹⁴ und „Nast föl mi‘t in mien hübschen Blaumen“⁵¹⁵ bei <ö>. Jacobs notiert für den Westen „*sbröük* sprach“⁵¹⁶, wobei er dazu bemerkt: „Der Diphthong *ei* erscheint seltsamerweise im Westen in den Präteritalformen nie.“⁵¹⁷ Das stellt er für ‚traf‘ fest.⁵¹⁸ Die Diphthongierung ist im Norden in allen Planquadraten nachweisbar, im Süden ist sie ortsabhängig: Während sie in Alt Meteln zum Teil noch zu hören sind in [gajf] und [krajç], herrschen in Boldela Monophthonge vor. /ɔy/ ist bereits in Hoben seltener, hält sich aber auch noch in Alt Meteln. Allerdings ist der Zwielaute nur noch bei ‚kamen‘ nachzuweisen, bei Sprecher eins auch in ‚nahmen‘, ‚schlafen‘ weist ihn nicht mehr auf. Zudem benutzte ihn nur noch die jeweils älteste Person in den beiden Orten. In Niendorf ist er auch bei jüngeren Probanden noch häufiger und erfasst mehrere Verben ([lɔybm] ‚liefen‘, [mɔyk] ‚machte‘, [nɔym] ‚nahm‘, [ʃlɔyt] ‚schloss‘). Die Sprecher in Boldela sagen bereits [kø:m]/[ke:m], doch kommen auch [lɔyt] ‚ließ‘ und [mɔygn] neben [mø:k] vor. In Sukow, Rastow, Pinnow und Tramm herrscht monophthongische Aussprache vor ([ge:f], [ke:m], [ʃlø:bm]), während in den südlicheren Lüblow und Glaisin wieder /ɔy/ nachweisbar ist, /aj/ hingegen auch hier nicht mehr. Der Gebrauch des Zwielautes nimmt also in den östlichen Gebieten

⁵¹⁰ Wigger, Grammatik, S. 6.

⁵¹¹ Seelmann, Wilhelm: Zur Brinckman-Forschung, in: NdJb 43 (1917), S. 9 f.

⁵¹² Hartmann, Leigen, S. 51

⁵¹³ Ebenda, S. 111.

⁵¹⁴ Ebenda, S. 75

⁵¹⁵ Ebenda, S. 66.

⁵¹⁶ Jacobs, Teuth. 3, S. 132 f.

⁵¹⁷ Ebenda, S. 132, Anm. 2.

⁵¹⁸ Ebenda, S. 133.

nach Süden hin ab.⁵¹⁹ Auch in den nichtmecklenburgischen Orten ist die Aussprache nicht einheitlich: In Sumte werden /e/ und /ø/ größtenteils diphthongiert, in Woltersdorf nur noch /e/, in Schlutup sind keine Zwielaute nachweisbar. Während die Diphthongierungen vor /r/ rückläufig und die der Präteritalformen regional begrenzt sind, gelten sie für die oben genannten „Kennwörter“ für das gesamte, bisher untersuchte Gebiet. Schwankungen sind hier besonders immer dann zu beobachten, wenn es sich um Wörter handelt, die im Satz oder Wort unterschiedlich betont werden können. Dazu gehören ‚er‘, ‚sie‘, ‚die‘/‚der‘ sowie ‚zu‘.⁵²⁰ Obwohl die beiden Personalpronomina von der Lautstruktur her ähnlich sind, ist [se:] häufiger als [zaj], während bei ‚er‘ [haj] deutlich überwiegt. Monophthongische Aussprache dominiert auch bei ‚der‘/‚die‘. Solche Schwankungen sind sogar in den „normalisierten“ Nachweisen des MWB zu finden: *„wenn’n dor sitt inne Stuw mit dei upschaben Flechten, denn kümmt kein Minsch (zu Besuch), æwer wenn’n in de gröttste Møl sitt, denn kamen s’ all’ antaustahn HALübth [Lübtheen]“*.⁵²¹ Hinzu kommen individuelle Aussprachen, z. B. [ke:n], das neben [kajn] aber deutlich zurücksteht. Die „Kennwörter“ werden auch im außermecklenburgischen Sumte diphthongiert, Woltersdorf weicht nur mit der Aussprache [ve:] ab, in Schlutup herrschen dagegen die Monophthonge /e/, /o/ und /ø/ vor. Die Unterschiede zwischen den beiden erstgenannten und den mecklenburgischen Grenzorten sind damit nicht sehr groß, hingegen setzt sich das zu Lübeck gehörende Schlutup deutlich vom mecklenburgischen Nachbarort Selmsdorf ab.

Eine Abweichung von diesem Schema stellt jedoch der Monophthong in [kle:t] ‚Kleid‘ dar, das in Bennin, Boldela und Selmsdorf zu hören ist. In Eldena heißt es dagegen [rɪnnɛklajdn̩]. In Selmsdorf ist außerdem [le:d] ‚leid‘ zu hören. Diese Beispiele erwähnt auch Teuchert, vermag aber nicht zu erklären, warum die Diphthongierung hier ausgeblieben ist.⁵²²

⁵¹⁹ In der Mundartliteratur Westmecklenburgs sind die Formen mehrfach belegt, z. B. bei Clasen: ‚bleiw‘ ‚blieb‘ (Clasen, S. 1), ‚dreiben‘ ‚trieben‘ (ebenda, S. 4), ‚eit‘ ‚aß‘ (ebenda, S. 3), ‚geiw‘ ‚gab‘ (ebenda, S. 1), ‚greipen‘ ‚griffen‘ (ebenda, S. 2), ‚kreig‘ ‚kriegte, bekam‘, ‚leigen‘ ‚lagen‘ (alle ebenda, S. 1), ‚leis‘ ‚las‘ (ebenda, S. 2), ‚reit‘ ‚ritt‘ (ebenda, S. 4), ‚seig‘ ‚sah‘, ‚seiten‘ ‚saßen‘ (beide ebenda, S. 3), ‚smeit‘ ‚warf‘ (ebenda, S. 4), ‚steik‘ ‚steckte, stak‘ (ebenda, S. 1); ‚dräug‘ ‚trug‘ (ebenda, S. 1), ‚fäutn‘ ‚fassten‘ (ebenda, S. 2), ‚käum‘ ‚kam‘ (ebenda, S. 1), ‚läupen‘ ‚liefen‘ (ebenda, S. 2), ‚läuten‘ ‚ließen‘ (ebenda, S. 2 auf derselben Seite auch als ‚leuten‘), ‚mäuken‘ ‚machten‘ (ebenda, S. 2, auch als ‚meuk‘ ‚machte‘ [ebenda, S. 6]), ‚näuhm‘ ‚nahm‘ (ebenda, S. 2), ‚weuk ick up‘ ‚wachte ich auf‘ (ebenda, S. 3). Hartmann verwendet diese Formen auch, bei ihm finden sich zusätzlich noch ‚freit‘ ‚fraß‘ (Hartmann, Leigen, S. 109), ‚steig‘ ‚stieg‘ : ‚seig‘ (ebenda, S. 61); ‚dräup‘ ‚traf‘ (ebenda, S. 75), ‚fräug‘ ‚fragte‘ (ebenda, S. 88), ‚kräupen‘ ‚krochen‘ : ‚versäupen‘ ‚ertranken‘, hier eher: ‚versanken‘ (ebenda, S. 62) und ‚schäut‘ ‚schoss‘ (ebenda, S. 75). Joachim Voß aus Herrnburg schreibt u. a. ‚beuden‘ ‚boten‘, ‚dreup‘ ‚traf‘ (beide Voß, S. 45), ‚leut‘ ‚ließ‘ (ebenda, S. 46), ‚seig‘ ‚sah‘ (ebenda, S. 47), ‚seiten‘ ‚saßen‘ (ebenda, S. 46). Sie sind auch bei Karl Suhrbier belegt, der aus dem Südwesten stammt (z. B. Suhrbier, S. 426: ‚dreib’n‘ ‚trieben‘, ‚kreig’n‘; ‚dräug’n‘ ‚trugen‘, ‚käumen‘, ‚mäuken‘ ‚machten‘). Der aus Vor-Wendorf bei Wismar stammende Karl Gildemeister verwendet sie größtenteils: ‚beid‘ ‚bat‘ (Gildemeister, S. 15), ‚freiten‘ ‚fraßen‘ (ebenda, S. 24), ‚geiw‘ (ebenda, S. 12), ‚keik‘ (ebenda, S. 3), ‚kreig‘ (ebenda, S. 6), ‚leig‘ ‚lag‘ (ebenda, S. 10), ‚reit‘ ‚riss‘ (ebenda, S. 8), ‚reiw‘ ‚rieb‘ (ebenda, S. 11), ‚seig‘ (ebenda, S. 3), ‚seit‘ (ebenda, S. 22), ‚sweig‘ ‚schwieg‘ (ebenda, S. 11); ‚Dreup‘ ‚träfe‘ (ebenda, S. 15), ‚fläug‘ (ebenda, S. 7), ‚fräug‘ (ebenda, S. 4), ‚läup‘ (ebenda, S. 15), ‚mäuk‘ (ebenda, S. 10), ‚räup‘ (ebenda, S. 4), ‚släug‘ (ebenda, S. 7), ‚spräuk‘ (ebenda, S. 4), ‚upwäuken‘ ‚aufwachten‘ (ebenda, S. 19), im Gegensatz zu den anderen Autoren schreibt er aber ‚leit‘ ‚ließ‘ (ebenda, S. 4) und ‚neihm‘ ‚nahm‘ (ebenda, S. 12) und verbleibt beim monophthongischen ‚kem‘ (ebenda, S. 10 u. 11) dazu ‚kemen‘ (ebenda, S. 23), ‚herkem‘ (ebenda, S. 3).

⁵²⁰ Vgl. Kapitel 5.4.

⁵²¹ MWB, II, Sp. 974.

⁵²² Teuchert, Beiträge, S. 217.

2. 1. 5 Zu den Lautentwicklungen /ai/ > /e/, /au/ > /o/ (/ø/), /ɔy/ > /ø/

Zur Diphthongierung gegenläufig sind Aussprachen wie [e:] ‚Ei‘, [he:] ‚Heide‘ und [ve:] ‚Weide (Feld)‘, deren Hauptvarianten im MWB mit Zwiellaut verzeichnet sind. Auch das Zahlwort ‚zehn‘ ([tedɳ]) sowie einige Verben (u. a. [medɳ] ‚mähen‘ und [zedɳ] ‚säen‘) und das Adjektiv ‚rein‘ ([redɳ]) sind davon betroffen, allerdings ist deren /e/ etwas kürzer. Daneben sprechen einige Probanden auch /o/ und /ø/ statt /əu/ und /ɔy/, so z. B. in [ho:gn]/[hø:gn] ‚hauen‘, [do:x] ‚Tau‘, [frø:dn] ‚freuen‘, [hø:] ‚Heu‘, [strø:dn] ‚streuen‘ usw. Diese monophthongische Aussprache ist vor allem im Süden Westmecklenburgs verbreitet,⁵²³ im Norden ist sie nur noch zum Teil in Selmsdorf nachweisbar,⁵²⁴ die außermecklenburgischen Schlutup und Sumte nehmen daran nicht teil, in Woltersdorf ist sie noch in [kre:n] und [me:n] fassbar. Die Transkription der Grammophonenaufnahmen verzeichnet für Schönberg ‚mēt‘ ‚mähen (3. Pers. Pl. Präs.)‘, ‚tut‘ erscheint mit nachklingendem /i/: ‚dēt‘.⁵²⁵ In Leussow heißt es ‚mēy‘, ‚dejt‘,⁵²⁶ des Weiteren ‚tēdn‘ ‚10‘, ‚dü^ptedn‘ ‚13‘, ‚fajtedn‘ ‚14‘⁵²⁷. Besonders im Nordwesten ist die Erscheinung also rückläufig, wie der Vergleich der Befunde aus Selmsdorf mit den älteren aus Schönberg zeigt. Innerhalb Mecklenburgs stellen Woez, Boldela und Banzkow/Tramm die nördlichsten Orte für die meisten dieser monophthongischen Aussprachen dar; Möllin, Alt Meteln und Pinnow/Sukow weisen sie nicht mehr auf. J. H. Heinrich Schmidt verzeichnet für Gadebusch diphthongisches ‚tai’n δέκα, hd. tse,n‘; ‚vaī voμή, hd. vaide‘ und ‚hay wi hd. =

⁵²³ Als Beispiel aus der Mundartliteratur sei ein Text von Karl Suhrbier genannt, er schreibt u. a. ‚Eer‘ ‚Eier‘ (Suhrbier, S. 427), ‚Meedag‘ ‚Maitag‘ sowie ‚Meedagsdag‘ ‚Maitagstag‘ (beide ebenda, S. 428), aber auch ‚Twölf, Föftein [sic] ok Achtein-Eeners‘ ‚Zwölf-, Fünfzehn-, auch Achtzehnder (= Hirsche)‘ (ebenda, S. 427). Nachweise für ‚Eer‘ sind auch in ‚Fiek’n hätt schräb’n ut Hagenow...‘ zu finden, die Lebenserinnerungen dortiger Bewohner enthält, so in einem Pfingstspruch aus Loosen: ‚söss Poor Eer hämm’n ji woll‘ (Karls, S. 144, Nr. 256) bzw. ‚unn sünd dei Eer väl tau klein‘ (ebenda, S. 145, Nr. 256), in einem Bericht eines Bewohners dieses Ortes heißt es: ‚Dei verköfften wi denn an ‚Eer-Penning‘, dei ok Eer unn Borrer uppköf unn einmal in’e Woch nah Hamborg liewerte.‘, wobei aber auch ‚in’n Mai‘ vorkommt (beide Zitate ebenda, S. 191, Nr. 344). Bei Madauss finden sich ‚Sommerwee‘ ‚Sommerweide‘ (Madauss, S. 25) und ‚Häusler-Wee‘ ‚Häuslerweide‘ (ebenda, S. 137), aber er schreibt ‚intwei‘ (ebenda, S. 202).

⁵²⁴ Die Schreibungen des aus dem Fürstentum Ratzeburg stammenden Clasen legen zumindest eine Aussprache nahe, die nach /e/ hin tendiert, z. B. ‚bejdn‘ ‚beiden‘ (S. 1), ‚drejht‘ ‚gedreht‘ (S. 7) ‚föftejdn Johr‘ ‚15 Jahre‘ (S. 1), ‚intwej‘ ‚entzwei‘ (S. 1), wogegen er ‚twei‘ ‚zwei‘ (S. 2) schreibt; ‚Krehjn‘ ‚Krähen‘ (S. 2), ‚Mitarbejten‘ ‚Mitarbeiten‘ (S. 1), ‚veitejdn‘ ‚14‘ (S. 6). Alle Seitenzahlen nach Clasen (s. Anm. 242). Baade, S. 59, schreibt ‚Klock tehn‘. Rudolf Hartmann verwendet ebenfalls <e>: ‚bee‘ ‚beide‘ (Hartmann, Leigen, S. 22), ‚Eer‘ ‚Eier‘ (Hartmann, Vertellers, S. 24), ‚intwee‘ ‚entzwei‘ (ebenda), ‚Kre‘ ‚Krähe‘, ‚Kredengesinnel‘ ‚Krähengesindel‘ (beide Hartmann, Leigen, S. 24), ‚Kreeh‘ ‚Krähe‘ (Hartmann, Vertellers, S. 32), ‚Meeborg‘ ‚Maiburg (Nachname)‘ (Hartmann, Leigen, S. 25), ‚tau reden Diamanten‘ ‚zu reinen Diamanten‘ (ebenda, S. 28), ‚reden Sündflaut‘ (ebenda, S. 48), ‚mit mien twedig Sahlen‘ ‚mit meinen entzwei gegangenen Sohlen‘ (ebenda, S. 66). Allerdings schwankt er in seiner Schreibung, denn es kommen auch ‚diphthongische‘ Varianten vor: ‚Eier‘ (Hartmann, Leigen, S. 27), ‚reiden‘ : ‚Herrlichkeiten‘ (ebenda, S. 71, vgl. dagegen Hartmann, Vertellers, S. 75: ‚Herrlichket‘, ‚reiden‘ steht also nicht zwangsläufig wegen des Reimes, auch einer mit bloßem <e> wäre möglich gewesen), ‚Teiden Johr‘ (ebenda, S. 36), vgl. dazu auch Hartmann, J., S. 27: ‚Heestrünker‘ ‚Heidekrautsstrünke‘ gegenüber ‚Weid‘.

⁵²⁵ Beide Nachweise: Mecklenburgisch II, S. 10.

⁵²⁶ Beide Nachweise: ebenda, S. 17.

⁵²⁷ Alle Nachweise: ebenda, S. 20.

χόρος“ ‚Heu‘,⁵²⁸ unterscheidet aber zwischen ländlichem „e.je, stätisch **ai** Eier“.⁵²⁹ Im Süden ist die monophthongische Aussprache noch in Glaisin, aber nicht mehr in Eldena und Prislich zu hören, in Spornitz ist sie nahezu verdrängt durch die diphthongische. Etwas besser gehalten hat sich lediglich [dø:t] ‚(es) taut‘, das auch in Pinnow und Spornitz noch zu hören ist.⁵³⁰ Allerdings verwendet in diesen Orten jeweils ein Sprecher schon /ɔy/. Jacobs verzeichnet bereits in den 1920er Jahren einen Rückgang dieser Varianten:

Es muß hinzugefügt werden, daß die *e*-Formen dieser Gruppe vor den überlegenen *ei*-Formen des kulturell höher stehenden Ostens und der Städte zurückweichen und daß im Verfolg dessen in einigen Dörfern des *e*-Gebietes nur noch $\frac{1}{3}$ oder gar $\frac{1}{10}$ der Einwohnerschaft *me-dn* spricht, wo aber früher allgemein diese Form gegolten hat. Solche Dörfer sind Zapel, Domsühl, Siggelkow, Gr. Pankow, Marnitz, Suckow, Drefahl.⁵³¹

Teuchert führt diese Monophthonge auf „westfälische Schärfung“ zurück: „Als Folge des scharfgeschnittenen Silbenakzents deute ich Vorgänge an den Diphthongen *ei(i)* und *ou(w)*; sie sind in der ländlichen Mundart des Westens und Südens festgestellt worden und noch erkennbar. Betroffen sind germ. *aii*, der *i*-Umlaut von germ. *ai*, *êi* aus *âi* und germ. *auu*.“⁵³² Daher sieht er eine Verbindung zwischen westmecklenburgisch „ho·gn“ mit den „gleichgebildeten Formen soestisch *ęza* ‚Eier‘, *ho·zn* ‚hauen‘“.⁵³³ „Der Vokallänge geht Kürze voraus, und *-d-* vor *-n* und *-l* ist mecklenburgische Besonderheit. Sieht man davon ab, so sind als ursprüngliche Lautstufen die westfälischen Formen *dezn* ‚drehen‘, *ho·zn* ‚hauen‘ (Soest) und die daraus geflossenen hinterpommerschen *me·jə*, *mejə* ‚mähen‘, *rejn* / *redn* ‚rein‘, *sdejl* ‚steil‘, *ho·zə* ‚hauen‘ anzusetzen.“⁵³⁴ Fraglich ist aber, warum diese Wörter erst gekürzt, dann aber wieder gedehnt wurden. Außerdem weist das schon in mittelniederdeutscher Zeit auftretende „ęza“⁵³⁵ ein kurzes, offenes /e/ auf, das westmecklenburgische ist lang und geschlossen [e:ɐ̯]. Ungeklärt ist zudem, wann diese Lauterscheinung im Mecklenburgischen Einzug hielt und wann es zu einer Vokallängung gekommen ist. Der Monophthong erscheint aber auch in [de:t], [ge:t], [sle:t], [ste:t] und [ve:t], die eine lautliche Ähnlichkeit mit [dre:t], [me:t] und [ze:t] aufweisen.⁵³⁶ Das MWB gibt

⁵²⁸ Alle Nachweise: Schmidt, Laut-Tafel, S. 3, wobei er /ɔy/ mit Hilfe von <ay> darstellt.

⁵²⁹ Ebenda, S. 9.

⁵³⁰ In der Mundartliteratur ist es ebenfalls bei Hartmann, Leigen, S. 60, belegt: „Wenn’t nich bald döden deet“. Bei ihm findet sich mehrfach <ö>, allerdings nicht einheitlich: „fröden“ ‚freuen‘, die Geschichte heißt jedoch „Winterfreuden“ (beide ebenda, S. 38), „Fröh“ ‚Freude‘ (ebenda, S. 71), im selben Gedicht steht jedoch diphthongisches „reiden“ (ebenda). Clasen verwendet <öj>: „Fröj“ ‚Freude‘ (Clasen, S. 1), „Höj“ ‚Heu‘ (ebenda, S. 3). Bei Oldörp finden sich „fröidn“, „updöit“ (beide Belege: Oldörp, Nümmser, S. 270) und „fröi ik mi“ (ebenda, S. 272), was auf /ø/ hindeuten könnte. Für die Griese Gegend sei Suhrbier, S. 428, angeführt, der „ströt’n“ ‚streuten‘ schreibt.

⁵³¹ Jacobs, Teuth. 3, S. 133.

⁵³² Teuchert, Beiträge, S. 223.

⁵³³ Ebenda.

⁵³⁴ Ebenda, S. 224.

⁵³⁵ Vgl. Schophaus, Renate: Zur Lautentwicklung im Hiatt in den westfälischen Mundarten. Unter Mitwirkung von Robert Damme und Hans Taubken bearbeitet und herausgegeben von Hermann Niebaum, Köln, Weimar, Wien 2003, S. 51: „a° 1376-79 Wunstorff VI. sol. *Honre vnde Eggere*“.

⁵³⁶ In mundartlichen Texten aus Westmecklenburg sind verschiedene Schreibweisen zu verzeichnen, wobei kaum zu ermitteln ist, ob es sich dabei um unterschiedliche Aussprachen handelt, oder ob die Schreiber sich von anderen Autoren haben beeinflussen lassen: Oldörp verwendet beispielsweise <ei>: „deit“, „sleit“, „utgeit“ (beide Oldörp, Nümmser, S. 270), „steit“ (ebenda, S. 271), er schreibt auch „beid’n“ (ebenda, S. 269). Clasen nutzt <ej>, was auf eine Aussprache zum /e/ hindeutet: „dejt“ (Clasen, S. 6), „drejht“ (ebenda, S. 7); Hartmann verwendet überwiegend /e/, teilweise aber auch

für „Mee“ an, dass „vermutlich westfälische Schärfung“ anzunehmen sei,⁵³⁷ allerdings ist dafür eine flektierte Form anzusetzen, deren Hiattilgung getilgt werden muss,⁵³⁸ wie zum Beispiel im westfälischen „|megədax| ‚1. Mai‘“⁵³⁹. Da das mecklenburgische „Maidag“ solch einen Hiatt aber nicht aufweist, müsste solch eine Flexionsform schon sehr alt und heute ausgestorben sein. Das MWB erfasst allerdings nur „3 sch. vor meyg [hier Häuserschmuck, A. K.] jegen Pinxten‘ (Wi 1499)“ bzw. „so gekarenn in der meytidt, bringet dath ampt hem den mey, so gyfft he I tn. biers“⁵⁴⁰, daher ist schwer zu sagen, ob es überhaupt einen Hiatt im Mecklenburgischen gab, den solch eine Schärfung dann beseitigt hat. Bei [hø:] und [ɪntve:] wäre ein Hiatt nur in den entsprechenden Verben „heuen“ bzw. „tweien“ vorhanden. Im Falle von [e:] tritt er nur im Plural auf, bei [he:] und [ve:] hingegen gar nicht, da bereits im Mnd. <d> (vgl. weide)⁵⁴⁰ ihn unterbunden hat, ebenso wenig bei [be:]. Im Gegensatz zum Westfälischen sind aber all diese Vokale lang, d. h., hier ist zusätzlich eine Längung anzusetzen. [de:t], [ge:t], [sle:t] usw. sind so aber kaum zu erklären, da hier kein Hiatt vorliegt, der eine Schärfung hätte verursachen können. Entweder liegt hier eine Sonderentwicklung vor, oder es handelt sich in all diesen Fällen nicht um eine Schärfung. Die Lauterscheinung betrifft nur die alten schon im Mittelniederdeutschen vorhandenen Diphthonge, so dass sich im Untersuchungsgebiet [ʃaj] ‚Scheide, Grenze‘ und [be:] ‚beide‘ bzw. [tvaj] ‚zwei‘ und [ɪntve:] ‚entzwei‘ gegenüberstehen, aber auch [ho:xt] ‚haut‘ und [hɑʊt] ‚Hut‘. In Schlutup spricht der Proband dagegen [ʃe:] ‚Scheide, Grenze‘, [hɑʊt] ‚haut‘, [hø:nə] und [høy], d. h., das Verhältnis ist gerade umgekehrt. Ebenso sagt er [zajs], die Selmsdorfer verwenden [ze:s], welche das MWB aus unterschiedlichen mnd. Formen herleitet.⁵⁴¹ Teuchert geht bei der Schärfung von einer Kürzung aus, d. h., „der alte Diphthong mit dem nachklingenden Halbvokal wird bewahrt; er spaltet sich, wobei der Halbvokal reiner Konsonant und, wie die ältesten Lautformen beweisen, sich das vokalische Element kürzt; im Auslaut fällt der Halbvokal fort“. Als Beleg führt er „hem̄smuḡy ‚Pl. Hemdsmauen, -ärmel“ an, das noch den „älteren Zustand des geschärften Konsonanten und des gekürzten Vokals“ darstelle. In [medŋ], [sedŋ] [tedŋ] erscheinen die Vokale auch kürzer zu sein als in anderen Wörtern wie z. B. [ze:] ‚See‘, der erste Proband in Sukow spricht das /ø/ in [hødŋ] auch etwas kürzer aus, allerdings erscheint der Vokal in den konjugierten Formen lang, z. B. [me:t], hier müsste also eine weitere lautliche Veränderung eingetreten sein. Es ist zudem zu fragen, warum sie heute nur bei Diphthongen nachweisbar ist, nicht aber zum Bei-

<ei>: „deet“ (Hartmann, Leigen, S. 24) – „deit“ (ebenda, S. 22), „dreht“ : „kreht“ (ebenda, S. 75), „geht“ (ebenda, S. 26) – „So geiht!“ (ebenda, S. 75) bzw. „geit“ (Hartmann, Vertellers, S. 46). Wilhelm Beckmann schreibt in der Überschrift „taugeht“ (Beckmann, W., S. 1), im Text aber „geiht“, „deiht“ und „steiht“ (ebenda, S. 2).

⁵³⁷ MWB, IV, Sp. 1066.

⁵³⁸ Schophaus, S. 1: „Die heutigen westfälischen Mundarten [...] lassen sich hinsichtlich ihres Verhaltens dem Hiatt gegenüber zunächst in zwei Gruppen aufteilen: diejenigen, die ihn dulden und diejenigen, die ihn beseitigen. Letztere Gruppe wiederum zeigt unterschiedliches Verhalten in der Art der Beseitigung“, „z. T. hat sogenannte Schärfung stattgefunden, d. h. die langen Extremvokale sind durch eine Kombination aus Kurzvokal + Konsonant ersetzt“.

⁵³⁹ Schophaus, S. 141.

⁵⁴⁰ Siehe Schiller/Lübben, V, S. 653.

⁵⁴¹ MWB, VI, Sp. 260: „Jac. 1, 114 bezeugt neben auch im SW vordringendem *zeis* aus mnd. *seisen*, *seisse* die Lautform *ze:s* aus mnd. *sēsne*, *sēssen* mit einem von Sar. 1, 248 als unerklärt aufgeführten *ē*“.

spiel bei ‚bauen‘ [bu:ɡ̃] oder ‚neuen‘ [ni:d̃]. Für den Übergang zu /d/ übernimmt er Scheeles Erklärung. Dieser setzt

für die ‚westfälische Schärfung‘ in seinem Gebiet eine Reihe *sēien* ‚säen‘ > *sé:jn* > *sé:dn* > *se-dn* an. Der auf der Stammsilbe vereinigte Atemdruck habe das konsonantische Element in dem Zwielaute hervorgetrieben und das Wort einsilbig gemacht. Dabei sei der Vokal gekürzt und der Konsonant *-d-* stimmlos geworden, weshalb ihn Laien gern mit *-t-* wiedergäben. Wenn später das *-j-* in dem Stammvokal aufgehe und dieser dadurch an Länge zunehme, trete loser Silbenanschluss auf, der die Schärfung aufhebe.⁵⁴²

Allerdings wird dieses /e/ von den Probanden gerade kürzer ausgesprochen, als das in [me:], das dieses /d/ gar nicht aufweist. Außerdem wäre in der angeführten Reihe bei „sé:jn“ eigentlich ein Hiattilger vorhanden; im Falle von [e:j̃] tritt er auch auf, ohne dass /d/ nötig wäre, zudem ist auch hier das /e/ gelängt. Damit wäre die Schärfung hier unabhängig vom Hiatt zu sehen, und bezöge sich nur auf die Spaltung des Diphthongs und die Kürzung des Vokals. Sie wäre damit eher anzusetzen als die Diphthongierung des langen /e/ zu /aj/, ansonsten wären Lautunterschiede wie [tva:j̃] und [ɪnve:] kaum nachvollziehbar. Schophaus lehnt solch eine Kürzung unter Einwirkung des Hiattkonsonanten zumindest für /i/ und /u/ als Erklärung für die Schärfung im Westfälischen ab:

Soll die Fortis-Theorie zutreffen, müßte jedoch irgendwann einmal eine entsprechende, historisch nicht ableitbare und später wieder neutralisierte phonologische Opposition bestanden haben, denn anders wäre es nicht denkbar, daß es heute z. B. in Alt Lü [Lüdenscheid, A. K.] zwar [krükə] ‚Krug‘ (< *krūke*) heißt, aber [hukən] ‚hocken‘ (dann wohl < **hūken*), zwar [zīgə] (< *sīge*) ‚niedrig‘, aber [šnīgən] ‚schneien‘ (dann wohl < **snīgən*), m.a.W., daß nach anders nicht angebbaren Regeln vor einem Konsonanten einmal gekürzt wird und einmal nicht. Es wird deutlich, daß hier die synchrone Beziehung der gegenseitigen Koppelung fälschlicherweise als diachrone Beziehung von Ursache und Wirkung interpretiert wird.⁵⁴³

Wenn solch eine Fortis nicht für die Kürzung in /i/ und /u/ verantwortlich sein kann, erscheint das auch bei den Diphthongen unwahrscheinlich. Gegen Scheeles und Teucherts Annahme sprechen auch die Befunde aus dem östlicher gelegenen Kieve, denn dort wird /d/ auch zur Fortis in ‚mähen‘ und ‚zehn‘, wobei aber /aj/ erhalten bleibt und gekürzt wird.⁵⁴⁴ Es ist also auch möglich, dass das /e/ in den heutigen westmecklenburgischen [med̃] und [ted̃] erst nach dem Lautwandel Kürzung erfahren hat. Auffällig ist, dass sie nur einige zweisilbige Wörter erfasst, deren Vokal zum Teil noch weiter verkürzt wird, z. B. [rɪn] ‚rein‘ oder [klɪrd̃] ‚kratzen‘. Möglicherweise ist diese Aussprache, wie Scheele vermutet, auf starke Betonung der Stammsilbe zurückzuführen, allerdings ohne dass dabei zwangsläufig die von ihm skizzierte Entwicklung eintreten muss. Schophaus sieht auch in der monophthongischen Aussprache bzw. Vokalkürzung in einigen pommerschen Ortsmundarten keine Fälle von westfälischer Schärfung, da nicht alle Vokale, bei denen Kürzungen feststellbar sind, vormals in Hiattpositionen gestanden haben, Kamnitzer „|hoj̃ə| ‚hauen“ bringt sie zum Beispiel mit „|kōj̃ə| ‚kauen“ der Nachbarmundarten in Verbindung.⁵⁴⁵

⁵⁴² Teuchert, Beiträge, S. 224, Anm. 34.

⁵⁴³ Schophaus, S. 19.

⁵⁴⁴ Daher sprechen die Probanden fast schon [maj̃t̃]. Auffällig wird diese Kürzung besonders, wenn diese Aussprache mit der in Röbel vorherrschenden verglichen wird.

⁵⁴⁵ Schophaus, S. 30 f.: „Kürzung ist tatsächlich eingetreten in der von TITA untersuchten Mundart von Kamnitz im Kreis Bublitz, allerdings handelt es sich dabei allem Anschein weder um eine

Im Westmecklenburgischen ist /e/ auch in [de:t] und [sle:t] vorhanden, ohne dass Schärfung vorliegt. Sie weisen eine ähnliche Lautstruktur wie [dre:t] und [ze:t] auf, die Teuchert der Schärfung zurechnet. In Tramm verwendet der älteste Proband fast durchgängig [ve:dn̩] für ‚Weizen‘, das entweder einfach nicht diphthongiert (und damit mnd. *wete* zuzurechnen ist) oder wie auch die anderen Wörter monophthongiert worden ist (wobei dann mnd. *weite* anzusetzen wäre).⁵⁴⁶ Einige Sprecher monophthongieren zum Teil auch andere Wörter, so sagt eine Frau aus Lüblow [ʃa:ulabe:dn̩] ‚Schularbeiten‘ und [a:Rbe:t] ‚Arbeit‘, eine zweite wiederum [mœ:klɪçke:t] ‚Möglichkeit‘, in Zweedorf ist der Monophthong im vom Hochdeutschen übernommen [rɔymliçke:dn̩] ‚Räumlichkeiten‘ bei einer weiteren Person zu hören, Sprecher drei aus Boldela verwendet ihn zweimal in [fri:he:t] ‚Freiheit‘. Zwar sind diese Aussprachen äußerst selten, dennoch ist auffällig, dass sie von der Lautstruktur her [de:t] gleichen.⁵⁴⁷

Teucherts Erklärung, dass sich der alte Zwiellaut /aj/ gespalten haben könnte, ist durchaus möglich, /j/ ist zumindest in [e:jə] zu hören, allerdings ist dann zu fragen, warum diese Entwicklung, die er bei Ritter angedeutet wissen will, nur bei diesen alten Lauten eingetreten ist, schließlich beschreibt dessen Grammatik keine historische Entwicklung, sondern erfasst Aussprachen, wie sie um 1832 geherrscht haben, eine Zeit, in der bereits die Diphthongierung von mnd. /e/ zu /aj/ stattgefunden hatte.⁵⁴⁸ Ritters Angaben ist kaum zu entnehmen, ob es sich um eine damals bereits abgeschlossene Entwicklung handelt, er berichtet, dass die „Land-sprache“ „nur ein weiches ei“ kenne, „worin das e deutlich hervortritt; bei einem folgenden Vocale ist darin ein Uebergang zum j, wofu^r man es beinahe halten koⁿnte, z. B. Meié, Eié klingt von Landleuten gesprochen fast wie Mejé, Ejé.“⁵⁴⁹ Diesem stellt er das „scharf klingende ei“ der Stadtsprache gegenüber.⁵⁵⁰ Lediglich

Hiatentwicklung noch um eine Erscheinung, die man als westfälisch bezeichnen könnte. Es heißt |bleivə| ‚bleiben‘, |mɛus| ‚Maus‘ daneben |frijə| ‚freien‘, |ʃnijə| ‚schneien‘ und entsprechend |buɣə| ‚bauen‘, |ʃuɣə| ‚scheuen‘ usw. Die geschlossenen |i|, |u| in diesen Wörtern sind, sofern sie nicht aus irgendwelchen umliegenden Mundarten stammen (relativ) junge Kürzungsprodukte aus *i*, *û* vor homorganen Verschluss- und Reibelauten, denn es heißt ebenso |dik| ‚Teich‘, |krijə| ‚kriegen‘ und |hupə| ‚Haufen‘ [...], während ältere *i* < *i* und *î*, *u* < *u* offener artikuliert werden: |dik| ‚dick‘, |blift| ‚bleibt‘ [...]. [...] Auch |hoɣə| ‚hauen‘, |droɣə| ‚drohen‘, |roɣ| ‚Ruhe‘ usw. dürften wegen ihres geschlossenen Vokals als junge Bildungen anzusehen sein – die Mundart kennt sonst nur |o| -, auf jeden Fall entspricht ihr |-oɣ-| nicht mnd. *-ogg-*, wie |roəɣə| ‚Roggen‘, |poəɣ| ‚Frosch‘ zeigen. |oɣ| ist also wohl auch erst neuerdings aus *-ōɣ-* hervorgegangen, entsprechende Formen sind in den benachbarten Kreisen Schlawe und Rummelsberg geläufig: |kōɣə| ‚kauen‘, |mōɣə| ‚Ärmel‘ etc.“

⁵⁴⁶ Vgl. die Einträge in Schiller/Lübben, V, S. 699.

⁵⁴⁷ Vgl. Jacobs, Teuth. 3, S. 135 f., der weitere Beispiele anführt. Er verzeichnet ebenfalls „*ve-dn* Weizen“ (ebenda, S. 135) und „die Suffixe *-ke-t*, *-he-t*“ (ebenda, S. 136) sowie „*ābe-t* Arbeit, *ābe-dn*“ (ebenda). Rudolf Hartmann schreibt solche Formen ebenfalls: „Arbet“ (Hartmann, Leigen, S. 22), „Krankheten“ (ebenda, S. 26), „Lüsternhet“ (ebenda, S. 25), „Persönlichket“ (Hartmann, Vertellers, S. 60). Er nutzt <e> aber auch in „Reesgesellschaft“ ‚Reisegesellschaft‘ (Hartmann, Leigen, S. 50). Kolz, S. 103, erfasst „Lv *re:s* f., das jedoch selten ist“. Clasen, S. 6, hat dafür <ej>: „Arbeijt“.

⁵⁴⁸ Vgl. zum Beispiel die Nachweise bei Mussäus, der u. a. folgende Sätze anführt: „dat Gericht will ok läwen, un jeder helpt sick, so gaud hei kan“ (Mussäus, Stände, S. 131), „wotau hewwen sünst dei Awtheikers das [sic] Gift in dei Awtheik?“ (ebenda), ferner finden sich Diphthonge in „dei Deitsacht - das: Thut wohl“ (ebenda, S. 113) und „Dreisch-, Brak-, Wenn-, Saatfohr“ (ebenda, S. 120). Hinzu kommt auch ein Nachweis für eine diphthongierte Präteritalform: „ick hört tau, wat dor dei Klock slaug“ (ebenda, S. 131), siehe auch Kap. 2.4.3.1 dieser Arbeit, wo auf das Alter der Zwiellaute eingegangen wird.

⁵⁴⁹ Ritter, S. 35.

⁵⁵⁰ Ebenda.

seine Angabe für zehn „teden, ted'n“ lässt auf den heutigen Monophthong schließen.⁵⁵¹ Teuchert schlussfolgert durch diese Aussage und Hinweise auf „*i*-Nachschlag“ bei „*me'dn*“,⁵⁵² dass „der alte Diphthong mit dem nachklingenden Halbvokal [...] bewahrt“ sei⁵⁵³; „er spaltet sich, wobei der Halbvokal reiner Konsonant wird“. Allerdings erwähnt Ritter später – was Teuchert nicht zitiert – dass dieses /j/ nicht nur bei /aj/, „sondern überall nach einem tiefen und gedehnten e“ zu hören sei. Es kann also auch später als der Hiattilger entstanden sein. Sprecher eins aus Sukow, der als Unterschied zu Banzkow die Aussprache [e:j̥] angibt, verwendet selbst [aj̥j̥], hier wohl eine jüngere und vom Hochdeutschen gestützte Form. In Broock ist das /j/ bei Sprecher eins aber auch durchaus wahrnehmbar. Wigger verschriftlicht diese Artikulation 1859: „pd. Eijer“,⁵⁵⁴ Hofer erfasst sie für Vorpommern.⁵⁵⁵ /j/ verwendet auch der ältere Trammer in seinen MWB-Sätzen, als er ‚ein‘ einmal deutlicher und damit dann zweisilbig ausspricht als [aj̥j̥ən]. Hier handelt es sich aber definitiv nicht um den alten Zwielaute. Das /j/ in [e:j̥] kann deshalb auch als eingefügter Hiattilger verstanden werden, so wie im Hochdeutschen bei [i:ɔj̥o:t] ‚Idiot‘. Auch die von Teuchert angeführte Aussprache „be:j̥ən“ zeigt lediglich Hiattilgung, je nach Sprecher und Sprechgeschwindigkeit kann sie eben wegfallen, wodurch sich sein Beispiel „be:ən“ erklärt. Hier ist also nicht unbedingt davon auszugehen, dass sich „ei(i)“ gehalten habe, im Hochdeutschen finden sich solche Beispiele mit /j/ Nachschlag auch, z. B. bei [faj̥j̥] ‚Feier‘, [maj̥j̥] ‚Meier‘, [raj̥j̥] ‚Reiher‘ [vaj̥j̥] ‚Weiher‘ usw.⁵⁵⁶ Sprecher drei aus Pritzier spricht zum Beispiel ‚vier‘ und ‚Bier‘ ungefähr [faj̥j̥ə] und [baj̥j̥ə] aus. Auch hier handelt es sich nicht um einen alten, sondern sehr viel jüngeren Diphthong. Zwar könnte auch von Analogiebildung zum älteren, später zum Monophthong gewordenen Zwielaute ausgegangen werden, aber gerade die hochdeutschen Beispiele zeigen, dass es wahrscheinlicher ist, hier eine Hiattilgung anzunehmen. Der „*i*-Nachschlag“ bei ‚mähen‘ ist auch bei anderen Wörtern zu hören, so spricht eine Sprecherin in Eldena [sneit], er ist teilweise sogar beim Diphthong zu hören, wobei sich dieser dann wiederum zum Teil /ei/ nähert. Gerade in diesen Fällen stellte sich bei der Auswertung der Aufnahmen dann die Frage, ob es sich noch um /aj/ handelte. Trotz mehrmaligen Hinhörens konnte das nicht immer einwandfrei geklärt werden, so zum Beispiel beim ersten Probanden in Alt Meteln, der ‚lagen‘ ungefähr [laj̥j̥iŋ] ausspricht. Das /e/ erscheint beim *i*-Nachschlag aber keineswegs kurz, sondern lang. Ritter beschreibt diese Vokalübergänge bereits für die „Landsprache“ und stellt sie der „Stadtsprache“ gegenüber:

An Diphthongen ist die Stadtsprache nicht reich und, wie es sich zeigen wird, besitzt die Landsprache von den im Hochdeutschen geltenden Diphthongen nur wenige und noch weniger als die Stadtsprache; aber die Landsprache, besonders wo langsam und gedehnt gesprochen wird, liebt Diphthongen, ja Triphthongen durch Aneinandersetzen verwandter

⁵⁵¹ Ebenda.

⁵⁵² Teuchert, Beiträge, S. 223.

⁵⁵³ Ebenda, S. 224.

⁵⁵⁴ Wigger, Grammatik, S. 9.

⁵⁵⁵ Hofer, Albert: Die neuniederdeutschen Lautverhältnisse, besonders Neuvorpommerns, in: Hofer, Albert (Hrsg.): Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache. Dritter Band. Erstes und zweites Heft, Greifswald 1851, S. 393: „eiger oder eijer“.

⁵⁵⁶ Born bemerkt diesen Einschub im Hochdeutschen ebenfalls: „Folgt auf *i* in Fremdwörtern ein Vokal, so schiebt man entweder zwischen beiden Vokalen ein *j* ein oder man verwandelt *i* in *j*. Spion, Christian, Thymian = Spijon, Christijan, Thymijan; Million, Rebellion = Milljon, Rebelljon.“ Born, Karl: Die mecklenburgische und pommersche Aussprache des Hochdeutschen mit ihren Mañgeln, in: Freimuñthiges Abendblatt, 15. Jg., Nr. 763, Schwerin 1833, Sp. 656.

Vocale zu bilden, die dann so ineinander u^{ber}gehen und verschmelzen, daß es schwer, ja unmo^glich wird, sie durch Schrift auszudru^cken. Man ho^re bloß den Bauer mit Bedenklichkeit sein ja und ne (nein) aussprechen, es geht ja – au – o – u und ne – e – i, also durch alle verwandte Vocale. Diese wirkliche, durch Langsamkeit und Tra^gheit des Geistes hervorgebrachte Unart kann nicht in dieser Darstellung beru^ccksichtigt werden; nur wahre, rasch gesprochene Diphthongen sind als Eigentu^mlichkeit des Dialectes anzusehen.⁵⁵⁷

Auch im Beispiel ‚nein‘ findet sich also ‚i-Nachschlag‘. Einzig die Aussprache ‚mit scharfgeschnittenem Silbenakzent‘ wäre dann eine Besonderheit bei ‚meⁱdn‘,⁵⁵⁸ allerdings ist solch eine Artikulation in Kieve mit /aj/ zu hören, muss also nicht zwangsläufig etwas mit der Entwicklung zum /e/ hin zu tun haben. Diese ‚geschärfte‘ Aussprache ist zudem nur gehäuft bei Wörtern zu hören, bei denen auf den Vokal /d/ und /n/ folgen, also [kredⁿ] ‚Krähen‘, [medⁿ] ‚mähen‘, [zedⁿ] ‚säen‘, [tedⁿ] ‚zehn‘; die konjugierten Formen der Verben in diesen Beispielen weisen hingegen ein längeres /e/ auf: [me:t], [ze:t]. Deutlich wird dieser Unterschied bei Sprecher drei aus Pritzier, der im zweiten MWB-Satz beide Formen verwendet. Hier könnte auch die Silbenstruktur eine Rolle spielen, denn die einsilbigen Varianten weisen allesamt Langvokal auf: [be:] ‚beide‘, [e:] ‚Ei‘, [he:] ‚Heide‘, [ve:] ‚Weide (Feld)‘ sowie [mtve:] ‚entzwei‘, das auch als [tve:] vorkommt.⁵⁵⁹ Sprecher eins auch Sukow verkürzt auch das /ø/ in [hødⁿ]. Durch diese Aussprache tendiert das nachfolgende /d/ häufig zu Fortis, bei einigen Probanden wird es sogar teilweise fast zum /t/, zum Beispiel in Kieve.⁵⁶⁰ In diesem Ort bleibt der Diphthong allerdings bestehen. Diese Kürzung kann dann zu Formen wie [rɪdⁿ] führen.⁵⁶¹ Monophthongierung und Kürzung müssen einander also nicht zwangsläufig bedingen, sie könnten auch unabhängig voneinander betrachtet werden.

Außerdem erklärt Teuchert damit keinesfalls /o/ und /ø/, denn dort ist der Halbvokal nicht zu hören. Nachweise bringt er nur für /aj/ und /e/. Der Halbvokal ist auch heute noch in diesen Lautumgebungen zu hören, bei den anderen Vokalen (bzw. den Diphthongen) jedoch nicht. Die von ihm angeführte Soester Form ‚ho³n ‚hauen‘⁵⁶² ist dem westmecklenburgischen [ho:gn] zwar ähnlich, allerdings weist Letzteres einen langen, geschlossenen Vokal auf, so dass nicht zwangsläufig ein Zusammenhang postuliert werden kann. Ebenso ist die Datierung schwierig, Teuchert führt als ältesten Beleg Ritter (1832) für /e/ an, das MWB verzeichnet auch keine älteren Nachweise,⁵⁶³ Mussäus (1829 bzw. 1837) gibt ‚tein‘ an.⁵⁶⁴ Für Soest weist Schophaus aber bereits geschärfte Formen in mnd. Zeit nach:

Es geht nicht an, für die Soester Mundart im 16. Jahrhundert noch eine Aussprache *[y:wə], *[try:wə] anzusetzen; die Schärfung nach Velar ist hier durchgeführt, wie der Bericht des Ratsprotokollbuches über die Einführung der Reformation vom Jahre 1531 mit
trugge und holt sin
to trugger hant

⁵⁵⁷ Ritter, S. 33 f.

⁵⁵⁸ Teuchert, Beiträge, S. 223.

⁵⁵⁹ So verwendet eine Probandin aus Lüblow beide Formen.

⁵⁶⁰ Vgl. dazu auch die Belege ‚teiten WA^Kieve, teeten LU‘ für ‚zehn‘ im MWB, VII, Sp. 129.

⁵⁶¹ Diese Aussprache ist u. a. bei Sprecher vier aus Zweedorf zu finden, ebenso beim vierten in Woez.

⁵⁶² Teuchert, Beiträge, S. 223

⁵⁶³ Mnd. Belege weisen -ouw- bzw. -ow- auf: ‚redet, ... , dat men ydt nicht recht weten noch voerstan kan, efft ydt gehouwen edder gesteken ... ys‘ und ‚5 wytte ..., don wy de howere to holte hadden‘ (MWB, III, Sp. 513). Für ‚zehn‘ gibt das Wörterbuch ‚tein‘ (vor 1550) bzw. ‚teiden (1790)‘ an, MWB, VII, Sp. 129.

⁵⁶⁴ Mussäus, Sprachlehre, S. 32; Mussäus, Stände, S. 137.

und der Beschwerdebrief eines Bürgers vom Jahre 1533 mit
myne wyden myt gewalt affgehoggen
 zeigen.⁵⁶⁵

Sollte ein Zusammenhang zwischen westmecklenburgischer und Soester Aussprache bestehen, wie Teuchert postuliert, müsste die Schärfung zumindest zeitnah auch in Mecklenburg Einzug gehalten haben (bzw. über andere Gebiete vermittelt), ansonsten ließe sich kaum ausmachen, warum er bestehen sollte, denn eigentlich unterscheiden sie sich bei /o/ und /ø/ durch die Länge, bei /e/ auch durch den Hiattilger. Teuchert sieht die letzte Erscheinung „als mecklenburgische Besonderheit“, „[s]ieht man davon ab, so sind als ursprüngliche Lautstufen die westfälischen Formen *drezn* ‚drehen‘, *hozn* ‚hauen‘ (Soest) und die daraus geflossenen hinterpommerschen *me-jə mejə* ‚mähen‘ *rejn / redn* ‚rein‘, *sdejl* ‚steil‘, *hozə* ‚hauen‘ anzusetzen.“⁵⁶⁶ Problematisch ist allerdings, warum die Schärfung dann im östlichen Kiewe nicht nachweisbar ist, entweder ist sie dann dort bereits frühzeitig verdrängt worden, oder es gab sie in diesem Gebiet nicht. Die erste Möglichkeit erscheint unwahrscheinlich, denn dazu hätte es einiger Zeit bedurft, und es gibt keinerlei Nachweise für solch eine Aussprache.⁵⁶⁷ Herrmann-Winter verzeichnet die monophthongische Variante in ihrem Wörterbuch gar nicht.⁵⁶⁸ Daraus ergibt sich dann die Frage, warum sich diese Aussprachen gerade in Westmecklenburg finden, denn die von Teuchert angesetzten Zwischenformen stammen aus Hinterpommern, das geographisch gesehen relativ weit entfernt liegt. Vielmehr liegt ja ein Anschluss an das lauenburgische Gebiet vor, wie auch die Ausführungen Scheeles zeigen. Daher ist fraglich, ob hier überhaupt ein Zusammenhang zwischen Hinterpommern und Westmecklenburg besteht, ob beide Erscheinungen also auf dieselbe lautliche Entwicklung zurückzuführen sind. Auch die Datierung der westmecklenburgischen Formen ist ungewiss, so dass hier die Siedlungsgeschichte nicht unbedingt eine Rolle spielt, dazu müssten ältere Belege gefunden werden, die solch eine Entwicklung zumindest andeuten.⁵⁶⁹ Der erste sichere Nachweis stammt erst von Ritter. Der Kurzvokal ist auch in anderen Mundartgebieten nicht zwangsläufig auf Schärfung zurückzuführen,⁵⁷⁰ das kurze /aj/ in Kiewe läuft Teucherts Erklärung zuwider, so dass es als Sonderentwicklung aufgefasst werden müsste. Zudem ist bei den meisten Wörtern dann eine weitere Lautentwicklung anzusetzen, denn deren „Vokallänge geht Kürze voraus“.⁵⁷¹ Ritter berichtet aber 1832, dass /j/ „überall nach einem tiefen und gedehnten e“ anzutreffen sei, zudem meint er, dass die „Stadt-sprache“ ein „scharf klingende[s] ei“ aufweise, die Landsprache kenne jedoch nur „ein weiches ei, worin das e deutlich hervortritt“, was eher auf einen Lang- denn einen geschärften Kurzvokal hindeutet. Demnach hätte die Längung schon früher einsetzen müssen. Dafür finden sich aber weder bei Teuchert noch im MWB Belege.

⁵⁶⁵ Schophaus, S. 65.

⁵⁶⁶ Teuchert, Beiträge, S. 224.

⁵⁶⁷ Vgl. Dähnert: „Hauen, Haujen“ (S. 179) „Tein, Teijen“ (S. 485) Auch hier findet sich <j>, das aber als Hiattilger fungiert, dann ‚rein‘, das auch den alten Diphthong aufweist, gibt Dähnert mit „Reigen“ wieder (S. 377). Dort ist das <j> nicht mehr vorhanden, da es bereits durch <g> ersetzt worden ist. Vgl. auch die Einträge „Meijen“ „Meijer“ auf S. 303.

⁵⁶⁸ Herrmann-Winter, plattdeutsch, S. 324

⁵⁶⁹ Dabei ist aber zu bedenken, dass die Schreibungen im Mittelniederdeutschen mitunter stark variierten, so dass nur schwerlich auf eine Aussprache geschlossen werden kann. Inwieweit also der aus einer lateinischen Urkunde stammende Nachweis „meghen“ (1374) lautlich einen Unterschied zu „meigen“ (1588) darstellt (beide MWB, IV, Sp. 1154), ist nicht zu ermitteln, noch ob im ersten Fall so etwas wie eine Schärfung vorliegt.

⁵⁷⁰ Schophaus, S. 29 – 35.

⁵⁷¹ Teuchert, Beiträge, S. 224.

Außerdem ist zu fragen, warum diese Schärfung nur bei den alten Diphthongen stattgefunden hat, die neuen aber nicht erfasst hat, denn der Halbvokal /j/ ist auch bei jüngeren /aj/ zumindest heute zu hören. Hierbei bleibt offen, ob also /j/ überhaupt als Fortsetzung des alten /ei(i)/ zu sehen ist. Die einzig plausible Erklärung scheint, diese Entwicklung vor der Diphthongierung anzusetzen, also noch vor dem achtzehnten Jahrhundert.⁵⁷² Dass erst Ritter sie erwähnt, deutet dann aber entweder auf fehlende Überlieferung hin oder dass diese Lautentwicklung im Westmecklenburgischen auch unabhängig von einer Schärfung gesehen werden könnte, zum Beispiel als bloße Monophthongierung. Sie würde dann auch die Vokallänge erklären, die Kürzung bei einigen Wörtern könnte erst später eingesetzt haben und ähnlich wie in Kiewe verlaufen sein. Teuchert gibt ‚mähen‘ beispielsweise mit langem Vokal an („*me·dn*“),⁵⁷³ allerdings ist es doch hörbar kürzer als in der 3. Pers. Sg. desselben Wortes.

Ungeklärt wäre in Teucherts Darstellung auch, warum [de:t], [sle:t], [ve:t] usw. /e/ aufweisen, denn auch hier ist der alte Diphthong verschwunden. Gerade diese Formen sind aber den angeblich aus „scharfgeschnittenem“ Silbenakzent entstandenen [dre:t], [me:t], [ze:t] ähnlich. Auch beim Wort [ze:s] kann der Vokal wie bei [tedn] stark betont werden und /e/ erscheint dann ein wenig gekürzt.⁵⁷⁴ All diese /e/ wären dann Spezialfälle, die unabhängig von der Schärfung zu sehen sind. Allenfalls die flektierten Formen von ‚tun‘, ‚schlagen‘ usw. ließen sich als Analogiefälle zu den älteren geschärfte von ‚drehen‘, ‚mähen‘ usw. einordnen.

Die Formen [e:], [tedn] usw. der Schärfung zuzurechnen ist also problematisch, da diese im Westfälischen bereits im Mittelniederdeutschen eingesetzt hat, im Mecklenburgischen aber ähnliche monophthongische Varianten erst im 19. Jh. beschrieben worden sind, so dass zumindest eine direkte Verbindung unwahrscheinlich scheint. Selbst wenn dieselben Prozesse im Westmecklenburgischen gewirkt hätten wie im Westfälischen, nur eben unabhängig und zeitlich versetzt, was durchaus möglich ist und solch eine Einordnung rechtfertigte, so ist dann doch zu fragen, warum sie lediglich die Diphthonge erfasst hat, und nicht wie beispielsweise in der Soester Mundart auch andere Hiattstellungen betrifft, z. B. in ‚schneien‘.⁵⁷⁵ Einziger Hinweis auf solch ältere Formen wären [li:n] und [bu:n] ‚bauen‘, Ersteres ist in den südwestlichen Orten, zum Beispiel Pritzler zu hören, Letzteres in Sukow. Allerdings weist gerade das letztgenannte Dorf keine „Schärfungen“ auf, das verkürzte /i/ in ‚liegen‘ ließe sich auch mit der starken Betonung des Silbenakzents erklären. Da das /i/ offen ist, ähnlich wie in hd. [li:gɪn] ist hier auch eher von einer nachträglichen Kürzung auszugehen.⁵⁷⁶ Selbst wenn es sich um geschärfte Formen handeln würde, ist ungeklärt, warum beispielsweise [ni:dɪn] ‚neuen‘ und [tru:gɪn] Langvokal aufweisen. Die von Teuchert vermutete Längung des Vokals müsste demnach sehr viele Wörter erfasst haben. In den östlicheren Orten, zum Beispiel Demen, Dobbartin usw., wo keine „Schärfungen“ mehr nachzuweisen sind, ist die Aussprache aber identisch, ohne dass solche Prozesse stattgefunden hätten.

⁵⁷² Teuchert führt als frühestes Zeugnis „*unner dei Preß* (1711)“ auf, Teuchert, Beiträge, S. 217.

⁵⁷³ Ebenda, S. 223, übernommen von Jacobs, Teuth. 3, S. 133.

⁵⁷⁴ So spricht Sprecher drei den Vokal kürzer aus als der zweite Proband. Auch bei anderen Lexemen ist solch eine starke Akzentuierung zu finden, z. B. bei [dre:sdɪn].

⁵⁷⁵ Vgl. Schophaus, 104 – 107, für Soest führt sie „[sni:zn]“ auf, zudem liegt der Ort im „nigg“-Gebiet (siehe Karte S. 4).

⁵⁷⁶ Inwiefern es sich wirklich um kurze Vokale bei [medɪn] und [li:gɪn] handelt, ist wohl nur durch Messungen herauszufinden, dennoch bewirkt die starke Betonung des Silbenakzents zumindest scheinbare Kürzung.

Auch der *d*-Einschub erscheint dann im „Schärfungsgebiet“ kaum plausibel, da dessen Funktion eigentlich die Hiattilgung ist. Durch die Schärfung hätte er aber wie in Soest bereits unterbunden sein müssen, da nach Teuchert aus dem Halbvokal der Konsonant /j/ entstanden wäre.⁵⁷⁷ Teuchert führt als „Lautstufen“ nur „*meⁱdn*, *me-dn*“ an, ältere sieht er in den hinterpommerschen „*s^dejl* ‚steil‘“ und „*hozə* ‚hauen‘“.⁵⁷⁸ Schophaus verzeichnet für die „Nordostecke des Kreises Lemgo Formen wie ‚lidden, brüdden, sedden, fridden‘“ und meint, „d tritt nur nach i, ü, e ein und hat sich wohl aus [j] über [ʒ], [dʒ] entwickelt, vgl. etwa auch |redn| ‚rein‘ – |mezə| ‚mähen‘ aus dem Gebiet der pommerschen Schärfung“.⁵⁷⁹ Dann müsste im Mecklenburgischen allerdings zwischen zwei /d/ unterschieden werden, eines, das aus /j/ entstand, und eines, „dessen Ursache [...] die bequemere Aussprache [ist], indem -d- den Übergang vom Vokal zu den silbischen Dentallauten *n* und *l* erleichtert“,⁵⁸⁰ wie zum Beispiel in [teidŋ] ‚zehn‘, denn dieser Aussprache kann eigentlich kein /j/ zugrunde liegen, da es nach Teucherts Darstellung erst durch die Schärfung entstanden wäre. Auch hier drängt sich aber die Frage auf, warum zwei unterschiedliche Lautentwicklungen angesetzt werden müssen.

Anders als Schophaus sieht Teuchert in dem /d/ aber nicht das Resultat einer weiteren Lautentwicklung, für ihn ist es eine nachträglich eingefügte Ausspracherleichterung; zum alten, bereits im Mittelniederdeutschen vorhanden -d- vor -en „trat im Westen und dem angrenzenden Kreis Lauenburg der neue Übergangslaut -d-, dieser aber unter Schärfung, die ihn stimmlos machte und den Stammvokal kürzte“.⁵⁸¹ Fragwürdig bleibt aber, inwieweit die dann anzunehmenden Formen *[mejdŋ] und *[stejdŋ] wirklich eine „bequemere Aussprache“ bedeuteten, /j/ hätte also sofort im /d/ aufgehen müssen. Die zweite Möglichkeit wäre, dass es nie zur Bildung eines /j/ gekommen ist, sondern durch die Einwirkung des /d/ der Halbvokal bestehen blieb, was Teuchert für „*me-dn*“ andeutet, denn „nach Angabe alter Gewährsleute sei in den 80iger Jahren des 19. Jahrh.s in diesem Falle der *i*-Nachschlag üblich gewesen und *e* dann mit scharfgeschnittenem Silbenakzent gesprochen worden: *meⁱdn*“.⁵⁸² Dann wäre allerdings entweder der *d*-Einschub sehr viel früher oder die Schärfung erst sehr viel später (also im 18. Jh.) eingetreten, denn die Lautentwicklung *meien* > *mejen* > *meⁱdn* > *me-dn*, also die Rückentwicklung des /j/ zu /i/, scheint recht unwahrscheinlich, zumal der *d*-Einschub dann eigentlich unnötig gewesen wäre, da es mit /j/ schon einen Übergangslaut gegeben hätte. Ritter wäre damit Zeuge einer noch recht jungen Entwicklung gewesen, allerdings deutet seine Beschreibung eher auf langes denn kurzes /e/ hin.⁵⁸³ Die von Teuchert angenommene Kürzung hätte dann zuvor innerhalb kurzer Zeit beseitigt worden sein müssen, da der *d*-Einschub erst Ende des 18. Jahrhunderts nachgewiesen ist.⁵⁸⁴

Auf der anderen Seite könnten die Aussprachen [de:t], [e:] und [me:t], möglicherweise auch [ze:s], allesamt einer einzigen Lautentwicklung angehören, die zum Teil auf Monophthongierung aber auch Ausgleichsentwicklungen zurückzuführen sind, wie auch die Aussprachen [ʃaʊlabedŋ] und [mœ:klɪçke:t] andeuten. Dadurch erklärten sich auch die Langvokale, die bei diesen Formen überwiegen. Das kürzere /e/

⁵⁷⁷ Teuchert, Beiträge, S. 224. Vgl. auch Schophaus, S. 1.

⁵⁷⁸ Teuchert, Beiträge, S. 224.

⁵⁷⁹ Schophaus, S. 75 f.

⁵⁸⁰ Teuchert, Beiträge, S. 225.

⁵⁸¹ Ebenda, S. 225, Anm. 35.

⁵⁸² Ebenda, S. 223.

⁵⁸³ Ritter, S. 35, behauptet, die Landsprache besitze nur ein „weiches ei“, wogegen die „Stadtsprache“ „scharf klingende[s]“ aufweise.

⁵⁸⁴ Zur Datierung der Hiattilger siehe Kap. 2.4.3.3.

in [kredŋ], [medŋ] könnte auch auf starke Betonung des Silbenakzents zurückzuführen sein, im einsilbigen [me:n] ist es wieder lang.

2. 1. 6 Zur Distribution der Erhöhung

Wie die Auswertung der einzelnen Orte gezeigt hat, ist die Erhöhung nicht überall vollständig durchgeführt worden, sondern es existieren häufig mehrere Formen nebeneinander, die auf unterschiedliche Lautentwicklungen zurückzuführen sind. Vor einigen /r/ ist Diphthongierung eingetreten, wie sie ansonsten auch vor anderen Konsonanten stattgefunden hat. Allerdings hat sie nicht alle /e/, /o/ und /u/ erfasst, ‚mehr‘, ‚Ohr‘ und ‚hören‘ weisen sie nicht auf, sondern wurden zum Teil erhöht. Damit stehen Diphthongierung und Vokalhebung in Konkurrenz zueinander. Diese deutet auch das MWB an: „ob der mnd. Schreibung ‚meir‘ (1371) UB 18, 43 diphthongische Aussprache zukomme, ist unsicher, in der Mda. ist von einer solchen, zum Unterschied von *ihr* ehe [...] keine Spur“.⁵⁸⁵ Auch bei den anderen beiden Wörtern verzeichnet das Wörterbuch keine Nachweise für diphthongische Aussprache.⁵⁸⁶ In den westlichen Orten herrschen hier teilweise noch die nicht erhöhten Formen vor, zum Osten hin nehmen die Belege jedoch ab. Dabei ist der Grad, inwieweit sich die Vokalhebung durchgesetzt hat, teilweise von Sprecher zu Sprecher und Ort zu Ort verschieden. In Tramm und Rastow wird die Ortschaft ‚Ortkrug‘ beispielsweise mit [o:ɐtkrɑux] wiedergegeben. Dennoch ist in den östlicheren Dörfern [hy:ɐt] weitaus häufiger zu hören als in den westlichen Grenzorten, die fast keine Erhöhungen aufweisen. Ausnahme bildet hier lediglich Selmsdorf. Die Vokalhebung erfolgt also anhand bestimmter Lexeme, wobei die Belegstärke erhöhter Formen von Woltersdorf und Sumte, wo so gut wie gar keine Nachweise zu finden sind, bis nach Pinnow hin zunimmt, wo sie weitestgehend bei alle in Frage kommenden Wörtern durchgeführt ist. So ist der Wechsel zwischen nicht erhöhten und erhöhten Formen im westlichen Schlagsdorf wesentlich höher als in Alt Meteln, häufig bevorzugen die Sprecher des westlicheren Ortes sogar ausschließlich die nicht erhöhten. Eine echte „Grenze“ ist nur zwischen Selmsdorf und dem benachbarten Schlutup feststellbar, da Selmsdorf mehr Nachweise für die Vokalhebung aufweist als Schlagsdorf und der außermecklenburgische gar keine.

Dieser fließende Übergang ist auch von Süd nach Nord festzustellen, dabei weisen die südlicheren Ortschaften weniger erhöhte Formen als die nördlichen auf. In den letztgenannten vollzieht sich deshalb der Wechsel auch schneller, zum Beispiel nutzen die Sprecher in Hoben ausschließlich [vi:ɐ], das südlichere Lüblow hat wiederum vermehrt [ve:ɐ]. In Prislich ist die Hebung nahezu nicht durchgeführt worden, in Tramm schwankt der ältere Sprecher zwischen nicht erhöhten und erhöhten Varianten; auch in Sukow sind erstere noch bei einigen Lexemen anzutreffen,

⁵⁸⁵ MWB, IV, S. 1198. Dass es sich bei „meir“ um eine diphthongische Variante handeln könnte, ist schon aus zeitlichen Gründen unwahrscheinlich, zumindest besteht kein Zusammenhang zum niederdeutschen Zwielaute des Mecklenburgischen. Die Schreibungen in der besagten Urkunde legen zudem nahe, dass dieses <i> dort eher als Dehnungszeichen anzusehen ist: „doitvede“ (S. 44), „doitslach“ (S. 43), „eir“ ‚eher‘ (S. 44), „noit“ (S. 43), „schadelois“ (S. 44), „voreint“ (S. 43), dagegen heißt es immer „were“ (z. B. S. 43), das im äußersten Westen Mecklenburgs auf den Aufnahmen jedoch als diphthongisches [va:ɐ] erscheint (allerdings auch in indikativischer Bedeutung), alle Seitenzahlen beziehen sich auf: Verein für Mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde (Hrsg.): Mecklenburgisches Urkundenbuch. XVIII. Band 1371 – 1375, Schwerin 1897, S. 42 – 46, Nr. 10190.

⁵⁸⁶ MWB, III, Sp. 888 – 890 (hüren) bzw. MWB, VII, Sp. 382 – 385 (Uhr).

besonders häufig sind dabei [me:r̥] und [e:r̥st], während in Pinnow die Erhöhung dominiert.⁵⁸⁷ Diese Schwankungen dokumentiert auch „Fiek'n hätt schräb'n ut Hagenow...“, so finden sich im Bericht eines Mannes aus Woosmer: „Wenn watt twei weer, weer't Mellür grot“ gegenüber „Wie wi denn bäten grötter wier'n, grae tau Schaul kam'n wier'n“.⁵⁸⁸

Daneben sind die Diphthonge vor /r/ rückläufig. Dadurch erhöhen sich die Schwankungsfälle nochmals. So nutzen einige ältere Sprecher für ein und dasselbe Wort zum Teil drei verschiedene Aussprachen, es können sich dann [faj̥r̥], [fe:r̥] und [fi:r̥] gegenüberstehen. Die Diphthongierung weicht also den erhöhten Formen, wie sie bereits in Alt Meteln vorherrschen, wobei die Sprecher aber nicht immer sofort zu /i/, /u/ und /y/ wechseln, sondern auch /e/, /o/ und /ø/ nutzen, also die Zwielaute monophthongieren. Besonders häufig sind diese Formen im Westen, in den östlicheren Ortschaften sind auch hier die erhöhten Varianten zum Teil stärker vorgezogen. Hierbei spielt auch eine Rolle, um welches Wort es sich handelt, d. h., die Erhöhung erfolgt nicht gleichmäßig. Dabei kann auch die Standardsprache die Entwicklung beeinflussen, so setzt sich [fi:r̥] im Osten relativ schnell durch, [i:r̥st] hingegen nicht, oftmals ist [e:r̥st] zu hören.

In den westlichen Grenzorten ist entgegen der Hochsprache auch [fe:r̥] noch sehr verbreitet, zum Teil überwiegt es deutlich vor der erhöhten Variante. Durch das Hochdeutsche gestützt sind Aussprachen wie [hø:r̥t], [ko:r̥n] und [o:r̥n], dennoch nimmt ihre Häufigkeit nach Osten hin ab. Diese Beispiele zeigen, dass das Standarddeutsche zwar Formen begünstigen kann, die Sprecher aber dennoch manchmal eine andere Aussprache bevorzugen. Auffällig ist die Anzahl nicht erhöhter [e:r̥st] und [me:r̥], die sich selbst in den östlichen Orten halten können, wenn auch nicht so stark wie in den westlicheren Ortschaften an der Grenze. Ob ein Wort erhöht wird oder nicht, unterliegt also mehreren Faktoren. Zunächst einmal ist die Lage bestimmend, denn die Erhöhung nimmt nach Westen hin ab, so dass generell weniger Vokalhebungen zu beobachten sind. In Schlagsdorf ist beispielsweise [pe:r̥] noch recht verbreitet. Aber auch das Alter der Sprecher muss dabei herangezogen werden, da die ältere Generation einige Wörter diphthongisch spricht (z. B. [faj̥r̥]), die jüngere dann monophthongisch bzw. erhöht. Schlussendlich wird der Übergang oder das Verharren bei bestimmten Lexemen durch die Standardsprache begünstigt, so geht [baj̥r̥] schneller zu [bi:r̥] über als [aj̥st] zu [i:r̥st], hier verharren viele auf [e:r̥st].

Die Ursachen für den Rückgang diphthongischer Formen sind wiederum mannigfaltig: So verweist Teuchert in seiner „Einleitung zum 1. Bande“ darauf, dass diesen Varianten durch die „gemeinmecklenburgischen Flächen mit *Ihr* Ehre *Uhr* Ohr, *hüren* hören“⁵⁸⁹ überschichtet würden, d. h. im Westen sowohl erhöhte als auch diphthongierte /e/, /o/ und /ø/ anzutreffen sind. Diese Konkurrenzsituation muss von Anfang an bestanden haben, da nicht alle Wörter diphthongiert, sondern einige er-

⁵⁸⁷ Auch Jacobs, Teuth. 3, S. 122 hat im Süden wegen der „starken individuellen Verschiedenheiten und Färbungen innerhalb einer Ortschaft, ja innerhalb einer Familie“ „bei der Festlegung der Grenzen große Schwierigkeiten“ und macht ebenfalls einen „allmählichen Übergang“ aus, lediglich bei ‚Pferd‘ kann er eine deutlichere Linie feststellen. Dabei illustriert er diese individuellen Eigenheiten auch anhand einiger Beispiele: „in dem Dorfe Damm im *piēt*-Gebiet hatte eine alte Frau die Aussprache *piēt* oder *peēt*, während ihr Sohn behauptete, es hieße *piēt*. Der umgekehrte Fall lag in Kremmin im *pe-ət*-Gebiet vor, wo die Mutter *di-ən* Mädchen, der Sohn *ve-ə* war sprach. Ich bemerke ausdrücklich, daß beide Familien seit altersher im Dorfe ansässig waren.“ (ebenda, S. 123).

⁵⁸⁸ Beide Nachweise: Karls, S. 111, Nr. 170.

⁵⁸⁹ MWB, I, S. VII.

höht worden sind, z. B. ‚mehr‘. Die zwielautige Aussprache erscheint in Verbindung mit /v/ grundsätzlich zweisilbig, wobei der Konsonant vokalisiert wirkt. Dadurch entsteht dann aber auch ein Hiatus, der beseitigt wird: [faj.jə]. Die erhöhten Formen neigen dagegen zur Einsilbigkeit, zudem findet sich kein Hiattilger: [fi:rə]. Die erste Variante ist aus phonetischer Sicht „aufwändiger“ zu realisieren als die zweite, auch bei [ai.jest] – [i:rəst] ist die zweite „sprachökonomischer“. Daher werden solche Formen dann oft gekürzt, z. B. [ajst], [faj], [vaj] usw. Dennoch verwenden die Probanden auch noch die längeren, vor allem bei langsamer Rede.⁵⁹⁰ Es könnten also zunächst einmal sprachökonomische Gründe verantwortlich für den Rückgang sein, wobei die von vornherein erhöhten Wörter dann Vorbildcharakter bekommen. Zudem wird dadurch die Aussprache vereinheitlicht, so dass gegenüber [fau] ‚Fuhre‘ begünstigt durch [u:rə] ‚Ohr‘ [fu:rə] bevorzugt wird.

Gerade diese unterschiedliche Entwicklung von /e/, /o/, /ø/ vor /r/ im Westmecklenburgischen hat eine Formenvielfalt aufgebaut: [bajvə], aber [mi:rə]; [snaʊvə], aber [u:rə]; [hy:ən], aber [fɔyən]. Diese wird nun abgebaut, und zwar zugunsten der „einfacher“ zu artikulierenden Erhöhung. Teuchert deutet dies auch für das Lauenburgische an:

Im lauenburgischen Diphthonggebiet fand Scheele Lbg. 57 *veier* ‚vier‘ noch unangetastet, andere *ior*-Wörter aber wie *Beir* ‚Bier‘, *Deirt* ‚Tier‘ waren unter dem Druck der Städte stark zurückgegangen. Schon 1887 jedoch brachte nur der Fragebogen aus Schönberg im Amt Steinhorst an der stormanschen Grenze so merkwürdige Formen wie *Waurd* ‚Wort‘, *Kaurd* ‚Korn‘, *Aurn* ‚Ohren‘, *deur* ‚durch‘, *Peierd* ‚Pferd‘, *leird* ‚gelernt‘, *eihr* ‚ihr‘, *Gaurd* ‚Garten‘ zusammen, die in anderen Orten nur in geringerer Zahl oder einzeln vorkamen.⁵⁹¹

Eine ähnliche Entwicklung hat bereits im hier untersuchten Gebiet stattgefunden, [fajə] wird von jüngeren Sprechern fast gar nicht mehr benutzt, bei den neueren Aufnahmen ist es zwar noch bekannt, findet sich aber in freier Rede nicht mehr. [bajvə] ist nicht einmal mehr in den MWB-Sätzen nachzuweisen. Die Erhöhung setzt sich in Westmecklenburg also allmählich gegenüber den Zwielaute durch, wobei die Standardsprache und von der Diphthongierung nicht erfasste Gebiete diesen Vorgang noch beschleunigen.

Beispiel für diese Vereinheitlichung ist Pinnow, in dem die Sprecher vor /r/ grundsätzlich erhöhen. Im neunzehnten Jahrhundert waren nach Angaben einer 1882 geborenen Probandin noch Diphthonge üblich gewesen. In Spornitz, das nach Aussage eines Probanden auch zum Diphthong-Gebiet gehörte, hat sich ebenfalls die Erhöhung durchgesetzt. Diese Entwicklung deutet sich auch in den anderen Orten an, die Zwielaute vor /r/ verschwinden, monophthongische Formen wie [e:] und [medɳ] weichen überdies den gemeinmecklenburgischen [aj] und [majɳ].

⁵⁹⁰ In den MWB-Sätzen sind solcherlei Kürzungen beispielsweise nicht zu hören.

⁵⁹¹ Teuchert, Beiträge, S. 222, Anm. 29.

2. 2 Der Osten Mecklenburgs

2. 2. 1 Die Diphthonge /aj/, /au/ und /ɔy/

Die Analyse der westmecklenburgischen Orte hat gezeigt, dass die Diphthongierung dort nicht immer durchgeführt worden ist, so ist sie in einigen Ortschaften bei den Präteritalformen zu hören, bei anderen wiederum nicht. In Pinnow unterbleibt sie beispielsweise, d. h., hier dominieren /e/ und /ø/ ([ke:m] ‚kamen‘, [le:gn̩] ‚lagen‘, [flø:bm̩] ‚schliefen‘). Hingegen ist sie bei den für Westmecklenburg erwähnten „Kennwörtern“ auch hier zu finden, drei der vier Sprecher verwenden im FT [baj̩n] ‚Bein‘, [snaɪ̯], ‚Schnee‘, [vaj̩] ‚weh‘ und [br̥aʊr̥] ‚Bruder‘. Die jüngste Probandin, die damals noch zu Schule ging, verwendet hingegen [ʃne:] und [ve:]. Allerdings können diese Aussprachen auch durch die Aufnahme verursacht sein, denn sie hat den FT anscheinend erst kurz zuvor bekommen.⁵⁹² In der FE sind zum Beispiel [daj̩] ‚der‘, [tvaj̩] ‚zwei‘ und [vaj̩k] ‚weiß ich‘ zu hören, so dass davon auszugehen ist, dass die Probandin ansonsten auch überwiegend diphthongisch spricht.

Fast immer ist die Diphthongierung bei ‚er‘ nachzuweisen, in der FT sprechen es alle Personen [haj̩] aus, in den FE verwendet nur Sprecher vier einmal [he:].

Unterschiede zeigen sich bei der Aussprache des Adjektivs im Satz ‚Guten Tag‘. Der älteste und der jüngste Sprecher, beides Frauen, verwenden den Diphthong, die anderen beiden [gu:d̩]. In den FE sprechen aber auch sie diphthongisch. Offensichtlich wirkt in der Begrüßungsformel das Hochdeutsche.⁵⁹³

Dennoch ist die Diphthongierung von /o/ zu /au/ relativ konstant,⁵⁹⁴ Unterschiede in der Aussprache sind oftmals auf den Einfluss der Standardsprache zurückzuführen, so verwendet Sprecher eins, die älteste Probandin, [f̥aʊr̥] ‚Futter‘, der zweite hingegen [f̥ud̩r̥ɔyb̩m̩] ‚Futterrüben‘.

Das Grundwort [r̥ɔyb̩m̩] ist auch bei der zuvor erwähnten Sprecherin zu hören. Diesen Diphthong sprechen alle Personen auch in ‚Kühe‘, bei den ersten beiden ist das Wort auch in den FE nachweisbar. Unterschiede in der Aussprache sind aber bei ‚(es) taut‘ zu verzeichnen: Die ersten drei Probanden artikulieren es als [d̩ø:t̩]. Abgesehen von Sprecher zwei, der [smœlt] ‚geschmolzen‘ nutzt, ist er auch beim Partizip II zu hören. Der letzte (und zweitjüngste) Proband schwankt zwischen [ʊpd̩ɔyt̩] ‚aufgetaut‘ (‚geschmolzen‘) und [d̩aʊt̩] ‚taut‘. Die monophthongische Variante ist auch in Tramm, Boldela und anderen westmecklenburgischen Orten zu finden,⁵⁹⁵ hier setzt sich also die alte Aussprache noch fort, die nach Aussage der ältesten Probandin im 19. Jh. auch [ted̩] umfasste.

Abweichungen sind ansonsten nur bei ‚der/die‘, ‚sie‘ und ‚zu‘ zu verzeichnen, wo oftmals monophthongische Formen zu hören sind. Sie sind aber auch in allen anderen Orten dieses Untersuchungsgebietes zu finden. Auf die Häufigkeit und die

⁵⁹² So liest sie sich die Sätze erst auf Hochdeutsch vor, bevor sie sie übersetzt.

⁵⁹³ Einer der Sprecher berichtet über die Ernteerträge, die er in einem „gaudn Sommer“ hat, der andere meint: „Wenn de Putz gaut is, denn liggt, kann hee ling, föfftenn bett achtenn Jahr“.

⁵⁹⁴ Die diphthongische Aussprache von ‚tun‘ ([d̩aʊn] bzw. [d̩aʊ]) ist beispielsweise bei drei Probanden zu hören, Sprecher drei verwendete das Wort nicht.

⁵⁹⁵ Vgl. Kap. 2.1.5, zum Lautwandel siehe Kap. 2.4.3.1.

Verteilung dieser Aussprachen wird im Syntax-Kapitel ausführlich eingegangen werden, da bereits der häufige Wechsel in den FT-Sätzen deutlich macht, dass hier weder die Region noch das Alter der Sprecher eine Rolle spielen, aber durchaus gewisse Regelmäßigkeiten auftreten. Trotz gewisser Unterschiede ist die Aussprache in Pinnow recht einheitlich. Bereits in der Darstellung der westmecklenburgischen Lautverhältnisse ist herausgearbeitet worden, dass sich in diesem Ort keine Diphthongierungen von /e/, /o/ und /ø/ vor /r/ finden. Das trifft auch für fast alle anderen Ortschaften in Ostmecklenburg zu. Eine Ausnahme bilden hier nur die bereits im vorigen Kapitel behandelten südlichen Orte Tramm und Spornitz.

Im nördlicheren Züsow setzt sich die in Niendorf und Hoben vorgefundene Lautung fort: Die Diphthongierung erfasst nicht nur ‚Bein‘, ‚er‘ und ‚weh‘, sondern bei den ersten drei Personen auch ‚lagen‘. Lediglich der letzte und jüngste Proband spricht es [le:ɣn] aus. /ɔy/ ist neben [kɔy] auch in [dɔyt] und den Präteritalformen [slɔybm̩]/[ʃlɔybm̩] und [kɔym] zu finden. Diese Diphthongierungen sind in den FE ebenfalls nachweisbar, Sprecher eins, eine Frau, verwendet sie in [blaɪbm̩] ‚blieben‘, [gajf] ‚gab‘, [kraɪç]/[kraɪɣn] ‚kriegte‘/‚kriegten‘, [zajç] ‚sah‘ und [zajt] ‚saß‘ bzw. [kɔym] ‚kam‘⁵⁹⁶, [lɔybm̩] ‚liefen‘ und [fɔydə] ‚fasste er‘. Der Monophthong ist dagegen in [mø:k]/[mø:ɣn] ‚machte/machten‘ zu hören. Zweimal kürzt die Probandin den Monophthong, so dass er als /œ/ erscheint ([brœk] ‚brach‘, [kœm] ‚kam‘). Die Diphthongierung ist also nicht immer durchgängig bei allen in Frage kommenden Lexemen zu finden. So verwendet sie neben drei [kaj̩n] auch einmal [ke:n], und spricht ‚Kleider‘ [kle:də] aus. Diphthongisch erscheinen u. a. [haj̩t] ‚heiß‘, [snaj̩], ‚Schnee‘, [tvaj̩] ‚zwei‘ sowie [praɪnsba:x] ‚Preensberg‘⁵⁹⁷.

Sprecher zwei nutzt die Zwielaute in den Präteritalformen ebenfalls, z. B. in [kraɪ] ‚kriegte‘ und [lɔybə] ‚lief er‘, aber auch hier ist mit [lœdə] ‚ließ er‘ eine Kürzung zu verzeichnen. Alle anderen in Frage kommenden Wörter weisen dagegen Diphthonge auf ([waj̩t] ‚[ich] weiß‘, [tɔudaj̩lt] ‚zugeteilt‘ [kɔyfaurə] ‚Kuhfutter‘).

Der nächste Proband schwankt zwischen [gef̩] und [gajf]⁵⁹⁸, spricht aber [laj̩ɣn]. Ausschließlich Monophthong herrscht in [ze:s] ‚Sense‘, [fœl] ‚fiel‘ und [pø:l] ‚Poel‘ vor. Letzteres wird auf Poel selbst [pɔyl] ausgesprochen.⁵⁹⁹ Der Wechsel zwischen

⁵⁹⁶ Im Übersetzungstext hatte die Probandin noch Perfekt benutzt, so dass es keinen Nachweis gab.

⁵⁹⁷ Der Ort ist in heutigen Karten nicht auffindbar, wortwörtlich sagt die Sprecherin: „Toierst haan mien Großöllern, dee wähten in Preinsbaarg, denn hett mien Vadrer dat ubbe Schuufkor låädt un hett dor hennbröcht, nâh Preinsbaag. Dat wierdn [= wier ein], na ’n vier Kilomeder wier dat denn to föhrn midde Schuufkor, ne.“ Vgl. hierzu den Internetauftritt der Gemeinde Benz, in dem auch Preensberg erwähnt wird: „Dieser ehemalige und dabei sehr geschichtsträchtige Ortsteil Preensberg ist schon seit Jahren nicht mehr auf den Landkarten verzeichnet. Am 3. April 1970 verließen die letzten Bewohner diese Ansiedlung.“ <http://www.chronik-benz.de/24785/home.html> (zugegriffen am 17. 6. 2009)

⁵⁹⁸ Allerdings überwiegt die letztgenannte Form mit vier Nennungen, die monophthongische ist nur einmal zu hören.

⁵⁹⁹ Offensichtlich gibt es hier einen Unterschied zwischen der Aussprache auf dem Festland und der auf der Insel, denn im nahegelegenen Hoben ist bereits Monophthong zu hören. Lediglich der älteste Sprecher dort schwankt zwischen beiden Formen. In den weiter entfernten Alt Meteln und Wustrow lautet die Aussprache [pø:l]. Zu finden ist die zwielauteige Form auch in Borcherts Bücklein „Muul und Mündchen“, dort sagt in einer Geschichte der Kapitän Fiete Bradhering aus Poel: „Un wat will he up Peul?“ Borchert, Jürgen: Muul und Mündchen. Norddeutsche Sprachbilder, Rostock 1997, S. 9. Auch das MWB, V, Sp. 523 vermerkt unter dem Lemma „Pöl“: „die Pöler sagen Päul: de Swart Busch up Insel Päul wir’n Schääpsmark“, weitere Nachweise für „Päul“ bei Wossidlo, Reise, S. 136, dort auch von einer Kapitänswitwe aus Wismar. Allerdings ist Wossidlos Werken ansonsten kaum etwas über die ortsüblichen Lautungen zu entnehmen, da er größtenteils „monophthongisch“ schrieb

[fʰaʊrən] und [fʰürən]/[fʰurət] ‚füttern‘/‚füttert‘ und die Aussprache [ru:ɪç] sind hingegen auf hochdeutschen Einfluss zurückzuführen. Ansonsten diphthongiert er aber, z. B. [kɔym] ‚kam‘, [rɔybm] ‚Rüben‘, [ʃaʊl] ‚Schule‘, [gaut] ‚gut‘, [dʌun] ‚tun‘, [kajbm] ‚Kiemen‘ und [faj] ‚Vieh‘. Der letzte Sprecher führt die Diphthongierung nahezu vollständig durch, lediglich [o:ɐnkro:n] weist Monophthong auf.⁶⁰⁰

Im Gegensatz zu Pinnow verwenden alle Sprecher den Zwiellaut /ʌu/ auch beim Adjektiv in ‚Guten Tag‘. Zudem ist in ‚tauen‘ /ɔy/ zu finden. In beiden Orten nutzen alle Personen auch Diphthonge in ‚mähen‘, ‚zehn‘ und ‚Heu‘. Diese Formen waren schon in Hoben und Alt Meteln zu finden, das in der Nähe von Pinnow befindliche Sukow wies sie ebenso auf. Die monophthongischen Varianten sind deshalb im ganzen östlichen Untersuchungsgebiet kaum mehr zu finden.⁶⁰¹

Das südlich von Züsow gelegene Zahrendorf weist in den Präteritalformen keine Diphthonge mehr auf. Die Probanden verwenden entweder /e/ ([le:gn], [ke:m]) oder /ø/ ([slø:bm], [kø:m]). In den FE finden sich weitere Nachweise, z. B. [gef] ‚gab‘, [ble:bm] ‚blieben‘, [ke:kɪ] ‚schauten‘, [kre:gɪ] ‚kriegt‘, [ne:m] ‚nahm‘ und [ze:dɪ] ‚saßen‘.⁶⁰²

Allen Personen gemein ist auch die diphthongische Aussprache von [baj], [snaj], [vaj], [brʌurə], [dɔyt] und [kɔy] im FT. Die ersten beiden sprechen ‚guten‘ im Übersetzungstext monophthongisch aus, bei den übrigen gab es keinen Nachweis. Bei ‚er‘ überwiegt der Zwiellaut, jedoch verwenden auch hier die beiden ersten Probanden je einmal [he:]. Sprecher eins diphthongiert in der FE bis auf die Präteritalformen alle in Frage kommenden Wörter. [flø:t] ‚Flöte‘ weist aber Monophthong auf. Der zweite spricht [kro:n], diphthongiert aber ansonsten vollständig. Monophthonge sind nur in hochdeutsch beeinflussten Aussprachen ([fʌfʃi:dt] ‚verabschiedet‘, [ru:]/[ru:dax] ‚Ruhe‘/‚Ruhetag‘) zu hören. Bei den anderen beiden Probanden ist die Diphthongierung ebenfalls vollständig.

Im Großen und Ganzen ist die Aussprache in den drei bislang untersuchten Orten recht einheitlich. Sie wich nur bei den Präteritalformen ab. Während Züsow hier den westlicheren Hoben und Niendorf folgt, weisen Pinnow und Zahrendorf Monophthonge auf. Sie waren aber bereits in Boldela und Tramm nachweisbar. Diesen Ortschaften schließt sich Pinnow auch bei der Aussprache von ‚(es) taut‘ an, der Monophthong ist also westmecklenburgischer Herkunft. Züsow und Zahrendorf haben hier /ɔy/. Der Diphthong ist bereits in Welzin nachweisbar, d. h., /ø/ nimmt abgesehen von Pinnow in etwa dasselbe Gebiet wie [me:dɪ] ein.

Vom jeweiligen Sprecher abhängig ist die Aussprache von ‚gehst‘/‚geht‘. In Züsow verwenden in den FT die beiden ältesten [gajst]/[gajt], die jüngeren jedoch /e/. In der FE gehen aber auch die beiden erstgenannten zum Monophthong über. Dieser ist

(siehe Beckmanns Einleitung ebenda, S. 12).

⁶⁰⁰ Im westlicheren Schlagsdorf sagt Sprecher drei [o:ɐnkraun]. In Boldela, Kieve, Klockenhagen, Letschow, Triepkendorf und Wustrow lautet sie [kro:n]. Im MWB, IV, Sp. 683, ist eine räumliche Verteilung angegeben: „**Kron**¹, im W und N auch -au-“. Da sie aber gerade Orte, die in diesen Regionen liegen, auch nicht mehr aufweisen, ist davon auszugehen, dass die diphthongierte Form recht selten ist. Die monophthongische wird zudem durch das hochdeutsche „Krone“ gestützt.

⁶⁰¹ Sie sind grundsätzlich zwiellautig in Züsow, so heißt es zum Beispiel bei Sprecher drei [bajdə] ‚beide‘, [ɪntvaj] ‚entzwei‘, [zajdn] ‚säen‘, [vajdn] ‚Weiden (Wiese)‘ und [hɔy] ‚Heu‘.

⁶⁰² Die meisten Nachweise stammen von Sprecher eins. Die anderen Probanden benutzen weniger Präteritalformen, bei allen ist jedoch entweder [kre:ç] oder [kre:gɪ] nachzuweisen.

auch bei [de:t] zu hören, Sprecher drei nutzt ihn auch in [ʃte:t]. In Zahrendorf ist der Zwielaute nur im FT des ersten Probanden zu hören, ansonsten herrscht [ge:t] vor. Für ‚tut‘ und ‚steht‘ ist wiederum nur der Monophthong nachweisbar. Der Wechsel zwischen /e/ und /aj/ ist in Pinnow besonders auffällig. Sprecher eins nutzt bereits im FT beide Formen, [gajst] verwenden nur zwei Probanden. Zwar sprechen alle Personen ‚geht‘ mindestens einmal diphthongisch, durchgängig /aj/ ist jedoch nur bei der letzten zu hören. Darüber hinaus kommt es in den FE gar nicht mehr vor.

In Spornitz ist es nicht einmal im FT nachzuweisen. Die Aussprache ist ansonsten aber relativ konstant: Die bereits für die anderen Orte genannten Kennwörter werden hier ebenso diphthongiert. Bei ‚er‘ überwiegt /aj/, lediglich Sprecher zwei nutzt einmal /e/. Eine weitere Ausnahme stellt [kre:dŋ] beim ältesten Probanden dar, das noch von der früher üblichen Aussprache zeugt. ‚mähen‘ und ‚Krähen‘ sind jedoch bereits diphthongisch. Der Übergang zum Zwielaute ist schon fast vollständig vollzogen, wie [baj] ‚beide‘ und [ho:çdraj] ‚hochgedreht‘ aus der FE desselben Sprechers zeigen. Der zweite spricht bereits in den MWB-Sätzen [krajdŋ], [majdŋ] und [tajdŋ], geht dann allerdings in seiner FE zu [medŋ] über. Stärker gehalten hat sich die alte Aussprache beim jüngsten Probanden, der in den MWB-Sätzen noch [medŋ] und [kre:n] verwendet. Beide Personen sprechen jedoch schon [tajdŋ], wobei der ältere von ihnen noch [tedŋ] als Beispiel für die frühere Aussprache nennt. Gut gehalten hat sich der Monophthong /ø/ in ‚tauen‘, denn er ist bei allen drei Probanden noch nachweisbar, allerdings verwendet Sprecher eins neben [dø:] ‚getaut‘⁶⁰³ auch [dɔyve:rø] ‚Tauwetter‘. Diphthong weist bei ihm auch [afhauç] auf.

Bei ‚gut‘ kommt es wiederum zu der auch in anderen Orten festgestellten Schwankung, zwei Sprecher verwenden im FT [gu:dŋ], in der FE jedoch [gaut]. Der letzte spricht das Adjektiv ausschließlich diphthongisch. Wie schon in Pinnow und Tramm sprechen die Probanden die Präteritalformen mit Monophthong, also [ge:f], [kø:m], [le:ŋ] usw. Unterschiede gibt es aber bei der Aussprache des Wortes ‚Sense‘: während der erste Proband es [zajs] ausspricht, verwenden die anderen beiden [ze:s], das auch in Tramm zu hören ist. Ansonsten werden nahezu alle Wörter diphthongiert, Ausnahmen stellen lediglich das von Sprecher eins verwendete [ʃne:s] ‚Schneise‘ und das hochdeutsch beeinflusste [ru:rɪç] beim letzten Probanden dar.⁶⁰⁴ Neben Tramm ist Spornitz der einzige Ort, bei dem sich in dieser Region noch die Diphthongierung von /e/ zu /aj/ vor /r/ nachweisen lässt, Sprecher eins verwendet in seinen MWB-Sätzen einmal [fajø] ‚vier‘, als er den Satz abermals wiederholen muss, sagt er jedoch [firø], der zweite benutzt die zwielaute Variante dieses Wortes in seiner FE als Beispiel für die früher geläufige Aussprache im Ort. Des Weiteren erwähnt er [fɔyən], das zumindest noch beim ältesten Probanden im FT zu hören ist ([nɔ:hu:sfɔyn] ‚das Nachhausefahren‘), allerdings verwenden beide Personen ansonsten in den MWB-Sätzen und den FE [fy:ən]. Spornitz weist damit wie Pinnow noch Überreste der westmecklenburgischen Lautung auf, allerdings ist sie in beiden Orten nur noch an wenigen Wörtern zu erkennen.

⁶⁰³ Der Proband hat das Wort nur angedeutet und dann durch [ʃmœltŋ] verbessert, das /ø/ ist dennoch gut hörbar.

⁶⁰⁴ Als Beispiele für die Diphthongierung seien genannt: [daj] ‚Teil‘, [kajn] ‚kein‘, [vajt] ‚(er) weiß‘ [dau] ‚tun‘, [naux] ‚genug‘, [ʃaul] ‚Schule‘, [ɔybm] ‚üben‘ und [ʃyləs] ‚Schüler‘ (Pl.).

Da die Aufnahmen zu Prislisch nur unvollständig erhalten sind, können hier nur einige Tendenzen hinsichtlich der Aussprache aufgezeigt werden. Lediglich von einer Person liegen die Übersetzungstexte und die FE vor, von einer zweiten nur die MWB-Sätze. In diesen wechselt der Proband zwischen [haj] und [he:], Zwielaute weisen hingegen [aj̃n] ‚ein‘ und [faj̃] ‚Vieh‘ auf sowie [krajd̃n] ‚Krähen‘, [maj̃d̃n] ‚mähen‘, [raj̃n] ‚rein, sauber‘, [zajs] ‚Sense‘ und [taj̃d̃n] ‚zehn‘. Sprecher zwei schließt sich dieser Aussprache an. Während also in Spornitz monophthongisches [ze:s] noch sehr verbreitet ist, hat das Wort in Prislisch einen Diphthong. Die Aussprache ist in beiden Orten jedoch ansonsten ähnlich, denn auch hier diphthongiert der Sprecher ‚Bein‘, ‚er‘, ‚Schnee‘ und ‚weh‘ sowie ‚Bruder‘ und ‚Kühe‘. Darüber hinaus weist auch ‚guten‘ im FT Zwielaute auf. Monophthongisch spricht er dagegen die Präteritalformen aus, z. B. [kø:m] ‚kam‘, [le:gn̩] ‚lagen‘, [rø:p] ‚rief‘. Ansonsten diphthongiert er die in Frage kommenden Wörter, z. B. [ʃpaɪglt] ‚spiegelt‘, [hau̯f] ‚Huf‘ und [sɔygn̩] ‚suchen‘. Zwielaute hat auch [frɔy] ‚freue‘. Eine Abweichung zu Spornitz ist beim Wort ‚tauen‘ auszumachen, das der Prislischer [dɔyt] ausspricht.

Dieser Aussprache schließt sich auch das im Norden gelegene Retschow an. Desgleichen werden die bereits bei den anderen Orten festgemachten Kennwörter in der FT diphthongiert. Abweichungen sind nur bei ‚er‘ zu verzeichnen: Sprecher eins schwankt im FT zwischen [haj] und [he:], in der FE verwendet er nur noch die monophthongische Form, allerdings kommt das Wort auch nur zweimal in seiner Rede vor. [he:] ist auch beim nächsten Probanden zu hören, allerdings überwiegt die zwielaute Variante bereits im FT. Der einzige Nachweis für das Wort in der FE weist /aj/ auf. Ausgeglichen ist das Verhältnis bei Sprecher drei, der beide Formen jeweils einmal verwendet. Die Belegdichte ist jedoch zu gering, um eine sichere Aussage darüber zu machen, ob er eine Variante bevorzugt. Der letzte Proband nutzt beide Aussprachen recht häufig, im FT werden beide je einmal genannt, in der FE [haj] vierzehn-, [he:] elfmal.

Die Präteritalformen sprechen alle Personen monophthongisch, z. B. [dre:bm̩] ‚trieben‘, [ge:f] ‚gab‘, [kre:gn̩] ‚kriegt‘, [nø:m] ‚nahm‘ und [utse:ç] ‚aussah‘. Der Diphthong ist zu finden bei [maj̃t] ‚gemäht‘, [zaj̃t] ‚gesät‘, [taj̃d̃n] ‚zehn‘. Sprecher drei verwendet daneben aber auch [re:d̃n] ‚rein‘. Anhand der Lage des Ortes scheint es aber unwahrscheinlich, dass es sich hierbei noch um westmecklenburgische Aussprache handelt, da in dieser Region solch eine Variante ansonsten nicht mehr zu finden ist. Möglicherweise ist sie deshalb eher spontan entstanden. In einigen Fällen kürzt Sprecher vier den Diphthong in unbetonter Stellung, z. B. bei [ɪn] ‚ein‘ und [nɛ:gn̩tenhun̩taxtaj̃n] ‚1918‘. Monophthong weist auch einmal ‚sehen‘ beim ersten Probanden auf ([ze:n]). Ansonsten werden die entsprechenden Wörter diphthongiert, z. B. [daɪnt] ‚gedient‘, [laɪv̩] ‚lieber‘, [tvaj̃] ‚zwei‘, [paɪd̩shau̯f] ‚Petershufe‘, [r̩aubm̩] ‚rufen‘, [ɔybu̯n] ‚Übung‘ und [plɔyçt] ‚gepflügt‘. Zwielaute besitzen auch [baɪ] ‚beide‘, [zajs] ‚Sense‘, [vaj̃d̃n] ‚Weiden (Wiese)‘ und [hau̯çt] ‚gehauen‘. Die Lautrealisierungen [di:nstf̩fl̩çt] ‚dienstverpflichtet‘ (Sprecher drei) und [zandvy:st̩] (Sprecher zwei) ‚Sandwüste‘ sind hingegen hochdeutschen Ursprungs.

Das etwas südlichere Penzin unterscheidet sich zwar nicht in der Lautung der „Kennwörter“ von Retschow, wohl aber, wie die Präteritalformen realisiert werden. Der erste und dritte Proband diphthongieren auch hier das /e/, sprechen also im FT [laɪgn̩]. In der FE sind darüber hinaus beim ersten [gaj̃f] ‚gab‘, [kaɪgn̩] ‚schauten‘,

[kraɪŋŋ] ‚kriegten‘ und [zajç] ‚sah‘ zu hören, der dritte sagt [kraɪç] und [kraɪŋŋ]. Beim /ø/ diphthongiert nur noch der erste Sprecher zu [kɔym] ‚kam‘, kürzt aber auch zu [kœm]. Der andere verwendet bereits [kø:m]. Beide sprechen aber [slø:bm] bzw. [ʃlø:bm], d. h., die Diphthongierung wird entweder nur unvollständig oder gar nicht mehr durchgeführt.⁶⁰⁵ Sprecher zwei verwendet wiederum zwar [kø:m] und [ʃlø:bm], aber auch [nɔym] ‚nahm‘. /e/ diphthongiert er hingegen gar nicht, wie [kre:çø] ‚kriegte er‘ zeigt. Der vierte Proband nutzt ausschließlich Monophthonge, so sagt er z. B. [ge:f] ‚gab‘, [kre:ç] ‚kriegte‘, [fəge:dŋ] ‚vergaßen‘, [ze:çtŋ] ‚sahen‘, [kø:m] ‚kam‘ und [lø:t] ‚lieb‘. Der letzte Proband verwendet keine starken Präteritalformen. Die Diphthongierung ist auch nicht immer bei allen in Frage kommenden Wörtern durchgeführt, so schwankt Sprecher eins zwischen [kajŋ] und [ke:n]⁶⁰⁶ und spricht [mo:] ‚Mode‘, der dritte verwendet [mtve:]⁶⁰⁷ ‚entzwei‘, aber auch [tvai] ‚zwei‘, sowie [ze:n] ‚gesehen‘ und [grø:n]⁶⁰⁸ ‚grün‘, der vierte sagt [le:t] ‚leid‘, [mo:] ‚Mode‘ und [ɣnøbø:dŋ] ‚unterheizen‘. Auch das Hochdeutsche spielt eine Rolle, so gebrauchen der erste und dritte Proband [fʌurən] ‚füttern‘, der zweite verwendet hingegen [fudəgründlɔ:x] ‚Futtergrundlage‘. Die Aussprache [gəny:gŋt] ‚genügend‘ stammt ebenfalls aus dem Standarddeutschen. Zumindest für diesen Ort kann deshalb nicht einfach davon ausgegangen werden, dass /e/, /o/ und /ø/ immer diphthongiert werden, bei Sprecher vier steht z. B. [utgrɔyn] ‚ausgrünen‘ monophthongischem [ɣnøbø:dŋ] und Hochdeutsch beeinflusstem [gəmy:tlɪçø] ‚gemütlicher‘ gegenüber. Jedoch überwiegen die Formen mit Zwiellaut deutlich.⁶⁰⁹ Gerade das vom dritten Probanden verwendete [grø:n] weist auf individuelle Lautrealisation hin, denn der nachfolgende spricht eine Ableitung desselben Wortes diphthongisch aus. Das ist auch bei [mtve:] der Fall, das Sprecher eins wiederum als [mtvaj] realisiert. Wie in Retschow weist ‚Sense‘ einen Zwiellaut auf ([zajs]).

Diese Aussprache ist auch in Mestlin zu finden, in Warnow gab es keinen Nachweis für das Wort. Allerdings werden die Präteritalformen in beiden Orten monophthongisch gesprochen, wie es auch schon in Zahrendorf und Pinnow der Fall gewesen ist.⁶¹⁰ Individuelle Unterschiede sind bei ‚guten‘ im ersten Satz des FT festzustellen. Während Sprecher eins, eine Frau, und der dritte Proband in Mestlin das Adjektiv [gʌudŋ] aussprechen, nutzt der zweite, wiederum eine Frau, [gu:dŋ]. Auch wenn sich in der FE der Probandin weder Belege für die eine noch die andere Aussprache finden, ist anzunehmen, dass /u/ lediglich in der Grußformel verwendet wird, denn die anderen beiden Personen sprechen das Wort durchgehend diphthongisch aus, selbst die jüngste, ein Mann. In Warnow schwankt der erste Sprecher zwischen

⁶⁰⁵ So verwendet Sprecher drei ausschließlich /ø/: [flø:çø] ‚flog er‘, [rø:bm] ‚riefen‘.

⁶⁰⁶ Allerdings überwiegt die diphthongierte Form, sie wird insgesamt sechsmal genannt, die monophthongische nur einmal.

⁶⁰⁷ Inwiefern es sich bei [mtve:] um eine westmecklenburgische Aussprache handelt, ist nur schwer abzuschätzen, denn der Proband spricht andere Lexeme, die im Westen monophthongisch sind, mit Zwiellaut: [aj] ‚Ei‘, [baj] ‚beide‘, [rajdŋ] ‚rein‘, [sajdŋ] ‚(das) Säen‘ und [ʌustmajø] ‚Erntemäher‘ sowie [afhʌuxt] ‚abgehauen‘.

⁶⁰⁸ Insgesamt verwendet er die Aussprache zweimal. Eine Variante mit Diphthong ist nicht zu hören.

⁶⁰⁹ Als Beispiele seien genannt: [dajnstʃi:m] ‚Dienstschein‘, [fø:rədajl] ‚Vorteil‘, [hʌuə] ‚Herde‘, [kʌuŋŋ] ‚Kuchen‘, [kɔyŋŋ] ‚kühlen‘ und [zɔyŋŋ] ‚suchen‘.

⁶¹⁰ Als Beispiele seien genannt: [ble:bm] ‚blieben‘, [ke:kn] ‚schauten‘, [ze:dŋ] ‚saßen‘ und [sme:dø] ‚schmiss er‘.

beiden Varianten.⁶¹¹ Hier wirkt wiederum die Standardsprache. Dagegen lautet die Aussprache von ‚Kuh?/Kühe‘ bei allen Sprechern [k̥au]/[k̥ɔy]. Auch bei den Wörtern ‚Bein‘, ‚Schnee‘ und ‚weh‘ herrscht Diphthong, nämlich /aj/, vor.

Dieses ist in den benachbarten Demen und Kossebade ebenfalls zu hören, hier gibt es also keinerlei Unterschiede in der Aussprache. In beiden Ortschaften nutzen die Probanden [g̥aud̥n], sowohl in der Übersetzung als auch in freier Rede. Unterschiede sind besonders an einzelnen Lexemen festzumachen: Sprecher vier aus Demen verwendet bei den Wörtern ‚Futter‘ bzw. ‚füttern‘ ausschließlich den Zwielauf ([f̥aur̥], [f̥aur̥n]),⁶¹² wogegen der älteste Proband in Mestlin, eine Frau, die monophthongischen [f̥ud̥] und [f̥ud̥n] bevorzugt.⁶¹³ Bereits in Pinnow ist solch ein Unterschied innerhalb des Ortes zu verzeichnen, d. h., hierbei handelt es sich nicht primär um eine regional- bzw. ortsspezifische Lautrealisation, sondern um eine sprecherabhängige, die zum Teil auch unabhängig vom Alter zu sehen ist.⁶¹⁴

Bei ‚kühlen‘ ist das Verhältnis umgekehrt, denn das spricht der Demener mit Monophthong [ky:lt], die Mestlinerin aber [afk̥ɔylt]. Analog dazu verwendet er /y/ dann ebenso in [gly:t] ‚glüht‘. Auffällig ist hierbei die ähnliche Lautstruktur. In all diesen Fällen ist die monophthongische Aussprache auf hochdeutschen Einfluss zurückzuführen, der zumeist sprecherspezifisch ist.

Dagegen ist [ze:s] kaum mit einer solchen Beeinflussung zu erklären. Denn während in den nördlicheren Penzin und Mestlin Zwielauf vorherrscht, verwenden die Demener und Kossebaderinnen vorwiegend /e/. Der fünfte und zugleich zweitälteste Sprecher in Demen, ein Stellmacher, schwankt jedoch in der FE zwischen beiden Formen, in Kossebade benutzt die erste Probandin in den MWB-Sätzen ebenfalls [zajs] und [ze:s], auf Nachfrage hin, welche Aussprache sie bevorzuge, gibt sie an, die monophthongische zu nutzen, die die zweite Sprecherin ausschließlich gebraucht. Der Demener spricht, als ihm die MWB-Sätze vorgelesen werden, [ze:s]. Nach eigener Angabe benutzt er aber den Diphthong.⁶¹⁵ Als einziger benutzt der jüngste Sprecher die zwielaufige Form in den MWB-Sätzen.

Im südlicheren Lancken sind auch beide Varianten zu hören: Während der erste Proband monophthongisch spricht, bevorzugen die anderen beiden den Zwielauf. Hier sind es die beiden älteren Sprecher, die /aj/ verwenden. Allerdings gibt es keine Nachweise aus den FE, so dass kaum abgeschätzt werden kann, welche der beiden Aussprachen im Ort vorherrscht. In Marnitz ist nur noch [zajs] zu hören. Unter-

⁶¹¹ Wörtlich sagt er: „Gu’n Dagg! Oder gaudn Dagg!“

⁶¹² So zu hören in der Wendung „dat Veih faudern“. Auch die älteste Probandin gebraucht [f̥aur̥].

⁶¹³ So sagt sie beispielsweise: „Dor müßt’n wie nu hemm, dat wie dat Schwien Fudder hennliwert hemm, nich. Dat sall man vier Wochn vörhenn fuddern, wenn man sich dat köfft.“ [f̥ud̥] findet sich darüber hinaus noch zweimal in ihren Ausführungen.

⁶¹⁴ Ein weiteres Beispiel findet sich im westlicheren Eldena. Sprecher zwei verwendet dort ebenfalls den Monophthong /u/: „[...] in Winder wür dat vör dee Pier fuddert“ bzw. „[...] un bringn ook anner Fudder, gaud Fudder vör unsere Verhältnisse hier“. Der Sohn nutzt dagegen /au/: „[...] dorvör waadn ook faudrert“. Warum Vater und Sohn hier unterschiedliche Varianten nutzen, ist nicht so leicht zu klären. Einfluss dürfte möglicherweise die Kommunikationssituation ausgeübt haben, denn durch das Interview könnten bestimmte Formen bevorzugt worden sein.

⁶¹⁵ Der Proband hatte keine Zeit, die Sätze längere Zeit durchzulesen, stattdessen wurden ihm diese vorgelesen, und er musste sie spontan in die Ortsmundart übersetzen. Die Aussprache [ze:s] bei dieser Übertragung zeigt jedoch, dass diese Variante ebenso präsent ist. Als er darauf angesprochen wurde, gab er [zajs] als die von ihm genutzte Aussprache an: „Seiß, Seiß. Seiß is hier de Hauptuutdruck woll, ja. [...] Nee, wie, wie seggn Seiß, ja. Hier’s Seiß mieh.“ Er schwankt aber auch in freier Rede zwischen beiden Formen.

schiede sind auch bei ‚tauen‘ zu verzeichnen: in Warnow, Mestlin, Demen, Kossebade und Lancken herrscht [dɔyt] vor⁶¹⁶, in Marnitz verwenden auch vier Probanden diese Aussprache, einer jedoch spricht monophthongisches [dø:t]. Dabei handelt es sich um eine Person, die der mittleren (vielleicht auch der ältesten) Generation angehört.⁶¹⁷ Möglicherweise hat sich bei ihr die alte westmecklenburgische Variante länger gehalten. Im Vergleich zu Pinnow und Spornitz ist sie damit schon weitaus seltener zu hören. In den östlicheren Orten des Untersuchungsgebietes ist sie nicht mehr nachweisbar. Im Norden verwendeten alle Personen schon in Möllin und Hoben ausschließlich den Zwielauf. Die Schwankungen in Marnitz, aber auch in Spornitz sind mit der „Grenzlage“ dieser Orte zum heutigen [dɔyt]-Gebiet zu erklären. Offensichtlich setzt sich in diesen beiden Orten die gemeinmecklenburgische Form immer mehr durch.

Schwankungen ergeben sich in Lancken und Marnitz auch beim Satz ‚Guten Tag‘, Sprecher zwei bzw. drei und fünf verwenden den Monophthong. Beim dritten Probanden aus Marnitz ist in der FE dann aber [gaut] zu hören. Der Monophthong in [kle:dəʃap] ‚Kleiderschrank‘, den Sprecher eins aus Marnitz im FT benutzt, ist dagegen bereits in anderen Orten nachgewiesen worden. Er findet sich auch in Demen.⁶¹⁸ Insgesamt ist er auf den alten Aufnahmen in zwölf Orten zu hören, sowohl im Westen als auch im Osten.⁶¹⁹ Die Aussprache ist damit weitestgehend monophthongisch. Das von der Lautstruktur her ähnliche ‚leid‘ weist das /e/ ebenso auf. Allerdings ist es lediglich in Granzin, Hinrichshagen, Nossentiner Hütte und Penzin nachweisbar. Dagegen begegnet ‚leider‘ nur in diphthongierter Form.⁶²⁰ Damit stehen sich in Marnitz [kle:dəʃap] und [ləjdə] gegenüber. Ansonsten tritt der Monophthong in diesem Ort bei den Präteritalformen und in Kürzungen auf.⁶²¹ Auffällig ist er auch bei [de:t] ‚tut‘ und [ge:t] ‚geht‘. Diese Formen sind auch in Demen und Kossebade zu hören. Sie werden aber später behandelt werden und bleiben bei der Betrachtung der nächsten Orte zunächst unberücksichtigt. Das betrifft auch die Wörter ‚er‘, ‚sie‘,

⁶¹⁶ In Demen gibt es nur zwei Abweichungen in der Aussprache, allerdings sind auch diese zwielauf: Der dritte Proband, eine Frau, verwendet [dɔut], der fünfte, etwas ältere Sprecher schwankt zwischen dieser Form und [dɔyt].

⁶¹⁷ Anhand des Gesprächs war das nicht genau zu bestimmen. Er ist aber nicht der älteste Sprecher.

⁶¹⁸ Hier gibt es gleich mehrere Nachweise: [mklet] ‚eingekleidet‘ (Sprecher zwei) und [kle:də] ‚Kleider‘ (Sprecher drei) sowie [fɔklet] ‚verkleidet‘ (Sprecher eins und drei). In Kossebade herrscht auch /e/ vor, allerdings wird das Wort auf den Aufnahmen nicht verwendet. Es ist nur in nicht aufgezeichneten Gesprächen gefallen.

⁶¹⁹ Im Westen ist /e/ in Bennin ([mklet] ‚eingekleidet‘ Sprecher zwei), Boldela ([kle:t] ‚Kleid‘, Sprecher drei), Niendorf ([kle:də] ‚Kleider‘, Zusatzaufnahme mit Fischer Schwarz [= Sprecher eins]) und Selmsdorf ([ɑ:baɪtsbɔkle:dʊŋ] ‚Arbeitsbekleidung‘, Sprecher vier) nachweisbar, im Osten verwenden es Probanden in Hinrichshagen ([ɑ:baɪtsʃʊtsbɔkle:dʊŋ] ‚Arbeitsschutzbekleidung‘, Sprecher vier), Jördenstorf ([kle:dəʃap] ‚Kleiderschrank‘, Sprecher vier), Lichtenhagen ([kle:də] ‚Kleider‘, Sprecher vier), Marnitz ([kle:dəʃap] ‚Kleiderschrank‘, Sprecher eins), Dobbertin ([kle:t] ‚Kleid‘, Sprecher drei), Satow ([kle:də] ‚Kleider‘, Sprecher vier), Wustrow ([kle:də] ‚Kleider‘, Sprecher vier) und Züsow ([kle:də] ‚Kleider‘, Sprecher eins). /aj/ verwendet nur ein Proband in Eldena. Zwei weitere Belege sind hingegen aus dem Hochdeutschen übernommen: [hy:gje:nɔklaɪdʊŋ] ‚Hygienekleidung‘ (Sprecher vier, Letschow) sowie [bɔklaɪdʊŋsaxɔŋ] ‚Bekleidungssachen‘ (Sprecher drei, Bristow).

⁶²⁰ Belege gibt es aus Broock, Glaisin, Hoben, Klockenhagen, Lüblow, Marnitz, Lüttow, Mestlin, Möllin, Röbel, Sanitz und Zweedorf. Das MWB, IV, Sp. 885 f., erfasst auch nur ‚leider‘, ‚leed‘ verzeichnet es dagegen ‚wie *Kleed* Kleid mit auffälligem -ee-‘ (ebenda, Sp. 874).

⁶²¹ So verwendet Sprecher drei zum Beispiel [gre:p] ‚griff‘, [lø:dŋ] ‚ließen‘, [ne:m] ‚nahm‘ und [ste:ç] ‚stieg‘. Der dritte Proband kürzt ‚eins‘ (‚mal‘) zu [ɛns].

‚derʹ/‚dieʹ und ‚zuʹ. ‚tutʹ/‚gehtʹ folgt im Anschluss an die Beschreibung der Diphthonge, um die Verteilung genauer bestimmen zu können, die anderen Lexeme werden im Kapitel über die Syntax näher behandelt.

Wie schon in Demen und Mestlin ersetzt zum Teil die hochdeutsche Lautung die niederdeutsche, so verwendet Sprecher zwei aus Warnow beispielsweise [gəmy:tliç] ‚gemütlichʹ.⁶²² Diphthong weisen dagegen in Warnow, Mestlin, Demen, Kossebade, Lancken und Marnitz neben den Kennwörtern aus den Übersetzungstexten u. a. auch [dʌun] ‚tunʹ, [fʌut], ‚Fußʹ, [gʊys] ‚Gänseʹ, [hʊynə] ‚Hühnerʹ, [kʌuŋ] ‚Kuchenʹ, [pajkslɛ:dŋ], ‚wortwörtlich Pikenschlitten (ein Schlitten mit Stock zum Abstoßen)ʹ, [rʌu] ‚Ruteʹ (Flächenmaß) und [zajŋ] ‚sehenʹ auf. Auch diejenigen Wörter, die im Westmecklenburgischen Monophthonge aufwiesen, haben bis auf die behandelte Ausnahme in Marnitz Zwiellaut: [majdŋ] ‚mähenʹ, [hʌuxt] ‚gehauenʹ und [hʊy] ‚Heuʹ. Daneben kann abhängig vom Sprecher aber auch Monophthong bei einigen Wörtern zu finden sein: so spricht der fünfte Proband aus Marnitz als einziger ‚Beinʹ und ‚wehʹ [be:n] und [ve:] aus. In der FE verwendet er [ʃajf] ‚schiefʹ, aber auch [le:fstŋ] ‚liebstenʹ. Dennoch überwiegen bei ihm die Diphthonge, z. B. [dajlə] ‚Teileʹ, [zajp] ‚Seifeʹ, [dʌuk] ‚Tuchʹ, [ʃʌul] ‚Schuleʹ und [ʊybuŋ] ‚Übungenʹ. In Lancken sagt die erste Probandin wiederum neben [kajŋ] auch einmal [ke:n]. Aus dem Standarddeutschen übernimmt sie [naxtdi:nst] ‚Nachtdienstʹ und [ʃpe:tdi:nst] ‚Spätdienstʹ. In Demen verwendet Sprecher eins, ebenfalls eine Frau, [dajnstdi:ən] ‚Dienstmädchenʹ. Hier spielt auch der Bereich, aus dem die Wörter stammen, eine Rolle, denn während das letztgenannte schon recht lange in Gebrauch ist und sich auf ein Dienstverhältnis bezieht, erscheinen die anderen beiden in einer Schilderung über den Alltag einer Krankenschwester. Eine hochdeutsche Aussprache liegt auch bei [fəmi:t] ‚vermietetʹ vor, das der dritte Lanckener verwendet.⁶²³ In Boldela ist hingegen [fəmajt] vom ersten und zugleich ältesten Probanden zu hören, allerdings noch in der Bedeutung von ‚verdingenʹ.⁶²⁴ In Carolinenhof verwendet die jüngste Sprecherin den Diphthong hingegen auch für ‚Mieteʹ (für die Wohnung usw.).⁶²⁵ In Hinrichshagen, Lichtenhagen und Letschow diphthongieren alle Personen die „Kennwörter“ ‚Beinʹ, ‚Schneeʹ, ‚wehʹ, ‚Bruderʹ und ‚Küheʹ in den FT, jedoch ist die Aussprache des Adjektivs ‚gutenʹ unterschiedlich. Zwar überwiegen insgesamt diejenigen Sprecher, die [gʌudŋ] sagen, dennoch sind auch Formen mit /u/ bzw. /o/ vertreten.⁶²⁶ Während in Hinrichshagen ausschließlich der Diphthong zu hören ist, benutzt der erste Proband in Lichtenhagen /u/ in seinem FT,⁶²⁷ der dritte /o/. In der FE sprechen jedoch beide durchgängig /ʌu/⁶²⁸, wogegen Sprecher vier nun im Gespräch

⁶²² Das MWB verzeichnet dieses Wort auch (MWB, III, Sp. 129), unter dem Lemma „Gemäut“ (ebenda, S. 127) ist zudem zu lesen: „in Zss. [Zusammensetzungen, A. K.] nur hd., s. *Gemütsmann*, *-mensch*; ferner *gemütlich*, *Gemütlichkeit*.“

⁶²³ Wortwörtlich sagt der Proband: „Na, dee haadn Sää, dee vemiet denn Sää ümmer.“

⁶²⁴ Dabei berichtet er über die Schulzeit: „Un dei Kinner, dee gaut liehrn künn un sick näh'n Buuern vemeit haadn, dei kreegn denn 'n Frieschien, dei bruuktn dee Woch bloß tweimål näh de Schau.“

⁶²⁵ So führt sie über ihre Arbeit aus: „Un denn hemm w' ook so noch v eschiedne Berichte immer an Kreis to moggn, un denn komm ook intwischn dee Lüüt eis fedder [= wedder] un betähl ehr Wäädrergeld, Grundschtüern oder Meit, wat so to betäohl hemm.“

⁶²⁶ Besonders /o/ und /u/ sind nicht immer einwandfrei zu unterscheiden, besonders wenn der Vokal gekürzt wird.

⁶²⁷ Die Form ist aber nicht nur in ‚Guten Tag!ʹ zu hören, sondern auch in anderen Sätzen: „Wenn du nich mit wist, denn is gut. Gut.“

⁶²⁸ Sprecher eins verwendet die zwiellautigen Varianten insgesamt neunmal, der dritte viermal.

ausschließlich /o/ bevorzugt.⁶²⁹ In Hinrichshagen gibt es einen ähnlichen Fall, hier sagt der dritte Proband [gɑudŋ] im FT, aber einmal [gu:də] in der FE. Bei ihm überwiegt jedoch die diphthongische Variante.⁶³⁰ In Letschow ergibt sich ein ähnliches Bild wie in Lichtenhagen: Sprecher zwei und fünf verwenden /u/, die anderen /ɑu/ im FT,⁶³¹ in der FE bevorzugen aber auch die besagten zwei Probanden den Zwielauf, lediglich einmal kürzt der zweite zu [gɔdŋ].⁶³²

Einheitlich ist hingegen die Aussprache von ‚taut‘, die in allen Ortschaften [dɔyt] lautet. Die Präteritalformen weisen ausschließlich Monophthonge auf, also /e/ oder /ø/. Im Allgemeinen diphthongieren die Probanden ansonsten die in Frage kommenden Wörter. Ausnahmen bilden die bereits erwähnten Wörter ‚leid‘, ‚Kleid‘, ‚Krone‘ und ‚Mode‘.⁶³³ Hinzu kommen hochdeutsche bzw. von der Hochsprache beeinflusste Aussprachen wie [ʊnɛʃɪt] ‚Unterschied‘ bei Sprecher vier aus Hinrichshagen, [gəny:çt] ‚genügt‘ beim zweiten aus Lichtenhagen, [gənuç] ‚genug‘ beim vierten aus demselben Ort, [rɪntfi:və] ‚Rindviecher‘ beim zweiten aus Letschow, der dritte verwendet dort [fʊdɔ] und [raʊpɡu:t] ‚Raubgut‘, der fünfte [gəny:ɡnɪ] ‚genügend‘ sowie [gəmy:tliç] ‚gemäßlich‘ und [ʊngəmy:tliç] ‚ungemüthlich‘. Die Varianz ergibt sich dann dadurch, dass andere Personen wiederum zum Teil die niederdeutschen Wörter nutzen, so sagt der erste Proband aus Lichtenhagen beispielsweise [nɑux], in Letschow verwenden der vierte und fünfte [fɑʊrɛt] ‚gefüttert‘, der letzte zusätzlich [fɑʊdəri:] ‚Fütterei‘ und – Gegensatz zum Hinrichshäger – [ʊnɛʃajt].

In Badendiek artikuliert Sprecher eins ‚abgekühlt‘ und ‚Glühofen‘ unterschiedlich, Ersteres mit Zwielauf ([afkɔylt]), das andere aber mit Monophthong ([gly:ɔ:bm]). Auch bei ‚Guten Tag‘ ist einmal die Aussprache mit /u/ nachweisbar. Insgesamt ist diese Variante im Untersuchungsgebiet zwar seltener als diejenige mit /ɑu/ und zumeist auf die Begrüßungsformel beschränkt, dennoch ist sie in vielen Orten nachweisbar, wobei die Lage des Dorfes keine Rolle spielt, sie kommt sowohl im Westen als auch Osten Mecklenburgs vor.⁶³⁴

⁶²⁹ Es gibt zwei Belege: [go:] und [go:t].

⁶³⁰ Diese kommt dreimal vor.

⁶³¹ Ausgenommen ist davon der erste Proband, da bei ihm die ersten fünf Sätze fehlen.

⁶³² Die diphthongischen Varianten nutzt er aber insgesamt dreimal, so dass auch bei ihm der Zwielauf überwiegt. Sprecher fünf verwendet ihn zweimal.

⁶³³ Vgl. Anm. 618, 619 und 620, dort finden sich weitere Nachweise aus anderen Ortschaften. Der Diphthong /aj/ ist bei ‚leid‘ weder im Westen noch Osten nachweisbar, bei ‚Kleid‘ nur einmal in Eldena, dort aber nur im Verb [rɪnnɛklajdn], /ɑu/ in ‚Kron‘ ist sehr selten. Bei ‚Mode‘ ist er ausschließlich im Westen zu finden, und zwar in Alt Meteln, Lüttow, Niendorf, Schlagsdorf und Welzin. Dort lautet die Aussprache [mɑu] bzw. [mɑuə]. Monophthongische Aussprache herrscht vor in Bennin, Bristow (dort in Form eines Adjektivs), Broock, Groß Lantow, Hoben, Jördenstorf, Lichtenhagen, Penzin, Sanitz und Welzin. Im letztgenannten Ort sind also beide Lautrealisationen anzutreffen, Sprecher eins nutzt [mo:], der fünfte [mɑu].

⁶³⁴ Im Westen ist sie zu hören in Alt Jabel, Boldela, Eldena, Hoben, Lüttow, Niendorf, Schlagsdorf und Welzin. Große Anteile hat sie auch im Osten, so ist sie vertreten in Badendiek, Brudersdorf, Granzin, Groß Lantow, Hinrichshagen, Jördenstorf, Klockenhagen, Lancken, Letschow, Lichtenhagen, Marnitz, Mestlin, Nossentiner Hütte, Penzin, Pinnow, Retschow, Röbel, Spornitz, Wustrow und Zahrendorf. Nahezu jeder Untersuchungsort weist damit solch eine Variante auf. In der FE ist sie hingegen kaum zu finden. Die Realisierung kann dabei von Sprecher zu Sprecher variieren. Einige sprechen [gu:dŋ], andere [gɔdŋ] oder lassen das /d/ fort ([gu:n], [ɡun]). Nicht immer ist das /u/ dabei vom /o/ zu scheiden. Letzteres begegnet zum Beispiel in Züsow ([go:dŋ]). Der formelhafte Charakter zeigt sich an Aussprachen wie die in Brudersdorf: „[gu:dŋ] [tax]“. Das Substantiv ent-

In Dobbertin ist die Aussprache ähnlich der in Badendiek, aber auch der in anderen Orten: die Kennwörter in den FT weisen allesamt Diphthonge auf, in den FE sind nur Abweichungen zu verzeichnen, wenn der Proband hochdeutsche Lautung nutzt, so sagt der dritte [di:nst] ‚Dienst‘ und [klo:stædi:nə] ‚Klosterdiener‘, gebraucht aber auch die niederdeutschen [bədəjnt] ‚bedient‘ und [dajnsttīt] ‚Dienstzeit‘. ‚ausgerufen‘ kürzt er zu [u:trōbm], ‚Beruhigung‘ übernimmt er wieder aus dem Standarddeutschen ([bæru:ɪŋ]) so wie Sprecher eins [ru:ɪç] ‚ruhig‘ und [ʊnrʊ:n] ‚Unruhen‘, der vierte sagt [mi:t] ‚gemietet‘. Bis auf [kle:t] handelt es sich also nur um Abweichungen, die vor allem auf den Einfluss der Standardsprache zurückzuführen sind.

Auch in Broock sind mit [krafftʊdɐ] ‚Kraftfutter‘ und [zaffʊdɐ] ‚Saftfutter‘ solch Aussprachen zu finden. Diese Lautrealisation ist ebenso unabhängig von der Lage des Ortes wie [gu:dn̩], vielmehr ist die Verwendung abhängig vom Sprecher selbst.⁶³⁵ Nicht vom Hochdeutschen beeinflusst ist [zɛ:s], das der erste Proband neben [zaj:s] nutzt. In östlicher gelegenen Ortschaften ist die monophthongische Variante nicht mehr zu finden, sie beschränkt sich im Osten vorwiegend auf die Planquadrate 13/23 (Züsow), 15/23 (Sukow, Tramm), 16/23 (Spornitz), 15/24 (Demen, Kossebade), 16/24 (Lancken) und 16/25 (Broock). Bereits in diesen gibt es aber Orte, in denen ausschließlich Diphthong vorherrscht (z. B. in Pinnow und Mestlin). Zudem schwanken bereits einige Sprecher zwischen beiden Varianten. In den westmecklenburgischen Untersuchungsorten überwiegen Formen mit /e/, lediglich in Alt Jabel, Bennin und Eldena ist /aj/ belegt. Bereits Jacobs bemerkt für die Aussprache von ‚Sense‘, „[i]m Osten und Nordosten des *ē*-Gebietes ist *ei* nicht selten.“⁶³⁶ In Broock ist auch die Realisierung des Nachnamens ‚Peter‘ unterschiedlich, der erste Proband diphthongiert zu [pajdɐ], der dritte bleibt beim /e/.

stammt in diesem Beispiel der hochdeutschen Umgangssprache, nicht dem Dialekt. In der FE hebt sich die Variante mit /u/ auch deutlich ab und wird fast ausschließlich in Grußformeln benutzt, so erzählt Sprecher drei aus Züsow aus der Schulzeit: „Na, donn hewwick oewer annern Dagg maschiern müßt, ümmer in dee Schaul up un dää: ‚Gudn Tagg, Herr Buurmeister!‘ un hei geif mie ein.“ Hier ist aufgrund des Umfeldes davon auszugehen, dass er den Gruß auf Hochdeutsch zu entbieten hatte. Im westmecklenburgischen Lüttow verwendet Sprecher zwei die monophthongische Form auch nur einmal, und zwar in folgender Passage: „Ja, un so vetellt wie, un minn [= mit ein] Mål seggt einer ‚Guudn Morgn‘ achter uns, weer dee Meister up’t Dack, donn weer *ja* nich von dor komm, donn weerer von annern Enn komm.“ Dieser Wechsel zwischen hochdeutscher Aussprache im Gruß und diphthongischer in „normaler“ Rede ist schon bei Reuter zu finden, so im Gedicht „De Obserwanz“: „Gu’n Morgen! Vadder Schult, ick kam heran“ (Reuter, Werke I, S. 95) gegenüber „Un wil hei schrewen Schrift gaud lesen künn, / Kek hei den Preister up de Knæwel, / Wat in de Schrift woll schrewen stünn.“ (ebenda, S. 96 f.) Nicht von solch einer Grußformel abhängig ist die Verwendung bei Sprecher eins aus Schlagsdorf: „Aber acht Person könn dor guut siddn.“ Hier überwiegt aber ansonsten auch /au/.

⁶³⁵ /u/ in ‚Futter‘/‚füttern‘ findet sich in Alt Jabel, Alt Meteln, Bansow, Bennin, Eldena, Lüttow, Letschow, Mestlin, Pinnow, Penzin, Retschow, Sanitz, Welzin, Woez, Züsow und Zweedorf. Selbst in Sumte ist sie bereits beim jüngsten Sprecher zu hören. Sie erfasst auch nicht alle Personen des Ortes, in Pinnow verwendet die älteste Probandin /au/. Dennoch ist nicht immer das Alter der Sprecher entscheidend. In Alt Meteln schwankt der älteste zwischen beiden Varianten, wobei /au/ noch überwiegt, ein etwas jüngerer verwendet durchgehend den Zwiellaut. Auch in Züsow und Eldena gibt es jeweils jüngere Probanden, die noch diphthongisch sprechen. Hier ist wohl auch die „Beharrlichkeit“ entscheidend bzw. äußere Faktoren. In Kossebade und Demen nutzen alle Personen beispielsweise /au/.

⁶³⁶ Jacobs, Teuth. 3, S. 136. Das Nebeneinander beider Formen dokumentiert er auch anhand zweier Sätze: „Man sagt dort stets *ze:sn ho:ən* Sensen schärfen, aber bisweilen *dɛi zɛis snit nix* die Sense schneidet nicht.“ (ebenda).

Im nördlichsten Ort des Untersuchungsgebietes, Wustrow, sind die Kennwörter im FT nahezu immer diphthongiert, lediglich Sprecher vier, eine Frau, schwankt zwischen [ʃne:] und [ʃnaj]. Da es sich jedoch um den einzigen Nachweis für diese Aussprache handelt, steht zu vermuten, dass sie sich durch das Schriftbild hat leiten lassen, zumal sie sofort zur zwielautigen Form bessert. Der dritte Proband verwendet nicht nur hochdeutsche Wörter (z. B. [bəli:pt] ‚beliebt‘, [faxɑ:bajdɛbri:f] ‚Facharbeiterbrief‘ und [ru:ɪç]), sondern monophthongiert auch Wörter, die in der Mundart eigentlich Zwiellaut aufweisen, so spricht er ‚Feudel (das Scheuertuch)‘ [fy:dɫ] aus, ‚überhaupt‘ [œ:vəho:pt]. Sprecher vier nutzt /e/ in [kle:dɛ] ‚Kleider‘ und schwankt zwischen [dre:tɪ] ‚drehen‘ und [ɣmdraɪt] ‚umgedreht‘. Hochdeutsch beeinflusst ist die Aussprache [vu:t].⁶³⁷ Ansonsten herrschen auch in diesem Ort Diphthonge vor⁶³⁸, so zum Beispiel in [ajŋkry:ts] ‚Eichenkreuz‘, [mɑut] ‚Mut‘ und [rɔyk] ‚Pflege‘.

In Klockenhagen ist neben [gu:dɪ] und [gɑudɪ] auch [go:dɪ] in der Grußformel zu hören. In den FE nutzen dann aber zwei von drei Probanden /ɑu/, von Sprecher eins, der im FT /o/ verwendet, gibt es keinen Nachweis. Monophthongische Aussprache ist ansonsten nur noch beim dritten Probanden zu finden, der aus dem Hochdeutschen [fɪŋɛʃptsɪŋgɛfy:l] ‚Fingerspitzengefühl‘ übernimmt, wohingegen der erste [gɛfɔyl] ‚Gefühl‘ sagt. So sind auch die unterschiedlichen Aussprachen von [raʊ] ‚Ruhe‘ und [ru:ɪç] ‚ruhig‘ bei Sprecher zwei zu erklären. Das Adjektiv wird im gesamten Untersuchungsgebiet mit /u/ (bzw. /ʊ/) realisiert, das Substantiv weist zumindest in einigen Orten noch den Diphthong auf, allerdings ist dessen Verwendung nicht zuletzt abhängig vom Sprecher.⁶³⁹ Monophthonge sind auch bei den Präteritalformen zu hören. Alle anderen in Frage kommenden Wörter diphthongieren die aufgezeichneten Personen. Das Wort ‚Sense‘, das Sprecher eins mehrfach verwendet, hat ebenfalls Diphthong.⁶⁴⁰

Uneinheitlich ist die Aussprache in den FT von Sanitz, da hier nicht jeder Proband diphthongiert: der dritte sagt [bro:dɛ] ‚Bruder‘, der fünfte spricht [be:n] ‚Bein‘ und [ke:nɐ] ‚keiner‘ sowie [go:dɪ]. Beim letztgenannten zeigen sich auch in der FE Schwankungen, so sagt er hier zwar [kaɪn], wechselt aber zwischen [vajdɪ] ‚wissen‘ und [ve:t]/[ve:dɪ] ‚(er) weiß‘/‚wissen‘, ebenso zwischen [ajnfax] und [e:nfax] ‚einfach‘, [ze:n]/[u:tze:n] ‚sehen‘/‚aussehen‘ und [zajɪn] ‚sehen‘ sowie [hɪnɐbe:n] ‚Hinterbeine‘ und [bajɪn]/[fastbajɪnɪç] ‚Bein‘/‚festbeinig‘.⁶⁴¹ Auch /ɑu/ diphthongiert

⁶³⁷ Eine diphthongische Variante ist im gesamten Untersuchungsgebiet nicht nachzuweisen. Selbst in Sumte und Schlutup gilt hochdeutsches [vu:t].

⁶³⁸ Monophthong ist nur noch im bereits behandelten ‚Krone‘ zu hören.

⁶³⁹ /ɑu/ findet sich noch in Groß Lantow, Hinrichshagen, Jördenstorf, Klockenhagen, Satow und im äußermecklenburgischen Sumte. Die Variante mit /u/ ist zu hören in Bennin, Kölzow, Lancken, Lüblow, Woez und Zahrendorf. Sprecher drei in Nossentiner Hütte spricht den Ort ‚Vollrathruhe‘ ebenfalls mit /u/ [fɔlrɑ:tsru:]. Die anderen Dörfer erscheinen jedoch in niederdeutscher Lautrealisation: „Also, dat güng bett nâh Zittdôrp [= Ziddorf], Vollrâthruh, Rehbaag [= Rehberg?] un wie de Dôrber all so heidn un inne Ûmgegend.“

⁶⁴⁰ So spricht er zwölfmal [zajs], hinzu kommen noch der Plural [zajsn] ‚Sensen‘ sowie die Komposita [zajsnʃtrɪk] ‚Sensenstreicher (Holzstück, mit dem die Sense geschärft wird)‘ und [zajsnʃtre:k] ‚Sensenstreicher (Pl.)‘. Beispiele für Diphthongierungen wären: [draɪʃ] ‚ruhendes Ackerland, das als Weide dient‘, [plɔ:dɪŋkɑuŋ] ‚Blechkuchen (eine Art Hefekuchen)‘ und [grɔyn] ‚Grünfutter‘ (Gras).

⁶⁴¹ Zumeist überwiegen die zwielautigen Formen, bei ‚einfach‘ und ‚Bein‘ beträgt das Verhältnis drei zu eins (inklusive der Ableitungen), lediglich bei ‚wissen‘ überwiegt /e/ mit zwei Nennungen gegen-

er nicht vollständig, so stehen sich [do:n] und [dɔ:n] ‚tun‘ sowie [go:t] und [gɔ:t] ‚gut‘ gegenüber.⁶⁴² Zwiellaut weisen [bɔ:laxʃaʊl] ‚Beschlagschule‘, [hɔ:ʊf] ‚Huf‘, [hɔ:ʊfdo:ən] ‚Hufdorn (ein Werkzeug)‘ und [hɔ:ʊt] ‚haut‘ auf. Der Monophthong kommt in [kro:nris] ‚Kronenriss‘ und [blu:tbɔ:n] ‚Blutbahn‘ vor.

Ein uneinheitliches Bild ergibt sich auch bei /ɔy/: Zwar nutzt der Proband den Zwiellaut in [afkɔyl] ‚abkühlen‘ und [rɔybm] ‚Rüben‘, aber auch einfachen Vokal in [fɔ:dn] ‚Füße‘ und [glø:hɔ:gn] ‚Glühnaken‘. Hochdeutscher Einfluss ist bei [gəny:çt] ‚genügt‘ zu erkennen. Dieser ist auch für die Lautrealisationen [ʊndəʃit] ‚Unterschied‘, [ru:ç]/[ru:çə] ‚ruhig‘/‚ruhige‘, [fʊrɐ] ‚Futter‘ und [zɔ:tgu:t] ‚Saatgut‘ bei Sprecher vier verantwortlich. Der dritte Proband lässt sich bei [hajmve:] ‚Heimweh‘, [gu:tʃaj̃n] ‚Gutschein‘, [pri:zəgu:tʃaj̃n] ‚Preisgutschein‘ und [ru:ədax] ‚Ruhetag‘ ebenfalls von der Standardsprache leiten. Das Morphem ‚gut‘ kommt deshalb in zwei Lautvarianten bei ihm vor, denn neben der hochdeutschen Form mit /u/ verwendet er mehrfach [gɔ:t] ‚gut‘. Ferner kürzt er einmal ‚eins‘ zu [ɪns]. Diese Aussprache ist auch in Kölzow und in einigen westmecklenburgischen Orten zu hören.⁶⁴³

In Groß Lantow diphthongieren die Probanden nahezu alle in Frage kommenden Lexeme, im FT die Kennwörter vollständig, in den FE gibt es nur individuelle Abweichungen, so sagen Sprecher eins und vier [ke:n] ‚kein‘, beim letztgenannten kommt aber auch [kaj̃n] vor. Der zweite Proband, eine Frau, spricht [grɔỹns] ‚Grünfutter‘, aber auch [u:tkø:lt]. Ansonsten ist der Monophthong nur noch in den Präteritalformen nachweisbar ([ge:f] ‚gab‘, [le:gn] ‚lagen‘, [ze:t] ‚saß‘ usw.) sowie einmal im bereits behandelten [mo:] ‚Mode‘ bei Sprecher eins und im hochdeutschen Wort [ku:] ‚Kuh‘, das der vierte einmal verwendet. Er diphthongiert aber den Plural ([kɔỹ]).⁶⁴⁴

Relativ einheitlich ist auch die Aussprache in Bansow. In den FT nutzen der erste und der vierte Proband [go:dn], die Kennwörter weisen aber Zwiellaut auf. In den MWB-Sätzen wird neben [baj̃n] ‚Bein‘ ‚Sense‘ ebenfalls diphthongisch ausgesprochen ([zaj̃s]). Auch in den FE sind die Diphthongierungen nahezu vollständig durchgeführt,⁶⁴⁵ neben den Präteritalformen ist der Monophthong nur bei einzelnen Lexemen zu hören, so sagt Sprecher zwei [ke:n] (aber auch [kaj̃n]) sowie von der Standardsprache beeinflusstes [fʊdərɔỹbm] ‚Futerrüben‘. Der dritte verwendet [glɔyt] ‚glüht‘, das Substantiv übernimmt er aber aus dem Hochdeutschen ([glu:t]). Einfachen Vokal weist auch [flo:m] ‚Nierenfett‘ auf. Der vierte Proband spricht zwar

über einer mit /aj̃/.

⁶⁴² Hier dominieren in beiden Fällen die monophthongischen Varianten, [go:t] ist dreimal zu hören, [gɔ:t] nur einmal. [dɔ:n] nutzt der Proband zweimal, [do:n] dreimal und [do:] ‚(ich) tue‘ einmal.

⁶⁴³ Siehe Anm. 208.

⁶⁴⁴ Beispiel für diphthongische Aussprache in Groß Lantow wären u. a. [ɪntvaj̃] ‚entzwei‘, [snaɪwe:rɐ] ‚Schneewetter‘, [blɔutwʊst] ‚Blutwurst‘, [gɔutdʏŋkɪn] ‚Gutdünken‘ sowie [gɔỹdɐ] ‚Güter‘ und [spɔỹkt] ‚gespukt‘. In den MWB-Sätzen weisen alle drei in Frage kommenden Lexeme /aj̃/ auf: [haj̃] ‚er‘, [raj̃n]/[raj̃dn] ‚rein, sauber‘ und [ɔust] ‚Ernte‘.

⁶⁴⁵ Als Beispiele seien genannt: [knaj̃] ‚Knie‘ (Pl.), [faj̃] ‚Vieh‘, [plɔux] ‚Pflug‘, [ʃaj̃u] ‚Schuhe‘, [bɔỹgnhɔlt] ‚Buchenholz‘. Diphthongisch erscheinen auch [taj̃dn] ‚zehn‘ und [hɔuxt] ‚haut‘.

[ɔybm̩] ‚üben‘ und [rɔybm̩] ‚Rüben‘, den Ort „Grünenhof“ realisiert er aber als [grø:nhɔf]. Hochdeutschen Ursprungs ist [ɛrəndəkron] ‚Erntekrone‘.

Die Probanden in Nossentiner Hütte sprechen ebenfalls überwiegend diphthongisch. Neben den Kennwörtern im FT betrifft das in den MWB-Sätzen auch [zajs] ‚Sense‘, [majdn̩] ‚mähen, [ɔust] ‚Ernte‘, [faut] ‚Fuß‘ und erfasst auch [dajt] ‚tut‘, auf das später in diesem Kapitel eingegangen werden wird.

In den FE finden sich aber einige Wörter, die die Probanden nicht diphthongieren. Sprecher eins verwendet [le:t] ‚leid‘, das auch in anderen Ortschaften grundsätzlich /e/ ausweist, ferner kürzt er den Zwielauf, z. B. in [nɛ:gntenhunɛ:nɛ:gntajn] ‚1919‘. Anhand dieses Wortes lässt sich erkennen, dass solch eine Kürzung vor allem in unbetonter Stellung erfolgt. Hochdeutsche Lautung ist bei [ruɪç] ‚ruhig‘ zu hören, die sich auch beim nachfolgenden Probanden findet. Dessen Aussprache [se:] ‚sehe‘ ist zumindest von der Standardsprache begünstigt, [gəmy:tlɪç] ‚gemütlich‘ stammt ihr sicher ab. Das ist auch der Fall bei [di:nst] ‚Dienst‘, das Sprecher vier benutzt.⁶⁴⁶ Auf hochdeutschen Einfluss lässt sich auch die unterschiedliche Realisierung von [ynɛʃi:t] ‚Unterschied‘ und [u:tʃait] ‚Ausscheid‘ zurückführen. Monophthong ist darüber hinaus in [de:l] ‚Teil‘ zu hören. Der letzte Proband nutzt hochdeutsches [bi:stə] ‚Biester‘ und [entʃi:d̩] ‚entschieden‘. Außer bei den Präteritalformen, die aber auch in den weiteren Untersuchungsorten Monophthonge aufweisen, sind die Diphthongierungen ansonsten durchgeführt. Sie erfassen aber nicht nur Wörter wie [snaɪs] ‚Schneise‘, [tvai] ‚zwei‘, [nəʊx] ‚genug‘ oder [bɔynəri:] ‚Büdnerlei‘, sondern auch den Ortsnamen [draɪs] ‚Drewitz‘. In Demen wird „Kobande“ beispielweise [kəʊban] ausgesprochen, die „Lewitz“ in mehreren südwestmecklenburgischen Ortschaften [ləɪfs] bzw. [ləɪs].⁶⁴⁷ Sie erfasst also nicht nur, wie Stellmacher schreibt, „mnd. $\hat{e}^4 + ei + \hat{e}^{2b} - \hat{o}^1 + \hat{o}^{1c}$ “,⁶⁴⁸ sondern auch Langvokale bei Wörtern, die aus dem Slawischen stammen.

Die Aussprache in Satow unterscheidet sich nicht sonderlich von der in Nossentiner Hütte. Die Aussprachen in FT und den MWB-Sätzen decken sich, lediglich in den FE kommt es wieder zu individuellen Abweichungen. Sprecher drei und fünf verwenden hochdeutsches [ruɪç] ‚ruhig‘, der vierte hingegen [raʊ] ‚Ruhe‘. Dieser übernimmt wiederum [fɛ:rɛnzɛ:n] ‚Fernsehen‘ aus der Standardsprache, der fünfte [gəny:çt] ‚genügt‘. Der dritte Proband schwankt zwischen [ɛ:nfax] und [ajnfax], der zweite zwischen [təʊhəʊgn̩]/[təʊhəʊxt] ‚(das) Zuhauen‘/‚zugehauen‘ und [təʊho:g̩n̩]/[təʊho:xt] ‚(das) Zuhauen‘/‚zuhaut‘.⁶⁴⁹ Monophthong weist auch [kle:də] bei Sprecher vier auf, durch Kürzung ist er beim ersten Probanden entstanden ([ɛns] ‚eins‘ [mal]). Diese Aussprache ist auch in anderen Orten zu finden, sowohl im Westen als auch im Osten.⁶⁵⁰

In Kölzow verwendet lediglich der dritte Proband in der FE zweimal keinen Diphthong, und zwar bei [gəmy:tlɪç]/[gəmy:tlɪçn̩] ‚gemütlich‘, bei ‚allein‘ deutet er

⁶⁴⁶ Der erste und zweite Proband sprechen hingegen [fɛdajnt] ‚verdient‘.

⁶⁴⁷ So u. a. in Boldela, Rastow und Tramm.

⁶⁴⁸ Stellmacher, S. 147.

⁶⁴⁹ Bei ‚einfach‘ sind beide Formen jeweils einmal zu hören, bei ‚zuhauen‘ überwiegt die diphthongische Aussprache.

⁶⁵⁰ Im Osten ist sie in Granzin, Marnitz, Nossentiner Hütte und Spornitz zu hören, für den Westen, s. Anm. 208.

zumindest einmal die Aussprache mit /e/ an, verbessert aber sofort zu [alajn]. Ansonsten diphthongieren die Sprecher alle in Frage kommenden Wörter, ausgenommen davon sind lediglich die Präteritalformen. Das südlichere Jördenstorf weist eine recht einheitliche Aussprache auf, lediglich Sprecher drei, eine Frau, nutzt den Monophthong in [gu:dn̩], die anderen beiden sprechen [gəud̩n̩].

Die Form mit /u/ findet sich in der FE auch beim ersten Probanden, allerdings nur einmal, [gəut̩] ist dreimal zu hören.⁶⁵¹ Einfachen Vokal verwendet er auch für [mo:]/[mo:ø] ‚Mode‘. /o/ nutzt auch Sprecher zwei für [pro:f] ‚Probe‘ und [gənəɔ:lpro:b̩m] ‚Generalproben‘. In Satow spricht der zweite Proband, eine Frau, [pɹəuft̩], allerdings in der Bedeutung von ‚probiert‘. Hier hängt die Aussprache somit auch von der Bedeutung ab.⁶⁵² Die letzte Sprecherin des Ortes, von der jedoch keine Übersetzungstexte existieren, nutzt den Monophthong in [kle:ɔʃap] ‚Kleiderschrank‘. Ansonsten herrschen auch in diesem Ort die Diphthonge vor, das betrifft auch die Wörter [zajs] ‚Sense‘ und [flɔyt̩] ‚Flöte‘, die in anderen Ortschaften zum Teil Monophthonge aufweisen.⁶⁵³

Die Aussprache in Bristow ist recht einheitlich. In den FT gibt es nur bei ‚guten‘ Abweichungen. Der erste Proband spricht es in ‚Guten Tag‘ mit /o/, verwendet aber auch /əu/ als er ‚der schöne Garten‘ mit „dee gaue Gordn“ übersetzt. In der FE nutzt er ausschließlich den Diphthong. Bei Sprecher drei ist /u/ im FT zu hören, im freien Gespräch dann aber [gəud̩n̩], der Monophthong beschränkt sich also auch hier auf die Grußformel. Ansonsten ist einfacher Vokal in der FE noch in [fədi:nt̩] ‚verdient‘ und [gənʊx] ‚genug‘ beim ersten Probanden zu finden. Beide Wörter stammen aus dem Hochdeutschen. Ebenfalls monophthongisch ist [ni:mo:t̩ʃn̩] ‚neumodischen‘, das Sprecher zwei nutzt. Ansonsten diphthongieren alle Personen bis auf die Präteritalformen alle in Frage kommenden Wörter, z. B. [rajp] ‚Seil‘, [ʃajtbəud̩n̩] ‚Schießbuden‘ und [tɔyf] ‚warte‘ (Imperativ). Zwiellaut weist auch der Ortsname ‚Grube‘ auf, den der zweite Proband als [grəuf] realisiert.

Als einzige Stadt erfassten die Aufnahmen von 1962/63 Röbel. Bereits in den FT zeigt sich, dass auch hier Diphthonge vorherrschen, d. h. es keinen wesentlichen Unterschied zum nördlicher gelegenen Bristow gibt. Alle Personen sagen [bajn], [ʃnaj]/[snaj], [vaj], [brəuø], [dɔyt̩] und [kɔy], auch die Aussprache in den MWB-Sätzen entspricht derjenigen in Bristow, so sagen alle Probanden [majdn̩]/[majgn̩]/[majn], [zajs], [brəuø] und [əust̩]. Unterschiede sind auch hier nur bei ‚guten‘ zu verzeichnen, Sprecher eins verwendet [gu:dn̩], beim dritten Probanden ist nicht zu entscheiden, ob dieser [gəud̩n̩] oder [go:dn̩] sagt. In den FE sind die Zwiellaute

⁶⁵¹ So sagt er: „Haadn [= hadd ein] Buck dor stähn, un dor packtn wie dee Stein denn ümmer so up. Un denn haan wie denn, denn twölf, föffteihn Stein uphemm deedn, denn langtn wie natürlich gut midde Schuller unner, un denn güng‘t rupp näh‘n Schossstein bääbm.“

⁶⁵² Das betrifft auch das Substantiv. Die jüngere Kossebaderin benutzte [pɹəuf] in Gesprächen nach der Aufzeichnung, wiederum im Sinne von ‚Geschmacksprobe‘, die Satowerin sagt beispielsweise zu Gundlach, als dieser fragt, ob die geräucherte Wurst mit dem verwendeten Holz gut schmecke: „Jä, will S‘ noch praubm, könn Se noch praubm.“

⁶⁵³ In Zahrendorf und in den westmecklenburgischen Lüblow und Schlagsdorf ist [flø:t̩] bzw. [flø:t̩n̩] zu hören, das Verb ist in dem letztgenannten Ort und Boldela nachweisbar ([flø:t̩] ‚[ich] flöte‘). In Alt Meteln, Bützow, Jördenstorf, Marnitz, Penzin und Retschow weist das Substantiv /ɔy/ auf, das Verb ist nicht belegt. In Demen ist der Diphthong ebenfalls üblich, dort hat Sprecher zwei in einem nicht aufgezeichneten Gespräch beispielsweise [flɔyt̩] ‚geflötet‘ verwendet.

ebenso vertreten, z. B. in [dajç] ‚Teig‘, [blaut] ‚Blut‘ sowie [glɔyt] ‚glüht‘ und [slɔyf] ‚Schleife‘. Wie in anderen Orten weichen die Probanden nur bei einigen bestimmten Lexemen in der Aussprache voneinander ab, so schwankt Sprecher drei zwischen [hɑuxt]/[mhɑuxt] ‚gehauen‘/‚hineingehauen‘ und [ho:xt] ‚gehauen‘, der vierte spricht [dre:] ‚drei‘ und [nɔ:ze:n] ‚nachgesehen‘. Ob es sich bei [anme:t] ‚angemäht‘ um dasselbe Phänomen handelt, wie in Südwestmecklenburg, ist schwer zu beurteilen, scheint aber unwahrscheinlich, da der fünfte Proband, der das Wort so ausspricht, ansonsten [drajtn̩] ‚drehten‘ und [tajdn̩] ‚zehn‘ sagt, in den MWB-Sätzen gibt es leider keinen Nachweis für das besagte Wort. Die Aussprache könnte auch durch das Hochdeutsche bedingt sein. Gundlach erfasst Röbel nicht mehr als „Schärfungsgebiet“, allerdings gibt er nicht an, ob er auch die FE zugrunde gelegt hat.⁶⁵⁴ Unsicher ist auch die Einordnung der monophthongischen Aussprache von ‚hauen‘, sie tritt im Osten nur sehr sporadisch auf und immer im Wechsel mit /ɑu/. Anders als im Westen verwenden auch nicht mehrere Personen ein und desselben Ortes den Monophthong, sondern immer nur jeweils eine.⁶⁵⁵ /o/ ist auch im Ortsnamen [kro:najkn̩] ‚Kroneiche‘ zu hören. Hochdeutschen Ursprungs ist [ru:əpɑuzə] ‚Ruhepause‘. Die Probanden im sich südlich anschließenden Kieve sprechen die „Kennwörter“ im FT mit Zwielaute, aus den MWB-Sätzen kommen noch [lajf] ‚liebes‘, [fɑut] ‚Fuß‘ und [gɑus] ‚Gans‘ hinzu. Monophthong ist nur bei ‚guten‘ zu hören, Sprecher eins und vier sagen [go:d̩n̩], der dritte und fünfte [gu:d̩n̩], in den FE überwiegt jedoch die diphthongische Aussprache. Lediglich der erste Proband verwendet je einmal [gɑut] und [gut].⁶⁵⁶ Bis auf die Präteritalformen sowie ein [e:n] und [kro:n] bei Sprecher zwei werden die in Frage kommenden Wörter diphthongiert. ‚zehn‘ und ‚mähen‘ werden wie in den nördlicheren Orten mit /aj/ realisiert, allerdings ist der Diphthong kürzer, und das eingeschobene /d/ nähert sich dem Fortis-Laut an.⁶⁵⁷

In Brudersdorf ist in den Übersetzungstexten nur bei ‚guten‘ monophthongische Aussprache festzumachen, Sprecher eins und drei sagen [go:d̩n̩], der zweite [gu:d̩n̩]. Der erste und dritte wechseln in der FE jedoch zu /ɑu/, vom zweiten gab es keine Nachweise. In den FE spricht der erste Proband ‚Schneise‘ [ʃne:s] und [snaɪs] aus, der dritte schwankt zwischen [kajn] und [ke:n]. Alle anderen in Frage kommenden

⁶⁵⁴ Gundlach, Tonbandaufnahmen, S. 191.

⁶⁵⁵ Es handelt sich dabei auch nur um zwei Orte, Röbel und Satow. In diesen Ortschaften schwanken die betreffenden Probanden zwischen /ɑu/ und /o/, andere Personen verwenden ausschließlich den Zwielaute. In Satow lässt sich /ɑu/ bei Sprecher zwei, drei, vier und fünf nachweisen, /o/ jedoch nur beim zweiten Probanden. Auch in Röbel verwenden mehrere Personen /ɑu/ (Sprecher eins, zwei und drei), jedoch nur der zweite Proband verwendet /o/. Hierbei könnte es sich um eine Fortsetzung der westmecklenburgischen Lautung handeln, würde aber die Frage auf, warum nicht immer die ältesten Personen sie verwenden und sie sich nur auf Einzelfälle beschränkt. Zudem ist es das einzige Wort, wo solch eine monophthongische Aussprache beobachtet werden kann, der Sprecher in Satow, eine Frau, verwendet beispielsweise [ajɐ] ‚Eier‘, [dø:ɐçdraj̯t] ‚durchgedreht‘, [rajdn̩] ‚rein‘ (wobei sie das /aj/ recht kurz artikuliert) und [œ:vəstrɔyt] ‚übergestreut‘. In Carolinenhof nähert der älteste Sprecher das /ɑu/ dem /o/ an, ebenso /aj/ dem /e/, möglicherweise sind diese Formen auch damit zu erklären, dass der Übergang zwischen Monophthong und Diphthong (manchmal) fließend und deshalb gar nicht immer so genau zwischen beiden zu unterscheiden ist.

⁶⁵⁶ So sagt er: „so gaut, as ick künnt heff“ bzw. „so dat mien Aabeitstiet ümmer redlich gut füllt wier“.

⁶⁵⁷ Die Aussprache wird auch im MWB, VII, Sp. 129, angedeutet, dort findet sich der Eintrag „teiten WAKieve“.

Wörter weisen Diphthonge auf. In den Übersetzungstexten sind z. B. [zajs] ‚Sense‘, [faut] ‚Fuß‘ und [mi:çhɔynə] ‚Ameisen‘ zu finden, in den FE [rajçt] ‚reih‘, [vaj] ‚Weide‘, [flaum] ‚Nierenfett‘ und [brɔyçt] ‚gebrüht‘. Diphthongische Aussprache herrscht auch beim Ortsnamen selbst vor: [brʌdɛsdø:ɐp] ‚Brudersdorf‘ und beim Flurnamen [vɔyst], wortwörtlich ‚Wüste‘.

Auch in Carolinenhof sind kaum Unterschiede zu verzeichnen: bis auf die Schwankungen bei ‚guten‘ sprechen die Probanden Zwielaute in den Übersetzungstexten, das betrifft neben den „Kennwörtern“ im FT darüber hinaus [lajf] ‚liebes‘, [zajs] ‚Sense‘, [aust] ‚Ernte‘ und [gʌus] ‚Gans‘ in den MWB-Sätzen. Das Adjektiv in ‚Guten Tag‘ realisieren der erste, dritte und vierte Proband mit /u/, der erste und fünfte mit /au/. In den FE nutzt zumindest Sprecher drei den Zwielaute ([gʌuə] ‚gute‘, [gʌut] ‚gut‘/ (das) ‚Gut‘, [gʌutsbɔzitsə] ‚Gutsbesitzer‘), von den anderen beiden Varianten gab es keine Nachweise. Monophthong haben beim vierten [tause:n] ‚zusehen (= sich beeilen)‘ und [mo:t] ‚Mode‘.⁶⁵⁸ Besonders dieser Proband, eine alte Frau, neigt dazu, das /aj/ teilweise zum /e/ hin auszusprechen, wobei /i/ nachklingt, z. B. [kreiis] ‚Kreis‘, [leiistɪ] ‚Leisten‘ (ein Nachbarort).⁶⁵⁹ Sprecher fünf, der auch derselben Generation angehört, weist eine ähnliche Aussprache auf, so sagt er beispielsweise [bi:plɔyigə], wodurch teilweise kaum zu entscheiden ist, ob es sich um /ɔy/ oder /ø/+i/ handelt, da /ɔy/ verkürzt erscheint. Teuchert hat ähnliche Beobachtungen geschildert, allerdings nur für germ. /aii/, mnd. /ei(i)/, dass seiner Meinung nach dadurch langsam zu /ej/ und dadurch geschärft wurde.⁶⁶⁰ Zwar erscheinen die hier beschriebenen Diphthonge tatsächlich gekürzt, aber ob es sich um eine Schärfung handelt, ist fraglich, sie mag auch von schnellerer Rede herrühren. Im FT spricht der Proband beispielsweise deutlich /ɔy/ in ‚taut‘, ebenso /aj/ in [gajist], das /i/-Nachschlag aufweist, und /au/ in [brʌurə]. Es ist schwer zu beurteilen, ob solcherlei Aussprachen für die westmecklenburgischen Monophthonge verantwortlich sind, da die Lautrealisierungen im Osten auch auftreten und die Diphthonge dort immer noch erhalten sind. Zudem sind im Westen nur die alten Zwielaute betroffen, nicht aber die diejenigen, die erst im Zuge der Diphthongierung im Mecklenburgischen entstanden sind. Doch auch diese weisen bei den hier erwähnten Sprechern /i/-Nachschlag auf.

⁶⁵⁸ Die Sprecherin ist teilweise recht schwer zu verstehen. Unsicher ist, ob sie [bɔzø:k] oder [bɔzɔyk] ‚Besuch‘ sagt.

⁶⁵⁹ Die tatsächliche Aussprache ist nur sehr schwer mittels Lautschrift wiederzugeben, da sie zwischen /e/ und /aj/ anzusiedeln ist, wobei /i/ mitklingt, das zum /j/ übergeht, so sagt sie auch [tajin] ‚zehn‘ und [ajjn] ‚ein‘. Solch ein /j/ ist auch deutlich in [wajjt] ‚Weide‘ bei Sprecher zwei aus Granzin zu hören. Möglicherweise handelt es sich um die Lautrealisation, die schon Ritter, S. 35, beschrieben hat. Auch ‚Bruder‘ erscheint bei ihr nicht aus einfachem /au/ zu bestehen, sondern es wirken mehrere Vokale, so dass es annähernd wie [a-ɔ-u] klingt. Hierbei handelt es sich um eine Aussprache, die nur noch bei einigen älteren Personen anzutreffen ist. Ritter, S. 33, meint dazu, die „Landsprache, besonders wo langsam und gedehnt gesprochen wird, liebt Diphthongen, ja Triphthongen durch Aneinandersetzen verwandter Vocale zu bilden, die dann so ineinander u^ebergehen und verschmelzen, daß es schwer, ja unmöglich wird, sie durch Schrift auszudrücken. Man höre bloß den Bauer mit Bedenklichkeit sein ja und ne (nein) aussprechen, es geht ja – au – o – u und ne – e – i, also durch alle verwandte Vocale.“

⁶⁶⁰ Teuchert, Beiträge, S. 223 f.

In Granzin ist in den FT – wenn überhaupt – bei ‚guten‘ nur /u/ zu hören,⁶⁶¹ in den FE verwenden alle Personen /au/. Sprecher eins nutzt /u/ nur einmal, wiederum als Gruß: „Dat is hier ’ne wüste Gegnd, hier hett sick Voß un Håås gu’n Nacht seggt.“ Fast alle Probanden führen die Diphthongierung in den Übersetzungstexten ansonsten vollständig durch, ausgenommen ist nur Sprecher vier, eine Frau, die [e:n] ‚ein‘ und [fne:] sagt. In den MWB-Sätzen spricht aber auch sie diphthongisch. Die Aussprache stimmt damit im Großen und Ganzen mit der in Carolinenhof überein. In den FE sind wiederum individuelle Abweichungen zu verzeichnen, so sagt der erste Proband [zo:s] ‚Soße‘, schwankt zwischen [dajl] und [de:l] ‚Teil‘ und kürzt ‚eins‘ (im Sinne von ‚mal‘) zu [ens]. Daneben bedient er sich der hochdeutschen Lautung bei [vy:stə] ‚wüste (Adj.)‘. Sprecher zwei verwendet neben [ɑ:bajt] auch einmal [ɑ:bet] ‚Arbeit‘.⁶⁶² Der fünfte Proband spricht einfaches /e/ in [le:t] ‚leid‘, was aber auch in anderen Ortschaften nachgewiesen werden kann. Bis auf die Präteritalformen diphthongieren alle Personen die in Frage kommenden Wörter. Das betrifft auch den Ortsnamen [grɔyno:] ‚Grünow‘.

Eine besondere Stellung weist Teuchert den größeren Städten Mecklenburgs zu: „Doch hat der *ee*-Laut seine Sprecher auch im schwerinschen Gebiet, da nämlich die bürgerlichen Kreise der Städte durchaus die enge Aussprache, bisweilen mit einem Nachklang von *i* [...] vorziehen und nur die Gewerbetreibenden und Arbeiter den Diphthong sprechen“⁶⁶³, wobei er diese monophthongische Artikulation „in Rostock, Wismar, Schwerin, Parchim, Grabow“⁶⁶⁴ festgestellt habe. Heute ist es allerdings schwer, Nachweise dafür zu bringen, da die meisten Städter bereits zum Hochdeutschen übergegangen sind, gerade auch in den von Teuchert erwähnten Schichten. In Rostock sind zwei Personen aufgenommen worden, die das verdeutlichen: Zum einen stammen beide nicht aus Rostock selbst, zum anderen arbeitete der eine als Handwerker. Daher überwiegt auch hier bereits die diphthongische Aussprache. Reuter hat in seiner „Reis‘ nah Konstantinopel“ die Sprachverhältnisse im Rostock des neunzehnten Jahrhunderts dargestellt, dort deutet er zum einen den Übergang zum Hochdeutschen an, aber auch die sich wandelnde Zusammensetzung der Bevölkerung, da die Stadt bereits damals Zustrom aus den ländlichen Gegenden bekam.⁶⁶⁵ In dieser Geschichte wird auch eine alte Dame aus Wismar dargestellt, deren wörtliche Rede allerdings (zumindest in der vorliegenden Ausgabe) mit Zwielaute wiedergegeben wird: „„Sei kieken mi an, mine leiwe Dochter,‘ säd de oll Dam, ‚an mir ist nicht viel zu sehen, und an Ihrer Verdrießlichkeit bin ich ganz unschuldig. [...]““⁶⁶⁶

⁶⁶¹ Von Sprecher eins gibt es keine Übersetzungstexte, der vierte lässt das Adjektiv fort.

⁶⁶² Inklusiv des Verbs und der Komposita ist die diphthongische Variante allerdings achtmal zu hören.

⁶⁶³ Teuchert, Beiträge, S. 217.

⁶⁶⁴ Ebenda, Anm. 27.

⁶⁶⁵ Reuter beschreibt darin die Familie Groterjahn, die von Groß-Barkow nach Rostock gezogen ist. Die Mutter verbietet ihrem Mann und Sohn, sich des Niederdeutschen zu bedienen, das ländlich geprägt ist, also Diphthonge aufweist: „„Ja,‘ föll hier Paul in, ‚un wat hadden sei dor in Lütten-Barkow för schöne Plummen!‘ – ‚Poll,‘ rep dor sin Mudder, ‚sowie du noch einmal plattdeutsch sprichst und solche Bemerkungen machst, gehst du gleich zu Bett. [...]““ Reuter, Fritz: Reuters Werke in fünf Haupt- und drei Ergänzungsbänden. Herausgegeben von Karl Theodor Gaedertz. Neue, durchgesehene Ausgabe von Carl W. Neumann. Mit einer Einleitung von Dr. Hans Joachim Gernentz. Siebenter Band. Schurr-Murr – De Reis‘ nah Konstantinopel oder de meckelbörgschen Montecchi un Capuletti, Leipzig [ca. 1955], S. 256 (nachfolgend mit Reuter, Werke und entsprechender Bandangabe zitiert).

⁶⁶⁶ Ebenda, S. 320.

In den FT in Rostock benutzen beide Probanden diphthongische Aussprache, sie unterscheidet sich deshalb nicht von derjenigen der umliegenden Untersuchungsorte. Das in der Nähe Rostocks gelegene Lichtenhagen und der Rostocker Ortsteil Hinrichshagen weisen allesamt Diphthongierungen auf. Für das heutige Stadtgebiet müssen also weitere Einschränkungen gemacht werden, da einige Ortsteile erst später entstanden bzw. eingemeindet worden sind. In der FE nutzt Sprecher eins, der eigentlich aus Gnoien gebürtig ist, teilweise Monophthonge, so stehen sich [tve:hunət] ‚200‘ und [taɪkɪ] ‚Zeichen‘ gegenüber, dennoch ist der Zwielaute sehr stark vertreten: Zwar sind häufig [e:n] ‚ein‘, [e:nə] ‚einer‘ und [ke:nə] ‚keine‘ zu hören, der Proband sagt aber auch [aj̯n] und [draɪ] ‚drei‘, durchgängig Zwielaute weisen [ʃaʊl] ‚Schule‘, [bʌk] ‚Buch‘, [brʌurə] ‚Bruder‘, [gəfʊyl] ‚Gefühl‘ und [dʌun] ‚tun‘ auf. Grundsätzlich monophthongisch erscheint [le:də] ‚Lieder‘. Sprecher zwei, der ursprünglich aus Reddelich bei Bad Doberan stammt, verwendet grundsätzlich die diphthongische Aussprache. Beide gehören dem Rostocker Plattdeutschverein an. Es ist heute sehr viel schwerer, gebürtige Rostocker zu finden, die Niederdeutsch noch als Muttersprache erlernt haben. Zudem müssten sie aus der „Altstadt“ stammen, um genaue Aussagen darüber machen zu können, ob es noch etwaige Unterschiede zu den umliegenden Ortsteilen gibt. Die von Teuchert beschriebene Mundart dürfte daher aufgrund ihrer sozialen Gebundenheit (Bürgertum) und geographischen Lage (Kerngebiet Rostock) stark im Rückgange begriffen sein. Für die 1920er Jahre dokumentiert noch die Transkription einer Grammophonaufnahme monophthongische Aussprache in der freien Erzählung eines Rostockers: „dōn“ ‚tun‘, „gōdn“ ‚guten‘ (beide S. 13), „mūvšten“ ‚Mauerstein‘ (S. 14), teilweise klingt noch ein anderer Vokal nach: „f̥gnöuxtn“ ‚vergnügten‘, „foʊt“ ‚Fuß‘ (beide S. 13).⁶⁶⁷ Beckmann registrierte vor dem Zweiten Weltkrieg für Pölchow bei Rostock diphthongische Aussprache, Buchholz habe dagegen Monophthonge bevorzugt.⁶⁶⁸ Diese Verhältnisse hätten sich dann aber durch den Krieg verändert:

Nach 1942, den Tagen der großen Ausbombung, hat sich das monophthongische Gebiet in Rostock stark eingeeengt. Durch die Luftangriffe wurde das Kerngebiet der Altrostocker Mundart, die Altstadt, in Schutt und Asche gelegt und damit die Mehrzahl der Alteingesessenen vertrieben. Die westliche Vorstadt dagegen, die in erster Linie von Zugewanderten aus den Landgebieten Mecklenburgs bewohnt war und demgemäß die diphthongische Lautform aufwies, hat sich fast ungeschmälert behauptet, da dieser Stadtteil wenig unter Bomben gelitten hat.⁶⁶⁹

In Crivitz konnte ein gebürtiger Wismarer aufgezeichnet werden. Dieser Proband verbrachte seine gesamte Jugend in der Hansestadt und ist erst später fortgezogen. In der FE sind auch hier Diphthonge zu verzeichnen: [baj̯n] ‚Bein‘, [brʌurə] ‚Bruder‘, [kɔy] ‚Kühe‘. Monophthong weisen hingegen [ʃne:] und [ve:] auf. Dennoch deutet sich bereits bei der anschließend durchgeführten Nachfrage eine Tendenz zur monophthongischen Aussprache an: Da der Proband ‚Fleischer‘ mit [flaj̯ʃə] wiedergegeben hatte, wurde erfragt, ob auch noch ein anderes Wort bekannt sei, worauf der Sprecher antwortete: „Schlachter. Nee, wie de, nee, bie uns wier dat so: dor könn, gäh nah’n Schlachter henn oder nãh’n Fleischer, das egål. – Nah’n Fleischer. Das

⁶⁶⁷ Alle Seitenzahlen nach: Mecklenburgisch II (s. Anm. 476).

⁶⁶⁸ Beckmann, Paul: Die Weiterentwicklung der Mecklenburger Mundart nach dem Tode Fritz Reuters, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Rostock. 4. Jahrgang 1954/55. Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe. Heft 2, S. 131.

⁶⁶⁹ Ebenda.

nähmlich Fleischer nich, dee seng ümmer Fleescher, see gâhn noch henn nah'n Fleescher [...].“ In den MWB-Sätzen verwendet er [sɔys] ‚Sense‘, [faj] ‚Vieh‘, [lajf] ‚liebes‘, [majdn] ‚mähen‘, [krajdn] ‚Krähen‘, [rajn] ‚rein, sauber‘ sowie [gɔys] ‚Gänse‘ [hɔy] ‚Heu‘, und [fuderɔybm] ‚Futterrüben‘ und schwankt zwischen [fɔyn] und [fy:ɛn] ‚fahren‘, wobei die erstgenannte Variante später nie wieder zu hören ist, hierbei handelt es sich wohl um einen Versprecher, den der Proband auch umgehend korrigiert hat. Monophthong weisen [he:] ‚er‘ und [fo:t] ‚Fuß‘ auf sowie die Präteritalformen. In der FE auf diese Lautrealisationen angesprochen, meint er: „Nee, breit. Wie wâhn inne breidn Strâât. [...] Un holl dien Bein mâl schtill, Bein, nicht Been. Holl dien Bein mâol schtill. [...] Dor hemm wie Bein too seggt.“ Allerdings zeigt sich im Verlaufe des Gesprächs, das der Proband zwischen zwielautiger und monophthongischer Aussprache schwankt, so sagt er [tvaj] ‚zwei‘, [tvajdn] ‚zweiten‘ [tvajnhalf] ‚zweieinhalb‘, [draj] ‚drei‘, [pɛbɛbau] ‚Pfefferbude‘, und [bɛmɔyn] ‚bemühen‘, aber auch [he:ɪn] ‚heißen (Verb)‘, [do:n] ‚tun‘, [gədo:n] ‚Getue‘, [ʃo:l] ‚Schule‘, [bø:kægelt] ‚Büchergeld‘, [sø:gn] ‚(das) Suchen‘ und schwankt zwischen [hɑt] und [ho:t] ‚Hut‘ sowie [dajlə] ‚Teile‘, [ɪndajln] ‚einteilen‘ und [ɪnde:lt] ‚eingeteilt‘. Deutlich /o/ spricht er beispielsweise im Satz „Na, denn man too!“ Einen ähnlichen hatte der Schlutuper verwendet, um auf die Unterschiede zwischen Selmsdorf und seinem Heimatort hinzuweisen: „Un: ‚Gâh man beddn tau!‘, ne, un, un wie seck [seggt, A. K.]: ‚Gâh man beddn too!‘“ Die Aussprache ähnelt also teilweise derjenigen Schlutups, allerdings schwankt der Wismarer: „goot Geld vedeint“. Die über neunzigjährige Mutter des Wismarers, die vor einer möglichen Aufzeichnung verstorben war, sprach durchgängig monophthongisch: [be:n] ‚Bein‘, [bre:t] ‚breit‘, [go:t] ‚gut‘. Wismar unterscheidet sich damit also von den umliegenden Hoben und Züsow. Die monophthongische Aussprache bezeugt auch Gundlach.⁶⁷⁰ Der Wismarer Hans Draehmpaehl schreibt ebenfalls überwiegend <e>, <o> und <ö>: „Denn rop ick kort nah Dree noch eenmal an!“ bzw. „Du, du, du, mienen Söten, büst doch klöker as twee mallerhaftige olle Frugenslüüd.“⁶⁷¹ Eine Frau aus Bützow schwankt auch zwischen Monophthongen und Diphthongen, so spricht sie im FT [be:n], aber [vaj]. Diese Schwankung deutete sich zuvor aber auch schon in der FE an, denn dort sagt sie beispielsweise [hɔynɐ], wenig später jedoch [hø:nɐ] ‚Hühner‘, gebraucht [ve:dn] ‚wissen‘ und [hajdn] ‚heißen (Verb)‘, wobei aber die Diphthonge überwiegen, z. B. in [lajgn] ‚lügen‘, [ʃtajfmørɐ] ‚Stiefmutter‘, [ʃaʊl] ‚Schule‘, [ʃɔylɛs] ‚Schüler (Pl.)‘. In Vorpommern stellt Warnkross 1912 Unterschiede zwischen Wolgast und den Hansestädten Greifswald und Stralsund fest: „šwait Schweiss (Stral. šwêt, Greifsw. šwê't), [...], bain Bein (as. bēn, Greifsw. bē'n), šđain Stein (Strals. stēn)“⁶⁷², hinzu kommen „got. ô, as. ô, mnd. ô > Wolg. au (Strals. ô)“⁶⁷³ und „as. ô mit folgendem i > mnd. ô^ (Strals. ô^)^ > Wolg. oi“⁶⁷⁴. Gerhard Schmidt stellt der Barther Aussprache „heunr“ ‚Hühner‘, „twai“ ‚zwei‘ und „blaum“

⁶⁷⁰ „Umfragen, die Herr Otto Edner in Güstrow und Dr. Hugo Cordshagen in Schwerin anstellten, bestätigten für beide Orte die vorwiegend monophthongische Aussprache, die Verfasser auch für Wismar bezeugen kann.“ (Gundlach, Tonbandaufnahmen, S. 186, Anm. 30).

⁶⁷¹ Draehmpaehl, Hans: Dit un dat in Wismersch Platt, 2. Aufl. Rostock [2002], S. 54 bzw. S. 67.

⁶⁷² Warnkross, Julius: Die Lautlehre des Wolgaster Platt. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde der Philosophischen Fakultät der Königlich-Universität Greifswald, Greifswald 1912, S. 35.

⁶⁷³ Ebenda, S. 38.

⁶⁷⁴ Ebenda.

‚Blume‘ stralsundisches „hœ^ner“, „twê“ und „blôm“ gegenüber⁶⁷⁵ und merkt an: „Die Greifswalder Mundart spricht dieses mnd. ē² ebenso wie ē¹ noch zweigipflig, also: twēⁱ, hēⁱtn, tēⁱkn, flēⁱf.“⁶⁷⁶

Schwankungen in der Aussprache gibt es im gesamten Untersuchungsgebiet bei der 2./3. Pers. Sg. Präs. von ‚gehen‘, ‚stehen‘ und ‚tun‘. In Züsow verwenden die ersten beiden Probanden im FT [gaj̯t], die anderen [ge:t]. In den FE sind nur noch die Formen mit /e/ nachweisbar, so sagt Sprecher eins [ge:t], [de:t] und [ste:t]. In Zahrendorf ist die diphthongische Variante [gaj̯t] nur in der FE des ersten Probanden zu finden, ansonsten herrscht /e/ vor. Die Spornitzer verwenden /aj/ gar nicht, auch in Tramm, Sukow und Prislisch ist der Zwiellaut nicht nachweisbar. Die Probanden im nördlicheren Pinnow nutzen ihn alle in den FE, jedoch nicht immer durchgängig: Sprecher eins, eine Frau und zugleich die älteste aufgezeichnete Person, verwendet ihn in [gaj̯st], sagt aber zweimal [ge:t], der zweite schwankt zwischen [ge:t], das er im Satz ‚Wie geht es dir?‘ gebraucht, und [gaj̯t], das bei ‚Jetzt geht es ihr schon wieder besser.‘ Verwendung findet, ‚gehst‘ spricht er monophthongisch. Die jüngste Sprecherin verfährt genauso. Nur der letzte Proband nutzt durchgängig /aj/. In den FE sind bei allen Personen jedoch nur noch Formen mit /e/ zu hören. In Retschow sind ähnliche Schwankungen zu beobachten: Sprecher eins sagt zweimal [ge:t], aber auch einmal [gaj̯st], der zweite [ge:st] und [ge:t], verwendet aber im Satz ‚Wie geht es dir?‘ /aj/, der dritte wiederum spricht durchgängig [gaj̯t], wechselt dann allerdings zu [ge:st]. Nur der letzte Proband verwendet durchgängig den Diphthong, auch in der FE, während die ersten drei Personen dort zum Monophthong übergehen. Die Probanden in Penzin nutzen /aj/ nicht so häufig, der erste Sprecher, eine Frau, verwendet den Diphthong durchgängig beim Vorlesen, sagt aber während der Aufnahme des FT: „Ick heff hüürt – is, geht dat to rasch?“ Der zweite nutzt den Zwiellaut nur noch im Satz ‚Wie geht es dir?‘ Die anderen drei Personen sprechen ausschließlich /e/. In der FE ist der Diphthong nicht mehr nachweisbar, dort herrschen die Aussprachen [ge:t], [de:t] und [ste:t] vor. Das ist auch in Warnow der Fall: Zwar nutzen alle Probanden /aj/ noch in der FT, in der FE gibt es jedoch keinen Nachweis mehr. Sprecher eins verwendet den Zwiellaut im Übersetzungstext sogar durchgängig, sagt im freien Gespräch dann aber [de:t].⁶⁷⁷ Der zweite Proband verwendet wiederum [gaj̯t], aber bereits [ge:st] im FT, der letzte schwankt zwischen [ge:t]/[gaj̯t]⁶⁷⁸ und [ge:st]/[gaj̯st]. Auch in Lancken, Marnitz, Mestlin, Demen und Kossebad ist nur noch die monophthongische Form in den Gesprächen zu hören, Abweichungen sind lediglich in den jeweiligen Übersetzungstexten zu verzeichnen, einige Probanden verwenden den Zwiellaut, während andere auch hier /e/ bevor-

⁶⁷⁵ Schmidt, Gerhard: Der Vokalismus der Mundart von Barth. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde der Philosophischen Fakultät der Königlich-Universität Greifswald, Greifswald 1912, S. 22, Anm. 1.

⁶⁷⁶ Ebenda, S. 45.

⁶⁷⁷ Die 2./3. Pers. Sg. Präs. von ‚gehen‘ ist in der FE nicht belegt.

⁶⁷⁸ Im Satz ‚Wie geht es dir?‘ verwendet er den Monophthong, bei ‚Jetzt geht es ihr schon wieder besser.‘ den Diphthong.

zugen.⁶⁷⁹ Die Aussprache ähnelt damit der in Westmecklenburg, denn auch dort ist /aj/ nur im FT zu hören, allerdings weitaus seltener.

In Hinrichshagen verwenden alle Personen den Diphthong im Übersetzungstext. Sprecher eins nutzt ihn auch durchgängig im freien Gespräch ([dajst], [gajst], [gajt]), der vierte ebenfalls ([dajt], [gajt], [rupgajst], [du gehst hinauf]). Die anderen beiden Probanden schwanken in ihrer Aussprache. Sprecher zwei nutzt sechsmal [gajt], viermal [ge:t] und einmal [de:t]. Beim dritten überwiegen hingegen die Formen mit /e/.⁶⁸⁰ Die südlicheren Lichtenhagen, Letschow und Badendiek weisen ebenso durchgehend diphthongische Formen in den FT aus. Sie unterscheiden sich damit von den westlicher gelegenen Retschow, Penzin und Warnow. Schwankungen sind in den FE zu verzeichnen. Sprecher eins in Lichtenhagen nutzt auch hier den Zwiellaut ([dajt], [stajt]), der zweite gebraucht einmal den Monophthong, beim nächsten überwiegen bereits die Formen mit /e/, der letzte verwendet sie ausschließlich.⁶⁸¹ In Letschow gebraucht keine Person den Diphthong mehr durchgängig, der erste Sprecher geht sogar vollständig zur monophthongischen Aussprache über.⁶⁸² Für Badendiek können keine verlässlichen Aussagen getroffen werden, da die Belegdichte nicht sehr hoch ist. Lediglich der erste Proband nutzt die entsprechenden Wörter, wobei bei ihm die zwiellautige Aussprache dominiert.⁶⁸³

In Dobbertin und Broock nehmen die Belege für /e/ wieder zu: im erstgenannten Ort wechseln die Probanden bereits im FT zwischen Monophthong und Diphthong. Die ersten drei Personen des erstgenannten Ortes nutzen zwar [gajt] und [gajst], im Satz ‚Jetzt geht es ihr schon wieder besser‘ gehen sie aber zu [ge:t] über. Der dritte Proband spricht gerade in diesem Satz die diphthongische Form, während er bei ‚Wie geht es dir?‘ /e/ verwendet. In den FE ist der Zwiellaut bei keiner der aufgezeichneten Personen nachweisbar, hier sind nur die Varianten mit /e/ zu hören. In Broock nutzen die ersten beiden Probanden durchgehend /aj/, Sprecher drei verwendet den Monophthong im Satz ‚Jetzt geht es ihr schon wieder besser.‘, ansonsten aber den Zwiellaut. Zusätzlich wurde in diesem Ort in den MWB-Sätzen ‚tat‘ und ‚tut‘ abgefragt. Sprecher eins übersetzt die Präteritalform mit [de:t], das Präsens mit [dajt]. Nachdem er die Sätze nochmals wiederholen soll, spricht er [de:] ‚tat‘ und [de:t] ‚tut‘, d. h., er schwankt im Präsens zwischen beiden Aussprachen, wobei die Form mit /e/ dem

⁶⁷⁹ In Lancken nutzt Sprecher zwei den Zwiellaut nur noch im Satz ‚Nun geht es ihr schon wieder besser.‘, der dritte wiederum bei ‚Wie geht es dir?‘ Der erste Proband spricht durchgängig monophthongisch. Auch das südlichere Marnitz weist kaum /aj/ auf, lediglich Sprecher zwei nutzt es durchgängig, der fünfte verwendet es nur bei [gajst], in Mestlin ist der Diphthong nur beim erste Probanden, einer Frau, zu finden, dafür aber auch durchgehend, in Demen nutzen Sprecher eins und zwei ihn im Satz ‚Wie geht es Dir?‘, der letztgenannte sagt darüber hinaus [gajst]. Die ältere Probandin in Kossebade sagt zweimal [gajt], aber einmal [ge:st], die jüngere spricht monophthongisch.

⁶⁸⁰ Der Proband sagt siebenmal [ge:t] und dreimal [gajt].

⁶⁸¹ Sprecher zwei sagt zweimal [gajt] und je einmal [dajt] und [ge:t]. Der dritte Proband verwendet zwar noch zweimal [gajt], aber auch [ge:t], [henge:t] ‚geht hin‘ und [ru:tge:t] ‚geht raus‘. Sprecher vier nutzt je einmal [de:t] und [ge:t].

⁶⁸² Er sagt je einmal [de:t] und [ge:t]. Der zweite Proband spricht [gajt], aber [de:t] und [ʃte:t]. Beim nächsten überwiegt wiederum der Zwiellaut: [gajt] (viermal belegt), [hengajt] ‚geht hin‘, [ho:ɣgajt] ‚geht hoch‘ sowie zweimal [dajt]. /e/ weisen [de:t] und [ge:t] (je zwei Nachweise) auf. Sprecher vier verwendet einmal [dajt] und sechsmal [ge:t], der fünfte je einmal [gajt] und [angajt] ‚geht an‘ sowie zweimal [dajt]. /e/ ist bei ihm in [de:t], [de:dɛ] ‚tut er‘ und [ge:t] zu finden.

⁶⁸³ /e/ ist nur einmal nachzuweisen in [de:st]. /aj/ weisen [dajt], [gajt] und [stajt] auf.

Präteritum ähnelt, so dass er diese auch vertauscht. Die anderen beiden Personen sprechen ‚tut‘ [daj̥t] aus, ‚tat‘ artikuliert Sprecher zwei [de:t], der dritte [de:]. In den FE lautet die Präsensform bei allen [de:t], die des Präteritums [de:]. Offensichtlich haben die ersten beiden Probanden ‚tat‘ mit ‚tut‘ übersetzt. Allerdings ist bei schneller Rede kaum mehr zwischen beiden Aussprachen zu unterscheiden, zudem gibt es auch Fälle, wo beide Zeitformen möglich sind, so dass die Probanden nicht zwangsläufig scharf unterscheiden müssen. Die 2. Pers. Sg. [de:st] kann zudem sowohl Präteritum als auch Präsens bezeichnen.⁶⁸⁴ Jacobs bezeugt für Broock bereits in den 1920er Jahren monophthongische Aussprache.⁶⁸⁵ In Wustrow und Klockenhagen verwenden die aufgezeichneten Personen im FT ausschließlich den Diphthong, Abweichungen sind in den FE zu verzeichnen. So sagt Sprecher eins aus Wustrow sowohl [gaj̥t], [daj̥t] und [ʃtaj̥t], aber auch [ge:t] und [de:t], allerdings überwiegen die zwielautigen Formen.⁶⁸⁶ Der zweite Proband verwendet ausschließlich /aj̥/.⁶⁸⁷ Die anderen Personen nutzen die in Frage kommenden Wörter nicht. In Klockenhagen gebrauchen die letzten beiden Probanden ausschließlich /aj̥/,⁶⁸⁸ nur Sprecher eins schwankt zwischen Monophthong und Diphthong.⁶⁸⁹ Im vorpommerschen Barth vermerkt Gerhard Schmidt 1912 die Wendung „dā hās gaīt tau buf = der Hase verläßt das freie Feld“,⁶⁹⁰ d. h., auch hier kommt der Diphthong vor. Die Aussprache in Sanitz ist bereits in den Übertexten uneinheitlich, denn während der erste, dritte und vierte Proband ausschließlich diphthongisch sprechen, schwankt der zweite zwischen [gaj̥t] und [ge:t], Letzteres sagt er im Satz ‚Jetzt geht es ihr schon wieder besser.‘ Der fünfte Sprecher nutzt in der 3. Pers. Sg. Präs. ausschließlich /e/, lediglich [gaj̥st] weist wie bei allen anderen Personen /aj̥/ auf. In der FE spricht er dann ausschließlich monophthongisch. Die anderen Probanden schwanken hier zwischen /e/ und /aj̥/, wobei die Verteilung bei den in Frage kommenden Wörtern unterschiedlich ist: So wechselt Sprecher eins zwischen [beʃtaj̥t] ‚besteht‘, [gaj̥t] und [ge:t], der zweite sagt [ge:t], [de:t], aber auch [daj̥t], der dritte [ge:t], [de:t] und [ʃtaj̥t], der vierte nutzt zum einen [gaj̥t], [daj̥t] und [ʃtaj̥t], zum anderen aber auch [ge:t] und [de:t]. Welches Lexem also Monophthong bzw. Diphthong aufweist, ist sprecherabhängig, auch welche der beiden Aussprachevarianten dominiert, denn während beim ersten Probanden /aj̥/ häufiger zu hören ist, bevorzugt der dritte /e/.

⁶⁸⁴ Als Vergleich seien hier zwei Sätze genannt: Sprecher drei fragt den vierten in Alt Meteln: „Wie du dor nu hennkomm dehst, haa hee dormåls tweischörig Plöoi oder güng dat aal noch einschörig?“ Der Proband redet also in der Vergangenheit, wenn das Verb des Hauptsatzes als Referenz herangezogen wird. Der vierte Sprecher in Pritzier verwendet dieselbe Form für das Präsens: „Wenne [= wenn du] oolt waadn dehst, denn dröffst du die nich inne Stuuf hennseddn [...]“.

⁶⁸⁵ In seiner Darstellung der „Lautlehre der Mundart von Broock“ findet sich der Nachweis „*mi gēdā grūgl an* ich bekomme Angst“ (Jacobs, Teuth. 2, S. 121). Er macht dabei im ganzen südmecklenburgischen Untersuchungsgebiet monophthongische Aussprache für die „2. u. 3. Pers. Sg. Präs. von ‚gehen‘, ‚stehen‘, ‚tun‘, ‚schlagen“ aus, lediglich Parchim und Grabow wiesen Diphthong auf (Jacobs, Teuth. 3, S. 137).

⁶⁸⁶ Insgesamt sind die Varianten mit /e/ nur jeweils einmal zu hören, während [gaj̥t] sechsmal und [daj̥t] fünfmal genannt werden.

⁶⁸⁷ Zwar gebraucht die Person nur [gaj̥t], das aber neunmal.

⁶⁸⁸ So sagt Sprecher zwei [gaj̥t], [daj̥t] und [ʃtaj̥t], er verwendet also alle hier behandelten Wörter, der dritte Proband nutzt neben der 3. Pers. Sg. Präs. von ‚gehen‘ einmal [ʊpʃtaj̥t] ‚steht auf‘.

⁶⁸⁹ Er verwendet je einmal [gaj̥t] und [daj̥t] sowie zweimal [ge:t].

⁶⁹⁰ Schmidt, G., S. 58.

In Groß Lantow ist in den FT ausschließlich der Zwielauf zu hören. In den FE überwiegen jedoch die Formen mit /e/, Sprecher zwei verwendet sie ausschließlich, der dritte sagt einmal [daj̯t], dem [ge:t], [henge:t] ‚geht hin‘ und [ste:t] gegenüberstehen, der vierte nutzt viermal [gaj̯t], aber auch zweimal [de:t] und je einmal [ge:t] und [ste:t], beim ersten ist keine der beiden Varianten belegt.

Die MWB-Sätze in Bansow enthalten die Formen ‚tat‘ und ‚tut‘. Während die letzten drei Personen zwischen [de:] und [daj̯t] unterscheiden, verwendet Sprecher eins anfangs statt der Präteritalform [daj̯t], erst als er den entsprechenden Satz nochmals wiederholt, geht auch er zum [de:] über. In den FE sind bei allen Probanden sowohl monophthongische als auch diphthongische Varianten zu finden, wobei die Verteilung wieder sprecherabhängig ist.⁶⁹¹ Bereits im FT schwankt Sprecher eins zwischen [gaj̯t] und [ge:t], Letzteres benutzt er im Satz ‚Jetzt geht es ihr wieder besser.‘ Die 2. Pers. Sg. Präs. spricht er mit Zwielauf. Gerade diese Konjugationsform weist beim vierten Probanden Monophthong auf, ‚geht‘ ist bei ihm in beiden Sätzen diphthongisch. Die anderen beiden Personen verwenden ausschließlich /aj̯/.

Die Probanden in Nossentiner Hütte nutzen diesen Zwielauf durchgängig im FT. In den MWB-Sätzen zeigt sich eine ähnliche Tendenz wie in Bansow, d. h., die Probanden übersetzen die Präteritalform teilweise mit Präsens, beispielsweise überträgt Sprecher zwei ‚tat‘ und ‚tut‘ mit [daj̯t], erst als er den Satz nochmals wiederholt, ist [de:] zu hören, das auch der fünfte nutzt. Der erste, dritte und vierte Proband verwenden für das Präsens ‚tut‘ [daj̯t], für das Präteritum ‚tat‘ [de:t]. Als der dritte den entsprechenden Satz mit ‚tat‘ abermals übersetzt, sagt er [de:ɐ̯]. Im freien Gespräch gebraucht Sprecher eins [gaj̯t] und [de:t], wobei das letztgenannte Wort wohl eine Präsensform darstellt,⁶⁹² womit sie lautgleich mit derjenigen ist, mit der er in den MWB-Sätzen ‚tat‘ übersetzt hat. Auch der dritte Proband benutzt [de:t] im Präsens.⁶⁹³ Darüber hinaus spricht er aber auch einmal [daj̯t]. Der nachfolgende Proband, eine Frau, schwankt ebenfalls, allerdings überwiegen die diphthongischen Formen.⁶⁹⁴ Auch hier handelt es sich bei [de:t] um eine Präsensform, wohingegen sie im FT und den MWB-Sätzen damit ‚tat‘ übertragen hat. Die anderen beiden Personen sprechen in den FT jeweils [de:]. Offensichtlich haben sie ‚tat‘ in den Wörterbuch-Sätzen also mit einer „Präsensform“ übersetzt, d. h., sie verwenden bereits in den Übersetzungs-

⁶⁹¹ Sprecher eins verwendet dreimal [gaj̯t] und einmal [staj̯t], daneben einmal [ge:t], zweimal [ste:t] und einmal [jte:t]. Der nächste Proband schwankt zwischen insgesamt drei [staj̯t]/[staj̯t] und einem [jte:t]. Beim dritten überwiegen die Formen mit /e/: zweimal [ge:t] und [jte:t] gegenüber einem [gaj̯t]. Bei Sprecher vier dominiert [ge:t] (sieben Belege) gegenüber [gaj̯t] (drei Belege), während die diphthongische Variante [staj̯t] mit zwei Nennungen häufiger vertreten ist als [ste:t], das nur einmal genannt wird. ‚tut‘ spricht der Proband diphthongisch aus, allerdings gibt es nur einen Nachweis.

⁶⁹² Anhand der Zeitformen im Satz wäre Präsens anzusetzen: „Aber see hemm ook mitünner denn dat leeg, wenn dee denn Hågn föhrn deht, wenn dei nu nich orrig denn Hågn wißhöllt, denn giff dat so ’n Baag ane Siet, ne, un denn ’ne Rönn nähher.“

⁶⁹³ Die Verwendungsweise wird an zwei Stellen besonders deutlich: „Uunderdäm glööwick noch soebm oder acht, dee ubbm Siedlungswegg upbuugt sünd, also Eignheime, was man hüüt seng deht un denn noch ’ne ganse Reihg Inwahnern.“ bzw. „Also, dee Erholungssuchendn in Sommer, dor hemm wie hier so’n schön groodn See, is allerdings ’n beddn wiet af von’t Döörp, oewer tau erreihn isser, weil hüüt ääbm watt mit Ratt hennführt, tau Faut is’t woll ’ne dreividdl Stunn, wenn’n dor henngåhn deht.“ In beiden Fällen wird bereits durch den Zusammenhang deutlich, dass es sich nicht um Präteritalformen handeln kann.

⁶⁹⁴ [de:t] ist nur einmal belegt, ebenso [daj̯st]; [daj̯t] wird dreimal genannt.

texten zwei Varianten für ‚tut‘. Lediglich Sprecher drei nutzt immer [daj̯t]. Einheitlich ist die Aussprache von ‚geht‘, denn sie ist bei allen diphthongisch. In Satow fehlen vom ersten Probanden FT und MWB-Sätze, Letztere sind auch beim fünften nicht vorhanden. Daher fehlen hier einige Nachweise. Die vier Personen, die die festen Texte übersetzt haben, sprechen einheitlich [gaj̯st] und [gaj̯t]. In den MWB-Sätzen übertragen alle drei Probanden ‚tut‘ mit [daj̯t]. ‚tat‘ geben Sprecher zwei und drei ebenfalls so wieder, wobei der erstgenannte zu [de:t] korrigiert, als er den Satz wiederholt. Lediglich der vierte Proband verwendet [de:]. Auch in den FT zeigt sich, dass unterschiedlich übersetzt wird: Sprecher zwei wählt für ‚tat‘ [daj̯t], der dritte [de:t] und die letzten beiden jeweils [de:]. Der erste Proband verwendet in der FE [ʃtaj̯t] und [fəʃtaj̯t], weitere Nachweise gibt es nicht. Der dritte schwankt auch hier zwischen [daj̯t] und [de:t], ‚geht‘ spricht er diphthongisch. Der nachfolgende Sprecher wechselt wiederum zwischen [gaj̯t] und [ge:t]. Ebenso der fünfte, der neben [gaj̯st] und [gaj̯t] zweimal [ge:t] sagt. Der zweite Proband spricht durchgängig monophthongisch.⁶⁹⁵

Recht einheitlich ist die Aussprache in Kölzow: im FT ist nur /aj̯/ zu hören, in den FE nutzt lediglich Sprecher drei einmal [ge:t], dem zwei [gaj̯t] gegenüberstehen. Der zweite Proband nutzt ausschließlich den Diphthong,⁶⁹⁶ der erste verwendet keines der hier untersuchten Wörter. Auch in Jördenstorf, Bristow, Röbel und Kieve verwenden alle Personen im FT /aj̯/. Lediglich in den MWB-Sätzen gibt es Unterschiede, so lautet die Präsensform ‚tut‘ in Jördenstorf und Bristow [daj̯t], in Röbel nutzen sie Sprecher eins, vier und fünf, der zweite nimmt dafür die Präteritalform [de:]. Für Kieve gab es keine Nachweise, in den FT findet sich für das Präteritum [de:v] bzw. [de:]. Gerade ‚tat‘ und ‚tut‘ halten die Probanden nicht immer deutlich auseinander, so übersetzt Sprecher drei aus Jördenstorf das Präteritum mit [de:], während die ersten beiden zunächst die zwielautige Variante nehmen, also ‚tat‘ quasi mit ‚tut‘ wiedergeben. Als sie den Satz wiederholen, sagen auch sie [de:]. Im FT wurde ‚tat‘ zuvor mit [de:] bzw. mit [dʏn] übertragen. In Bristow übersetzen alle Probanden das Präteritum in den MWB-Sätzen mit [daj̯t], im FT jedoch mit [de:] (Sprecher eins und drei) bzw. [de:t] (Sprecher zwei). In Röbel ist einheitlich [de:] in beiden Texten zu hören. Von daher ist es nicht immer gegeben, dass die Probanden die Sätze auch genau übersetzen, vielmehr entscheidet auch das „Gefühl“ mit.⁶⁹⁷ Abweichungen gibt

⁶⁹⁵ Allerdings gibt es mit [de:t] und [ge:dɐ] ‚geht er‘ lediglich zwei Nachweise.

⁶⁹⁶ Insgesamt sagt er viermal [gaj̯t] und je einmal [daj̯t] und [bəʃtaj̯t] ‚besteht‘.

⁶⁹⁷ Das wird besonders deutlich, als Sprecher eins aus Bristow den betreffenden Satz ‚Der Schneider tat uns gern den Gefallen.‘ übersetzen soll:

Mann: Dee Schniederer hett uns...

Interviewer: Tat uns gern den Gefall.

Mann: Süss...

I.: Nochmal!

Mann: Dee Schnieder hett uns [...] [Aufnahmestop.] Dee Schneider hett, dee Schniederer hett uns giern to'n Gefall. [Aufnahmestop.] Dei deiht uns giern denn Gefall?

I.: Dee, dee, dee, dee. Er tat.

Mann: Dee.

I.: Nochmal.

Mann: Nee, so heit dat doch nich.

I.: Na, ma los!

Mann: Dee Schniederer deiht uns...

es auch in den freien Gesprächen, so verwenden in Jördenstorf nur Sprecher zwei und vier⁶⁹⁸ durchgängig /aj/.⁶⁹⁹ Der dritte Proband schwankt zwischen [ge:t] und [gaɪt], ‚tut‘ spricht er jedoch immer mit Zwielauf, der insgesamt bei ihm auch überwiegt.⁷⁰⁰ Dagegen sind beim ersten nur Monophthonge nachzuweisen.⁷⁰¹ In Bristow ist bei den ersten beiden aufgezeichneten Personen ebenfalls ausschließlich /e/ zu hören, bei der Form [de:t], die Sprecher eins benutzt, handelt es sich wohl um Präteritum.⁷⁰² Der dritte Proband wechselt dagegen zwischen [gaɪt] und [ge:t], wobei die erstgenannte Variante dominiert.⁷⁰³ In Röbel ist /aj/ nicht mehr ganz so stark in den FE vertreten, lediglich Sprecher eins nutzt es durchgehend, allerdings gibt es mit [gaɪt] und [ʃtaɪt] auch nur zwei Nachweise. Der zweite Proband verwendet keines der in Frage kommenden Wörter, der dritte, von dem es keine Übersetzungstexte gibt, sagt viermal [ge:t], aber nur einmal [staɪt]. Auch Sprecher vier und fünf bevorzugen bei ‚geht‘ die monophthongische Variante, ‚tut‘ weist dagegen Zwielauf auf.⁷⁰⁴ Der letztgenannte Proband verwendet zudem einmal [fəstaɪt]. Damit gibt es in diesem Ort nur von der 3. Pers. Sg. Präs. von ‚gehen‘ eine monophthongische Variante. In Kiewe nutzt lediglich Sprecher zwei die besagten Konjugationsformen, diese sind im Gegensatz zum FT ausschließlich monophthongisch: [ge:st], [ge:t] und [ste:t].

Die FT des nördlicher gelegenen Brudersdorf weisen bei ‚gehst‘ und ‚geht‘ ausschließlich /aj/ auf, Unterschiede gibt es hingegen in Carolinenhof und Granzin: Im erstgenannten Ort schwankt der fünfte Proband zwischen [gaɪt] und [ge:t], die 2. Pers. Sg. Präs. weist Diphthong auf. Allerdings hat er große Schwierigkeiten, den Text allein zu übersetzen, so dass die Formen mit /e/ möglicherweise durch die Vorlage bedingt sind.⁷⁰⁵ In Granzin nutzen Sprecher zwei und fünf ausschließlich den Zwielauf im FT, der dritte, eine Frau, sagt [ge:t] im Satz ‚Wie geht es dir?‘ aber [gaɪt] bei ‚Jetzt geht es ihr schon wieder besser.‘⁷⁰⁶ Der fünfte Proband verwendet ausschließlich [ge:t], spricht aber wie alle anderen [gaɪst]. Es existieren allerdings keine Übersetzungstexte von Sprecher eins.

Die MWB-Sätze für Brudersdorf und Granzin enthalten die Konjugationsformen ‚tat‘ und ‚tut‘. In beiden Orten lautet die Präsensform [daɪt]. Unterschiede ergeben sich jedoch bei der Übertragung der Präteritalform: Während die ersten beiden Probanden in Brudersdorf [de:] nehmen, übersetzt der letzte das Präteritum mit [de:t]. Diese

I.: Nochmal. Luudrer!

Mann: Dei Schniederer deiht uns giern tau'n Fall, Gefall.

⁶⁹⁸ Von diesem Probanden existieren keine Übersetzungstexte.

⁶⁹⁹ Die Belegdichte ist besonders bei Sprecher zwei recht groß, so benutzt er sechsmal [gaɪt], fünfmal [daɪt] und einmal [daɪst]. Geringer fällt sie beim vierten aus, der zweimal [gaɪt] und jeweils einmal [daɪt], [staɪt] und [stajdɐ] ‚steht er‘ sagt.

⁷⁰⁰ Die zwielaufigen Formen von ‚geht‘ sind dreimal zu hören (darunter zweimal [gaɪt] und einmal [veçgaɪt] ‚geht weg‘) die monophthongische zweimal. [daɪt] benutzt er neunmal.

⁷⁰¹ Die Datenbasis ist mit zwei Belegen ([ge:t], [de:t]) allerdings nicht sehr groß.

⁷⁰² Zumindest würde das Tempus besser in diesem Zusammenhang passen als Präsens: „Dor wier doch dee Herberge in Täteroo dor, wo, na wo wier dat noch, dor, dat wei'ck nu ook nich miehr, wo dat Ding heidn deht, nich.“

⁷⁰³ Die monophthongische Form verwendet er nur einmal, die diphthongische hingegen dreimal.

⁷⁰⁴ Die Belegdichte ist allerdings unterschiedlich: Sprecher vier und fünf verwenden jeweils einmal, der dritte aber viermal [ge:t]. Das diphthongische [daɪt] tritt bei den erstgenannten Probanden mit fünf bzw. zwei Belegen häufiger auf.

⁷⁰⁵ Eine Frau sagt ihm deshalb die Sätze vor, und er spricht nur größtenteils nach.

⁷⁰⁶ Diesen Satz muss sie später wiederholen, auch dann nutzt sie den Zwielauf.

Aussprache ist bei ihm auch im FT zu finden. In Granzin sagt der zweite Proband, eine Frau, zunächst [daj̯t], bessert aber gleich zu [de:̯]. Im FT benutzt sie ebenfalls die diphthongische Form. Der fünfte spricht anfangs [daj̯], korrigiert dann aber zu [de:̯]. Die beiden anderen Personen verwenden wie im FT [de:̯].

Die FE in Brudersdorf weisen keine einheitliche Aussprache auf: Sprecher zwei und drei gebrauchen jeweils dreimal [gaj̯t] und einmal [ge:t], der letztgenannte verwendet zudem [ʃtaj̯t]. Dagegen spricht der erste ausschließlich monophthongisches [ge:t], das siebenmal zu hören ist. In Carolinenhof ist die Belegdichte sehr gering, nur beim zweiten Probanden gibt es Nachweise für die hier behandelten Wortformen, die alle mit Diphthong realisiert werden.⁷⁰⁷ Im südlicheren Granzin verwendet nur der fünfte Sprecher durchgehend Zwiellaut, allerdings gibt es dafür nicht sehr viele Nachweise, lediglich drei [gaj̯t]. Der zweite nutzt fast ausschließlich /aj/, nur einmal [ge:s] ‚gehst‘, dem jedoch zehn diphthongische Varianten des Wortes entgegenstehen sowie je ein [daj̯t] und [ʃtaj̯t].⁷⁰⁸ Auch beim nächsten Probanden überwiegt der Zwiellaut, allerdings nicht ganz so stark.⁷⁰⁹ Der vierte verwendet die hier untersuchten Wortformen nicht. Sprecher eins schwankt zwischen [daj̯t] und [de:t] sowie [gaj̯t] und [ge:t], bei beiden bevorzugt er jedoch die diphthongischen Varianten.⁷¹⁰

Die beiden Probanden in Rostock verwenden im FT durchgängig /aj/, in den MWB-Sätzen sagt der erste [ʃtaj̯t], der zweite jedoch [ʃte:t].⁷¹¹ Der Wismarer verwendet den Diphthong im FT nur im Satz ‚Wie geht es Dir?‘ In den nichtmecklenburgischen Orten verwenden alle Probanden /aj/. Besonders auffällig ist diese Aussprache beim Schlutupper, der ansonsten überwiegend Monophthonge verwendet. In West- und einem Teil Ostmecklenburgs herrscht dagegen vorwiegend die Aussprache mit /e/. Diese Formen sind im MWB nur teilweise, bei Herrmann-Winter gar nicht verzeichnet.⁷¹² Sibeth führt unter ‚dauhn‘ und ‚stahn‘ ebenfalls nur <ei> an,⁷¹³ bei ‚gahn‘ nennt er beide Varianten: ‚**Pr. gah, geist, geiht, (ei-e)**.‘⁷¹⁴ Auch beim Verb ‚schlagen‘ gibt es mit [sle:t]/[ʃle:t] eine monophthongische Variante, allerdings ist sie nur in drei Orten zu hören: in Pritzier, Sukow (Banzkow) und Sanitz. Im letztgenannten Ort schwankt der fünfte Proband zwischen dieser und der diphthongischen Aussprache, wobei letztere deutlich überwiegt.⁷¹⁵ /aj/ verwenden Sprecher eins aus Klockenhagen und Brudersdorf sowie der zweite in Alt Jabel und der dritte in Röbel. Die Belegdichte ist so gering, dass kaum Aussagen gemacht werden können, wie verbreitet die eine oder andere Form ist.

⁷⁰⁷ Insgesamt gibt es fünf Belege: [gajs] ‚gehst‘, [gaj̯t], [gaj̯dɐ] ‚geht er‘, [təʊgaj̯t] ‚geht zu‘ und [ʃtaj̯t].

⁷⁰⁸ Achtmal ist [gaj̯t] zu hören, hinzu kommen [gaj̯dɐ] ‚geht er‘ und [lo:sgaj̯t] ‚geht los‘.

⁷⁰⁹ Die Sprecherin verwendet fünfmal [gaj̯t] und dreimal [ge:t].

⁷¹⁰ Die zwiellautige Form von ‚geht‘ verwendet er sechsmal, die mit /e/ zweimal, bei ‚tut‘ ist diejenige mit Diphthong sechsmal vertreten, die mit Monophthong nur einmal.

⁷¹¹ In Rostock wurden den beiden Personen die Übersetzungstexte ein paar Tage vorher gegeben. Der Satz ‚Der Eimer steht im Schuppen.‘ wurde aber erst während der Aufnahme auf Hochdeutsch vorgelesen, so dass die Probanden ihn spontan übersetzen mussten.

⁷¹² Das MWB gibt unter ‚gahn‘ nur ‚geihst‘ und ‚geiht‘ an (MWB, III, Sp. 11), vgl. auch Anm. 186 im Kapitel über Westmecklenburg. Herrmann-Winter führt nur die diphthongische Formen auf, siehe Herrmann-Winter, Plattdeutsch, S. 62, 95, 304.

⁷¹³ Sibeth, S. 14 u. 85.

⁷¹⁴ Ebenda, S. 24.

⁷¹⁵ [ʃle:t] verwendet er einmal, [ʃlaj̯t] fünfmal.

2. 2. 2 Die Erhöhung

Die Untersuchung des westmecklenburgischen Gebietes hat gezeigt, dass die Erhöhung dort in unterschiedlich starker Ausprägung anzutreffen ist. Auch die im dortigen Kapitel behandelten östlicheren Orte Pinnow, Spornitz, Sukow und Tramm unterscheiden sich darin, inwieweit sie durchgeführt worden ist, in Prislich ist sie sogar größtenteils unterblieben. Im Norden war sie stärker vertreten als im Süden, wo noch diphthongische Konkurrenzformen auftraten.

In Züsow und Zahrendorf ist die Vokalhebung in den FT vollständig durchgeführt worden, alle Sprecher sagen also [vi:r̥] ‚war‘ und [hy:r̥t], sofern gebraucht, auch [di:r̥n] ‚Mädchen‘, [i:r̥st] ‚erst‘ [zi:r̥] ‚sehr‘. In Zahrendorf sind zusätzlich Sätze für das Mecklenburgische Wörterbuch abgefragt worden, auch dort erhöhen die Probanden: [pi:r̥] ‚Pferde‘, [fi:r̥] ‚vier‘, [ku:r̥n] ‚Korn (Getreide)‘ und [fy:r̥n] ‚fahren‘. Sprecher drei sagt in freier Rede in seiner FT zusätzlich [f̥aki:r̥t] ‚verkehrt‘. In den FE ist die Erhöhung unterschiedlich stark vertreten: Der erste Proband in Züsow führt sie bei den in Frage kommenden Wörtern vollständig durch,⁷¹⁶ der zweite unterlässt sie nur einmal ([ve:r̥]), hochdeutsche Lautung weisen [bo:rdnve:r̥tsɔ:l] ‚Bodenwertzahl‘ und [ʃte:r̥nb̥e:r̥ç] ‚Sternberg‘ auf. Der nachfolgende Sprecher verwendet dagegen [vi:r̥t] ‚Wert‘. Dennoch sind bei ihm nicht erhöhte Varianten etwas häufiger anzutreffen, denn obwohl er neunmal [mi:r̥] sagt, sind auch [f̥ame:r̥t] ‚vermehrt‘, [f̥ame:r̥uŋ] ‚Vermehrung‘ und [f̥ame:r̥uŋsgəʃiçtə] ‚Vermehrungsgeschichte‘ zu hören. Zumindest das letzte Wort hat er aus dem Hochdeutschen entlehnt. Ebenso wechselt er zwischen [i:r̥st], [toi:r̥st] und [e:r̥st], [e:r̥smɔ:], allerdings dominieren die Formen mit /i/ deutlich.⁷¹⁷ Bei den meisten der hier aufgeführten Varianten mit /e/ ist hochsprachlicher Einfluss anzunehmen. Dieser ist wohl auch für die Aussprache [me:r̥] beim vierten Probanden verantwortlich, denn diesem einen Beleg stehen sieben für [mi:r̥] und einer für [mi:r̥stɪ] ‚meisten‘ gegenüber. Die Vokalhebung ist im Ort also nahezu vollständig durchgeführt, /o/ und /ø/ werden zum Beispiel von allen zu /u/ ([ku:r̥n], [gəbu:r̥n] ‚geboren‘) bzw. /y/ ([fy:r̥n], [hy:r̥n]) erhöht. Auch der Wismarer erhöht die meisten in Frage kommenden Wörter. Die ersten beiden Probanden in Zahrendorf benutzen nur erhöhte Formen, allerdings gibt es für /u/ und /y/ keinerlei Nachweise. Der dritte schwankt zwischen [i:r̥] und [e:r̥], [mi:r̥] und [me:r̥], sowie [vi:r̥] und [ve:r̥] wobei die Varianten mit /i/ dominieren.⁷¹⁸ Dieser Wechsel ist noch deutlicher bei ‚Verkehr‘ und dessen Komposita: hier nutzt der Sprecher sowohl [f̥ake:r̥] als auch [f̥aki:r̥], /i/ ist bei [f̥aki:r̥sre:g] ‚Verkehrsregeln‘ zu hören, bei [f̥ake:r̥skundə] ‚Verkehrskunde‘ und [f̥ake:r̥spoli:tsaj] ‚Verkehrspolizei‘ unterbleibt die Erhöhung jedoch. Beim Wort [kraftf̥ake:r̥] handelt es sich zudem um einen Eigennamen.⁷¹⁹ Im Gegensatz zu Züsow enthält auch das Toponym ‚Sternberg‘ /i/: [sti:r̥nb̥a:x]. /ø/ erhöht der Proband vollständig, allerdings handelt es sich dabei nur um diverse Ableitungen von ‚fahren‘

⁷¹⁶ Als Beispiele seien genannt: [i:r̥] ‚eher‘, [hi:r̥t] ‚Herd‘, [ku:r̥n] und [ɪnry:r̥t] ‚ingerührt‘.

⁷¹⁷ Sie sind dreizehnmal belegt, die mit /e/ nur zweimal.

⁷¹⁸ Allerdings gibt es von beiden Aussprachen nur wenige Belege, die mit /e/ kommen jeweils einmal vor, die mit /i/ jeweils zweimal.

⁷¹⁹ Auf die Frage, wo der Proband seine Fahrerlaubnis gemacht habe, sagt er: „Ja, dat watt in Stiernbaag mockt, dat geht von Kraftvekehr uut.“

(z. B. [fy:r̥] ‚(ich) fahre‘, [fy:r̥n], [anfy:r̥n] ‚anfahren‘). Sprecher zwei realisiert alle in Frage kommenden Wörter immer mit /u/ und /y/, lediglich einmal ist /e/ in [bøve:r̥t] ‚bewertet‘ zu hören, ansonsten verwendet er /i/.⁷²⁰

In Retschow und Penzin ist die Erhöhung in den FE nahezu vollständig durchgeführt, in den FT gibt es gar keine Ausnahmen. Der erste Retschower sagt lediglich je einmal [ve:r̥] und [ve:r̥n], denen aber neunzehn [vi:r̥] bzw. fünf [vi:r̥n] entgegenstehen. Die erstgenannte Aussprache ist auch beim zweiten Probanden zu finden, auch hier überwiegt die erhöhte Variante mit neunzehn Belegen deutlich. Beim dritten ist die Vokalhebung einmal im Bestimmungs- aber nicht im Grundwort von [gøbu:r̥tso:r̥t] ‚Geburtsort‘ zu finden, was auf den Einfluss der Standardsprache zurückzuführen ist. Sprecher vier unterlässt sie einmal bei [e:r̥st], sagt aber siebenmal [i:r̥st]. Die meisten Abweichungen ruft also die Hochsprache hervor. Das erklärt auch, warum die Erhöhung stärker als in südwestlichen Orten vertreten ist, denn sie hat außer dem Hochdeutschen keine Konkurrenz durch andere Lauterscheinungen, so dass nicht so starke Schwankungen zu beobachten sind.⁷²¹

In Penzin ist es ebenso: Sprecher eins sagt zweimal [e:r̥st] sowie je einmal [ve:r̥] und [gøbo:r̥nə]. Zwei dieser Formen sind von der Standardsprache beeinflusst. Im Vergleich zu den erhöhten haben sie auch nur einen geringen Anteil, [i:r̥st] und dessen Ableitungen lassen sich z. B. dreizehnmal nachweisen, dem einen Wort, das /o/ aufweist, stehen drei mit /u/ gegenüber ([fu:r̥s] ‚sofort‘, [ku:r̥n], [ku:r̥nmajmøʃi:n] ‚Kornmähmaschine‘), die es insgesamt auf elf Belege bringen, /ø/ erscheint immer erhöht zu /y/ ([hy:r̥], [fy:r̥], [fy:r̥t̩], [hɛnfy:r̥t]). Die letzten drei Probanden führen die Hebung vollständig durch, z. B. [pi:r̥tøxt] ‚Pferdezucht‘, [vi:r̥t] ‚Wert‘; [ru:r̥] ‚Schilfrohr‘, [u:r̥tʃaft] ‚Ortschaft‘; [gøhy:r̥t]. Bei Sprecher drei gibt es allerdings für /y/ keine Nachweise.

Die Aussprache [e:r̥st] bzw. [e:r̥s] im FT des ersten bzw. dritten Probanden in Warnow ist wohl auf die hochdeutsche Textvorlage zurückzuführen, die anderen beiden sagen [i:r̥st]. In den MWB-Sätzen, die beim ersten Sprecher fehlen, sind nur erhöhte Formen zu hören. In den FE erfasst die Vokalhebung nahezu alle in Frage kommenden Wörter, die Varianten [e:r̥sma] und [ho:r̥n] ‚Horn‘ des dritten Probanden sind durch die Hochsprache beeinflusst, wobei sich bei ihm auch die Varianten [i:r̥sma] und [hu:r̥n] finden. Sprecher eins verwendet einmal [ve:r̥], was aber gegen die neunzehn [vi:r̥] kaum ins Gewicht fällt. Ansonsten erhöht er durchgängig, so z. B. [wi:r̥t] ‚wert‘, [fu:r̥s] ‚sofort‘ und [møly:r̥] ‚Pech‘ (frz. malheur). Auch in Demen, Kossebade und Mestlin ist die Aussprache bis auf wenige Ausnahmen konstant. In den Übersetzungstexten ist die Vokalhebung nahezu vollständig durchgeführt, hier benutzt die zweite Probandin aus Kossebade einmal [e:r̥st] in den MWB-Sätzen, im FT jedoch [i:r̥st], der vierte Sprecher aus Demen schwankt zwischen [mi:r̥] und [me:r̥] in den besagten Sätzen und verwendet [ze:r̥] im festen Text. Gerade bei ‚erst‘ und ‚mehr‘ sind auch in den FE beide Varianten anzutreffen,

⁷²⁰ Dazu gehören u. a.: [o:r̥nbi:r̥] ‚Erntefest‘, [li:r̥t] ‚gelernt‘, [uŋgøfi:r̥] ‚ungefähr‘, [ʃtrø:lru:r̥] ‚Strahlrohr‘, [gøhy:r̥n] ‚gehören‘ und [fy:r̥n].

⁷²¹ So erhöhen die Sprecher u. a.: [di:r̥ə] ‚Tiere‘, [fi:r̥] ‚vier‘, [to:r̥fimu:r̥] ‚Torfmoor‘, [gøbu:r̥nə] ‚geborene‘, [fy:r̥n] und [hy:r̥n]. Einige dieser Wörter können in (Süd-) Westmecklenburg Diphthong aufweisen, z. B. ‚vier‘ ([faj̥r̥]), ‚Moor‘ (vgl. [friksmøu] ‚Friedrichsmoor‘) und ‚fahren‘ ([føy̥r̥n]), die im MWB, II, Sp. 324, verzeichnete Form ‚Deir‘ für ‚Tier‘ konnte nicht mehr nachgewiesen werden.

so z. B. bei Sprecher drei aus Mestlin, wobei diejenigen mit /i/ aber überwiegen.⁷²² [ze:ɐ̯] lässt sich auch in anderen Orten nachweisen: In Pinnow nutzen die ersten beiden Probanden diese Variante beispielsweise im FE, der dritte gebraucht sie im FT. Nicht ganz so häufig zu hören ist dagegen [ve:ɐ̯], dessen hochdeutsches Äquivalent zumeist „war“ lautet; mit dem lautlich näher stehendem „wäre“ ist es dagegen selten zu übersetzen, so dass dieses kaum auf die Aussprache wirken kann. Lediglich Sprecher drei aus Mestlin benutzt die nicht erhöhte Variante zweimal, [vi:ɐ̯] bringt es hingegen auf zehn Nachweise. In Pinnow ist sie auch bei der ersten Probandin anzutreffen, das Verhältnis fällt jedoch auch hier zugunsten von /i/ aus.⁷²³

In Lancken erhöhen die ersten zwei Sprecher in den Übersetzungstexten die entsprechenden Wörter ausnahmslos, der letzte weicht jedoch ab, so unterlässt er die Hebung teilweise und sagt [de:ɐ̯n] ‚Mädchen‘, [hø:ɐ̯t] ‚gehört‘ (Part. II von ‚hören‘) und [pe:ɐ̯] ‚Pferde‘. Auch in der FE bildet er eine Ausnahme hinsichtlich derjenigen Lexeme, die bei ihm in nicht erhöhter Form vorliegen: Während die ersten beiden Probanden nur bei den bereits aufgeführten ‚erst‘, ‚mehr‘ und ‚war‘ zwischen beiden Varianten schwanken, nutzt der dritte auch bei ‚Pferd‘ unterschiedliche Aussprachen ([pe:ɐ̯], [pi:ɐ̯]), zudem sind die nicht erhöhten Formen der drei zuvor genannten Wörter bei ihm stärker vertreten.⁷²⁴ /o/ und /ø/ erhöht er aber durchgängig, so z. B. [ku:ɐ̯n] ‚Korn‘, den Ortsnamen [mu:rɔ:s] ‚Moraas‘ sowie [fy:ɐ̯n]. Beim zweiten Sprecher ist zusätzlich [hy:ɐ̯n] zu hören. Weitere Belege für /y/ und /u/ gibt es bei den anderen Probanden nicht, hier ist also nur anhand der Übersetzungstexte die Vokalhebung nachgewiesen. Allerdings sind auch keine nicht erhöhten Formen zu verzeichnen, sie ist also vollständig durchgeführt.

Die Probanden in Marnitz erhöhen dagegen in den Übersetzungstexten kaum, wobei sich das /e/ wie in Sumte zum Teil dem /i/ so annähert, dass in einigen Fällen nicht zu entscheiden ist, ob es sich um eine Erhöhung handelt oder nicht. Sprecher eins realisiert das Wort ‚Mädchen‘ so, dass es noch als [de:ɐ̯n] oder schon als [di:ɐ̯n] aufgefasst werden könnte. Alle Probanden artikulieren deutlich [hø:ɐ̯t], der letzte und zugleich jüngste sagt [de:ɐ̯n], [e:ɐ̯st], [pe:ɐ̯], [ze:ɐ̯] und [ve:ɐ̯] sowie [ko:ɐ̯n] und [o:ɐ̯]. Erhöht erscheinen bei allen Personen [bi:ɐ̯], [fi:ɐ̯] und [fy:ɐ̯n]. Zumindest bei den ersten beiden Wörtern ist die Aussprache durch die Hochsprache begünstigt, beim letztgenannten ist sie das eigentlich nur, wenn das Wort in der Bedeutung ‚führen‘ verwendet wird. Möglicherweise mag aber gerade diese dennoch mit hineinwirken. In den FE nutzen wiederum alle diese Variante, so sagen der dritte und vierte Proband [fy:ɐ̯n], im Gegensatz dazu aber [hø:ɐ̯n]. Auch bei ‚vier‘ ist nur die

⁷²² [me:ɐ̯] gebraucht er einmal, [mi:ɐ̯] dreimal, bei ‚erst‘ sind die Formen mit /i/ (inklusive aller Komposita) neunmal zu hören, die mit /e/ viermal.

⁷²³ [ve:ɐ̯] kann dreimal nachgewiesen werden, [vi:ɐ̯] jedoch 24-mal.

⁷²⁴ Sprecher eins sagt je einmal [ze:ɐ̯] und [ve:ɐ̯n], die erhöhten Varianten sind dreimal bzw. fünfzehnmal (inklusive Singular- und Pluralformen) zu hören. Der zweite verwendet zweimal [e:ɐ̯stɪ], aber dreizehnmal [i:ɐ̯s]/[i:ɐ̯st] und einmal [me:ɐ̯], dem sechs [mi:ɐ̯] gegenüberstehen. Nicht erhöht erscheint [ungøfe:ɐ̯] ‚ungefähr‘. Beim letzten Probanden kommen dagegen nur [me:ɐ̯] und [me:ɐ̯stɪ] ‚meisten‘ vor, Varianten mit /i/ sind nicht nachweisbar, [i:ɐ̯st] nutzt er einmal, [e:ɐ̯s]/[e:ɐ̯st] viermal, [ve:ɐ̯]/[ve:ɐ̯n]/[ve:ɐ̯dn] 32-mal, die erhöhten Formen 27-mal, wobei darunter auch die gekürzten [vi:ɐ̯] und [vi:ɐ̯n] fallen. Lediglich bei ‚Pferd‘ überwiegen die Varianten mit /i/ gegenüber denen mit /e/, insgesamt zehnmal ist es inklusive der Komposita [pi:ɐ̯fu:ɐ̯wɑ:k] ‚Pferdefuhrwerk‘ und [pi:ɐ̯uɔptuɔt] ‚Pferdeaufzucht‘ vertreten, wogegen [pe:ɐ̯] dreimal belegt ist. Im Gegensatz zu Sprecher zwei sagt er aber [ungøfi:ɐ̯].

erhöhte Variante nachweisbar. Bei ‚war‘ und ‚Pferd‘ überwiegen zwar die Formen mit /e/, dennoch ist teilweise auch /i/ zu hören.⁷²⁵ Darüber hinaus ist bei einigen Wörtern unklar, ob es sich nicht einfach um hochdeutsche Lautung handelt, so sagt Sprecher zwei beispielsweise [fu:rəgəʃɛft] ‚Fuhrgeschäft‘ und [tsi:lfe:rənro:rə] ‚Zielfernrohr‘. Dass das eine Lexem eine „Vokalhebung“ aufweist, das andere nicht, kann also auch von der Standardsprache herrühren. Ebenfalls hochdeutschen Ursprungs dürfte die Verbendung *-ieren* sein, [ɛkse:rɛtsi:rən] ‚exerzieren‘ (Sprecher eins) und [zo:rɛti:rɛt] ‚sortiert‘ (Sprecher vier) sind damit nicht als Erhöhungen aufzufassen.⁷²⁶ Deutlich wird der Unterschied zum nördlicher gelegenen Lancken, dort heißt es z. B. [di:rən], [i:rɛtbe:rən] ‚Erdbeeren‘, in Retschow ist [to:rɛfmurə] ‚Torfmoor‘ zu hören. In Marnitz lauten diese Wörter [de:rən] und [e:rɛtbe:rən], hinzu kommt der Flurname ‚Kleewers Moor‘. Auch [e:rɛ], [ge:rən] und [le:rən] weisen keine Vokalhebung auf. Der Ort schließt sich damit dem weiter östlich gelegenen Prislich an, in dem die Probanden auch größtenteils nicht erhöhte Formen nutzen. Diese „Ausnahmen“ erfassen auch Teuchert und Gundlach.⁷²⁷

Im östlicheren Broock erhöhen alle Personen in den Übersetzungstexten die in Frage kommenden Wörter. Die Vokalhebung dominiert auch in den FE, Sprecher drei führt sie immer durch, die Abweichungen bei den anderen beiden lässt sich durch den Einfluss der Standardsprache erklären.⁷²⁸ Beispiele für die Erhöhung sind u. a. [gi:rən] ‚gern‘, [li:rən] ‚lernen‘, [gəbu:rən], [ku:rən] und [hy:rən]. Bei all diesen Wörtern unterbleibt in Marnitz die Hebung. Auch die nördlich von Broock gelegenen Orte führen sie weitestgehend durch: In Hinrichshagen ist sie in den FT nahezu durchgängig zu finden, lediglich Sprecher eins sagt einmal [e:rɛst]. Dagegen erhöht er das Wort ([i:rɛstɪ]) in seiner FE, wechselt aber zwischen [li:rən]/[li:rɛt] und [ʃa:ulle:rɛ] ‚Schullehrer‘. Der zweite und vierte Proband nutzen ausschließlich erhöhte Formen, lediglich beim dritten treten auch die Varianten mit /e/ etwas häufiger auf, nämlich jeweils einmal [e:rɛst], [me:rɛ], [ze:rɛ] und [ʊngəfe:rɛ], von den ersten zwei genannten Wörtern sind aber auch die mit /i/ nachweisbar.⁷²⁹ /ø/ wird dagegen immer zu /y/ erhöht ([u:ɪfy:rɛt] ‚ausgeführt‘, [vy:rɛ] ‚Wörter‘). Für /u/ gibt es lediglich einen Nachweis von Sprecher zwei, [fu:rɛly:] ‚Fuhrleute‘, ansonsten verwendet niemand ein Wort, das für diese Vokalhebung in Frage käme. Bei den Probanden in Lichtenhagen, Letschow und Badendiek ist sie in den FT immer vollständig durchgeführt, in Dobbertin ist nur einmal [e:rɛst] beim ersten zu hören, alle anderen nutzen sie ebenfalls durchgehend. Auch in den FE dominieren die Erhöhungen, der erste Sprecher aus Lichtenhagen schwankt zwischen [vi:rɛ]/[vi:rən] und [ve:rən] sowie [ru:rɛ] und

⁷²⁵ So z. B. bei Sprecher zwei. Nicht in jedem Fall ist dabei immer deutlich zwischen /e/ und /i/ zu unterscheiden.

⁷²⁶ Vgl. die Aussprache des Schlutupers, der in diesen Fällen auch /i/ spricht, ansonsten aber nie erhöht.

⁷²⁷ So schreibt Teuchert, Beiträge, S. 220: „Doch war 1887, wie die Sprachatlaskarte ‚Ohren‘ zeigt, der Eldewinkel südlich Parchim davon noch nicht erfaßt und ist noch jetzt davon frei, so daß Jac. 2, 122 von dem im Flusse befindlichen Lautwandel *pērt* > *pirt* ‚Pferd‘ sprechen kann.“ Vgl. auch Gundlach, Tonbandaufnahmen, S. 178.

⁷²⁸ Der erste Proband verwendet einmal [me:rɛ], aber auch dreimal [mi:rɛ], der zweite schwankt ebenfalls zwischen beiden Formen bei diesem Wort, bei ihm fällt das Verhältnis mit elf zu drei zugunsten der erhöhten Variante aus, des Weiteren nutzt er viermal [ʊngəfe:rɛ] ‚ungefähr‘, [ʊngəfi:rɛ] gebraucht er nur einmal.

⁷²⁹ Die erhöhten Formen sind zudem häufiger zu hören, [i:rɛst] viermal, [to:rɛst] einmal, [mi:rɛ] zweimal, [mi:rɛ] und [mi:rɛrɛ] je einmal.

[ro:r̥] ‚Schilfrohr‘, wobei in beiden Fällen die erstgenannten Varianten überwiegen.⁷³⁰ Der vierte verwendet nur einmal eine nicht erhöhte Form, [me:r̥], wohingegen er [mi:r̥] fünfmal gebraucht. Beim zweiten ist solch eine Variante gar nicht nachzuweisen, er führt die Hebung vollständig durch, wobei es für /u/ jedoch keinen Beleg gibt. Der vierte Proband nutzt es in [ru:r̥]/[ru:r̥ə] ‚Rohr‘/‚Rohre‘ und [ru:r̥i:zo:li:r̥uŋ] ‚Rohrisolierung‘. Nur /e/ hat er nicht immer erhöht, so sagt er je zweimal [e:r̥st] und [me:r̥] sowie je einmal [le:r̥majst̥ə] ‚Lehrmeister‘ und [le:r̥t̥it̥] ‚Lehrzeit‘ und übernimmt aus der Standardsprache [ve:r̥m̥ələ:r̥ə] ‚Wärmelehre‘. Während bei ‚erst‘ auch Varianten mit /i/ zu finden sind,⁷³¹ ist das bei ‚mehr‘ und dem Morphem „lehr“ nicht der Fall. ‚war‘ ist vollständig erhöht. Insgesamt gibt es dreizehn Nachweise für die Vokalhebung zu /i/. Die beiden Probanden aus Rostock erhöhen fast alle in Frage kommenden Wörter. In Letschow nutzen Sprecher eins, zwei und fünf die Hebung durchgehend, der dritte nur einmal bei [me:r̥] nicht, der vierte verwendet diese Variante zweimal sowie einmal [e:r̥s], [e:r̥stl̥ɪç] ‚erstlich‘ und [ang̊əh̊o:r̥iŋ] ‚Angehörige‘. Bei beiden dominieren aber die erhöhten Formen.⁷³² Hier gibt es also nur minimale Unterschiede in der Aussprache.⁷³³ Noch konsequenter durchgeführt ist die Erhöhung in Badendiek, zwei Probanden nutzen sie ausschließlich, lediglich der zweite sagt einmal [me:r̥]. Bis auf wenige Wörter ist sie auch in Dobbertin dominierend, Sprecher eins unterlässt sie in [me:r̥ə] ‚mehrere‘ und [e:r̥st] je einmal, der zweite in [ve:r̥] und [e:r̥s], der dritte auch einmal beim letztgenannten Wort, der vierte bei [le:r̥j̥uŋs] ‚Lehrjungen‘.⁷³⁴ Daneben erhöht der erste Proband auch [g̊əf̊e:r̥l̥ɪç] ‚gefährlich‘ nicht, aber [ung̊əf̊i:r̥ə] ‚ungefähr‘. Allerdings ist die Form mit /i/ beim erstgenannten Wort im gesamten Untersuchungsgebiet selten, hier dominiert die nicht erhöhte Variante.⁷³⁵ Das Wort ‚quer‘, das Sprecher vier benutzt,

⁷³⁰ Beim Verb wird das besonders deutlich, denn der Proband nimmt lediglich einmal die Form mit /e/, aber 57-mal die mit /i/ (Singular und Plural). Die Variante mit /o/ nennt er nur einmal, die mit /u/ zweimal, zudem verwendet er einmal [ru:r̥dək] ‚Schilfrohrdach‘.

⁷³¹ Insgesamt gibt es sechs Nachweise.

⁷³² [mi:r̥] ist beim dritten Probanden allerdings neunmal zu hören sowie einmal [fe:l̥mi:r̥ə] ‚vielmehr‘. Der vierte verwendet achtmal Formen mit /i/, u. a. auch das Kompositum [mi:r̥klas̥ŋʃaʊl] ‚Mehr-Klassen-Schule‘. [i:r̥st] nutzt er fünfmal, [i:r̥st] einmal; als einziger Beleg für die Hebung zu /y/ ist [fy:r̥t̥ŋ] ‚fahren‘ zu hören.

⁷³³ Beispiele für die Vokalerhöhung wären: [ki:r̥l] ‚Mann, Kerl‘, [ʏmki:r̥ən] ‚umkehren‘, [bu:r̥t̥] ‚Bord‘, [to:r̥fm̥u:r̥ə] ‚Torfmoore‘ und [fy:r̥ən] ‚fahren‘.

⁷³⁴ Welche Variante dominiert, ist unterschiedlich: der erste Proband verwendet zweimal [i:r̥st], es ist also etwas häufiger als die nicht erhöhte Form, [mi:r̥] ist wie [me:r̥] einmal zu hören. Der zweite sagt 55-mal [vi:r̥] und sechsmal [i:r̥s]/[i:r̥st], hier dominiert die Hebung immer, beim dritten Sprecher überwiegt ebenfalls [i:r̥st], das dieser zweimal gebraucht, der letzte nutzt einmal [li:r̥j̥uŋs], dazu dreimal [li:r̥t̥] und einmal [li:r̥ən].

⁷³⁵ Lediglich Sprecher drei aus Boldela sagt [g̊əf̊i:r̥l̥ɪçəs] ‚Gefährliches‘ und [ung̊əf̊i:r̥l̥ɪç] ‚ungefährlich‘, daneben aber auch einmal [g̊əf̊e:r̥l̥ɪç]. In anderen Orten des Untersuchungsgebietes war die erhöhte Variante nicht zu hören. Das MWB, III, Sp. 101 f., und Sibeth, S. 26, erfassen nur „gefährlich“, Herrmann-Winter verzeichnet das Wort nur in ihrem hochdeutsch-plattdeutschem Wörterbuch, S. 93: „**gefährlich** wie hd., vereinzelt auch *gefährlich*.“ Reuter reimt „gefährlich“ auf „beswerlich“, allerdings in der Bedeutung von ‚ungemein‘: „Dat was denn nu en schönen Posten, / Un argern ded ’t em ganz gefährlich; / Denn dat süll gliksten afmakt sin. / Geld tau verdeinen, [sic] was beswerlich, / Un in sin Taschen was nicks in.“ Reuter, Fritz: De russ’schen Rubeln, in: Reuter, Werke I, S. 247. Hartmann wechselt zwischen beiden Varianten: „gefährlich“ (Hartmann, Leigen, S. 27) und „gefährlich“ (ebenda, S. 60). Ursula Kurz versieht ein Gedicht mit dem Titel „Tau gefährlich.“ Kurz, Ursula:

begegnet stets als [kve:rə] im Untersuchungsgebiet, obwohl es recht früh aus dem hochdeutschen entlehnt worden ist.⁷³⁶

In Wustrow erhöhen alle Probanden in den FT durchgängig, in den FE gibt es vereinzelt Abweichungen: Sprecher eins schwankt zwischen [me:rə] und [mi:rə] sowie [e:rəst]/[e:rəstə] und [i:rəst]/[i:rəstə]/[tɔi:rəst], wobei die jeweils zuletzt genannten Varianten dominieren. Des Weiteren sagt er zwar [blɔ:shu:ən] ‚Blashorn‘ aber auch [fɔ:rətɡəʃrittənə] ‚fortgeschrittener‘, das er wohl aus dem Hochdeutschen entlehnt hat. Der zweite unterlässt die Hebung bei [ungəfe:rə] und [andəsve:ədɪgə] ‚andere-wertige‘ und wechselt ebenso bei ‚mehr‘ zwischen /i/ und /e/, der [le:rəlɪŋstɪt] stehen Belege mit /i/ gegenüber.⁷³⁷ Während er [bu:rət] ‚Bord‘ und halb hochdeutsch [bu:rətʃprɔ:xə] ‚Bordsprache‘ sagt, verwendet er /o/ in (den wohl aus der Standardsprache entlehnten bzw. von ihr beeinflussten) Wörtern [no:rətze:] ‚Nordsee‘, [fɔ:rət] ‚fort‘ und [fəantvo:rətliç] ‚verantwortlich‘. Ebenfalls keine Hebung weist [glasrø:ən] ‚Glasröhren‘ auf, die anderen in Frage kommenden Lexeme haben jedoch das /y/, z. B. [anhj:ən] ‚anhören‘ und [fy:ən] ‚fahren‘. Der dritte Proband sagt [e:rəs]/[e:rəst]/[e:rəstɪ], [ze:ɡlɔ:bəle:rə] ‚Segeloberlehrer‘, [ke:rəl] und [ze:rə] ‚sehr‘, aber nur vom vorletzten Wort gibt es kein erhöhtes Pendant.⁷³⁸ /u/ ist in [bu:rət] zu hören, /o/ hingegen in ‚Kap Horn‘.⁷³⁹ Der letzte Sprecher, eine Frau, schwankt bei ‚Bord‘ zwischen beiden Varianten, [hy:rə], [hy:rən] und [gəhy:rən] stehen [ʊne:rəhø:rət] ‚unerhört‘ und [ʊphø:rən] ‚aufhören‘ gegenüber. Die Hebung unterbleibt zudem bei [e:rəstliç]. Dennoch überwiegen bei der Probandin wie bei allen anderen Personen die Erhöhungen, so sagt sie beispielsweise [mi:rə], [vi:rə], [vu:rət] ‚Wort‘ und [fy:ən]. Teuchert behauptet, „auf dem Fischland am Ribnitzer Bodden gelten die alten Laute *ēr, ōr, ȫr* weiter“⁷⁴⁰, was aber anhand dieser Befunde nicht bestätigt werden kann.⁷⁴¹ Wustrow unterscheidet sich in dieser Hinsicht nicht von den südlicher gelegenen Orten Klockenhagen, Sanitz, Groß Lantow, Bansow, Nossentiner Hütte und Satow, denn auch hier führen die Probanden die Vokalhebung in den FT vollständig durch, in denjenigen Orten, in denen auch MWB-Sätze abgefragt worden sind,⁷⁴² erfolgt sie

Ick fleut di wat! Riemels für lütte un grote Lüd, Rostock 2007, S. 91. In der Sammlung „Fiek'n hett schrāb'n ut Hagenow...“ ist diese Variante auch aus Bobzin belegt: „Dicht bie die [sic] Schmarre wier datt am gefährlichsten.“ (Karls, S. 108, Nr. 158).

⁷³⁶ Das MWB, V, Sp. 711, führt Gryses „Leien Bibel“ (1604) an: „de qwer unde dwerwyndt“.

⁷³⁷ Auch hier dominiert bei ‚mehr‘ die /i/-Variante mit drei Nachweisen. Die mit /e/ ist nur einmal zu hören. Das Morphem „lehr“ wird bis auf diesen einen Nachweis immer mit /i/ gesprochen, u. a. in [li:rə] ‚Lehre‘, [li:rəlɪŋ] ‚Lehrling‘, [li:rəmatro:s] ‚Lehrmatrose‘, [li:rən] ‚lernen‘, [li:rəs] ‚Lehrer (Pl.)‘, [li:rət].

⁷³⁸ Bei ‚erst‘ gibt es zwei Nachweise, [i:rəst] und [i:rəstə], [zi:rə] ist wie [ze:rə] zweimal zu hören, das Morphem [li:rə] sechsmal, u. a. auch in [ze:fo:rətli:rə] ‚Seefahrtlehrer‘.

⁷³⁹ Zumindest in literarischen Werken weist es <u> auf, vgl. Brinckman, der „Unkel Andrees“ in „Kasper-Ohm un ick“ „von de Munsuns bi Batavia un von de Magellansche Sund bi Kap Huurn“ berichten lässt (Brinckman, Werke I, S. 39). Die „erhöhte“ Form ist auch zu finden bei: Brügge, Berthold: Mit Oll Topp bie Kap Huurn un anner Geschichten, Rostock 1977, siehe Buchtitel, außerdem S. 30 (in der Überschrift und im Text).

⁷⁴⁰ Teuchert, Beiträge, S. 220.

⁷⁴¹ Auch Gundlach bemerkt über die Erhöhung, „die Sprecher von Wustrow/Fischland (10/26) haben sie jedoch durchgeführt.“ (Gundlach, Tonbandaufnahmen, S. 178).

⁷⁴² Das sind Groß Lantow, Bansow, Nossentiner Hütte und Satow. Zum Teil sind zusätzliche Nachweise neben den möglichen bei ‚Mädchen‘, ‚war‘, ‚sehr‘ in den FT zu verzeichnen, so übersetzt Sprecher vier in Sanitz ‚vorbeigehen‘ mit [anki:rədɪŋ] ‚ankehren‘. In den MWB-Sätzen verwendet der

ebenso ausnahmslos. Lisa Dittmar gibt 1962 für Wustrow ebenfalls erhöhte Formen an, verzeichnet aber bei Seeleuten aus dem Ort, die in Hamburg zur See gefahren sind, Einfluss der dortigen Mundart:

Der Einfluß des Hamburger Platt zeigt sich auch in der Zahlenangabe. Ein alter Kapitän sagt *vear* und *veartain* wie der Hamburger. Im gleichen Gespräch hört man aber von demselben Mann *vier* und *viertain*. Er sagt *ain*, *twai*, *drai*, [sic] wie der Mecklenburger. [...] Andere Beispiele aus dem Gespräch eines alten Kapitäns sind: *dat wear*, in Wustrow: *dat wier* (das war), *dat hev ik sēhn*, in Wustrow: *dat hev ik saihn* (das habe ich gesehen).⁷⁴³

Individuelle Unterschiede sind nur in den FE zu verzeichnen: In Klockenhagen sind es vor allem durch die Standardsprache gestützte Formen, bei Sprecher zwei [e:ɐstə] und [ho:xve:ɐdɪçstə] ‚hochwertigster‘ beim nachfolgenden [zo:fo:ɐt] ‚sofort‘ und [fəantvo:ɐdɔŋ] ‚Verantwortung‘. Auch die Probanden in Sanitz nutzen solcherlei Formen, alle schwanken bei ‚erst‘ zwischen beiden Varianten, der erste sagt zudem ausschließlich [ʊŋgəfe:ɐ], der zweite wiederum [zo:fo:ɐt], der dritte neben [vi:ɐ] auch [ve:ɐ] sowie [fəlo:ɐn] ‚verloren‘, der vierte verwendet zehnmal [mi:ɐ], zwei ‚mehr‘ und dessen Ableitungen weisen jedoch /e/ auf: [me:ɐ], [fəme:ɐdɪ] ‚vermehrten‘, [fəme:ɐt] ‚vermehrt‘, [fəme:ɐrɔŋsbəttri:bə] ‚Vermehrungsbetriebe‘ und [fəme:ɐrɔŋszə:t] ‚Vermehrungssaat‘. Der letzte Sprecher erhöht zwar [hu:ɐnvant] ‚Hornwand‘, unterlässt sie aber bei [həufdo:ɐn] ‚Hufdorn (Werkzeug)‘ und [halfdo:ɐn] (eigentlich ist ‚Hufdorn‘ gemeint). Noch konstanter ist die Aussprache in Groß Lantow, dort sagt der erste Proband einmal [ʊŋgəfe:ɐ] ‚ungefähr‘, ansonsten ist die Erhöhung bei den übrigen drei Personen vollständig durchgeführt. In Bansow nutzt Sprecher zwei eine nicht erhöhte Form, [zə:mfəme:ɐrɔŋ] ‚Samenvermehrung‘, der dritte schwankt zwischen einem [me:ɐ] und neun [mi:ɐ]/[mi:rə], der vierte spricht zum einen viermal [ʃtrə:lru:ɐ] ‚Strahlrohr‘, zum anderen aber auch zweimal [rə:ɐdak] ‚Schilfrohrdach‘. Der zweite Proband in Nossentiner Hütte verwendet neben [i:ɐst]/[i:ɐstɪ], [gi:ɐn] und [ɣmki:ɐt] ‚umgekehrt‘ auch [e:ɐstə], [ge:ɐn] und [ke:ɐt] ‚kehrt‘. Hochdeutschen Ursprungs sind die Lautrealisationen [o:ɐttajl] ‚Ortsteil‘ bei Sprecher drei, [fe:ɐnʃtu:diu:m] ‚Fernstudium‘ beim vierten und [me:ɐ] beim fünften. Auch in Satow sind die Abweichungen auf die Hochsprache zurückzuführen, im Einzelnen sind das [lo:ɐbe:ɐble:də] ‚Lorbeerblätter‘ (Sprecher zwei), [fe:ɐnze:n] ‚Fernsehen‘, [fe:ɐnze:ki:gɪ] ‚(das) Fernsehgucken‘ (Sprecher vier) und [zo:fo:ɐt] (Sprecher fünf). Zum Teil schwanken die Probanden auch zwischen beiden Varianten, so sagt der dritte [ʃi:ɐ] ‚Schiere‘, aber auch [ʃɔ:pʃe:ɐn] ‚(das) Schafscheren‘ und [ʃe:ɐt] ‚geschert‘, der vierte dreimal [mi:ɐ] und einmal [me:ɐ], der fünfte wechselt zwischen [li:ɐlɪŋs] und [le:ɐlɪŋə] ‚Lehrlinge‘. Häufig sind die nicht erhöhten Varianten bei anderen Personen erhöht, so sagt Sprecher vier aus Letschow [angəhø:rɪŋɪ], in Satow ist [angəhy:rɪŋɪ] vom zweiten zu hören. Die Vokalhebung ist also nur sehr selten nicht durchgeführt, zumeist handelt es sich um von der Hochsprache gestützte Aussprachen.

erste Proband aus Bansow [i:ɐtpo:ɐx] ‚Kröte‘.

⁷⁴³ Dittmar, S. 317. Bei Wossidlo, Volksüberlieferungen 2, S. 183, Nr. 1349 a, ist bei einem Spruch aus Wustrow ebenfalls Erhöhung belegt: „Huurnfisch, du piperjahn, / wissst du düwel (kannst du nich) na Dierhagen gahn [Hervorhebung im Original].“

Das ist auch in den östlicheren Orten zu beobachten: In Kölzow, Jördenstorf, Bristow und Kieve sind in den FT ausschließlich erhöhte Varianten zu hören, auch in Röbel ist dies der Fall, einzige Ausnahme bildet hier Sprecher vier, der einmal [e:ɐst] sagt. Die Probanden mussten außer in Kölzow zudem MWB-Sätze in ihre Ortsmundarten übertragen, hier verwenden alle ausschließlich Formen mit Vokalhebung. Sprecher eins aus Bristow übernimmt dabei das hochdeutsche „Ernte“ in seine Übersetzung, wobei er es [i:ɐn] bzw. [i:ɐndə] ausspricht.⁷⁴⁴ Damit ergeben sich auch in diesen Orten Unterschiede vor allem in den FE: In Kölzow sind das vor allem hochdeutsch beeinflusste Lautrealisationen, Sprecher eins sagt einmal [e:ɐstɪ] neben [i:ɐstɪ]⁷⁴⁵ sowie [gəbo:ɐn] und [gəbu:ɐn], der zweite ausschließlich [ungəfə:ɐ]. Ansonsten sind alle in Frage kommenden Wörter in diesem Ort erhöht, z. B. [li:ɐfədrax] ‚Lehrvertrag‘, [ku:ɐnʃpi:gə] ‚Kornspeicher‘ und [maly:ɐn] ‚ergehen, (etwas) zustoßen‘. Die Probanden in Jördenstorf erhöhen auch nahezu vollständig, der erste verwendet lediglich einmal [me:ɐ], der zweite [e:ɐst] und [u:ɐtve:ɐt] ‚ausgewertet‘.⁷⁴⁶ Auch in Bristow handelt es sich bei den „Ausnahmen“ fast immer um von der Standardsprache beeinflusste Aussprachen, so sagen Sprecher eins und drei [me:ɐ], der letztgenannte benutzt zudem das hochdeutsche [fɑ:le:rə] ‚Fahrlehrer‘, wobei aber auch [fo:ɐʃʌlli:rə] ‚Fahrschullehrer‘ und [fo:ɐʃʌlli:ɐgəŋ] ‚Fahrschullehrgang‘ zu hören sind.⁷⁴⁷ Daneben verwendet der erste Proband einmal [ve:ɐ] neben 32 [vi:ɐ]. Sprecher drei und vier schwanken zwischen [mi:ɐ] und [me:ɐ], wobei beim erstgenannten die Form mit /e/, beim letztgenannten die mit /i/ überwiegt.⁷⁴⁸ Der fünfte Proband verwendet einmal [ze:ɐ], eine erhöhte Variante ist jedoch nicht zu hören. Der erste benutzt das hochdeutsche [hø:ɐnçən] ‚Hörnchen (Gebäck)‘, ansonsten erhöht er aber durchgängig. Die Aussprache [afje:ɐn] ‚abscheren‘ beim nachfolgenden Sprecher ist diejenige, die auch im MWB geführt wird.⁷⁴⁹ Auch das vom dritten Probanden benutzte [bəʃe:rɔŋ] ‚Bescherung‘ weist nie Erhöhung auf.⁷⁵⁰ Damit stehen sich im Untersuchungsgebiet [ʃi:ɐ] ‚Schere‘ – so zu hören von Sprecher drei aus Satow – und [ʃe:ɐn] gegenüber.⁷⁵¹ Hochdeutscher Einfluss dürfte bei [gəhø:ɐt] wirken, das der vierte Proband verwendet, denn im FT sagt er [hy:ɐt]. In Kieve verwendet nur der fünfte Proband nicht erhöhte Formen ([e:ɐs], [me:ɐ]), wobei die Varianten mit /i/ bei

⁷⁴⁴ Gundlach liest ihm die Sätze vor. Der Sprecher muss sie also spontan in „sein Platt“ übersetzen. Dadurch erklärt sich auch diese Form, da ihm [ɹust] nicht sofort einfällt.

⁷⁴⁵ Insgesamt gibt es sechs Nachweise für die Aussprache mit /i/, drei [i:ɐst], zwei [i:ɐstɪ] und ein [tɔi:ɐst].

⁷⁴⁶ Bei ‚mehr‘ und ‚erst‘ überwiegen aber die erhöhten Varianten, fünfmal ist [mi:ɐ] zu hören, einmal [mi:rə] bei Sprecher eins, der zweite verwendet siebenmal [i:ɐst], einmal [i:ɐstə] und viermal [i:ɐstɪ].

⁷⁴⁷ Insgesamt gibt es zwölf Belege für die erhöhte Aussprache des Morphems, u. a. [li:ɐlɪŋks], [li:ɐt], [li:ɐstɛl] ‚Lehrstelle‘.

⁷⁴⁸ Der erste sagt zweimal [me:ɐ], und je einmal [me:rəɐ] und [mi:ɐ]. Der zweite gebraucht die Variante mit /e/ einmal, die mit /i/ achtmal.

⁷⁴⁹ MWB, I, Sp. 174.

⁷⁵⁰ Vgl. auch hier den Eintrag im MWB, I, Sp. 777.

⁷⁵¹ Dieser Gegensatz ist auch bei Reuter zu finden, so schreibt er in „Ut mine Festungtid“: „wenn he sinen gelen Snurrbort noch hatt hadd, de em in gauden Tiden, as hei tau Hall as Füselier sin Johr afdeinte, unner de Näs' dalhung; œwer den hadd em de sel' General Graf H... afscheren laten“ (Reuter, Werke II, S. 285). Im Gedicht „De nige Palet“ heißt es dagegen: „Un halt sik Nadel, Schir un Twim“ (Reuter, Werke I, S. 345).

diesen Lexemen aber dominieren.⁷⁵² Beispiele für die Vokalhebung sind u. a. [i:ɐgəfɔyl] ‚Ehrgefühl‘, [ku:ɐ] ‚Chor‘ und [hy:ɐn] ‚hören‘.

In Brudersdorf erhöhen die ersten beiden Personen in den Übersetzungstexten die in Frage kommenden Wörter vollständig, Sprecher drei unterlässt die Hebung bei [ze:ɐ] im FT sowie bei [e:ɐst] und [me:ɐ] in den MWB-Sätzen. Auch in der FE benutzt er nicht erhöhte Formen, die allesamt durch die Hochsprache gestützt bzw. beeinflusst werden: [e:ɐst], [gələ:ɐtə] ‚gelernter‘, [ʊngəfe:ɐ], [fəme:rʊŋ] ‚Vermehrung‘ und [ø:ɐtlɪç] ‚örtlich‘. Lediglich von den ersten zwei Wörtern gibt es auch Varianten, die Vokalhebung aufweisen, zudem ist einmal [mi:rɐ] ‚mehr‘ zu hören, das dasselbe Grundmorphem wie „Vermehrung“ beinhaltet.⁷⁵³ Sprecher eins schwankt wiederum zwischen [mi:ɐ] und [me:ɐdɪ] ‚mehr‘, wobei er die erstgenannte Form fünfmal, die letztgenannte dreimal verwendet. Auch die Probanden in Carolinenhof erhöhen zum Teil nicht, wenn diese Aussprache mit der der Standardsprache übereinstimmt, so nutzt der vierte im FT zweimal [e:ɐst]. Diese Variante ist ein einziges Mal neben drei [i:ɐst] und zwei [i:ɐstnɔ:l] in der FE von Sprecher eins zu hören. Der zweite Proband sagt einmal [me:ɐ], dem aber vier [mi:ɐ] gegenüberstehen. Kaum durch das Hochdeutsche gestützt ist die Aussprache [ve:ɐ], die bei den letzten beiden aufgezeichneten Personen des Ortes zu finden ist. Hier dominieren aber auch die erhöhten Varianten.⁷⁵⁴ Die Vokalhebung ist also weitestgehend durchgeführt, beim dritten Probanden sogar vollständig. Das gilt auch für die Übersetzungstexte aller Personen in Granzin, hier sind nur erhöhte Formen zu verzeichnen, bei den Sprechern eins, zwei und vier gilt das ebenso für die FE. Der dritte Proband sagt [e:ɐst], [le:ɐhɛftə] ‚Lernhefte‘ und [me:ɐ], wobei auch hier die Varianten mit /i/ dominieren.⁷⁵⁵ Auch der fünfte nutzt für ‚erst‘ beide Formen, wobei es sechs mit /i/ und zwei mit /e/ gibt. Relativ häufig ist [ve:ɐ] zu hören, das es mit seiner Pluralform auf fünfzehn Belege bringt, dennoch ist es gegenüber den 41 mit /i/ in der Minderzahl.

2. 2. 3 Auswertung

Die Untersuchung der einzelnen Orte hat gezeigt, dass die Diphthongierung im Osten nicht die Langvokale vor /r/ erfasst. Lediglich der Befund in Spornitz sowie metasprachliche Aussagen lassen darauf schließen, dass die Grenze dieser Erscheinung früher weiter östlich verlaufen sein muss. Zumindest in den 1960er Jahren lag sie im Süden bei Tramm, im Norden war zwar in Hoben noch [fajɐ] zu hören, in westlicher gelegenen Ortschaften jedoch nicht mehr, so z. B. in Möllin. Von einem zusammenhängenden Gebiet konnte also in dieser Zeit nicht mehr gesprochen werden. Heutige Aufnahmen aus dem Süden zeigen, dass der Diphthong im Zahlwort nunmehr fast vollständig zurückgedrängt worden ist. Im Osten herrscht einheitlich langes /i/. Das betrifft auch die anderen Fälle, wo im Westen Diphthongierung und Vokalhebung miteinander konkurrieren; bis auf Spornitz, wo noch einmal [nɔ:hu:sfɔyn] ‚(das)

⁷⁵² Die Formen mit /e/ nennt er jeweils einmal, die mit /i/ jeweils fünfmal.

⁷⁵³ Es gibt jeweils einen Beleg für [i:ɐst], [i:ɐstə] und [li:ɐt].

⁷⁵⁴ Sprecher vier sagt einmal [ve:ɐ] sowie neunzehnmal [vi:ɐ] und sechsmal [vi:ɐn]. Beim fünften ist die Variante mit /e/ zweimal zu hören, diejenigen mit /i/ fünfzehnmal.

⁷⁵⁵ Bei ‚erst‘ beträgt das Verhältnis acht zu eins (inklusive des Kompositums [toi:ɐst]), bei ‚mehr‘ acht zu drei, das Morphem „lehr“ wird zwölfmal erhöht, die Variante mit /e/ ist nur einmal nachweisbar.

Nachhausefahren' greifbar ist, herrschen die erhöhten /i/, /u/, /y/, so dass dem Trammer [fɔyn] ‚fahren, führen' und [rɔyn] ‚rühren' die nördlicheren bzw. östlicheren [fy:ɐn] und [ry:ɐn] gegenüberstehen. Dadurch fallen auch viele der in Westmecklenburg beobachteten Schwankungsfälle weg, so dass die östliche Aussprache einheitlicher erscheint. Bis auf wenige Ausnahmen erhöhen die aufgezeichneten Sprecher /e/, /o/ und /ø/ vor /r/. Während die Aussprache im Westen vom Alter oder von der Beharrlichkeit des Probanden abhängen kann, spielen diese Faktoren im Osten keine Rolle. So ist beispielsweise der Diphthong vor /r/ in ‚Moor' in den westlichen Gebieten nur noch in [friksm̥aʊə] ‚Friedrichsmoor' erhalten geblieben, in den östlicheren ist die erhöhte Form [to:ɐfm̥u:ə] ‚Torfmoor' hingegen immer noch geläufig. Der Westen ist also stärkeren lautlichen Veränderungen unterworfen, die Aussprache dort passt sich immer weiter der östlichen an, so sagt eine Frau in Möllin bereits [ry:ɐn], die „fäühren/führen-Linie“ setzt Teuchert weiter westlich an als die „veir/vier-Linie“,⁷⁵⁶ d. h., die Diphthongierung ist damals schon lexem- bzw. zumindest lautgebunden gewesen. Schwankungen in der Aussprache sind im Osten vor allem bei den Wörtern ‚erst', ‚mehr', ‚sehr' und zum Teil auch bei ‚war' zu beobachten. Die nicht erhöhten Formen der ersten drei Lexeme werden durch die Standardsprache gestützt. Sie halten sich auch im Westen stärker als andere nicht erhöhte Varianten, in den westlichsten sind sie von der Vokalhebung kaum betroffen. Während andere Wörter nach Osten hin langsam durchgängig erhöht werden, gehen diese besagten drei Lexeme als letztes zu /i/ über. Die Formen mit /e/ sind so auch im Osten noch präsent, wenn auch seltener als in vielen westlichen Ortschaften. Das trifft auch auf [ve:ə] zu, dessen Aussprache aber kaum durch das Hochdeutsche gestützt wird. Neben diesen individuellen Aussprachen ist der Gegensatz zwischen [ʃi:ə] ‚Schere' und [ʃe:ɐn] ‚scheren' auffällig.

Unterschiede zum Westen lassen sich auch beim Gebrauch der Diphthonge in den übrigen Lautumgebungen feststellen: So ist der Zwiellaut nahezu immer in ‚Ei', ‚entzwei', ‚Mai', ‚mähen', ‚säen' und ‚zehn' zu finden, lediglich in Spornitz gibt es noch einige Nachweise für /e/, östlichster Aufnahmeort für diese Aussprache ist Marnitz, in dem noch einmal [kre:dɪ] zu hören ist. /ø/ in ‚tauen' ist noch in Pinnow und Spornitz nachweisbar, ansonsten lautet die Aussprache [dɔyt], seltener [d̥ɔt];⁷⁵⁷ ‚hauen' begegnet nur noch ab und zu mit /o/, so in Satow und Röbel, wobei aber unklar ist, ob es einen Bezug zur westlichen Aussprache gibt, da diese Orte recht weit von diesem Gebiet entfernt liegen und in den dazwischen liegenden Ortschaften ausschließlich /aʊ/ herrscht.

Wie im Großteil des Westens werden ‚Bein' [baj̥n], ‚Schnee' [ʃnaj̥]/[snaɪ̯], ‚weh' [vaj̥], ‚Bruder' [br̥aʊr̥ə] und Kühe [kɔy̯] ausgesprochen. In den MWB-Sätzen bzw. FE kommen u. a. [tvaj̥] ‚zwei', [faj̥] ‚Vieh', [f̥aʊt] ‚Fuß' und [r̥ɔyb̥m̥] ‚Rüben' vor. Eine Ausnahme bildet der Proband aus Wismar, der zum Teil monophthongisch spricht, z. B. [ʃne:], [ve:], [ɪnde:lt] ‚eingeteilt', [fo:t] ‚Fuß', [go:t] ‚gut', [to:] ‚zu' und [b̥ø:k̥ə] ‚Bücher'. Allerdings sind auch bei ihm die diphthongischen Formen schon zu

⁷⁵⁶ Teuchert, Beiträge, S. 222, vgl. auch die Karten im MWB, II, Sp. 1139 f. sowie MWB, VII, Sp. 957 f.

⁷⁵⁷ Letztere findet sich in Granzin, Lichtenhagen, Alt Jabel, Alt Meteln, Demen, Dobbertin, Pinnow, Pritzier, Satow und Selmsdorf, erfasst also auch den Westen, zudem das außermecklenburgische Schlutup. Hier liegt allerdings die Vermutung nahe, dass sich zumindest einige Sprecher vom Schriftbild haben leiten lassen, da sie auch [dɔyt] verwenden (z. B. Sprecher zwei aus Lichtenhagen, der [veçdɔyt] sagt).

hören, z. B. [baj̥n], [mdaj̥lt] usw. Diese Schwankungen mögen auch darauf zurückzuführen sein, dass er jetzt in Crivitz lebt. Seine Mutter sprach durchgehend monophthongisch, so wie der Schlutuper. Auch die Bützowerin schwankt z. T. zwischen einfachem Laut und Zwiellaut, z. B. bei [hø:nə]/[høynə] ‚Hühner‘.

Unterschiede innerhalb des Untersuchungsgebietes ergeben sich auch bei den Präteritalformen: In Züsow und Penzin herrscht hier diphthongische Aussprache vor ([laj̥gn̩] ‚lagen‘, [køym̩] ‚kamen‘, [sløyb̩m̩] ‚schlafen‘), in den anderen Orten jedoch monophthongische ([le:gn̩], [ke:m̩]/[kø:m̩], [sle:b̩m̩]/[slø:b̩m̩]). Allerdings ist in den besagten zwei Ortschaften auch Monophthong zu hören, d. h., die Diphthongierung ist nicht durchgängig, zudem erfasst sie [mø:k] ‚machte‘ nicht, das im Westen auch [møyk] lauten kann. Im Süden dominierte bereits in weiter westlich gelegenen Dörfern die monophthongische Aussprache, so z. B. in Rastow.

Im gesamten Gebiet herrscht zwar die zwiellautige Aussprache vor, dennoch ist sie nicht immer durchgängig, so gibt es individuelle Lautrealisation (z. B. [e:n], [ke:n]). Zudem werden einige diphthongische Formen durch den Einfluss der Standardsprache zurückgedrängt, dazu gehören ‚ruhen‘/‚Ruh‘ und ‚Unterschied‘, die zwar noch als [rəun̩]/[rəu] bzw. [ynəʃaj̥t] bei einigen Sprechern zu hören sind, die hochdeutschen [ru:n̩]/[ru:] und [ynəʃi:t] sind allerdings ebenso zu finden. Diese Entwicklung betrifft aber auch den Westen: Das von Reuter verwendete „Afscheid“ ist im Untersuchungsgebiet nicht mehr nachzuweisen, der dritte Proband in Schlagsdorf spricht bereits [afʃi:t], der zweite aus Zahrendorf [fəafʃi:t] ‚verabschiedet‘. Die Entwicklung zur teils hochdeutschen Aussprache ist bereits bei Reuter zu erkennen.⁷⁵⁸ Die diphthongische Form von ‚Lied‘ ist nur noch in Niendorf zu hören, im Osten kommt sie gar nicht mehr vor, dort lautet sie überwiegend [li:t]. Sprecher eins aus Rostock sagt noch [le:t], das auch bei Reuter und Tarnow zu finden ist.⁷⁵⁹

⁷⁵⁸ So schreibt er in „De Reis‘ nah Bellingen“ und in „Kein Hüsung“ „Afscheid“: „Wo Fritz un Dürten stun‘n tausamen / Un wo sei hewwen Afscheid namen.“, Reis‘ nah Bellingen, in: Reuter, Fritz: Reuters Werke in fünf Haupt- und drei Ergänzungsbänden. Herausgegeben von Karl Theodor Gaedertz. Neue, durchgesehene Ausgabe von Carl W. Neumann. Mit einer Einleitung von Dr. Hans Joachim Gernentz. Sechster Band. Hanne Nüte – De Reis‘ nah Bellingen, Leipzig [ca. 1955], S. 234 (nachfolgend mit Reuter, Werke und entsprechender Bandangabe zitiert). Ähnlich formuliert er in „Kein Hüsung“: „Un as de beiden Afscheid namen, / Dunn sackt sei still in sik tausamen“ (Reuter, Werke V, S. 328). Dagegen verwendet er in „Ut mine Stromtid“ bereits die hochdeutsche Form: „Taum Afschied an desen Abend drückte Fritz den ollen Herrn de Hand“. Reuter, Fritz: Reuters Werke in fünf Haupt- und drei Ergänzungsbänden. Herausgegeben von Karl Theodor Gaedertz. Neue, durchgesehene Ausgabe von Carl W. Neumann. Mit einer Einleitung von Dr. Hans Joachim Gernentz. Dritter Band. Ut mine Stromtid I und II, 1, Leipzig [ca. 1955], S. 216 (nachfolgend mit Reuter, Werke und entsprechender Bandangabe zitiert). In der Werkausgabe von 1878 heißt es ebenfalls „Tau ‘m Afschied“, Reuter, Fritz: Sämtliche Werke. Volks-Ausgabe in 7 Bänden. Sechster Band: Schurr-Murr. – Eine Heirathsgeschichte. – Olle Kamellen III. Ut mine Stromtid, 1. Theil, Ludwigslust, Rostock, Wismar 1878, S. 369 (nachfolgend als Reuter, Volks-Ausgabe mit entsprechender Bandangabe zitiert.).

⁷⁵⁹ Die Ausgaben von Reuters „Hanne Nüte“ variieren hier teilweise, so steht im photomechanischen Nachdruck einer Ausgabe von 1865: „Ji stimmt hir blot wat Hochedütsch an, / En Led, wat in de Bäuker steit?“ Reuter, Fritz: Hanne Nüte un de lütte Pudel. ‘Ne Vogel- un Minschengeschicht, Ludwigslust, Wismar 1865 [photomechan. Nachdr. Rostock 1995], S. 149. Diese Schreibung ist auch auf S. 151 zu finden. Auf S. 152 heißt es jedoch (unter Reimzwang): „Denn is de Bramwin woll nich wid. / Na, rückt man rut! denn ik bün döstig. / En Sluck smeckt beter as en Lid.“ Die spätere Reuter-Werkausgabe von Gaedertz und Neumann hat durchgängig „Lied“. Reuter, Fritz: Reuters Werke in fünf Haupt- und drei Ergänzungsbänden. Herausgegeben von Karl Theodor Gaedertz. Neue, durchgesehene Ausgabe von Carl W. Neumann. Mit einer Einleitung von Dr. Hans Joachim Gernentz. Vierter Band. Ut mine Stromtid II, 2 und III, Leipzig [ca. 1955], S. 101 und 103 (nachfolgend mit

Ausschließlich Monophthong weisen [kle:t] ‚Kleid‘ und [le:t] ‚leid‘ auf, ‚leider‘ hingegen hat grundsätzlich Zwiellaut ([lajdø]). Unterschiede zeigen sich auch bei der Aussprache von ‚Krone‘, ‚Mode‘, ‚Soße‘ und ‚Flöte‘. Bei den ersten beiden Wörtern überwiegen die monophthongischen Aussprachen [mo:] und [kro:n] zwar stark, aber im Westen sind auch [mɑu] und [krɑun] zu hören. Die Form [zɑus] hat Sprecher zwei aus Sukow nach eigener Aussage in Banzkow gehört, sie selbst nutzt [zo:s]. ‚Flöte‘ erscheint im Westen vorwiegend als [flø:t], im Osten wird [fløyt] häufiger genutzt.⁷⁶⁰ Jacobs meint, „*ô*¹ (germ. *ô*) erscheint als *ou*“⁷⁶¹ und behilft sich damit, [kro:n] und [ro:s] als Hochdeutsch zu deklarieren, was dann den Monophthong erklärte,⁷⁶² aber die Variante [gyrdlraus] ‚Gürtelrose‘ aus Lüblow unberücksichtigt ließe, sie wäre demzufolge als niederdeutsch zu betrachten. Suhrbier schreibt auffällig „Burraus“ ‚Bauernrose‘, Voß „Kraun“: „ein Eikbom [...], mit ’ne mächtige Kraun“.⁷⁶³ Um Jacobs Behauptung zu beweisen, dass die entsprechenden monophthongischen Varianten wirklich aus dem Hochdeutschen übernommen worden sind, müssten noch ältere flächendeckende Nachweise vorliegen, denkbar ist hier aber auch, dass in einigen Regionen einfach die Diphthongierung unterlassen worden ist, schließlich erfasst sie ebenfalls französisches „*zo·s* f. (< sauce) Tunke, daneben auch *zo·us*“.⁷⁶⁴ An diesem Beispiel zeigt sich, dass sein einfacher Erklärungsversuch nicht immer anwendbar ist, denn das letztgenannte Wort hat nie ein germanisches *ô* besessen,⁷⁶⁵ demzufolge ist damit allenfalls der Monophthong, nicht aber der Diphthong zu erklären.

Die hochdeutsche Aussprache [gu:dŋ] ist hingegen fast immer auf Begrüßungsformeln wie ‚Guten Morgen‘ und ‚Guten Tag‘ beschränkt, ansonsten lautet sie (bis auf Wismar) immer [gɑudŋ]. Die hochdeutsche Variante ist bereits bei Reuter zu finden, wiederum nur in der Grußformel.⁷⁶⁶

Ein Unterschied innerhalb des östlichen Untersuchungsgebietes ist beim Wort ‚Sense‘ auszumachen: in Sukow, Tramm, Züsow, Demen, Kossebade, Spornitz, Lancken, Marnitz und Broock verwenden die Probanden [ze:s], teilweise auch [zajs]. In den Planquadraten westlich davon gilt nur noch die diphthongische Variante. Die oben genannten Ortschaften schließen sich damit der westmecklenburgischen Aussprache an ([ze:s] bzw. [ze:s]), denn der Diphthong ist dort nur in einigen Orten nachweisbar. Die östlichsten Aufnahmeorte, die /e/ aufweisen, sind Züsow im Norden, Demen und Kossebade im Zentrum sowie Broock im Süden, d. h., in den südlichen Orten reicht die monophthongische Variante weiter nach Osten hinein als in den nördlichen. Aber auch in diesem Gebiet gibt es Ortschaften, in denen ausschließlich [zajs] vorherrscht, und zwar in Pinnow, Prislich und Mestlin. Zudem nehmen die Nachweise für /e/ nach Osten hin ab, in Broock verwendet sie nur noch ein Sprecher. Bereits in Demen schwanken einige Personen zwischen beiden Formen, so z. B. der fünfte, der auf Nachfrage hin angibt, er spreche [zajs]. In

Reuter, Werke und entsprechender Bandangabe zitiert). Tarnow verwendet im Köster Klickermann noch „Leed“: „Dat Leed wier ut.“ Tarnow, Rudolf: Köster Klickermann, 2. Aufl. Rostock 2001, S. 47.

⁷⁶⁰ Zur genauen Verbreitung, siehe Anm. 653.

⁷⁶¹ Jacobs, Teuth. 2, S. 116.

⁷⁶² Ebenda, S. 117.

⁷⁶³ Suhrbier, S. 427 bzw. Voß, S. 45. Ein weiterer Nachweis findet sich bei Bornewiek, S. 38: „As’n Königin, dei sei an dei Kraun stött hard’n, güng sei dorbi in dei Stuw up un dale.“

⁷⁶⁴ Ebenda.

⁷⁶⁵ Vgl. Pfeifer, S. 1311.

⁷⁶⁶ Vgl. die Anm. 266 und 267.

Kossebade benutzt die ältere der beiden Frauen ebenfalls beide Aussprachen, wobei sie nach eigener Aussage aber [ze:s] sagt.⁷⁶⁷ In den vorpommerschen Orten Barth und Wolgast ist 1912 diphthongische Aussprache nachgewiesen worden.⁷⁶⁸

Ein lautlicher Gegensatz innerhalb des östlichen Untersuchungsgebietes ist auch bei der 2./3. Pers. Sg. Präs. der Verben ‚gehen‘, ‚stehen‘ und ‚tun‘ zu beobachten. Bis einschließlich Retschow, Penzin, Warnow, Dobbertin und Broock sind die Formen zumeist monophthongisch (z. B. [ge:t], [ste:t], [de:t]) – wenn überhaupt erscheinen sie nur in den Übersetzungstexten mit /aj/, dort aber auch nicht durchgehend bei allen Sprechern. In den Untersuchungsorten, die östlich davon liegen, dominiert hingegen der Zwiellaut: [gajt], [stajt], [dajt]. Zumeist werden diese Formen in den Übersetzungstexten ausschließlich verwendet, zu Schwankungen kommt es in den FE. Obwohl die Standardsprache die monophthongischen Varianten teilweise stützt, kann nicht einfach davon ausgegangen werden, dass es sich einfach um hochdeutsche Aussprachen handelt, denn der Wandel zum /e/ vollzieht sich an den einzelnen Lexemen unterschiedlich, die Probanden schwanken nicht immer beim selben Wort, so nutzt Sprecher eins aus Satow etwa [dajt] und [de:t], spricht er aber [gajt], der vierte wechselt zwischen [gajt] und [ge:t]. Während bei ‚geht‘ durchaus die Hochsprache die Aussprache beeinflussen haben könnte, ist das bei ‚tut‘ nicht der Fall, da weder die Variante mit /e/ noch /aj/ direkt durch eine hochdeutsche Form gestützt wird. Die MWB-Sätze haben gezeigt, dass die Probanden nicht immer streng zwischen Präterital- und Präsensform bei ‚tun‘ unterscheiden, hier könnte also neben Ausgleichstendenzen ([ge:t] – [de:t]) auch der „Austausch“ der Konjugationsformen solch eine Entwicklung beschleunigen.⁷⁶⁹

Jacobs behauptet, „[d]ie 2. u. 3. Pers. Sg. Präs. von ‚gehen‘, ‚stehen‘, ‚tun‘, ‚schlagen‘ lautet im meckl. Sprachgebiet *ge-st, sde-st, de-st, sle-st, ge-t, sde-t, de-t, sle-t*; Grabow, Parchim und die Pri[gnitz] haben *ei*.“⁷⁷⁰ Damit arbeitet er zwar einen Unterschied zur Prignitz heraus,⁷⁷¹ verallgemeinert aber auch zu sehr, denn diese Beobachtung gilt nur für sein Untersuchungsgebiet. Weiter östlich kommt auch im Mecklenburgischen diphthongische Aussprache vor, der Monophthong in [ste:t] ist allenfalls eine im Norden bis Rostock, im Süden bis zum Plauer See reichende Lauterscheinung. Foerste sieht in der Entwicklung „mnd. *ei* > *ê* (*stêt, dêt* ‚tut‘, *ê* ‚Ei‘) sogar eine der „Meckl.-vorpomm. Eigentümlichkeiten“. ⁷⁷² Anscheinend hat er Jacobs’ Aussage nicht nur übernommen, sondern nochmals verallgemeinert. Monophthongisches *ê* ‚Ei‘ herrscht selbst in Jacobs Gebiet nicht ausschließlich vor,⁷⁷³ über Vorpommern finden sich bei ihm überhaupt keine Aussagen. Hofer gibt 1846 für dieses Gebiet die Formen „*dêst, dêt*“ an, was auf Monophthong hindeutet,⁷⁷⁴

⁷⁶⁷ Den betreffenden MWB-Satz übersetzt sie mit: „Bie’t Meihdn midde Seeß hett – oder midde Seiß – hett hei denn Räägnworm dörchmeiht.“ Daraufhin angesprochen, welche Aussprache sie bevorzuge, meint sie: „Seeß segg ick. Seeß. Seiß heww ick awer schrääbm.“

⁷⁶⁸ Schmidt, G., S. 62: „*zais*, f. Sense“ bzw. Warnkross, S. 42: „*zais* Sense“.

⁷⁶⁹ Solch ein Ausgleich hatte zuvor schon zwischen Prät. Ind. und Konj. bei den starken Verben stattgefunden: „Die stärkste Änderung bringt der Ersatz des Indikativs des Singulars durch den Konjunktiv zuwege. Es ist dies ein Vorgang, der der Verschiedenheit zwischen Singular und Plural ein Ende bereitet.“ (Teuchert, Beiträge, S. 232).

⁷⁷⁰ Jacobs, Teuth. 3, S. 137.

⁷⁷¹ Vgl. hierzu auch Mackel, E[mil]. : Die Mundart der Prignitz, in: NdJb 33 (1907), S. 97, der für diese Region ebenfalls diphthongische Aussprache vermerkt.

⁷⁷² Foerste, Sp. 1874.

⁷⁷³ Über den damaligen Grenzverlauf siehe Jacobs, Teuth. 3, S. 136.

⁷⁷⁴ Hofer, Albert: Das Verbum der neuniederdeutschen Mundart Neu-Vorpommerns, in: Hofer, A[lbert]. (Hrsg.): Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache. Erster Band, Berlin 1846, S. 392.

allerdings ist aus dieser allgemeinen Angabe nicht ersichtlich, ob diese Formen für das gesamte Dialektgebiet gelten. In einer Arbeit über die Lautverhältnisse im Neuvorpommerschen zählt er „steit, geit neben stêt, gêt“ auf.⁷⁷⁵ Gerhard Schmidt verzeichnet für Barth in einer Redewendung „gait“,⁷⁷⁶ in diesem Ort ist zumindest bei diesem Lexem keine Monophthongierung eingetreten. Warnkross hat in seiner Arbeit über das Wolgaster Platt ein Wiegenlied aufgezeichnet, in dem sich folgender Vers findet: „*wat daist ùp mînn hof?*“⁷⁷⁷, in zwei Rätseln notiert er mehrfach „šdait“.⁷⁷⁸ Hier haben ‚tust‘ und ‚steht‘ also Zwiellaut. Gilow kennt für das südwestliche Vorpommern ebenfalls nur solche Formen: „du deist. hei deit“ (S. 58); „du geist, hei geit“ (S. 75); „du schleist, hei schleit“ (S. 88); „du steist, hei steit“ (S. 96).⁷⁷⁹ Die Angaben bei Stellmacher sind sogar widersprüchlich, denn er übernimmt Foerstes Ausführungen,⁷⁸⁰ sein Textbeispiel für das Mecklenburgische, das vom Warener Wilhelm Neese stammt, enthält aber „steit“,⁷⁸¹ eine Form also, die es so im Mecklenburgisch-Vorpommerschen gar nicht geben dürfte. Auch wenn Beckmann betont, „daß für viele Fälle nicht zu entscheiden ist, wie Reuter gesprochen hat“,⁷⁸² so fällt doch auf, dass in dessen Texten ebenfalls „steiht“ vorkommt.⁷⁸³ Auch bei Brinckman findet sich diese Form, ebenso bei Tarnow und in der niederdeutschen Fassung der Landesverfassung.⁷⁸⁴ Die Aufnahmen haben indes gezeigt, dass der Zwiellaut auch im gesprochenen Dialekt vorkommt, d. h., hierbei handelt es sich nicht immer um eine „Kunstform“, die einzig und allein in der Mundartliteratur vorkommt.

Gerade die Orientierung an schriftsprachlichen Texten suggeriert jedoch eine Einheitlichkeit, die nur teilweise vorhanden ist. Die Diphthongierung ist deshalb auch nicht immer mittels Lautgesetzen erklärbar, diese können allenfalls als Anhaltspunkt dienen und sind nur bei bestimmten „Kennwörtern“ zutreffend. Jacobs bemerkt bei ‚Rahm‘ unterschiedliche Realisierungen, es „heißt lautgesetzlich *rôm*. Westlich 131+130+105+106+69+118+113+116 [eine Linie westlich von Sukow,

⁷⁷⁵ Hofer, Lautverhältnisse, S. 387.

⁷⁷⁶ Schmidt, G., S. 58.

⁷⁷⁷ Warnkross, S. 74.

⁷⁷⁸ Ebenda, S. 73.

⁷⁷⁹ Alle Seitenzahlen nach: Gilow, Leitfaden (s. Anm. 402).

⁷⁸⁰ Stellmacher, S. 147, vgl. auch Sanders, S. 89, der ebenfalls auf Foerste zurückgreift. Kellner, S. 255 schreibt über die „Mundarten von Mecklenburg-Vorpommern“, dass die „Monophthongierung von mnd. *ei* (ste:t statt steit)“ charakteristisch sei, wobei ihre Aussage wiederum auf Stellmacher fußt.

⁷⁸¹ Stellmacher, S. 148.

⁷⁸² Beckmann, Mecklenburger Mundart, S. 129.

⁷⁸³ So steht im photomechanischen Nachdruck von Hanne Nüte: „Ik weit einen Eikbom, de steit an de See“ (Reuter, Hanne Nüte, S. 149), die Werkausgabe von Gaedertz und Neumann schreibt „steiht“ (Reuter, Werke VI, S. 102).

⁷⁸⁴ In der Werkausgabe von Kurt Batt ist zu lesen: „De Dör na de Vörstuw steiht half apen, un dor sitt min Oll up dat Kanapee, hett sinen Näsenkniper up un leßt in de Affisen.“ (Brinckman, Werke I, S. 41). Tarnow verwendet sie u. a. im Gedicht „De schew Globus“: „Dit kümmt mitünner ganz verdreht, / Un seggt nu nix un kickt un steiht.“ Tarnow, Rudolf: Lütt bäten Hoeg un Brüderie. Reimschwänke, Gedichte und Kurzprosa. Ausgewählt und herausgegeben von Arnold Hückstädt, Rostock 1987, S. 125. Auch in der Erzählung „n lütten Afstaker in mien Jugendland“ findet sie sich: „Dat steiht mal wiß – warden de Minschen ierst olt, denn warden se in Gedanken wedder jung“ (ebenda, S. 210). In der Landesverfassung heißt es: „Dat Land steiht för de plattdütsche Sprak in un bringt ehr Pläg‘ vöran.“ Landtag Mecklenburg-Vorpommern Referat Presse- und Öffentlichkeitsarbeit (Hrsg.): Verfatung von dat Land Mäkelborg-Vörpommern. Int Plattdütsche œwersett‘t von Dr. Jürgen Gundlach, Schwerin [o. J.], S. 21, Art. 16 (2) (nachfolgend LVMV [nd.] abgekürzt). Auch Jürgen Borchert verwendet den „Diphthong“ in seinem Büchlein „Muul und Mündchen“: „Steiht dor wat, dat de Wech din is?“ (Borchert, S. 41). Die Form mit <ei> ist also zumindest in der Literatur bzw. verschriftlichtem Mecklenburger Platt recht häufig anzutreffen, Ludwig Karnatz nutzt sie auch: „So steiht an den Kopp von dat Zeitungsdings, wat nicht gröter as en Schriefbauk is.“ Karnatz, Ludwig: Ut siene Brambörger Tied, Schwerin [1934], S. 8.

Friedrichsmoor, Neustadt, Ludwigslust, A. K.] steht *ro_um*, jedenfalls durch Einfluß des Labials.⁷⁸⁵ Kolz führt französische Lehnwörter auf, die in der Landsprache Diphthong zeigen, in der Stadtsprache z. T. nicht: „*pi'sdo:l* f. ‚Pistole‘, in der Lv meist *pi'sdoul*“; „franz. *pauvre* : *po-v* Lu ‚arm‘ : *pou-və* Lv; franz. *commode* : *c^o'mou* : Lv ‚bequem“.⁷⁸⁶ Deutlich zeigt sich solch ein Wechsel auch an den Präteritalformen, bei denen im Osten Monophthonge vorherrschen, während im Westen teilweise Diphthonge zu hören sind. Lediglich beim Verb ‚heißen‘ ist auch im Osten Diphthong nachweisbar, so sagt Sprecher eins aus Broock: „Jå, dat wier, früher heit dat so, wenn 'n poor oll Lüü wiern“. In Hinrichshagen weist das Präteritum ebenfalls Zwielauf: „Dor haa dee König haa ja früher so'n Hoffnaa [= Hoffnarr], dee heit Kiejonn“. Derselbe Proband spricht ‚ließ‘ jedoch [lø:t] bzw. [le:t] aus: „Un hei lööt je, dee König leet denn Kopp nu all hing“. In Nossentiner Hütte sagt Sprecher zwei [hajt] ‚hieß‘, der dritte jedoch [le:t] ‚ließ‘. Behrens meint, dass „das westmecklenburgische *ei* bei den verben IV, V nach *heit* ‚hieß‘ u. s. f.“⁷⁸⁷ ausgerichtet sei, allerdings vermag er damit nicht zu erklären, warum sich diese Erscheinung nur auf eine bestimmte Region erstreckt, schließlich heißt es sowohl im Westen wie im Osten [zaj̃n] ‚sehen‘/ ‚gesehen‘, jedoch im ersten Gebiet oft [zaj̃ç] im zweiten fast ausschließlich [ze:ç] ‚sah‘. Eine starre, feste Entwicklung liegt also nicht immer vor, hier scheitert eine solch einfache Erklärung, weshalb Jacobs davon ausgeht, dass die Monophthonge durch einen Wechsel der Präteritalklassen erhalten worden sein müssen, denn „lautgesetzlich würden hierher [as. ê, ie > ei, A. K.] gehören die urspr. red. prät. der st. v., aber in Angleichung an das prät. der 4. 5. Kl. (§ 54) ist *ē* bewahrt: *le-t* (as. mnd. *lêt*) ließ, *slē-p* schlief, und mit *ē* < as. *io*: *re-p* (mnd. *rêp*, as. *hriop*) rief, *le-p* lief.“⁷⁸⁸ Hierzu zählt er auch andere Verben mit dem Monophthong /e/: „infolge ihres Übertritts in die 4. oder 5. Ablautreihe besitzen *ē* auch die prät. der st. v. 1. Kl. *šrēf* schrieb, *šrēbm* schrieben, *re-t* riß, *re-dn* rissen, ferner die 2. 3. sing. Präs. von *gā̃n*, *sdā̃n* und *do_un*: *ge-st ge-t*, *sde-st sde-t*, *de-st de-t*.“⁷⁸⁹ Die Aufnahmen haben jedoch gezeigt, dass es in ein und demselben Ort, ja manchmal bei ein und demselben Sprecher, unterschiedliche Varianten geben kann, so z. B. [le:p] und [lø:p]. Wäre die letztgenannte Aussprache noch mit Rundung zu erklären, so bietet Jacobs' Modell keine Erklärung für westmecklenburgisches [lɔyp], denn hier müsste ja eine Entwicklung [le:p] > [lø:p] > [lɔyp] angenommen werden, nur schwanken im Osten auf den Aufnahmen noch viele Probanden zwischen gerundeter und ungerundeter Form, die diphthongierte ist im Westen jedoch schon seit längerem in Gebrauch. Mussäus führt hingegen „leip“, als Konjunktiv II „la^eup“ an.⁷⁹⁰ Hier könnte dann als Erklärung der unterschiedlichen Formen wieder nur ein Wechsel der Präteritalklassen oder die Übernahme der Konjunktivform dienen, um heute übliches indikatives [lɔyp] zu begründen. Das /ɔy/ ist lautgesetzlich nur mit Hilfe der gerundeten Variante zu erklären, d. h., die Formen, die Mussäus angibt, müssten aus „leep“ > „leip“ und „lööp“ > „läup“ hervorgehen. Gerade die Schwankung zwischen gerundeter und ungerundeter Form im Osten bestätigt solche Erklärungsversuche nicht, denn das hieße

⁷⁸⁵ Jacobs, Teuth. 3, S. 140. Auf den Aufnahmen ist [raum] in Alt Jabel zu hören.

⁷⁸⁶ Beide Zitate: Kolz, S. 94. Nachweise für diese Aussprachen gab es auf den Aufnahmen nicht. Diphthongisches ‚Pistole‘ ist bei Bornewiek, S. 59, belegt: „Deswegen neühm hei sick vör [sic] blot mit Pistaulen lostaugahn“, allerdings schreibt er „Mod“ (ebenda, S. 3).

⁷⁸⁷ Behrens, Hans: Niederdeutsche Praeteritalbildung, in: Braune, Wilhelm (Hrsg.): Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. Achtundvierzigster Band, Halle a. S. 1924, S. 181.

⁷⁸⁸ Jacobs, Teuth. 2, S. 114.

⁷⁸⁹ Ebenda.

⁷⁹⁰ Mussäus, Sprachlehre, S. 49, vgl. auch „slap, sleip, sla^eup, slapen“ (ebenda).

ja, dass ein Sprecher dort mal die Indikativform beibehielt, dann aber plötzlich eigentlich konjunktivisches [lø:p] auf den Indikativ übertragen hätte. Hierbei handelt es sich jedoch nicht um distinktive Varianten, vielmehr scheint die gerundete Form die ungerundete zu verdrängen. Ebenso ist es bei [le:t] der Fall, das auch als [lø:t] (u. a. in Marnitz) und im Westen z. T. als [lɔyt] belegt ist.⁷⁹¹ Hier ergeben sich also vielmehr Übergänge, wobei die diphthongischen Präteritalformen einen nicht so großen Raum einnehmen,⁷⁹² wie es bei anderen Wörtern, z. B. [kaʊn] ‚Kuchen‘ der Fall ist. Bei [ge:t], [ste:t], [de:t] liegt noch nicht einmal eine bestimmte Präteritalklasse vor, Lasch rechnet sie der unregelmäßigen Konjugation zu.⁷⁹³ Ein Zusammenhang mit den anderen starken Verben ist fraglich, zudem gab es bereits in mittelniederdeutscher Zeit unterschiedliche Schreibweisen, denn Lasch notiert „für *geit* auch *gêt*“, „[f]ür *steit* auch *stêt* (*steet*) wfäl. und sonst öfter“. ⁷⁹⁴ Auch in der gesprochenen Sprache gibt es heute im Osten Schwankungen in der Aussprache. Jacobs' Annahmen träfen allenfalls zu, wenn es sich um konstante Realisierungen handelte, doch ist solch ein geregelter Übergang nicht festzustellen,⁷⁹⁵ die Ausnahmen jedoch ließen sich mittels Lautgesetzen nicht plausibel erklären, denn es ist unwahrscheinlich, dass der zweite Proband aus Boldela zwischen verschiedenen Präteritalklassen schwankt, wenn er z. B. [mø:k] ‚machte‘ und [mɔygn] ‚machten‘ verwendet.⁷⁹⁶ Dieser Wechsel könnte damit erklärt werden, dass z. B. die monophthongische Form die diphthongische verdrängt, nur beruht das in diesem Falle kaum auf unterschiedlichen Konjugationsmustern – jedenfalls dürften diese dem Sprecher nicht bewusst sein – noch ist überhaupt sicher, dass die Aussprache früher konstant gewesen ist, zumal der Übergang zwischen /ø/ und /ɔy/ fließend ist.⁷⁹⁷ Schriftsprachliche Zeugnisse, z. B. von Reuter, weisen jedoch zumeist eine in sich recht einheitliche (Recht-)Schreibung auf, schon um das Verständnis zu erleichtern. Außerdem ist gerade bei der Verschriftlichung des Mecklenburgischen nicht immer einwandfrei feststellbar, wie bestimmte Laute ausgesprochen werden und ob die Schreibung überhaupt (noch) der dort üblichen Aussprache entspricht.⁷⁹⁸ Nur bedingt

⁷⁹¹ Selbst wenn für ‚lief‘ solch ein Übergang stattgefunden hat – Mussäus misst den Konjunktivformen schon indikativische Bedeutung zu (Mussäus, Sprachlehre, S. 37) – so bietet sie doch keine Erklärung für die westlichen Formen von ‚kam‘ und ‚nahm‘, denn für diese verzeichnet er neben „kam“ und „nam“ „keim“ und „neim“, Formen mit <äu> erwähnt er gar nicht (ebenda, S. 55).

⁷⁹² Denkbar wäre auch, dass sie früher sogar noch weiter verbreitet gewesen sind, was dann durch die Belege aus Penzin und Züsow angedeutet wäre.

⁷⁹³ Lasch, Agathe: Mittelniederdeutsche Grammatik, Halle 1914, S. 245 f., § 448 (nachfolgend als Lasch, Mnd. Gr. zitiert).

⁷⁹⁴ Ebenda, S. 246, § 448.

⁷⁹⁵ Was er für den äußersten Süden auch selbst feststellt, siehe Jacobs, Teuth. 3, S. 133.

⁷⁹⁶ Dass gerade die Annahme eines „gesetzmäßigen“ Lautwandels problematisch ist, zeigt sich aber auch an anderen Wörtern, wie Jacobs, Teuth. 2, S. 115, selbst feststellt: „Abweichendes, nicht zu erklärendes *ē* hat *u-tkēzn* (mnd. *kēsen*, *keisen*) auswählen, jem. aufs Korn nehmen. As. *kiosan* mußte **kei-zn* ergeben. Es scheint Zusammenhang mit dem (unerklärten) *kwēzn* des § 58 zu bestehen.“

⁷⁹⁷ Vgl. auch Jacobs, der eben solche Abweichungen mit dem Übergang in eine andere Präteritalklasse erklärt (Jacobs, Teuth. 2, S. 114) bzw. dann von Entlehnungen ausgeht: „Nicht zu erklären ist das abweichende *ō* in *mō-ḡn* (mnd. *mō^ten*, as. *mōtian*, got. *gamōtian*) hemmend entgegnetreten, abwehren (z. B. *kō_ū mō-ḡn*), *mō-ḡn* ist offenbar ein Lehnwort.“ (ebenda, S. 118).

⁷⁹⁸ So ist z. B. selbst in Kosebade, wo beide Sprecherinnen [de:t] sagen, in einem Gedicht, das eine andere Kosebaderin anlässlich eines plattdeutschen Abends verfasst hat, zu lesen: „un wah'n deit hei ümmer noch in Garws [Garwitz, A. K.]“, [Prange, Erika]: Uns dörigste Plattdütische Abend, Hs., Kosebade 2006, S. 2 (siehe das Faksimile im Anhang). Die bewusste Auseinandersetzung mit der eigenen Sprache, die auch beim Übersetzen der FT und MWB-Sätze zu beobachten war, bei einigen möglicherweise dann auch der Einfluss bekannter nd. Literatur, z. B. die Werke Reuters, mögen dabei solche Formen begünstigen.

kann von der Schreibung auf die phonetischen Verhältnisse geschlossen werden, Beckmann merkt für Reuter an, dass dieser „in seinen Werken (mit Ausnahme des ‚Hakensterz‘) seine Schreibart so dem hochdeutschen Schriftbild angenähert hat“⁷⁹⁹, was z. B. an der Schreibung „Lewen“ ersichtlich ist, denn das Wort wird im gesamten Untersuchungsgebiet [le:bm] oder [le:m] ausgesprochen, „blew“ hingegen [ble:f].⁸⁰⁰ Hinzu kommen Veränderungen, die von Herausgebern veranlasst sein könnten.⁸⁰¹ Die Lautverhältnisse, die Teuchert anhand von Schriftzeugnissen herleitet, sind deshalb kritisch zu betrachten:

Dieser Gegensatz äußert sich deutlich in den Schriften Fritz Reuters und John Brinckmans: jener verwendet durchgängig, der Aussprache des östlichen Landes gemäß, den Diphthong, dieser als Rostocker den Monophthong.⁸⁰²

Bereits im ersten Gedicht der „Läuschen un Rimels“, „De Obserwanz“ zeigt sich, dass diese Behauptung nicht einmal für die Schreibsprache gilt, denn dort verwendet Reuter konsequent monophthongisches „en“ ‚ein‘.⁸⁰³ Bei Brinckman finden sich in der von Kurt Batt herausgegebenen Werkausgabe größtenteils Monophthonge in „Kasper-Ohm un ick“ sowie „Vagel Grip“; in den anderen, vor allem binnenmecklenburgischen Erzählungen, sind vielfach Zwielaute zu finden.⁸⁰⁴ Zudem passen die Herausgeber Texte oftmals auch an den jeweiligen Dialekt an, so lautet die erste Strophe von Groths „Lütt Matten de Haas“ in einem Liederbuch, das eigens für plattdeutsche Abende in Kossebade zusammengestellt worden ist:

⁷⁹⁹ Beckmann, Mecklenburger Mundart, S. 129.

⁸⁰⁰ Beide Schreibungen sind in „Hanne Nüte“ zu finden: „Eins äwer wir gewiß, / Dat, wenn ehr Gott dat Lewen gew, / Sei doch för ümmer wirrig blew.“ Reuter, Hanne Nüte, S. 224.

⁸⁰¹ Vgl. hierzu die Unterschiede bei Hanne Nüte, s. Anm. 759, 905, 2168 und 2542.

⁸⁰² Teuchert, Beiträge, S. 217.

⁸⁰³ So sagt der Amtmann: „Dat is en Wurt, süh, das versteiht nich jeder, / Dat is en schrecklich sweres Wurt, / En ekliches, entfamtet Wurt“ (Reuter, Werke I, S. 95). Auch in anderen Ausgaben findet sich hier der Monophthong: „Dunn kamm dörch den stillen Frühjohrsabend äwer den Zierker See en Ton heräwer, en gruglichen Ton [...]“ Reuter, Fritz: Dörchläuchting, in: Reuter, Fritz: Gesammelte Werke und Briefe. Herausgegeben von Kurt Batt. Dörchläuchting (Olle Kamellen VI) De meckelbörgschen Capuletti oder de Reis' nah Konstantinopel (Olle Kamellen VII). Bearbeiter: Heinrich Ehlers, 2. Aufl. Rostock 1995, S. 10. Die Werkausgabe von Gaedertz und Neumann hat hier ebenfalls „en“, (Reuter, Werke V, S. 13). Im photomechanischen Nachdruck der 1865 erschienenen Ausgabe von „Hanne Nüte“ ist „en“ auch vorhanden: „Hell dräwer lag, / As en reines Laken up Gottes Disch.“ Reuter, Hanne Nüte, S. 2. <ei> erscheint in beiden Dörchläuchting-Ausgaben im Satz: „In dat Jahr 1700 un sounso vel satt an einen Maidag [...]“ (Reuter, Dörchläuchting, S. 10 bzw. Reuter, Werke V, S. 13). In der Hanne-Nüte-Ausgabe findet sich ebenfalls „einen“: „Ik weit einen Eikbom“ (Reuter, Hanne Nüte, S. 149). Die Schreibung scheint also von der Flexion abhängig zu sein. Auffällig ist in dieser Textfassung zudem die Schreibung „Led“ ‚Lied‘ (ebenda, S. 149 u. 151).

⁸⁰⁴ Als Beispiel sollen die jeweils ersten Sätze einiger Werke dienen: „Buten frür dat *Pickelsteen*. Ick hadd cewersten bannig inkacheln laten, un de oll Awen bullert man orig so von dat *böken* Blankholt, wurvon *he* drang vullpropt wir. *Een* Buddel Schato Dikem hadden wi all dat warme *Blot* bet up den letzten Druppen aftappt, un bie de *tweet* wiren wi grad bi [...] [Hervorheb. A. K.]“ (Kasper Ohm, Brinckman, Werke I, S. 37); „Dat's all, as dat is; / wat du magst, holl wiß, / stäk in, wat's *got* / un dat Leg slah dot! / Lat dat Keesen un Küren, / dat Öckern un Rühren, / will't nich *söten*, mag't jo woll sür'n.“ Vagel Grip, Motto, in: Brinckman, John: Werke II. Dat Brüden geiht üm. Höger up. Uns Herrgott up Reisen. Motche Spinkus un de Pelz. Vagel Grip, 5. Aufl. Rostock 1990, S. 275. Dagegen sind in den anderen Werken durchaus Diphthonge vorhanden, allerdings in unterschiedlicher Frequenz: „Dor was *een* Dörp in't Mäkelbörgsch, un in dat Dörp was *een* *Krog*, un in den *Krog* güng dat grell un lustig *tau* [Hervorheb., A. K.]“ (Dat Brüden geiht üm, Brinckman, Werke II, S. 7) „Vördessen, as noch uns *leiw* Herrgott männigmal sick sülwst up de Ierd *ümseihn* ded, woans sin dwatschen Kostgängers dor – de oll Minschheit *mein* ick – mit dat Arw- un *Eigendom*, dat *hei* ehr *tauwiest* hadd, ümsprüng un wirtschaften mücht un wat *hei* dor woll wedder mal *eins* de Feldmarken regulieren un *en Inseihn daun* müßt [...] [Hervorheb. A. K.]“ (Uns Herrgott up Reisen, Brinckman, Werke II, S. 99).

Lütt Matten de Haas, dei makt sick en Spaß,
 Hei wier bie't studieren [sic], dat Danzen tau lihren,
 Un danzt ganz alleen up dei achtersten Been.⁸⁰⁵

Hier die Aussprache Groths ermitteln zu wollen, ist ganz unmöglich. Otto Bremer führt im Vorwort seines Regelbuches aus, „die Werke Brinckmans sind vom Rostocker Platt in das abweichende Reutersche Platt umgeschrieben worden, nur um den Absatz der Bücher zu fördern.“⁸⁰⁶ Beckmann kommt daher zu dem Schluss: „Die Nachfahren Reuters folgen auch im Schriftbild seinen Spuren, so daß man für die Erkenntnis der Entwicklung der Mundart ganz auf die Beobachtung des gesprochenen Dialekts angewiesen ist.“⁸⁰⁷

Die Aussprache im Osten ist aber doch einheitlicher als die im Westen Mecklenburgs, sowohl bei den Diphthongen als auch bei den Erhöhungen. Dies ist vor allem damit zu begründen, dass vor /r/ die Vokale /e/, /o/ und /ø/ fast immer erhöht werden, während in den westlichen Orten hier die Diphthongierung als Konkurrenz auftritt. Dadurch, dass gerade diese Aussprache rückläufig ist, kommt es zu einem Nebeneinander mehrerer Formen (z. B. [fajə], [fe:v] und [fi:v] für ‚vier‘), wohingegen im Osten einheitlich [fi:v] gesagt wird. Die westmecklenburgischen Gebiete nähern sich dabei dem Osten immer weiter an, d. h., während das eine Areal hinsichtlich der Lautentwicklung deutlichen Veränderungen unterworfen ist, ist die Aussprache im anderen relativ konstant geblieben.

⁸⁰⁵ Kosebader Liederbuch, [o. O.] [o. J.], S. 10.

⁸⁰⁶ Bremer, Regeln, S. 4.

⁸⁰⁷ Beckmann, Mecklenburger Mundart, S. 129.

2.3 Mecklenburg-Strelitz

2.3.1 Die Diphthonge /aj/, /au/, /ɔy/ und die Monophthonge /e/, /o/, /ø/.

Da Mecklenburg-Strelitz lange Zeit politisch eigenständig war, wird es auch in dieser Arbeit separat behandelt. Neben dem Hauptlande im Südosten gehörte auch das Fürstentum Ratzeburg zum Großherzogtum, jedoch folgt Selmsdorf in der Aussprache den Orten der umliegenden Planquadrate. Es weist damit westmecklenburgische Lautformen auf.

Westlichste Aufnahmeorte des strelitzischen Hauptgebietes sind Granzin und Peetsch. Zwischen beiden ergeben sich jedoch Unterschiede hinsichtlich der Aussprache: Im FT erscheint in Peetsch nur ‚tauen‘ diphthongisch, drei der vier Probanden sprechen es [dɔyt] aus, der zweite [dɑut], in den MWB-Sätzen ist der Zwielaut nur in [majn] ‚mähen‘, [zajs] ‚Sense‘ und [ɑust] ‚Ernte‘ zu hören. Die Peetscher sagen in den FT einheitlich: [be:n] ‚Bein‘, [he:] ‚er‘, [ʃne:] ‚Schnee‘, [ve:] ‚weh‘, [bro:rɐ] ‚Bruder‘ und [kø:], Sprecher zwei und vier verwenden in den MWB-Sätzen darüber hinaus [fo:t] ‚Fuß‘, bei den ersten drei ist [zø:gn]/[zø:kɲ] ‚suchen‘ (für ‚sammeln‘) bzw. [ʊpzø:kɲ] zu hören. Dagegen sprechen die Granziner diphthongisch, wie das vorherige Kapitel gezeigt hat: [ajɲ], [bajɲ], [vaj], [brɑurɐ], [kɔy].⁸⁰⁸

Unterschiede zeigen sich auch bei der 2./3. Pers. von ‚gehen‘: Der erste, dritte und vierte Sprecher in Peetsch verwenden durchgängig [ge:st]/[ge:t], der zweite sagt [gajst], schwankt aber zwischen [gajt] und [ge:t], Letzteres ist im Satz ‚Jetzt geht es ihr schon wieder besser.‘ zu finden. ‚tut‘ übersetzen die Probanden in den MWB-Sätzen unterschiedlich, die ersten beiden geben es mit [de:] wieder, also der Präteritalform, der anderen beiden mit [de:t]. ‚tat‘ übertragen wiederum nur Sprecher eins und zwei mit [de:], die anderen nutzen hier das Perfekt.

In den FE ist /aj/ auch seltener als im nördlicheren Granzin: Beim ersten Probanden findet es sich nur im Zahlwort [tajɲ] ‚zehn‘ und dessen Komposita ([fi:rɛtajɲ] ‚vierzehn‘, [fœftajɲ] ‚fünfzehn‘) sowie in [ɑ:bajt] ‚gearbeitet‘ (bzw. [u:tɑ:bajt] ‚ausgearbeitet‘), [baj] ‚beide‘, [majst] ‚meist‘, den Suffixen *-heit* ([fələ:gnhajt] ‚Verlegenheit‘) und *-keit* ([mœ:kliçkajt] ‚Möglichkeit‘). /au/ erscheint nur in [gənau] ‚genau‘. Bei /ɔy/ zeigt sich ein Unterschied zur Aussprache im FT: Neben [frɔy] ‚Freude‘, [frɔydigə] ‚freudige‘ und [hɔyaflo:də] ‚Heuablader‘ ist auch [kɔy] ‚Kühe‘ zu hören. Monophthong weist [de:t] ‚tut‘ auf.

Auch beim zweiten Sprecher dominieren die Monophthonge, Zwielaute finden sich neben den oben angesprochenen Wörtern noch in [ajɐ] ‚Eier‘, [ju:xhajçt] ‚Juchheit‘, [majt] ‚gemäht‘ und [vaj]/[vajɲ] ‚Weide‘/‚weiden‘. Während es für /ɔy/ keine Nachweise gibt, ist /au/ in [afhɑut] ‚abgehauen‘, [hɑugn] ‚(das) Hauen‘, [hɑuxt]

⁸⁰⁸ Aus diesem Grunde ist der Ort im vorherigen Abschnitt behandelt worden, denn er schließt sich lautlich an die dort untersuchten Ortschaften an.

‚gehauen‘ und [ʌustkœst] ‚Erntefest‘ zu hören. Monophthongisch sind [ge:t] und [de:t].

Der nächste Proband, eine Frau, nutzt /aj/ in den bereits angeführten [ɑ:bajt] ‚Arbeit‘, [aj] ‚Ei‘ [majste]/[majstɪ]/[majstɪs] ‚meiste‘/‚meisten‘/‚meistens‘ und [tajn] ‚zehn‘ sowie in [drajt] ‚dreht‘ (bzw. [draj] ‚drehe‘ und [dø:ɐ̯ɔdrajt]) und [ɪngəvaj] ‚Eingeweide‘. /ʌu/ erscheint im Morphem [hʌux]⁸⁰⁹ und in [trœçi:nbœʃʌuə] ‚Trichinenbeschauer‘, /ɔy/ in [afbrɔyt] ‚abgebrüht‘ und [frɔyt] ‚freut‘.

Die Diphthonge sind auch beim vierten Sprecher nur bei wenigen Wörtern zu finden, darunter fallen [ɑ:bajt] und [vajdɪ] sowie [hɔy] ‚Heu‘, [hɔyt] ‚heut‘ und [ʃtrɔyn] ‚streuen‘. Zwielaute sind also nur bei bestimmten Lexemen zu finden, so wie es auch in Schlutup der Fall ist. Auch dort gilt [majn] ‚mähen‘, [haʏn] und [hɔy]. Im Gegensatz dazu sprechen die Probanden in Peetsch [ge:t], [ʃte:t] und [de:t].⁸¹⁰ Der Schlutuper nutzt wiederum /aj/ in diesen Formen.

Unterschiede zeigen sich innerhalb des Ortes bei der Aussprache von ‚guten‘ in der Begrüßungsformel des FT und ‚Kühe‘. Der dritte Proband spricht das erstgenannte Wort [gu:dɪ] aus, die anderen realisieren es mit /o/. Hier zeigt sich also eine ähnliche Tendenz wie im übrigen Mecklenburg, denn im FE lautet es einheitlich [go:t].⁸¹¹ In den FT heißt der Plural von ‚Kuh‘ [kø:]. In seiner FE schwankt der erste Proband jedoch zwischen [kɔy] und [kø:], wobei Letzteres aber deutlich überwiegt,⁸¹² wohingegen der zweite und vierte das Wort einheitlich mit Monophthong artikulieren.

Peetsch weist damit im Gegensatz zu Granzin kaum Diphthongierungen auf, stattdessen haben sich die Monophthonge gehalten, z. B. [e:ns] ‚eins‘ (einmal), [me:n] ‚meine‘, [re:ç] ‚Reihe‘, [ʊnɔʃe:t] ‚Unterschied‘, [do:n] ‚tun‘, [mʊrɔʃto:t] ‚Mutterstute‘, [ʃo:l] ‚Schule‘, [bø:kɪ] ‚Buchen‘, [hø:dɪ] ‚hüten‘ und [kø:l] ‚kühl‘. Damit ergibt sich ein lautlicher Unterschied, der im Großteil Mecklenburgs nicht mehr vorhanden ist, und zwar der zwischen ‚heuen‘ und ‚hüten‘, da Ersteres /ɔy/, Letzteres /ø/ im Infinitiv aufweist. Im (Süd-) Westmecklenburgischen wiederum wird ‚heuen‘ mit /ø/ realisiert, zumeist ebenso die anderen hier behandelten Wörter, die /ɔy/ haben. Monophthonge finden sich auch in den Präteritalformen: [ble:f] ‚blieb‘, [gef] ‚gab‘, [ke:m] ‚kamen‘, [kre:gɪ] ‚kriegt‘, [ne:m] ‚nahm‘ und [le:ç] ‚lag‘. Wie in den anderen beiden Untersuchungsgebieten beeinflusst auch die Standardsprache die Lautung, so sagt Sprecher vier [fʊdø] ‚Futter‘, [fʊdɔn] ‚füttern‘ und [fʊdøku:ɔn] ‚Futterkorn‘.

Im nordöstlicher gelegenen Weisdin ist die Aussprache ähnlich, im FT ist bei allen Probanden lediglich [dɔyt] bzw. beim zweiten [dʌyt]/[ʊpdʌyt] diphthongisch, in den

⁸⁰⁹ Im Einzelnen sind das [hʌuxt] ‚haut‘, [hʌuxtə]/[hʌute] ‚haut er‘, [to:hʌuxt] ‚zugehauen‘, [ʊphʌuɪ] ‚aufhauen‘ und [ʊphʌuxt] ‚aufgehaut‘.

⁸¹⁰ So sagt der dritte Sprecher sechsmal [ge:t], zweimal [de:t] und einmal [ʃte:t], beim vierten ist die erstgenannte Form fünfmal, die zweitgenannte siebenmal vertreten.

⁸¹¹ Latendorf bemerkt dazu: „Wohl aber heißt es mit deutlich vernehmbarem Doppel-*n*: *Gunnåbend* (so; nicht *Göden-Nåbend*, wenigstens nicht in Userin und den Nachbardörfern von Neustrelitz)“, Latendorf, Fr[iedrich]: *Zu Zeitschrift V*, 449 ff., in: Frommann, G[eorg]. Karl (Hrsg.): *Die deutschen Mundarten. Vierteljahrsschrift für Dichtung, Forschung und Kritik. Sechster Jahrgang, Nördlingen 1859*, S. 230.

⁸¹² Die diphthongische Variante nennt er nur einmal, die monophthongische viermal.

MWB-Sätzen [majŋŋ], [zajs] und [aust]. Unterschiede zeigen sich wiederum beim Plural von ‚Kuh‘, das die ersten beiden Personen monophthongisch aussprechen, die letzte diphthongisch als [kɔy] realisiert. Durch die Vorlage bedingt ist die Lautform [bajŋ] in den MWB-Sätzen desselben Sprechers, da er auch [be:n] sagt.

In den FE sind die Diphthonge wie in Peetsch nur auf wenige Wörter beschränkt, sie finden sich beim ersten Probanden in [ɑ:bajt] ‚Arbeit‘, [algəmajŋ] ‚allgemein‘, [andrajŋŋ]/[andrajxt]/[drajxt] ‚(das) Andrehen‘/‚angedreht‘/‚dreht‘, [majst]/[majstŋ] ‚meist‘/‚meisten‘, [tajŋŋ] ‚zehn‘ und [vɪndəwajtŋ] ‚Winterweizen‘ sowie [hauŋŋ] ‚hauten‘, [ʃtrɔyŋŋ]/[strɔyŋŋ] und dem Kompositum [dʏŋəʃtrɔyəs] ‚Düngerstreuer (Pl.)‘. Sprecher zwei verwendet sie darüber hinaus in [ajɐ] ‚Eier‘, [najŋŋ]/[najxt] ‚nähen‘/‚genäht‘, [rajŋŋ]/[rajŋ]/[rajŋmɔŋŋ] ‚rein (sauber)‘/‚(das) Saubermachen‘, [afbrɔyçt] ‚abgebrüht‘, [brɔytɔp] ‚Brühtopf‘ und [brɔywɔ:rɐ] ‚Brühwasser‘. Zwielaute nutzt auch der letzte Proband, gegenüber den anderen sagt er aber neben den bereits nachgewiesenen [majst] und [ɑ:bajt] [bɔrajt] ‚bereit‘, [rɪnlajçt] ‚hineingeleitet‘, [gəŋəu] ‚genau‘ und [gəŋəuzo:] ‚genauso‘.

Die 2./3. Pers. von ‚gehen‘, ‚stehen‘ und ‚tun‘ sprechen alle Personen monophthongisch mit /e/ aus. Bereits in den FT waren nur [ge:st] und [get] nachweisbar. Hochdeutsche Lautungen liegen bei [ru:] ‚Ruhe‘ (Sprecher eins und drei), [bry:] ‚Brühe‘ (Sprecher 2) und [ajŋ] ‚ein‘ (Sprecher drei) vor. Deshalb kommt es bei den beiden letztgenannten Personen zu Schwankungen in der Aussprache, der zweite Proband sagt [brɔywɔ:rɐ] und [bry:], der dritte [e:n] und [ajŋ]; in beiden Fällen dominieren jedoch die erstgenannten Formen. Wie in Peetsch verharren alle aufgezeichneten Personen ansonsten bei /e/, /o/ und /ø/.⁸¹³

Klein Trebbow weist ebenfalls vorwiegend monophthongische Aussprache auf: [he:l] ‚heil‘, [fe:] ‚Vieh‘, [fədə:nst] ‚Verdienst‘, [no:x] ‚genug‘, [ro:t] ‚(Quadrat-) Ruten (Flächenmaß)‘, [ʃo:l] ‚Schule‘, [bø:kə] ‚Bücher‘ und [hø:nɐ] ‚Hühner‘. Im Gegensatz zu den anderen beiden Ortschaften erscheint ‚Kühe‘ hier durchgängig als [kø:]. Ansonsten ist die Aussprache ähnlich, in den Übersetzungstexten gleicht sie dem nördlicheren Weisdin, d. h., während ‚Bein‘, ‚Schnee‘, ‚weh‘, ‚Bruder‘, ‚Fuß‘ und ‚Gans‘ mit einfachem Vokal ausgesprochen werden ([be:n], [ʃne:], [ve:], [bro:dɐ], [fo:t], [go:s]), sind Diphthonge in ‚mähen‘, ‚Sense‘, ‚Ernte‘ und ‚taut‘ zu hören ([majŋŋ], [zajs], [aust], [dɔyçt]). Die 2./3. Pers. Sg. Präs. von ‚gehen‘ realisieren alle Probanden bereits im FT mit /e/, auch bei ‚tut‘ herrscht dieser Vokal vor ([de:t]). Die Zwielaute beschränken sich auf bestimmte Wörter, u. a. [ɑ:bajt] ‚Arbeit‘, [bajdŋ] ‚beiden‘, [dø:vçdrajŋŋ] ‚durchdrehen‘, [rajsgelt]/[fərajst] ‚Reisegeld‘/‚verreist‘, [najŋŋ] ‚nähen‘, [tajŋŋ] ‚zehn‘ (und dessen Derivate und Komposita, z. B. [firətajŋ] ‚vierzehn‘), [gəŋəu]/[gəŋəuzo:] ‚genau‘/‚genauso‘, [hauŋŋ] ‚haut‘, [brɔyŋŋ] ‚(das) Brühen‘ und [hɔyŋŋ] ‚heuen‘.⁸¹⁴ Sprecher drei verwendet /aj/ zudem einmal in [ajns] ‚einmal‘, [draj] ‚drei‘ und [lajdɐ] ‚leider‘. Während die ersten beiden Aussprachen durch die Standardsprache beeinflusst sein könnten, findet sich die letztgenannte auch bei Sprecher zwei im nordöstlicher gelegenen Cammin. Die

⁸¹³ Als Beispiele seien genannt: [ale:n] ‚allein‘, [fle:ŋŋ] ‚fliegen‘, [gəne:tŋ] ‚genießen‘, [blo:t] ‚Blut‘, [kro:x] ‚Gaststätte‘, [ʃpø:kŋ] ‚spuken‘ und [tø:bmŋ] ‚warten‘.

⁸¹⁴ Das gilt auch für Derivate, Komposita und Konjugationsformen der entsprechenden Wörter, z. B. [brɔywɔ:rɐ] ‚Brühwasser‘, [afbrɔyçt] ‚abgebrüht‘.

diphthongische Variante ist damit in ganz Mecklenburg nachgewiesen, von einer monophthongischen gibt es hingegen keinen Beleg. Hochdeutschen Einfluss bzw. Ursprung zeigen [by:tnø] ‚Büdner‘ (Sprecher eins) sowie [by:tnəraj] ‚Büdneri‘, [fudən] (Sprecher drei).

Im östlicheren Warlin sprechen die Probanden größtenteils auch monophthongisch, jedoch sagen hier drei [kɔy] ‚Kühe‘ in den FT. Lediglich die jüngste Person bevorzugt [kø:]. Von Sprecher zwei, einem Schäfer, wurde für das MWB eine zusätzliche Aufnahme angefertigt, in der sich Gundlach mit ihm über die Schafzucht unterhält. Auch dabei nutzt der Proband durchgehend die diphthongische Variante. Weiterhin schwankt der erste Sprecher zwischen [dɑuxt] ‚taut‘ und [ʊpdɔyçt] ‚geschmolzen (aufgetaut)‘, wobei die erste Form auch durch das Schriftbild begünstigt sein kann, denn die anderen Personen nutzen /ɔy/. Ansonsten gibt es bei der Verwendung des Diphthongs keine Unterschiede zu Klein Trebbow, er erscheint wiederum nur bei bestimmten Lexemen (z. B. [majsta] ‚Meister‘, den Suffixen [hajt] und [kajt],⁸¹⁵ [rajn] ‚rein, sauber‘, [zajt] ‚gesät‘, [urthɑuxt] ‚ausgehauen‘, [frɔyt] ‚Freude‘), bei den anderen, im restlichen Mecklenburg diphthongierten Wörtern finden sich hingegen Monophthonge.⁸¹⁶ Überwiegend monophthongisch erscheinen auch die 2./3. Pers. Sg. Pl. von ‚gehen‘, ‚stehen‘ und ‚tun‘, lediglich in der zusätzlich angefertigten Aufnahme mit dem Schäfer schwankt dieser zwischen dem Vokal und /aj/, wobei der Diphthong jedoch nicht so häufig vertreten ist.⁸¹⁷

Dieser Wechsel ist auch in Cammin zu beobachten: Während Sprecher drei [ge:st] und [ge:t] im FT sagt, nutzt der erste in seinem Übersetzungstext durchgängig /aj/. Der zweite Proband verwendet [gajt] einmal im Satz ‚Wie geht es Dir?‘, geht dann aber zum Monophthong über. In den FE ist dieser Unterschied ebenso vorhanden: Der dritte Sprecher bevorzugt /e/ (insgesamt sagt er dreimal [ge:t] und sechsmal [de:t]), der erste spricht fast ausschließlich diphthongisch.⁸¹⁸ Beim zweiten sind im Gegensatz zum FT nur Formen mit /e/ nachzuweisen.⁸¹⁹ Weitere Zwielaute finden sich in [majn] ‚mähen‘, [zajs] ‚Sense‘ und [ɑust] ‚Ernte‘. Diese diphthongischen Varianten sind in ganz Mecklenburg-Strelitz zu finden. Ausschließlich mit /ɔy/ erscheint [kɔy] ‚Kühe‘, Sprecher drei nutzt diese Variante zudem mehrfach in der FE.⁸²⁰ Damit gleicht sich die Aussprache mit der von Warlin, unterscheidet sich aber von der in Weisdin, wo Monophthong vorherrscht. /ɔy/ überwiegt auch bei ‚tauen‘,

⁸¹⁵ Sowohl in Klein Trebbow als auch Warlin gibt es Nachweise, im erstgenannten Ort nutzt Sprecher eins [lustbø:kajtɪ] ‚Lustbarkeiten‘, im letztgenannten der zweite [wø:ɐhajt] und der dritte [ry:mliçkajdn] ‚Räumlichkeiten‘. Hochdeutschen Ursprungs ist [klaɪniçkajtɪ] ‚Kleinigkeiten‘, das der erste Proband verwendet. In Klein Trebbow nutzt Sprecher zwei [dɔf] [laɪf] ‚Doppelschleife‘, dessen zweiter Bestandteil aus der Standardsprache entlehnt ist.

⁸¹⁶ So sagen die Probanden u. a. [be:dnt] ‚(das) Bieten‘, [dre:f] ‚Wiese‘, [to:fæde:n] ‚zuverdienen‘, [fɔ:rø] ‚Futter‘, [ho:] ‚Herde‘, [fɔ:dø] ‚Fuder‘ und [ø:ft] ‚geübt‘.

⁸¹⁷ [ge:t] ist zehnmal zu hören, [gajt] zweimal, [de:t] sechsmal und [dajt] dreimal. Bei ‚stehen‘ kommt nur der Monophthong vor. Im FT und der FE benutzt der Sprecher ausschließlich [ge:st], [ge:t] und [de:t].

⁸¹⁸ Lediglich einmal sagt er [ge:t]. /aj/ überwiegt jedoch, so sind [gajt] sechsmal, [gajdø] ‚geht er‘ zweimal sowie [dajt] und [ʃtajt] jeweils einmal zu hören.

⁸¹⁹ Insgesamt verwendet er fünfmal [ge:t], je einmal [henge:t] ‚geht hin‘ und [de:st] sowie zweimal [ʊpʃte:t] ‚steht auf‘.

⁸²⁰ Dort benutzt er diese Form zweimal, darüber hinaus [kɔytuxt] ‚Kuhzucht‘.

jedoch schwankt der dritte Proband ([d̥ɑʊt] ‚taut‘, [vɛçd̥ɔyt] ‚geschmolzen [weg-getaut]‘). Unterschiedlich wird auch das Adjektiv im Satz ‚Guten Tag‘ wiedergegeben. Sprecher eins und drei nutzen hier die hochdeutsche Lautung mit /u/, der zweite spricht den Vokal nach /əu/ hin aus.⁸²¹ In den FE nutzen alle Personen jedoch /o/, die erste verwendet diese Form bereits im FT: „dee goode Gorn“. Die Variante mit /u/ beschränkt sich also nur auf die Grußformel.

In den FE ist die Verwendung des Diphthongs außerhalb der bereits behandelten Wörter⁸²² abhängig vom jeweiligen Sprecher: So sagt der erste einmal [hɑj] ‚er‘, allerdings auch 23-mal [he:]. Der zweite Proband nutzt neben [bre:f] ‚Brief‘ und [bre:fkastɪ] ‚Briefkasten‘ einmal [brajbm̩dr̩e:gə], wobei diese Aussprache auch durch Gundlach beeinflusst sein könnte.⁸²³ Die Wörter [ajnfaxɪ] ‚einfachen‘ und [fl̩ysɪçkajt] ‚Flüssigkeit‘ hat der letzte Sprecher hingegen direkt aus der Standardsprache übernommen.

Auch in Triepkendorf überwiegen die Monophthonge.⁸²⁴ Neben [be:n], [ʃne:], [ve:] und [bro:rə] sprechen alle Personen auch bei ‚Kühe‘ einfachen Vokal ([kø:ɪ]) in den Übersetzungstexten. Sprecher eins und vier verwenden diese Variante auch in der FE. Nachweise für die zwielautige Aussprache gibt es hingegen nicht. Die 2./3. Pers. von ‚gehen‘ weist durchgängig /aj/ in den FT auf. Auch in den FE sind nur die diphthongischen Varianten [gajt], [dajt] und [ʃtajt] nachweisbar, ‚tat‘ übertrugen die Probanden im Übersetzungstext mit [de:t] bzw. [de:çt]. Unterschiede gibt es beim Wort ‚tauen‘: Während Sprecher drei [d̥ɔyçt] sagt, lautet es bei den anderen drei [d̥ɑʊt]. Inwiefern das Schriftbild hier auf die Aussprache gewirkt hat, lässt sich kaum sagen, da es keinerlei Befunde aus den FE gibt. Die Aussprache unterscheidet sich aber kaum von der der anderen Untersuchungsorte, Zwielaute sind nur in bestimmten Wörtern zu hören.⁸²⁵ Sprecher zwei nutzt einen Diphthong in [bl̩ɑʊmʃtat] ‚Blumenstadt‘, allerdings ist diese Lautrealisation wohl auf den Fragesteller zurückzuführen.⁸²⁶ Durch den Einfluss der Hochsprache kommt es zu kleineren Unterschieden zwischen den Probanden, so sagt der dritte [no:x], der erste aber [gənʊx] ‚genug‘.

⁸²¹ Es ist nicht sicher festzustellen, ob er /o/ oder /əu/ sagt.

⁸²² Als Beispiele seien genannt: [bajt] ‚beide‘, [hajmɔ:t] ‚Heimat‘, [majst] ‚meist‘, [ʃe:pəmajsta] ‚Schäfermeister‘ und [wo:əhajt] ‚Wahrheit‘.

⁸²³ So sagt dieser zunächst: „See sünd hier nämlich dee Postschtellnleider un Breiwndrääger.“ Daraufhin erwidert der Sprecher: „Breibmdrääger in Cammieën.“

⁸²⁴ Die Probanden sagen beispielsweise [e:kɪ] ‚Eichen‘, [re:çvi:s] ‚reihenweise‘, [ze:n] ‚gesehen‘, [plo:x] ‚Pflug‘, [ho:fi:zɪ] ‚Hufeisen‘, [ʃwɛmpo:l] ‚Schwemmpfuhl‘, [bəsø:gɪ] ‚besuchen‘, [plø:gɪ] ‚pflügen‘ und [rø:bɪ] ‚Rüben‘.

⁸²⁵ So weisen auch hier [majɪ] ‚mähen‘, [zajɪ] ‚säen‘, [əust] ‚Ernte‘, [hɑʊxt] ‚gehauen‘, [fr̥ɔyt] ‚gefremt‘, [hɔy] ‚Heu‘, [str̥ɔyt] ‚stret‘ usw. Zwielaut auf, hinzu kommen [lajdɔ] ‚Leiter‘, [ɪmlajdɔ] ‚Umleitung‘ [zajlvɪ] ‚Seilwinde‘, [zajlvɔxtɪ], und [ʃtajl] ‚steil‘. Zum Teil entstammen die Diphthonge auch hochdeutscher Lautung, z. B. bei [klajɪnçkajt] ‚Kleinigkeit‘ und [zantʃtajɪ] ‚Sandstein‘, die Sprecher zwei verwendet. Der erste Proband wiederum übernimmt [r̥ɔydɔ] ‚Reuter (Gestell zum Trocknen des Heus)‘ aus dem Hochdeutschen. Das MWB, V, Sp. 877 f., meint, „diese hd. Lautform des nd. *Rüder* [...] ist über die städtische [sic] Mundart vielfach in die Sprache der Landleute gelangt [...]; bes. häufig in STA.“ Das „Trockengestell für Heu auf dem Acker“ (ebenda, Sp. 878) ist ebenfalls unter diesem Lemma erfasst (daneben verzeichnet das Wörterbuch bildhaft übertragenes *Rüter to Pir*“ für das Holzgestell, wo das Kleeheu aufgetan wird, ebenda, Sp. 1110).

⁸²⁶ Gundlach fragt den Probanden: „Is dee Blaumschtadt, nich?“ Darauf antwortet dieser: „Jaa, is ’ne richtige Blaumschtadt dor.“

Weitere aus dem Hochdeutschen entlehnte Formen sind [vɪndəru:] ‚Winterruhe‘ (Sprecher eins), [ru:ətax] ‚Ruhetag‘ (Sprecher zwei) [bəru:ɪgn]/[nə:əvnbəru:ɪgn] ‚beruhigen‘/, ‚Nervenberuhigung‘ (Sprecher drei) und [jəmy:tlɪç] ‚gemütlich‘ (Sprecher vier). Besonders bei Wörtern, die relativ neue technische bzw. soziale Entwicklungen beschreiben, wird im Untersuchungsgebiet auch beim Substantiv ‚Dienst‘ die hochdeutsche Lautung gewählt: In Cammin verwendet der zweite Proband sie beispielsweise in [te:ləfo:ndi:nst] ‚Telefondienst‘, in Warlin berichtet eine Frau über ihren [ɑ:bajtsdi:nst] ‚Arbeitsdienst‘ während des Krieges, in Schönbeck benutzt ein Mann ebenfalls dieses Wort. Ältere Wortbildungen weisen hingegen /e/ auf, so z. B. [de:nstmɛ:kɪ] ‚Dienstmädchen, Magd‘ (Sprecher zwei, Peetsch) und [fəde:nst] ‚Verdienst‘ (Sprecher drei aus Klein Trebbow und Sprecher drei aus Triepkendorf). Diese Entwicklung erfasst aber nicht nur das Strelitzer Gebiet, sondern ganz Mecklenburg, in den anderen Arealen wechselt die Aussprache allerdings zwischen /i/ und /aj/.⁸²⁷

Der östlichste Untersuchungsort, Schönbeck, weist zwar auch die in Triepkendorf gehörten Diphthonge auf, unterscheidet sich aber in einigen Punkten in der Aussprache: So sagen nur der erste und fünfte Proband [kø:], die anderen bevorzugen [kɔy] im FT. Dagegen sprechen alle [ge:t] und – sofern das Wort benutzt wird – auch [ge:st]. In den FE ist daneben noch [de:t] zu hören. Das Präteritum ‚tat‘ übersetzen die Probanden im festen Text unterschiedlich, Sprecher eins, zwei und vier verwenden [de:], der dritte [de:t] und der fünfte [dɑ:t], Letzteres ist durch die Textvorlage beeinflusst. Der einzige Nachweis für ‚Kühe‘ im freien Gespräch stammt vom dritten Probanden: [mɛlkkɔy] ‚Milchkühe‘, die diphthongische Form überwiegt also insgesamt. Die Zielaute sind wie in den anderen strelitzischen Orten auf bestimmte Wörter und Morpheme beschränkt, so z. B. auf das Suffix *-heit* ([dumhɑjdn̩] ‚Dummheiten‘, [gəvo:nhɑjt] ‚Gewohnheit‘), auf das Zahlwort ‚zehn‘ und dessen Ableitungen, sie sind weiterhin zu finden in ‚mähen‘, ‚meist‘/, ‚meistens‘, ‚Arbeit‘/ ‚arbeiten‘, ‚säen‘ ([zɑjçdn̩] ‚säen‘), ‚genau‘, ‚Sense‘, ‚freuen‘ und ‚streuen‘ darüber

⁸²⁷ In Bennin erwähnt der zweite Proband den „Offizier von Dienst“, in Groß Lantow verwendet der jüngste es in der eigentlich schon älteren Bedeutung [hantdi:nst] ‚Handdienst‘, hier dürfte also auch das Alter der Person eine Rolle spielen. Ein Kölzower nutzt es wiederum für den militärischen Bereich ([gɑ:nis:sondi:nstfɛ:ɪgə] ‚Garnisondienstfähige‘), eine Frau aus Lancken berichtet über ihren [di:nst] als Schwester im Krankenhaus. In Marnitz ist von Sprecher zwei das Wort [ʃtɑ:tsdi:nst] ‚Staatsdienst‘ zu hören, ein Dobbertiner erzählt über die Feuerwehr und ihren [di:nst], der [dɑjnsttɪ:t] ‚Dienstzeit‘ der Feuerwehrleute – er schwankt also zwischen beiden Aussprachen. In Schlagsdorf ist das Wort [nɛ:bɪmfədɪ:nst] ‚Nebenverdienst‘ nachweisbar. Weitere Beispiele aus anderen Ortschaften sind: [di:nst] ‚Dienst (im Sinne von Anstellung als Lehrerin)‘: „un nu wier ick twei *Je* [= Jahr] neher in Dienst“ (Nossentiner Hütte), [di:nstfɔflɪçt]/[di:nstfɔflɪçtɔŋ] ‚dienstverpflichtet‘/, ‚Dienstverpflichtung‘ (Retschow), [feltgɔdəsdi:nst] ‚Feldgottesdienst (Spornitz)‘, [di:nstmʏts] ‚Dienstmütze‘ (Welzin), [di:nst] ‚(Feuerwehr-) Dienst‘ (Zweedorf). In niederdeutscher (d. h. in diesem Falle diphthongischer) Lautung erscheinen hingegen: [fədɑjnst] ‚Verdienst‘ (Boldela, Hinrichshagen, Lichtenhagen, Schlagsdorf, Welzin), [dɑjnstbʊən]/[dɑjnstmɛdn̩] ‚Dienstbauern‘/, ‚Dienstmädchen, Magd‘ (Carolinenhof), [dɑjnstʃi:n] ‚Dienstschein (= Schulbefreiung im Sommer, um beim Bauern dienen zu können)‘ (Glaisin, Penzin), [dɑjnst]/[dɑjnstkmɛ]/[dɑjnstʃɑul]/[dɑjnstʃɔyləs] ‚Dienst (beim Bauern)‘/, ‚Dienstkinder‘/, ‚Dienstschule‘/, ‚Dienstschüler (Pl.)‘ (Hinrichshagen), [dɑjnstdi:ən] ‚Dienstmädchen, Magd‘ (Lichtenhagen, Lüblow), [dɑjnst] ‚Dienst (beim Bauern)‘ (Niendorf), [hantdɑjnstɪ] ‚Handdienste‘ (Spornitz).

hinaus in [baj] ‚beide‘, [bəgajstəruŋ] ‚Begeisterung‘, [lajstʊŋ] ‚Leistung‘, [majəri:] ‚Meierei‘, [majstəʃaftŋ] ‚Meisterschaften‘ [to:bərajdʊŋ] ‚Zubereitung‘, [kʌuto:bak] ‚Kautabak‘ und [kʌudəvɛlʃ] ‚Kauderwelsch‘.

Ansonsten hat sich auch hier die monophthongische Aussprache gehalten,⁸²⁸ allerdings sind z. T. auch hochdeutsche Lautungen zu verzeichnen, die die alten Vokale verdrängen: So sagt Sprecher eins [ru:] ‚Ruhe‘ und [ru:ɪç]. Die letztgenannte Form ist auch beim zweiten Probanden zu hören, der zudem neben [go:ə] ‚gute‘ auch [gu:t] verwendet. Der nächste schwankt ebenfalls zwischen /o/ ([go:t]) und /u/ ([gu:t]). Sprecher vier sagt wiederum [gənuχ] ‚genug‘ und [ru:x] ‚Ruhe‘. Während bei ‚genug‘ auch die niederdeutsche Form [no:x] in Gebrauch ist, z. B. beim dritten Probanden, ist diejenige von ‚Ruhe‘ in keinem der Untersuchungsorte noch nachweisbar. Ein weiteres hochdeutsches Wort ist [y:bʊŋ], das Sprecher zwei und fünf verwenden. Der vierte Proband schwankt zwischen [ʃø:ləs] ‚Schüler (Pl.)‘ und [ʃy:lə], hochdeutsch sind ausschließlich [by:tnə] ‚Büdner‘⁸²⁹ sowie [gy:dəfəke:rə] ‚Güterverkehr‘ und [gy:dəvɔ:gns] ‚Güterwagen‘. Sprecher drei sagt hingegen [gø:də], womit er sich aber auf Grundstücke und nicht auf Waren bezieht. Daher bleibt unklar, ob die unterschiedliche Aussprache nur vom jeweiligen Probanden herrührt oder ob sie von der jeweiligen Bedeutung abhängig ist.

In den nichtstrelitzischen Untersuchungsgebieten wird die entsprechende Form [gʏydə] für den Grundbesitz verwendet,⁸³⁰ aber auch für die Waren.⁸³¹ In Nossentiner Hütte benutzt der erste Proband einmal [gy:də], allerdings nur zur näheren Erläuterung, um dem Gesagten Nachdruck verleihen zu können: „[...] oewer in de Regl ümmer fief Hoef. Güder, ne.“ Ansonsten spricht er den Plural immer mit /ɔy/. Zumindest im restlichen Mecklenburg ist eine Bedeutungs differenzierung nicht auszumachen.

2. 3. 2 Die Erhöhung

Im Gegensatz zur Diphthongierung ist die Vokalhebung auch im strelitzischen Gebiet zu hören: In Weisdin dominiert sie in den Übersetzungstexten gegenüber nicht erhöhten Formen. Alle Personen verwenden im FT [i:rɛst] ‚erst‘, [vi:rə] ‚war‘ und [hy:rɛt] ‚gehört‘, allerdings schwankt Sprecher drei zwischen [zi:rə] und [ze:rə] ‚sehr‘. In den MWB-Sätzen sind solche Fälle auch zu beobachten, der erste und dritte Proband wechseln zwischen [i:rɛst] und [e:rɛst], der letztgenannte auch zwischen [mi:rə] und [me:rə] sowie [ku:rən] und [ko:rən] ‚Korn (Getreide)‘. [ze:rə] erhöht er dagegen nicht. Der Wandel von /ø/ zu /y/ in [fy:rɛt] ‚gefahren‘ ist bei allen vollständig durchgeführt. Jeweils einmal zu hören sind die Wörter [vu:rə] ‚wo‘ im FT des dritten Sprechers bzw. [di:rən] ‚Mädchen‘ in den MWB-Sätzen des zweiten. In den FE sind

⁸²⁸ So sind u. a. folgende Formen zu hören: [ble:k] ‚bleich‘, [tve:] ‚zwei‘, [do:n] ‚tun‘, [fo:tbalʃpe:l] ‚(das) Fußballspielen‘, [gø:s]/[jø:s] ‚Gänse‘ und [bø:kŋ] ‚Buchen‘.

⁸²⁹ Die niederdeutsche Form ist im gesamten strelitzischen Gebiet nicht mehr belegbar.

⁸³⁰ Nachweise gibt es aus Bennin, Bristow, Brudersdorf, Carolinhof, Dobbertin, Groß Lantow, Kieve, Nossentiner Hütte und Warnow.

⁸³¹ So sagt Sprecher eins aus Alt Meteln: „dat wier gewiß bloß ’n Gäudertogg“. Der dritte Proband in Letschow sagt [gʏydəwɔ:gŋ] ‚Güterwagen‘.

nur wenige nicht erhöhte Formen zu verzeichnen: Der erste Proband unterlässt die Hebung bei [hauptfəke:əsʃtrɔ:t] ‚Hauptverkehrsstraße‘ und einmal bei [ve:ɐ], dem aber elf [vi:ɐ] gegenüberstehen. Beim nächsten dominiert [e:ɐst] gegenüber [i:ɐst], neben drei [vi:ɐ] ist einmal [ve:ɐn] zu hören. Der letzte Sprecher spricht zwar [ku:ɐn], nutzt aber das /o/ bei [fəlo:ɐn] ‚verloren‘. Wie in Granzin dominieren die erhöhten Varianten, z. B. [klɔkni:ɐ] ‚Glockenerde‘, [pi:ɐt] ‚Pferd‘, [ʃti:ɐn] ‚Stern‘, [u:ɐn] ‚Ohren‘, [vɪɐʃaftsfu:ɐn] ‚Wirtschaftsführen‘⁸³² sowie [fəry:ɐt] ‚verrührt‘. In Klein Trebbow ist die Aussprache in den Übersetzungstexten relativ konstant, lediglich der erste Proband erhöht einmal [e:ɐst] im FT nicht, in den MWB-Sätzen sagt er hingegen zweimal [i:ɐst]. Dort verbleibt er als einziger bei [ko:ɐn], alle anderen sprechen [ku:ɐn]. Hebung weisen ansonsten [mi:ɐ], [zi:ɐ], [vi:ɐ]/[vi:ɐn], [fy:ɐt] und [hy:ɐt] auf. In den FE sind nur bei den ersten beiden Probanden nicht erhöhte Formen zu finden, beide verwenden neben jeweils fünf [mi:ɐ] auch je einmal [me:ɐ], des Weiteren [e:ɐst].⁸³³ Zwar gebraucht auch der nachfolgende ein Wort, das /e/ enthält, jedoch ist es hochdeutschen Ursprungs ([e:ɐgajtsiç] ‚ehrgeizig‘). Ansonsten herrschen bei allen Personen /i/, /u/ und /y/ vor, z. B. in [li:ɐn] ‚lernen‘, [di:ɐgo:ɐnʃtrɔ:t] ‚Tiergartenstraße‘, [antvu:ɐtɪ] ‚antworten‘ und [fety:ɐnst] ‚erzürnst‘. Ähnliche Abweichungen wie in Klein Trebbow sind auch in Warlin zu beobachten, so sagt auch hier Sprecher eins im FT [e:ɐst], in den MWB-Sätzen jedoch zweimal [i:ɐst]. Der dritte sagt im ersten Text [ze:ɐ], im zweiten [zi:ɐ]. Alle anderen Personen erhöhen durchgängig, der älteste Proband nutzt für ‚wo‘ noch zusätzlich [vu:ɐ]. In den freien Gesprächen kommen zwar auch nicht erhöhte Varianten vor, allerdings handelt sich dabei lediglich um drei Wörter, [e:ɐst], [me:ɐ] und [ve:ɐ], die erstgenannte Form ist bei allen zu hören, die zweite bei Sprecher drei und zwei, letzterer verwendet als einziger /e/ in ‚war‘. In allen Fällen nutzen die aufgezeichneten Personen auch die erhöhte Variante, ob nun aber die mit /i/ oder /e/ überwiegt, hängt vom jeweiligen Probanden ab.⁸³⁴ Dagegen werden /o/ und /ø/ von allen zu /u/ und /y/ gehoben, so z. B. [gəbu:ɐn] ‚geboren‘, [fəantvu:ɐdɔŋ] ‚Verantwortung‘, [fəty:ɐnt], [hy:ɐdn] ‚gehörten‘ und [fy:ɐn] ‚fahren‘. In den zusätzlichen Aufnahmen des Schäfers kommen bedingt durch die Länge des Gespräches mehr nicht erhöhte Formen vor, dennoch sind sie insgesamt in der Minderzahl.⁸³⁵ Auffällig ist jedoch der

⁸³² Bei diesem Wort ist allerdings nicht sicher, ob es sich nicht auch um ein aus dem Hochdeutschen entlehntes Wort handeln könnte, da dieses dieselbe Lautung aufweist.

⁸³³ Während Sprecher eins viermal [i:ɐstə] sagt und zweimal die Variante mit /e/ verwendet, fällt beim zweiten das Verhältnis knapp zugunsten der nicht erhöhten Formen aus, [e:ɐst] ist viermal zu hören, [e:ɐstma] einmal, [i:ɐstɪ] und [tɔi:ɐst] hingegen jeweils zweimal.

⁸³⁴ Sprecher eins gebraucht [e:ɐst] dreimal, [i:ɐst] jedoch nur einmal. Beim nächsten dominiert [vi:ɐ] (40 Belege) deutlich gegenüber [ve:ɐ] (drei Belege), das Verhältnis zwischen [mi:ɐ] und [me:ɐ] ist ausgeglichen (jeweils eine Nennung), bei ‚erst‘ überwiegen die Varianten mit /i/ (insgesamt neun Nachweise: [i:ɐst], [i:ɐstə], [i:ɐstɪ], [tɔi:ɐst]); [e:ɐst] ist einmal vertreten). Der dritte Proband, eine Frau, sagt dreimal [mi:ɐ] und zweimal [me:ɐ], [e:ɐst] ist dreimal zu hören, [i:ɐst] zweimal, [i:ɐstə] einmal. Während das Verhältnis bei ‚erst‘ hier ausgeglichen ist, dominiert beim letzten Sprecher das erhöhte [i:ɐst]. Er nennt es achtmal, die Form mit /e/ hingegen nur einmal.

⁸³⁵ So ist [ve:ɐ] zwar zwanzigmal zu hören, die Form mit /i/ jedoch 175-mal – die Relationen ändern sich also nicht. Weitere Beispiele für die Hebung sind: [gi:ɐn] ‚gern‘, [fəki:ɐt] ‚verkehrt‘, [u:ɐ] ‚Ohr‘, [ʃty:ɐt] ‚stört‘ sowie [y:ɐ]/[y:ɐt] ‚minderwertiges, vom Vieh übrig gelassenes Futter‘. Erhöht erscheint

Wechsel zwischen [ʃi:r̥] ‚Schere‘ und [ʃe:r̥n] ‚scheren‘, der auch im restlichen Mecklenburg nachgewiesen werden konnte.⁸³⁶ Sie erfasst auch Zusammensetzungen wie [ʃo:pʃe:r̥di:r̥ns] ‚Schafscherermädchen (Pl.)‘.

In Cammin führen alle Personen die Erhöhung in den Übersetzungstexten vollständig durch. Allerdings unterscheiden sich die Probanden darin, welche Wörter sie nutzen: Sprecher eins und zwei verwenden im FT [i:r̥st], [di:r̥n], [vi:r̥] und [hy:r̥t], der erstgenannte zusätzlich [zi:r̥] und für ‚wo‘ noch die Form [vu:a]. Beim dritten sind nur Hebungen für ‚erst‘ ‚gehört (Part. II von ‚hören‘)‘ und ‚sehr‘ nachweisbar. Für die anderen Formen wählt er andere Wörter bzw. Formen ([is] ‚ist‘, [mækŋ] ‚Mädchen‘). In den FE erhöht Sprecher zwei vollständig, der erste und letzte schwanken bei ‚mehr‘, der erste zusätzlich bei ‚erst‘.⁸³⁷ Dennoch dominieren die Formen mit /i/, /u/ und /y/, z. B. [di:r̥a] ‚Tiere‘, [du:r̥ə] ‚Tore‘ und [hy:r̥st] ‚hörst‘.

Das ist auch in Triepkendorf der Fall: Zwar sagen die ersten beiden Probanden [e:r̥st] im FT, in den MWB-Sätzen wechseln sie jedoch zu [i:r̥st], die anderen in Frage kommenden Wörter erhöhen sie: [mi:r̥], [zi:r̥], [vi:r̥], [ku:r̥n], [fy:r̥t] und [hy:r̥t]. Sprecher eins verwendet darüber hinaus [fəki:r̥t] in freier Rede.⁸³⁸ Bei den anderen Personen kommen nur erhöhte Formen in den Übersetzungstexten vor. In den freien Gesprächen sind es vor allem die Wörter ‚erst‘ und ‚mehr‘, bei denen die Probanden wechseln: Sprecher eins verwendet je zweimal [e:r̥st], [e:r̥stma] und [me:r̥]. [mi:r̥] ist fünfmal, [i:r̥st] sechsmal und [toi:r̥st] einmal zu hören. Die erhöhten Varianten dieser Wörter dominieren also bei ihm. Das ist auch beim nächsten Probanden so. Die Formen mit /e/ ([e:r̥st], [e:r̥stma] und [me:r̥]) lassen sich jeweils einmal nachweisen, die mit /i/ insgesamt viermal ([i:r̥st]/[i:r̥stmo:l]) bzw. neunmal ([mi:r̥]). Bei Sprecher drei überwiegt zwar auch die erhöhte Variante von ‚mehr‘ (zehn Nennungen gegenüber einer von [me:r̥]), [e:r̥st] ist jedoch mit fünf Nachweisen häufiger als [i:r̥st] mit drei Belegen vertreten. Der vierte Proband bevorzugt wiederum die letztgenannte Form, während sich [mi:r̥] und [me:r̥] mit je drei Nennungen die Waage halten. Nicht erhöht erscheint auch [fəlo:r̥n] ‚verloren‘ bei Sprecher eins. [no:r̥thɑ:z] ‚Nordharz‘, das beim zweiten Probanden zu finden ist, dürfte direkt aus dem Hochdeutschen entlehnt sein. Die Aussprache mit /o/ ist aber in ganz Mecklenburg verbreitet, wogegen die mit /u/ seltener ist, was aber auch daran liegen kann, dass sie sehr oft in Toponymen zu finden ist.⁸³⁹ Der vierte Proband

auch [ku:r̥n] ‚Korn, Getreide‘, nur einmal nutzt der Sprecher [ko:r̥n], womit er allerdings das alkoholische Getränk bezeichnet. Die Bezeichnung dürfte also aus dem Hochdeutschen entlehnt sein.

⁸³⁶ Vgl. auch folgenden Nachweis bei Latendorf, Friedr[ich]: Ueber Alliteration und Assonanz im Plattdeutschen, in: Frommann, G[eorg]. Karl (Hrsg.): Die deutschen Mundarten. Eine Monatsschrift für Dichtung, Forschung und Kritik. Zweiter Jahrgang, Nürnberg 1855, S. 223: „*He wēt sin Schæpken got to schêren: he mockt 'n gehürigen ('n orr 'ntlichen) Schnitt*“.

⁸³⁷ Die erhöhten Varianten überwiegen aber: Der dritte Proband sagt sechsmal [mi:r̥] und dreimal [me:r̥], bei Sprecher eins ist die erstgenannte Form dreimal, die letztgenannte einmal zu hören. [e:r̥st] nutzt er zweimal, [i:r̥st] ebenso, [i:r̥stə] und [toi:r̥st] kommen je einmal vor.

⁸³⁸ Er benutzt es, als er sich verspricht: „Du sasst ierst dat linker Been up dee Ledrerschpross pett – ah nee, nee das vekiehr.“

⁸³⁹ In Groß Lantow und Wustrow ist beispielsweise [no:r̥ta:me:r̥i:ko:] ‚Nordamerika‘ zu hören, im letztgenannten Ort darüber hinaus [no:r̥tze:] ‚Nordsee‘. ‚Energie Nord‘, das Sprecher vier aus Pinnow benutzt, ist als Eigenname ebenfalls nicht der Erhöhung betroffen. In Warlin ist mit [no:r̥tfinlant] ‚Nordfinland‘ ein weiterer Nachweis für /o/ zu finden, ein Lüblower sagt [no:r̥tvi:nt] ‚Nordwind‘. /u/

verwendet einmal [ve:ɐ], das aber gegenüber den achtzehn [vi:ɐ] deutlich zurücksteht. Der dritte schwankt zwischen [dy:stɛfy:ɐ] und [dy:stfɔ:ɐdɔ] ‚Düsterförde‘. Insgesamt ist die Vokalhebung also nur bei wenigen Wörtern nicht immer durchgeführt, wobei es sich dabei häufig um von der Standardsprache begünstigte Aussprachen handelt, die sich auch in anderen mecklenburgischen Orten finden. Auch in Schönbeck ist die einzige Abweichung im FT auf die Textvorlage zurückzuführen, dort sagt der vierte Proband [ze:ɐ]. In den FE wird diese Beeinflussung durch die hochsprachliche Lautung noch deutlicher: zwar nutzt Sprecher eins mehrere nicht erhöhte Formen, doch bis auf [ve:ɐ] entspricht die Aussprache weitestgehend der hochdeutschen: [e:ɛs] ‚erst‘, [ge:rɛn] ‚gern‘, [le:rɐ] ‚Lehrer‘, [le:rɛlɪŋə] ‚Lehrlinge‘, [me:rɐ] ‚mehr‘; [zo:fo:ɐt] ist dagegen direkt aus der Standardsprache entlehnt.⁸⁴⁰ Das Morphem „lehr“ erscheint dennoch häufiger erhöht, auch ‚erst‘ und ‚war‘ weisen vorwiegend /i/ auf.⁸⁴¹ Sprecher zwei unterlässt die Hebung bei [mɛlkfəve:rɛtʊŋ] ‚Milchverwertung‘ und zweimal bei [ve:rɛn], dem aber sieben [vi:rɛn] gegenüberstehen. Der nächste Proband sagt je einmal [e:rɛstmɔ:l] und [o:ɐt]. Zwar gibt es keine erhöhte Variante von diesen Wörtern, dennoch dominiert an-

benutzt lediglich Sprecher drei aus Hoben: [nu:rɛdn̩zi:t] ‚Nordseite‘. Bei Friedrich August Lessen findet sich <o>: „uut Nordwesten“, Lessen, Friedrich August: Hellenia. Ein Taschenbauck, Rostock 1824. Neu herausgegeben von Detlev Putzar, Rostock 2006, S. 93, Str. 211. Der Strelitzer Carl Reinhold bevorzugt es ebenfalls: „norddütsche“, „wie Norddütschen“, beide Nachweise: Reinhold, Carl: De Holtrevolutschon to Holteck. Eine humoristische Erzählung in plattdeutscher Mundart, Wittenberg 1861, S. XIII. Dagegen schreibt der jüngere Brinckman im „Kasper Ohm un ick“ „Nuurd-Nuurd-Osts bi Nuurden“ (Brinckman, Werke I, S. 39). Reuter verwendet das <u> auch recht häufig: „wat Anno 1837 in de irsten Dagen von den April in Nurddütschland alle Weg’ un Steg’ verslot“ (Ut mine Festungstid, Reuter, Werke II, S. 242 f.), „de mit sine Finstern grad nah Nurden lag“ (ebenda, S. 243), „sach nah Nurden“ (ebenda, S. 245), „[...] de in den Nurden buren un tagen un in Nurd- un Ostseewater döfft is!“ (Dörchläuchting, Reuter, Werke V, S. 65), „De ganze Hewen is bläudigrot, / Von Nurden kümmt de Schien – / O, grote Jammer! o, grote Not! – / Dat möt woll Rostock sin.“ (Großmudding, hei is dot!, in: Reuter, Fritz: Reuters Werke in fünf Haupt- und drei Ergänzungsbänden. Herausgegeben von Karl Theodor Gaedertz. Neue, durchgesehene Ausgabe von Carl W. Neumann. Mit einer Einleitung von Dr. Hans Joachim Gernentz. Achter Band. Urgeschicht von Meckelnborg. Kleinere Schriften – Lustspiele. Wörterbuch, Leipzig [ca. 1955], S. 376). Weitere Nachweise finden sich u. a. in „Kein Hüsung“ („Nurden“, Reuter, Werke V, S. 305), in der „Urgeschicht von Mekelnborg“ („Nurden“, Reuter, Werke VIII, S. 60), in „Hanne Nüte un de lütte Pudel“ („Nurdstorm“, Reuter, Werke VI, S. 102, so auch in Reuter, Hanne Nüte, S. 149, und Reuter, Fritz: Sämtliche Werke. Volks-Ausgabe in 7 Bänden. Vierter Band: Hanne Nüte. – Olle Kamellen II.: Ut mine Festungstid. – Gedichte., Ludwigslust, Rostock, Wismar 1878, S. 95) sowie in „De Reis’ nah Konstantinopel“ („Nurddütschland“, Reuter, Werke VII, S. 489). Er schwankt aber bereits in der Schreibung, so ist in „Ut mine Festungstid“ auch zu lesen: „in Norddütschland wenigstens“ (Reuter, Werke II, S. 414, identische Schreibung schon in Reuter, Volks-Ausgabe IV, S. 403). <o> verwendet auch Hartmann, Leigen, S. 106: „Mit Nord [sic] un Ostsee noch is’t Schiet“. Brügge, S. 96, schreibt „Nuurdwest“. Bei ‚Norden‘ zeigt sich also zumindest in der Schriftsprache noch auffällig <u>. Allerdings ist daraus nicht ersichtlich, welche Form beispielsweise Reuter in der gesprochenen Sprache wirklich präferiert hat. Oftmals ergibt sich gerade zwischen Schriftsprache und mündlich gebrauchtem Idiom ein Unterschied, so schreibt Tarnow beispielsweise im „Köster Klickermann“: „As künn he hüt wat Grot’s noch hapen“ (Tarnow, Köster Klickermann, S. 56). Das Verb „hapen“ ist in keinem der Untersuchungsorte zu hören, stattdessen nutzen die Probanden hochdeutsches „hoffen“. Das MWB, III, S. 462, urteilt deshalb auch: „**hapen** hoffen, reicht bis auf Babst und findet sich, nach dem hd. Lautbilde erneuert, bei jüngeren Schriftstellern, in der Volkssprache hat es keinen Platz“.

⁸⁴⁰ Dieses Wort ist auch in anderen Ortschaften zu hören, so z. B. in Bennin, Boldela, Hoben, Klockenhagen, Niendorf, Sanitz, Satow, Selmsdorf und Wustrow. [fu:ɛs] ist nur noch in Bansow, Penzin und Warnow nachweisbar.

⁸⁴¹ Insgesamt kommt „lehr“ erhöht in sieben Wörtern vor, [ie:rɛst]/[ie:ɛst] sind je einmal belegt, [vi:ɐ] 28-mal, wogegen [e:ɛs] einmal und [ve:ɐ] dreimal zu hören sind.

sonsten /i/, so sagt er je zehnmal [vi:r̥] und [vi:r̥n] und je einmal [mi:r̥] und [pi:r̥kneçt] ‚Pferdeknecht‘, Nachweise für /u/ und /y/ gab es nicht, allerdings bis auf die oben genannten auch keine für /o/ und /ø/. Bei Sprecher vier finden sich wiederum die Varianten [e:r̥st], [e:r̥stmɔ:l] und [m̥e:r̥], wobei aber auch hier die Aussprache mit /i/ nachweisbar ist.⁸⁴² Daneben verwendet er auch die hochdeutschen Wörter [m̥e:r̥zɔ:l] ‚Mehrzahl‘ und [gy:r̥t̥əf̥ək̥e:r̥] ‚Güterverkehr‘. Er erhöht aber [k̥i:plu:r̥n] ‚Kipploren‘. Als Bestandteil eines Eigennamens ist [e:r̥st̥e] in ‚Erster Mai‘ anzusehen, das der Proband aus dem Hochdeutschen entlehnt hat: „Uns LPG, dat is dee LPG ‚Erster Mai‘, dee hett nu ook dee Technik oewernâm.“ Hierbei handelt es sich also um die offizielle Bezeichnung des Betriebes. Bei anderen Eigennamen ist dagegen teilweise die jeweils ortsspezifische Lautung zu hören: Sprecher eins aus Lüttow berichtet über den [aj̥s̥n] [v̥eltkri:ç] ‚Ersten Weltkrieg‘⁸⁴³, in Penzin sagt der fünfte [i:r̥st̥n].⁸⁴⁴ In Marnitz und Schlagsdorf lautet das Zahlwort hingegen [e:r̥st̥n], da in beiden Dörfern die Vokalhebung zumeist unterbleibt. Handelt es sich beim ‚ersten Mai‘ um eine Datumsangabe erscheint es meist erhöht, z. B. in Hoben, Letschow und Warlin. Ausnahmen bilden hier Schlagsdorf und Eldena, wo /e/ zu hören ist. Aber selbst wenn der Feiertag an sich gemeint ist, spricht der dritte Proband aus Nossentiner Hütte das Wort mit /i/ aus: „Un ääbm so ook dee Daanzvegnäugs, dee denn stattfinn dauhn, de Austköst, Ierstn Mai un Wiehnachtn, dat sünd jo so dee Hauptfeste“. Im Gegensatz zur „LPG Erster Mai“ handelt es sich nicht um Namensbestandteile offizieller Institutionen. Diese werden mit ihrer hochdeutsche Lautform in die Mundart übernommen, wie die Bezeichnung [kraftf̥ək̥e:r̥] ‚Kraftverkehr‘ zeigt, ein Name für die Kraftverkehrsbetriebe in der DDR.⁸⁴⁵ Der fünfte Sprecher in Schönbeck erhöht vollständig, allerdings ist die Belegdichte sehr gering: [i:r̥st], [ku:r̥n], [fy:r̥n] und [fy:r̥t].

2. 3. 3 Auswertung

Der Hauptteil des Landes Mecklenburg-Strelitz setzt sich deutlich von den umliegenden Orten Mecklenburg-Schwerins ab. Während dort die langen /e/, /o/ und /ø/ häufig diphthongiert werden, verbleiben die meisten strelitzischen Ortschaften überwiegend bei den Monophthongen, wobei die Grenze jedoch nicht genau mit der zwischen den beiden ehemaligen Großherzogtümern zusammenfällt: So heißt es im strelitzischen Grenzzort Granzin beispielsweise [bḁjn], [br̥aure] und [h̥ɔyn̥], im südlicher gelegenen Peetsch [be:n], [bro:r̥e] und [h̥ø:n̥e] (‚Bein‘, ‚Bruder‘, ‚Hühner‘). Die Sprecher im schwerinschen Kieve verwenden bei diesen Wörtern wiederum Zwielaute. Hier ist also ein ähnlicher Unterschied zu beobachten wie zwischen Schlutup und Selmsdorf. Auch Weisdin, das östlich von Granzin liegt, weist überwiegend monophthongische Formen auf. Weiter nördlich schließt sich Warlin dieser Aussprache an, vom westlicheren Pinnow existieren keine Aufnahmen mehr. Allerdings erwähnt Gundlach diesen Ort: „Von ihnen [den Aufnahmeorten, A. K.] hat nach wie vor Peetsch die Monophthonge bewahrt, wie das westlichere Kieve die

⁸⁴² So sagt er je zweimal [i:r̥st] und [t̥ɔi:r̥st] sowie einmal [f̥e:l̥mi:r̥] ‚vielmehr‘.

⁸⁴³ Auch in Niendorf ist die diphthongische Aussprache zu hören [aj̥st̥n].

⁸⁴⁴ Diese Variante benutzen Probanden aus Hinrichshagen, Hoben und Letschow, in Spornitz ist nicht genau feststellbar, ob der erste Sprecher /e/ oder /i/ sagt.

⁸⁴⁵ So sagt eine Frau aus Welzin: „Ja, mien Mann is bie’n Kraftvekehr as Schlosser“.

Diphthonge, Weisdin seine Monophthonge, Pinnow seine Diphthonge.⁸⁴⁶ Damit beschränkt sich die monophthongische Aussprache vorwiegend auf Mecklenburg-Strelitz (Stargard). Teuchert weist in seinem Aufsatz „Beiträge zur Geschichte der mecklenburgischen Mundart“ auf diesen Unterschied auch hin, allerdings ohne auf die genaue geographische Verteilung einzugehen: „Im Lande Stargard (Strelitz) herrscht monophthongische Aussprache. So stehn [sic] sich gegenüber schwerinsch *Bein* / stargardisch *Been*, *Fleisch/Fleesch*, *heisch/heesch* ‚heiser‘, *heilen/heelen* ‚heilen‘ usw.“⁸⁴⁷ Genauere Angaben für den Süden des Landes finden sich jedoch in seiner Abhandlung „Der Lautstand im Südteil des Landes Stargard“, wo er für das Jahr 1923 folgenden Grenzverlauf angibt:

In dem erkundeten Gebiet gehören nur Pie[verstorff] Dam[beck] (Schwer.), Kra[tzeburg] und Gran[zin] (Strel.), nicht aber die schwer. Orte Lā[rz] und Schwa[rz] zur schwer. Mda. Der Kratzeburger Zipfel spricht schwer. Mda. in jeder Hinsicht, so daß die Bezeichnung „schwer.“ künftig in erster Linie von ihm gilt.⁸⁴⁸

Blume umreißt die Größe des Monophthong-Gebietes 1934, wobei „*hai* die Granziner Ecke (nordwestlich Neustrelitz), einen Teil des Werders (Brunn, Staven und Schwanbeck) und Friedland“ einnehme, „*kōkŋ* ‚Kuchen‘, das *koukŋ* gegenübersteht“, folge „in der Hauptsache in der *hē*-Linie, nur hat es einen Zipfel südlich der Müritz (Vietzen) erobert, gibt dafür aber Friedland an *koukŋ* ab.“⁸⁴⁹ Die Aufnahmen aus den 1960er Jahren bestätigen diese Verläufe im Großen und Ganzen, wie auch Gundlach feststellt:

Die Diphthong-Monophthong-Grenze etwa entlang der Grenze zwischen Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz war ausgesprochen fest, sie ließ das eine Dorf auf der einen, das Nachbardorf streng auf der anderen Seite. Auch heute ist, wie die Aufnahmen ergeben, das frühere Mecklenburg-Strelitz monophthongisch. Die Grenze scheint festgeblieben zu sein; mit Sicherheit kann das allerdings auf Grund der Aufnahmen einerseits und von Nachfragen andererseits nur für die benachbarten Dörfer Granzin, das diphthongisch war und ist (an der Grenze gehörte das strelitzische Granzin sprachlich zum Mecklenburg-Schwerinschen), und Kratzeburg gesagt werden.⁸⁵⁰

In der wissenschaftlichen Literatur wird auf diese Ausspracheunterschiede nicht immer eingegangen: während Gernentz sie erfasst,⁸⁵¹ geht Stellmacher nur auf „die weit fortgeschrittene Diphthongierung der geschlossenen mnd. *ê*, *ô*, *ö*[^] (*saip*, *haut*, *groin*)“⁸⁵² ein. In den Aufnahmen des Schäfers aus Warlin ist jedoch [ze:p] zu hören, ‚grün‘ ist in Cammin und Peetsch monophthongisch.⁸⁵³ Das Textbeispiel des

⁸⁴⁶ Gundlach, Tonbandaufnahmen, S. 178.

⁸⁴⁷ Teuchert, Beiträge, S. 217.

⁸⁴⁸ Teuchert, Hermann: Der Lautstand im Südteil des Landes Stargard, in: Teuthonista 10 (1934), S. 3.

⁸⁴⁹ Blume, S. 7.

⁸⁵⁰ Gundlach, Tonbandaufnahmen, S. 178.

⁸⁵¹ So schreibt er: „Dagegen fehlt dieser Lautwandel im Land Stargard, dem ehemaligen Mecklenburg-Strelitz, das [...] von das Mark Brandenburg aus besiedelt worden ist.“ (Gernentz, Niederdeutsch, S. 31).

⁸⁵² Stellmacher, S. 147.

⁸⁵³ In Cammin sagt Sprecher drei [grø:nfo:dø] ‚Grünfutter‘, in Peetsch der vierte [grø:ns] ‚Grünes (Grünfutter)‘. Selbst im ehemaligen Mecklenburg-Schwerin ist diese Variante, wenn auch sehr selten, nachweisbar: [grø:nhōf] ‚Grünenhof‘ (Bansow), [u:trø:nt] ‚ausgegrünt‘ (Bennin), [grø:n] ‚grün‘ (Penzin). Solch ein Wechsel ist auch für das außermecklenburgische Sumte greifbar, dort sagt der zweite Proband: „Wie hefft ungefähr, na Summt [Sumte, A. K.] is nich ganz so, oewer to’n Deil könn wie seng mit sösttig, soemtig Prozent *Gräunland*, föfftig, sösttig, soemtig Prozent *Gröönland* gegnoewer Acker. [Hervorheb. A. K.]“.

Wareners Wilhelm Neese, das Stellmacher gibt,⁸⁵⁴ zeigt also nicht „einige für das Mecklenburgische typische Dialekteigenschaften“, ⁸⁵⁵ sondern diejenigen, die für den Großteil Mecklenburg-Schwerins gelten. Auch Kellner differenziert nicht und sieht gerade in den Zwielaute Schwierigkeiten für eine einheitliche niederdeutsche Orthographie:

Kompliziert im Hinblick auf eine einheitliche graphematische Behandlung sind die Mundarten von Mecklenburg-Vorpommern. Charakteristisch für dieses Dialektgebiet sind neben der Monophthongierung von mnd. *ei* (*ste:t* statt *stait*) und der Hebung des Vokals vor *r* (*pi:rd* „Pferd“, *u:r* „Ohr“) die starke Diphthongierung der mnd. *ê*, *ô* und *ö*.⁸⁵⁶

Problematisch erweist sich an dieser Formulierung nicht nur, dass es mit Mecklenburg-Strelitz ein relativ großes Monophthong-Gebiet gibt, sondern dass Mecklenburgisch-Vorpommersch mit „Mundarten von Mecklenburg und Vorpommern“ gleichgesetzt wird. Stellmacher nimmt in seiner Beschreibung auch das „Mittelpommersche“ mit auf, „von dem nur noch ein schmaler Streifen vom Kleinen Haff bis Angermünde erhalten ist“. Die Bezeichnung „Mecklenburgisch-Vorpommersch“ und „Mecklenburg-Vorpommern“ sind also geographisch gesehen nicht deckungsgleich.

Dass in den Darstellungen über das Mecklenburgische zumeist die Diphthongierung so stark betont wird, dafür zeichnen sich nicht zuletzt die literarischen Texte verantwortlich, denn die bekannten Autoren verwenden häufig Zwielaute.⁸⁵⁷ Monophthonge sind zumeist nur bei Rostockern zu finden, so bei John Brinckman, Friedrich und Karl Eggers sowie Berthold Brügge.⁸⁵⁸ Kellner weist dabei auch auf die große Wirkung Reuters hin, da bei ihm „auch seine Leser, insbesondere die hochdeutschen Leser, von einem niederdeutschen Text die typischen Diphthonge erwarten“. ⁸⁵⁹ Abweichungen von diesem Usus finden sich deshalb eher bei unbekanntem Dichtern, so macht A. Distel (1871) auf etwaige dialektale Unterschiede aufmerksam:

Wekk fäühlen un Wekk föhlen [sic]
Hinz drellt un Kunz [sic] de rekket,
Wekk wäühlen un Wekk wöhlen,
Grad' as 'e Dialect.⁸⁶⁰

Der Woldegker Albert Reinhold (1834)⁸⁶¹ schreibt monophthongisch:

Ehn o, up dat ehn d folgt, is allemâl lang, un wad uhtsprâken wie oh! –
Mod, God, Nod, Blod, Hod, Wangenrod
(Muth, Gut, Noth, Blut, Hut, Wangenroth)
Nimmt All's to sich de lehwe Dod! –
(Nimmt All's zu sich der liebe Tod)⁸⁶²

⁸⁵⁴ Stellmacher, S. 148.

⁸⁵⁵ Ebenda, S. 149.

⁸⁵⁶ Kellner, S. 255.

⁸⁵⁷ So z. B. Rudolf Tarnow, Felix Stillfried, Ludwig Karnatz und Ursula Kurz.

⁸⁵⁸ Siehe dazu den Abschnitt „Gesprochener Dialekt vs. Literatursprache“.

⁸⁵⁹ Kellner, S. 257.

⁸⁶⁰ Distel, A.: Waldmeister, Mäsch un Meserich ut Mekelborg un de Nawerschaft, Berlin 1871, S. VIII.

⁸⁶¹ Zur Herkunft, vgl. Rösler, Verschriftlichung, S. 132, Anm. 6.

⁸⁶² Reinhold, A., S. XIV.

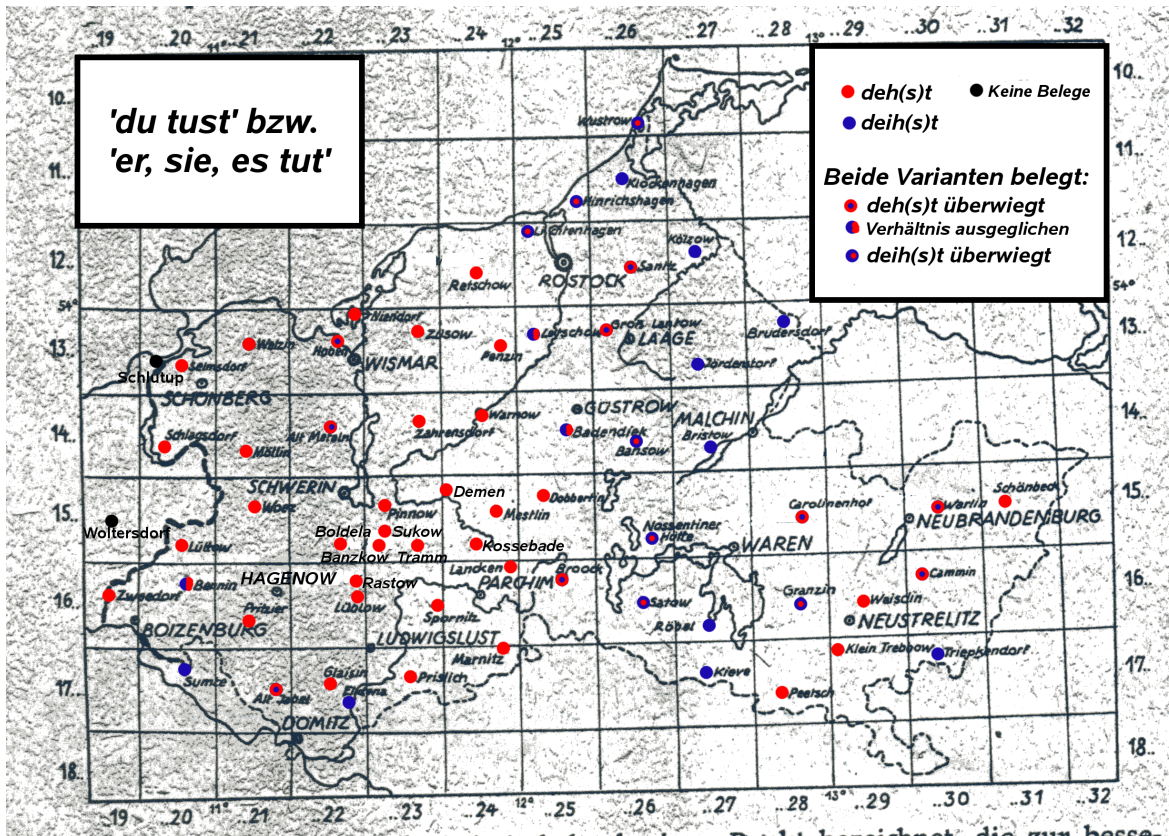
Diphthonge weisen im strelitzischen Gebiet vor allem diejenigen Wörter auf, von denen bereits im Mittelniederdeutschen zwielautige Aussprache vermutet wird, so z. B. [ɑ:bajt] ‚arbeit‘, [aj] ‚Ei‘, [bajt] ‚beide‘, [maj] ‚Mai‘, [majn̩] ‚mähen‘, [najn̩] ‚nähen‘, [rajn̩] ‚rein, sauber‘, [rajs] ‚Reise‘, [zajn̩] ‚säen‘, [zajs] ‚Sense‘ und [tajn̩] ‚zehn‘ sowie die Suffixe [hajt] ‚-heit‘ und [kajt] ‚-keit‘.⁸⁶³ /au/ erscheint in [aust] ‚Ernte‘ [haugn̩] ‚hauen‘ und [kauto:bak] ‚Kautabak‘, wovon die ersten beiden nach Lasch bereits im Mittelniederdeutschen diphthongisch waren.⁸⁶⁴ Das ist auch bei einigen Formen der Fall, die /ɔy/ aufweisen, z. B. [dɔyçt] ‚taut‘, [frɔyt]/[frɔygn̩] ‚Freude‘/‚freuen‘, [hɔy]/[hɔygn̩] ‚Heu‘/‚heuen‘ und [ʃtrɔygn̩] ‚streuen‘.⁸⁶⁵ Hinzu kommen [majst]/[majstn̩s] ‚meist‘/‚meistens‘, [majstɐ] ‚Meister‘, [brɔygn̩] ‚brühen‘, vereinzelt [daut] ‚taut‘.

Unterschiede innerhalb des Untersuchungsgebietes gibt es bei der Aussprache der 2./3. Pers. Sg. Präs. von ‚gehen‘, ‚stehen‘ und ‚tun‘: In Triepkendorf sind ausschließlich Diphthonge zu hören, z. B. [gajt], [dajt] und [ʃtajt], in Cammin verwendet nur ein Sprecher diese durchgängig, die anderen gehen in den FE zu Monophthongen ([ge:t], [de:t], [ʊpʃte:t]) über. In Warlin ist nur noch in den zusätzlichen Aufnahmen des Schäfers /aj/ zu hören, in Peetsch nur einmal im FT-Satz ‚Wie geht es dir?‘. Die Probanden in den anderen Orten sprechen durchgehend /e/. Der Grenzort Granzin weist im Gegensatz zu Weisdin noch häufig Diphthong auf. Dennoch ist diese Aussprache in Strelitz rückläufig, wie die Aufnahmen in Cammin zeigen, da ihn dort nur noch der älteste Proband durchgängig verwendet. Bei ‚tut‘ ergibt sich für ganz Mecklenburg folgende Verteilung von diphthongischer und monophthongischer Aussprache:

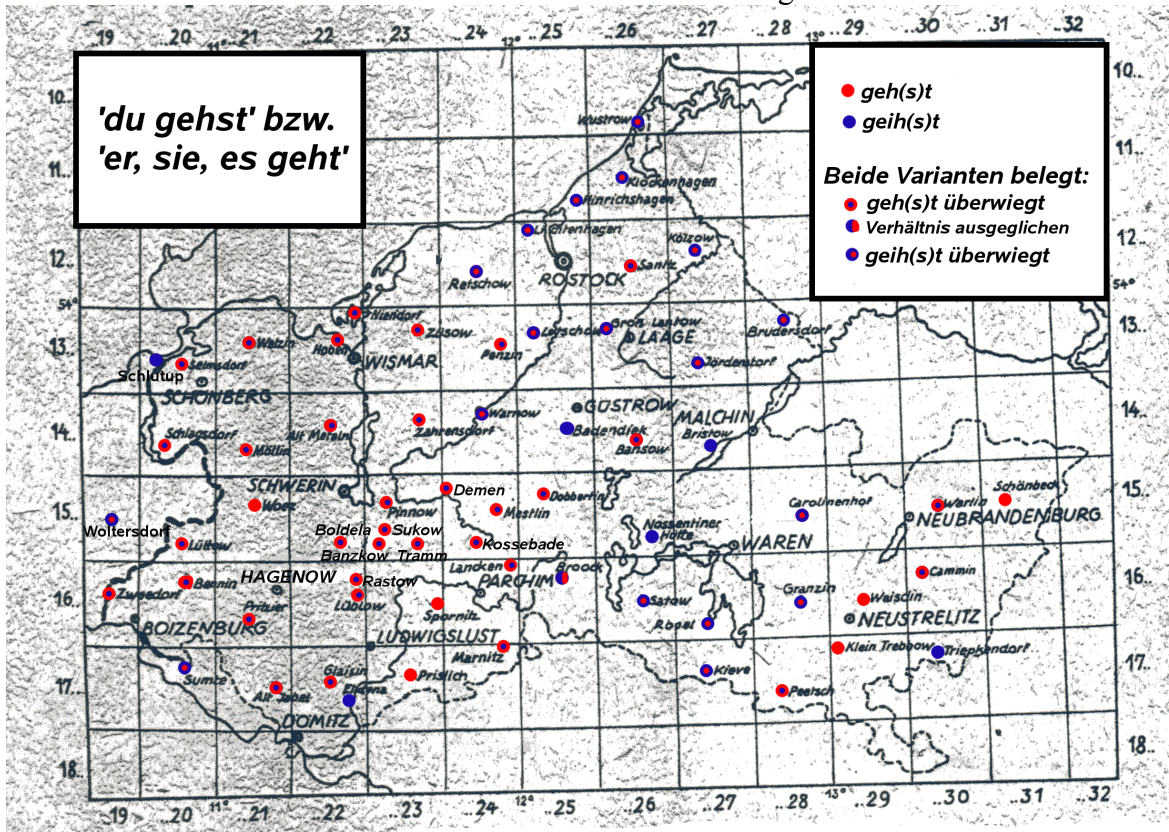
⁸⁶³ Vgl. hierzu Lasch, Mnd. Gr., S. 80 – 83, § 118 – 126, dort führt sie als Beispiele für diphthongische Aussprache „*ey, eyg*, plur. *eygere ei*“ (ebenda, S. 82), „die entlehnungen *meyer, meyger, meye mai*“ (ebenda), „*seyen säen, neyen nähen, meyen mähen*“ (ebenda, S. 83) und „*seyse sense*“ (ebenda) auf. Über das Suffix *-heit* schreibt sie (ebenda, S. 81, § 122): „Germ. *ai* erscheint als *ei*, nicht *ê*, in neben-toniger entwicklung in der endung *-heit*. *-heit* reimt meist mit *geit* usw. [...] oder mit sich selbst, auch mit *ei* in hd. entlehnungen. Viel seltener ist *hêt*.“

⁸⁶⁴ Lasch, Mnd. Gr., S. 108 f., § 191 f.

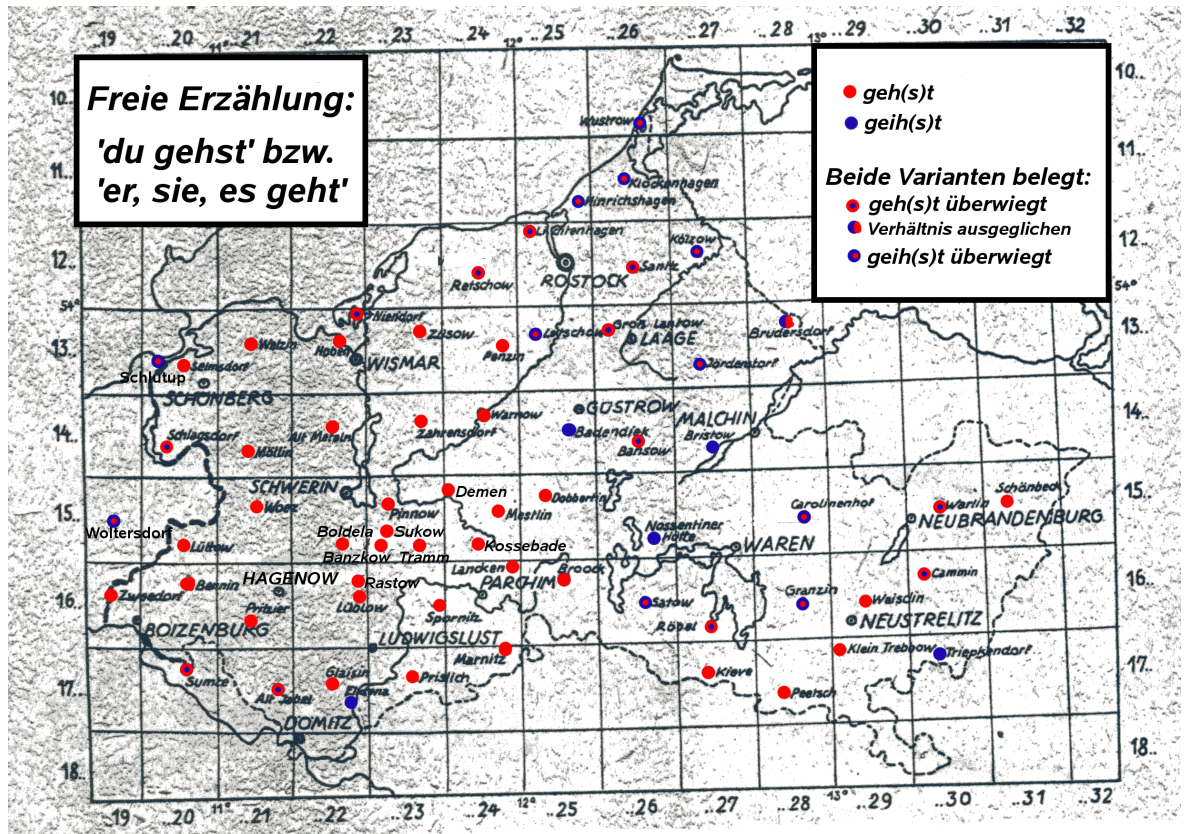
⁸⁶⁵ Ebenda, S. 108 – 111, § 191 – 195.



Bei ‚geht‘ ist die Variante mit /aj/ weiter verbreitet, allerdings stammen viele Nachweise im Westen ausschließlich aus den Übersetzungstexten.



Werden nur die FE berücksichtigt, ist der Diphthong wie bei ‚tut‘ im Westen und Zentrum nur noch selten belegt:



Ein Nord-Süd-Gegensatz zeigt sich in Mecklenburg-Strelitz bei der Aussprache von ‚Kühe‘: In den nördlichen Warlin, Schönbeck und Cammin überwiegt zweilautiges [kɔy], monophthongisches [kø:] kommt zwar auch vor, jedoch seltener. Im letztgenannten Ort ist sogar ausschließlich der Diphthong zu hören. In Weisdin ist die Variante mit /ɔy/ hingegen nur noch einmal im FT zu hören, in Peetsch nur einmal in einer FE, ansonsten sagen die Probanden [kø:]. Die Sprecher in Klein Trebbow und Triepkendorf nutzen ausschließlich den Monophthong. Blume macht fünf Formen aus, die aber teilweise wegen ihrer ähnlichen Lautung auf den Aufnahmen nicht unterschieden werden konnten bzw. nicht vorkamen:

$k\bar{o}\bar{\chi}$, $k\bar{o}\bar{j}$, $k\bar{o}\bar{u}$, $k\bar{a}\bar{u}$, $k\bar{o}\bar{\chi}$ ist durch die Linie 107 + 106 + 105 + 146 + 144 + 84 + 79 + 61 + 60 + 48 + 45 + 66 + 68 von $k\bar{o}\bar{u}$ getrennt, das bis 122 + 120 reicht, weiter getrennt von $k\bar{a}\bar{u}$, das bis 58 gesprochen wird, und von $k\bar{o}\bar{j}$ abgrenzt, das Fürstenberger Gebiet diesem zuweisend. Tollensefluß und -see und die Landesgrenze scheiden $k\bar{a}\bar{u}$ von westlichem $k\bar{o}\bar{u}$, Zippelow und Weisdin neigen zu $k\bar{o}\bar{u}$. Die Grenze zwischen $k\bar{o}\bar{u}$ und $k\bar{o}\bar{u}$ ist nicht scharf, doch haben in Stargard noch $k\bar{o}\bar{u}$ die Granziner Ecke und Vietzen-Lärz.⁸⁶⁶

Albert Reinhold schreibt bereits 1834 auffällig „Ko“: „Den siene Ko deit sto‘hten“ und „Keu“: „Un ob sien’ Keu god“.⁸⁶⁷ Beim Strelitzer Carl Reinhold⁸⁶⁸ dominieren zwar überwiegend „monophthongische“ Schreibungen, z. B. „den sötén Jung’n“, er verwendet aber auch „Gäus“ „Gänse“.⁸⁶⁹ Teuchert hingegen verallgemeinert in diesem Falle, und behauptet, „Mnd. \bar{o}^{\wedge} > strel. \bar{o}^- / schwer. $o_{\bar{u}}$ ($\bar{o}_{\bar{u}}$, $\bar{æ}_{\bar{u}}$)“, wobei

⁸⁶⁶ Blume, S. 86 f.

⁸⁶⁷ Reinhold, A., S. 11 bzw. S. 9.

⁸⁶⁸ Grewolls, S. 349.

⁸⁶⁹ Reinhold, S. V.

er als Beispiele „*kö*“ und „*mö*“ müssen“ für das strelitzische, „*kö*“ und „*mö*“ wiederum für das schwerinsche Gebiet anführt.⁸⁷⁰ Die Untersuchung hat jedoch gezeigt, dass selbst im Monophthonggebiet teilweise [kɔy] vorkommt, während im äußersten Nordwesten, das zum Diphthonggebiet zählt, wiederum [kø:] zu hören ist. ‚müssen‘ erscheint zwar bei Lessen als „meut“,⁸⁷¹ Reuter und Tarnow schreiben jedoch „möt(en)“,⁸⁷² auf den Aufnahmen herrschte /ø/ ebenfalls im gesamten Untersuchungsgebiet vor.⁸⁷³ Dietz meint Anfang des 19. Jahrhunderts, „möten wird von sehr vielen in beiden Bedeutungen [müssen ; {sic} im Laufe aufhalten] gleich mit ö ausgesprochen.“⁸⁷⁴

Die Erhöhung setzt sich dagegen auch in den strelitzischen Gebieten fort. Sie kommt beispielsweise in den Wörtern [pi:rət] ‚Pferd‘, [u:rə] ‚Ohr‘ und [fy:rən] ‚fahren‘ vor und erfasst wie in den anderen mecklenburgischen Orten z. T. auch entlehnte Wörter, z. B. [kɪplu:rə] ‚Kipplore‘. Beispiele aus anderen mecklenburgischen Orten sind [ku:rə] ‚Chor (Teil der Kirche)‘ (Kieve), [maly:rə] ‚Pech‘ (Möllin) und [kly:rə] ‚Farbe‘ (zusätzliche Aufnahme zu Niendorf). Bei vielen neueren Fremdwörtern wird die Hebung allerdings nicht mehr durchgeführt, z. B. bei [fri:zø:rə] ‚Friseur‘ (Niendorf).

In allen Orten sind daneben auch Schwankungsfälle zu verzeichnen. Dabei handelt es sich fast immer um die Wörter ‚erst‘ (bzw. ‚erstmal‘) und ‚mehr‘, von denen sowohl erhöhte als auch nicht erhöhte Varianten zu hören sind. Letztere werden durch die Standardsprache begünstigt. Möglicherweise sind sie deshalb so verbreitet, weil sie sowohl in der Hochsprache als auch im Dialekt relativ häufig gebraucht werden. Das Wort [pi:rət] scheint dagegen sehr viel weiter von der umgangssprachlichen Lautung [fe:rət] entfernt, da sich hier nicht nur die Vokale unterscheiden. Bei Wörtern wie [u:rə] ‚Ohr‘ mag den Sprechern zudem der Unterschied zu [o:rə] stärker auffallen, da es im Satz eine andere Stellung einnimmt als ‚erst‘ und ‚mehr‘. Dementsprechend finden sich beim Substantiv fast ausschließlich erhöhte Formen.

Schreibungen, die auf Vokalhebung schließen lassen, sind bereits in „De Pirdjungs“ (1775) von Adolf Friedrich Theodor Brückner zu finden, der in „Neetzka östlich von Neubrandenburg geboren“ wurde.⁸⁷⁵ „Ja! *kieht* iu man an em nich. He’s so plitsch, as’n *Dueh*-Schriewe. [Hervorheb, A. K.]“⁸⁷⁶ Obwohl auch hier meist Monophthonge zu finden sind („Been“ ‚Bein‘ [S. 117], „Steen“ ‚Stein‘, „weet ick’t“ ‚weiß ich es‘ [beide S. 116], „Brora“ ‚Bruder‘ [S. 117], „dohn“ ‚tun‘, „to Mohd“ ‚zu Mute‘ [beide

⁸⁷⁰ Teuchert, Lautstand, S. 4.

⁸⁷¹ Z. B. „Hiir meut ick van sei afmaschiirn“ (Lessen, Hellenia, S. 47, Str. 25).

⁸⁷² Reuter schreibt in den Polterabendgedichten u. a. „Nich vör dit Og, Sei möten s’ vör dat an ne hollen“, Reuter, Fritz: Julklapp! Polterabend-Gedichte in hochdeutscher und niederdeutscher Mundart. Billige Ausgabe. Ergänzungsbände zu den Sämtlichen Werken von Fritz Reuter. Zweiter Band: Julklapp!, Schwerin 1878, S. 25 bzw. „Ick möt mi jo vör Di schaniren“ (ebenda, S. 5), in der später entstandenen „Reis’ nah Konstantinopel“ heißt es in der Volksausgabe von 1878: „hei möt sick so dörchschüren“, Reuter, Fritz: Sämtliche Werke. Volks-Ausgabe in 7 Bänden. Fünfter Band: Do’rchla’uchting. – De mecklenbörgschen Montecchi un Capuletti oder de Reis’ nah Konstantinopel, Ludwigslust, Rostock, Wismar 1878, S. 228. Tarnow verwendet die Form beispielsweise im Gedicht „Hest hürt?“, „Dör möten nakt hier rümkaschalen“ (Tarnow, Burckäwers, S. 43). Bei Madauss, S. 9, ist sie ebenfalls zu finden: „Wat - möt dei Minsch sick ok ens wo henleggen koenen“.

⁸⁷³ Im Singular ist im Westen auch [myt] zu hören, jedoch ist dieses wegen der lautlichen Nähe nicht immer ganz genau von [mø:t] zu scheiden, besonders beim schnellen Sprechen.

⁸⁷⁴ Dietz, S. 126.

⁸⁷⁵ Kahl, Paul: Adolf Friedrich Theodor Brückner: *De Pirdjungs* (1775). Eine niederdeutsche Dialog-Idylle zur Leibeigenenfrage in einem ‚Bundesbuch‘ des Göttinger Hains. Mit einem ungedruckten Brief Ernst Theodor Johann Brückners, in: NdJb 128 (2005), S. 124.

⁸⁷⁶ Ebenda, S. 116. Weitere Beispiele sind „Ju, wat *wie*’t *mieh* [Hervorheb., A. K.]?“ (ebenda).

S. 116]⁸⁷⁷) verwendet er auch „arbeiten“ ‚arbeiten‘ (S. 116), „geit“ ‚geht‘ (S. 117), „meist“ ‚meist‘, „schleiht“ ‚schlägt‘, „ümdreit“ ‚umgedreht‘ (alle S. 116) sowie „Rauh“ ‚Ruhe‘ (S. 117).⁸⁷⁸ Allerdings weist ‚tut‘ bereits einfaches /e/ auf: „Wat de Düwel nich deht.“⁸⁷⁹

In Mecklenburg-Strelitz ist von den Charakteristika, die Kellner genannt hat, durchgängig nur eines zu finden, die Hebung der Vokale. Alle anderen kommen nur teilweise oder gar nicht vor. Die Erhöhung weist Teuchert aber auch für das brandenburgische Warthe nach, d. h., sie ist nicht einzig auf das mecklenburgische und vorpommersche Gebiet beschränkt: „Neben *pē,rt* ist bereits *pīrt* üblich, ebenso *kār/l* (*kārdl*) neben *kē,rdl*.“⁸⁸⁰ Des Weiteren stellt er „Dehnung zu *ōr*“ fest „bei *kōrn* Korn, *bōrn* geboren, *farlōrn* verloren, *bōrn* bohren. Doch ist diese Sprachstufe fast völlig verdrängt durch die weitere Entwicklung zu *ūr*.“⁸⁸¹ Als Beispiele nennt er u. a. *īrnst* ernst, *jīrn* gern, *īrd* ‚Erde‘, *vīrt* wert, „*hīrt* Herd“, woneben er noch „*štē,ryn* Stern“ erfasst,⁸⁸² „*šmūr*n schmoren; *švūr*n geschworen, *būr*n geboren“, „*dūr*n Dorn (<md. *doren), *kūr*n Korn (koll.)“, „*dūrveχ* Tor des Hofes, *kūr* Chor, Corps, *būr* Bohrer“, „*antvūr*n antworten, *vūr*t Wort, *fūr*ts sofort; *pūr*t Pforte“;⁸⁸³ „*vūr*d ‚Worte, *vūr*tkn Wörtchen, *pūr*tkn Pfortchen“.⁸⁸⁴

⁸⁷⁷ Alle Seitenzahlen nach: ebenda.

⁸⁷⁸ Alle Seitenzahlen nach: ebenda. Die Schreibung folgt nicht mehr mittelniederdeutschen Konventionen, aber anders als Reuter gleicht Brückner sie auch nicht zu sehr an das Hochdeutsche an („öwaföllt“ ‚überfällt‘, „na Spia“ ‚ein bisschen‘, „wua“ ‚wie‘, „mieh“ ‚mehr‘, „iümme“ ‚immer‘ [ebenda, S. 116]), wobei er aber bereits auf den damals üblichen Schreibusus zurückgreift („Schwernoth“, wobei unklar ist, ob wirklich /ʃ/ gemeint ist, vgl. dazu den Exkurs in Kapitel 2.4.3.4; Vokalgemination zur Anzeige eines langen Vokals [„deent“ ‚gedient‘, ebenda, S. 116]; Dopplung der Konsonanten, um Kürze auszudrücken [„dunn“ ‚dann‘, ebenda, S. 116]; <ie> für langes /i/: „dien“, ebenda, S. 116; <h>, um Länge auszudrücken [„Mohd“, ebenda, S. 116]; z. T. tritt Letterhäufelung auf: ‚Kärkenboock‘ ‚Kirchenbuch‘, oock ‚auch‘, „veschlaaan“ ‚nützen‘ [alle Belege: ebenda, S. 116], wobei die Schreibung insgesamt nicht immer konsequent ist: „Moet“ – „möet“ ‚muß‘ [ebenda, S. 116]).

⁸⁷⁹ Ebenda, S. 116.

⁸⁸⁰ Teuchert, H[ermann].: Die Mundart von Warthe (Uckermark), in: NdJb 33 (1907), S. 39 (nachfolgend als Teuchert, Warthe zitiert).

⁸⁸¹ Ebenda.

⁸⁸² Alle Beispiele: ebenda, S. 39.

⁸⁸³ Alle Beispiele: ebenda, S. 40.

⁸⁸⁴ Alle Beispiele: ebenda.

2. 4 Sonstige Lauterscheinungen

2. 4. 1 Die Vokale

Die Untersuchungen haben bislang ergeben, dass es in Mecklenburg im Wesentlichen drei verschiedene Räume gibt, die sich hinsichtlich der Diphthonge und teilweise in der Vollständigkeit der Erhöhung unterscheiden. Die anderen Vokale finden in den Überblicksdarstellungen kaum Beachtung.⁸⁸⁵ Aber bereits in Westmecklenburg haben sich Unterschiede bei der Aussprache von ‚kamen‘ und ‚schlafen‘ ergeben, so waren in Niendorf [kɔym] und [slɔybm] zu hören, in Boldela u. a. [kø:m] und [slø:bm]. Diese Formen sind zum Teil auch im Osten Mecklenburgs zu hören. Die genaue Verteilung soll nun untersucht werden.

Bereits in den westlichsten Orten sind die Formen mit /ø/ nachzuweisen, in Zweedorf sagt Sprecher zwei [slɔybm], aber [kø:m], der dritte verwendet [ke:m]. In den FE ist [kø:m] jedoch nur einmal zu hören, die Variante mit /e/ gar nicht. Auch in Selmsdorf sind Schwankungen festzustellen, der vierte und zugleich jüngste Proband, eine Frau, verwendet [kø:m] und [slø:bm], während alle anderen Diphthong im FT bevorzugen. Die letztgenannte Form kommt dagegen in den freien Gesprächen nur einmal bei Sprecher vier vor, der zweite sagt jedoch [rø:p] ‚rief‘ neben [kɔym]. Die Probanden in Schlagsdorf bevorzugen den Diphthong, hier ist nur einmal [slø:bm] zu hören. Das südlichere Lüttow weist vor allem diphthongische Aussprache auf, jedoch verwendet Sprecher vier im FT [slø:bm], der nachfolgende [ke:m]. Der Zwielaut überwiegt auch in der FE, allerdings spricht der vierte und zugleich jüngste Proband monophthongisch: [flø:ç] ‚flog‘, [kø:m] ‚kam‘, [lø:bm] ‚liefen‘, [mø:k] ‚machte‘, [brø:gn] ‚brachen‘. In Bennin ist /ø/ nur einmal im FT von Sprecher drei nachzuweisen ([slø:bm]), ansonsten dominiert der Zwielaut. In den westlichsten Planquadraten des Untersuchungsgebietes kommt es also bereits zu einem Nebeneinander von drei Formen, wobei die diphthongischen überwiegen und die mit /e/ sehr selten sind. In den sich anschließenden Dörfern wird /ɔy/ auch häufiger verwendet, lediglich bei Sprecher vier aus Welzin sind die Varianten mit /ø/ stärker vertreten.

Eine Veränderung tritt erst in Alt Meteln auf: in den FT ist von allen drei Personen [slø:bm] zu hören, zwei verwenden auch [ke:m], Sprecher zwei nimmt das Perfekt, so dass es keinen Nachweis gibt. Unterschiedlich ist die Aussprache in den freien Gesprächen: der dritte Proband verbleibt auch hier beim /e/ in ‚kam‘, der vierte, von dem es keine Übersetzungstexte gibt, verwendet hingegen /ɔy/. Er stammt eigentlich aus dem nahe gelegenen Hof Meteln. In Boldela ist im FT [slø:bm] zu hören, jedoch wird das Prät. von ‚kommen‘ unterschiedlich ausgesprochen: Sprecher zwei sagt [kø:m], der dritte [ke:m], von den anderen beiden Personen gab es keine Belege. Auch in den FE dominiert /ø/: [lø:p] ‚lief‘, [rø:bm] ‚riefen‘, [fəlø:p] ‚verließ‘. Sprecher drei schwankt zwischen [ke:m] und [kø:m], wobei die erstgenannte Aussprache dominiert.⁸⁸⁶ Die anderen Personen präferieren /ø/. Dieser Gegensatz ist auch in Lüblow zu beobachten: in den FT nutzen die ersten beiden Probanden die gerundete Variante, der vierte die nicht gerundete. Sprecher eins und drei sagen

⁸⁸⁵ Vgl. hierzu Stellmacher, S. 146 – 149.

⁸⁸⁶ Insgesamt ist die entrundete Form fünfmal, die gerundete einmal zu hören.

[slɔybm̩] und [lɔybm̩], der zweite nutzt auch hier /ø/ in den Übersetzungstexten. Uneinheitlich ist die Aussprache auch in den Gesprächen: Während hier der zweite Proband die gerundete Form nutzt, sagen alle anderen [ke:m]. Sie diphthongieren allerdings alle anderen Präteritalformen: [fɔyt] ‚fasste‘, [flɔyç] ‚flog‘, [lɔyd̩] ‚ließen‘. In Glaisin ist nur /ɔy/ zu hören, auch in ‚kam‘. In Eldena dominiert ebenfalls Zwiellaut, /ø/ ist nur einmal in ‚schlafen‘ zu hören.

In Tramm und Rastow setzt sich – wie schon im Abschnitt über die Diphthonge herausgearbeitet worden ist, die Aussprache Boldelas fort. Die Probanden sprechen allerdings [ke:m], d. h., hier hat sich die nicht gerundete Form durchgesetzt. Im nördlicher gelegenen Pinnow nutzt nur der letzte Sprecher gerundetes [kø:m], alle anderen [ke:m]. Dagegen weisen ‚schlafen‘ und ‚liefen‘ in all diesen Orten /ø/ auf. Die Probanden in Spornitz bevorzugen hingegen [kø:m], die Variante mit /e/ ist lediglich ein einziges Mal zu hören. Auch andere Präteritalformen erscheinen gerundet: [drø:p] ‚traf‘ und [fø:l] ‚fiel‘. Mit /e/ erscheinen [ble:f] ‚blieb‘, [e:d̩] ‚aßen‘, [ge:f] ‚gab‘, [le:g̩] ‚lagen‘, [ze:t] ‚saß‘, [sne:t] ‚schnitt‘. Diese Aussprache herrscht auch in den anderen ostmecklenburgischen und strelitzischen Orten vor. In Westmecklenburg, Züsow und Penzin weisen sie häufig /aj/ auf. In diesen beiden Orten ist auch noch /ɔy/ in einigen Präteritalformen zu hören.⁸⁸⁷

Der Aussprache in Spornitz schließt sich das südlich gelegene Prislich an, hier ist nur [kø:m] nachweisbar, ebenso heißt es [lø:bm̩], [slø:bm̩] und [rø:p], zudem erscheint [lœt] ‚lässt‘ gerundet. In nördlicheren Zahrendorf dominiert ebenfalls [kø:m], /e/ verwendet nur Sprecher eins, je einmal im FT und in der FE, in Letzterer kommen aber auch drei [kø:m] vor. ‚schlafen‘ sprechen alle Personen durchgängig [slø:bm̩]. /e/ erscheint in [ne:m] ‚nahm‘, allerdings gibt es nur einen Nachweis für das Wort. Im östlicheren Retschow ist ‚kamen‘ im FT nur beim dritten und vierten Probanden belegt, beide sprechen es [ke:m] aus. Sprecher eins nutzt diese Form in seiner FE. Während der vierte ebenso bei dieser Aussprache verbleibt, geht der dritte zur gerundeten Variante über, darüber hinaus sagt er [nø:m] ‚nahm‘. Auch in Warnow ist solch ein Wechsel zu beobachten: in den FT kommt ausschließlich [ke:m] vor, in den freien Gesprächen nutzen Sprecher eins und vier /ø/, die Variante mit /e/ ist nur beim zweiten nachweisbar. Die Probanden in Mestlin sprechen hingegen ausschließlich [ke:m]. Das etwas westlicher gelegene Demen weist nur [kø:m] auf, das östlichere Kossebade [ke:m]. In all diesen Orten lautet ‚schlafen‘ jedoch [slø:bm̩], ‚liefen‘ hat – wenn es die Probanden verwendeten – ebenfalls /ø/. In Lancken erfasst /e/ in den Übersetzungstexten nicht nur ‚kamen‘, sondern auch ‚schlafen‘. Bei der Präteritalform von ‚laufen‘ überwiegt die Aussprache [le:bm̩], jedoch sagt der dritte Proband, als er den betreffenden Satz wiederholt [lø:bm̩]. In den FE nutzen die ersten beiden wiederum [ke:m], der dritte jedoch [kø:m], zudem [fø:l]. Lediglich [ne:m] weist /e/ auf. /ø/ dominiert in Marnitz, [ke:m] ist nur im FT von Sprecher drei zu hören, der im freien Gespräch zur gerundeten Variante wechselt. Beim zweiten Probanden ist es genau anders herum, er verwendet im Übersetzungstext /ø/, in der FE aber /e/. Letzteres ist auch bei Sprecher eins zu finden, jedoch überwiegt

⁸⁸⁷ Vgl. Kap. 2.2.1.

[kø:m].⁸⁸⁸ Darüber hinaus weisen [drø:p] ‚traf‘, [lø:bm̩] ‚liefen‘, [lø:d̩] ‚ließen‘, [slø:bm̩] ‚schliefen‘ und [ʏnø:hø:l] ‚unterhielt‘ /ø/ auf, [ne:m] hingegen /e/.

Die Aussprache in Hinrichshagen variiert ebenfalls: die ersten beiden (und zugleich ältesten) Probanden sagen durchgängig [ke:m], die beiden jüngeren [kø:m]. Einheitlich wird ‚schliefen‘ mit /ø/ realisiert. Der erste Sprecher schwankt in seiner FE jedoch zwischen [lø:t] und [le:t] ‚ließ‘, ‚hielt er‘ spricht er [hø:lø] aus. Der dritte rundet überdies die 3. Pers. Sg. Präs. von ‚lassen‘ ([lœt]). Unterschiede ergeben sich in Lichtenhagen vor allem zwischen FT und FE: In Erstgenannter nutzen alle Probanden durchgängig [ke:m], in den Gesprächen schwankt der erste jedoch zwischen /e/ und /ø/, der vierte geht ganz zu [kø:m] über, der zweite verbleibt bei [ke:m], vom dritten gibt es keine Nachweise. Im Übersetzungstext herrscht [ʃlø:bm̩] vor, lediglich der erste Proband sagt hier [sle:bm̩]. Dagegen verwendet er im Gespräch [be:hø:l] ‚behielt‘ und [hø:l] ‚hielten‘. Die Verwendung von /e/ bzw. /ø/ ist also auch abhängig vom jeweiligen Lexem. Die Transkription einer Grammophonaufnahme aus den 1920er Jahren belegt für Rostock ebenfalls „k'öm“.⁸⁸⁹ In Letschow sind bereits in den FT /e/ und /ø/ nebeneinander zu finden: Sprecher eins sagt [slø:bm̩], für ‚kamen‘ gibt es keinen Nachweis, der zweite, dritte und fünfte jedoch [ke:m] und [ʃle:bm̩] bzw. [sle:bm̩]. Der vierte schwankt zwischen /e/ ([ke:m]) und /ø/ ([ʃlø:bm̩]). In der FE nutzt Sprecher eins ebenfalls gerundete Formen: [kø:m] ‚kam‘, [lø:p] ‚lief‘, [nø:m] ‚nahm‘, [œ:vønø:m] ‚übernahm‘ und [rø:bø] ‚rief er‘. Der zweite Proband wechselt zwischen beiden Aussprachen, so sagt er [ke:m] und [le:d̩] ‚ließen‘, aber auch [ʃlø:bm̩]. Auch beim dritten und vierten Sprecher sind solcherlei Schwankungen zu beobachten, der erstgenannte verwendet [le:bø] ‚lief er‘ und [kø:m], der letztgenannte spricht zwar [ke:m] und [ne:m], rundet aber den Ortsnamen [lœtʃo:] ‚Letschow‘. In allen Fällen ist die Aussprache also abhängig vom jeweiligen Sprecher.

Das ist auch in Badendiek der Fall: In den FT nutzen alle drei Personen /e/ in ‚kamen‘, bei ‚schliefen‘ die erste /ø/, die anderen wiederum /e/. In den freien Gesprächen sind beim zweiten Sprecher jedoch [kø:m] und [ke:m] nachweisbar, der erste verbleibt hier ausschließlich beim /e/, sagt aber [lø:bm̩]. Die Aufnahme des dritten ist unvollständig, hier finden sich weder Belege für die eine noch die andere Aussprache. /e/ dominiert in Dobbertin bei der Präteritalform von ‚kommen‘, sie ist sowohl in FT als auch FE ausschließlich zu hören. ‚schliefen‘ jedoch sprechen Sprecher eins und drei mit /e/ aus, die anderen beiden nutzen den gerundeten Vokal. In der FE geht auch der erste Proband dann zu /ø/ über. Ein weiterer Nachweis für diese Aussprache ist beim zweiten Sprecher zu finden. Die Form mit /e/ ist in den Gesprächen nicht vorhanden. Der letzte Proband verwendet /ø/ nur in [lø:t] ‚ließ‘, ansonsten /e/: [ne:m], [œ:vønø:m]. Auch Sprecher drei nutzt diesen Laut in ‚nahm‘. Die Aussprache in Broock ist ähnlich: Für ‚kamen‘ sagen alle Personen [ke:m] in FT und FE, bei ‚schliefen‘ verwenden die ersten beiden [sle:bm̩], die letzte bevorzugt [slø:bm̩]. In der FE sagt der erste Proband [hø:l] ‚hielt‘, der zweite [le:p] ‚lief‘.

⁸⁸⁸ Sie ist insgesamt neunmal zu hören, [ke:m] hingegen nur einmal.

⁸⁸⁹ Mecklenburgisch II, S. 13.

In Wustrow, Klockenhagen, Sanitz, Groß Lantow und Bansow dominiert auch [ke:m], in den Übersetzungstexten ist nur diese Variante zu hören. In den FE ist sie ebenfalls vorherrschend, lediglich Sprecher fünf aus Sanitz sagt [kø:m]. Unterschiede zeigen sich aber bereits bei der Präteritalform von ‚schlafen‘: In Wustrow nutzen der erste und vierte Proband /e/, die anderen beiden /ø/. Der gerundete Vokal ist bei Sprecher vier auch in [hø:l] und [lø:bm] zu hören, der dritte sagt [fʏl] ‚fiel‘. /e/ und /ø/ dominieren in Klockenhagen, so sind [le:tn] ‚ließen‘, [let] ‚lässt‘ und [ne:m] im freien Gespräch zu hören, allerdings nutzt der erste Proband im FT [ʃlø:bm], während die anderen beiden [ʃle:bm] bevorzugen. Diese beiden Lautrealisationen sind auch in Sanitz nachweisbar, allerdings verwendet dort nur Sprecher zwei die Form mit /e/. Beim fünften dominieren in FT und FE die gerundeten Varianten: [fø:l], [kø:m], [løt] ‚lässt‘ und [ʃlø:bm]. Der vierte Proband spricht zwar im freien Gespräch [ke:m], nutzt aber auch [løt]/[lyt] ‚lässt‘. In Groß Lantow sind diese Gegensätze auch greifbar, so sagt Sprecher eins [let] ‚ließ‘, der dritte jedoch [tʌuløt] ‚zulässt‘. ‚schlafen‘ erscheint zwar immer mit /e/ in den FT, jedoch gibt es von den ersten beiden Probanden keine Nachweise.⁸⁹⁰ Dagegen ist diese Variante in Bansow nur einmal zu hören, hier überwiegt [slø:bm]/[ʃlø:bm]. Das ist auch in Nossentiner Hütte der Fall, viermal ist die Form mit /ø/ zu hören, nur einmal die mit /e/. Während die Probanden in Bansow durchgängig [ke:m] in FT und FE nutzen, sagt ein Hütter bereits im Übersetzungstext [kø:m]. Sprecher eins wechselt im freien Gespräch auch zu dieser Aussprache und verwendet darüber hinaus [løt], während der nachfolgende bei /e/ verbleibt: [bøle:p] ‚belieb‘, [ke:m] und [re:p] ‚rief‘. Auch ‚Löffel‘ erscheint ungerundet: [le:p].⁸⁹¹ Der dritte Proband bevorzugt bis auf [slø:bm] /e/, so in [ke:m], [let] und [ne:m], der nächste spricht bei der erst- und letztgenannten Form ebenfalls /e/, nutzt aber /ø/ in [hø:l] und [rø:bø] ‚rief er‘. Der fünfte sagt wie im Übersetzungstext [kø:m]. In Satow ist diese Aussprache gar nicht nachweisbar, hier herrscht einzig die mit /e/ vor. Bei ‚schlafen‘ dominiert ebenfalls der ungerundete Laut, lediglich der fünfte Proband verwendet das /ø/. In den Gesprächen ist /e/ vor allem in den Präteritalformen von ‚kommen‘ zu hören, daneben in [ne:m] ‚nahm‘. Sprecher zwei schwankt allerdings zwischen [let] ‚ließ‘ und [løt] ‚lässt‘, der fünfte sagt [rɪnɛfø:l] ‚fiel hinein‘. In den FT von Kölzow, Jördenstorf und Bristow sind von ‚kamen‘ und ‚schlafen‘ nur Varianten mit /e/ zu finden. In den ersten beiden Orten ist [ke:m] die einzig nachweisbare Präteritalform von ‚kommen‘, in Bristow überwiegt sie auch, lediglich der erste Proband schwankt zwischen /e/ und /ø/ in seiner FE. In allen anderen Fällen hängt die Aussprache vor allem vom Lexem ab: ‚nahm‘ erscheint in Kölzow und Jördenstorf als [ne:m], ‚fiel‘ im letztgenannten Ort mit /ø/. Auch in Röbel und Kieve wird ‚kamen‘ [ke:m] ausgesprochen, Unterschiede gibt es aber bei ‚schlafen‘: Während im erstgenannten Ort Sprecher eins und fünf [slø:bm] bzw. [ʃlø:bm] sagen, ist [ʃle:bm] nur einmal beim zweiten Probanden zu hören.⁸⁹²

⁸⁹⁰ Sprecher eins lässt die entsprechende Passage aus, der zweite übersetzt sie mit „As wie gisn aamt trügkeem, leeg, leegn dee annern schon in fastn Schlaap.“

⁸⁹¹ Diese Aussprache ist auch in anderen Orten zu finden, u. a. in Alt Jabel, Sanitz und Weisdin. Eine gerundete Form ist nur bei Gundlach selbst nachweisbar, und zwar in Sanitz bei der Befragung von Sprecher drei: [løb].

⁸⁹² Vom dritten Probanden gab es keine Übersetzungstexte, der vierte übersetzte den betreffenden Satz mit: „As wie gisern äamt trügkeem, donn leegn dee annern al in deipstn Slâp, dat wier all tähmlich

Die Kiever verwenden alle die ungerundete Variante. In Röbel dominiert in den FE /e/: [ke:m], [ne:m]. Wie in der FT sind in Kieve ausschließlich ungerundete Formen zu hören, das betrifft neben ‚kam‘ und ‚nahm‘ auch [he:l] ‚hielt‘, das der dritte und vierte Proband gebrauchen. Die Brudersdorfer bevorzugen ebenfalls /e/ in der FE, allerdings handelt es sich immer um [ke:m] bzw. Komposita davon, was jedoch keine sicheren Schlüsse auf die Aussprache bei anderen Verben zulässt, wie die Aufnahmen aus den anderen Ortschaften bisher gezeigt haben. Im FT nutzen alle Probanden [sle:bm̩] bzw. [fle:bm̩]. Dagegen verwendet in Carolinenhof nur Sprecher drei die letztgenannte Aussprache, alle anderen präferieren /ø/. Die Präteritalform von ‚kommen‘ sprechen alle mit /e/ wie im südlicheren Granzin. Auch dort sind bei ‚schlafen‘ beide Varianten zu hören: Sprecher eins und fünf nehmen die ungerundete, der dritte und vierte die gerundete.⁸⁹³ Unterschiede zeigen sich auch in den FE: In Carolinenhof sind neben [ke:m] auch [le:t] und [ne:m] zu hören, während in Granzin Sprecher eins [fø:l], [lø:p] und [rʊnlø:p] sagt, der vierte neben [fø:l] auch [lø:t]. Dabei handelt es sich aber nicht zwangsläufig um ortsbedingte Aussprachen, sie scheinen eher lexem- und sprecherabhängig zu sein, wie die Nachweise aus anderen Ortschaften zeigen.

Das zeigt sich auch in Peetsch, wo drei Probanden [flø:bm̩] gebrauchen, der zweite jedoch [fle:bm̩] nutzt. In den FE erscheint neben [ke:m], das ebenfalls in den FT durchgängig zu hören ist, auch die in Carolinenhof nachgewiesene Lautform [ne:m]. Hier gibt es also keine großen Unterschiede zwischen den angrenzenden Orten Mecklenburg-Schwerins und dem strelitzischen Granzin. Auch Weisdin und Klein Trebbow unterscheiden sich hinsichtlich ihrer Aussprache nicht von den anderen östlichen Untersuchungsorten, auch hier ist ausschließlich [ke:m] zu hören, Schwankungen gibt es nur bei ‚schlafen‘, das in Weisdin der zweite Proband mit /e/ ausspricht, die anderen beiden aber mit /ø/ artikulieren. In Klein Trebbow ist dagegen nur die letztgenannte Variante zu hören. Sprecher eins verwendet in der FE zusätzlich [lø:tŋ] und [lø:t]. In Warlin zeigt sich derselbe Gegensatz, ‚kamen‘ weist /e/ auf, ‚schlafen‘ /ø/. Zwar ist die erstgenannte Form auch in den FE durchgängig mit ungerundetem Vokal zu hören, in den zusätzlichen Aufnahmen über den Schäferberuf, schwankt Sprecher zwei jedoch zwischen [ke:m] und [kø:m] sowie zwischen [le:p] und [lø:bm̩], gerundet erscheinen [lø:t] und [lø:dŋ]. Der Proband spricht also nicht immer zwangsläufig konstant, zum Teil variiert die Aussprache bei ein und demselben Wort.

Cammin und Triepkendorf folgen in ihrer Aussprache den beiden zuvor behandelten Orten, zumindest in den FT: die Präteritalform von ‚kamen‘ ist ungerundet, die von ‚schlafen‘ gerundet. Bei Sprecher eins aus Cammin stehen sich in der FE [ke:m] und [lø:pm̩] gegenüber. In Triepkendorf überwiegt ebenso /e/ in ‚kamen‘, jedoch nutzt Sprecher zwei neben dieser Variante einmal [kø:m].⁸⁹⁴

Abweichend von den übrigen strelitzischen Orten herrscht in Schönbeck [kø:m] vor. Zwei Probanden gebrauchen die Variante bereits im FT, lediglich einer verwendet die mit /e/, von zwei Personen gab es keine Nachweise. Dieser Gegensatz setzt sich in den FE fort: Während Sprecher eins [ke:m] sagt, nutzt der zweite die gerundete

spät.“

⁸⁹³ Auf der Aufnahme fehlen FT und MWB-Sätze vom dritten Probanden.

⁸⁹⁴ [ke:m] ist allerdings sechsmal zu hören.

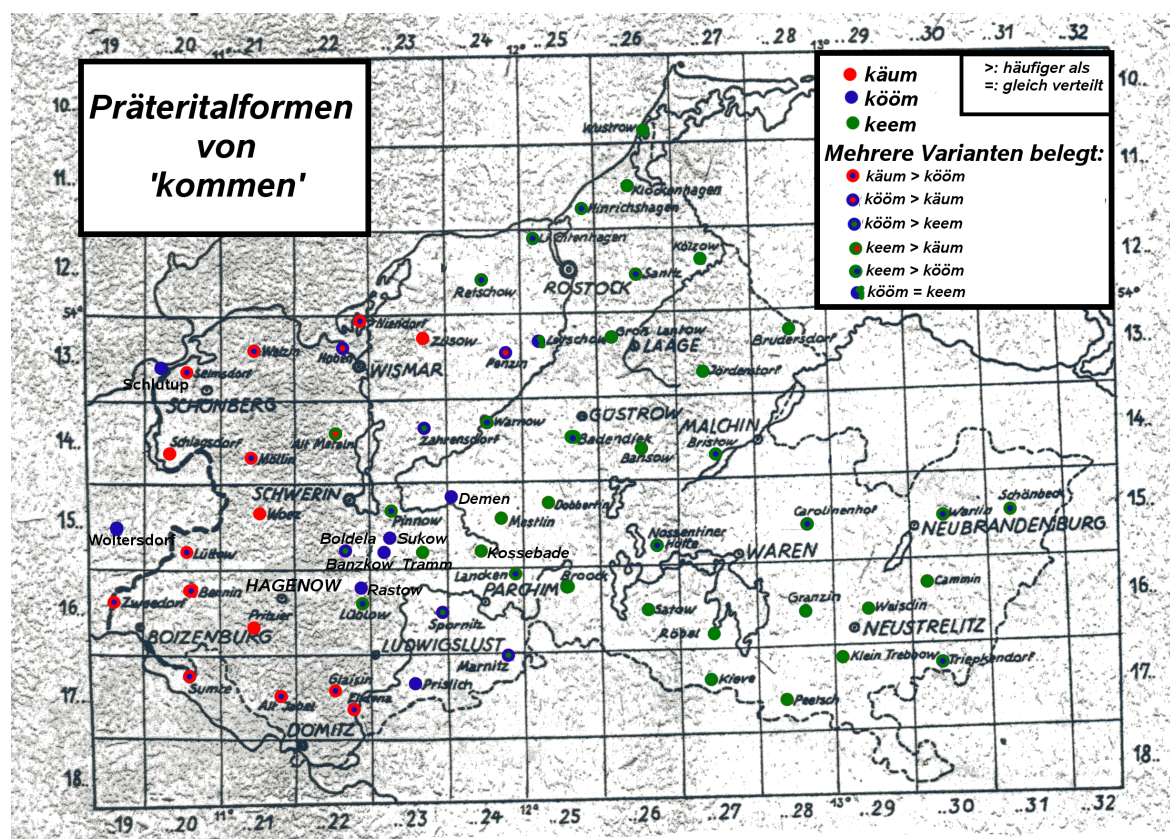
Variante, spricht aber ‚nahmen‘ [ne:m]. ‚schlafen‘ weist dagegen ausnahmslos /ø/ auf.

Die Analyse der Orte hat gezeigt, dass die Formen [kɔym]/[kø:m]/[ke:m] in Mecklenburg geographisch unterschiedlich verteilt sind: während im Westen die diphthongische Variante bevorzugt wird, geht sie ab Schwerin im Norden nach [kø:m] über, im Süden (Boldela, Lüblow, Pinnow, Rastow und Tramm) ist auch [ke:m] anzutreffen. Die gerundete Variante wird nach Osten hin langsam von der mit /e/ verdrängt. Besonders deutlich ist das an den relativ nahe gelegenen Orten Demen, Mestlin und Kossebade zu erkennen: während im erstgenannten durchgängig [kø:m] gesprochen wird, nutzen die Mestliner und Kossebader [ke:m]. Dennoch kommt es gerade in diesem Gebiet (also ungefähr der Landesmitte) zu Schwankungen, in Zahrendorf sind zumindest in den FT beide Formen zu hören, ebenso im östlicheren Hinrichshagen. Sie sind auch in „Fiek’n hätt schrüb’n ut Hagenow...“ belegt, denn im Bericht eines Bobziners finden sich „Annern Dagg köm hei werre“; „unn denn köm dei ABV“ sowie „dunn kem datt all ruut“.⁸⁹⁵ Wigger notiert bereits 1859 in seiner hochdeutschen Grammatik gerundetes „köm“ und „lö’p“.⁸⁹⁶ In den Planquadraten von Wustrow bis Röbel dominiert /e/. Dieser geographische Gegensatz zeigt sich auch an den Aufnahmen zu Wismar und Rostock: der Sprecher aus der erstgenannten Stadt verwendet die gerundete Form, während die Wahl-Rostocker /e/ präferieren. Der erste Proband stammt dabei aus der Nähe Bad Doberans, der zweite ist in der Umgebung Gnoiens aufgewachsen. Die außermecklenburgischen Schlutup und Woltersdorf hingegen haben durchgängig [kø:m], in Sumte herrscht [kɔym] vor.⁸⁹⁷ Die beiden östlichsten Orte, in denen der Diphthong nachzuweisen ist, sind Züsow und Penzin.

⁸⁹⁵ Alle Nachweise: Karls, S. 133, Nr. 221, vgl. auch die Erzählung eines ehemaligen Hagenowers: „Ass wi trüch köm’n“ gegenüber „Ass wi nu ankem’n“ (beide ebenda, S. 133, Nr. 224).

⁸⁹⁶ Wigger, Grammatik, S. 27 bzw. 112.

⁸⁹⁷ Mensing verbucht für Schleswig-Holstein „ik keem (kēm), köm (kō̄m), keum (koim), queem (kvēm)“, Mensing, Otto (Hrsg.): Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch (Volksausgabe). Dritter Band. K bis P, Neumünster 1931, Sp. 27. Das Hamburgische Wörterbuch kennt „ik keem, kööm (beide Formen seit dem 18. Jh.), keum“, Hamburgisches Wörterbuch. Auf Grund der Vorarbeiten von Christoph Walther und Agathe Lasch herausgegeben von Jürgen Meier und Dieter Möhn. bearbeitet von Jürgen Meier und Jürgen Ruge. Zweiter Band. Lieferungen 9–18. F – K, Neumünster 2000, Sp. 930. In der Lüneburger Heide finden sich laut Kück neben älterem „kamm“, „käim, kō̄m, köüm oder koüm“, Kück, Eduard: Lüneburger Wörterbuch. Wortschatz der Lüneburger Heide und ihrer Randgebiete, seit 1900 zusammen mit vielen Mitarbeitern gesammelt und sprachwissenschaftlich sowie volkskundlich erläutert. Zweiter Band. I - R, Neumünster 1962, Sp. 176.



Bei anderen Präteritalformen ist jedoch keine genaue geographische Verteilung auszumachen zwischen den Varianten mit /ø/ und /e/, /ɔy/ beschränkt sich wie bei ‚kamen‘ auf den Westen.⁸⁹⁸ Welche der beiden Aussprachen mit einfachem Vokal dominiert, hängt vor allem vom Lexem ab, denn während [nø:m] recht selten ist, ist die Form mit /ø/ oder /œ/ bei ‚hielt‘ nahezu überall zu hören, auch im Westen, lediglich in Kieve ist [he:l] nachweisbar. Auch bei ‚schlafen‘ überwiegt /ø/, allerdings ist besonders im Osten mit der Aussprache [ke:m] einhergehend auch [sle:bm]/[fle:bm] zu hören, wenn auch nicht ganz so häufig. Besonders in Kölzow, Jördenstorf und Bristow dominiert diese Aussprache aber zumindest in den FT. Auch bei ‚liefen‘ ist im Osten die Aussprache mit /e/ bzw. /ø/ eher vom Sprecher abhängig. Die ungerundete Variante ist allerdings seltener.⁸⁹⁹ Im Westen kommt sie gar nicht vor, dort ist neben der mit /ø/ auch /ɔy/ zu hören. Bei einigen Präteritalformen ist entweder /ɔy/, das wiederum auf den Westen beschränkt ist, oder /ø/ zu hören, das betrifft z. B. ‚fragen‘ und ‚treffen‘. Im Falle von ‚bleiben‘, ‚geben‘, ‚treiben‘ und anderen Verben stehen sich westliches /aj/ und östliches /e/ gegenüber.

In den Grammatiken des 19. Jh. ist teilweise nur eine Variante zu finden; für ‚hielt‘, ‚lief‘ und ‚rief‘ führen Wiggers und Ritter zwei Formen auf.⁹⁰⁰ Sie erfassen aber auch

⁸⁹⁸ Karten für ‚liefen‘ und ‚schlafen‘ befinden sich auf dem beigegeführten Datenträger.

⁸⁹⁹ Sie kommt u. a. in Broock, Dobbertin, Groß Lantow, Lancken, Mestlin, Letschow, Peetsch, Satow, Spornitz und auf der Zusatzaufnahme zu Warlin vor. Hieraus lässt sich jedoch keine geographische Verteilung erkennen.

⁹⁰⁰ Wiggers erfasst nur „keem“, „leet“ und „neem“ (Wiggers, S. 58), die diphthongierten Formen lässt er fort. Für ‚liefen‘ und ‚hielten‘ führt er „löp“ bzw. „höll“ auf, meint aber: „Weniger gebräuchlich sind die Formen des Imperfectum nach der ersten Conjugation: leep, reep, heel.“ (ebenda, S. 63). Ritter kennt ebenfalls beide Varianten: „hel“/„höll“, „lep“/„löp“ (Ritter, S. 89); für ‚kam‘, ‚nahm‘ und ‚ließ‘ hat auch er nur <e>: „kem“, „let“ und „nem“ (ebenda, S. 84). Diphthongische Formen sind bei Mussäus verzeichnet, z. B. „heil“ und „ho“ll“ (Mussäus, Sprachlehre, S. 49) „kam“ und „keim“

Konjugationen, die im Untersuchungsgebiet nicht mehr nachgewiesen werden konnten, z. B. „fel“ ‚fiel‘ und „drep“ ‚traf‘.⁹⁰¹ Diese Schwankungen schlugen sich auch in den Reuter-Ausgaben nieder, dort existieren wiederum mehrere Schreibvarianten, so heißt es z. B. in „Ut de Franzosentid“: „wiren ’ne Haud’ verlumpte Bedelgören, de sick nich afwisen leten un de Hän’n utreckten un ut *einen* Hals’ repen [...]“.⁹⁰² Im selben Kapitel sind aber auch Nachweise für „röp“ zu finden.⁹⁰³ Der Text folgt dabei der Batt-Ausgabe von 1967. Dagegen ist in der Werkausgabe von Gaedertz und Neumann nur <e> zu finden.⁹⁰⁴ Solcherlei Unterschiede gibt es auch bei anderen Verben, so z. B. bei ‚laufen‘ und ‚traf‘.⁹⁰⁵

Für das vorpommersche Barth belegt Schmidt ungerundete Formen: „mnd. ē¹ ist als langes, geschlossenes e [ē] erhalten in den Praeteritis der reduplizierenden vb.: z. B. lēt = er ließ, as. lēt; slēp = er schlief, as. slēp“⁹⁰⁶ des Weiteren erfasst er „hēl, er hielt, fēl, er fiel“⁹⁰⁷. Gilow kennt für das südwestliche Vorpommern „ick fō^l, feel“, „ick hō^l, heel“ (S. 77), „ick reep, rō^p“ (S. 85), aber nur „ick leet“ (S. 80) und „ick schleep“ (S. 88).⁹⁰⁸

Auch die Länge des Vokals kann variieren: das /ø/ in den Präteritalformen ist beispielsweise in Boldela, Broock, Cammin, Jördenstorf, Möllin, Nossentiner Hütte, Selmsdorf, Welzin und Wustrow lang (/ø/). Es kann aber auch kurz sein (/œ/), wobei es auch hier zu Schwankungen kommen kann, z. B. bei Sprecher eins in Möllin, der beide Varianten gebraucht.⁹⁰⁹ Eine eindeutige geographische Verteilung ist nicht erkennbar. Das wird auch an [fø:l] deutlich, das in Granzin, Lancken, Niendorf, Sanitz, Spornitz und Weisdin nachweisbar ist. Der Langvokal kommt aber wie schon bei ‚halten‘ seltener vor.⁹¹⁰ In diesem Falle unterscheiden sich auch die Reuter-Ausgaben

(ebenda, S. 55), die aber auf den Aufnahmen nicht zu hören waren, dazu „nam“ und „neim“ (ebenda). Für ‚riefen‘ nennt er „reip“ und „raup“ (ebenda, S. 49), für ‚trugen‘ (bzw. auch ‚trügen‘) „draug“ und „draug“ (ebenda, S. 51), hier fehlen also monophthongische Varianten. Damit erfasst er vorwiegend den Formbestand, der sich zumindest heute auf den Westen beschränkt. Das damalige Verbreitungsgebiet kann nicht genau ermittelt werden, das etwa zeitgleich erschienene Werk „Hellenia“ des Malchowers Lessen deutet auf monophthongische Aussprache hin: „kehrst“ ‚käme‘ (Lessen, Hellenia, S. 41, Str. 1), neben indikativischem „kehr“ und „kam“ ‚kam‘ (ebenda, S. 42, Str. 5), „leet“ ‚ließ‘ (ebenda, S. 44, Str. 15), „nehm“ ‚nahm‘ (ebenda, S. 47, Str. 25), „Reep ick“ ‚rief ich‘ (ebenda, S. 47, Str. 25), „seeg“ (ebenda, Str. 26) neben „sag“ ‚sah‘ (ebenda, S. 46, Str. 21), „versproken“ (ebenda, S. 44, Str. 13) usw.

⁹⁰¹ Ritter, S. 89, vgl. auch Wiggers, S. 60 und 63.

⁹⁰² Reuter, Fritz: Ut de Franzosentid, 4. Aufl. Rostock 1996, S. 177.

⁹⁰³ Z. B. auf der folgenden Seite: „Hinrich, röp hei“ (ebenda, S. 178).

⁹⁰⁴ Hier lautet die entsprechende Passage: „Hinrich, rep hei“ (Reuter, Werke, II, S. 187). Die Volksausgabe unterscheidet wiederum zwischen „repen“ und „röp hei“ (beide: Reuter, Volks-Ausgabe III, S. 395).

⁹⁰⁵ Auch hier seien die vormalig zitierten Ausgaben angeführt: „Na, ick löp denn nu, wat ick kunn“ (Reuter, Franzosentid, S. 97) gegenüber „Na, ik lep denn nu, wat ik kunn“ (Reuter, Werke II, S. 105). Die Volksausgabe von 1878 druckt hier „löp“ (Reuter, Volks-Ausgabe III, S. 320). Im photomechanischen Nachdruck einer „Hanne Nüte“-Ausgabe von 1865 ist zu lesen: „Wo mal uns dröp en grot Verlust“ (Reuter, Hanne Nüte, S. 172), in der Werkausgabe von Gaedertz/Neumann steht jedoch „drop“ (Reuter, Werke VI, S. 116). Die Volksausgabe hat ebenfalls die umlautlose Form (Reuter, Volks-Ausgabe IV, S. 110).

⁹⁰⁶ Schmidt, G., S. 43.

⁹⁰⁷ Ebenda, S. 44.

⁹⁰⁸ Alle Seitenzahlen nach: Gilow, Leitfaden (s. Anm. 402).

⁹⁰⁹ So sagt er: „un denn wier da ein kraank, un denn wür hee ubbm Disch leggt, wür ünnersöcht, ne, hei höll em so’n oll Trechder ubbm Lief, ne.“, aber auch: „denn hööl jeder sien Pott dor unner, un denn wür ümmer ierst wedrer ein drunk.“. Die Form mit kurzem Vokal überwiegt aber bei ihm. Sie ist außerdem in Alt Jabel, Bennin, Bristow, Dobbertin, Glaisin, Hoben, Jördenstorf, Lichtenhagen, Lüblow, Lüttow, Möllin, Penzin, Sanitz, Zahrendorf, Züsow und auf den zusätzlichen Aufnahmen zu Warlin zu hören.

nicht, sie schreiben „höll“ und „föll“.⁹¹¹ In Tarnows „Köster Klickermann“ sind die <ö> anscheinend lang auszusprechen:

Un wedder is ein Johr vergahn,
 Ut Winternacht is uperstahn,
 Wat eins in Slap un Slummer fööl,
 Wat Is un Snei in Banden hööl.⁹¹²

Anhand der Textbeispiele ist zwar nicht auf die Aussprache der Verfasser zu schließen, da auch der Herausgeber den Text nachträglich ändern kann, aber sie vermögen zumindest einige der Varianten, die auch in der gesprochenen Mundart vorkommen, abzubilden.

Dieser Langvokal ist jedoch nicht nur auf diese Formen beschränkt, er kommt als „Nebenvariante“ unabhängig von grammatischen Kategorien auch bei anderen Wörtern bzw. Konjugationsformen vor, so sagt der oben erwähnte Sprecher aus Möllin auch [hø:lt] ‚hält‘, in Bansow verwendet ein Proband [ho:l] ‚(wir) halten‘. Diese Aussprache ist auch in anderen Orten zu hören,⁹¹³ wobei sie aber teilweise mit [hɔl] konkurriert.⁹¹⁴ Beim ähnlich lautenden ‚Wald‘ bzw. ‚Holz‘ tritt sie auch auf ([ho:lt]), ebenso bei ‚alt‘ und ‚kalt‘.⁹¹⁵ Sie sind auch heute noch in Kossebade und Tramm zu hören.

Besonders in den westmecklenburgischen Orten tritt solch eine Längung vermehrt auch bei anderen Lautumgebungen auf, wobei teilweise ein /j/ eingeschoben wird, z. B. in [stu:jn] ‚Stunde‘, das die jüngste Probandin aus Boldela verwendet. Diese „Mouillierung“ ist schon früh beschrieben worden, so z. B. von Mussäus: „Das n vermischt sich meistentheils so wunderlich mit j, z. B. Länner - Länder, Hand ic. fast wie Länjer, Hajnd, daß man es keineswegs mouillé nennen möchte und auch das j zu schreiben, wegen seiner Undeutlichkeit, nicht für gut finden dürfte.“⁹¹⁶ Der Rostocker Professor Flörke erwähnt sie 1825 als typisch bäurische Aussprache: „Wie

⁹¹⁰ Für [fœl] gibt es z. B. Belege aus Broock, Dobbertin, Klockenhagen, Lichtenhagen, Lüblow, Lüttow, Marnitz, Möllin, Niendorf, Pinnow, Pritzier, Schlagsdorf, Warlin, Wustrow und Züsow.

⁹¹¹ Vgl. auch hier die beiden Textfassungen zur „Franzositid“: Reuter, Franzositid, S. 183: „De Austwagen höll still; allens sprung runne, allens gung in’t Hus, ick mit; blot de lütten Drois lepen tauirst in den Goren un föllen äwer de unripen Stickelbeeren her.“ Reuter, Werke II, S. 192, weist dieselben Schreibungen auf.

⁹¹² Tarnow, Köster Klickermann, S. 34.

⁹¹³ Sie kann nachgewiesen werden in Bansow, Boldela, Letschow, Lüblow, Marnitz, Satow, Woez, Zahrendorf, Züsow und Zweedorf. Auch in Kossebade ist sie üblich.

⁹¹⁴ So verwendet Sprecher eins aus Boldela beide Varianten: „Dor mösstm wie uns ook rannerholl.“ bzw. „Hei hett em an Aam fasthool.“ (MWB-Satz). Im Ort überwiegt jedoch die Variante mit Langvokal. Auch in Letschow sind Schwankungen zu verzeichnen, der älteste Proband verwendet den Langvokal: „[...] un denn gung’t nâh’n Pingstmaak henn, dor geef’t nix, dor künn’ck kein Buuer trügghool, dor geef’t gor nix vör.“ Der jüngste bevorzugt wiederum kurzes /ɔ/: „Jâ, dor holl ick, dor holl ick mieh von, as von denn, von annern Krâm.“

⁹¹⁵ [ho:lt] ist in Alt Meteln, Jördenstorf, Lüblow, Lüttow und Schlagsdorf zu hören, wobei auch hier durchaus die Aussprache mit Kurzvokal vorkommt, z. B. bei Sprecher eins in Jördenstorf: „In’t Holt. In’t Hoolt. In’t Hoolt.“ [o:l] kommt häufiger vor, was wohl auch daran liegt, dass das Wort selbst generell stärker gebraucht wird. Es findet sich in Alt Meteln, Bennin, Boldela, Bristow, Brudersdorf, Carolinenhof, Lüttow, Möllin, Prislich, Pritzier, Spornitz, Warnow, Welzin und Zweedorf sowie im außermecklenburgischen Sumte. [ko:l] und dessen Ableitungen sind zum Teil schon in den FT zu hören. Belege gibt es aus Boldela, Bristow, Brudersdorf, Cammin, Hinrichshagen, Klein Trebbow, Marnitz, Lüttow, Niendorf, Penzin, Pritzier, Satow, Schlagsdorf, Triepkendorf, Welzin, Züsow und der zusätzlichen Aufnahme zu Warlin. In Lüblow häufen sich diese Aussprachen beim ältesten Probanden, so sagt er z. B. „Dee Jung mösst Hoolt hool [= holen], mien ooldest Brauder.“

⁹¹⁶ Mussäus, Stände, S. 136.

sehr andere Woörter im Munde der Bauern entstellt werden, moegen noch ein paar Beispiele zeigen. Hund lautet Hujnd, Hunde – Hujn; zu Holze gehen – to Holj gahn; wofuër die Staedter noch Holt sagen; Koriander – Klajnna^e; Kinder – Kijnna^e.⁹¹⁷ Böhmer zitiert 1833 aus dem Lieper Winkel auf Usedom aus der Vinetasage, wobei auch hier <j> mehrfach vorkommt: „Vöa ojlln Tiden“, „giijnän“ ‚gingen‘, „Gejld“, „dei lüjten Kijnä“ ‚die kleinen Kinder‘.⁹¹⁸ Die zeitliche Nähe zu Mussäus’ Äußerungen und die ähnlichen Verschriftlichen könnten auf mouillierte Aussprache hindeuten, allerdings steht <j> auch an Stellen, wo gar keine vorkommt, in Westmecklenburg jedoch noch heute Langvokal zu hören ist, wie z. B. in „lüjten“. Hoefer gibt 1841 für Pommern an, dass ein „mit n verbundenes d in der breiten Aussprache der [sic] Laut ñj annimmt.“⁹¹⁹ Ritter und Wiggers verzeichnen dieses <j> gar nicht, sie schreiben z. B. <nn>.⁹²⁰ Letzterer berichtet aber, „[z]wischen u und n wird an vielen Orten in der Aussprache ein flüchtiger i-Laut eingeschoben: hund (spr. huind); wunnen (spr. wuinnen) gewonnen) [sic].“⁹²¹ Teuchert widmet dieser Lauterscheinung in seinen „Beiträge[n] zur Geschichte der mecklenburgischen Mundart“ zwei Absätze, wobei er u. a. die „Laienschreibungen *Hunjd, Hujnd, Hundj* ‚Hund‘ auf den Fragebogen für den Sprachatlas des Deutschen Reiches 1887“ anführt.⁹²² Die Längung resultiere dabei aus der Mouillierung:

Sonst verrät sich die Mouillierung letzten Endes noch in der Länge und hellen Klangfarbe des Stammvokals: *ha-nt, hä-nt* ‚Hand‘ Jac. 2, 120; *he-n-* ‚Hände‘ 2, 51. Beides tritt aber auch vor *-ng-* und *-nk-* auf, ein Anzeichen dafür, daß die mouillierende Kraft dieser Lautgruppe vom *n* ausgeht; Belege: *e-ñl* ‚Engel‘ (Personenname), *be-ñk* ‚Bank‘ Jac. 1, 51. Laien schreiben vielfach *-i-*, z. B. *behinn* ‚behende‘, *Bink* ‚Bank‘.⁹²³

Diese These würde zwar die Langvokale in [kra:ŋk] und [la:ŋ] erklären, die einige Probanden sprechen,⁹²⁴ aber nicht diejenigen in [o:lt], [ko:lt] usw. Teuchert geht in diesen Fällen davon aus, dass es ein „u-haltiges l“ gegeben habe, dieses

⁹¹⁷ Flörke, H[einrich]. G[ustav].: Ueber die Unvollkommenheiten der plattdeutschen Sprache, und die zu wünschende gaänzliche Verbannung dieser Mundart, wenigstens aus den Zirkeln gebildet seyn wollender Menschen; als Einleitung zu dem Vorschlage, einen hochdeutschen Verein in Mecklenburg zu errichten, in: Freimuethiges Abendblatt, 7. Jg., Nr. 321, Schwerin 1825, Sp. 150 (nachfolgend als Flörke, Abendblatt 321 zitiert).

⁹¹⁸ Böhmer, W[ilhelm].: Sammlung der Niederdeutschen Mundarten in Pommern, in: Gesellschaft fuër Pommersche Geschichte und Alterthumskunde (Hrsg.): Baltische Studien, Zweiter Jahrgang. Erstes Heft, Stettin 1833, S. 164.

⁹¹⁹ Hoefer, Albert: Ueber Märkische Glossare und Märkische Spracheigenthümlichkeiten, in: Märkische Forschungen. Herausgegeben von dem Vereine für Geschichte der Mark Brandenburg. 1ster Band. Berlin 1841, S. 150.

⁹²⁰ Ritter, S. 40: „Außerdem steht es [das „N“, A. K.] aber a. inlautend anstatt nd fast in allen Woörtern, z. B. binnen (binden), finnen (finden), Kinné (Kinder), Ba^enné (Ba^ender), La^enné (La^ender). b. Auslautend allemal, wo ein unbetontes e am Ende wegfa^ellt, z. B. binn (binde), Su^enn’ (Su^ende), Hunn’ (Hunde), Wa^enn’ [...].“ Wiggers, S. 12, nennt „hand Hand“ und „holden (hollen) halten“, darüber hinaus bemerkt er auf S. 16 bezüglich dieser Schreibweisen: „Der erste dieser Gründe spricht auch für die Erhaltung des ld, nd und rd in den meisten Fällen, wo in der Aussprache eine Assimilation des d mit dem vorhergehenden Consonanten Statt findet. Schreibt man z. B. de henn’ die Hände, so wird durch diese Schreibung Niemand, ohne über den Nachlaut des nn belehrt zu sein, der richtigen Aussprache näher, wohl aber dem Verständniß ferner gerückt, als wenn de hend’ oder de hend geschrieben ist.“

⁹²¹ Wiggers, S. 2.

⁹²² Teuchert, Beiträge, S. 213. Vgl. auch seine Darstellung in der „Einleitung zum 1. Bande“ im MWB, I, S. IX.

⁹²³ Teuchert, Beiträge, S. 213.

⁹²⁴ Die erstgenannte Form ist in 25 Orten nachweisbar (u. a. Alt Meteln, Bansow, Bristow, Carolinenhof, Lichtenhagen, Möllin, Satow, Warlin und Züsow), die zweitgenannte beim ersten Sprecher aus Banzkow.

hatte im Mnd. *-ald-* zu *-old-* gehoben und damit den mouillierenden Einfluss des *d* zurückgehalten oder ganz unterdrückt; anstatt dessen wirkt sich zuerst der vokalische Gehalt aus, indem er das *o* dehnt, vgl. *holen* ‚halten‘: *Folen* ‚Falten‘ (1705) Hg. 6, 3; *den ohlen Keerl* (1708) [...]; doch macht sich auch bald das zu *j* geschwächte *d* bemerkbar: *biim Oeljen* ‚beim Alten‘ (1715) [...]; in der Sprache der höheren gesellschaftlichen Kreise setzt sich *-ll-* durch: *gehollen* (1711) [...].⁹²⁵

Anscheinend geht die Mouillierung zumindest nicht allein von /n/ aus, fragwürdig ist zudem, ob sie so einfach vom Schriftbild abgeleitet werden kann, wie Teuchert es tut, so ist für ihn die Aussprache [ho:lt] lediglich eine Analogiebildung: „Unter dem Einfluß des gleichbedeutenden *Woold* ‚Wald‘ hat sich *Holt* ‚Wald‘ angeschlossen: *to Holj gahn* (Rostock 1824)“.⁹²⁶ Auffällig ist in Westmecklenburg aber die Aussprache [ly:t] ‚klein‘,⁹²⁷ die sich mit Teucherts Annahme kaum deckt.⁹²⁸ Sie wäre dann als „Ausnahme“ zu behandeln, kommt aber sogar in der Mundartliteratur vor.⁹²⁹ In Boldela sind [my:gn] ‚Mücken‘ und [vɪndəha:lfjɔ:və] ‚Winterhalbjahr‘ zu hören. Die erstgenannte Aussprache erfasst auch Kolz: „rbg. *mýχ*, in der Lu *myc*, seltener *myχ*“, und meint, „[d]ieses *y* kommt nur in der Lv vor und bildet ein deutliches Unterscheidungsmerkmal zwischen beiden Kreisen“.⁹³⁰ Es handelt es sich wohl um einen halblangen Vokal, wie das Beispiel „*fyʹt* ‚fährt‘“⁹³¹ verdeutlicht und was sich mit der Aussprache in Boldela deckt. Jacobs notiert für die Orte, die westlich von Sukow, Lübesse, Rastow, Jasnitz und Kuhstorf liegen, „*my·χ*“.⁹³² Bei Kolz finden sich noch weitere Beispiele: „*ry·χ*“ ‚Rücken‘, „*plygŋ*“ ‚Pflock‘,⁹³³ Jacobs kennt zumindest das erstgenannte Wort auch mit halblangem Vokal und führt darüber hinaus „*bry·χ*“ an.⁹³⁴ Auffällig ist auch der längere Vokal in [try:ç] ‚zurück‘, das Kolz und Jacobs ebenfalls kennen.⁹³⁵ In Lüttow, Schlagsdorf, Selmsdorf und Zweedorf lautet ‚Frösche‘ [po:gn], in Schlagsdorf nutzen alle Probanden diese Form, in den anderen Orten ist auch [pɔgn] zu hören. Der Trammer nutzt ebenfalls die Variante mit kurzem /ɔ/, Sprecher eins aus Sukow (Banzkow) wiederum den längeren Vokal. Offensichtlich wirken mehrere Faktoren, die nicht mit *einer* Lautumgebung erklärt werden können. Sie häufen sich, wie Teuchert bereits beschrieben hat, aber vor /l/ und /n/, z. B. sagt der ältere Trammer: [be:ŋk] ‚Bank‘, [gy:ŋk] ‚ging‘, [hu:ŋvə] ‚Hunger‘, [ki:nvə] ‚Kinder‘, [sty:jn] ‚stand‘, [y:nvə] ‚unter‘, [vi:ndvə] ‚Winter‘, [fe:jl]

⁹²⁵ Teuchert, Beiträge, S. 213 f.

⁹²⁶ Ebenda, S. 214, Anm. 18.

⁹²⁷ So sagt die jüngste Probandin in Boldela: „[...] un denn heck noch eine Diern von veier Johr un noch ein von twei Johr un denn noch so'n ganzn lüüt'n von veier Mond.“ Diese Variante ist auch in Bennin, Lüblow, Pritzier und Tramm zu hören.

⁹²⁸ Jacobs, Teuth. 3, S. 129, verzeichnet diese Aussprache ebenfalls.

⁹²⁹ Clasen, S. 1, schreibt beispielsweise „lüjt“ ‚klein‘, „Lüjtlies“ ‚zweites (jüngeres) Dienstmädchen‘, Oldörp schwankt zwischen „lüütt Dörp“ (Oldörp, Nümmser, S. 271) und „Lütten“ ‚hier: Kinder‘ (ebenda, S. 270).

⁹³⁰ Kolz, S. 77.

⁹³¹ Ebenda, S. 11.

⁹³² Jacobs, Teuth. 3, S. 129.

⁹³³ Kolz, S. 77.

⁹³⁴ Jacobs, Teuth. 3, S. 129. Das Verbreitungsgebiet von „*ry·χ*“ soll dabei mit dem von „*my·χ*“ übereinstimmen. „*bry·χ*“ nimmt dagegen im Süden einen größeren Raum ein, indem es auch Stolpe, Barkow und Muchow erfasst.

⁹³⁵ Kolz, S. 77 bzw. Jacobs, Teuth. 3, S. 129, wobei Letzterer hier einen Nord-Süd-Gegensatz ausmacht, die Form mit kurzem Vokal komme im Süden (Werle, Balow, Brunow, Pampin, Telschow, Strepnitz) vor, jedoch dringe sie im Osten immer weiter vor. Damit nimmt die Variante mit halblangem Vokal einen größeren Raum ein, als die von ‚Mücke‘ und ‚Rüngen‘.

‚Feld‘. Die Längung tritt aber nicht immer auf, so sagt beispielsweise Sprecher zwei aus Boldela [sy:ndaxmedax] ‚Sonntagmittag‘, der Trammer hingegen [synɔ:mt] ‚Sonnabend‘, d. h., auch hier können beide Varianten nebeneinanderstehen. Verbreitet ist die Mouillierung heute vor allem im Südwesten Mecklenburgs, während sie in Tramm zumindest beim älteren Probanden noch zu hören ist, kann sie bereits in Sukow nicht mehr nachgewiesen werden. Auch der dort ansässige Banzkower gebraucht sie kaum mehr. Den Rückgang dieser Formen im Norden beschreibt Beckmann:

So hat sich die Aussprache eines alten mouillierten l+d mit Dehnung des vorhergehenden Vokals *oold*, *koold*, die ich von [sic] dem ersten Weltkrieg in zahlreichen Dörfern unseres Sprachraumes von alten Leuten noch vielfach beobachtete, bis etwa 1930 in einzelnen Fällen in abgelegenen Dörfern, besonders der Recknitzgegend, erhalten, ist dann aber gänzlich verschwunden. Ähnliches gilt von der Lautgruppe *uind*, *uint*, durch mouilliertes n entstanden, z. B. in *Muind* (Mund), *buint* (bunt), *Huind* (Hund); diese habe ich schon als Kind nur selten gehört, nur in ein oder zwei Fällen in den zwanziger Jahren.⁹³⁶

Heute ist sie auch im Südwesten rückläufig: In Tramm ist sie beim zweiten Probanden nicht zu hören, beim Rastower auch nicht mehr, beide sagen beispielsweise [kɪnɐ] ‚Kinder‘. Der Rückgang ist, wie Gundlach feststellt, wohl damit zu begründen, dass „ein solches Artikulieren, welches weder im Gemeinmecklenburgischen noch im Hochdeutschen irgendeine Entsprechung und Stütze findet, schon ungewöhnlich“ anmutet.⁹³⁷ Ähnlich wie bei „veir“ setzen sich also die Probanden, die sie noch nutzen, von den übrigen Mundartsprechern ab. Beckmann bemerkt, „daß fast alle örtlichen Sondererscheinungen ausgeglichen oder wenigstens ins Wanken gekommen sind“.⁹³⁸ Von diesen Ausgleichstendenzen ist auch die Mouillierung betroffen, „[a]ber in einem Dorfe wie Boldela (15/22), welches abseits von den Verkehrswegen liegt, hat selbst eine junge Sprecherin die mouillierte Aussprache bewahrt, in Lüblow (16/22), Pritzier (16/21), Alt Jabel (17/21) und Niendorf (13/22), doch sicher auch sonst noch, waren es einige ältere Sprecher.“⁹³⁹ Auffällig bei dieser Lauterscheinung sind die Langvokale. Teuchert geht davon aus, dass sie durch /j/ entstanden seien, das aus /d/ herrührt:

Keinesfalls kann dieses *-nj-* aus *-nn-* herrühren; auch diesem *-nn-* mouillierende Kraft zuzuschreiben, welche *-nj-* bewirke, geht nicht an. Immer ist *-nj-* an die Lautgruppe *-nd-* gebunden; deren *-d-* braucht dabei nicht verlorenzugehen, wie die Belege mit auslautendem *-nd* zeigen.⁹⁴⁰

Problematisch an diesen Ausführungen ist jedoch, dass Teuchert Graphemfolgen mit Lautfolgen gleichsetzt, eine Aussprache wie [hund], das „auslautendes „-nd“ zeigt, ist im gesamten Untersuchungsgebiet nicht vorgekommen. Anscheinend hat Teuchert sich einzig vom *Schriftbild* leiten lassen. Dass <nj> immer für <nd> stehe, ist also zunächst ein graphematisches Phänomen und kann nicht verallgemeinernd auf die Aussprache übertragen werden, denn <d> scheint eben keinen Einfluss auf die Aussprache auszuüben, wie Teuchert selbst anhand der Beispiele aus Jacobs' Darstellung bemerkt: „Beides tritt aber auch vor *-ng-* und *-nk-* auf, ein Anzeichen dafür, daß die mouillierende Kraft dieser Lautgruppe von *n* ausgeht“,⁹⁴¹ wobei dann zu fragen wäre,

⁹³⁶ Beckmann, Mecklenburger Mundart, S. 130.

⁹³⁷ Gundlach, Tonbandaufnahmen, S. 179.

⁹³⁸ Beckmann, Mecklenburger Mundart, S. 130.

⁹³⁹ Gundlach, Tonbandaufnahmen, S. 179.

⁹⁴⁰ Teuchert, Beiträge, S. 213.

⁹⁴¹ Ebenda.

wie er dann zu dem Schluss kommt, „auch diesem *-nn-* mouillierende Kraft zuzuschreiben, welche *-nj-* bewirke, geht nicht an“,⁹⁴² handelt es sich in beiden Fällen doch um denselben Konsonanten. Es scheint nicht plausibel, dass bei [gy:nk] /n/ die Mouillierung bewirkt, bei [hu:nt] jedoch <nd> (!) für diese verantwortlich ist. Daher ist dementsprechend auch nicht sicher, wie <j> zu interpretieren ist, ja ob es überhaupt, wie Teuchert meint, immer als Zeichen von Mouillierung aufzufassen ist. So schreibt er, dass sich bei Babst sehr reichlich *-nj-* finde, wobei er Laschs These verwirft, <nn> sei durch Assimilation aus <nd> entstanden,⁹⁴³ da

zu Anfang der mundartlichen Periode dafür vielfach die Lautgruppe *-nj-* bezeugt ist. Wohl erscheint daneben *-nn-*; darin hat man in diesem Falle ein schnell erreichtes Endprodukt des Lautüberganges zu sehen, wie es in städtischer Aussprache, welche den ländlichen Bei- und Nebenlauten abhold ist, leicht auftreten kann.⁹⁴⁴

Dementsprechend hätte Babst als Städter dann aber statt „Kinjer“ „Kinner“ schreiben müssen, da er kaum „ländliches Platt“ gesprochen haben dürfte. Lasch setzt dagegen eine andere Entwicklung an: „Nicht hiermit zusammen zu bringen ist *-nj-* für *-nn-* <*-nd-* in Texten des 17. und 18. Jhs., z. B. Hans unter den Soldaten [...].“⁹⁴⁵ Gerade dieses Theaterstück lässt aber Zweifel an Teucherts Theorie aufkommen, denn neben den von Lasch aufgeführten „*Enie* ende, *aniers*, *Lanje* lande“⁹⁴⁶ findet sich auch die Schreibung „hunt“.⁹⁴⁷ Dass eine Assimilation aber plausibler erscheint, verdeutlichen auch die Belege „Ahnwendung“ und „Ahnwennung“ bei Jeppe, die jedoch schon aus dem Ende des 18. Jhs bzw. Anfang des 19. Jhs stammen.⁹⁴⁸ Sie dokumentieren wohl auch nicht mehr die zeitliche Entwicklung, sondern <nd> ist wohl als konservative Schreibweise aufzufassen, sie illustrieren aber, wie leicht die Schreiber zwischen <nd> und <nn> wechseln konnten.

Fraglich ist zudem, inwieweit die von Teuchert skizzierte Entwicklung überhaupt andere Dialekte betrifft, denn ein Königsberger Liebesgedicht von 1670 enthält die Schreibungen „van dem Fo^elde“ ‚vom Feld‘ und „Hand“⁹⁴⁹. „De truehartige Thorop“ aus dem Jahre 1743 weist auch kein <j> auf, stattdessen „anner“ (S. 121), „bewunnerns-werth“ (S. 120), „Ende“ (S. 121), „Kind“ (S. 121), „Lande“ (S. 121), „Landes-Fröud“ ‚Landesfreude‘, „Munde“, „sünnerlick“, „Unnerdahnen“ (alle S. 120), „unnerdaniger“ (S. 119) usw.⁹⁵⁰ Ein Zeitgenosse Babsts, Adolf Theodor Brückner, schreibt „annas“ ‚anders‘, „Enn“ ‚Ende‘ (beide S. 117), „old“ ‚alt‘, „ollen“ ‚alten‘ (beide S. 116), „uppbinn’n“ ‚aufbinden‘ (S. 117).⁹⁵¹ Selbst in Mecklenburg ist diese Schreibweise also nicht durchgängig zu finden. Zudem ist Brückner auf dem Lande aufgewachsen, die Zuordnung, die Teuchert jedoch trifft,

⁹⁴² Ebenda.

⁹⁴³ Vgl. Lasch, Mnd. Gr., S. 167, § 323.

⁹⁴⁴ Teuchert, Beiträge, S. 212 f.

⁹⁴⁵ Lasch, Mnd. Gr., S. 168, § 323.

⁹⁴⁶ Ebenda, siehe auch Bolte, J[ohannes].: Hans unter den Soldaten, eine Posse des 17. Jahrhunderts, in: NdJb 12 (1886): „*aniers* (S. 134), „*Enie*“ (S. 135), „*Lanje*“ (S. 134) (nachfolgend als Bolte, Soldaten zitiert).

⁹⁴⁷ Bolte, Soldaten, S. 137.

⁹⁴⁸ Jeppe, S. 1 bzw. S. 7.

⁹⁴⁹ Fischer, L. H.: Ein Königsberger Gedicht in niederdeutscher Mundart aus d. J. 1670, in NdJb 12 (1886), S. 142.

⁹⁵⁰ Alle Seitenzahlen nach: Witt, Klaus: De truehartige Thorop. Ein Glückwunschedicht aus dem Jahre 1743, in: NdJb 82 (1959), S. 118 – 121.

⁹⁵¹ Alle Seitenzahlen nach: Kahl (s. Anm. 875).

ist genau umgekehrt, eigentlich müsste sich gerade in den „Pirdjungs“ <j> nachweisen lassen, der Städter Babst benutzt es hingegen.⁹⁵²

Ob <j> immer mouillierte Aussprache darstellt, ist also ungewiss. Die von Teuchert angeführten „Laienschreibungen *Hundj*, *Hujnd*, *Hundj*“ können darüber überhaupt keine Auskunft geben, da sie in keiner direkten Verbindung zu Babst stehen, sondern erst einhundert Jahre später aufgeschrieben worden sind. In den Aufnahmen lautet das Wort in etwa [hujnt], [hu:jnt]. Denkbar wäre auch, dass die Dehnung vor der Mouillierung stattgefunden hat. Dann müsste /j/ nicht zwangsläufig aus /d/ resultieren und /n/ wäre dann für diese Aussprache nicht verantwortlich, bei dem von Teuchert angeführten Beispiel „*biim Oeljen* ‚beim Alten‘“ ist das ohnehin nicht der Fall. Vielmehr könnte /j/ gerade aus dieser Längung resultieren, wird nämlich [hu:nt] langsamer ausgesprochen, so lautet es [hu:jnt], d. h., das Wort wird zweisilbig. Es verhält sich dann ähnlich wie [zi:n] ‚sein‘, das einige Probanden zu [zi:jn] langziehen. Ähnliche Fälle beschreibt Teuchert für „-bbe und -gge“, die nach seiner Auffassung „in der Regel mit gelängtem Vokal, vgl. *krü,af* ‚Krippe‘, *ri:f* ‚Rippe‘ Jac. 1, 128; *e-əχ* ‚Egge‘, *brü,əχ* ‚Brücke‘, *po,əχ* f. ‚Frosch‘“ zu hören seien. Die Beispiele, die er anführt, werden zum Teil auch auf den Aufnahmen so gesprochen. Solch ein Vokal ist manchmal auch bei [svi:ən] ‚Schwein‘ zu hören,⁹⁵³ das ebenfalls zweisilbig wird und gerade dann entsteht, wenn das /i/ sehr lang gezogen wird. Da dadurch aber ein Hiatus entsteht, wird /j/ eingeschoben: [svi:jən]. Ein weiteres Beispiel wäre die Aussprache [ly:jət] ‚Leute‘, wie sie in Cammin, Jördenstorf, Klein Trebbow, Kölzow, Kossebade, Triepkendorf und Weisdin zu finden ist. In all diesen Fällen handelt es sich um „Nebenvarianten“, die vor allem bei Betonung des Wortes anzutreffen sind, so wie in [najjən] ‚nein‘, das die jüngere Probandin aus Kossebade einmal auf Ergänzungsaufnahmen gebraucht hat, und im Wort [ajjən] ‚eine‘ aus den MWB-Sätzen des älteren Trammers. Die Länge des Vokals fördert dabei solcherlei Lautrealisationen, bei kurzem treten sie nicht auf. Die von Teuchert angeführten „urwüchsigen Zeugnisse Clasens aus dem Schönberger Gebiet: *Taustejn* ‚Zustände, *tau Stanjn* ‚zustande‘, *sünjd* ‚sünd‘, *Ejn'n* ‚Ende‘, *gesujn Aftiet* ‚gesunder Appetit‘“⁹⁵⁴ gehen zumindest teilweise mit [zi:jən] und [svi:jən] einher, von daher ist es durchaus denkbar, dass erst der lange Vokal diese Formen hervorgebracht hat. Holst hat

in Iv[enack]. vielfach auch einen konsonantischen Gleitlaut wahrgenommen, nämlich ein ^j nach *î*, *ü* in z. B. *grîs* = grau, *mü[^]s* = Mäuse etc. (vgl. das englische *v* in *see*), wo die Verbindung einer diphthongischen nahe kommt. Einen Gleitlaut ^o [sic] findet man in Iv. übrigens auch nach langen (nicht nur überlangen) Vokalen und Diphthongen vor *l*, *n*, etwas schwächer auch vor *m*: *wî^ol* = Weile, *paeo^ol* = Paul, *swet^on* = Schwerin, *aei^on* = ein, *bâ^om* = oben. Am kräftigsten ist dieser Gleitlaut nach den Diphthongen entwickelt, so dass nach deren zweitem

⁹⁵² Hier böten sich nur zwei Erklärungsansätze, entweder gab es die Aussprache in Mecklenburg-Strelitz bereits nicht mehr oder Brückner hat sie aufgrund seiner „Bildung“ abgelegt: „Er wurde am 29. 11. 1744 in Neetzka östlich von Neubrandenburg geboren. Seine Eltern waren der Pastor Christian Adam Brückner und Sophie, geb. Trendelenburg. Er besuchte seit 1760 mit seinem Bruder die Lateinschule in Neubrandenburg, 1763 das Joachimsthalsche Gymnasium in Berlin und studierte dann in Berlin, Göttingen und Halle (1763-1767).“ (Kahl, S. 124). Allerdings würde das nicht Babsts Schreibungen erklären, der einen ähnlichen Lebenslauf aufweist, siehe Grewolls, S. 22. Zudem wirkte Brückner nach seinem Studium „als Arzt in Woldegk und Umgebung, zu zahlreichen anstrengenden Fahrten genötigt“ (ebenda).

⁹⁵³ Sie ist u. a. in Alt Meteln, Boldela, Carolinenhof, Groß Lantow, Jördenstorf, Letschow, Möllin und Warnow zu hören, auf den neueren Aufnahmen auch in Demen und Kossebade.

⁹⁵⁴ Teuchert, Beiträge, S. 213.

Element vor dem ϵ oft ein Konfonant [sic] (oder Halbvokal) entsteht (*paeo-w^{el}* = Paul, *aei-j^{en}* = ein), wodurch eine deutliche zweite Silbe gebildet wird.⁹⁵⁵

Das einzige Argument, was für eine frühere Entstehung des /j/ spräche, wäre „die Erhöhung der kurzen Vokale *e*, *o* und *i*, *u* zu geschlossenen Lauten“⁹⁵⁶, namentlich bei [be:ɲk] ‚Bank‘, da diese Entwicklung über eine reine Vokaldehnung hinausgeht, allerdings ist sie nicht immer zwingend vom /j/ abhängig, so wäre auch mit diesem Konsonanten eine Aussprache wie [be:jɲk] denkbar. Dennoch meint Teuchert, „[d]aß auch *l* durch folgendes *d* mouilliert worden ist“, einen Hinweis darauf entnimmt er „der geschlossenen Aussprache des Vokals vor *ld* (vgl. bei Kolz *felt* n. Feld S. 35, *holt* n. Wald S. 63, *šult* f. Schuld S. 70), die sich in dem Gebiet von Jacobs mit der Dehnung verbindet (*ge-lt* n. Geld Teuth. 2, 50, *mo-l* f. 2, 53, [...], *šu-lt* Schulze 3, 128)“.⁹⁵⁷ Der Unterschied zwischen Kolz und Jacobs kann aber auch einfach auf unterschiedliche Wahrnehmung bzw. dem unterschiedlichen Zeichensystem beruhen, Kolz verwendet $\langle e \rangle$,⁹⁵⁸ um die „einfache Kürze“ anzugeben: „*he*‘ ‚her‘; *ze*‘ ‚See‘; *he*·*n*‘ ‚Hände‘; *re*·*dn*‘ ‚rein‘.“⁹⁵⁹ Jacobs schreibt hingegen „*ze*· m. (mnd. *sê*) See“,⁹⁶⁰ „*re*·*dn* rein, wirklich“⁹⁶¹ und kennzeichnet damit ein halblanges /e/. Dass beide aber eine ähnliche Vokallänge wahrgenommen haben könnten, zeigen Kolz' Beispiele für $\langle o \rangle$: „*zo*·*lt* n. ‚Salz‘; *v*·*o*‘ ‚wahr‘. [hd. *ro*·*t* ‚rot‘]“,⁹⁶² wobei das hochdeutsche Beispiel eben keinen ganz kurzen Vokal aufweist. Dagegen führt er bei $\langle o \rangle$ als standardsprachliches Beispiel „*Got* ‚Gott“ an,⁹⁶³ dessen Vokal nicht nur offen, sondern auch kürzer als in „rot“ zu sprechen ist.⁹⁶⁴ Clasen schreibt „Behnk“ bzw. „Behnken“,⁹⁶⁵ wobei $\langle h \rangle$ ebenfalls auf einen längeren Vokal hindeutet, während Kolz, der ja gerade dieses Gebiet behandelt, „*be*·*ɲc*“ schreibt.⁹⁶⁶ In Lüblow und Schlagsdorf ist [ho:lt] zu hören, beide /o/ unterscheiden sich hinsichtlich ihrer Länge aber nicht sonderlich. Kolz notiert als Aussprache „*ho*·*lt*, *ho*·*l*“,⁹⁶⁷ Jacobs „*ho*·*lt*“.⁹⁶⁸ Das Graphem $\langle \cdot \rangle$ hinter Vokalen verwendet Kolz auch, allerdings kennzeichnet er damit lange Vokale: „*bo*·*m*“,⁹⁶⁹ Jacobs nutzt dafür den Strich ($\langle \cdot \rightarrow \rangle$): „*bōm*“ ‚Baum‘.⁹⁷⁰

⁹⁵⁵ Holst, Clara: Zur Aussprache in Fritz Reuters Heimat, in: NdJb 33 (1907), S. 147. Leider ist es nicht möglich alle Zeichen adäquat darzustellen, so ist das $\langle e \rangle$ in $\langle aeu \rangle$ über das $\langle a \rangle$ gestellt, wie in älteren Schriften zur Kennzeichnung des Umlautes.

⁹⁵⁶ MWB, I, S. IX.

⁹⁵⁷ Teuchert, Lautstand, S. 21.

⁹⁵⁸ Teuchert zitiert, wohl, weil ihm das Zeichen nicht zur Verfügung stand, die entsprechenden Wörter mit $\langle e \rangle$. Für diese Arbeit wurde versucht, Kolz' Graphem annähernd wiederzugeben, es handelt sich um ein $\langle e \rangle$, auf dem ein Punkt gesetzt ist. Diese Unterscheidung ist notwendig, denn $\langle e \rangle$ markiert bei Kolz kurzes, offenes /ε/, siehe das Beispiel „hd. ‚velt ‚Welt“ (Kolz, S. 7), und so stellt er gegenüber: „felt“ – „fe·lt“ ‚Feld‘, „mel“ – „me·l“ ‚melden‘, wobei die erstgenannte Aussprache die der Stadt, die zweite die auf dem Lande darstellt (ebenda, S. 35).

⁹⁵⁹ Kolz, S. 7.

⁹⁶⁰ Jacobs, Teuth. 2, S. 113.

⁹⁶¹ Jacobs, Teuth. 3, S. 135, zur Zeichenkonvention siehe Jacobs, Teuth. 2, S. 47: „Kürze bleibt unbezeichnet, · bedeutet Halblänge, – Länge (für gelangte Diphthonge, z. B. den langen Doppellaut *ei*, dient die Buchstabengruppe *ei*·), ~ Überlänge.“

⁹⁶² Kolz, S. 9.

⁹⁶³ Ebenda.

⁹⁶⁴ Ähnlich ist es bei $\langle e \rangle$, wo er zwischen hd. „*me*‘ ‚mehr‘ und „*v*·*elt* ‚Welt‘ unterscheidet (beide Beispiele Kolz, S. 7).

⁹⁶⁵ Clasen, S. 3 bzw. 4.

⁹⁶⁶ Kolz, S. 35.

⁹⁶⁷ Ebenda, S. 63.

⁹⁶⁸ Jacobs, Teuth. 2, S. 53.

⁹⁶⁹ Kolz, S. 105.

Dass die geschlossenen Vokale nicht zwangsläufig auf Mouillierung zurückzuführen sind, zeigen die Langvokale, die vor /r/ gedehnt worden sind, denn sie werden heute geschlossen ausgesprochen.⁹⁷¹ Nur auf Westmecklenburg beschränkt ist die Aussprache [ze:ɣŋ] ‚sagen‘, die in Boldela, Lüttow, Pritzier, Schlagsdorf, Selmsdorf, Welzin und Zweedorf zu hören ist. Dort findet sich auch die Variante [liɣŋ] ‚liegen‘. Das /i/ entspricht dabei demjenigen, das auch im hochsprachlichen ‚liegen‘ vorkommt, nur ist es kürzer als in der Standardsprache. Damit korrespondiert es quasi mit den Formen [kredŋ], [medŋ], [zedŋ] usw. hinsichtlich seiner Länge. Kolz verzeichnet für die ‚Landsprache‘ ‚*lig´ŋ*‘,⁹⁷² ‚*le´g´ŋ* ‚legen‘‘ und ‚*se´g´ŋ* ‚sagen‘‘⁹⁷³. In Bennin, Lüttow, Pritzier und Zweedorf lauten die Pluralformen des Präsens von ‚haben‘ [hept], wobei aber auch [hept] zu hören ist.⁹⁷⁴ Ein Benniner spricht ‚geeggt‘

⁹⁷⁰ Jacobs, Teuth. 2, S. 118. Demnach kann, wenn die unterschiedlichen Höreindrücke beiseitegelassen werden, Folgendes festgestellt werden: Kolz verwendet beispielsweise für halblanges /o/ <o> (das er neben <o> unter ‚einfache Kürze‘ anführt, Kolz, S. 9), Jacobs jedoch <o>, den Langvokal („einfache Länge“) kennzeichnet Kolz mit <o>, Jacobs mit <ō>. Teuchert stellt nun gegenüber: *fe´lt* (Kolz) – *ge´lt* (Jacobs), *ho´lt* (Kolz) – *mo´l* (Jacobs), *šu´lt* (Kolz) – *šu´lt* (Jacobs) und will daraus unterschiedliche Längen erkannt haben. Offensichtlich korrespondieren sie aber miteinander, wenn nur die Zeichenkonventionen herangezogen werden, d. h., ob in Jacobs’ Gebiet der Vokal wirklich länger ist, lässt sich daraus gar nicht ablesen, vgl. auch ‚*ho´x*‘ (Kolz, S. 105) – ‚*ho´x*‘ (Jacobs, Teuth. 2, S. 118) ‚hoch‘, ‚*zo´t*‘ (Kolz, S. 106) – ‚*zōt*‘ ‚Ziehbrunnen‘ (Jacobs, Teuth. 2, S. 118), deutlich wird das auch an ‚rbg. *lo´s*, hierzu *lo´s* n. die losen, auf dem Felde nach der Ernte zerstreuten Kornähren‘ (Kolz, S. 118), wofür Jacobs, Teuth. 2, S. 118, notiert: ‚*lōs* und *lo´s* (mnd. *lōs*) los; *lōs* n. die beim Binden liegen gebliebenen losen Getreidehalme, die nach der Ernte zusammengeharkt werden‘.

⁹⁷¹ Teuchert, Beiträge, S. 219. Zumindest bei /e/ ist der Übergang zum geschlossenen Vokal allerdings wohl erst Ende des 19. Jh.s vollständig erfolgt, Wiggers, S. 2, führt für ‚verteeren verzehren, gewer Gewehr, her Herr‘ die Aussprache ‚wie hd. ä‘ an, vgl. auch Nerger, S. 128, der meint: ‚Das tonlange *ē* nämlich erleidet keine Veränderung durch nachfolgendes *r*, welches im einfachen Inlaute sich halbvokalisches auflöst, während *e* und *ê* vor demselben zu *î* werden. Beispiele: *bēr* pirum, *bacca*, *entbēren* desiderare, *begēren* cupere, *begēr* voluntas, *ernēren* nutrire, *schēren* tondere [...]‘. Das ‚tonlange *ē*‘ sei dabei am einfachsten charakterisiert, ‚daß diejenigen, welche ihre Schreibung nach Reproduction des Lautes haschen lassen, consequent dafür das Zeichen *ä* gebrauchen‘ (ebenda, S. 127). Bei der Aussprache vor /r/ stellt er kaum Abweichungen gegenüber anderen Lautumgebungen fest, ‚[n]ur eine geringe Nuancierung des Lautes macht sich bemerklich, welche dem breiten *ē* eine etwas hellere Färbung verleiht.‘ (ebenda, S. 128). Dietz, S. 124, bemerkt diese Aussprache auch im Hochdeutschen: ‚Andere machen, wenn sie hochdeutsch sprechen, aus diesem dunkeln *e* dasjenige, welches R[ichey]. mit *η* vergleicht, (wodurch er bezeichnen will, dass der Ton sich dem *ä* nähert oder ein helles *ä* wird, [sic]) so dass in ihrem Munde jene Wörter *sähr*, *mähr*, *ähren* klingen.‘ Ein Hinweis auf diese Aussprache liefert auch ein Artikel im ‚Freimüthigen Abendblatt‘ aus dem Jahre 1829, darin tadelt ein unbekannter Autor aus Wismar die hochdeutsche Aussprache ‚a^rben‘ für ‚ersten‘ bei Kindern, F.: Einiges u^ber den Gebrauch, die Kinder Plattdeutsch sprechen zu lassen, in: Freimu^tthiges Abendblatt, 11. Jg., Nr. 565, Schwerin 1829, Sp. 919. In Mecklenburg-Strelitz haben sich die offenen Laute vor /r/ erhalten, vgl. dazu Teuchert, Lautstand, S. 4. Die Aussprache zum /e/ hin scheint im 19. Jh. generell noch weitaus häufiger im mecklenburgischen (zumindest strelitzischen) Hochdeutsch gewesen zu sein als heute, wie die Ausführungen Carl Reinholds zeigen: ‚Wat dat e anbedrapen deit, so is et all bie dat Hochdütsche een groote Unsinn, dat wie in väle Würa een e schrieb’n, wur doch in de Uhtspraak dütlieh een *ä* to hür’n is; wie Norddütschen segg’n ook [sic] wenn wie hochdütsch spräken, mien Dagh nich: das Leben, das Streben, der Regen, der Segen, der Degen u. s. w., ne, dat is nich wahr, wie segg’n: das Läben, das Sträben, der Rägen, der Sägen, der Dägen, un de armen plattdütsch’n Jöhr’n war’n ’noog darmit quest’t un quält, dat se bie dat Hochdütsche, ganz werra ehre norddütsche Uhtspraak: ‚das Leben‘ ic. schrieb’n möht’n‘ (Reinhold, C., S. XIII).

⁹⁷² Kolz, S. 21, <*i*> zeichne sich dabei ‚durch das Fehlen der Spannung von *i*‘ aus, als hd. Beispiele nennt er ‚*v´i* ‚wie‘, *cni*, ‚Knie‘‘ (ebenda, S. 6).

⁹⁷³ Beide Beispiele: ebenda, S. 36.

⁹⁷⁴ Vgl. auch Kolz, S. 36: ‚In der Lv steht ein *e´* in den Kontraktionsformen von *heb´m* ‚haben‘.‘

[e:çt] aus, hier liegt also auch geschlossener (halblanger) Vokal vor, woneben er [εgŋ] ‚(das) Eggen‘ sagt.⁹⁷⁵

Kolz führt weitere, wenn auch seltenere Fälle auf: „Auch vor *m* + *Kons.* hört man, aber wieder seltener, *e*: mnd. *hemmede* Lu *hem-t* Lv *he'm-t** n. ‚Hemd‘; mnd. *dempen* Lu *demb'm* Lv *de'mb'm** n. ‚dämpfen‘; Lu *cremp* f. Lv *cre'mp* f. (häufig) ‚Krämpe‘.⁹⁷⁶ Daneben verzeichnet er auch einen Fall, wo vor /l/ gar kein palataler Laut vorkommt: „Ein *sde'l-* ‚stellen‘ habe ich nie gehört, und es klingt auch ganz fremdartig.“⁹⁷⁷ Gerade bei den Beispielen mit bloßem Langvokal (oder halblangem Vokal), die Teuchert als Indiz für (frühere) Mouillierung anführt, ist zu fragen, ob sie überhaupt eine solche aufgewiesen haben müssen. Es ist genauso denkbar, dass sie hier gar nicht oder nur vereinzelt vorgekommen ist. Gundlach und Teuchert interpretieren die Angaben zur Palatisierung vor /n/ und /l/ bei Jacobs als Zeichen der Mouillierung,⁹⁷⁸ allerdings ist bei ihm kein /j/ zu finden, noch erwähnt er es. Vielmehr berichtet er,

[ä]ltere Leute sprechen vor *n* und *l*+*Kons.* statt *ε* geschlossenes und halblanges *e*: *ge-lt* n. (mnd. gelt) Geld; *to, u fe-l* zu Felde; *be-ŋk* f. Bank; *he-n-* f. plur. Hände; *le-ŋ-* f. Länge; *e-n-* n. Ende; *e-ŋl* m. Engel n. pr.; *de-ŋgŋ* denken; *he-ŋ-* hängen; *me-l* melden; *ve-n-* wenden. Früher wurde *e* auch vor *nn* geschl. gesprochen: *dat fü-ə bre-n-t niχ es brennt nicht* es brennt nicht; *ubm bre-n- zidn* auf der Pelle sitzen, lästig fallen [...]; sonst aber *ken* (mnd. kennen) kennen.⁹⁷⁹

Dabei unterscheidet er zwischen diesen Dehnungen und mouillierter Aussprache:

Die wenigen westlich 83+82+80+79+91+94+72+73+45–43+39–37+115+113 [eine Linie westlich von Crivitz, Ruthenbeck, Domsühl, Zieslütbe, Möderitz, Karenzin, Wulfsahl, südlich von Stresendorf, Muchow, Groß Laasch, A. K.] mit geschlossenem *u* vorkommenden Fälle, die noch Lebenskraft verraten, sind *hu-nt* Hund, *bu-nt* bunt, Bund, *pu-nt* Pfund, *šu-lt* Schulze. Diese erscheinen aber durchaus nicht einheitlich mit *u-*, sondern Formen wie *pu-nt puñt puñt* lösen sich ab.⁹⁸⁰

Das Graphem <ñ> kennzeichnet bei ihm mouilliertes /n/, wobei er über dessen Verbreitung angibt: „In unserm Gebiete ist heute dieses ñ im wesentlichen auf den Teil westlich der Lewitz beschränkt (Kraak, Moraas, Jesar, Lüblow): eñ Ende, añəs, añəs anders.“⁹⁸¹ Die Verbreitung von gedehntem Vokal und mouilliertem /n/ sind also nicht deckungsgleich, Jacobs erfasst beispielsweise mit halblangem Vokal „*ki-nə, hi-n-, vi-nt, twi-ndiχ, Li-nk, pi-ŋsdn, bi-lə, bi-l-, vi-lt*“,⁹⁸²

[d]avon haben nur die ersten beiden allgemein einige Festigkeit, in den Randdörfern Zapel und Domsühl werden auch sie schon von *i*-Formen überwuchert. Die übrigen sind östlich der

⁹⁷⁵ Jacobs, Teuth. 3, S. 123, fallen diese Besonderheiten ebenfalls auf: „*e* vor *gg* tritt im allgemeinen als *ε* auf. Bemerkenswert sind folgende Abweichungen: ‚sagen‘, ‚legen‘ lauten westlich 104+130–127 [eine Linie westlich von Banzkow, Lübesse, Rastow, nördlich von Moraas, A. K.] *ze-gŋ, le-gŋ*, ‚eggen‘ westlich 104+105+132+129–127 [eine Linie westlich von Sukow, die dann südlich von Mirow verläuft, schließlich westlich an Lübesse, Rastow und nördlich an Moraas angrenzt, A. K.] *e-gŋ*.“

⁹⁷⁶ Kolz, S. 35.

⁹⁷⁷ Ebenda.

⁹⁷⁸ Gundlach, Tonbandaufnahmen, S. 179; Teuchert, Beiträge, S. 213, bezieht seine Belege für die Mouillierung von Jacobs.

⁹⁷⁹ Jacobs, Teuth. 2, S. 50 f.

⁹⁸⁰ Jacobs, Teuth. 3, S. 128.

⁹⁸¹ Ebenda, S. 144.

⁹⁸² Ebenda, S. 126.

Lewitz (104–106+69) nur noch wenig gehört, während sie im Westen namentlich bei alten Leuten noch ihre charakteristische Prägung, bisweilen sogar mouilliertes *n* haben.⁹⁸³

Ob nun aber diese Mouillierung Ursache der Dehnung war oder aber aus ihr als „Begleiterscheinung“ resultierte, ist nicht mehr feststellbar, auch die unterschiedliche Verbreitung beider Lauterscheinungen gibt darüber wenig Aufschluss. Diese kann natürlich dahingehend interpretiert werden, dass früher mouilliert gesprochen wurde, später nur noch die Dehnung hervortrat. Solch eine Argumentation ist aber nicht zwingend. Jacobs verweist ja darauf, dass die Aussprache gar nicht so fest ist, ob sie es jemals war, kann nicht ermittelt werden. Dementsprechend kann die Mouillierung eben auch als Resultat der Dehnung gesehen werden, die sich nur in einigen Regionen gezeigt hat. Das würde auch erklären, warum die Schreibungen in älteren Texten – wenn sie denn überhaupt immer als Kennzeichnung der Mouillierung zu verstehen sind – so variieren, teilweise von Wort zu Wort. Die Dehnung vor /g/ (resp. /ç/) und /t/ ist durch sie gar nicht zu erklären, da sie dort gar nicht auftritt, die vor /l/ kann Teuchert nur dadurch erklären, dass das /j/, anfangs durch den Liquid gehemmt, nicht erschien und stattdessen nur den Vokal gedehnt habe, später sich aber doch durchsetzte. Eine einfachere Erklärung wäre, die Mouillierung hier nicht als Ursache, sondern als Resultat dieser Vokallängung zu sehen, die auch vor anderen Konsonanten zu beobachten ist.

Kolz führt für Westmecklenburg Beispiele für „a > a[˘]“ auf, jedoch ordnet er diese Dehnung nicht der Mouillierung zu, sondern stellt fest, dass die Länge des Vokals durchaus variieren kann:

So ist die Dehnung vor velarem *ŋ* am ausgeprägtesten und erreicht hier bei älteren Leuten der Lv eine volle Länge: *laːŋk b'laːŋk* sind gar nicht selten, doch nur *rāŋk*. Aber auch bei den Wörtern mit a+nt ist die Quantität des Vokals differenziert: Wörter wie *b'ānt*, *zānt* zeigen durchschnittlich größere Dehnung als z. B. *hānt*, *gānt* usw.⁹⁸⁴

Solche Langvokale sind auch außerhalb des heutigen Mouillierungsgebietes üblich, z. B. in Peetsch, wo Sprecher drei [ha:nt] ‚Hand‘ sagt. Bereits Jeppe schreibt „Jälken spielen, schäkern.“⁹⁸⁵ das im MWB ohne Längenbezeichnung als „jalken“ verzeichnet ist.⁹⁸⁶ Clara Holst vermeldet für Ivenack, „[k]urzes *a* wird gewöhnlich halblang vor *l*, *n* + Konsonant“.⁹⁸⁷ Teuchert beobachtet in Mecklenburg-Strelitz „eine im ganzen erstrebte Dehnung in Wörtern wie ‚halb‘, ‚Kalb‘, ‚Hals‘, ‚Band‘, ‚Hand‘, ‚Land‘, ‚Wand‘, ‚tanzen‘“.⁹⁸⁸ Er sieht darin einen Zusammenhang zu den von Jacobs geschilderten Fällen aus Südmecklenburg und ordnet sie der Mouillierung zu.⁹⁸⁹ Seine eigenen Beobachtungen und die von Jacobs und Kolz zeigen jedoch, dass solch einer Dehnung gar keine mouillierte Aussprache vorausgehen muss, d. h., dass ein Langvokal vor /n/ oder /l/ damit auch nicht zwangsläufig auf solch eine (mög-

⁹⁸³ Ebenda.

⁹⁸⁴ Kolz, S. 51.

⁹⁸⁵ Jeppe, S. 81. Dass der Strich hier offensichtlich ein Längenzeichen darstellt, zeigen die Einträge „Achterpoort (oder pürt)“ ‚After‘ (ebenda, S. 25); „Bückbargung. kümmerliche Ernährung des Viehs“ (ebenda, S. 14); „Up de Achterflicken schlän, geringschätzen“ (ebenda, S. 5); „verbäst sien, bestürzt, verlegen sein“ (ebenda, S. 29).

⁹⁸⁶ MWB, III, Sp. 1061. Mantzel schreibt „Jalcken“, [Mantzel, Ernst Johann Friedrich]: Bu^tzowsche Ruhestunden, gesucht, in Mecklenburgschen, vielentheils, bisher noch ungedruckten zur Geschichte und Rechtsgelahrtheit vornehmlich geho^rigen Sachen. Andrer Theil, Bu^tzow 1761, S. 51. Dähnert, S. 203, verzeichnet es als „Jalkern“. All diese Schreibungen lägen eher einen kurzen Vokal nahe.

⁹⁸⁷ Holst, C., S. 147.

⁹⁸⁸ Teuchert, Lautstand, S. 11.

⁹⁸⁹ Teuchert, Lautstand, S. 20 f. sowie Teuchert, Beiträge, S. 213.

licherweise frühere) Artikulation verweist, zumal er sie für Mecklenburg-Strelitz gar nicht erfasst.⁹⁹⁰

Dementsprechend ist /l/ nicht unbedingt Hemmer einer Mouillierung, wie Teuchert meint,⁹⁹¹ die Dehnung verursacht hat, sondern sie kann eben einfach nach dieser eingesetzt haben, die Formen „den ohlen Keerl“ und „ohl Cumpahn“ lassen sich nämlich auch ohne diesen hypothetischen Zwischenschritt erklären: Dem ersten von Teuchert angeführten Beispiel aus einem Hagenower Hochzeitsgedicht von 1703 stehen Schreibungen wie „find gy“ ‚findet ihr‘ (S. 144), „Fru^end“ ‚Freund‘, „Kinder“ ‚Kinder‘, „Kinder-Do^ecke“ ‚hier: Bettdecke für das Kind‘, „su^end“ ‚sind‘, „un“ ‚und‘ sowie „unner“ ‚unter‘ (alle S. 143) gegenüber,⁹⁹² d. h., hier sind ansonsten überhaupt keine weiteren Schreibungen zu finden, die als Mouillierungen gedeutet werden könnten, so dass auch nicht unbedingt ein Zusammenhang zu den noch heute nachweisbaren Aussprachen in Westmecklenburg hergestellt werden kann. [o:l] ist auch in östlicher gelegenen Orten zu hören, ebenso [ko:lt] ‚kalt‘ und [ho:l] ‚halten‘, ohne dass es (zumindest heute) Anzeichen mouillierter Artikulation gebe, so sagt die erste Probandin in Kossebad beispielsweise [ko:l] im FT, in den MWB-Sätzen aber [felt] ‚Feld‘. Hier kommt der längere Vokal also nur bei bestimmten Lexemen vor. Die zweite Probandin hat in weiteren (leider nicht aufgezeichneten Gesprächen) auch [ho:lt] ‚Holz, Wald‘ gebraucht, das eine ähnliche Lautstruktur wie ‚alt‘ und ‚kalt‘ aufweist. Hierbei muss nicht zwangsläufig von einer Analogiebildung zum heute nicht mehr gebräuchlichen „Woold“ ausgegangen werden. Das <d> scheint zumindest in diesem Gebiet für die heutige Aussprache gar keine Rolle zu spielen, so dass die Regel, wie Teuchert sie beschreibt, hier nicht zutrifft, denn entgegen dieser spricht die jüngere Kossebaderin den Ortsnamen ‚Goldberg‘ [goltba:x] aus. Dagegen ist das /o/ beim Rastower lang: [go:lstet] ‚Goldenstädt‘. Jacobs gibt an,

o vor *l*+Zahnlaut hört man in bestimmten Wörtern meist in geschlossener Aussprache: *ho:lt* n. (mnd. holt) Holz, Wald; *mo:l* f. (mnd. molde) Mulde; *vo:l* (mnd. wolde) wollte; *ho:l* (mnd. holden) halten; *baho:l* behalten und *visho:l* festhalten (Zuruf an die Packer beim Weiterücken des Erntewagens) sind häufiger; *o:lt un ko:lt* alt und kalt. Diese Palatalisierung ist stark im Abnehmen begriffen und wird von dem jungen Geschlecht, auch von Leuten, die

⁹⁹⁰ Teuchert, Lautstand, S. 20. Dennoch geht er davon aus, dass „[a]us den eben mitgeteilten Sprachatlassehreibungen mit *-njd-* und *-ndj-* [...] sich nun leicht als letzter Anstoß für all diese Einflüsse auf den Stammvokal die palatale oder mouillierte Artikulation der Nasaldentalgruppe“ ergebe (ebenda). Die schriftsprachlichen Nachweise aus dem strelitzischen Gebiet (z. B. Brückner) deuten solch eine Aussprache jedoch gar nicht an. Außerdem tritt der Langvokal heute nicht nur vor *-nd-* auf, und es ist fraglich, ob die Mouillierung, wie Teuchert meint, in „ganz Mecklenburg“ (Teuchert, Lautstand, S. 20) gegolten habe, er führt lediglich Beispiele aus den Hochzeitsgedichten und aus einem aus der Prignitz (1654) an, dessen Schreibungen aber nicht zweifelsfrei gedeutet werden können: „*Wunjer* Vers 9, *angers* 97, *Lanje* 103“ (ebenda), denn in diesem finden sich auch „Blotfründsckop“, „bunte“ (beide S. 67), „Frünn“ (S. 65)/„Frünne“ (Pl.) (S. 67 u. 68), „Händen“ (S. 66), „Handwerker“ (S. 68) „unner“ (S. 66), „unnerwilen“ (S. 67), „vör Olders“ (S. 65), „olt“ : „hold“, „Schuld“ (beide S. 67), d. h., die von Teuchert angenommene chronologische Abfolge <nd> zu <nj> zu <nn> ist hier gar nicht auszumachen, stattdessen treten alle Schreibvarianten gleichzeitig auf. <j> steht dabei wohl auch noch als Hiattilger: „frijen“ : „hijen“, „narren“ (S. 66), „Niejstadt“ (S. 65 u. 68) neben „Niestadt“ (S. 66). Eine Formulierung wie „Met Junffer-Volck mehr hebb in minen Lanje hie“ (S. 68) ist deshalb nicht immer eindeutig zuzuordnen, hier könnte es sich z. B. auch um eine Verniedlichungsform handeln. Auch „Wunjer“ und „anger“ lassen sich nicht eindeutig bestimmen, da es sich um die einzigen Belege handelt und auch „Nehmt wunner“ (S. 68) nachgewiesen werden kann. Außerdem erscheint bei „näjlick“ (S. 65) <j>, ohne dass Mouillierung vorliegt. Alle Seitenzahlen nach: Claußen, Bruno: Ein märkisches Hochzeitsgedicht aus dem Jahre 1654, in: *Teuthonista* 4 (1927/28), S. 64 – 69.

⁹⁹¹ Teuchert, Beiträge, S. 213 f.

⁹⁹² Die Seitenzahlen beziehen sich auf: Deiter, H.: Niederdeutsche Glückwunschedichte des 18. Jahrhunderts, in: *NdJb* 26 (1900), S. 143 – 145.

viel mit städtischer Bildung in Berührung kommen, gemieden: *smo_lt* n. Schmalz, *zo_lt* n. Salz.⁹⁹³

Inwiefern diese Angaben als Mouillierung zu interpretieren sind, ist ungewiss, denn sie deuten nur auf einen längeren Vokal hin. Auch in den Transkriptionen der Grammophonaufnahmen aus Schönberg und Leussow sind diese langen Laute auffällig: z. B. bei ‚*fēl'n*‘ ‚(auf dem) Felde‘ aus dem letztgenannten Ort.⁹⁹⁴

Die anderen von Teuchert angeführten Beispiele vermögen kaum zu zeigen, dass der Dehnung Mouillierung vorausgegangen sein muss, denn das Hagenower Hochzeitsgedicht aus dem Niederdeutschen Jahrbuch zeigt vielmehr, dass „den ohlen Keerl“ eben neben „Kinder“ und „unner“ stehen kann. Keine dieser Schreibweisen legt die Vermutung nahe, dass hier /j/ gesprochen wurde, vielmehr ist fraglich, ob aus Graphemfolgen Aussprachen so ohne Weiteres abgeleitet werden können, als Beispiel sei auch hier das besagte Gedicht angeführt, in dem sich neben „ohlen“ auch „olden“ ‚altern‘ und „oldt“ finden.⁹⁹⁵ <j> kommt lediglich in „syn goje Wysz“ vor.⁹⁹⁶ Vor <n> ist solch eine Dehnung zumeist gar nicht verschriftlicht, Flörke schreibt sogar „Kijnna“.⁹⁹⁷ Allerdings stellt sich die Frage, wie zuverlässig Längen aus damaligen Texten herausgelesen werden können, so schreibt Jeppe „Hacke“ ‚Hacke‘ (S. 18), „Hacken“ ‚Haken‘ (S. 21), „Brodte“ ‚Brot (Dat.)‘ (S. 158), „Schmidt“ ‚Schmied‘ (S. 149), „Todter“ (S. 29) in den hochdeutschen Textpassagen.⁹⁹⁸ Für das Niederdeutsche kommt hinzu, dass die Schreiber sich an der Schriftsprache orientiert haben könnten, außerdem handelt es sich bei den hier beschriebenen Vokalen ja nicht immer um lange, sondern halblange, d. h., sie sind vielleicht in einigen Lautumgebungen gar nicht als ungewöhnlich wahrgenommen worden. Auch der Bildungshintergrund des Autors könnte eine Rolle gespielt haben. Die von Böhmer zitierte Textpassage aus der Vinetasage enthält die Schreibungen „Vöa ojlln Tiden“, „giijnän“ und „dei lüjttē Kijnä“.⁹⁹⁹ Entweder sind hier verschiedene Vokallängen anzunehmen, oder der Schreiber hatte einfach Schwierigkeiten, die Aussprache darzustellen, Mussäus hat bei Beschreibung der Mouillierung Mühe, sie überhaupt zu charakterisieren, sie klinge „fast wie Länjer, Hajnd, daß man es keineswegs mouillé nennen möchte und auch das j zu schreiben, wegen seiner Undeutlichkeit, nicht für gut finden dürfte.“¹⁰⁰⁰ Daher kann auch nicht immer eindeutig die Länge des Vokals bei diesen Schreibweisen ermittelt werden, so dass anhand der Texte kaum zu entscheiden ist, ob zuerst Dehnung oder Mouillierung eintrat. Die Schreibungen „hiengen“ ‚hingen‘ und „gieng“ (mehrfach so geschrieben) in Hg. 6, 3 könnten diese Dehnung kennzeichnen. Daneben finden sich auf derselben Seite „buind“ und „Baind“ (Hg. 6, 3), die Teuchert als Nachweise für die Mouillierung verbucht.¹⁰⁰¹ Inwieweit hier ein lautlicher Zusammenhang besteht, lässt sich jedoch nicht ermitteln. Weitere Schreibweisen, die auf Langvokal hindeuten könnten, enthält das Gedicht nicht: „Engel“, „hengt“ (beide Hg. 6, 3).

Teuchert sieht im Umlaut <ü> ein weiteres Anzeichen für frühere Mouillierung: „In John Brinckmans ‚Vagel Grip‘ hat die Lautfolge *-ujnt*, *-uint* die Umlautstufe erreicht; es reimt *de Münd* ‚Mund‘ mit *Pünt* ‚Spitze‘, ‚rund‘ lautet *ründ* u. a.“¹⁰⁰² Beckmann

⁹⁹³ Jacobs, Teuth. 2, S. 53.

⁹⁹⁴ Mecklenburgisch II, S. 17.

⁹⁹⁵ Alle Nachweise: Deiter, S. 143.

⁹⁹⁶ Ebenda.

⁹⁹⁷ Flörke, Abendblatt 321, Sp. 150.

⁹⁹⁸ Alle Seitenzahlen nach: Jeppe (s. Anm. 189).

⁹⁹⁹ Böhmer, S. 164.

¹⁰⁰⁰ Mussäus, Stände, S. 136.

¹⁰⁰¹ Teuchert, Beiträge, S. 213.

¹⁰⁰² Teuchert, Beiträge, S. 213.

unterscheidet jedoch zwischen *Muind* und *Münd*, d. h., beide traten gleichzeitig auf. Zudem schreibt Brinckman auch „tüm“ ‚zum‘,¹⁰⁰³ das bei Babst und Lessen noch „tum“ lautet.¹⁰⁰⁴ Hier ist jedoch kaum an eine Mouillierung zu denken, da sie vor /m/ eigentlich gar nicht auftritt. Einen Hinweis, dass /y/ aus mouillierter Aussprache hervorgegangen sein könnte, gibt Seelmann 1930:

In Lunow bei Oderberg in der Mark fand ich sie [die Mouillierung, A. K.] noch 1906; als ich einige Jahre später dorthin kam, fuchte ich vergeblich nach Leuten, deren Aussprache sie bot, und beobachtete, daß ein Mann, der früher palatalisierte Wortformen gesprochen hatte, jetzt in diesen *ü* statt *u* sprach, also *Hünt*, *Hünne* sagte.¹⁰⁰⁵

Er dehnt diese Beobachtung auch auf Mecklenburg aus: „Bemerkenswert ist, daß man auch hier stellenweise – auch in der Umgegend von Rostock – jetzt in Wörtern, die früher von ihr betroffen wurden, *ü* statt *u*, also auch *Hünt*, *Hünn* sprechen hört.“¹⁰⁰⁶ Beckmann bezeugt diese Aussprache ebenfalls, allerdings ist sie nach seinen Angaben in den 1950er Jahren bereits erloschen, einen genauen Zeitpunkt, wann sie verdrängt worden ist, kann er jedoch nicht nennen.¹⁰⁰⁷ Die Angaben Seelmanns sind jedoch widersprüchlich, denn noch 1917 vermag er das <ü> in Brinckmans Schriften nicht zu deuten:

Ausser bei Brinckman sind mir solche *ü*-Formen in mecklenburgischer Mundart nicht begegnet. Man könnte annehmen, dass sie eine ältere, jetzt geschwundene Aussprache wiedergeben. Ich selbst habe aber dafür weder in älteren niederdeutschen Schriften Belege finden können noch trotz vieler Nachfrage in Mecklenburg sichere Bestätigung jener Annahme erhalten, wenn auch Manche glaubten, dass alte Leute wohl früher so gesprochen haben. Nur für *Krümstroh* wurde mir am Plauer See versichert, dass hier so gesprochen, aber stets *krumm* gesagt werde.¹⁰⁰⁸

Dadurch lässt sich keine genaue Angabe darüber machen, wann und wo diese Aussprache gegolten hat. Fraglich ist zudem, ob sie in allen Fällen aus der Mouillierung resultiert, Seelmann hat <ü> bei Brinckman vor <n> und <m> ausgemacht, von Letzterem wird aber gar keine palatale (mouillierte) Variante erwähnt.¹⁰⁰⁹ Ein Hochzeitsgedicht von 1732 enthält „Wünnerlick“, ‚wunderlich‘ (Hg. 22, 2^a) und „Wunner“

¹⁰⁰³ So heißt es z. B. im Gedicht „Hasselstöck“: „treckst du den Jung tüm Kater grof“ (Brinckman, Werke II, S. 293).

¹⁰⁰⁴ Dahl, Eva-Sophie: Die ‚Hellenia‘ des Friedrich August Lessen. Dichtung und Sprachdenkmal eines Mecklenburgers aus dem frühen 19. Jahrhundert, in: NdJb 87 (1964), S. 118, Anm. 14 sowie Lessen, Hellenia, S. 74, Str. 133: „as gingt tum Danz“.

¹⁰⁰⁵ Seelmann, Wilh[elm]: Mundartliches aus Mecklenburg, in: NdKbl 43, 3 (1930), S. 47.

¹⁰⁰⁶ Ebenda.

¹⁰⁰⁷ Beckmann, Mecklenburger Mundart, S. 130.

¹⁰⁰⁸ Seelmann, Brinckman-Forschung, S. 8.

¹⁰⁰⁹ Siehe die hier bereits angeführten Arbeiten: Teuchert, Beiträge, S. 213; MWB, I, S. IX; Beckmann, Mecklenburger Mundart, S. 130; Jacobs, Teuth. 2, S. 50 f. sowie Teuth. 3, S. 120, 124 u. 144, die sich allesamt auf /n/ und /l/ beziehen. Zudem ist Brinckman in der Schreibung inkonsequent, wie Seelmann, Brinckman-Forschung, S. 8, feststellt: „Das *ü* findet sich also in ‚Anno Toback‘ in denselben Wörtern wie im ‚Vagel Grip‘. Es wird dadurch die Annahme unmöglich, dass Druckfehler vorliegen, die etwa durch eine Undeutlichkeit oder Besonderheit der Schrift Brinckmans verursacht wären. Auch die Reime im ‚Vagel Grip‘ lassen sich als Beweis anführen. S. 61. 122. 208 reimt *krümm* auf *ümm*, S. 216 auf *wurüm*, S. 88 *üns* auf *süns*, S. 8 *Münt* auf *gunnt* (lies *günnt*), S. 34 *ründ* auf *Fründ*. S. 65 reimt *ründ* allerdings auf *Hund*, aber dieses Wort hört man auf dem Lande in Mecklenburg öfter palatalisieren. Es erhält dann eine *Hünd* ähnliche Aussprache, die den Reim zu *ründ* erträglich macht. Ein Blick auf die Belege lehrt, dass *ü* statt *u* nur beim kurzen *u* und nur vor den nasalten *n* und *m* erscheint. Andererseits ist für mich nicht erkennbar, warum es gerade nur in den verzeichneten Wörtern sich findet und nicht auch z. B. in *hunne(r)t* hundert S. 6, *Punte(r)* Pfunde S. 13, *runsch* S. 14, *gesund* S. 19, *Punt* S. 19, *glummt* S. 21, *Sunndag* S. 23, *munte(r)* S. 36, *Grund* S. 43 und in den hier oben S. 7 bereits angeführten Zusammensetzungen mit *un-*, wie *Unglück*, *unwennt* usw.“

: „herunner“ (Hg. 22, 2^b), ohne dass die Schreibungen auf Mouillierung schließen ließen.

Inwieweit mouillierte Aussprache früher in Mecklenburg üblich war, lässt sich kaum abschätzen, doch nahm sie einen größeren Raum ein als heute, wie die Schilderung Beckmanns zeigt. Teuchert meint, „[d]as ganze 19. Jahrh. hindurch und bis an die Schwelle der Gegenwart hat das Landvolk so gesprochen“, wobei er sich auf Mussäus stützt. Dieser macht keine Angaben zur Verbreitung, doch gibt es zumindest einige metasprachliche Aussagen neben der Beckmanns: Seelmann berichtet, „[v]or 1900 konnte man diese Aussprache noch in einigen Dörfern der nördlichen Mark Brandenburg und im mittleren Mecklenburg-Schwerin finden.“¹⁰¹⁰ Teucherts Angabe ist deshalb viel zu allgemein. Ältere Texte aus dem strelitzischen Gebiet weisen beispielsweise gar kein <j> auf.¹⁰¹¹

Wrede erfasst in den Wenkersätzen „palatalisierte *-njd*, *-nj* in Mecklenburg“ für ‚Pfund‘ (S. 105) und ‚Hund‘ (S. 107), bei ‚Kind‘ sei die „gleiche palatalisierung *-njd* wiederum häufig in Mecklenburg“ (S. 111), „[g]edehtes *ī* wird bezeugt für das westliche Mecklenburg (vgl. dort *pūnd*, *hūnd*)“ in ‚Winter‘ (S. 109).¹⁰¹² Er meint, „im mecklenburgischen etwa zwischen dem 28 und 30 Längengrad¹⁰¹³ weisen zahlreiche Schreibungen *sōlt*, *sohlt*, *soolt* ebenso auf Dehnung“¹⁰¹⁴ und bemerkt „auch eine Art Mouillierung, wie sie sich im erwähnten mecklenburgischen *sōlt*-Gebiet in mehrfachen Schreibungen *soljt*, *sojlt*, *soilt* ausspricht“.¹⁰¹⁵ Dazu registriert er „im westlichen Mecklenburg noch etliche Dehnungen *ōl*- wie *sōlt*“, „womit auch die *fill*- u. *felde* [...] zu vergleichen sind“.¹⁰¹⁶ Seine Ausführungen sind jedoch teilweise zu ungenau, als dass sich daraus ein bestimmtes Gebiet für diese Aussprachen ausmachen ließe, offenbar konzentrieren sich derartige Schreibungen aber auf den Westen. Schmidt registriert sie noch für die um 1850 gesprochene, ländliche Mundart um Gadebusch:

n nur ländlich (Stöllnitz *α*) palatal, w wenn ein **j** folgen sollte.

Beisp. **tran** **t** verzogenes Mädchen.

tren **t** **li** verzärtelt.

pun **t** Pfund.¹⁰¹⁷

Schriftliche Aufzeichnungen aus literarischen Texten können nur in begrenztem Maße dazu herangezogen werden, weil nicht immer sicher ist, wie die einzelnen Grapheme lautlich zu deuten sind. Sicher lassen sich Mussäus' Angaben als

¹⁰¹⁰ Seelmann, *Mundartliches*, S. 47.

¹⁰¹¹ Neben dem bereits zitierten Brückner seien hier genannt: Anonym: *Dat Spo^hhk*, in: *Neue Monatschrift von und fu^r Mecklenburg*. Vierter Jahrgang. 4^{tes} Stu^{ck}. Schwerin April 1795, S. 129 (nachfolgend als „Spöhk“ mit entsprechender Seitenzahl zitiert): „juⁿnen“ ‚dort drüben‘, „Wind“, „kold“ : „Hold“ ‚Holz‘; Reinhold, A.: „binnen“ : „finnen“ (S. 3), „Gruⁿnen“ : „uptofinnen“ (S. 5), „Hunnen“ ‚Hunde‘ (S. 6), „Kind“ : „Wind“ (S. 3), „schwinnen“ (S. 4), „Min Oller“ ‚mein Alter (Anrede)‘ (S. 11) usw.; Reinhold, C.: „annas“, „finnⁿ“, „Kinnings“, (alle S. X), „mitunna“ (S. XIII), „wunnaschön“ (S. X), „ollⁿ“ (S. XIV), vgl. auch seine Ausführung auf S. XIV: „Et gifft öwa ook in de plattdütsche Spraak een gewöhnliches a, t. B. de Mann, van, de Hand, dat Land, de Sand, de Wand u. s. w.“

¹⁰¹² Alle Seitenzahlen nach: Wrede, Ferd[inand].: *Berichte über G Wenkers Sprachatlas des Deutschen Reichs IV*, in: *Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Litteratur XIX*, Berlin 1893, S. 97 – 112.

¹⁰¹³ Das Gebiet erfasste demnach auch Orte, die östlich von Rostock liegen.

¹⁰¹⁴ Wrede, *Berichte IV*, S. 100.

¹⁰¹⁵ Ebenda, S. 101.

¹⁰¹⁶ Wrede, Ferd[inand].: *Berichte über G Wenkers Sprachatlas des Deutschen Reichs XII*, in: *Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Litteratur XXI*, Berlin 1895, S. 278.

¹⁰¹⁷ Schmidt, *Lauttafel*, S. 8. /**ɣ**/ bezeichnet /**ç**/ bzw. /**x**/, siehe Faksimile im Anhang (leider können nicht alle Lautzeichen adäquat wiedergegeben werden, ansonsten werden die Schreibweisen des Autors aber soweit wie möglich beibehalten).

Mouillierung auffassen, da er seine Schreibung erläutert, ob Babsts und Mantzels Verschriftlichungen aber damit in Zusammenhang stehen, lässt sich nur schwer beurteilen, selbst wenn Letzterer nach Teucherts Dafürhalten „nach eigenem Hören“ „een anjer mahl“ notiert hat,¹⁰¹⁸ da aus phonologischer Sicht völlig unklar ist, wie das Wort auszusprechen ist, möglich wären z. B. auch [ɑnjɐ], [anjɐ] usw. Außerdem wählt gerade Mantzel eine nicht so lautgetreue Verschriftlichung, wie das von Teuchert angeführte Zitat zeigt: „Jochen! worum peepst du nich? du plegst, jo su^eß, hier immer tho piepen: haddst du man peepen: up een anjer mahl, so piep hu^ebsch: wenn du piepst [sic] holden wy stracks still.“¹⁰¹⁹ Hier ist beispielsweise noch „holden“ zu lesen. Eigentlich hätte dieses nach Teucherts Ausführungen auch schon mouilliert sein müssen. Brückner schreibt nicht einmal zehn Jahre später „Staahtölla“ und „harr“¹⁰²⁰, d. h., <ld> ist bei ihm zu <ll> übergegangen, desgleichen <dd> zu <rr>. Mantzel erwähnt in seinen Ruhestunden sogar, dass <d> häufig wie /r/ ausgesprochen werde, d. h., er weicht bei „haddst“ bewusst von der Lautung ab.¹⁰²¹

Gerade die Beispiele aus den Hochzeitsgedichten sind teilweise nicht zweifelsfrei zu deuten, so führt Teuchert aus dem sechsten „*up em laing* ‚auf dem Lande‘“, „*de Muind* ‚Mund‘“, „*Baind* ‚Band‘“, „*buind Papier* ‚bunt Papier‘“ und „*anjer* ‚ander‘“ an,¹⁰²² im selben Gedicht (Hg. 6) kommen aber auch „Bänder“ (S. 2), „bekandt“ (S. 4), „gefunden“ : „Stunden“ (S. 3), „Hand“ (S. 4), „Händen“ „stund“ sowie „Stunde“ (alle S. 3) vor.¹⁰²³ Problematisch ist auch seine Interpretation, dass es sich bei den Reimen „*holen* ‚halten‘ : *Folen* ‚Falten‘“ um gedehntes /o/ handele,¹⁰²⁴ denn es reimen sich auch „schicken“ und „kicken“ ‚schauen‘ (S. 3). Werden nun die heutigen Lautverhältnisse auf diese Wörter übertragen, so wie Teuchert es bei „holen“ tut, so müsste hier entweder von einer Dehnung des /i/ im ersten Wort oder einer Kürzung des Vokals im zweiten ausgegangen werden, was aber kaum anzunehmen ist. Aus heutiger Sicht würde es sich einfach um einen Augenreim handeln, phonologisch gesehen wäre er aber unrein. Auf die Reime ist in diesem Falle also nicht immer Verlass, um die Vokalquantitäten bestimmen zu können, so soll sich auch „noch“ mit „drog“ ‚trug‘ (S. 3) reimen. Anhand der Schreibung ist bei „holen“ und „Folen“ überhaupt nicht feststellbar, ob <o> nun einen kurzen oder langen Vokal darstellen soll, da diese Wörter nur einmal vorkommen. Zumindest bedeutet ein einzelner Konsonant nicht immer zwangsläufig, dass der Vokal lang sein muss, wie „*De dridde wul sick*“ (S. 3) und „*wullen see*“ (ebenda) zeigen. Auch die Schreibungen „Feld“ (S. 2) „Gold“ : „Holt“ (S. 3) und „Umbhangs-Geld“ ‚Geldgeschenk zur Taufe‘ (S. 4) bezeugen weder Langvokal noch mouillierte Aussprache.¹⁰²⁵

¹⁰¹⁸ Teuchert, Beiträge, S. 213.

¹⁰¹⁹ [Mantzel, Ernst Johann Friedrich]: Bu^tzowsche Ruhestunden, gesucht, in Mecklenburgschen, vielentheils, bisher noch ungedruckten zur Geschichte und Rechtsgelahrtheit vornehmlich geho^rigen Sachen. Fuⁿf und zwanzigster Theil, Bu^tzow 1766, S. 56

¹⁰²⁰ Beide Nachweise: Kahl, S. 116.

¹⁰²¹ [Mantzel, Ernst Johann Friedrich]: Bu^tzowsche Ruhestunden, gesucht, in Mecklenburgschen, vielentheils, bisher noch ungedruckten zur Geschichte und Rechtsgelahrtheit vornehmlich geho^rigen Sachen. Dritter Theil, Bu^tzow 1761, S. 25.

¹⁰²² Teuchert, Beiträge, S. 213.

¹⁰²³ Alle Seitenzahlen nach: Kohfeldt, G[ustav]. (Hrsg.): Plattdeutsche mecklenburgische Hochzeitsgedichte aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Für die Rostocker Pfingsttagung des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung und des Hansischen Geschichtsvereins im Auftrage des Vereins für Rostocks Altertümer, Rostock 1908. Die Sammlung enthält keine Seitenzahlen, lediglich die Hochzeitsgedichte sind durchnummeriert. Die Seitenzahlen folgen daher der Zählung Teucherts, wobei die erste Seite den Eingang des jeweiligen Gedichtes darstellt, d. h., Hg. 8, 2 verweist auf S. 2 des achten Hochzeitsgedichtes. Die Gedichte aus dieser Sammlung werden nachfolgend im Text mit Hg. und der entsprechenden Nummer zitiert, es ist dann immer die Ausgabe Kohfeldts gemeint.

¹⁰²⁴ Teuchert, Beiträge, S. 214.

Teucherts Beispiel für den Übergang des /d/ zu /j/ vor /l/ (Hg. 16), „biim Oeljen“ muss nicht unbedingt als Mouillierung verstanden werden: zwar lassen sich weitere Beispiele finden, die scheinbar dafür sprechen („anjer“, „Frünje“ [beide S. 2], „Landj“ [S. 3], „ünjerplöög“ [ebenda], „wunjerlicks“ [ebenda] usw.), allerdings tritt <j> auch in anderen Graphemumgebungen auf, so z. B. bei „Artjen-Stroh“, ‚Erbsestroh‘, ‚goje Frünje‘ ‚gute Freunde‘ (alle S. 2) und dem Namen „Lüütj“, „Lütje“, „Lüütjens“ (Gen.) (alle S. 3) darüber hinaus gibt es auch hier wiederum Gegenbeispiele: „holln“, „Stükk Lands“ (beide S. 2) und „sind“ (S. 3).¹⁰²⁶ Die Längen- und Kürzenbezeichnungen in dem Gedicht sind zudem nicht immer eindeutig, so dass zu fragen wäre, ob es sich um Aussprache- oder lediglich Schreibvarianten handelt, möglicherweise in einigen Fällen sogar um Druckfehler, wie z. B. bei: „Koon“ – „Kon“ ‚Korn‘, „seeg“ – „segg“ ‚sage (Imper.)‘ (alle S. 2).

Anhand der Gedichte versucht Teuchert auch zu beweisen, dass sich <ll> „in der Sprache der höheren gesellschaftlichen Kreise“ durchsetzt: „gehollen (1711) Hg. 8, 3; holln (1715) 16, 2.“¹⁰²⁷ Hierbei zitiert er aber „holln“ aus demselben Gedicht, in dem auch „Oeljen“ zu finden ist, d. h., in ein und demselben Gedicht vollziehen sich zwei entgegengesetzte Lautentwicklungen, zum einen /d/ > /j/ und Dehnung des /o/ sowie /d/ (oder /j/) zu /l/ und Kürzung des gedehnten /o/, was recht unwahrscheinlich ist.¹⁰²⁸ Gegen seine Behauptung sprechen außerdem die Befunde aus Hg. 8, da neben dem von ihm angeführten „gehollen“ auch „de ohle Vader Schult“ (beide S. 3) zu lesen ist.¹⁰²⁹ Hier zeigt sich eine ähnliche Varianz in der Verschriftlichung, wie sie

¹⁰²⁵ Auch bei den anderen Hochzeitsgedichten, aus denen Teuchert Nachweise anführt, sind nicht stichhaltig, der Schreibung „hohlen“ in Hg. 29, 2^a stehen beispielsweise „Pund“ ‚Pfund‘, „sünderlick“ ‚sonderlich‘ gegenüber, hier kann also allenfalls von einer Dehnung des /o/ ausgegangen werden, ebenso bei „ohl Cumpahn“ in Hg. 28, 2^b, in dem zudem „de ohlen Sägen“ und „miener ohlen Moder“ (Hg. 28, 2^a) finden sind, allerdings heißt es hier ebenfalls „sünd“, „stund“, darüber hinaus „Dat, wenn JJe eens vār Oller starven / JJe heffen Kind un Kindes Kind.“ (alle Hg. 28, 2^b). Es ist also nicht einmal eine Regelmäßigkeit in der Schreibung zu finden.

¹⁰²⁶ Die Häufigkeit des <j> ist in diesem Gedicht sehr auffällig, besonders nach <n(d)>: „een annjen“ ‚einander‘: „wanjen“ ‚wandern‘ (S. 2), „unjehaak dat Konn“ ‚hake (im Sinne von ‚pflügen‘) das Korn unter‘ (S. 2), „goje Fründj“ (S. 2) ‚guter Freund‘, „Stükk Landj“ (S. 3). Andere Gedichte verzeichnen weit weniger solcher Formen, jedoch ist <j> auch in diesen vorhanden, z. B. im siebzehnten: „hunjert“ ‚hundert‘, „Wunjer-Steen“ ‚Wunderstein‘, „wunjerlick“ ‚wunderlich‘, „wunjre“ ‚wundere‘ (alle Hg. 17, 2). Häufig steht es vor <er>, was Lasch, Mnd. Gr., S. 168, § 324, Anm. 2, auch bei Babst beobachtet hat. In besagtem Gedicht finden sich aber auch Formen wie „Kind“; „Mund up Mund“ (Hg. 17, 2) und „Unbekande“ ‚Unbekannter‘ (Hg. 17,1). Die Schreibungen sind also keineswegs durchgängig.

¹⁰²⁷ Teuchert, Beiträge, S. 214.

¹⁰²⁸ Anders ist der zweite Fall nach Teucherts These nicht zu denken, da sich /ld/ zu /lj/ entwickelt, wobei der „mouillierende Einfluß des d zurückgehalten oder ganz unterdrückt“ wird, „anstatt dessen wirkt sich zuerst der vokalische Gehalt aus, indem er das o dehnt.“ (Teuchert, Beiträge, S. 213 f.). Andernfalls muss hier von zwei unterschiedlichen Entwicklungen ausgegangen werden, nämlich eine, die von /ld/ zu /lj/ führt (Oeljen), während bei der anderen /ld/ zu /ll/ wird (holln). Allerdings erscheint das kaum plausibel, da es sich immer um dieselbe Lautumgebung handelt und auch „hohlen“ in den Hochzeitsgedichten nachweisbar ist.

¹⁰²⁹ Zudem ist fraglich, wie Teuchert bei diesen Gedichten zwischen den „höheren gesellschaftlichen Kreisen“ und den „bäuerischen“ unterscheiden will, dafür gibt es kaum Anzeichen. Das von ihm zitierte Hg. 16 handelt beispielsweise von einem „Striit / Nemlick: Ob een mähr Akker wol ahne Ploog of Haken kan beseiet / un alleen mit de Egge kann handtheet waren“, verfasst von einem „redliken Fründj van Biestauskens [biestowschem, A. K.] Huse“ (S. 1). Ob diese Angabe stimmt, lässt sich aber kaum ermitteln. In dem Gedicht überwiegen „monophthongische“ Schreibungen: „goje“ ‚gute‘, „noog“ ‚genug‘, „plöög“ ‚pflügen‘, „see ikk“ ‚sehe ich‘ (alle S. 2), daneben kommen aber auch Formen vor, die zumindest heute „mundartfremd“ sind: „neje Tiden“ ‚neue Zeiten‘, „us“ ‚uns‘ (alle S. 2). Im achten Gedicht wird etwas über die soziale Herkunft gesagt, der Bräutigam sei „[e]n vörnem Hannels-Mann“ (S. 1), allerdings finden sich darin Schreibungen wie „Eicken-Block“ ‚Eichenblock‘ (S. 2), „Deinst“ ‚Dienst‘, „hei“ ‚er‘ (beide S. 3), „heid“ ‚heißt‘ (S. 2), „up dei Hoge Schaul“ (S. 1), „daun“ ‚tun‘: „Haun“ ‚tun‘ (S. 2), „fraug“ ‚fragte‘ (S. 3) ‚Mauder‘ ‚Mutter‘ (S. 2)

auch im gesprochenen Dialekt anzutreffen ist, denn häufig schwanken die Probanden zwischen verschiedenen Aussprachen, d. h., heutige Normauffassungen gelten für diese Schriftzeugnisse nicht. Daher kann auch nicht von einer Regelmäßigkeit ausgegangen werden, wie Teuchert sie für seine These quasi voraussetzt. Abweichungen davon sind deshalb nicht zwangsläufig Zeichen unterschiedlicher gesellschaftlicher Schichten, denn nicht jede Schreibweise dokumentiert Lautmerkmale, noch muss sich die exakte Aussprache im Schriftbild widerspiegeln. Gerade im Falle der Mouillierung ist deshalb nicht zu entscheiden, ob die Schreibungen in den Hochzeitsgedichten wirklich immer diese darstellen. Auch in einem Geburtstagsgedicht aus dem Jahre 1713, das in Aurich gedruckt worden ist, findet sich solch eine Schreibung: „de Ohlen“, allerdings gibt es wie im Hagenower Gedicht keinerlei Schreibungen mit <j>, so heißt es u. a. „Kunden“, „Verwunnerung“, „Geld“ usw.¹⁰³⁰ In einem Lied über den Sieg an der Conzer Brücke, das ebenfalls nicht aus Mecklenburg stammt, sind „Enem ohlen ehrlicken Dütschen“ (S. 41), „wunjert“ (S. 42), aber auch „anner“ (ebenda), „stünnen“ (S. 43) und „överwunnen“ (S. 41) zu lesen.¹⁰³¹ Ein pommersches Hochzeitgedicht¹⁰³² aus dem Jahre 1693 hat den Reim „Vajer“ ‚Vater‘ : „Ajer“ ‚Oder (Flussname)‘ (beide S. 129), wobei aber auch „hinnen“ (S. 129), „Kinner“ ‚Kinder‘ (S. 128 und 129) und „Underdahn“ ‚Untertan‘ (S. 128) vorkommen. In einem aus „Lu^ockstadt“ tritt <j> auch nach <n> häufig auf:¹⁰³³ „anjern“ ‚ändern‘, (S. 2), „Banjd“ ‚Band‘ (S. 3) „begunje“ ‚begann‘ (S. 1), „finjet“ ‚findet‘ (S. 2), „Fru^enjd“ ‚Freund‘ (S. 3), „Fru^enjes“ ‚Freundes‘ (S. 1), „Ganjer“ ‚Ganter‘ (S. 2), „Minscken-Kinj“ : „unjedaanig su^enjd“ (S. 3), „sa^emtejn hunjet veertig negen“ ‚1749‘ (S. 1), „van gojer Meening blinjdt / An anjers nicks behagen finjdt“ (S. 2). Auch hier ist aber zu fragen, ob <j> immer zweifelsfrei Mouillierung darstellen soll, denn offensichtlich ersetzt es in einigen Fällen einfach <d>, z. B. in „beije“ ‚beide‘ (S. 3), „beijen“ ‚beiden‘ (S. 2), „bedu^ejen“ ‚bedeuten‘ (S. 3).¹⁰³⁴ Auch bei „keujt“ ‚frech‘, ‚munter‘ (S. 3)¹⁰³⁵ findet sich das Graphem. Bei

„meut“ ‚muss‘ (S. 2) usw., die Teuchert „als Zeugnisse bäuerlicher Mundart willkommen“ sind (Teuchert, Beiträge, S. 217). Aus dem besagten Gedicht, in dem er zuvor noch die „Sprache der höheren gesellschaftlichen Kreise“ (ebenda, S. 214) erkannt hat, zitiert er deshalb u. a. „unner dei Preß (1711) 8, 1; ick weit, heit ‚heiß‘, ein ‚ein‘, leive ‚liebe‘ 2; weick ‚weich‘, verdreiten ‚verdrießen‘ : Greiten ‚Grete‘, heit ‚er es‘ 3“ sowie „gaut, tausamen, Schaul (1711) 8, 1.“ (ebenda, S. 217)

¹⁰³⁰ Alle Nachweise: Deiter, S. 144.

¹⁰³¹ Alle Seitenzahlen nach: Goebel, Fritz: Ein niederdeutsches Lied auf die Schlacht an der Conzer Brücke am 1. August 1675, in: NdJb 31 (1905), S. 38 – 43. Der Verfasser des Liedes ist unbekannt, Goebel vermutet „einen Untertanen Georg Wilhelms, des letzten Herzogs von Celle“ als Verfasser (ebenda, S. 40).

¹⁰³² Adam, Karl: Niederdeutsche Hochzeitgedichte des 17. und 18. Jahrh. aus Pommern, in: NdJb 19 (1893), S. 122 – 130. Die nachfolgenden Seitenzahlen beziehen sich auf diese Ausgabe.

¹⁰³³ Anonym: Do hier de nieje Tieding qvehme, Dat Dumrieck een smuck Wieffken nehme, Een Go^osselcken van da^ogter Ahrt [...], Glückstadt 1749, S. 1 (das Hg. enthält keine Seitenzahlen, daher wird vom Titelblatt an laufend gezählt), alle nachfolgenden Seitenzahlen beziehen sich auf diese Ausgabe.

¹⁰³⁴ Diese Ersetzung scheint zumindest bei ‚gut‘ nicht ungewöhnlich gewesen zu sein, vgl. das schon zitierte Hg. 16, 2 sowie ein Rostocker Scherzgedicht aus dem Jahre 1650, dort heißt es: „gojen dag Sünte Clas“, Krause, K[arl]. E[rnst]. H[ermann].: Ein Rostocker Scherzgedicht von 1650, in NdKbl 11, 4 (1886), S. 51 (nachfolgend als Krause, Scherzgedicht zitiert). Anzeichen für Mouillierung finden sich in dem Gedicht jedoch nicht: „ändern“, „binde“ : „geschwinde“ (beide ebenda, S. 51), „sundem“ ‚gesundem‘ (ebenda, S. 50).

¹⁰³⁵ Vgl. Schütze, Johann Friedrich: Holsteinisches Idiotikon, ein Beitrag zur Volkssittengeschichte; oder Sammlung plattdeutscher, alter und neugebildeter Wo^orter, Wortformen, Redensarten, Volkswitzes, Spru^ochw^orter, Spruchreime, Wiegenlieder, Anekdoten und aus dem Sprachschätze erklä^orter Sitten, Gebra^ouche, Spiele, Feste der alten und neuen Holsteiner. Mit Holzschnitten. Zweiter Theil, Hamburg 1801, S. 247.

<l> fehlt es vollkommen, wobei die Schreibungen teilweise schwanken: „ohlt“, „ho^elt“, „ho^ellt“ (alle S. 2), „Ohlen : hohlen“ (S. 3). Es weist damit ähnliche Schreibweisen auf, wie sie auch in einem „gespräche tüssken Twey Meckelnborgske Buhren“¹⁰³⁶ aus dem Jahre 1734 vorhanden sind: hier finden sich Schreibungen wie „anjer Herr“ (S. 161), „anjerst“ (S. 160), „Enje“ (S. 161), „enjer“ ‚ändert‘, „lanjes Herr“ ‚Landesherr‘ (S. 161). Es lassen sich aber auch Gegenbeispiele anführen: „land“ ‚Land‘ (S. 160) und „sünd/syndt“ ‚sind‘ (S. 161). Daneben heißt es „dat olle recht“, „von ollers her“, „hollen“ (alle S. 161),¹⁰³⁷ die Schreibweisen verhalten es sich also im Vergleich zum Hagenower Gedicht genau umgekehrt, d. h., in zwei etwa zur selben Zeit entstandenen Gedichten sind völlig unterschiedliche Schreibungen anzutreffen.

Ein Fragment einer Predigt aus Zapel (18. Jh.) enthält „annern“ (S. 153), „darunner“ (S. 154), „En’n“ (S. 155), „Kinner, (S. 152), „schwin’n“ ‚schnell‘, „Su^ennen“, „Su^eenner“ (alle S. 154), „unner“ (S. 153); „ollen“, „holln“ (beide S. 154).¹⁰³⁸

Einen möglichen Erklärungsansatz für einige <j> böte „dien harten trutjen Engel“¹⁰³⁹, denn hierbei kann es sich kaum um eine Mouillierung handeln, wohl aber um eine Verniedlichung. <j> können also je nach Graphemumgebung unterschiedliche Funktionen zufallen. „trutjen“ ähnlich ist auch „Artjen-Stroh“ ‚Erbsenstroh‘ aus Hg. 16, 2, die Teuchert als „fremde Mundartform[...]“ bezeichnet.¹⁰⁴⁰ Diese Endung ist aber in der Sammlung mehrfach belegt, so z. B. in Hg. 21, 2: „druht Kinner-Föhtjens kiecken“, „das [sic] lütje Volck“. Im Hg. 27, 3 findet sich „een bätjen Tied“ ‚ein bisschen Zeit‘, das Hg. 19, 2 hat „ledje Mannes-Lüde“ (hier wohl als Verkürzung aus „ledige“ entstanden, vgl. „rechtfardge“ ebenda), im Hg. 7, 2 ist „betjen“ ‚bisschen‘ zu lesen. Dähnert verzeichnet „Olle Dootjen. Alte Ma^ehrchen. Erzählungen.“¹⁰⁴¹ Für „Du^etten“, d. i. „[e]ine alte Stralsundische Mu^enze von drey Lu^ebschillingen“, kennt er auch die Variante „Du^ettgen“.¹⁰⁴² <g> findet sich darüber hinaus in Hg. 27, 4 „Leedgen“ ‚Liedchen‘, was auf „-ken“ oder aber auf „-jen“ hindeuten könnte, denn im selben auf S. 3 heißt es ja auch „bätjen“ ‚bisschen‘.¹⁰⁴³ Ein hochdeutscher Artikel, der angeblich von einem Bauern aus Pampow verfasst worden ist, enthält die Schreibung „Stu^endgen“ ‚Stündchen‘.¹⁰⁴⁴ Johann Friedrich Bahrtdt verwendet 1830 neben *-ing* und *-ken* auch einmal *-je*: „sien leewe, lu^ettje Fru“.¹⁰⁴⁵ August Seemann

¹⁰³⁶ Kohfeldt, G[ustav]: Plattdeutsche mecklenburgische Bauerngespräche aus der Zeit der Karl Leopold’schen Streitigkeiten (1719–1734), in: NdJb 33 (1907), S. 159 – 164 (nachfolgend als Kohfeldt, Bauerngespräche zitiert). Die nachfolgenden Seitenzahlen beziehen sich auf diese Ausgabe.

¹⁰³⁷ Auch der Gesellschaftskreis kann dafür kaum angeführt werden, denn obwohl die beiden Protagonisten in dem Gespräche „as enem Fürstliken un enen Alicken buhren“ (S. 160) vorgestellt werden, benutzen sie die von Teuchert so klassifizierten „ländlichen“ Formen.

¹⁰³⁸ Alle Seitenzahlen nach: K.: Fragment einer plattdeutschen Predigt, mit einigen Gedanken u^eber den Volkston des Predigers, in: Biester, J[ohann]. E[rich].; Gedike, F[riedrich]. (Hrsg.): Berlinische Monatsschrift. Zweiter Band. Julius bis December, Berlin 1783, S. 151 – 161. Der anonyme Verfasser des Artikels gibt an, es handele sich um die Predigt eines fast neunzigjährigen Mannes (ebenda, S. 151), die er von dessen Schwiegersohn erhalten habe, „der, wenn er, wie ich hoffe noch lebt, itzt ohngefa^ehr ein achzigja^ehriger Greis sein muß“ (ebenda, S. 152). Die Predigt muss also schon weit vor dem Veröffentlichungsjahr entstanden sein.

¹⁰³⁹ Kohfeldt, Bauerngespräche, S. 162.

¹⁰⁴⁰ Teuchert, Beiträge, S. 208. Im Gedicht finden sich aber auch Formen, die „mundartfremd“ wirken, z. B. „neje“ ‚neue‘.

¹⁰⁴¹ Dähnert, S. 84.

¹⁰⁴² Ebenda, S. 93.

¹⁰⁴³ <gen> enthält auch der Titel von Hg. 25, 1: „Een kortes Praatgen“.

¹⁰⁴⁴ Ehrlich, Friedlieb: Schreiben eines mecklenburgschen Bauers an seinen Prediger, in: Monatsschrift von und fu^er Mecklenburg. Zweyter Jahrgang. 9^{tes} Stu^eck, Schwerin September 1789, Sp. 867.

¹⁰⁴⁵ Bahrtdt, J[ohann]. F[riedrich].: Scherz und Ernst. Eine Sammlung poetischer Versuche verschiedenen Inhalts. Erster Theil, Neustrelitz 1830, S. 165.

benutzt diese Form 1909 noch mehrfach in „Lüttje Dirn“.¹⁰⁴⁶ Reuter schreibt in „Ut de Stromtid“ „Lüttjedünn“ ‚Dünnbier‘.¹⁰⁴⁷ Edward Schröder berichtet 1907, dass Wossidlo „für Papagei: *Paapgen, Paapjen*“ aus Mecklenburg kenne.¹⁰⁴⁸ Unbekannt war diese Endung in Mecklenburg also nicht. Möglicherweise handelt es sich bei all diesen Formen deshalb einfach um Schreibweisen, die entweder die „bäurische“ Landsprache nachahmen oder eine gewisse Nähe zum Leser erwecken sollen, indem sie wie Verniedlichungsformen wirken. Die Form „wunger wunger schön“ ‚wunder-, wunderschön‘ aus Hg. 5, 2 ließe sich ebenfalls so deuten. Auch Wörter, die <j> für <d> aufweisen, könnten als Verniedlichungen aufgefasst werden, so dass eine Abgrenzung zur Mouillierung nicht immer sicher zu treffen ist. Gerade im Rahmen der Hochzeitsgedichte, die oftmals Bauern in den Vordergrund stellen, sie als roh und ungebildet charakterisieren, ist solch eine Interpretation eben auch denkbar. Diese Schreibweisen scheinen nur als „Modeerscheinung“ aufzutreten, denn ein weiteres mecklenburgisches Bauerngespräch, das aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts stammt, hat dieses <j> nicht, dort heißt es „tho Enne“ ‚zu Ende‘, „im Lanne“ (beide S. 163) ‚im Lande‘, „Stand“ : „Land“ (S. 162) usw.¹⁰⁴⁹ <j> kommt im 18. Jh. häufig vor <e> vor, so schreibt Mantzel unter „Molje“ ‚Mulde‘ der „Poebel spricht: du kannst noch so veel Kinder kriegen, dat du se mit Moljen (in Ermangelung der Wiegen) in de Suenn dregst.“¹⁰⁵⁰ Dahl entnimmt den hochdeutsch verfassten „Wöchtlichen Rostockischen Nachrichten und Anzeigen“ aber „*Molde, Molle, Molge*“,¹⁰⁵¹ womit zu fragen wäre, ob <j> und <g> gleichermaßen Mouillierung andeuten sollen. Außerdem gehörte Mantzel gar nicht der bäurischen Schicht an, erfasst das Wort aber nur in dieser Schreibung, obwohl sich nach Teuchert „in der Sprache der höheren gesellschaftlichen Kreise“ „-ll-“ durchsetzt habe.¹⁰⁵² Demnach wäre es nur logisch gewesen, wenn Mantzel das Lemma „Molle“ benannt hätte oder – was anhand seiner historisch ausgerichteten Schreibweise wahrscheinlicher gewesen wäre – „Molde“, um sich gerade vom „Pöbel“ abzusetzen. Bei Babst, der ebenfalls „der gesellschaftlich gehobenen Schicht“ angehört,¹⁰⁵³ ist <j> vor <e> ebenso auffällig, er schreibt:¹⁰⁵⁴ „all de Anjern“ (S. 5); „De anjer Schnack“ (S. 4); „Kinjer“ ‚Kinder‘ (S. 8); „Tunjer“ ‚Zunder‘ (S. 12); „unjer uns gesecht“ (S. 3). Folgt kein <e>, unterlässt er die Schreibung jedoch, obwohl auch hier Mouillierung zu erwarten wäre, z. B. „ehn gähtlich Mundvull“, „Mund“ (beide S. 6), „bekannt“ : „sine egen

¹⁰⁴⁶ Seemann, August: Vierblatt. Ein viert Blatt plattdütsche Gedichte, Berlin 1909, S. 14: „Lüttje Dirn, kumm mit!“; „Lüttje Dirn, juchhei!“ sowie S. 15: „Lüttje Dirn, buck an!“; „Lüttje Dirn, nah Hus!“

¹⁰⁴⁷ Reuter, Werke III, S. 15. Häufiger kommt die Endung in Brinckmans „Kasper-Ohm un ick“ vor, allerdings markiert sie wohl eher niederländischen Einfluss: „man een puikes lüttjes Hüschen, orig mit Finsters in un Gardinens achter de Finsters un ’n lüttjen Schosteen baben up dat rode Dack“ (Brinckman, Werke I, S. 108), vgl. auch „dat lüttje hollannsche Hus“ (ebenda), der Erzähler Andrees nähert sich in dieser Passage der Sprache Kasper Ohms an, der eine Mischsprache verwendet: „Herr Professor, nehmt wir noch een bitschen van den hollandschen Kes ond noch eenen lüttjen Wutki?“ (ebenda, S. 65).

¹⁰⁴⁸ Schröder, Edward: Papphahn. Ein mecklenburgischer Münzname, in: NdJb 33 (1907), S. 121, vgl. auch MWB, V, Sp. 302 (Lemma „Papagei“), dort sind diese Formen als Diminutiva verzeichnet.

¹⁰⁴⁹ Alle Seitenzahlen nach: Kohfeldt, Bauerngespräche (s. Anm. 1036).

¹⁰⁵⁰ Mantzel, Ruhestunden 25, S. 71.

¹⁰⁵¹ Dahl, Eva-Sophie: Niederdeutsches in der hochdeutschen Rostocker Umgangssprache des 18. Jahrhunderts, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Rostock. 7. Jahrgang 1957/58. Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe. Heft 1, S. 71.

¹⁰⁵² Teuchert, Beiträge, S. 214.

¹⁰⁵³ Ebenda, S. 215.

¹⁰⁵⁴ Alle nachfolgenden Seitenzahlen beziehen sich auf: Babst, Diederich Georg: Allerhant schnaaksche Saken tum Tietverdriew; afers Wahrheten un sick meeto to spegeln in unse Moderspraak van dem Prokerater Diederich Georg Babst, de den Rekruten maakt het, Rostock 1788 (nachfolgend als Babst, Saken 1 und entsprechender Seitenzahl zitiert).

Hant“, deutlich zeigt sich das auch an: „De Moders van dat Kind, de Kinnjer van den Ollen“ (S. 10). Daneben heißt es aber auch: „stu^enden“ ‚standen‘, „Ehn Anner“ (S. 149), „up de Ha^enⁿen“ (S. 150), „Winthunn“ (S. 152), „Kinner“ : „minner“ (S. 153). Einzige Abweichung von diesem Schema stellt „dicht va^r de Fronjt“ dar.¹⁰⁵⁵ Hier könnte er aber ebenso gut die französische Aussprache andeuten. Ob diese Schreibweisen jedoch eine bestimmte Lautung wiedergeben, ist indes ungewiss. Lasch vermutet in <nj> „eine Art Mouillierung, so schwach, daß sie schließlich wieder aufgehoben werden konnte“,¹⁰⁵⁶ in ihren Beispielen treten <i> und <j> aber auch immer vor <e> auf: „Lanie, aniern, Lenien, Huniesfott, ja sogar vanier, inier < van der, in der“¹⁰⁵⁷ usw. Gerade Babst ist in der Verschriftlichung inkonsequent, so schreibt er auch „konservativ“ „andershaftig“ dem „Ick reep de Anjern h^rut“ gegenübersteht.¹⁰⁵⁸ Es ist also nicht abzuschätzen, inwieweit er Aussprachen andeutet und wie diese zu interpretieren wären. Daher könnte er hier Mouillierung angedeutet haben, zwingend ist das jedoch nicht immer.¹⁰⁵⁹ Lasch hält zudem fest, dass „[d]iese seit 1630 im niederelbischen Gebiet zunächst belegten Formen [...] später (auch *lj*) in den Gelegenheitsgedichten aller Teile Niederdeutschlands, aber immer nur als mehr oder weniger häufige Nebenformen“, vorkämen.¹⁰⁶⁰

Selbst bei Clasen ist nicht immer sicher, ob <j> Mouillierung kennzeichnen soll, wie Teuchert meint.¹⁰⁶¹ Der Autor¹⁰⁶² schreibt zwar „begrüjnt süjnd“ ‚begründet sind‘, „am Ejnⁿ“ ‚am Ende‘ (beide, S. 1), „Kijnd“ ‚Kijner‘ (beide S. 4), „Kijnetucht“ (S. 1), „Schaulstujnⁿ“ (S. 4), „to Stanjn“, „Taustejn“ (beide S. 1), „üjneⁿ Disk“, „Verbijnung“ ‚Verbindung‘ (beide S. 5), „Verstanjd“ (S. 1) usw., darüber hinaus „Bijld“ ‚Bild‘ (S. 1), „to Fejl“ (S. 2), „höjl“ ‚hielt‘, „kojlt“ ‚kalt‘, „Öhjlemaure“ ‚Urgroßmutter‘ (alle S. 1), „Schejln“ ‚(das) Schellen, Ausschimpfen‘ (S. 1), „Wejlt“ ‚Welt‘ (S. 1) usw., aber es gibt auch Fälle, wo solch eine Aussprache gar nicht gemeint sein kann, z. B. „Arbejt“ ‚Arbeit‘ (S. 6), „dejt“ ‚tut‘ (S. 6), „Fröj“ ‚Freude‘ (S. 1), „dat Innäjhdn“ ‚das Einnähen‘, „intwejhogen“ ‚entzweihauen‘ (beide S. 7), „Jungstijd“ (S. 1), „Köhj“ ‚Kühe‘, „Köhjheuden“ ‚Kühehüten‘ (beide S. 3), „Meuhj“ ‚Mühe‘ (S. 5), „niej Brill“ (S. 2), „niej Schäulers“ (S. 5), „nah^re Niejwisk“ ‚zur Neuwiese‘ (S. 2), „ehr Werrefrijn“ ‚ihr nochmaliges Heiraten‘ (S. 6) usw. Hier könnte <j> entweder ein nachlautendes /j/ oder auch einfach Länge bezeichnen. Das Graphem übernimmt bei Clasen also mehrere Funktionen, die nicht immer zweifelsfrei voneinander getrennt werden können, z. B. bei „lüjt bäjten“ (S. 1), das eben /yj/, oder einfach langes /y/ andeuten könnte, beim zweiten Wort fällt die Entscheidung noch schwerer, da nicht einmal klar ist, ob <ä> als /ɛ/ oder /e/ aufzufassen ist. Die

¹⁰⁵⁵ [Babst, Diederich Georg:] Ehn beeten Naschrapels van dem Rostockschen Intog mit dem Afscheht un Testement by dem Hollaⁿschen Marsch van unsern ollen Recruten an sine Greth up den Lande, Rostock 1788, S. 5, alle nachfolgenden Seitenangaben beziehen sich auf diese Ausgabe.

¹⁰⁵⁶ Lasch, Agathe: Die Mundart in den nordniedersächsischen Zwischenspielen des 17. Jahrhunderts, in: Lasch, Agathe: Ausgewählte Schriften zur niederdeutschen Philologie. Herausgegeben von Robert Peters und Timothy Sodmann, Neumünster 1979, S. 386 (nachfolgend als Lasch, Zwischenspiele zitiert).

¹⁰⁵⁷ Ebenda, S. 385.

¹⁰⁵⁸ Beide Beispiele: Babst, Naschrapels, S. 4.

¹⁰⁵⁹ Vgl. hierzu auch folgende Beispiele aus den „Naschrapels“: „anje Lu^ed“ (Babst, Naschrapels, S. 7), „anjer“, „Hunjert Mann“, „nicks annjers“ (alle ebenda, S. 3), „So^eb hunjert Mann“ (ebenda, S. 7), aber auch „De Brujer un der Schmitt“ (ebenda, S. 3), offensichtlich dient /j/ hier als Einschub; ohne /j/ stehen u. a.: „uht sinen Land“ (ebenda, S. 6), „stu^enden“ (ebenda, S. 5) usw. Die von Teuchert angeführte Mouillierung vor /l/ lässt sich anhand der Schrift gar nicht nachweisen: „Feller“ (ebenda, S. 6).

¹⁰⁶⁰ Lasch, Zwischenspiele, S. 385 f.

¹⁰⁶¹ Teuchert, Beiträge, S. 213.

¹⁰⁶² Alle nachfolgenden Seitenzahlen beziehen sich auf Clasen (s. Anm. 242).

gemeinmecklenburgische Aussprache lautet [bedŋ]. Die Wendung „mit bei Häjn'n“ (S. 5) ist deshalb auch nicht so eindeutig, wie die Beispiele Teucherts suggerieren mögen. Zudem schwankt Clasen in der Schreibung, z. B. stehen sich „hojlen“ und „holen“ ‚halten‘ (beide S. 6) gegenüber, wobei ungewiss ist, ob hier unterschiedliche Aussprachen gekennzeichnet werden sollen oder es sich einfach um unterschiedliche Schreibweisen handelt.¹⁰⁶³ Karl Suhrbier, der über die Griese Gegend schreibt, verzichtet ganz auf <j>, seine Schreibungen legen aber Langvokale nahe, wo Clasen dieses Graphem benutzt: „apenstüün“ ‚offen stand‘, „biwuun'n“ ‚beigewunden‘, „fastbuun“ ‚festgebunden‘, „Grund“ ‚Grund‘, „güüing“ ‚ging‘, „huungern“, „mütbrieng'n“ ‚mitbringen‘ (alle S. 427), „Piengsteabend“ ‚Pfungstabend‘ (S. 426), „Schuult'n“ ‚Schulzen‘, „süünd“ ‚sind‘ (S. 427), „üünergahn“ ‚untergegangen‘ (S. 428), „wuunern“ ‚wundern‘ (S. 427).¹⁰⁶⁴ Entweder handelt es sich hier wirklich um andere Aussprachen, oder beide haben versucht, dieselbe darzustellen, wobei sie dazu unterschiedliche Methoden gewählt haben. Das Nebeneinander von Längenbezeichnungen und <j> bei Clasen lässt vermuten, dass zumindest bei einigen Wörtern eine ähnliche Artikulation vorherrschte,¹⁰⁶⁵ möglicherweise haben beide nur jeweils andere Präferenzen gesetzt und ihre Höreindrücke versucht zu verschriftlichen, denn bei beiden kann davon ausgegangen werden, dass sie sich in ihren Texten weniger auf die hochdeutsche Schriftsprache gestützt haben als beispielsweise Reuter. Über Clasen heißt es am Ende seines Textes, „er schrieb die alte ratzeburgische Mundart streng lautgetreu“.¹⁰⁶⁶ Der in Demern geborene Hartmann schreibt „ul lüt gries Vagel“ (S. 12), „olen Hester“ (S. 24), „utholen“ ‚ausgehalten‘ (S. 13) und reimt „fö“ auf „Räuberhöhl“ (S. 41), „Welt“ aber auf „gell“ (S. 79), allerdings heißt es auch „Enn“ ‚Ende‘ (S. 12), „Grunn“ ‚Grund‘ (S. 13).¹⁰⁶⁷ Anhand der Reime lässt sich bei einigen dieser Schreibweisen Langvokal vermuten, so z. B. bei „lüt“ : „Tüt“ (S. 90), wogegen „Pütt“ : „Sprütt“ (S. 46) zu lesen ist, teilweise scheint eine ähnliche Lautung vorzuliegen, obwohl die Schreibung nicht darauf hindeutet, so heißt es: „Un denn's natürlich ehr Gesmack ok fiener, / vör Körbsen dankt naug Lüer, hauptsächlich Kinner.“ (S. 71)¹⁰⁶⁸ Allerdings ist auch daraus die Lautung nicht immer sicher abzulesen, so reimt er zwar „in'n Hol“ ‚in den Wald‘ : „kol“ (S. 43), „holen“ : „Molen“ (S. 48), aber auch „holen“ : „ollen“ (S. 125 f.).¹⁰⁶⁹ Bernhard Oldörp scheint vor <l> bei einigen Wörtern Langvokale zu präferieren: „bihooln“, „geellt“ ‚gelten (3. Pers. Pl. Präs.)‘, „hööll'n“, „Hoolt“ (alle S. 270), „ool'n“ (S. 271), „Ööllst“ (S. 269), hat neben „anschüünt“ ‚jemanden zu etwas verleiten, überreden (Part. II)‘ aber auch „upstunns“, „sünd“ (alle S. 271) usw. und schwankt zwischen „den Lütten“ ‚den kleinen (Bruder [d. i. das Fürstentum Ratzeburg])‘ (S. 270) und „in mien lüütt Dörp“ (S. 271).¹⁰⁷⁰

¹⁰⁶³ So schreibt er auch „mit de ohlen tosabn“ (Clasen, S. 2), aber „öhjler“ ‚älter‘ (ebenda, S. 3), „vermüjndern“ (ebenda, S. 4) und „upmuntert“ (ebenda, S. 1), des Weiteren „Besinnung“ (ebenda, S. 4) und „Verbijnung“ ‚Verbindung‘ (ebenda, S. 5), obwohl hier die Lautumgebungen eigentlich ähnlich wären, und er unterscheidet zwischen „Anspälung“ (S. 1) und „späljt“ (S. 2). Das in älteren Schriftzeugnissen vorkommende „anjer“ (u. a. Hg. 6, 3) schreibt er „anner“ (Clasen, S. 4), des Weiteren heißt es bei ihm „sonnern“ (ebenda).

¹⁰⁶⁴ Alle Seitenzahlen nach: Suhrbier (s. Anm. 283).

¹⁰⁶⁵ Clasen scheint zudem in einigen Wörtern die Vokallänge mit Hilfe von <j> zu kennzeichnen, z. B. bei „Jungstijd“ (Clasen, S. 1).

¹⁰⁶⁶ Clasen, S. 8.

¹⁰⁶⁷ Alle Seitenzahlen nach: Hartmann, Vertellers (s. Anm. 242).

¹⁰⁶⁸ Alle Seitenzahlen nach: Hartmann, Leigen (s. Anm. 242). Das betreffende Gedicht hat in der ersten Strophe Kreuzreim, die zweite besteht nur aus den zitierten zwei Versen. Das legt den Schluss nahe, dass auch hier Reim vorliegt.

¹⁰⁶⁹ Alle Seitenzahlen nach: ebenda.

¹⁰⁷⁰ Alle Seitenzahlen nach Oldörp, Nümmser (s. Anm. 489).

Kolz meint aber, dass der Vokal /u/ bei der Mouillierung eigentlich kürzer sei:

Alte Leute erinnern sich dessen noch, daß früher auf dem Lande einige Wörter, wie *hunt* m. ‚Hund‘, *b’unt* ‚bunt‘ anders gesprochen wurden. Nach der Art, wie mir der Laut vorgesprochen worden ist, zu schließen, handelt es sich nicht um einen Diphthong *uⁱ*, sondern um ein monilliertes [sic] *ñ: uⁱ* wird mit scharf geschnittenem Akzente gesprochen und ist in seiner Zeitdauer noch ein wenig kürzer als *b’uⁱnt*, *huⁱnt*.¹⁰⁷¹

Der Vokal bei Sprecher drei in Pritzier wirkt wie verkürztes, geschlossenes /u/, d. h., es erscheint nicht ganz so lang wie dieses. /i/, /e/ und /y/ spricht er aber etwas länger aus. Die Länge kann also von Sprecher zu Sprecher auch etwas variieren.

Schwer zu beurteilen ist, inwieweit <i> als Nachweis für „die mouillierende Kraft“ des /n/ gelten kann, die Laienschreibungen „*behinn*‘ ‚behende‘, *Bink* ‚Bank‘“¹⁰⁷² könnten in diesem Falle auch Lautungen mit /ɪ/ bezeichnen, anstatt auf Aussprachen wie [be:ŋk] hinzuweisen. Im gesamten Untersuchungsgebiet wechselt /ɪ/ nämlich mit kurzem /ε/, so sagt die jüngere Kossebaderin [dɪŋkɪ] ‚denken‘ und [tɪns] ‚an der Giebelseite‘, ‚an der schmalen Seite‘.¹⁰⁷³ In Demen spricht die älteste Probandin diese Wörter [deŋkɪ] und [tɛns] aus.¹⁰⁷⁴ Ein Nachweis für die Aussprache mit /ε/ findet sich auch in Spornitz, dort sagt Sprecher zwei [tɛms]. Im MWB sind beide Formen nachgewiesen: „*an ’n Tenn ’senn ’ von ’t Bett*“ bzw. „*upt Tinn ’sinn ’ wiren drei Ösen in*“¹⁰⁷⁵. Madauss schreibt <e>: „*Dei Stein, dei tennst*‘ as ein Gegengewicht an den ’ Bom wissbunn ’ sünd“.¹⁰⁷⁶ Das zweite Beispiel aus dem MWB zeigt auch, das /ɪ/ bei anderen Wörtern anstelle von /ε/ stehen kann (hier „*-inn*“ ‚-ende‘). Auf den Aufnahmen sind solche Wechsel ebenfalls belegt: In Boldela ist [ɪŋ] ‚eng‘ zu hören, das auch in Kossebad üblich ist.¹⁰⁷⁷ Vom heutigen Lautstand aus ist nur schwer zu entscheiden, ob es sich um Überreste einer Mouillierung handelt oder /ɪ/ (zumindest teilweise) aus kurzem /ε/ resultiert. Das zeigt sich auch beim Wort ‚Feld‘: Eine Frau aus Carolinenhof sagt in den MWB-Sätzen [fɪl], während die anderen Personen, die allesamt älter sind, [fɛl] bzw. [fɛlt] verwenden.¹⁰⁷⁸ Mouillierte Aussprache ist bei keinem zu hören. Aber auch beim älteren Trammer ist die Variante mit /ɪ/ zu hören, neben [fɛlt] und [fɛ:l]. Zudem geht das im Osten Mecklenburgs verbreitete [anfɛŋ] ‚anfangen‘ häufig zu [anfɪŋ] ‚anfangen‘ über, so z. B. in Carolinenhof.

/ɪ/ in ‚denken‘ ist u. a. in Bennin, Carolinenhof, Lichtenhagen, Lüblow, Nossentiner Hütte, Sanitz sowie auf den Zusatzaufnahmen zu Warlin zu hören. Die Häufigkeit unterscheidet sich jedoch von Ort zu Ort, wobei auch die Variante mit /ε/ nachweis-

¹⁰⁷¹ Kolz, S. 15.

¹⁰⁷² Teuchert, Beiträge, S. 213.

¹⁰⁷³ Diese Aussprache ist in einem späteren Gespräch erfragt worden, wobei sie sich erinnern kann, dass ihr Vater noch „*dor tinns an ’t Huus*“ gesagt und damit gemeint habe „*dat leeg biede Giebl*“.

¹⁰⁷⁴ Diese Form nannte sie im Nachgespräch, von dem es leider keine Aufnahme gibt.

¹⁰⁷⁵ MWB, VII, Sp. 141.

¹⁰⁷⁶ Madauss, S. 17. Jeppe, S. 157, verzeichnet das Wort als „*Tenst*, zunächst, unter, hinter. seitwärts“ und ergänzt „*Tenst-Ende. schmale od Querseite eines Geräths p*“.

¹⁰⁷⁷ In Letzterem ist auch [ɪŋstlɪç] ‚ängstlich‘ zu hören. In den Ergänzungsaufnahmen sagt die jüngste Probandin zudem [dɪŋkɪ] ‚tränken‘.

¹⁰⁷⁸ Wrede verzeichnet im entsprechenden Wenker-Satz „*i*-schreibungen im gebiet der Tollense und Peene“, Wrede, Ferd[inand].: Berichte über G Wenkers Sprachatlas des Deutschen Reichs VI, in: Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Litteratur XIX, Berlin 1893, S. 285.

bar ist. Im MWB ist nur „denken“ angegeben,¹⁰⁷⁹ allerdings ist „Dinkent“ unter den Belegen zu finden.¹⁰⁸⁰ Auch von ‚hängen‘ gibt es zwei Varianten: [hɪŋ]/[hɪŋkt] usw. findet sich vor allem im Osten des Untersuchungsgebietes, namentlich in Bansow, Brudersdorf, Carolinenhof, Hinrichshagen, Lichtenhagen und Wustrow. Auch in Kossebade ist es üblich. Dagegen herrscht in Alt Jabel, Demen, Dobbertin, Mestlin und anderen Ortschaften /ɛ/ vor. /ɪ/ ist aber in den entsprechenden Orten nicht immer zu hören, teilweise schwanken die Probanden (z. B. in Wustrow), im östlichen Kölzow ist nur /ɛ/ nachweisbar, allerdings gibt es auch nur einen Beleg.

Lediglich im äußersten Osten sind die Formen [fɛŋ] und [fɪŋ] zu hören, denen gemeinmecklenburgisches [faŋ] gegenübersteht. Die Variante mit /ɛ/ kommt u. a. in Granzin, Klein Trebbow, Peetsch, Triepkendorf und Warlin vor.¹⁰⁸¹ Sie geht aber bei einigen Probanden in /ɪ/ über. Diese Aussprache zeigt sich in Brudersdorf, Carolinenhof, Kölzow, Schönbeck, Triepkendorf, Warlin und Weisdin. Das MWB unterscheidet zwischen beiden Verben, nämlich dem transitiven „fangen“ und dem intransitiven „fängen“, verzeichnet aber bei Ersterem auch „einige Fälle des Übergangs zu *fängen*: *Fisch fängen* (1915) RoRibn; *se hebben em* (den Flüchtling) *nich fängen künnt* WAPuch“.¹⁰⁸² Heute scheint sich eine geographische Verteilung zu ergeben, denn „fängen“ konnte nur im Osten nachgewiesen werden.

Warnkross sieht im vorpommerschen Wolgast eine gesetzmäßige Änderung „e durch Vokalhebung vor Nasal > i“, wobei er neben „*minš* Mensch“, „*finstŋ* Fenster“¹⁰⁸³ auch Fälle erwähnt, die Teuchert der Mouillierung zurechnet:

Wie alle ndd. Sprachgesetze ist auch dies Gesetz durch den hd. Einfluss oft durchbrochen. Besonders in den Städten fand diese Einwirkung statt, während auf dem Lande sich die regelrechte ndd. Aussprache erhalten hat. Interessant ist in dieser Hinsicht ein Vergleich mit der Sprache der Nonnendorfer Tagelöhner (Nonnendorf liegt ca. 7 km von Wolgast nach Greifswald zu): Wolg. *enn* Ende, Nonndf. *inn*; Wolg. *klenŋ* Kalender, Nonndf. *klinŋ*; Wolg. *benn*, Nonndf. *binŋ*; *kin* kennt, Wolg. *ken*. Auch vor *l* habe ich diesen Übergang bemerken können: Nonndf. *fil* Feld, Wolg. *fel*; Nonndf. *jill* gelten, Wolg. *jell*.¹⁰⁸⁴

Die Vokaländerung muss also nicht unbedingt als Zeichen früherer Mouillierung gedeutet werden, sie kann auch ohne diese vonstatten gegangen sein. Gilow bemerkt für das südwestliche Vorpommern 1868: „Dahin gegen hört man jetzt selten, oder gar nicht mehrere plattdeutsche Wörter, die man vor vierzig Jahren noch öfter hörte, jetzt aber weil sie ausgesprochen, theils widerlich klingen und darum vermieden werden; z. B. ing, eng: – intgeigen, entgegen; – Hinnen, Hännen, Hände“.¹⁰⁸⁵ Ob hier in jedem Fall vorhergehende Mouillierung angesetzt werden muss, ist ungewiss. Einen Hinweis, dass das /ɛ/ der mouillierten Aussprache auch in /ɪ/ übergehen kann, will Seelmann vom Schriftsteller Friedrich Cammin erfahren haben, der aus Groß Lantow stammte.¹⁰⁸⁶

¹⁰⁷⁹ MWB, II, Sp. 300.

¹⁰⁸⁰ Ebenda, Sp. 301.

¹⁰⁸¹ Umgelautete Formen sind auch in Klockenhagen und Sanitz auszumachen, allerdings nur bei [fɛŋkt] ‚fängt‘. Hierbei kann es sich um eine von der Standardsprache beeinflusste Aussprache handeln, da ansonsten [faŋ] vorherrscht.

¹⁰⁸² MWB, II, Sp. 789.

¹⁰⁸³ Warnkross, S. 22.

¹⁰⁸⁴ Ebenda.

¹⁰⁸⁵ Gilow, Leitfaden, S. 1.

¹⁰⁸⁶ Grewolls, S. 81: Demnach wurde er am 9. 9. 1860 in Groß Lantow geboren und ist auch dort am 26. 9. 1924 verstorben. Er war Ortsvorsteher und Dorfschulze.

Auch die alte palatalisierte Sprechform von Geld, die von dem plattdeutschen Schriftsteller Cammin in einem Briefe an mich in der Schreibung *Geeldj* wiedergegeben wurde, hört man nicht mehr. Nach Cammin, der sich ihrer noch aus seiner Jugend erinnerte, entstand daraus später die Form *Gild*. In analoger Weise seien die Formen *Bink* „Bank“, *Bingel* „Bengel“ entstanden.¹⁰⁸⁷

Die Nachweise auf den Aufnahmen haben jedoch gezeigt, dass diesem Wandel nicht immer mouillierte Aussprache vorausgehen muss, vielmehr erklären sich diese Schwankungen „aus dem offenen, dem *e* naheliegenden Charakter des *i*. Offenes *i* und geschlossenes *e* gehen bei vielen Dialektsprechern ineinander über. So begegnen Formen wie *ve-l'* wild(en), *mil* Melde, *le-nk* Link (Eigename), *m̄erax* Mittag.“¹⁰⁸⁸ Das letzte Beispiel verdeutlicht aber, dass auch offenes /ɛ/ durchaus mit /i/ wechseln kann. Kolz hat „oft im Zusammenhange der Rede *v'in* ‚wenn‘ neben *v'en*“ gehört, „dessen *i* ausgeht von Formen wie *v'in* (oft) < *ve'nden* ‚wenn denn‘.“¹⁰⁸⁹ Auch hier lag keine Mouillierung zugrunde. Daher kann ein /i/ vor /l/, /n/ bzw. /ŋ/ auf ursprüngliche Mouillierung hindeuten, muss es aber nicht. Ebenso müssen die <i> in den Laienschreibungen nicht immer auf einen geschlossenen Vokal hinweisen,¹⁰⁹⁰ sondern können (bereits) /i/ bezeichnen.

Innerhalb Mecklenburgs existieren aber noch weitere Unterschiede in der Aussprache einiger Wörter: So sprechen die Probanden im Südosten ‚Karre‘ [ka:] aus, das sich damit vom gemeinmecklenburgischen [ko:ɐ] absetzt. Das MWB gibt als Verbreitungsgebiet dieser „vom Hd. beeinflussten brandenburgisch-berlinischen Form“ den Südosten an, seltener sei es im Südwesten zu finden,¹⁰⁹¹ was durch die Aufnahmen weitestgehend bestätigt wird. In Mecklenburg-Strelitz herrscht sie ausschließlich vor, ist aber auch westlich davon noch verbreitet, wobei in Broock [ka:],¹⁰⁹² im westlicher gelegenen Kossebade [ko:ɐ] gilt. In Lancken wurde das Wort nicht abgefragt. Für Marnitz gibt es nur einen Beleg vom vierten Probanden, der es [ka:] ausspricht. Im Norden ist in östlicheren Orten hingegen [ko:ɐ] zu hören, in Bristow wählt nur Sprecher zwei die Variante mit /a/; in Bansow, Jördenstorf und Brudersdorf ist sie nicht mehr nachweisbar. Die Form beschränkt sich damit auf Mecklenburg-Strelitz und die Seenplatte (Carolinenhof, Kieve, Nossentiner Hütte, Röbel, Satow). Im Süden ist sie auch noch in Marnitz anzutreffen. Im Westen ist sie nur in einem Ort nachzuweisen, Eldena.¹⁰⁹³

¹⁰⁸⁷ Seelmann, *Mundartliches*, S. 47.

¹⁰⁸⁸ Jacobs, *Teuth.* 3, S. 124, Anm. 2.

¹⁰⁸⁹ Kolz, S. 37.

¹⁰⁹⁰ Vgl. Teuchert, *Beiträge*, S. 213; MWB, I, S. IX sowie Wrede, *Berichte* VI, S. 285, zumindest etwas einschränkend bei Teuchert, Hermann: *Sprachschichten im Mecklenburgischen Wörterbuch*. Zum 100. Geburtstag Richard Wossidlos am 26. Januar 1959, in: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Rostock*. 8. Jahrgang 1958/59. Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe. Heft 1, S. 3: „In diesen Fällen wirkt die folgende Konsonantengruppe erhöhend auf das -e- ein, weil ihr ein mouillierender Lautgehalt eigen ist. Meist wird nur ein geschlossenes *e* erreicht, das die Schreiber eben nur mit *i* wiedergeben können.“ Laut Seelmann unterscheidet aber zumindest Friedrich Cammin zwischen „Geeldj“ und „Gild“, geschlossenes /e/ gibt er wieder, indem er einfach die Länge markiert, so verfährt auch Clasen, S. 4, bei „Behnken“.

¹⁰⁹¹ MWB, IV, Sp. 572.

¹⁰⁹² Die Form ist für diesen Ort auch im MWB, IV, Sp. 572, nachgewiesen, allerdings in einer anderen Bedeutung: „Karr zweirädriger Wagen PaBroock“.

¹⁰⁹³ Dort sagt Sprecher zwei: „wie sünd denn beide mit Kaa los“.

Im Großteil des Landes erscheint ‚Kaffee‘ als [kavə] bzw. [kafə], seltener [kafe:].¹⁰⁹⁴ Eine abweichende Lautung ist jedoch bei einer Frau auf den Zusatzaufnahmen zu Warlin zu hören, die das Wort [kəfe:] ausspricht.¹⁰⁹⁵

Auch bei ‚unter‘ ist ein Wechsel zu beobachten: Mehrheitlich sagen die Probanden [ɥnə], jedoch schwanken einige und nutzen daneben [ʊnə] bzw. [mitunə] ‚mitunter‘.¹⁰⁹⁶ In Brudersdorf, Granzin, Jördenstorf, Klein Trebbow, Klockenhagen, Kölzow, Lichtenhagen, Retschow, Schönbeck und Triepkendorf dominiert die nicht umgelautete Form. Sie konzentriert sich also eher auf den Osten des Untersuchungsgebietes. Das Verhältnis zwischen [rʊnə] und [rɥnə] ‚herunter‘ fällt wiederum zugunsten der letztgenannten Variante aus, der Umlaut ist nur in Penzin, Selmsdorf und Zweedorf zu hören.

Selten ist die Aussprache [kətʊvɫ] ‚Kartoffel‘. Sprecher drei aus Bennin verwendet sie neben [kətɥvɫ], ansonsten ist sie nur noch bei Sprecher eins aus Sukow nachweisbar.¹⁰⁹⁷

Auch bei den Präteritalformen und das Partizip II von ‚können‘ und ‚sollen‘ sind Formen mit und ohne Umlaut zu hören. Im gesamten Osten und der Mitte Mecklenburgs nutzen die Probanden [kɥn] bzw. [kɥnt] und [zɥl] bzw. [zɥlt]. Im Falle von ‚können‘ herrscht der Umlaut auch in Pritzier, Welzin und Woez noch ausnahmslos vor, in Alt Jabel ist er jedoch nur noch einmal nachweisbar, ansonsten sagen die Probanden [kun]. In Möllin überwiegt [kɥn] noch, allerdings ist auch hier bereits die Variante mit /ʊ/ zu finden.¹⁰⁹⁸ In den Grenzorten dominiert /ʊ/: In Schlagsdorf verwenden die Sprecher ausschließlich [kun], in Selmsdorf, Lüttow, Bennin und Zweedorf kommt die umgelautete Form zwar vor, steht jedoch gegenüber der mit /ʊ/ zurück.¹⁰⁹⁹

Bei ‚sollen‘ scheint die Verteilung der Formen hingegen zunächst uneinheitlich, da sie im Osten und Westen nachweisbar ist. In Kölzow, Letschow, Lichtenhagen, Marnitz, Nossentiner Hütte, Retschow und Wustrow kommt [zʊl] jedoch nur einmal vor, ansonsten sagen die Sprecher [zɥl], lediglich im letztgenannten Ort ist das Verhältnis ausgeglichen, wobei sich gerade durch die geringe Belegdichte kaum etwas darüber aussagen lässt, welche Aussprache im Ort bevorzugt wird. In den Orten Westmecklenburgs ist die nicht umgelautete Form dagegen häufiger anzutreffen: in Bennin sind beide Varianten je fünfmal zu hören, in Alt Jabel nutzen die Probanden

¹⁰⁹⁴ Die letztgenannte Form ist nur in Carolinenhof und Granzin zu hören.

¹⁰⁹⁵ Unterschiede zeigen sich auch im Schriftbild: Reuter schreibt „Koffe“, z. B. im Gedicht „Dat Koffedrinken“ (Reuter, Werke I, S. 151), Brinckman „Koffi“ im „Kasper-Ohm un ick“ (Brinckman, Werke I, S. 232), Tarnow wiederum „Kaffesupen“ im Gedicht „Hest hürt?“ (Tarnow, Hoeg, S. 38). Sibeth verzeichnet „Kaffi, Kaffe, auch Kaffee“ (Sibeth, S. 38) sowie „Koffee, Koffi, Kaffee“ (ebenda, S. 45).

¹⁰⁹⁶ So z. B. in Bansow, Bennin, Cammin, Carolinenhof, Groß Lantow, Hinrichshagen, Letschow, Möllin, Niendorf, Nossentiner Hütte, Penzin, Röbel, Warlin sowie auf den zusätzlichen Aufnahmen zu Niendorf und Warlin.

¹⁰⁹⁷ Zu den Bezeichnungen für die Kartoffel vgl. auch Kap. 4.1.

¹⁰⁹⁸ Sie ist insgesamt zweimal nachweisbar, die umgelautete Form fünfmal.

¹⁰⁹⁹ In Bennin sagt lediglich eine Sprecherin einmal [kɥn], die Varianten mit /ʊ/ sind im Ort insgesamt dreizehnmal zu hören. Auch in Lüttow dominieren die nicht umgelauteten Formen, /ɥ/ ist insgesamt viermal belegt, /ʊ/ 20-mal. Sprecher zwei aus Selmsdorf nutzt den Umlaut einmal im Partizip II ([kɥnt]), diesem stehen aber im Ort insgesamt acht [kun] bzw. ein [kunt] ‚gekonnt‘ gegenüber. In Selmsdorf sind die Varianten mit /ɥ/ insgesamt dreimal vertreten, die mit /ʊ/ sechzehnmal, davon zweimal als Partizip II.

[zul] zweimal und [zyl] einmal, in Möllin ist das Verhältnis genau umgekehrt, in Schlagsdorf ist der Umlaut nur einmal, /u/ jedoch dreimal belegt, in Woez sind beide je zweimal vorhanden, in Welzin stehen drei umgelauteten Formen vier nicht umgelauteten gegenüber (inklusive des Partizips II [zult], das der fünfte Proband einmal verwendet). Einige Orte weisen dagegen ausschließlich [zul] auf, wobei sich die Belegdichte jedoch unterscheidet: Während die Sprecher das Wort in Glaisin und Eldena nur einmal benutzen, kommt es in Schlagsdorf und Selmsdorf je dreimal vor. In den außermecklenburgischen Orten ist die Aussprache unterschiedlich, denn der Woltersdorfer und der Schlutupper bevorzugen die nicht umgelauteten Präteritalformen, Sumte hat [kʏn] und [ʃʏl].

Im Großteil des Landes sprechen die Probanden ‚ging‘ [gʏŋk] aus. In Mecklenburg-Strelitz ist jedoch hauptsächlich ungerundetes [gʏŋk]/[jʏŋk] zu hören: In Cammin, Granzin, Klein Trebbow, Peetsch und Triepkendorf verwenden die Probanden durchgängig die ungerundeten Formen, in Schönbeck, Warlin und Weisdin kommt daneben gerundetes [gʏŋk] vor, allerdings überwiegen die Varianten mit /ɪ/. Dagegen dominiert in Bansow, Carolinenhof und Kieve bereits /ʏ/. Lediglich in Röbel ist es noch in der Minderheit. In den anderen mecklenburgischen Orten wird die gerundete Form bevorzugt, die ungerundeten kommen nur sporadisch vor.

‚Ente‘ lautet in Mecklenburg-Strelitz ausnahmslos [ɛ:nt] bzw. [ent]. Sie erfasst aber auch westlichere und nördlichere Orte. Das MWB gibt als Verbreitungsgebiet „Stargard bis an die Müritz heranreichend“ an.¹¹⁰⁰ Aber noch in Bristow sind die umgelauteten Formen durchgängig zu hören. Das heutige Gebiet nimmt damit einen größeren Raum ein. Es erfasst die Orte Bansow, Brudersdorf, Granzin, Jördenstorf, Nossentiner Hütte, Röbel und Satow, allerdings in unterschiedlichem Ausmaß. Die Aussprache westlich dieser Orte ist vorwiegend [ɔ:nt]. Bis auf Brudersdorf und Granzin lässt sie sich auch in den hier aufgezählten Ortschaften der Seenplatte noch nachweisen, allerdings überwiegend bei älteren Personen. Die umgelautete Form breitet sich also aus, gestützt durch das Hochdeutsche namentlich die Variante [ent], die auch in Mecklenburg-Strelitz bei den jüngeren Sprechern vorherrscht, während die älteren noch [ɛ:nt] sagen. Im Nachtragsband des MWB ist das Wort „mit kurzem Umlaut: *Ent* (1974) STAWarl; WAKieve“ erfasst.¹¹⁰¹ Diese Schreibung ist bereits 1892 für Mecklenburg-Strelitz belegt.¹¹⁰² Der Vorpommer Gilow kennt 1871 die Formen „Ent, Ä^nt, Ånt, Aand“, benutzt in seinen Beispielen aber die erstgenannte: „de Ent is dat Schwîn unné de Vâ°gel“ bzw. „Wenn de Rêgen nich wîd, schwemmen, duken un jâgen de Enten sich.“¹¹⁰³ Die neuen Aufnahmen zeigen, dass sich in den westlicheren Orten nach wie vor [ɔ:nt] hält. Selbst die jüngsten Probanden aus Rastow und Tramm, die ‚Ente‘ gleich zweimal übersetzen mussten, verwendeten ausschließlich die nicht umgelautete Form. Auch die Sprecher in den östlicher gelegenen Kossebade und Demen nutzen sie überwiegend. Dennoch macht sich auch hier der Einfluss der Hochsprache bereits bemerkbar, besonders in Gesprächen, wo die Probanden zwischen Hoch- und Niederdeutsch wechseln, ist auch in platt-

¹¹⁰⁰ MWB, I, Sp. 9.

¹¹⁰¹ Teuchert, Hermann; Wossidlo, Richard: Mecklenburgisches Wörterbuch. Nachtrag und Index. Bearbeitet unter der Leitung von Christian Rothe unter der Mitarbeit von Eva-Sophie Dahl †, Liesel Eschenburg und Ingrid Beckmann, Neumünster 1998, Sp. 1 (im Abschnitt „Nachtrag“, nachfolgend als MWB, Nachtrag zitiert).

¹¹⁰² Babucke: b. Niederdeutsche Vogelnamen im Dialekte von Mecklenburg-Strelitz, in: Mielck W[i]lhelm]. H[i]ldemar].: 1. Die Namen der Vögel im Niederdeutschen, in: NdKbl 16, 6 (1892), S. 84.

¹¹⁰³ Gilow, Ch[ristian].: De Diéré, as man to seggt un wat's seggen, Anclam 1871, S. 138.

deutscher Rede die umgelautete Form zu hören. In Lancken schwankt eine Sprecherin bereits zwischen [ɔntɳ] und [entɳ]. Allerdings ist die letztgenannte Variante noch nicht soweit in Mecklenburg verbreitet, wie Herrmann-Winter angibt. Sie geht davon aus, dass es „heute vorwiegend *Äänt* oder wie hd. *Ent*, Pl. immer *Änen*“ heiße.¹¹⁰⁴ Die Beobachtung trifft allenfalls auf Vorpommern und den östlichsten Teilen Mecklenburgs zu, nicht aber für den Hauptteil des Untersuchungsgebietes. Die umgelautete Pluralform ist beispielsweise nur in Carolinenhof und Lancken nachweisbar, [ɔ:ntɳ] findet sich in Hinrichshagen, Lancken und Warnow. Siemssen nennt beide Varianten in einem Kompositum: „Ahntenflott, Aehntenflott (Wasserlinse) *Lemna minor*.“¹¹⁰⁵ Giese kennt nur aus Ostmecklenburg nur „Entenflott“.¹¹⁰⁶ Brinckmann erfasst „Aant, „Äänt, Ahnt“, äußert sich aber nicht über die geographische Verbreitung der Formen.¹¹⁰⁷

Auch bei ‚Apfel-‘ ist die Aussprache mit Umlaut nur im äußersten Osten zu finden, und zwar in Mecklenburg-Strelitz. Dort übersetzen die Probanden ‚Apfelbaum‘ mit [ɛɫbo:m]. Bereits im Grenzort Granzin herrscht aber [abɫbo:m] vor. Die umgelautete Form ist allerdings rückläufig, so nutzen in Klein Trebbow und Weisdin zwei der drei Probanden bereits /a/, in Schönbeck zwei der insgesamt fünf, in Cammin ist es einer von drei Sprechern, in Warlin die Hälfte aller aufgezeichneten Personen. Lediglich in Triepkendorf nutzen alle /ɛ/. Möglicherweise wirkt auch hier das hochsprachliche ‚Apfelbaum‘, das umgangssprachlich auch [abɫbaʊm] lauten kann. Im übrigen Mecklenburg verwenden die Probanden [abɫbo:m]. Herrmann-Winter verzeichnet beide Formen, gibt als Plural allerdings nur „*Äppels*“ an.¹¹⁰⁸ Im überwiegenden Teil Mecklenburgs gilt allerdings [abbɫ] bzw. [abbɫs].¹¹⁰⁹ In Mecklenburg-Strelitz gibt es keine Nachweise für die Pluralform. Brückner und Albert Reinhold schreiben „Äppel“ bzw. „Aepel“,¹¹¹⁰ der aus dem Fürstentum Ratzeburg stammende Clasen verwendet „Appeln“,¹¹¹¹ Hartmann „Appel“: „wat kümmt up dei poor Appel an“.¹¹¹²

Für „Kalf“ kennt das MWB lediglich den Plural „Kalwer“¹¹¹³, jedoch ist auf den Aufnahmen auch [kɛlvɔ] zu hören.¹¹¹⁴ In vielen Orten kommt allerdings daneben

¹¹⁰⁴ Herrmann-Winter, plattdeutsch, S. 18. In der hochdeutsch-plattdeutschen Ausgabe gibt sie wiederum „*Änt, Ent* f. Pl. *Änen*“ an, Herrmann-Winter, hochdeutsch, S. 73.

¹¹⁰⁵ Siemssen, A[dolph]. C[hristian].: Beitrag zur Naturkunde Mecklenburgs, in: Monatsschrift von und fu^r Mecklenburg. Dritter Jahrgang. 12^{tes} Stu^{ck}. Schwerin December 1790, Sp. 818.

¹¹⁰⁶ Giese, Klaus: Plattdeutsche Pflanzennamen aus Ostmecklenburg, in: Wagner, Annalise (Hrsg.): Unterhaltsame Volkskunde, Neustrelitz 1971 (Schriftenreihe des Karbe-Wagner-Archivs, Heft 8), S. 42.

¹¹⁰⁷ Brinckmann, Werner: Wecker weit dat noch? Würderbauk von Planten un Diere, Rostock 2009, S. 112.

¹¹⁰⁸ Herrmann-Winter, plattdeutsch, S. 32 bzw. Herrmann-Winter, hochdeutsch, S. 28. Hoefler, Lautverhältnisse, S. 377, gibt für Vorpommern 1851 als Singular „eppel“ an.

¹¹⁰⁹ Die letztgenannte Form ist jedoch nur in Penzin zu hören. Für die Form ohne /s/ gibt es Nachweise aus Bennin, Marnitz, Möllin, Sanitz und wiederum aus Penzin, hier schwankt Sprecher zwei nämlich zwischen beiden Varianten. Vgl. auch MWB, I, Sp. 411: „**Appel**, Pl. *Appel, -ln, -ls*, im SO unter brandenburgischem Einfluß auch *Äppel, m*.“

¹¹¹⁰ Kahl, S. 116 bzw. Reinhold, A., S. XIV.

¹¹¹¹ Clasen, S. 3.

¹¹¹² Hartmann, Leigen, S. 80.

¹¹¹³ MWB, IV, Sp. 48. Allerdings findet sich unter dem Lemma „rik“ auch ein Zitat aus Schillers „Thier- und Kräuterbuche“, das „Kälwer“ enthält: „*Rik Lüd' Döchter un arm Lüd' Kälwer kamen bald an 'n Mann* SCHILL. Kr. 2, 5^{bc}“ (MWB, V, Sp. 905).

¹¹¹⁴ Belege gibt es aus Bansow, Brudersdorf, Cammin, Carolinenhof, Granzin, Kieve, Klein Trebbow, Niendorf, Nossentiner Hütte, Peetsch, Röbel, Satow, Schönbeck, Triepkendorf, Warlin und Weisdin.

auch [kalvə] vor, so dass hier auch die hochdeutsche Vorlage die Aussprache beeinflusst haben könnte. Das zeigt sich an der jüngeren Probandin aus Kossebade, die beide Formen gebraucht, beim spontanen Übersetzen des Satzes siebenmal [kəlvə], als sie jedoch am Ende gefragt wird, wie sie ‚Kälber‘ ausspreche, antwortet sie [kalvə]. Lediglich im Südosten herrschen die umgelauteten Formen ausschließlich vor, wobei auch hier die meisten Nachweise den MWB-Sätzen entstammen.¹¹¹⁵ Daher ist es schwer, für den einzelnen Ort zu entscheiden, inwieweit die umgelautete Form im Gebrauch ist. In Hg. 11, 3 (1712) heißt es aber bereits „Käu und Kälffer lieden Noth“. Dähnert gibt die Pluralform zwar nicht an, bringt dafür aber die Wendungen „Se springen as schettrige Ka^elver.“ und „Ka^elver maken. Sich erbrechen.“¹¹¹⁶ Schiller erfasst in seinem „Thier- und Kräuterbuche“ nur „Kalf, plur. Kälwer, das Kalb“,¹¹¹⁷ ebenso Sibeth und Herrmann-Winter in ihren Wörterbüchern.¹¹¹⁸ In Wossidlos „Volksüberlieferungen“ sind beide Varianten zu finden: „kumm in lütting ehren kalwerstall, dor sünd de lütten kälwer all: *Poel*“¹¹¹⁹ bzw. „maak den kohstall to – dor kamen all de kälwer rut“¹¹²⁰ gegenüber „Dor sprüngen dree kalwer œwer ’n tuun“.¹¹²¹

Nur vereinzelt findet sich in Zusammensetzungen [həunə], so z. B. bei der jüngsten Sprecherin in Sukow, die [həunəstəl] ‚Hühnerstall‘ sagt. Diese Form ist auch in Kölzow zu hören, in Penzin nutzt der vierte Proband [həunəbrɔ:dn̩] ‚Hühnerbraten‘. Jacobs verzeichnet „*hö ünə* plur. Hühner (aber *ho unəsɔal* Hühnerstall, *ho unəvi-m* Schlafstelle der Hühner; *ho unəlo:k* Hühnerloch, *ho unəši-t, -mēs* Hühnerdreck u. a.)“.¹¹²² Die umgelautete Form überwiegt hier ansonsten, so heißt es in Lancken [həynəstəl] ‚Hühnerstall‘ und [həynəmes] ‚Hühnermist‘.¹¹²³ In Penzin sagt derselbe Sprecher beispielsweise [həynəbʊəgn̩] ‚Verschlag für die Hühner‘. Der Plural lautet im Hauptteil des Untersuchungsgebietes [həynə], in Mecklenburg-Strelitz [hø:nə]. Das MWB gibt für den „S[üd]W[esten] Hauhner“ an,¹¹²⁴ was auf den Aufnahmen jedoch nicht zu hören ist. Zweedorf, aus dem der einzige Nachweis für dieses Gebiet stammt, hat ebenso die umgelautete Form wie die nördlicheren und östlicheren Orte. Auch im außermecklenburgischen Sumte ist nur [həynə] nachweisbar. Teuchert verzeichnet die nicht umgelautete Form ebenfalls nur noch in Komposita, „sonst herrscht *Hähner, Höhner*.“¹¹²⁵ Dittmar vermeldet für Born und Wustrow, dass im Plural allgemein „*Hähner*“ gelte, wobei die jüngere Generation „auch in Zusammensetzungen immer *Hähner, Hähnererei, Hähnernest*“ spreche, während die ältere dann noch „*Hauhner*“ sage.¹¹²⁶ Bereits Lauremberg reimt „Fleesch van Höner“

¹¹¹⁵ Im Einzelnen betrifft das die Orte Cammin, Granzin, Klein Trebbow, Nossentiner Hütte, Peetsch, Röbel, Satow, Schönbeck, Triepkendorf, Warlin und Weisdin. Die Verbreitung deckt sich also größtenteils mit der von [ent].

¹¹¹⁶ Dähnert, S. 215.

¹¹¹⁷ Schiller, Karl: Zum Thier- und Kräuterbuche des mecklenburgischen Volkes. Zweites Heft, Schwerin 1861, S. 5.

¹¹¹⁸ Sibeth, S. 38; Herrmann-Winter, plattdeutsch, S. 135 bzw. Herrmann-Winter, hochdeutsch, S. 120.

¹¹¹⁹ Wossidlo, Volksüberlieferungen 3, S. 34, Nr. 91. a.

¹¹²⁰ Ebenda, S. 177, Nr. 1273.

¹¹²¹ Ebenda, S. 109, Nr. 575.

¹¹²² Jacobs, Teuth. 2, S. 117.

¹¹²³ Ein Nachweis für die umgelautete Form findet sich auch in Brinckmans „Uns Herrgott up Reisen“ (Werkausgabe von Batt): „un nah achter tau för Swinskawen un Hähnerstall“ (Brinckman, Werke II, S. 188).

¹¹²⁴ MWB, III, Sp. 514.

¹¹²⁵ Teuchert, Sprachschichten, S. 3.

¹¹²⁶ Dittmar, S. 315.

mit „scho^ener“, was auf Umlaut deuten könnte.¹¹²⁷ Mantzel schreibt 1766 in einer Redewendung „braden Ho^ener“, in einer anderen heißt es: „Ungebedene Ga^este settet man under den Ho^enerwiem“. ¹¹²⁸ In einer handschriftlichen Sprichwortsammlung aus der Mitte des 19. Jh.s findet sich in derselben Wendung „Hauerwiem“. ¹¹²⁹ Dähnert verzeichnet „He wiset up dat Rikk un nig up de Ho^ener.“ ¹¹³⁰ Als Kompositum „Höner-Stardt“ ‚Hühnerschwanz‘ kommt diese Variante in Hg. 2, 2 (1676) vor. In einer gereimten Bittschrift aus dem Jahre 1732 ist „Häuner-Eyer“ zu lesen. ¹¹³¹ Jeppe kennt die Zusammensetzung „Höhner-Kücken“ ‚Küken des Huhns‘, ¹¹³² und Brinckman notiert Mitte des 19. Jh.s in einem Sprichwort „Häunestall“. ¹¹³³ Die umlautlose Form findet sich bei Joachim Voß: „Hauhneköper“, ¹¹³⁴ ein neuerer Nachweis bei Hans Wilken, wobei hier auch der Unterschied zwischen Kompositum und Plural deutlich wird: „Seggen wi nu mal ganz frech, wi willen witte Huhnereier kaken, so stücker [sic] söss. De Eier sünd frisch von’ Markt von fri rümlophen Häuhner, ein Mischung ut Italiener un Rodelänner Ort.“ ¹¹³⁵

Auf ein sehr kleines Gebiet beschränkt bleibt die Aussprache [jʏç] ‚euch‘, ‚eure‘. Sie ist nur in Zweedorf anzutreffen. Gemeinmecklenburgisch lautet sie [ju:x], teilweise – besonders in Röbel – ist auch [jo:x] zu hören. In Sumte begegnet diphthongiertes [jəʊŋ] ‚euren‘. Auch ‚Frau‘ und ‚bauen‘ – in Mecklenburg überwiegend [fru:] / [fru:x] und [bu:ŋ] ausgesprochen – weisen den Zwiellaut auf ([fɾəʊ], [bɾəʊ]). Allerdings wird der Vokal von einigen Sprechern zu /ʊ/ verkürzt, so sagt die jüngere Sukowerin [buŋ]. ¹¹³⁶ Lediglich in Eldena wird ‚bauen‘ ebenfalls mit /əʊ/ realisiert. Eine Besonderheit in der Aussprache von ‚Mühle‘ weist Granzin auf: Während in Mecklenburg durchgängig [mœ:l] zu hören ist, kürzen es die Probanden in diesem Ort zu [mœl]. Das MWB gibt den Kreis Stargard, also Mecklenburg-Strelitz als Verbreitungsgebiet für diese Form an. ¹¹³⁷ Aus dieser Region gibt es jedoch keine weiteren Nachweise. Alle anderen Belege für ‚Mühle‘ stammen aus Mecklenburg-Schwerin bzw. Selmsdorf. ¹¹³⁸

¹¹²⁷ Lauremberg, S. 67.

¹¹²⁸ [Mantzel, Ernst Johann Friedrich]: Bu^tzowsche Ruhestunden, gesucht, in Mecklenburgschen, vielentheils, bisher noch ungedruckten zur Geschichte und Rechtsgelährtheit vornehmlich geho^rigen Sachen. Vier und zwanzigster Theil: Vierter Band, Bu^tzow 1766, S. 57 bzw. S. 60.

¹¹²⁹ Günther, Johann Christian Friedrich: Plattdeutsche Redensarten u. Sprichwörter – eine Fortsetzung zu den von J. Mussaeus gesammelten, Hs. [nach 1840], S. 81, Nr. 466 (nachfolgend als Günther, Hs. zitiert, eigene Seitenzählung, da die Handschrift keine Seitenzahlen enthält; Faksimile und Transkription sind auf dem zweiten Datenträger zu finden).

¹¹³⁰ Dähnert, S. 193.

¹¹³¹ W[altherr], C[hristoph]: Drei ndd. Sprachproben aus dem 17. und 18. Jahrhundert, in: NdKbl 24, 2 (1903), S. 31.

¹¹³² Jeppe, S. 92.

¹¹³³ Römer, S. 24, Nr. 83.

¹¹³⁴ Voß, S. 48.

¹¹³⁵ Wilken, Hans: Eier kaken. Geheim Middel – Solt, in: Mecklenburg-Magazin. Regionalbeilage der SVZ, der NNN und des Nordkuriers. 3. Juli 2009 / Nummer 27, S. 26, die umlautlose Form auch noch bei Rogge, S. 7: „Hahnerbein“ ‚Hühnerbein‘, daneben aber „Häuhnerdeif“ ‚Hühnerdieb‘ (ebenda, S. 21). Der Plural heißt „Häuhner“ (ebenda, S. 26).

¹¹³⁶ Siehe dazu auch den nachfolgenden Abschnitt über die Konsonanten.

¹¹³⁷ MWB, IV, Sp. 1224, vgl. für die Altmark Danneil, S. 139: „Möll“, die Mühle“. Gilow, Leitfadens, S. 10, erfasst für das südwestliche Vorpommern beide Formen: „Mä^el = Möll = Mühle“.

¹¹³⁸ Dass die Form außerhalb von Mecklenburg-Strelitz nicht so verbreitet ist, lässt auch der Dialog zwischen Gundlach und der Sprecherin erkennen, die das Wort benutzt. Zwar handelt es sich nur um eine Person, die diese Aussprache verwendet, aber sie macht dennoch indirekt ein paar Angaben dazu:

Frau: Já, wie baggn ümmer noch sülbm. Hefekaugn oder Pläotkaugn, wie wie seng, baggn w’ uppe Möll, aber wie mäkn em hier vä...

In Carolinenhof, Satow und Warlin lautet das Wort für ‚Wohnung‘ [vœ:nʊŋ],¹¹³⁹ in Brudersdorf, Dobbertin, Hinrichshagen, Mestlin, Schlagsdorf, Welzin und Woez sagen die Probanden jedoch [vɔ:nʊŋ], es weist hier also keinen Umlaut auf.

Unterschiede gibt es im östlichen Untersuchungsgebiet bei der Aussprache von ‚schlecht‘: Der Westen bis einschließlich Broock bevorzugt [slɛçt] bzw. [ʃlɛçt]. Im etwas östlicher gelegenen Nossentiner Hütte wechselt sie dann. Zwar ist in den FT auch dort diese Variante zu hören, in der FE nutzt die fünfte Sprecherin jedoch [ʃlɪçt], während der zweitälteste Proband und eine Frau beim kurzen /ɛ/ bleiben. Bereits im südwestlicher gelegenen Lancken ist die Form mit /ɪ/ einmal im FT der jüngsten Person nachweisbar, ansonsten herrscht jedoch auch hier noch /ɛ/. In Satow nutzen alle Probanden [ʃlɛçt] bzw. [ʃlɛçtəs] ‚schlechtes‘. Im nördlicheren Hinrichshagen kommt die Variante mit /ɪ/ lediglich im Übersetzungstext des ersten und dritten Sprechers vor, in der FE geht der letztgenannte dann zu /ɛ/ über. Hier überwiegt also insgesamt auch [slɛçt] (bzw. [ʃlɛçt]).¹¹⁴⁰ Zumindest in den FT herrscht dagegen im östlicher gelegenen Klockenhagen /ɪ/ vor, in den freien Gesprächen verwendet der erste Proband jedoch [ʃlɛçt], der zweite schwankt zwischen /ɪ/ und /ɛ/, wobei Ersteres einmal, Letzteres zweimal zu hören ist. Auch in Kölzow ist die Aussprache uneinheitlich, Sprecher eins verbessert von [ʃlɛçt] zu [ʃlɪçtəs] im FT, der zweite nutzt im Übersetzungstext /ɪ/, den einzigen Nachweis für das Wort in den FE spricht er jedoch [ʃlɛçtə] aus, der dritte verwendet /ɛ/ bereits im FT. In Jördenstorf bevorzugen alle Personen /ɪ/, allerdings gibt es für das Wort keine Belege aus den freien Gesprächen. Auch in Bristow ist ‚schlecht‘ nur in den FT zu finden, allerdings ist die Aussprache dennoch nicht einheitlich: Lediglich der erste Sprecher nutzt die Form mit /ɪ/, hier aber gleich zweimal, da er den betreffenden Satz wiederholen muss, die anderen beiden Personen bevorzugen /ɛ/. Die Variante mit /ɪ/ lässt sich in Röbel gar nicht nachweisen, hier sagen die Probanden nur [ʃlɛçt], [ʃlɛçtəs] und [ʃlɛçtət]. In Kieve und dem östlicheren Wustrow unterscheidet sich die Aussprache in den FT von derjenigen in den FE, in Ersteren herrscht ausschließlich /ɪ/ vor, in Letzteren /ɛ/. Insgesamt ist die Aussprache in diesen Planquadraten also sehr uneinheitlich, wobei [slɛçt] bzw. [ʃlɛçt] dominieren.

In Brudersdorf, Carolinenhof und Peetsch verwenden die Probanden ausschließlich /ɪ/, sowohl in den FT als auch in den FE. Schwankungen sind in Granzin zu verzeichnen: Sprecher zwei und drei nutzen /ɛ/ im Übersetzungstext, letzterer auch im freien Gespräch. Alle anderen verwenden zwar /ɪ/, allerdings gibt es nur für die FT Belege. Ansonsten dominiert in Mecklenburg-Strelitz [ʃlɪçt]: Es ist in Warlin, Klein Trebbow und Weisdin die einzig nachweisbare Variante, in Cammin nutzt nur der zweite Proband /ɛ/ im FT, die anderen beiden bevorzugen /ɪ/. Lediglich

Interviewer: Wo?

Frau: Uppe Moe, Möll hier, bie'n Bäcka, uppe Möll, hier ubbe Granziener Möll, veschtähn S' dat nich?

I.: Is dat de Moehl?

Frau: Hm, hm. Dee Moehl. Oewer wie seng Möll.

¹¹³⁹ Vgl. Jacobs, Teuth. 2, S. 123: „væ̃nyk“.

¹¹⁴⁰ Die anderen beiden Probanden nutzen bereits im FT /ɛ/, Sprecher vier verwendet diese Form zudem auch noch in der FE.

in Triepkendorf und Schönbeck überwiegt [ʃlɛçt], in beiden Orten verwendet nur jeweils der dritte Sprecher im FT die Form mit /ɪ/, in den anderen Übersetzungstexten und in den FE ist nur /ɛ/ nachweisbar.

Damit ergibt sich ungefähr folgende geographische Verteilung beider Aussprachen: Der gesamte Westen und die Landesmitte verwenden ausschließlich [slɛçt]/[ʃlɛçt]. In Hinrichshagen, Jördenstorf, Bristow und Nossentiner Hütte konkurrieren /ɪ/ und /ɛ/ miteinander, Röbel hat nur Letzteres. Die weiter östlich gelegenen Ortschaften bevorzugen größtenteils [sliçt]/[ʃliçt]. Erst in den südöstlichsten Orten, Schönbeck und Triepkendorf setzt sich wieder /ɛ/ durch. Die Varianten mit /ɪ/ nehmen ab dem Plauer See nach Osten hin also zu. Der westlichste Ort, in der sich diese Aussprache nachweisen lässt, ist Lancken, allerdings ist in den noch östlicher gelegenen Broock und Dobbartin nur /ɛ/ zu hören, so dass hier nicht von einem zusammenhängenden Gebiet ausgegangen werden kann. Erst ab Nossentiner Hütte tritt die Form mit /ɪ/ in nahezu allen Untersuchungsorten auf.

Herrmann-Winter verzeichnet als Lemma nur „**schlicht, slicht**“, ergänzt aber: „im Westen Mecklbg auch *slecht*“.¹¹⁴¹ Da jedoch die Form mit /ɛ/ heute im Großteil Mecklenburgs gilt, fällt die Angabe etwas ungenau aus. Im hochdeutsch-plattdeutschen Wörterbuch führt sie als Übersetzung für ‚schlecht‘ nur „*slicht, schlicht*“ auf.¹¹⁴² Wrede gibt 1895 noch ein sehr viel größeres Gebiet für diese Variante an, wobei er sich auf die Daten der Wenkersätze stützt:

als besonderheit im nd. vocalismus ist mecklenburgisch-vorpommersches *i* zu erwähnen: innerhalb Rostock - Wittstock, der südlichen mecklenburgischen landesgrenze und Woldegk-Swinemünde herrscht [sic] es durchaus, durchsetzt aber darüber hinaus das benachbarte *e*-gebiet noch bis etwa Lübeck-Rendsburg-Glückstadt, bis zur Elbe und untersten Havel.¹¹⁴³

Das MWB übernimmt seine Angaben.¹¹⁴⁴ Reuter nutzt überwiegend „slicht“, nur wenn die Protagonisten Missingsch reden, ist „slecht“ zu lesen.¹¹⁴⁵ Auch Brinckman schreibt im „Kasper Ohm“ <i>, während Tarnow <e> nutzt.¹¹⁴⁶ Teuchert stellt bereits 1923¹¹⁴⁷ ein Vordringen von „*šlɛxt*“ in Mecklenburg-Strelitz fest:

Für *šlixt* schlecht / *šlɛxt* legt der SA [Sprachatlas, A. K.] die Laut- mit der politischen Grenze zusammen. Schriftsprachliches *šlɛxt* hat seitdem an Boden gewonnen: GQua Zie [Groß Quassow, Zierke, A. K.] sind der Nähe von Neustrelitz erlegen, während das südlichere Prie [Priepert, A. K.] noch an -i- festhält. Die Grenzdörfer Dab, Trie Mech Ca [Dabelow,

¹¹⁴¹ Herrmann-Winter, plattdeutsch, S. 274.

¹¹⁴² Herrmann-Winter, hochdeutsch, S. 193.

¹¹⁴³ Wrede, Ferd[inand].: Berichte über G Wenkers Sprachatlas des Deutschen Reichs XI, in: Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Litteratur XXI, Berlin 1895, S. 164.

¹¹⁴⁴ MWB, VI, Sp. 351.

¹¹⁴⁵ So sagt „Brösig“ (so in dieser Ausgabe geschrieben) zu Hawermann in „Ut mine Stromtid“: „Allens, was slecht smeckt, was en Menschen eklig is un wovor er einen Grugel hat, das is gesund for dem menschlichen Leibe.“ (Reuter, Werke III, S. 155), vgl. auch folgenden Reim aus „Hanne Nüte un de lütte Pudel“: „Denn der Artikel geht nicht slecht. / Die Lieb’ kommt allerweg’ zurecht [...]“ (Reuter, Werke VI, S. 29). Dagegen kommt in den rein niederdeutschen Passagen „slicht“ vor, vgl. wieder „Hanne Nüte“: „Un brukt so’n slichte, häßlich Würd“ (ebenda, S. 124).

¹¹⁴⁶ So erinnert sich Andrees, was sein Vater immer zu ihm sagte: „Krieg ick di œwerst bi ’n slichten Streich, denn plück ick di de Seel ut dat Lif, dornah richt di gefälligst ’n bäten!“ (Brinckman, Werke I, S. 147). Tarnow hingegen schreibt in „De Wihnachtprädigt“: „Herr Kannedat, dit lett Di slecht“ bzw. „He grippt un riwt, – em ward ganz slecht [...]“ : „recht“ (beide Nachweise: Tarnow, Hoeg, S. 49).

¹¹⁴⁷ Teuchert, Lautstand, S. 2.

Triepkendorf, Mechow, Carwitz, A. K.] sind dem brand. Wort zugefallen; Zem [Zempow, A. K.] bleibt bei *-i-*.¹¹⁴⁸

Foerste unterscheidet hingegen zwischen „meckl. *smitt*, *slicht* : brandenb. *schmett*, *schlecht*“,¹¹⁴⁹ was in den Aufnahmen keine Bestätigung findet.

Allerdings ist die Aussprache [ʃmɛt] gegenüber gemeinmecklenburgischem [smɪt]/[ʃmɪt] ‚Schmied‘ relativ selten, sie findet sich nur bei Sprecher vier, einer Frau, in Triepkendorf.¹¹⁵⁰ Diese Variante ist damit nur im äußersten Süden Mecklenburg-Strelitz‘ zu finden. Das MWB sieht in ihr eine „märkische Lautform“,¹¹⁵¹ was auch die geographische Verteilung erklärte. Teuchert erfasst „i“ auf brandenburgischem Gebiet nur in Zempow und Schweinrich, während „Lu KZerl [Luhme, Klein Zerlang] und alle übrigen brand. Orte“ „e“ aufwiesen, dieses „gilt auch in den strel. Orten Prie Wo Dab Trie Mech Ca [Priepert, Wokuhl, Dabelow, Triepkendorf, Mechow, Carwitz, A. K.]“. ¹¹⁵² Im Falle von ‚schlecht‘ verallgemeinert Foerste jedoch zu sehr.

Auf Mecklenburg-Strelitz beschränkt bleibt [ʃne:çt] bzw. [ʃne:t] ‚geschneit‘, das im übrigen Untersuchungsgebiet mit /i/ realisiert wird. /e/ ist in Cammin, Peetsch, Klein Trebbow, Schönbeck, Triepkendorf und Warlin zu hören, in Weisdin herrscht ausschließlich /i/ vor. Die Variante mit /e/ ist jedoch rückläufig, in Cammin nutzt sie nur noch ein Sprecher, ebenso in Schönbeck und Warlin. Lediglich die Probanden in den südlicher gelegenen Klein Trebbow, Triepkendorf und Peetsch verwenden sie noch durchgängig.

Noch seltener ist [ne:] ‚neu‘, lediglich in Cammin nutzt sie der älteste Sprecher noch im FT, im freien Gespräch sagt aber auch er [ni:gəlɪç] ‚neugierig‘. Bei den anderen Probanden ist bereits gemeinmecklenburgisches [ni:] zu hören. Teuchert hat 1923 in Dabelow „*ney*“ und in Userin „*ney*“ gehört,¹¹⁵³

weiter nördl. reicht der Randstreifen des Wortes ‚schneien‘, da *-ē-* noch in Lā Graw [Lärz, Granzow, A. K.], *-ēⁱ-* in Leu [Leussow, A. K.], *-ē-* in GQua [Groß Quassow, A. K.], *-ē-* in Us [Userin, A. K.], *-ēⁱ-* neben *-i-* in Kakeldütt und Schi [Schillersdorf, A. K.], *-ē-* in KTre Trie [Klein Trebbow¹¹⁵⁴, Triepkendorf, A. K.], *-ē-* in Füs Bee Mech Ca [Fürstensee, Beenz, Mechow, Carwitz, A. K.] gesprochen wird.¹¹⁵⁵

In Sumte und Eldena findet sich die diphthongische Variante [naj] ‚neu‘, die Gundlach nur für den erstgenannten Ort nennt und damit als „nicht mecklenburgisch“ einstuft.¹¹⁵⁶ Die Aussprache in Eldena schließt sich damit einer südlicher gelegenen an, denn lediglich der dritte Sprecher nutzt im FT die gemeinmecklenburgische mit /i/.

Das Possessivpronomen ‚diese‘ wird im Untersuchungsgebiet [de:zə] oder [dɪzə] ausgesprochen, wobei die erstgenannte Variante besonders in östlichen Orten zu

¹¹⁴⁸ Ebenda, S. 11.

¹¹⁴⁹ Foerste, Sp. 1874.

¹¹⁵⁰ Die Form ist bei ihr mehrfach belegt, so z. B. in [ʃmɛt], [ʃmɛtçəzəl] ‚Schmiedegeselle‘ und [ʃmɛtmajstə] ‚Schmiedemeister‘.

¹¹⁵¹ MWB, VI, S. 408, auch hier wird sie als „selten“ eingestuft. Danneil, S. 197, kennt hingegen nur „Smett“ für ‚Schmied‘.

¹¹⁵² Teuchert, Lautstand, S. 11.

¹¹⁵³ Ebenda, S. 10.

¹¹⁵⁴ Im Aufsatz „Klein Trebow“ geschrieben (Teuchert, Lautstand, S. 3).

¹¹⁵⁵ Teuchert, Lautstand, S. 10.

¹¹⁵⁶ Gundlach, Tonbandaufnahmen, S. 180.

hören ist.¹¹⁵⁷ Die zweite Form hingegen kommt in ganz Mecklenburg vor, wobei sie auch zu [dɪəs] verkürzt werden kann, z. B. bei der zweiten Frau aus Kossebade in der Wendung ‚diese Nacht‘. Hartmanns Schreibung ‚dirts verdammtige Sottdüwel‘¹¹⁵⁸ ist wohl auch so zu erklären.¹¹⁵⁹ Solch ein /ə/ kann auch bei anderen Wörtern eingeschoben werden, z. B. in [trɛəç] ‚zurück‘.¹¹⁶⁰

Sehr selten ist die Aussprache [fɔ:rɐ] ‚Vater‘. Lediglich Sprecher eins aus Boldela nutzt sie noch einmal in der Anrede,¹¹⁶¹ ein zweiter Nachweis stammt aus dem außermecklenburgischen Sumte. Ansonsten herrscht [farɐ] vor. Kolz beschreibt diesen Rückgang bereits Anfang des 20. Jh.s: ‚vor etwa 30–40 Jahren war in der Lv noch fɔ:rɐ ganz gebräuchlich, besonders als Anrede für den Großvater, jetzt nicht mehr vorhanden‘.¹¹⁶² Ritter und Wiggers verzeichnen diese Form auch noch, Letzterer vermerkt aber: ‚Unter dem Einfluß des Hochdeutschen dringen in manchen Wörtern hochd. Formen mit t oder tt statt des nd d auch schon auf dem Lande vor, z. B. vatter für vader, mutter für moder.‘¹¹⁶³ Reuter schreibt in der Erstausgabe der ‚Läuschen un Riemels‘ ‚Vahre‘ und ‚Varre‘.¹¹⁶⁴ Gilow kennt für das südwestliche Vorpommern ebenfalls diese Varianten: ‚Våré – Vader – Vatté‘.¹¹⁶⁵ Sibeth erfasst dementsprechend bereits beide Formen: ‚**Vader**, (r), Vater, auch **Vadder**, (rr), und **Vatter**.‘¹¹⁶⁶ Die Variante mit langem /ɔ/ war damit bereits in den 1960er Jahren fast ausgestorben.¹¹⁶⁷

[fan] ‚von‘ benutzen noch die ältesten Sprecher in Glaisin, Lüblow und Warnow, ansonsten herrscht das vom Hochdeutschen beeinflusste [fɔn] vor. Bereits Reuter schreibt regelmäßig ‚von‘, selbst in den Polterbandgedichten, die noch eine andere Rechtschreibung als spätere Werke aufweisen: ‚Von Dag tau Dag ward Din Bedragen schlimme‘.¹¹⁶⁸ Helmuth Schröder, Clasen und Suhrbier bevorzugen hingegen noch ‚van‘.¹¹⁶⁹ Kolz unterscheidet 1914 in Westmecklenburg zwischen Stadt

¹¹⁵⁷ Nachweise für /e/ gibt es aus Bennin, Boldela, Bristow, Carolinenhof, Jördenstorf, Klockenhagen, Letschow, Nossentiner Hütte, Peetsch, Retschow, Röbel, Satow und Triepkendorf.

¹¹⁵⁸ Hartmann, Leigen, S. 37.

¹¹⁵⁹ Sprecher zwei aus Züsow verschriftlicht das Demonstrativpronomen im FT ebenfalls so: ‚Dei schnei [sic] is dirs Nacht. [sic] ligen bläben‘.

¹¹⁶⁰ So spricht der dritte Proband aus Wustrow das Wort beispielsweise einmal aus, vgl. auch Teuchert, Beiträge, S. 228.

¹¹⁶¹ So sagt er wörtlich: ‚[...] denn sää hei tau mien Vadrer: ‚Våådrer, wie möödn wat vedein!‘ Außerhalb dieser Anrede nutzt er aber [farɐ], wie das Zitat zeigt.

¹¹⁶² Kolz, S. 50.

¹¹⁶³ Wiggers, S. 12 f., siehe auch S. 8. Ritter, S. 43, schreibt ‚Faré (Vater)‘ im Gegensatz zu ‚Farre (Gevatter)‘.

¹¹⁶⁴ Reuter, Fritz: Läuschen un Riemels. Plattdeutsche Gedichte heiteren Inhalts in mecklenburgisch-vorpommerscher Mundart, Treptow 1853, S. 3 bzw. 20. Die Werkausgabe von Gaedertz und Neumann druckt ‚Vader‘ (Reuter, Werke I, S. 96 bzw. 105).

¹¹⁶⁵ Gilow, Leitfaden, S. 3.

¹¹⁶⁶ Sibeth, S. 100.

¹¹⁶⁷ Vgl. auch den Eintrag im MWB, VII, Sp. 745: ‚die ältere Form der Mda. ist *Vader*; BRL. verwendet diese fast ausschließlich, REUT. vorwiegend; heute herrscht *Vadder*, nur vereinzelt ist noch *Vader* belegt, vor allem in Reimen, Rätseln u. ä.“ Brückner schreibt noch ‚dien Vara‘ (Kahl, S. 116); Reinhold, A., S. 53, ‚Vårer‘.

¹¹⁶⁸ Reuter, Julklapp, S. 1.

¹¹⁶⁹ Schröder, H., S. 159: ‚wietaf van ehr Sipp‘ (aus ‚Schulten Fieken‘); Clasen, S. 1: ‚van mien eigen Jungstijd‘; Suhrbier, S. 427: ‚wovan‘, ‚liggt wid’ af van dei Stadt‘. Für Belege vor Reuter sei noch auf Lessen, Hellenia, S. 43, Str. 9, verwiesen: ‚Bekiick sei man van Fiirns‘. Albert und Carl Reinhold schreiben bereits ‚von‘: ‚Het von ’ne Sâk man Licht (Reinhold, A., S. XIII) bzw. ‚wat von de leewe, leidige Orthographie‘ (Reinhold, C., S. XI). Brückner hingegen verwendet noch <a>: ‚Wrüm kamm he denn af van em?‘ (Kahl, S. 116).

und Land: „In der Lv herrscht durchaus *fan* ‚von‘ im Gegensatz zur Lu, die nur *fon* gebraucht.“¹¹⁷⁰ Dabei stellt er abschließend für das Fürstentum Ratzeburg fest: „Im rbg. kann man in den Schichten, die dem hd. ferner stehen, *fan* als die weitaus häufigere Form ansehen.“¹¹⁷¹ Die Transkriptionen der Grammophonenaufnahmen für Schönberg und Leussow enthalten nur noch „*fo_un*“.¹¹⁷²

Beim Zahlwort ‚dreizehn‘ sind ebenfalls Unterschiede zu verzeichnen: Im Westen und der Landesmitte lautet es überwiegend „*dörteih(d)n*“ ([dø:ɾɛtaj(d)ŋ]) bzw. „*dörtedn*“ ([dø:ɾɛdɛŋ]),¹¹⁷³ in Bansow, Nossentiner Hütte und Penzin heißt es „*dürteih(d)n*“ ([dʏɾɛtaj(d)ŋ]).¹¹⁷⁴ In Cammin, Carolinenhof, Klein Trebbow und den Zusatzaufnahmen zu Warlin sprechen die Probanden „*drütteihn*“ ([drytajn]).¹¹⁷⁵ Dieser Gegensatz ist auch anhand literarischer Texte nachvollziehbar, so schreibt Reuter in „Hanne Nüte un de lütte Pudel“: „En smuckerer Dirning von drütteihn Johr“¹¹⁷⁶, Brinckman im „Kasper-Ohm un ick“ hingegen: „Ick hadd dunn twölv odder dürrteihn Johr up’n Puckel“¹¹⁷⁷ bzw. in der wörtlichen Rede von Kasper-Ohm: „so lange der Warnow bi dat Westerspill noch sin dörteihn Fot Water hollen don deit“.¹¹⁷⁸

Eine Besonderheit, die hauptsächlich im strelitzischen Gebiet vorkommt, ist eine zum /a/ tendierende Aussprache des /ɐ/, so ist in den FT von Peetsch [dɪʃa] ‚Tischler‘ zu hören, Sprecher zwei aus Triepkendorf spricht ‚verführt‘ [fɛfɪ:ɾɛt] aus, der erste aus Cammin sagt [vu:a] ‚wo‘ im FT. Selbst im Grenzort Granzin, der diphthongisch spricht, sagt eine Frau beispielsweise [beka] ‚Bäcker‘. Dieses /a/ ist nicht nur im Auslaut zu finden, sondern teilweise auch im Inlaut, so ist es in Weisdin auch in [u:an] ‚Ohren‘ nachweisbar. Auffällig ist der Vokal auch in [na] ‚eine‘.¹¹⁷⁹ Diese Aussprache dokumentiert auch der aus Mecklenburg-Strelitz stammende Carl Reinhold, denn er meint 1861 „de hochdütsch’n Vörsylb’n ver un zer luhd’n plattdütsch **va** un **ta**, t. B. vastahn, vagahn, tabräk’n“.¹¹⁸⁰ Im übrigen Mecklenburg tendiert /ɐ/

¹¹⁷⁰ Kolz, S. 55.

¹¹⁷¹ Ebenda, S. 56.

¹¹⁷² Mecklenburgisch II, S. 10 (Schönberg) bzw. S. 17 (Leussow).

¹¹⁷³ Befunde gibt es aus Bennin, Boldela, Broock, Eldena und Lancken, in Möllin mit Hiattilger. In Lüblow ist die monophthongische Form zu hören.

¹¹⁷⁴ In Bansow ist sowohl die Form mit als auch ohne Hiattilger nachweisbar.

¹¹⁷⁵ Jacobs, Teuth. 3, S. 126, verzeichnet diese unterschiedlichen Formen ebenfalls, wobei er durch die größere Ortsdichte genauere Angaben für sein Untersuchungsgebiet machen kann: „Als mdal. Form für ‚dreizehn‘ begegnet südlich 1–11 [d. i. die Landesgrenze ungefähr von Werle/Reckenzin bis Wahlstorf/Jählerstorf, A. K.] *drü_utejn*, östlich 104+105+100+79+91+94+72+73+46–49 [ungefähr eine Linie westlich Sukow, östlich von Jamel, südlich von Klinken, westlich Friedrichsruhe, Severin, Bergrade, östlich von Möderitz, Kiekindemark, südlich von Slate und Paarsch, A. K.] das durch Methathese von *r* entstandene *dü_uɛtejdɛn* bzw. *dü_uɛte_udn*, westlich *dö_uɛte_udn*. Die junge Generation in Domsühl spricht *dü_uɛtejdɛn*, das in den Grenzorten für feiner gilt. Demgegenüber drängt sich im Osten stellenweise *dö_uɛtejdɛn* merklich vor, ohne Kontakt mit dem Westen zu haben. Ich selbst spreche *dö_uɛtejdɛn*. Es scheint eine gewisse Beeinflussung durch *dö_uɛdɪx* vorzuliegen.“ Die Transkription der Grammophonenaufnahmen aus Leussow verzeichnet „*dü_uɛtedn*“ (Mecklenburgisch II, S. 20).

¹¹⁷⁶ Reuter, Werke VI, S. 12.

¹¹⁷⁷ Brinckman, Werke I, S. 39.

¹¹⁷⁸ Ebenda, S. 174.

¹¹⁷⁹ So sagt Sprecher drei aus Cammin im FT: „na nieje Schüün.“

¹¹⁸⁰ Reinhold, C., S. XIII. Diesen Unterschied führt er sehr genau aus und behauptet, „keen Minsch spreckt: de Köster, de Preister (ora Prester) u. s. w., et heet mien Dagh nich: orer; in alle disse Würa spreckt man een **a** (statt **er**) an’n En’n; man spreckt: Presta, Kösta, ora; un wenn dat **a** ook in alle disse Würa nich vull un ganz uht den Mund ruhtkümmt, to hür’n is et doch, et is een lies’ un saching angehauchtes a [sic]; un züh darüm hew’ ick ook allemal bie disse Würa een **a** hensett un mie nich daran kihrt, dat hier bie dat Hochdütsche een **er** steiht: der Priester, der Küster, oder u. s. w. Wat

zu /ɛ/, allerdings wird dieses häufig stark verkürzt.¹¹⁸¹ Ein anonymen Verfasser beschreibt diesen Laut 1827 im „Freimüthigen Abendblatt“:

Ferner hat sie [die plattdeutsche Mundart, A. K.] einen kurzen Nachlaut nach anderen langen oder dumpf gesprochenen Vokalen, besonders wo im Hochdeutschen ein r folgt. Hier wa^re freilich leicht zu helfen, es klingt einem rasch gestoßenen e am a^hnlichsten, ohne jedoch eine neue Silbe zu bilden, und so koⁿnte man da ein e (mit dem Zeichen der Ku^rze) schreiben, z. B. Ku^en (Korn), Bu^e (Bauer).¹¹⁸²

Diese Tendenz gilt für das gesamte Untersuchungsgebiet. Die Laute werden dabei in einigen Fällen bis zum Schwa reduziert, so z. B. bei [dɪʃə]. Häufig ist die Kürzung beim Präfix *ver-*, z. B. in [fəkø:bm].¹¹⁸³ Selbst bei anderen Vokalen ist diese Reduktion zu hören, so sagt Sprecher eins aus Klein Trebbow beispielsweise [vabi:] ‚vorbei‘. ‚kaputt‘ erscheint häufig als [kəpʊt], z. B. in Dobbertin, ‚Papier‘ als [pəpi:ɐ] (z. B. in Boldela), ‚passieren‘ als [pəsi:rən] (u. a. in Zahrendorf). Sprecher zwei aus Sukow sagt [aməsi:rət] ‚amüsiert‘.¹¹⁸⁴ Die Retschower reduzieren teilweise auch das /o/, wenn sie den Ortsnamen aussprechen ([rɛtʃə]), z. B. „dunn wier hier bloß ein Schaul in Retsche“. Bereits Mantzel erwähnt diese Verkürzung: „Ow wird dem faulen Munde viel zu schwer auszusprechen, und es muß das e an die Stelle treten, z. E. Gu^estre, Bu^eze. Der Thon ist dann immer auf der ersten Sylbe und die letzte wird fast verschluckt.“¹¹⁸⁵

Einige Autoren versuchen diese Lauterscheinungen offenbar in ihren Verschriftlichungen darzustellen, so schreibt Brückner „annas“ (S. 117) ‚anders‘, „leena“ ‚alleine‘, „daföa“, ‚dafür‘, „hárdá“ ‚harter‘ (alle S. 116), „Nachtwächta“ ‚Nachtwächter‘, „na Schört“ ‚eine Schürze‘ (beide S. 117), „öwaföllt“ ‚überfällt‘, „wua“ ‚wie‘ (beide S. 116).¹¹⁸⁶ Die Schwankungen in der Schreibung, z. B. zwischen „iümme“, ‚immer‘ und „ümma“ (beide S. 116) sowie „harre“, ‚hatte er‘ und hetta ‚hat er‘ (beide S. 116) zeigen, dass er offensichtlich weniger auf eine einheitliche Wiedergabe bedacht war, sondern versuchte, bestimmte Lautungen zu erfassen. Auch die Verschriftlichung von *ver-* richtet sich nicht nach der hochdeutschen

geht uns hier dat Hochdütsche an? Dat vörnähme Fröl'n to Gefall'n bruken wie uns' Plattdütsch nich to vadarb'n, ick segg' vadarb'n, nich verdarb'n [...].“ (ebenda, S. XII f.).

¹¹⁸¹ Vgl. hierzu bereits Dietz, S. 127: „Das r wird am Ende grösstenteils abgestumpft, daher auch Siemssen zu Rostock in der Monatsschrift von und für Mecklenburg [1789 Sp. 1043 ff.; 1790 Sp. 51 ff., 329 ff.] ehemals die Aussprache der Endung *er* am besten durch *ä* ausdrücken zu können meinte, z. B. *Käwä* (Käfer) für *Käwer*.“ sowie S. 126: „Dieses *uu* nimmt in der Aussprache vor dem *r* gemeinlich ein gar kurzes *e* oder *ä* an und das *r* wird abgestumpft. *Buur* (Bauer) lautet demnach ungefähr *Buä*.“ Allerdings scheint diese Aussprache nicht unbedingt allgemein gewesen zu sein, sondern /t/ war wohl teilweise auch zu hören (so wie heute noch), denn ein anonymen Verfasser spricht sich gegen diese Verschriftlichung aus: „Der Vorschlag, die Endung *er* in a^e umzuändern, scheint mir nicht genugsam begründet, um ihn annehmen zu können. In hiesiger Gegend laßt der Bauer das r auch etwas ho^ren.“ – – s: Ueber das von Hrn. E. in Vorschlag gebrachte plattdeutsche Wo^rterbuch; nebst einem Beitrage zum Mecklenb. plattdeutschen Wo^rterbuche, in: Neue Monatsschrift von und fu^r Mecklenburg. Vierter Jahrgang. 5^{tes} Stu^eck. Schwerin May 1795, S. 146, Anm. (nachfolgend als – – s, Monatsschrift 5, 1795 zitiert).

¹¹⁸² O. D. O.: Beiträge zur Ausbildung der mecklenburgisch-plattdeutschen Mundart, in: Freimu^thiges Abendblatt, 9. Jg., Nr. 460, Schwerin 1827, Sp. 887 (nachfolgend als O. D. O., Abendblatt 460 zitiert).

¹¹⁸³ Vgl. hierzu Jacobs, Teuth. 2, S. 121, der diese Reduktion bei *be-*, *ge-*, *ver-/vor-* feststellt, des Weiteren Prowatke, Lautstand, S. 70.

¹¹⁸⁴ Solche Reduktionen kommen auch in der Standardsprache und der Umgangssprache vor, vgl. Becker, Thomas: Das Vokalsystem der deutschen Standardsprache, Berlin [u. a.] 1998, S. 105 – 108.

¹¹⁸⁵ Mantzel, Ruhestunden 3, S. 24 f.

¹¹⁸⁶ Die Seitenzahlen beziehen sich auf die Ausgabe von Kahl (s. Anm. 875).

Schriftsprache: „vemeed't ,verdingt (bzw. verdungen)', „vegeten ,vergessen', (beide S. 116) usw.

Albert Reinhold ist nach eigener Aussage bestrebt, mittels seines Schriftsystems die Aussprache wenigstens teilweise abzubilden.¹¹⁸⁷ In seinem Gedicht „Von den verschiedenen Mundarten“ unterscheidet er zwischen „Strelitza“ und „Swerinä“ und meint: „Weck seggen: schwea; towielen ohk: schwer! / Un de Swerina^e seggt swâr!“¹¹⁸⁸ Er „spielt“ hier also mit den Unterschieden in den Dialekten, indem er sie nicht nur nennt, sondern anhand einiger Beispiele sogleich veranschaulicht, denn er schreibt weiter: „De Lihd' an de Ik'r: I komm er man her!“¹¹⁸⁹ Damit macht er „[a]uf den Variantenreichtum des Niederdeutschen“ aufmerksam, den er „als eine Chance für seine Dichtung“ sieht¹¹⁹⁰: „Dru^m schriew ik in mihreren Mundärten her; / Wie mâl ehnt ehn Griechischer Dichter Homer.“¹¹⁹¹ Daher ist in diesem Falle davon auszugehen, dass die unterschiedlichen Schreibweisen „Strelitza“ und „Swerinä“ einen lautlichen Unterschied kennzeichnen sollen. Bereits in den Hochzeitsgedichten lassen einige Schreibungen solcherlei Reduktionen vermuten: „Köste“ ,Küster' (Hg. 2, 2 [1676]), „verby“ ,vorbei' (6, 2 [1705]).¹¹⁹²

Eine Besonderheit Westmecklenburgs beschreibt der ältere Trammer in seiner FE, als er auf Unterschiede zwischen der von ihm gesprochenen Mundart und der Zapels eingeht: „Wenn wie raubm deedn: ,Komm mal her', ne, wie hemm seggt: ,Kumm mâl hier!', un dee Zâpler säädn ,Kumm mâl her!' Hier – her.“ In den Aufnahmen zu Tramm, Bennin, Lüblow, Eldena, Möllin usw. ist u. a. deutlich [nɔ:hi:ɐ̯] ,nachher' zu hören. Nerger behauptet noch, „[d]as tonlange \bar{e} nämlich erleidet keine Veränderung durch nachfolgendes r .“¹¹⁹³ Die Sprecher erhöhen aber teilweise dieses /e/, das nach Angaben Wiggers' früher als langes /e/ artikuliert worden ist.¹¹⁹⁴ Auch die verbliebenen /o/ und /ø/ werden z. T. , so sagt eine Frau in Boldela beispielsweise [fy:ɐ̯ma] ,Vormahd', der Trammer [fy:ɐ̯ne:mɐ̯] ,vornehmer'. In Lüblow verwendet Sprecher vier [du:ɐ̯he:ɐ̯] ,dorthier', in Lüttow der zweite [du:ɐ̯]. ,Birne' spricht der zweite Proband aus Zweedorf [bi:ɐ̯] aus. Selbst der schon lange Zeit in Sukow lebende Sprecher eins aus Banzkow spricht noch [pi:ɐ̯n] ,treten' und [ɣmhi:ɐ̯] ,umher'. Auch die ,Ernte' erscheint so teilweise als [u:ɐ̯n], z. B. beim dritten Probanden aus Pritizer, der auch [hu:ɐ̯t] ,gedengelt' sagt. Zwar ist diese Aussprache nicht durchgängig, dennoch häuft sie sich, besonders bei ,vor-', ,her' und ,dort'. Jacobs vermerkt „den für Südwestmeckl. charakteristischen Diphthong uo , der bis uo schwankt“,¹¹⁹⁵ und stellt fest: „Im Südwestmeckl. fällt also tl. $e+r$ mit $e+r$ vor sth. Dental [...], \hat{e} (<as. \hat{a}) $+r$ [...] und \hat{e} (ug. ai) $+r$ [...] in $i\bar{e}$ zusammen.“¹¹⁹⁶ Teuchert erwähnt diese Aussprache für „die allgemein erreichten Endstufen $\bar{o}r$ (< $\hat{a}r$, ar) und $\bar{e}r$ “ ebenfalls,¹¹⁹⁷ wobei er sich auf Jacobs' Aussagen stützt. Schmidt gibt für Gadebusch an, „**ie** im Pld. ist 1. hd. ir (geschr. ihr) 2. hd. $Ehre$ 3. hd. $Erde$ 4. hd. ehe , $eher$, auch

¹¹⁸⁷ Reinhold, A., S. XIII – XV: „Ehne lu'tte Handvull Regeln in Betog up dat Lesen un de Uhtsprâk“.

¹¹⁸⁸ Ebenda, S. XVI

¹¹⁸⁹ Ebenda.

¹¹⁹⁰ Rösler, Verschriftlichung, S. 121.

¹¹⁹¹ Reinhold, A., S. XVI.

¹¹⁹² Vgl. auch das Fragment einer Predigt aus Zapel (vor 1783): „Aeverst da is den de Gnadentiid verbie“.

¹¹⁹³ Nerger, S. 128.

¹¹⁹⁴ Vgl. Wiggers, S. 2.

¹¹⁹⁵ Jacobs, Teuth. 3, S. 130.

¹¹⁹⁶ Ebenda, S. 131.

¹¹⁹⁷ Teuchert, Beiträge, S. 234.

iere“,¹¹⁹⁸ d. h., ‚ihr‘ (gemeinmecklenburgisch [e:r̥]) weist für ihn dieselbe Lautung auf wie die nachfolgenden erhöhten Wörter.¹¹⁹⁹ Diesen Vorgang dokumentiert er auch für „**buo** Bär“, dessen Vokale mit denen von „**muo** Mor“ übereinstimmen.¹²⁰⁰ Das MWB deutet diese Aussprache nur unter „Bickbeer“ ‚Heidelbeere‘ an: „-*bier* wird in HA und LU gesprochen“. ¹²⁰¹ Bei Felix Stillfried finden sich in „Ut Sloß un Kathen“, das ansonsten eher an die reuterschen Schreibungen angelehnt ist, „Urn“ ‚Ernte‘ und „Urt“ ‚Art‘: „de frömden Daglöhners in de Urn müßt’ sei innehmen un ehr dat Etent liwern“ bzw. „un vel verdeinen bi de Urt wir ok nich“. ¹²⁰² Auffällig sind diese Formen in einem Gedicht, das Grete Apitz Goldenstädt gewidmet hat: „ne wuhre Freud“ ‚eine wahre Freude‘, „Juhr“ ‚Jahr‘, „für jeder Dür“ ‚vor jeder Tür‘ : „so stell ich [sic] mi di in Taukünft für“, wobei der Text aber stark durch das Hochdeutsche beeinflusst ist. Hartmann schreibt z. B. „vertiehr hei“ ‚verzehrte er‘. ¹²⁰³

2. 4. 2 Die Konsonanten

Eine der auffälligsten Merkmale im Mecklenburgischen ist der Hiateinschub:

In Wörtern wie *snīen* ‚schneien‘, *blāuen* ‚blühen‘, *nielich* ‚neugierig‘ wird im Osten (Vorpommern und Gegend um Malchin-Stavenhagen) zwischen den Vokalen ein *g* und im Westen ein *d* eingeschoben, so daß sich östliches *snīgen*, *blāugen*, *nieglich* und westliches *snīden*, *blāuden*, *niedlich* gegenüberstehen. ¹²⁰⁴

Stellmacher sieht darin vor allem einen Unterschied zwischen dem Mecklenburgischen und dem Vorpommerschen, „nämlich die vorpommersche Bewahrung eines im Hiatt entwickelten Klusils: *meigen* vs. *mei(d)n* ‚mähen‘; die diesen Lautgegensatz aufnehmende Grenze läuft vom Darß über Malchin, Stavenhagen bis Penzlin.“¹²⁰⁵

Im Westen und der Landesmitte haben die von Gernentz und Stellmacher angeführten Beispiele allesamt /d/ bzw. /t/: [bl̥ɔyd̥n̥] (Warnow), [ni:t̥l̥ɪç] (Zahrensdorf) und [maj̥dn̥] (diverse Orte, u. a. Möllin, Demen, Kossebade), hinzu kommt [med̥n̥], das in Südwestmecklenburg zu hören ist. Da ‚mähen‘, bedingt durch die MWB-Sätze und Gesprächsthemen, in nahezu allen Orten vorkommt, soll zunächst die Verbreitung des /d/ in diesem Wort untersucht werden.

¹¹⁹⁸ J. H. Heinr. Schmidt an Richard Wossidlo (15. 7. 1905), S. 4

¹¹⁹⁹ Karl Puls verschriftlicht das Possessivpronomen ebenfalls mit <i>: „Sei kennt ihren Kierl.“ bzw. „Sei kriggt ihren lütten Rüter hoch“, beide Zitate: Puls, Karl: Magst mi lieden?, in: Mecklenburgische Monatshefte. Zeitschrift zur Pflege heimatlicher Art und Kunst. Begründet von Johannes Gillhoff. 1. Jahrg. 2. Heft, Rostock Februar 1925, S. 99.

¹²⁰⁰ Beide Nachweise: Schmidt, Laut-Tafel, S. 4, vgl., auch J. H. Heinr. Schmidt an Richard Wossidlo (15. 7. 1905), S. 5, dort stellt er gegenüber: „bū, = Bauer. buo = Bär, oder bar.“ Die beiden Wörter unterscheiden sich also nicht hinsichtlich des Vokals /u/, sondern eher in der Endung, denn er führt auf derselben Seite auch an: „f̥y, = Feuer. Ik fyō ich füre.“ sowie „f̥ī, = Seide. f̥ie = sehr.“

¹²⁰¹ MWB, I, Sp. 841. Ein literarischer Nachweis findet sich bei Puls, S. 98: „Wenn hei sick nich mit Bickbiernbrot inmurkent“.

¹²⁰² Beide Zitate: Stillfried, Felix: Ut Sloß un Kathen. Erzählung in niederdeutscher Mundart, Leipzig 1890, S. 8. Auf derselben Seite schreibt er auch „en lütten Urt“ ‚ein kleiner Ort‘. Ansonsten verwendet Stillfried aber gemeinmecklenburgische Formen, z. B. „gor“ ‚gar‘, „sporen“ ‚sparen‘ (beide ebenda).

¹²⁰³ Hartmann, Leigen, S. 129.

¹²⁰⁴ Gernentz, Niederdeutsch, S. 89.

¹²⁰⁵ Stellmacher, S. 147.

Dabei zeigt sich, dass /d/ auch über die Landesmitte hinaus vorkommt, so nutzen es die Probanden in Dobbertin, Nossentiner Hütte, Bansow Bristow und Jördenstorf noch durchgängig. Erst in Brudersdorf, einem östlichen Grenzort, erscheint [majɔŋ], im FE von Sprecher drei auch als [majɔri:] ‚Mäherei‘. Dagegen hält sich in den nördlicheren Wustrow, Klockenhagen und Kölzow, die sich auch dicht an der Grenze zu Vorpommern befinden, noch /d/, allerdings liegen sie auch westlicher als Brudersdorf. Im Süden sind in Röbel drei verschiedene Varianten in den MWB-Sätzen auszumachen: Sprecher eins sagt [majn], der zweite [majɔŋ] und der vierte [majɔŋ].¹²⁰⁶ In Kieve wird das /d/ fast stimmlos ausgesprochen, so dass es sich dem /t/ nähert.¹²⁰⁷ Die Probanden in Carolinenhof verwenden entweder /g/ oder gar keinen Einschub. In Peetsch herrscht ausschließlich [majn] vor, während in Granzin daneben noch [majɔŋ] zu hören ist. In den östlicher gelegenen Orten Mecklenburg-Strelitz‘ herrscht überwiegend /g/ vor, manchmal verwenden die Probanden auch gar keinen Einschub. In Cammin geht das /g/ deutlich mit /n/ zu [majɲ] auf, in den anderen Ortschaften, die /g/ haben, ist diese Tendenz aber auch zu beobachten.¹²⁰⁸ Dabei nimmt die Verwendung des /g/ bei ‚mähen‘ nach Osten hin zu: Während es in Carolinenhof noch in Konkurrenz zu [majn] steht, ist diese Form in Warlin seltener zu hören, hier überwiegt die Variante mit Einschub.

Ähnlich verhält sich ‚säen‘: in Bansow spricht es der zweite Proband [zajɔŋ] aus, in Triepkendorf der erste [zajɔŋ] bzw. [zajɲ]. Während es beim von der Lautstruktur her ähnlichen ‚Krähen‘ mehrere Nachweise für [krajɔŋ] und [krajn] gibt,¹²⁰⁹ ist /g/ auf den alten Aufnahmen nicht nachzuweisen, da das Wort in den östlichsten Orten nicht abgefragt worden ist. Die südwestliche Aussprache enthält zwar häufig /d/, dennoch gibt es auch hier die Variante [kre:n], die u. a. der Rastower nutzt.¹²¹⁰ Sie ist allerdings sehr selten und kann auch durch die Vorlage hervorgerufen worden sein. ‚rein‘ findet sich als [rajɔŋ] in Warlin und Weisdin, wogegen in den westlicheren Jördenstorf, Groß Lantow und Satow [rajɔŋ] zu hören ist, daneben kommt aber auch [rajn] vor. Die Form ohne Einschub ist sowohl im Westen als auch Osten nachweisbar und kommt damit häufiger vor als [majɔŋ]/[majn] in Konkurrenz steht.¹²¹¹ Im Südwesten ist neben [redɲ] auch die gekürzte Form [rm]

¹²⁰⁶ Vom dritten sind keine Sätze vorhanden.

¹²⁰⁷ Vgl. auch Kap. 2.2.1.

¹²⁰⁸ Vgl. auch die Beispiele in Teuchert, Lautstand, S. 5, der „*majɲ* mähen, *najɲ* nähen, *drajɲ* drehen, *krajɲ* krähen“ schreibt, des Weiteren auch „*šnɲ* schneien, *šrɲ* schreien“ und in Anm. 1 auf derselben Seite für den angrenzenden schwerinschen Teil ausführte: „Das Adj. ‚neu‘ besitzt in dem Aufnahmebezirk nur die *ɲ*-Form: „*də nɲ hū zər* die neuen Häuser“, siehe zudem ebenda, S. 15. Die Aussprache dokumentiert Blume, S. 84, ebenfalls für ‚schreien‘ in Neu-Käbelich, in diesem Zusammenhang vom Wiehern der Pferde gebraucht, das er als „*šrɲ*“ transkribiert.

¹²⁰⁹ So z. B. in Demen, Kossebade, Lancken, Marnitz und Penzin aus dem östlichen Untersuchungsgebiet, im Südwesten (z. B. Tramm) ist [kredɲ] zu hören, des Weiteren [redɲ] ‚rein‘, [zedɲ] ‚säen‘ und [tedɲ] ‚zehn‘, vgl. Kap. 2.1.5.

¹²¹⁰ Ein weiterer Nachweis findet sich bei Sprecher drei aus Spornitz.

¹²¹¹ [majn] ist in Bansow, Carolinenhof, Granzin, Klein Trebbow, Klockenhagen, Peetsch, Röbel, Warlin, Zahrendorf und Züsow zu hören, beschränkt sich also vorwiegend auf die östlicheren Orte. Dagegen nutzen [rajn] auch Probanden in den westlicheren Alt Jabel, Alt Meteln, Eldena, Möllin, Lüttow, Schlagsdorf, Selmsdorf, Woez usw. In der Landesmitte und im Osten ist es ebenfalls häufig zu hören, so z. B. in Cammin, Carolinenhof, Demen, Klockenhagen, Kölzow, Mestlin, Pinnow, Weisdin usw.

belegt.¹²¹² Von der Lautstruktur her ähnlich ist auch das Zahlwort ‚zehn‘, wobei die Verteilung der Varianten etwas anders ist als bei ‚mähen‘: die Probanden in Klockenhagen und Jördenstorf nutzen auch hier das /d/ ([tʰajdn̩]), allerdings verwenden es auch Sprecher drei aus Brudersdorf und der fünfte aus Carolinenhof je einmal. Im letztgenannten Ort herrscht jedoch die Aussprache [tʰajn̩] vor.¹²¹³ Ausgeglichen ist das Verhältnis wiederum in Granzin, dort werden beide Varianten jeweils dreimal genannt. Wie bei ‚mähen‘ nähert sich /d/ in Kieve dem /t/ an.¹²¹⁴ Im benachbarten Peetsch hingegen ist kein Einschub zu finden, während in Röbel /d/ vorherrscht. Erst in den östlicher gelegenen Orten Mecklenburg-Strelitz kommt /g/ als Hiattilger vor ([tʰajgn̩]).¹²¹⁵ Der erste Sprecher aus Rostock, der eigentlich aus Gnoien kommt, übersetzt ‚Krähen‘ mit [kraɪgn̩], ‚zehn‘ aber mit [tʰajdn̩], während der zweite, aus der Nähe von Bad Doberan stammend, [kraɪdn̩], [raɪdn̩] und [tʰajdn̩] sagt. Die eben dargestellte Verteilung gilt jedoch nicht für die zusammengesetzten Zahlen. Hier neigen die Probanden eher zur Aussprache ohne /d/-Einschub, so ist z. B. [fœftajn̩] ‚fünfzehn‘ häufiger als [fœftajdn̩].¹²¹⁶ Beim /g/ sind die Verhältnisse zwischen beiden Varianten unterschiedlich, so dominieren in Warlin die Formen mit Tilger, in Klein Trebbow die ohne.¹²¹⁷ Offensichtlich spielt bei der Verwendung auch die Wortbetonung eine Rolle, denn als Teil eines Kompositums wird ‚zehn‘ nicht so stark betont, teilweise kürzen es die Probanden sogar, so z. B. in [fœften].¹²¹⁸

Die bislang betrachteten Wörter weisen allesamt /aj/ (bzw. /e/ im Südwesten) auf, wobei lediglich Mecklenburg-Strelitz immer /g/ als Einschub bevorzugt, während große Teile Mecklenburgs /d/ nutzen. Auch bei ‚nähen‘, dessen Belegdichte nicht ganz so groß wie die von ‚zehn‘ oder ‚mähen‘ ist, ist dieser Gegensatz zumindest angedeutet, denn sowohl in Lichtenhagen als auch Sanitz und Warnow sprechen die Probanden [najdn̩], in Klein Trebbow und Weisdin hingegen [najgn̩]. Auch Granzin, das bei ‚mähen‘ und ‚zehn‘ noch zum /d/ neigte, geht hier zum /g/ über.¹²¹⁹ /d/ findet sich auch in [sprajdn̩] ‚Stare‘, das in Penzin zu hören ist. In Lüblow lautet das Wort jedoch [spraj̩n̩].

¹²¹² Die Aussprache nutzt z. B. Sprecher eins aus Bennin.

¹²¹³ Die Variante ohne Einschub ist in Carolinenhof achtmal nachweisbar, in Brudersdorf ist [tʰajdn̩] der einzige Beleg für ‚zehn‘.

¹²¹⁴ Vgl. hierzu auch den Nachweis im MWB, VII, Sp. 129.

¹²¹⁵ Hierbei handelt es sich also um die Orte Cammin, Klein Trebbow, Schönbeck, Triepkendorf, Warlin und Weisdin.

¹²¹⁶ Die Variante ohne /d/ findet sich auch im Westen, so z. B. in Alt Jabel, Lüttow, Schlagsdorf und Selmsdorf, des Weiteren in den östlicheren Broock, Groß Lantow, Klockenhagen, Lichtenhagen und Röbel. /d/ kommt seltener vor, so ist die Aussprache [fœftajdn̩] beispielsweise nur in Hoben, Kieve und Möllin zu hören.

¹²¹⁷ In Warlin kommt [tʰajgn̩] bei den zusammengesetzten Zahlwörtern insgesamt achtzehnmal vor, [tʰajn̩] jedoch nur viermal. In Klein Trebbow wird die erstgenannte Form wiederum viermal genannt, die zweite aber achtmal. Alle vier Nachweise für den Hiateinschub stammen von Sprecher eins, der aber auch dreimal [fi:ɐ̯tʰajn̩] sagt.

¹²¹⁸ So zu hören von Sprecher vier aus Pinnow, der auch [axten] sagt. Die Aussprache ist dann kaum mehr von der in Südwestmecklenburg vorherrschenden zu unterscheiden, da auch dort /d/ in solcherlei Wörtern schwinden kann und /e/ weiter gekürzt wird, so sagt der ältere Trammer in den MWB-Sätzen [fi:ɐ̯ten]. Im Falle von Pinnow liegt jedoch diphthongische Aussprache zugrunde, da /ɛ/ nur in Kürzungen vorkommt. Auch in Jördenstorf und Lancken sind sie nachweisbar.

¹²¹⁹ Der einzige Nachweis stammt von Sprecher fünf, einer Frau. Sie spricht ‚mähen‘ [maj̩n̩] aus, für zehn gab es keine Belege.

/d/ ist in den meisten Orten des Untersuchungsgebietes auch nach /ɔy/ zu hören, so sagen Sprecher eins aus Marnitz und Dobbertin sowie der zweite aus Pinnow [hɔydŋ] ‚heuen‘, in Nossentiner Hütte verwendet der dritte [frɔydŋ] ‚freuen‘, [strɔydŋ]/[ʃtrɔydŋ] ‚streuen‘ sind in Bansow, Kieve und Welzin nachweisbar. In Eldena nutzt es eine Frau in [œ:vəstrɔydŋ] ‚überstreuen‘. Auch ‚tauen‘ erscheint mit /d/ in Dobbertin und Kieve ([dɔydŋ]), ebenso ‚brühen‘ in Lichtenhagen ([brɔydŋ]). In Südwestmecklenburg ist in ‚heuen‘ und ‚streuen‘ ebenfalls /d/ zu finden, allerdings lauten sie nicht auf /ɔy/, sondern auf /ø/, von den anderen Wörtern gab es keine Nachweise.¹²²⁰ Dagegen sagt der vierte Sprecher aus Schönbeck [frɔygŋ], der zweite und dritte in Klein Trebbow verwenden [hɔygŋ] ‚heuen‘/‚(das) Heuen‘. Der dritte Proband aus Brudersdorf spricht ‚Gnoien‘ [gnɔygŋ] aus. Auch Konjugationsformen der hier angeführten Verben werden unterschiedlich realisiert, in den FT in Cammin, Klein Trebbow, Schönbeck, Triepkendorf und Warlin ist [dɔyçt] zu hören. Diese Form nutzt auch der vierte Sprecher aus Wustrow. In Warlin sagt der erste Proband [dauçt]. In anderen Verben ist dieser Laut ebenfalls nachweisbar, er ist in [majçt] ‚gemäht‘, [najçt] ‚genäht‘ und [zajçt] ‚sät‘ zu finden, allerdings auch hier mit unterschiedlicher geographischer Verteilung: während sich diese Formen bei ‚mähen‘ und ‚säen‘ auf Mecklenburg-Strelitz beschränken,¹²²¹ ist die von ‚nähen‘ nicht nur im strelitzischen Weisdin, sondern auch in Hinrichshagen und Lichtenhagen zu hören.¹²²² Auf den zusätzlichen Aufnahmen zu Warlin benutzt Sprecher zwei [do:najçt] ‚zugenäht‘. Auch in den Präteritalformen ist der Konsonant teilweise erhalten, der zweite Proband aus Klein Trebbow spricht ihn in [majçtə] ‚mähte‘ und [majçtŋ] ‚mähten‘. Daneben kommen auch Formen vor, in denen kein zusätzlicher Konsonant eingeschoben ist, so benutzt derselbe Sprecher [majt] ‚gemäht‘ und [majtŋ] ‚mähten‘. Dennoch überwiegt der Einschub.¹²²³ Im Gebiet, wo /d/ vorherrscht, ist nur [majt] nachweisbar, in Klockenhagen auch [majtə] ‚mähte‘. Bei den entsprechenden Formen von ‚freuen‘ ist hingegen kein Einschub zu finden, sowohl in Peetsch, Triepkendorf als auch auf den zusätzlichen Aufnahmen zu Warlin heißt es ‚freut‘/‚gefreet‘ [frɔyt]. Bei ‚heuen‘ lautet das Partizip II [hɔyt], allerdings gibt es keine Nachweise aus Mecklenburg-Strelitz. Für ‚streuen‘ gibt es aus dem ganzen Untersuchungsgebiet nur wenige Nachweise für das Partizip II, in Bansow sagt der zweite Proband [ʃtrɔyt], im strelitzischen Triepkendorf der erste [strɔyt]. In Schönbeck und auf den zusätzlichen Aufnahmen zu Warlin nutzen der fünfte bzw. zweite Sprecher den Einschub: [strɔyçt] bzw. [ʃtrɔyçt]. Er ist in Mecklenburg-Strelitz also nicht nur in der Hiatsposition zu finden, sondern hält sich teilweise auch in den einsilbigen Varianten der jeweiligen Wörter. Offensichtlich gehört er in all diesen Fällen zum Verbstamm und wandelt sich im Auslaut von /g/ zu /ç/, ganz wie

¹²²⁰ [hø:dŋ] sagt der ältere Trammer, [ʃtrø:dŋ]/[strø:dŋ] sind in Lüblow und Pritzier nachweisbar.

¹²²¹ Belege für [majçt] gibt es in Klein Trebbow, Triepkendorf und Warlin, in Schönbeck erscheint es in [anmajçt] ‚angemäht‘. [zajçt] benutzt der vierte Proband aus Triepkendorf einmal, beim fünften aus Schönbeck ist es in [inzajçt] ‚ingesät‘ zu hören.

¹²²² Sprecher eins aus dem erstgenannten Ort verwendet [najçt] zweimal, der dritte aus Lichtenhagen einmal.

¹²²³ Die Präteritalformen mit Einschub sind jeweils zweimal zu hören, das Partizip II viermal. Die Formen ohne Einschub benutzt er nur einmal.

bei [kri:gn] ‚kriegen‘ – [kriçt] ‚kriegt‘. Dennoch ist er nicht immer anzutreffen, möglicherweise liegt dann Ausspracheerleichterung vor.

Der erste Sprecher aus Klein Trebbow und der zweite aus Triepkendorf schieben sogar in die Präteritalform von ‚tun‘ einen Konsonanten ein ([de:çt]), obwohl überhaupt gar kein Hiatus vorliegt. Diese Bildung scheint an Aussprachen wie [majçt], [dçyçt] usw. angelehnt zu sein.

Während nach /aj/ und /çy/ (bzw. /ø/) unterschiedliche Hiattilger im Untersuchungsgebiet vorkommen, ist das bei /u/ nicht so, denn hier nutzen alle Sprecher /g/, so heißt es auch in Westmecklenburg, der Landesmitte und den anderen Gebieten, die ansonsten /d/ aufweisen, [bu:gn] ‚bauen‘ (/g/ kommt in jedem Ort vor, u. a. in Schlagsdorf, Pritzier, Zweedorf usw.), [bru:gəri:] ‚Brauerei‘ (Warnow, Bristow), [fru:gns] ‚Frauen‘ (u. a. zu hören in Bennin, Hoben, Selmsdorf, Woez), [gru:gn] ‚sich fürchten‘ (Selmsdorf), [ʃu:gn] ‚scheuen‘ (Alt Meteln) und [tru:gn] ‚trauen, wagen‘ (Wustrow). Hier ist der Tilger im gesamten Untersuchungsgebiet gleich, denn in Carolinenhof ist das /g/ beispielsweise in ‚Frauen‘ und ‚sich fürchten‘ zu hören.¹²²⁴ Daneben gibt es auch Varianten ohne Einschub: [bu:n] und [fru:n]. Diese sind aber sehr selten.¹²²⁵

Nach /i/ fügen die Probanden aus Mecklenburg-Strelitz ebenfalls /g/ ein: [ni:gn] ‚neuen‘ (Triepkendorf, Weisdin), [ni:gəlɪç] ‚neugierig‘ (Cammin), [ʃri:gn] ‚schreien‘ (Peetsch, Zusatzaufnahme zu Warlin). Im übrigen Mecklenburg ist die Aussprache unterschiedlich: Die Aussprache mit /g/ erfasst ein größeres Gebiet als bei [tajgn], da es auch in Mecklenburg-Schwerin noch nachweisbar ist, so wie es auch bei [najgn] der Fall ist. In Brudersdorf übersetzen die Probanden ‚schreien‘ einheitlich mit [ʃri:gn]. Im strelitzischen Grenzort Granzin kommen drei Varianten vor: [ʃri:n] (Sprecher fünf), [ʃri:dɪ] (Sprecher zwei und drei) und [ʃri:gn]/[ʃri:çt] (Sprecher vier). In Röbel schwanken die Probanden zwischen /d/ und /g/, wobei Ersteres überwiegt (drei Nennungen gegenüber einer). Selbst in Nossentiner Hütte verwendet ein Proband zweimal [ʃri:gn], während die anderen [ʃri:dɪ] bevorzugen. Hier stehen /g/ und /d/ in unmittelbarer Konkurrenz zueinander innerhalb der Orte. Solch ein Schwanken in der Aussprache ist selbst in Kossebade noch festzustellen: auf den ergänzenden Aufnahmen, für die die zweite Probandin spontan einige MWB-Sätze übersetzen musste, lässt sich nachvollziehen, wie sie die unterschiedlichen Möglichkeiten erst ausprobiert und dann ihre „Wahl“ trifft: „Dat måkt ihm nix uut, schriegn ... schr ... schriedn tuut er nich, schreien tuut er nich, äh, schriedn dehder nich. [...] Ne, schriedn deht hei nich.“ Auch bei ‚neu‘ können die Tilger mitunter wechseln: Im Großteil des Landes sagen die Probanden [ni:dɪ] ‚neuen‘. Diese Form ist auch in Röbel („denn niedn Schütznkönig“, Sprecher fünf) und Granzin („dee niedn Gummiwågn“, Sprecher eins) noch nachweisbar, aber bereits in Nossentiner Hütte („nu hemm w’ ’n niegn kräägn“, Sprecher fünf) und Kölzow („’n niegn Kuurnschpieger“, Sprecher zwei) kommt /g/ vor. Im erstgenannten Ort wird sie aber nur einmal genannt, zudem benutzen der erste und zweite Proband [ni:dɪ]. In Lichtenhagen besteht eine ähnliche Konkurrenzsituation: Dort schwankt der dritte

¹²²⁴ [gru:gn] ist auch in den strelitzischen Cammin und Weisdin nachweisbar, [fru:gns] kommt in insgesamt 32 Orten vor, u. a. auch in Marnitz, Klockenhagen, Schönbeck, Warlin und Weisdin.

¹²²⁵ Die erstgenannte Variante kommt in Schönbeck vor, die zweitgenannte nur auf den Zusatzaufnahmen zu Warlin.

Sprecher zwischen beiden Formen, wobei er sie jeweils zweimal gebraucht. In den übrigen Aufnahmeorten herrscht allerdings [ni:dŋ] vor.¹²²⁶

Dagegen weist ‚neue‘ häufig im gesamten Untersuchungsgebiet keinen der beiden Einschübe auf, hier sagen die Probanden oftmals einfach [ni:], teilweise auch [ni:jə]. Wenn einer der beiden Einschübe auftritt, dann handelt es sich aber ausschließlich um /g/: So ist es in Schönbeck zu hören, aber auch in Gebieten, wo bei ‚neuen‘ /d/ vorherrscht, selbst in einem der westlichsten Orte, in Selmsdorf, benutzt der erste Sprecher [ni:gə].¹²²⁷ Dabei steht es jedoch immer in Konkurrenz zu einer der beiden vormals genannten Aussprachen. Häufig ist sie nur einmal nachweisbar, lediglich in Lichtenhagen und Sanitz nutzen sie zwei, in Letschow und Wustrow drei Sprecher, in Brudersdorf und Hinrichshagen verwendet sie ein Sprecher jeweils zweimal. Die Aussprache ist also relativ selten, selbst in den östlichen Orten Mecklenburg-Strelitz, wo die Probanden ansonsten ausschließlich /g/ nehmen. Zudem beschränkt sie sich fast ausschließlich auf die Übersetzungstexte, in den FE kommt sie lediglich in drei Orten vor: in Granzin, Klockenhagen und Wustrow.¹²²⁸ Die Lautstruktur von ‚neue‘ scheint, wenn überhaupt, also nur /g/ ‚zuzulassen‘, möglicherweise ist das Schwa am Wortende dafür verantwortlich, denn *[ni:də] ist im gesamten Untersuchungsgebiet nicht zu finden. Lediglich bei Hartmann, also in der Mundartliteratur, kommt solch eine Form vor: „dat schöne niede und düre Tüg“. ¹²²⁹ Kolz kennt wiederum „ni-t ‚neu‘“. ¹²³⁰ Die Seltenheit der Form mit /g/ selbst in Gebieten, wo es ansonsten präferiert wird, ist damit zu begründen, dass [ni:] und [ni:jə] mit weniger Aufwand zu sprechen sind, erst bei deutlicher und langsamer Artikulation, wie sie das Vorlesen der Übersetzungstexte erfordert, nutzen es deshalb einige Probanden. Beim Wort ‚neugierig‘ gibt es dagegen wieder mehrere Varianten: In Zahrendorf sagt Sprecher eins [ni:tlɪç], der erste in Cammin hingegen [ni:gəlɪç], der erste in Peetsch [ni:ɪç]. Auffällig ist, dass auch hier Schwa wieder nur hinter /g/ zu finden ist.

Auch bei anderen Wörtern mit /i/ kommt es zu Schwankungen: in Welzin verwendet der erste Sprecher [fri:dŋ] ‚heiraten, freien‘, der fünfte jedoch [frɪŋ], wobei das /i/ kürzer scheint. Der Westmecklenburger Hartmann schreibt <g>: „bi’t Friege“, ¹²³¹ während Kolz „fri-dn frīdn ‚heiraten“ vermerkt. ¹²³² In Kieve sagt der zweite Proband [fri:dŋ], in Letschow der erste [frɪ:ŋ]. In Warnow ist noch [vo:ɸfri:t] ‚verheiratet‘ zu

¹²²⁶ Belege gibt es aus Bansow, Bristow, Dobbertin, Groß Lantow, Hinrichshagen, Hoben, Lüttow, Pritzier, Woez, Zahrendorf, Züsow und Zweedorf. Aber auch in Toponymen ist es zu finden, so z. B. in Letschow und Retschow („Niedn Maak“ ‚Neuen Markt‘), Möllin und Züsow ([ni:dŋdø:ɸ] ‚Neuendorf‘), sowie in Alt Meteln (Niedn Lübdörp ‚Neu Lübstorf‘). Sprecher vier aus Niendorf benutzt das Wort in einem Kompositum: [nø:g|ni:dŋ] ‚nagelneuen‘.

¹²²⁷ Weitere Nachweise finden sich in Alt Jabel, Badendiek, Brudersdorf, Demen, Glaisin, Granzin, Groß Lantow, Hinrichshagen, Hoben, Klockenhagen, Kölzow, Letschow, Lichtenhagen, Sanitz, Selmsdorf, Schönbeck, Triepkendorf, Warnow, Weisdin, Wustrow, Zahrendorf und Züsow.

¹²²⁸ In Granzin sagt Sprecher vier, eine Frau: „Na, wie heit denn juuch niege Kinnergärtnerin?“ Die Probandin hatte bereits im FT diese Aussprache benutzt. Der erste Proband aus Klockenhagen verwendet /g/ in [ni:gədnɪks] ‚neuerdings‘, der zweite in „un nu hemm wie je all wedrer niege Sordn“. Er benutzt die Form auch im FT, während der erste hier [ni:] bevorzugt. Lediglich in Wustrow kommt die Aussprache mehrfach vor, so verwenden sie drei von vier Personen im FT, in der FE ist sie aber nur von Sprecher zwei zu hören: „dat is jetzt dat niege“. Auch er hat diese Variante bereits im Übersetzungstext gesagt.

¹²²⁹ Hartmann, Vertellers, S. 28.

¹²³⁰ Kolz, S. 120.

¹²³¹ Hartmann, Leigen, S. 29.

¹²³² Kolz, S. 6.

hören. In Mecklenburg-Strelitz gab es keine Nachweise. Im Gegensatz zu ‚neuen‘ ist die Verteilung bei diesem Wort also nicht mehr so eindeutig, vielmehr ist sie bei diesen wenigen Belegen eher sprecherabhängig. Auch in Kossebade kommt die Form mit /g/ vor, ‚schneien‘ lautet hingegen [sni:ɔn].¹²³³

Während /g/ hauptsächlich in Hiatsposition zu finden ist, kommt /d/ dagegen auch in Wörtern vor, wo scheinbar gar kein Hiats existiert: [bø:ɔdn] ‚tränken‘ (u. a. Bennin), [hy:ɔdn] ‚hören, gehören‘ (u. a. Sanitz, Lüttow), [fy:ɔdn]/[fɔydn] ‚fahren‘, (u. a. Sanitz/Eldena), [ʒo:ɔdn]/[jo:ɔdn] ‚Jahren‘, (u. a. Alt Jabel/Lüblow), [ki:ɔdl] ‚Mann, Kerl‘ (Boldela), [li:ɔdn] ‚lernen‘ (u. a. Satow), [rɔydn] ‚rühren‘ (Pritzler), [fø:ɔdn] ‚vorne‘ (u. a. Demen), [vi:ɔdn] ‚waren‘ (u. a. in Badendiek) usw.¹²³⁴ In fast allen Fällen steht es hier nach /ø/. Werden all diese ursprünglich einsilbigen Wörter (z. B. [fy:ɔn], [ki:ɔl]) jedoch langsam und deutlich ausgesprochen, so scheinen sie zweisilbig zu werden (*[fy:rən], *[ki:rəl]). Angedeutet sein könnte solch eine Aussprache in einem Hochzeitsgedicht von 1759: „wenn se en Kerel nehm“; „as düsse Kerel kwem“; „Deren“ ‚Mädchen‘, woneben auch „en wakker Kerl“ (alle Nachweise Hg. 34, 2^a) vorkommt.¹²³⁵ Das /d/ wirkt dann anscheinend wie eine Ausspracherleichterung, indem es als Silbengelenk einen Übergang zwischen /ø/ und dem auslautenden Konsonanten herstellt. Als frühe Nachweise dafür sind die Schreibungen „Kedels“ bei Babst und „Kiedel“ ‚Mann, Kerl‘ bei Jeppe anzusehen.¹²³⁶ Bereits Ritter schreibt:

Rl wird selten rein im Plattdeutschen ausgesprochen als Auslaut; es liegt auch eine Haerte darin; es wird gewöhnlich aufgelöst in rdel oder rd'l, z. B. Perdel oder Pardel (Perle), Mardel- oder Marlblom (Maaßliebe). Dabei wird dann auch das r weggelassen und der Nachschlag e dem vorhergehenden Vocale angehängt in Kiedel oder Kied'l (Kerl) und Kaedel oder Kaed'l (Karl).¹²³⁷

Teuchert hat den Einschub auch im brandenburgischen Warthe ausgemacht: „*kē, rdl* Kerl (< **kē, -rl* > *kē, -rl* > *kē, rdl*)“.¹²³⁸ Er tritt auch nur dann auf, wenn die Wörter auf /n/ oder /l/ auslauten, da beide Konsonanten bei Schwa-Ausfall silbisch werden.¹²³⁹

¹²³³ Leider gibt es von beiden Wörtern keine Aufnahme.

¹²³⁴ Vgl. auch Kolz, S. 120.

¹²³⁵ Vgl. auch Hg. 8, 2: „Kerels“ neben „Kerl“ sowie ein Gedicht anlässlich einer Hochzeit in Hagenow (1708): „Kerel“ (Deiter, S. 143), „Keerl“ (ebenda, S. 144), daneben „Dehren“ (ebenda, S. 143), „Derencken“ ‚Mädchen‘. Im niederdeutschen Lied auf die Schlacht an der Conzer Brücke heißt es ebenfalls „Kehrels“, „Kerels“ (Goebel, S. 42), diese Schreibweise ist also auch außerhalb Mecklenburgs üblich gewesen. Raupach verzeichnet „Dat ys ein Bueckt Kerl Der Kerl hat einen braven Bauch“ und „De Kerel süht balstürig uth Der Kerl siehet verwegen aus“, beide Zitate: Raupach, Bernhard: *De linguae Saxoniae inferioris neglectu atque contemtu injusto. Von unbilliger Verachtung der Plat-Teutschen Sprache 1704. Übersetzung: Sievert Graf Wedel. Bearbeitung Wolfgang Lindow, Leer 1984, S. 186/187* (die erste Seitenzahl bezieht sich auf das Faksimile, die zweite auf die Übersetzung).

¹²³⁶ Babst, Saken 1, S. 19 bzw. Jeppe, S. 29.

¹²³⁷ Ritter, S. 44. Kolz, S. 120; verzeichnet ebenfalls „ka·dn“ und „pa·dl“, Jacobs, Teuth. 2, S. 129, „kādñ“. Warnkross, S. 45, gibt für Wolgast „kāñ Kern, pāl Perle.“ an. Ob hier ein regionaler Unterschied besteht, lässt sich daraus aber nicht sicher ermitteln.

¹²³⁸ Teuchert, Warthe, S. 39, daneben notiert er auch „*kīrl (kīrdl)*“ (ebenda).

¹²³⁹ Das ist auch in der Hochsprache der Fall, vgl. Becker, T., S. 104: „Ein Fall von realisationsphonologischer Reduktion ist der Ausfall von Schwa vor Sonorant, wodurch der Sonorant silbisch wird; diese Formen können inzwischen durchaus als Standard angesehen werden.“

Jacobs nennt weitere Beispiele: „*gnādn* (mnd. *gnarren*) knarren; *sdi·ədn* Stern, *du·ədn* Dorn“.¹²⁴⁰

Im Falle von [fɔydn] und [rɔydn] liegt ebenfalls Ausspracheerleichterung vor: Hier ist dann sogar /v/ ausgefallen, so dass im Grunde derselbe Fall wie bei ‚heuen‘, ‚streuen‘ usw. vorliegt. Daneben ist aber auch [fɔyən] (z. B. in Woez) zu hören. Der Einschub ist aber nicht auf die Wortgrenze beschränkt, sondern geht über diese hinaus, denn in Nossentiner sagt eine Frau beispielsweise [jo:ədn] ‚Jahr ein‘, d. h., hier verbindet sich der nachfolgende Artikel mit dem Auslaut des vorangegangenen Wortes: „wie haan oewerhaupt kein Vewandtn un Muddi nu jedes Johrdn [= Jahr ein] Beebie [= Baby]“. Diese Kombination tritt auch mit anderen Wörtern auf, die auf /v/ enden bzw. wo quasi ein „Hiat“ durch das Zusammenziehen zweier oder mehrerer Wörter getilgt werden muss, z. B. [ni:dn] ‚nie ein‘ (u. a. Pinnow), [vi:ədn] ‚war ein‘ (u. a. Hinrichshagen).¹²⁴¹ Diese Aussprachen sind allerdings hauptsächlich dort nachweisbar, wo /d/ auch als Hiattilger fungiert, in Mecklenburg-Strelitz sind sie nicht zu hören (z. B. [hy:ən], [wi:ən] ‚waren‘ bzw. ‚war ein‘ in Peetsch). /g/ ist dagegen vorwiegend auf die Hiattilgung beschränkt. Bei [bi:dn] und [fɔ:ədn] ist hingegen schwer zu entscheiden, ob es sich um einen Einschub handelt, da die Sprecher hier meist ‚bei dem‘ bzw. ‚vor dem‘ zusammenziehen. Hier könnte der Artikel einfach nur gekürzt worden sein. Allerdings lauten die entsprechenden Formen im strelitzischen Gebiet [bi:n] und [fɔ:ən] (z. B. in Cammin) und auch in ein und demselben Ort kann beides zu hören sein.¹²⁴²

Einheitlich ist die Aussprache dagegen nach /au/, denn hier herrscht ausschließlich /g/ vor, z. B. bei [hauɡn] ‚hauen‘ und [kauɡn] ‚kauen‘.¹²⁴³ Daneben kommen aber wieder Varianten ohne Tilger vor, wobei auch sie im gesamten Mundartgebiet zu hören sind, teilweise sogar beim selben Sprecher (z. B. beim zweiten in Nossentiner Hütte).¹²⁴⁴

Der Konsonant bleibt auch bei anderen Konjugationsformen, die einsilbig sind, oft erhalten, ähnlich wie in Mecklenburg-Strelitz bei ‚mähen‘; in diesen Fällen betrifft das aber das ganze Untersuchungsgebiet, z. B. bei [bru:xtɿ]/[ajɿnbru:xt] ‚brauten‘/ ‚selbst gebräutes‘ (Retschow/Züsow), [bu:xt] ‚baut‘/ ‚gebaut‘¹²⁴⁵ bzw. [bu:xtə]/

¹²⁴⁰ Jacobs, Teuth. 2, S. 129.

¹²⁴¹ In Pinnow sagt Sprecher vier: „dor is noch niedn [nie ein] Meister von Himmel foll“, in Hinrichshagen der erste im FT: „Dat wierdn [= wier ein] schlichtes Wäädrrer ubbm Trüggwegg.“

¹²⁴² So z. B. in Klockenhagen, wo [bi:dn] und [bi:n] gesagt wird.

¹²⁴³ Das erste Wort ist reichlich belegt, so z. B. in Alt Jabel, Bansow (als [təuhəuɡn] ‚(das) Zuhauen‘, [rønəhəuɡn] ‚herunterhauen‘), Hinrichshagen, Jördenstorf (dort zusätzlich auch noch in [həlthəuɡn] ‚Holzhauen‘), Nossentiner Hütte (darüber hinaus [afhəuɡn] ‚abhauen‘), Peetsch (zusätzlich [uphəuɡn] ‚aufhauen‘), Satow (u. a. auch als [təuhəuɡn] ‚zuhauen‘/ ‚(das) Zuhauen‘) und Wustrow. Zusätzliche Nachweise in Komposita sind z. B. in Broock ([i:znafhəuɡn] ‚(das) Eisenabhauen‘), Dobbartin ([həlthəuɡn]), Hoben ([u:thəuɡn] ‚aushauen‘), Kölzow ([rɪnhəuɡn]/[rɪnəhəuɡn] ‚hineinhauen‘), Letschow ([afhəuɡn] ‚abhauen‘, [henhəuɡn] ‚hinhauen‘) und Zahrendorf ([həlthəuɡn]) zu finden. [kauɡn] verwendet dagegen nur Sprecher drei in Klockenhagen.

¹²⁴⁴ [həu] und dessen Komposita sind nachweisbar in Alt Meteln (tvɪʃnəhəu] ‚zwischenhauen‘), Klein Trebbow, Klockenhagen, Lüblow, Lüttow, Marnitz (hier als [fəhəu] ‚verhauen‘), Nossentiner Hütte, Schlagsdorf, Triepkendorf ([u:thəu] ‚heraushauen‘), Zweedorf (zusätzlich in [afhəu] ‚abhauen‘, [bəhəu] ‚behauen‘, [mnhəu] ‚hineinhauen‘, [lanəhəu] ‚entlanghauen‘, [rɪnəhəu])

¹²⁴⁵ Diese Aussprache ist in nahezu allen Orten nachweisbar.

[bu:xtɪ] ‚baute’/‚bauten’,¹²⁴⁶ [gru:xt] ‚graut’/‚gefürchtet’,¹²⁴⁷ [tru:xt] ‚traut’/‚getraut (im Sinne von ‚wagen’ und ‚heiraten’)’,¹²⁴⁸ [hɔuxt] ‚haut’/‚gehauen’,¹²⁴⁹ [hɔuxtə]/[hɔuxtɪ] ‚haute’/‚gehaut’¹²⁵⁰. Die Konkurrenzformen ohne Einschub sind seltener.¹²⁵¹ Auch in Derivaten hält er sich teilweise, so z. B. in [el¹kɔ:¹ve:¹ʊp¹bux¹tɪ] ‚LKW-Aufbauten’ (Warlin), [gəby:çt] ‚Gebäude’ (Lüblow) bzw. [u:tbu:xtɪ] ‚Ausbauten’ (Lancken). Teilweise erhält sich der Vokal auch am Wortende, so z. B. bei [hɔuxmɛsə] ‚Haumesser’ (Selmsdorf), [vɔ:gnbu:x] ‚Wagenbau’ (Kölsow) und [fru:x] ‚Frau’.¹²⁵²

Die einfache Teilung des Mecklenburgischen in ein Ost- und Westgebiet ist also nicht in allen Fällen möglich, sondern abhängig vom Vokal, Lexem und auch vom jeweiligen Sprecher: in Brudersdorf ist /d/ beispielsweise in [bɔynəri:dɪ] ‚Büdnereien’ und [kœ:dəri:dɪ] ‚Kätnerereien’ zu hören, obwohl in diesem Ort in ‚mähen’ bereits /g/ vorherrscht.¹²⁵³ Lediglich bei /aj/ und /ɔy/ (im Südwesten /e/ und /ø/) gibt es Unterschiede, im Hauptteil des Untersuchungsgebiets herrscht bei ‚mähen’ und ‚zehn’ /d/ vor, in einem Grenzort zu Vorpommern und in Mecklenburg-Strelitz ist /g/ in ‚mähen’ zu hören, wobei es bei diesem Wort aber bereits in Röbel zu Schwankungen zwischen beiden Tilgern kommt. In ‚nähen’ ist /g/ auch noch weiter westlich in Granzin nachweisbar, [najçt] sogar noch in Hinrichshagen. Nach /əu/ und /u/ folgt in allen Untersuchungsorten /g/. Schwankungen sind nach /i/ zu verzeichnen, denn hier konkurrieren /d/ und /g/ miteinander.¹²⁵⁴ Lediglich in Mecklenburg-Strelitz herrscht auch hier geschlossen Letzteres vor. Für das Fischland gibt Lisa Dittmar an, „[e]ine andere sprachliche Unterscheidung zwischen Born und Wustrow ist durch den Gleitlaut *g* bzw. *d* vor *i*, *ai*, *eu* möglich. In Born wird der *g*-

¹²⁴⁶ Die Präteritalformen des Singulars sind in Dobbertin, Klein Trebbow, Penzin und Warnow zu hören, die des Plurals in Groß Lantow, Letschow, Lüblow, Schönbeck und Züsow.

¹²⁴⁷ Nachweise gibt es u. a. in Groß Lantow und Jördenstorf.

¹²⁴⁸ Die Form ist nahezu über das gesamte Mundartgebiet verteilt: Broock, Carolinenhof, Welzin und Wustrow. Lediglich aus Mecklenburg-Strelitz fehlen Nachweise.

¹²⁴⁹ Insgesamt ist diese Lautform in 35 Orten belegt.

¹²⁵⁰ In Carolinenhof sind beide Präteritalformen nachweisbar. Der Singular wird außerdem in Lichtenhagen genutzt, der Plural in Hinrichshagen und Jördenstorf.

¹²⁵¹ So sagt Sprecher vier aus Lüttow beispielsweise [bu:t] und [bu:xt] ‚gebaut’, der zweite aus Hinrichshagen [hɔut] und [hɔuxt] ‚gehauen’. [bu:t] und Zusammensetzungen mit dieser Form finden sich in Bansow, Bennin, Eldena, Lüttow, Penzin, Sanitz, Welzin und Zweedorf. Häufiger ist [hɔut], das Probanden in Alt Jabel, Bansow, Brudersdorf, Groß Lantow, Hinrichshagen, Jördenstorf, Klein Trebbow, Klockenhagen, Letschow, Lüblow, Marnitz, Möllin, Peetsch, Röbel, Sanitz, Satow, Schlagsdorf, Selmsdorf, Welzin und Zweedorf verwenden.

¹²⁵² Das letztgenannte Wort ist etwas häufiger als [-bu:x]; es ist zu hören in Bennin, Boldela, Carolinenhof, Demen, Dobbertin, Glaisin, Hoben, Kölsow, Kossebade, Lancken, Letschow, Lichtenhagen, Lüblow, Lüttow, Möllin, Pinnow, Pritzier, Schlagsdorf, Penzin, Retschow, Tramm, Warnow, Woez, Zahrendorf und Züsow. Häufig nutzen die Probanden daneben aber auch [fru:], das im Untersuchungsgebiet insgesamt überwiegt. In Boldela sind bei Sprecher eins beispielsweise beide Varianten nachweisbar. Nach Jacobs existierte die Aussprache mit /x/ in Broock bereits in den 1920er Jahren nicht mehr: „*fru* (mnd. *vrūwe*) Frau (früher *fru-x*)“ (Jacobs, Teuth. 2, S. 119). Genauer auf die Verbreitung von /x/ in diesem Wort geht er in seinem statistisch-beschreibenden Teil ein, dort macht er den Konsonanten im Westen aus, wobei Kossebade Grenzort dieser Erscheinung ist (Jacobs, Teuth. 3, S. 137). Er ist in diesem Ort heute noch zu hören.

¹²⁵³ [bɔynəri:dɪ] ist auch im westmecklenburgischen gelegenen Lüttow nachweisbar.

¹²⁵⁴ Teuchert, Lautstand, S. 5, bemerkt für Mecklenburg-Strelitz ebenfalls, dass die Linie „wortweise“ verläuft: „Pee[tsch] hat nur *šnēⁱdn* schneien, Bla[nkenförde] nur *blæüⁱdn* blühen, Leu[ssow], wo meine Fragen geringe Ausbeute erbrachten, wohl kaum mehr als *majdn* mähen aufzuweisen.“

Gleitlaut gesprochen“.¹²⁵⁵ Im mecklenburgischen Wustrow werde dagegen „von allen der d-Gleitlaut gesprochen“, /g/ sei dort aber „in den Wörtern *friegēn* (freien) und *niege* (neue)“ zu hören.¹²⁵⁶ Für das vorpommersche Barth gibt Gerhard Schmidt /g/ an:

In der B. Ma. ist ein g [g] eingedrungen, das sich aus unsilbigem i über j entwickelte, wobei ei jedoch qualitativ und quantitativ erhalten blieb in: *zāign*, säen, mnd. *seien*, as. *sāian*, *draign*, drehen, mnd. *dreien*, ahd. *drāen*, ndl. *draaien*; *krāign*, vb. krähen, mnd. *kreien*, as. *krāian*; dazu das subst. *kraī* f. Krähe, as. *krāia*; *naign*, vb. nähen, mnd. *neigen*, as. *nāian*; *maign*, vb. mähen, mnd. *meigen*, ahd. *māen*, ndl. *maaien*; dazu das subst. *maīgǝ*, Mäher; *vaign*, vb. wehen, mnd. *weien*, ahd. *wājan*, got. *wāian*.¹²⁵⁷

Er macht den Tilger auch nach /ɔy/ aus: „*frōign*, sich freuen“, „*dōign*, vb. tauen“, „*frōign*, vb. streuen“, „*hōign*, vb. heuen“,¹²⁵⁸ des Weiteren nach /i/: „*frīgn*, vb. schreien“, „*fnīgn*, vb. schneien“, „*spīgn*, vb. speien“, „*frīgn*, vb. freien“.¹²⁵⁹ /g/ erscheint auch im Plural „*aīgǝ*, Eier“.¹²⁶⁰ Auf den Aufnahmen kommt /g/ in diesem Wort nicht vor, hier ist allenfalls ein /j/ zu hören.

Gilow kennt für das südwestliche Vorpommern 1868 ebenfalls ausschließlich /g/ als Hiattilger, nennt daneben aber auch Formen, die keinen aufweisen: „*dreigen*, *dreien*“; „*meigen*, *meien*“; „*seigen*, *seien*“, „*teigen*, *tein*“; „*bugen*, *buen*“; „*Fruigen*, *Fruen*“; „*grugen*, *gruen*“; „*blāugen*, *blāun*“; „*freugen*, *freuen*“; „*heugen*, *heuen*“; „*frigen*, *frien*“; „*nigen*“, „*wigen*, *wien*“, *weihen*‘.¹²⁶¹

Die geographischen Angaben in Herrmann-Winters Wörterbuch und dem MWB stellen also nur eine grobe Einteilung dar.¹²⁶² Prowatke verzeichnet hingegen lediglich „*dreihen*“ (S. 52), „*meigen*, *meihen*“ (S. 139), unter „*meiden*“ ist nur die Bedeutung „*mieten*, *pachten*“ angegeben (S. 139) sowie „*teihn*, *teigen*“ (S. 216).¹²⁶³

Auch in der Mundartliteratur lassen sich unterschiedliche Hiattilger ausmachen, so schreibt Tarnow:

Nu liggt he up ’n Hümpel Stroh
Un kann sick gornich *rümmerdreihden*,
Un wi sünd grad bi’t *Klewermeihden*
Un hebben so so wenig Tied [Hervorheb., A. K.].¹²⁶⁴

¹²⁵⁵ Dittmar, S. 314.

¹²⁵⁶ Ebenda, S. 315.

¹²⁵⁷ Schmidt, G., S. 62, vgl. auch ebenda, S. 44: „*taign*, numerale, zehn“.

¹²⁵⁸ Ebenda, S. 62 f.

¹²⁵⁹ Ebenda, S. 49.

¹²⁶⁰ Ebenda, S. 62. Auch in Wolgast herrscht /g/ vor, vgl. Warnkross, S. 42. Er verzeichnet auch „*hoiχ* Heu“ (ebenda), wofür Schmidt „*hōī*“ schreibt (Schmidt, G., S. 62).

¹²⁶¹ Alle Nachweise: Gilow, Leitfaden, S. 28.

¹²⁶² Vgl. hierzu die Einträge zu „*meihen*“: Herrmann-Winter, plattdeutsch, S. 193: „im hist. Vorpom. und im Osten Mecklenburgs heißt es *meigen*, im Westen *meiden*.“ Etwas genauer gibt sie die Verteilung im hochdeutsch-plattdeutschen Wörterbuch an: Herrmann-Winter, hochdeutsch, S. 142: „*māhen meihen* (in Zentralmecklenburg), *meigen* (in Vorpommern und Ostmecklenburg), *meiden* (in Westmecklenburg).“ Die Aufnahmen zeigen jedoch, dass selbst in den relativ zentral gelegenen Demen, Kossebade und Dobbertin noch [majdn] zu hören ist. Die Form ohne Hiattilger ist seltener. In Röbel sind alle drei Varianten nachweisbar, in Carolinenhof die mit /g/ und ohne Einschub. Für „*teihn*, *teigen*, *teiden*“ macht Herrmann Winter gar keine geographischen Angaben: Herrmann-Winter, plattdeutsch, S. 324. Im hochdeutsch-plattdeutschen Wörterbuch finden sich unter „zehn“ wiederum nur „*teihn*, *tehn*“, Herrmann-Winter, hochdeutsch, S. 272. Das MWB, IV, Sp. 1154, schreibt: „*meiden* W, *meigen* O.“ Sibeth, S. 54, erfasst „*meihn*, mähen, auch *meigen*“.

¹²⁶³ Alle Seitenzahlen nach: Prowatke, Christa: Plattdeutsches Wörterverzeichnis, Rostock 1996.

¹²⁶⁴ Tarnow, Hoeg, S. 79.

Dagegen lautet ein anderes Gedicht von ihm „De niegen Schauh“, an anderes wiederum „Näs'bläuden“.¹²⁶⁵

Reuter schreibt „teihn“ und „teigen“ sowie „meihen“.¹²⁶⁶ Holst vermerkt für Ivenack „šrīj“¹²⁶⁷ ‚schreien‘, das bei Reuter als „schrigen“ wiedergegeben wird.¹²⁶⁸ Der Marnitzer Madauss¹²⁶⁹ nutzt nach <ei> und <eu> als Einschub <d>, z. B. „drehden“ (S. 167), „meihden“, „bi 't Meihden“ (beide S. 63); „freuden“ (S. 124), wobei er aber nicht immer konsequent ist: „Klock teihn“, „Klock 'ner [sic] teihn“, „bi teihden rümmer“ (alle S. 190); „rein gor keinen Dunst“ (S. 102), „so reiden still“ (S. 98), „reiden taufällig“ (S. 124). Nach <u> und <au> findet sich /g/: „bugen“ (S. 87), „Frugens“ (S. 38), „grugeligen Larm“ (S. 167), „grot Grugen“ (S. 131); „haugen“ (S. 90) Bei <i> schwankt er: „nieden und lütten Kauhknecht“ (S. 13), „nicks Niede“ (s. 98) gegenüber „verfriegen“ (S. 127). Für Rostock verzeichnet Beckmann „Merigenkirch = Marienkirche“.¹²⁷⁰ Brinckman schreibt im „Kasper-Ohm un ick“ „Marigenkirch“.¹²⁷¹ Der in Groß Roge bei Teterow geborene August Seemann¹²⁷² schreibt „snigen“ : „frigen“ (S. 19), aber auch „Heiden“: „Hei deit seiden, hei deit meihden“ (S. 41), keinen Einschub weisen „Bläuhn“ (S. 23), „gläuhn“ und „rein“ (beide S. 16) auf.¹²⁷³

In den außermecklenburgischen Schlutup und Woltersdorf bevorzugen die beiden Sprecher hingegen die einsilbigen Varianten, so sagen beide [maj̃n], [taj̃n] und [bu:n]. In Sumte sind /d/ und /g/ zu hören, z. B. [naj̃dn] ‚neuen‘, [baj̃uxt] ‚gebaut‘, daneben aber auch [haj̃ut] ‚gehauen‘.

Auch das /b/ fungiert in einigen Wörtern als Einschub, so z. B. in [kaj̃bm] ‚Kiemen (hier: Mund, Kiefer des Menschen)‘, das in Marnitz und Züsow zu hören ist oder auch in [a:bm̃] ‚Arm‘, und [da:bm̃] ‚Darm‘.¹²⁷⁴ Teuchert bemerkt, dass davon besonders „die Substantive und Adjektive auf -rm“ betroffen seien,¹²⁷⁵ allerdings nutzen die Sprecher /b/ längst nicht so konsequent, wie es in seiner Darstellung erscheint, denn zum einen ist der Konsonant teilweise nicht immer zweifelsfrei herauszuhören, zum anderen lassen sich zu Teucherts Beispielen (u. a. „da·bm ‚Darm, a·bm ‚Arm‘,

¹²⁶⁵ Ebenda, S. 166 bzw. S. 167.

¹²⁶⁶ Ohne Einschub findet sich die Zahl u. a. in „Ut de Franzosentid“ (Reuter, Werke II, S. 151: „un hei wir en teihn Jahr jünger“), „Dörchläuchting“ (Reuter, Werke V, S. 211: „un ik wedd'te mit em teihn Daler un teihn Buddel Win“), „De Reis' nah Konstantinopel“ (Reuter, Werke, VII, S. 495: „Gegen Klock teihn“) usw. <g> nutzt er in den „Läuschen und Rimels“ („De niege Paleto“, in: Reuter, Werke I, S. 344: „Gaud teigen Jahr nu jünger büst du“) und „Hanne Nüte un de lütte Pudel“ (Reuter, Werke VI, S. 17: „Un Hanne Peiters steckt all teigen Knöwel“). „meihen“ nutzt er in „Ut mine Stromtid“ (Reuter, Werke III, S. 67: „den ik dunn meihen let“) und in „De Reis nah Bellingen“, dort aber in einer Missingsch-Passage: „Un man de Braukwisch meihen läßt“ (Reuter, Werke VI, S. 326).

¹²⁶⁷ Holst, C., S. 152.

¹²⁶⁸ So ist z. B. in „Ut mine Festungtid“ zu lesen: „wenn sei ‚Wer da?‘ schrigen“ (Reuter, Werke II, S. 247).

¹²⁶⁹ Die Seitenzahlen beziehen sich auf Madauss (siehe Anm. 478).

¹²⁷⁰ Beckmann, Mecklenburger Mundart, S. 132.

¹²⁷¹ Brinckman, Werke I, S. 38.

¹²⁷² Seelmann, W[ilhelm]: Die plattdeutsche Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts. Biobibliographische Zusammenstellung, in: NdJb 28 (1902), S. 98 (nachfolgend als Seelmann, Litteratur II mit entsprechender Seitenangabe zitiert).

¹²⁷³ Alle Seitenzahlen nach: Seemann (s. Anm. 1046).

¹²⁷⁴ Teilweise ist es nicht zweifelsfrei herauszuhören, relativ deutlich erscheint /b/ in ‚Arm‘ beispielsweise bei Sprecher eins aus Hoben, in ‚Darm‘ bei Sprecher zwei aus Satow.

¹²⁷⁵ Teuchert, Beiträge, S. 229.

‚arm‘, *va·bm* ‚warm‘¹²⁷⁶) auch Varianten ohne Einschub finden, z. B. für ‚warm‘.¹²⁷⁷ Sprecher drei aus Züsow nutzt ihn auch vor /l/: [halbmfroxt] ‚Halmfrucht‘. Jacobs bezweifelt aber, dass /b/ und /d/ einfach als Gleitlaut aufzufassen seien, „wenn man auch hier das Prinzip der sozialen Sprachmischung ins Auge faßt“,¹²⁷⁸ was er am Beispiel des *b*-Einschubes erklärt. Er meint, dass die Aussprache [dɑ:bm] ‚Darm‘ sich an [fa:bm] ‚Farben‘ orientiere,

[d]enn die Auffassung von *dām* als Plur. war nur möglich zu einer Zeit, wo für mnd. farwen *fām*, für garwen *gām* gesprochen wurde, d. h. wo die Gruppen *-rwen* und *-rm* zusammengefallen waren. Neben der fortgeschrittenen Aussprache *fām* stand aber die konservative, von den oberen Volkskreisen genährte Aussprache *fābm*, neben *sdo·əm* gestorben ein *sdo·əbm*, und bei der allgemeinen Unsicherheit sagt man nun auch *dābm* Darm, *vābm* warm, *sdo·əbm* Sturm, *bo·əbm* Boden (<boddem), Quelle (<borne), *bö·əbm* tränken.¹²⁷⁹

Es gibt aber keinen Hinweis, dass es die von ihm angeführte Aussprache von ‚Farbe‘ gegeben hat, das Schriftbild verrät darüber in der Regel gar nichts. Lessen schreibt „arben“ : „starben“,¹²⁸⁰ aber „Worm“ : „Storm“,¹²⁸¹ Hg. 35, 3 hat „starwen“. Fraglich ist auch, wie die zahlenmäßig unterlegenen oberen Volkskreise die Mehrheit derartig beeinflussen konnten, denn dass den Formen mit /b/ höheres Prestige zukam, ist nicht zu beweisen. Anders ließe sich diese Entwicklung aber dann nicht erklären. Jacobs scheint zudem davon auszugehen, dass /b/ und auch /d/ immer eingeschoben werden, das ist aber nicht der Fall. Dass es sich eher um einen lautlichen denn sprachgeschichtlichen Aspekt handelt, zeigt das Wort für ‚tränken‘: vor allem in Westmecklenburg ist dafür [bø:əbm] zu hören. In den östlicheren Gebieten lautet das Wort dagegen [bø:ədŋ] (so zu hören z. B. in Kossebade) bzw. [bø:əŋ] (z. B. in Bansow).¹²⁸² Es stehen sich also in diesem Wort zwei verschiedene Einschübe gegenüber, wobei die Lautumgebung entscheidend ist, welcher bevorzugt wird: vor /m/ erscheint /b/, vor /n/ /d/, was sich durch die Beschaffenheit der beiden Endkonsonanten erklären lässt: /b/ ist vor /m/ sehr viel leichter auszusprechen als /d/, bei /n/ ist es wiederum umgekehrt. Wenn Clasen nun „tosabn“ ‚zusammen‘ schreibt, um die Aussprache anzudeuten, so weist sie nicht zwangsläufig /n/ auf, denn im Text finden sich auch „köpen“, „Hoppenswäp“, „Knuppen“ usw.¹²⁸³ ‚kaufen‘ lautet beispielsweise im gesamten Untersuchungsgebiet [kø:bm].¹²⁸⁴ Auch das /d/ muss nicht

¹²⁷⁶ Ebenda, aus Kolz, S. 58, entnommen.

¹²⁷⁷ So sagt Sprecher eins aus Badendiek beispielsweise [va:m].

¹²⁷⁸ Jacobs, Teuth. 2, S. 129.

¹²⁷⁹ Ebenda, S. 127.

¹²⁸⁰ Lessen, Hellenia, S. 39.

¹²⁸¹ Ebenda, S. 43, Str. 11.

¹²⁸² Schumann verzeichnet für Lübeck beide Varianten: „Börmen, bören Vieh tränken, aufziehn [sic]“, Schumann, Colmar: Der Wortschatz von Lübeck. Probe planmäßiger Durchforschung eines mundartlichen Sprachgebietes, Straßburg 1907 (= Zeitschrift für Mundartforschung, Beiheft zum neunten Band), S. 25.

¹²⁸³ Alle Beispiele: Clasen, S. 2.

¹²⁸⁴ Teuchert, Beiträge, S. 230, unterscheidet hier sogar zwischen der Landbevölkerung und den „Vertreter[n] der gepflegten Sprache“, Letztere wehren sich „gegen *-m*, auch *-m* < *-men*, wo es geschichtlich berechtigt ist, und setzen dafür das vermeintlich bessere *-ben* (lautlich *-bm*) ein; so sind *reibm* m. ‚Riemen‘ Kolz 92 und *tosabn* ‚zusammen‘ Clas. 2 zu erklären.“ Kolz bringt aber auf der besagten Seite folgendes Beispiel: „rbg. *smaxdreib'm* m. ‚Hungerriemen‘“ (Kolz, S. 92), d. h., hier ist solch eine Differenzierung gar nicht ablesbar. In Glaisin sagt eine Frau ohne jedwede besondere Betonung: „Oh, dor käum 'n Reibm [= Reimen] an, an groodn Stock“, in Sanitz erklärt ein Schmied, wie ein Pferd im Zwangsstall ruhig gehalten wird: „Un denn liggeder hinner dee Walze, un denn waadn se, kriegen se enschprechnn Reibm üm, also Fesslireibm middn Schtrang“. Auch hier handelt es sich also lediglich um Ausspracheerleichterungen.

immer eingeschoben werden, wie Jacobs' Ausführungen suggerieren. Seine Gegenüberstellung von „*hã* (mnd. *hadde*) hatte; aber *hãdn* hatten“¹²⁸⁵ verallgemeinert zu sehr. Angedeutet wird diese Aussprache von Bornewiek, der „*har hei*“ und „*hard'n sei*“ schreibt.¹²⁸⁶ Der Einschub von /d/ kann nicht als gesetzmäßiger Lautwandel erklärt werden,¹²⁸⁷ denn er ist stark sprecherabhängig, wobei auch die Lautumgebung, der Redefluss usw. eine Rolle spielen können.¹²⁸⁸ Teilweise ist nur sehr schwer zu entscheiden, ob er vorhanden ist oder nicht.

Als Ausspracheerleichterung ist auch /m/ in [bli:bm̩] ‚bleiben‘, [gɛ:bm̩] ‚geben‘, [lɛ:bm̩] ‚leben‘ [ʃri:bm̩] usw. zu sehen.¹²⁸⁹ Teilweise werden diese Formen dann weiter gekürzt (z. B. [bli:m̩] [u. a. Cammin, Klein Trebbow, Satow], [lɛ:m̩] ‚Leben‘, ‚leben‘ [u. a. Cammin, Granzin]), in der Landesmitte und Ostmecklenburg herrscht [hɛm̩] ‚haben‘ vor. Nur bei deutlicher Aussprache ist /b/ teilweise noch zu hören.¹²⁹⁰ Tarnow schreibt im „Köster Klickermann“ bereits „*hemm*“ (S. 21), aber noch „*gãben*“, „*schrãben*“ (beide S. 13) usw., was wohl der besseren Lesbarkeit geschuldet ist.¹²⁹¹ In Westmecklenburg begegnet [hɛbm̩] noch häufiger, so z. B. in Alt Jabel,

¹²⁸⁵ Jacobs, Teuth. 2, S. 129.

¹²⁸⁶ Bornewiek, S. 10 bzw. S. 6.

¹²⁸⁷ Vgl. Jacobs, Teuth. 2, S. 130: „Es waren also auf lautgesetzlichem Wege die Gruppen *-den*, *-rden*, *-dden* mit *-en* nach Vokal, *-r(en)*, *-rren* zusammengefallen. Kulturell höher stehende Volkskreise, besonders wohl die Stadtbevölkerung, hielten jedoch an der konservativen Aussprache von *-d-* (*snīdn* usw.) fest, Kerngebiete mit *-d-* und solche ohne *d* standen nebeneinander und mischten ihre Formen, und in der dadurch entstehenden allgemeinen Verwirrung wurde *d* auch auf die obengenannten Gruppen übertragen: *snīæn* : *tīæn* = *snīdn* [‚schneiden‘, A. K.] : *tīdn* [‚zeihen‘, A. K.], *vān* : *kān* = *vādn* [‚werden‘, A. K.] : *kādn* [‚Kern‘, A. K.], *vōæn* [‚warten‘, A. K.] : *dūæn* = *gōædn* [‚Garten‘, A. K.] : *dūædn* [‚Dorn‘, A. K.]“ Vgl. auch Teuchert, Grammophonenaufnahmen, S. 25, der das /d/ in ‚schneien‘ ebenfalls so herleitet. Ein Schwinden des Konsonanten nach Vokal, wie Jacobs es ansetzt, bezeugt Hofer, Lautverhältnisse, S. 392, für Vorpommern: „Ausfall des *d* bemerke ich selten noch (früher z. B. *we-er* für *weder*, *snīen* für *snīden*, *mō-er* für *moder* u. a.)“. Solche Formen kommen auf den Aufnahmen teilweise noch vor, z. B. [hø:m̩] ‚hüten‘ (Cammin). Allerdings hat Vorpommern als Hiattilger /g/, bei Höfer finden sich u. a. „*frīgen* freien, *nīgen* neuen, *bloigen* blühen“ (Hofer, Lautverhältnisse, S. 393), daneben aber auch Varianten mit <j> und ohne Einschub (ebenda, S. 387 f.). Der Ausfall des <d> hat hier also weder zu einem Gruppenausgleich geführt, noch erfolgt der Einschub des <g> regelmäßig, sondern es stehen mehrere Varianten nebeneinander. Erklärung für die unterschiedliche Lautung wäre einzig, dass /g/ bereits etabliert war, als der von Jacobs beschriebene Vorgang eingesetzt hat und es deshalb nicht zu einem Übertritt zum /d/ kam. Allerdings erklärt das nicht, warum gerade nach /i/ beide Einschübe vorkommen können und bei anderen Vokalen (z. B. /u/) fast ausschließlich /g/ zu hören ist. Jacobs, Teuth. 3, S. 141, hat in Stolpe, Dreenkrögen, Kraak, Strohkirchen beispielsweise „*drō`gñ*“ ‚drohen‘ gehört, „*stauen*‘ heißt in Herzfeld (58+59), Jesar, Moraas, Strohkirchen [...] *sdō`gñ*, in Ziegendorf und Pampien *sdō`ægñ*, in Godems, Stolpe, Barkow, Karrenzin [...] *sdō`bm*“ (ebenda). Auf den Aufnahmen einiger westmecklenburgischer Orte lautet ‚heuen‘ aber [hø:d̩], in Pritzier ist [hø:g̩] ‚hauen‘ belegt, in Ziegendorf hört Jacobs „für ‚tauen‘ *dō`ægñ*“ (ebenda), das Hartmann, Leigen, S. 60, mit „*döden*“ wiedergibt, der ‚Tau‘ erscheint in Lüblow und Boldela wiederum als [do:x]. Hier wechseln die Einschübe also teilweise schon von Ort zu Ort bzw. Wort zu Wort.

¹²⁸⁸ Dementsprechend sind „*sdī`ædn* m. (mnd. *sterne*) Stern; *vi`ædn* (mnd. *wēren*) waren; *i`ædnst* ernst (dagegen *gi`æn* gern, *twi`æn* Zwirn); *du`ædn* Dorn; *u`ædn* Ohren; *gebū`ædn* geboren (dagegen *ku`æn* Korn, *hu`æn* Horn) nicht als Mischformen „der Gruppe Vokal + *-ren*“ aufzufassen (Jacobs, Teuth. 2, S. 130), da hier keine Regelmäßigkeit vorliegt. Es kann auch nicht streng zwischen [gøbu:ædn̩] und [ku:r̩n̩] geschieden werden, da auch bei Letzterem durchaus /d/ anklingen kann und bei den Beispielen mit /d/ dieses nicht immer vorhanden ist.

¹²⁸⁹ Vgl. auch Holst, C., S. 152.

¹²⁹⁰ Vgl. hierzu Holst, C., S. 155 f., die für Ivenack feststellt: „In etwas langsamer, verfeinerter, von dem Hd. beeinflusster Rede hört man mitunter [...] das *g* in *zegñ* etc., wie man unter denselben Umständen in *hebm̩* etc. das *b* hören kann [...]“

¹²⁹¹ Sie Seitenzahlen beziehen sich auf Tarnow, Köster Klickermann (s. Anm. 759).

Bennin, Boldela, Hoben, Schlagsdorf und Zweedorf.¹²⁹² J. H. Heinrich Schmidt unterscheidet in seiner „Laut-Tafel“ zwischen hd. „*le,ben ζήν, βίος*“ und pd. „*le,b'm*“,¹²⁹³ und bemerkt „*n* wird zu *m* nach Lippenlauten.“¹²⁹⁴ Seemann gibt dagegen an: „Die Sprache meiner Heimat (Mitte vom östlichen Mecklenburg-Schwerin) stößt immer mehr die kurzen Silben ab, so daß z. B. *gauden = gaun*, *baben = bam*, *leben = läm*, *warden = warn* usw. klingt, genau einsilbig wie *Bahn*, *Driw* usw.“¹²⁹⁵

Unterschiedliche Meinungen gibt es auch zur Entwicklung /s/ zu /ʃ/ vor /l/, /m/, /n/, /p/, /t/ und /v/: Teuchert sieht in Schreibungen wie „*schlahn* ‚schlagen‘, *schlicht* ‚schlecht‘“, die Reuter „in seinen ‚Läuschen un Riemels‘ 1853“ verwendet, „hd. Rechtschreibung“; „der erste dichterische Versuch sollte den Lesern keine ungewohnten Schreibformen darbieten.“¹²⁹⁶ So stellt er abschließend fest: „Keiner der späteren Schriftsteller ist zu *schl-* usw. zurückgekehrt. Da die Mundart die Aussprache *s-* festhält, fehlt es auch an einem Anlaß dazu. Doch beobachtet Beckmann Teuth. 4, 130 in Rostock bei *sp-*, *st-* den Übergang in *šb-*, *šd-*.“¹²⁹⁷ Beckmann führt in dem zitierten Aufsatz aber weiter aus: „Bis in das erste Jahrzehnt dieses Jahrhunderts sprach man dies *š* nur dort, wo auch die hd. Schrift ein *sch* aufweist, also vor *m*, *n*, *l* und *w*. Es wurde also im Gegensatz zur Landmundart gesprochen: *šmolt* ‚Schmalz‘, *šnagŷ* ‚sprechen‘, *šlāp* ‚Schlaf‘, *šwēt* ‚Schweiß‘.“¹²⁹⁸ /ʃ/ galt vor bestimmten Lauten also schon weit länger in einigen Orten. In seinem später erschienen Aufsatz zur „Weiterentwicklung der Mecklenburger Mundart“ präzisiert er den Wandel für das (nördliche) Mecklenburg: „Diese Entwicklung hat sich in Rostock bis etwa 1925 vollzogen, das Land folgte zögernd, aber die *sch-*Formen überwiegen heute (auch auf dem Lande) schon bis in das westliche Gebiet Mecklenburgs hinein.“¹²⁹⁹

In Mecklenburg-Strelitz dominiert bereits /ʃ/, allerdings ist /s/ zum Teil noch zu hören: so sagt Sprecher fünf in Schönbeck [ʃspritsŋ] ‚spritzen‘, [ʃspritst] ‚gespritzt‘ und [ʃtɔ:n] ‚stehen‘, aber auch [stɛl] ‚stellen‘, [strɔygn] ‚streuen‘ und [strɔyçt] ‚gestreut‘. Aber selbst vor diesen Konsonanten überwiegt bereits /ʃ/, so verwenden es die anderen Probanden des Ortes ausschließlich. In Triepkendorf ist /s/ nur noch bei Sprecher eins zu hören, der es in [spɛ:rɐ] ‚später‘ und [strɔyt] ‚streut‘, also vor /p/ und /t/ verwendet, ansonsten dominiert /ʃ/, selbst vor den beiden Plosiven.¹³⁰⁰ /s/ kommt auch in Cammin selten vor, lediglich zwei Probanden nutzen es, und zwar in [hɔfstathœlɐ] ‚Hofstatthalter‘ (Sprecher eins) und [sprɪŋ] ‚springen‘. In Klein Trebbow und Weisdin benutzt nur noch jeweils ein Sprecher /s/, im erstgenannten Ort ist es zu hören in [bɛstɛl] ‚bestellen‘ und [strɛ:kŋ] ‚gestrichen‘, im zweitgenannten in [strɔyn] ‚streuen‘. Von Warlin gibt es lediglich in den Zusatzaufnahmen Nachweise: [spitskɑ:n] ‚Spitzkante‘, [fry:styk] ‚Frühstück‘, [stø:bigə] ‚staubige‘ und [strɔ:sbɔ:rɛç] ‚Straßburg‘. Demgegenüber stehen allein 22 Nennungen von [ʃtal] ‚Stall‘. Also auch hier macht /s/ nur einen sehr geringen Anteil aus. Im

¹²⁹² /b/ erscheint hier nicht nur in langsamer Rede, sondern auch in den FE, wobei auch [hem] zu hören ist, allerdings dominiert es nicht so stark wie in den östlicher gelegenen Orten. Vgl. auch Kap. 3.

¹²⁹³ Schmidt, Laut-Tafel, S. 1.

¹²⁹⁴ Ebenda, S. 2.

¹²⁹⁵ Seemann, S. 10, Anm.

¹²⁹⁶ Teuchert, Beiträge, S. 215.

¹²⁹⁷ Ebenda, S. 215 f.

¹²⁹⁸ Beckmann, Rostocker Mundart, S. 130.

¹²⁹⁹ Beckmann, Mecklenburger Mundart, S. 131.

¹³⁰⁰ Vor /p/ erscheint /ʃ/ zweimal bei [ʃpɛ:rɐ], vor /t/ ist es achtmal belegt.

westlicher gelegenen Peetsch ist das ebenso der Fall: Zwar kommt /s/ bei drei der vier Probanden vor, jedoch gibt es nur jeweils einen Nachweis: [stun] ‚Stunden‘ (Sprecher eins), [ʃosste:n] ‚Schornstein‘ (Sprecher drei) und [spɔ:s] ‚Spaß‘ (Sprecher vier). /s/ ist damit in allen strelitzischen Orten noch nachweisbar, allerdings kommt es nur noch sehr selten und ausschließlich vor /p/ und /t/ vor. Demnach ist der Wechsel von /s/ zu /ʃ/ wahrscheinlich zuerst vor /l/, /m/, /n/ und /v/ erfolgt, so wie Beckmann es u. a. für Rostock beschrieben hat, aber auch für Mecklenburg-Strelitz:

Schon in den siebziger Jahren drang dann infolge des hochdeutschen Schriftbildes die Verbreitung zunächst nach Mecklenburg-Strelitz und in die größeren Städte, vor allem Rostock ein, und zwar in der ungefähren Reihenfolge schl, schm, und schn, während als letztes die Wandlung von sw zu schw vor sich ging unter gleichzeitiger Veränderung des labiodentalen in bilabiales w.¹³⁰¹

Allerdings handelt es sich bei denjenigen Probanden, die teilweise noch /s/ sprechen, nicht immer um die ältesten Personen, das ist lediglich in Warlin der Fall, in den anderen Orten ist die Aussprache altersunabhängig. In den Übersetzungstexten verwenden alle Sprecher ausschließlich /ʃ/.

Im strelitzischen Grenzort Granzin sind die Verhältnisse jedoch anders: Hier nutzt der fünfte Proband, eine Frau, bereits /s/ im FT, und zwar bei [slɪçtət] ‚schlechtes‘ und [spɛ:t] ‚spät‘. Dennoch überwiegt bereits /ʃ/, das in neun Wörtern zu hören ist, u. a. in [bɔ̃ftɛlt] ‚bestellt‘, [ʃle:pɪ] ‚schlafen‘, [ʃnaɪ] ‚Schnee‘ und [ʃvi:n] ‚Schwein‘. Alle anderen Personen nutzen ausschließlich diesen Konsonanten in den Übersetzungstexten. In der FE verwendet Sprecher eins jedoch auch /s/: [sli:pstaj̃n] ‚Schleifstein‘, [slɪm] ‚schlimm‘, [smɛktɪ] ‚schmeckten‘ [smɛ:rəri:] ‚Schmiederei‘, [ɪnstɛlt] ‚eingestellt‘ und [svaj̃t] ‚Schweiß‘. /s/ steht hier noch vor fast allen in Frage kommenden Konsonanten, lediglich vor /p/ findet sich ausschließlich /ʃ/: [ɛnʃpɛgɪ] ‚entsprechen‘ und [ʃpɛ:t] ‚spät‘. Insgesamt dominiert dieser Laut bereits, denn er lässt sich 54-mal nachweisen und kommt vor /l/, /m/, /n/, /p/, /t/ und /v/ vor. Der zweite und vierte Proband nutzen ihn ausschließlich, beim dritten ist nur im hochdeutschen Wort [kɔ̃nzʊmgaststɛtə] ‚Konsumgaststätte‘ /s/ zu hören. Auch die Frau, die im FT zweimal /s/ sprach, verwendet /ʃ/ häufiger, lediglich in [ʃaj̃tstant] ‚Schießstand‘ und [stre:lɪts] ‚Strelitz‘ ist der erstgenannte Konsonant zu hören. /ʃ/ kommt dagegen 37-mal vor. Damit ist /s/ zwar häufiger als im restlichen Mecklenburg-Strelitz, stellt aber nicht mehr den dominierenden Laut dar.

Diese Tendenz setzt sich auch in Carolinenhof fort: hier nutzen ihn zwar alle Personen noch in den FT, allerdings überwiegt bereits /ʃ/. In den MWB-Sätzen kommt /s/ wie in Granzin überhaupt nicht vor. Auch in den FE dominiert fast immer /ʃ/: der erste und zweite Sprecher gebrauchen es ausschließlich, der vierte sagt zwar [dø:ɐ̯çslɔ:n] ‚durchschlagen‘ und [stɛl] ‚Stelle‘, aber auch [ʃnaps] ‚Schnaps‘, [ʃɪlfri:dax] ‚Karfreitag‘ und [ʃvɛstɛ] ‚Schwester‘. Nur beim fünften Probanden überwiegt /s/, das in [bɔ̃ftɛlt] ‚bestellt‘, [stɛ:l] ‚Stiel‘ und in zwei Nachweisen von [stri:gɪbi:ɐ̯] ‚Fest der Erntearbeiter‘ vorkommt. Dabei handelt es sich um die älteste im Ort aufgezeichnete Person. Unterschiedlich ist auch die Aussprache des Wortes

¹³⁰¹ Beckmann, Mecklenburger Mundart, S. 131, speziell für Rostock vgl. Beckmann, Rostocker Mundart, S. 130. Zur zeitlichen Einordnung dieser Entwicklung, siehe auch den diesem Abschnitt folgenden Exkurs.

‚Inspektor‘, das der zweite Sprecher als [ɛnʃpɛktɔ], der dritte als [ɛnspektɔ] realisiert.

Ähnlich wie in Carolinenhof sind die Verhältnisse in Brudersdorf: Der älteste Proband verwendet in den beiden Übersetzungstexten ausschließlich /s/, im FE weisen nur [ʃne:s] ‚Schneise‘ und [ʃtʊəm] ‚Sturm‘ /ʃ/ auf. /s/ kann hingegen 37-mal nachgewiesen werden, u. a. auch in [snajs] ‚Schneise‘ und dem Nachnamen [slɔpman]. Die jüngeren jedoch bevorzugen /ʃ/: Beim zweiten Sprecher, einer Frau, ist das Verhältnis zwischen beiden Konsonanten im FT bereits ausgeglichen (fünfmal /s/, sechsmal /ʃ/), in den MWB-Sätzen weist der einzige Nachweis /ʃ/ auf ([ʃni:rɐ] ‚Schneider‘), im FE herrscht dieser Laut ausschließlich vor. Der dritte Proband nutzt /s/ in den Übersetzungstexten nur noch bei [slɪçt] ‚schlechtes‘ und [spɛ:t] ‚spät‘, im freien Gespräch ist es lediglich im hochdeutschen Wort [bajspi:l] ‚Beispiel‘ belegt.

In Kiewe kommt es dagegen häufiger vor: Die letzten drei Personen nutzen es in den FT ausschließlich, nur beim ersten ist das Verhältnis zwischen /ʃ/ und /s/ ausgeglichen. In den MWB-Sätzen ist der erstgenannte Konsonant nur beim dritten Probanden nachweisbar ([ʃpɛgŋ] ‚sprechen‘), allerdings sagt er auch [lɛrɛsprɔ:t] ‚Leitersprosse‘. In den freien Gesprächen überwiegt /s/ bei allen Sprechern.¹³⁰²

Selbst in der Stadt Röbel zeigt sich diese Tendenz noch bei den älteren Personen. Lediglich der jüngste Proband nutzt im FE und den MWB-Sätzen ausschließlich /ʃ/. Im FT sagt er aber noch [svi:n] ‚Schwein‘, schwankt aber zwischen [slɔ:bm̩] und [ʃlɔ:bm̩] ‚schlafen‘. Weitere sieben Wörter weisen /ʃ/ auf. Der zweite Sprecher nutzt in den Übersetzungstexten ausschließlich /s/. Der nachfolgende bevorzugt diesen Laut auch, lediglich ‚Fleischer‘ spricht er mit /ʃ/ aus ([ʃlaxtɔ]). Dieser Konsonant ist beim fünften zwar etwas häufiger zu finden ([ʃlɛçt] ‚schlecht‘, [ʃlaxta] ‚Schlachter‘, [ʃnaj] ‚Schnee‘, [bɔʃtɛlt] ‚bestellt‘), dennoch steht es dem /s/ nach ([slɔ:bm̩], [smœlt] ‚geschmolzen‘, [sni:t] ‚geschneit‘, [svɛstɔ] ‚Schwester‘, [svi:n], [spɛ:t] ‚spät‘, [strɛŋ] ‚strengen‘, [slaxtɔ]). In den FE dominiert bei diesen drei Probanden ebenfalls /s/.¹³⁰³

Im nördlicher gelegenen Bristow ist das Verhältnis umgekehrt, hier dominiert /ʃ/: Bereits in den FT nutzen der erste und dritte Sprecher diesen Konsonanten durchgängig, der zweite sagt zwar noch [slaxtɔ], [svɛstɔ] und [svi:n], aber auch [ʃlɛ:bm̩], [ʃlɛçt], [ʃni:t], [ʃnaj] und [ʃpɛ:t]. In den MWB-Sätzen gebraucht er wie die anderen Probanden /ʃ/ ([ʃni:rɐ] ‚Schneider‘). Sprecher drei verwendet auch im freien Ge-

¹³⁰² Beim ersten stehen neunzehn Nachweisen für /s/ nur vier für /ʃ/ gegenüber, beim zweiten ist das Verhältnis fast ausgeglichen, 42 Nachweise weisen /s/ auf, 39 /ʃ/. Auch beim dritten fällt es mit 28 zu 18 für den erstgenannten Laut aus, beim letzten ist /s/ 27-mal zu hören, /ʃ/ dreizehnmal.

¹³⁰³ Sprecher eins nutzt 16mal /s/ und viermal /ʃ/, dreimal bei [ʃvɔ:gɔ] ‚Schwager‘, einmal bei [ʃvi:gɔvɛrɔ] ‚Schwiegevater‘, also ausschließlich vor /v/, /s/ erscheint vor diesem Konsonanten dreimal in [svi:n] sowie jeweils einmal in [svi:nsłaxtŋ] ‚Schweineschlachten‘ und [svɛ:rɔ] ‚schwer‘. Der zweite schwankt zwischen [sli:] und [ʃli:] ‚Schlei‘, zweimal nutzt er [ɔ:lʃnu:rɔ] ‚Aalschnur‘. /s/ ist insgesamt 21-mal nachweisbar, allerdings nicht vor /n/. Beim dritten stehen 37 Nennungen mit /s/ neun mit /ʃ/ gegenüber. Letzteres erscheint vor /l/ (z. B. [ʃlax] ‚Schlag‘), /n/ (z. B. [dɔ:rɛçnit] ‚Durchschnitt‘), /p/ ([mɔ:rɛŋʃprɔ:k] ‚Zusammenkunft [hier der Fischergilde zum Fest] am Morgen‘) und [ʃtu:k] ‚Stoß‘. Dabei schwankt der Sprecher auch, z. B. bei [snurɔ] und [ʃnurɔ] ‚Schnur‘. Beim fünften kommt /ʃ/ nur bei [ʃpɛ:lt] ‚spielt‘, [ʃvatŋ] ‚(die) Schwarzen‘, beim Nachnamen [ʃtajnɛt] und dem hochdeutschen [dʊrɛçnitlɪç] ‚durchschnittlich‘ vor. /s/ ist 31-mal zu hören.

sprach ausschließlich diesen Laut, der zweite auch fast durchgängig, eine Ausnahme bilden lediglich zwei [stajt] ‚steht‘. /ʃ/ ist dagegen vierzehnmal zu hören, allerdings nur vor /l/, /m/ und /n/. Der erste Proband nutzt /s/ in [ly:ɐstu:f] ‚Leutestube‘, [u:ɪste:ɣŋ] ‚ausgestiegen‘ und [strymp] ‚Strümpfe‘, also ausschließlich vor /t/. Aber selbst vor diesem Laut ist /ʃ/ neunmal vertreten. Insgesamt gibt es 26 Nachweise.

Abhängig vom jeweiligen Sprecher ist die Verteilung in Jördenstorf: In der FE bevorzugt der vierte beispielsweise fast ausschließlich /s/, nur [rmʃmɛdŋ] ‚hineingeschmissen‘ und [ʃwi:nslaxtŋ] weisen /ʃ/ auf, Letzteres allerdings auch /s/. Insgesamt ist der letztgenannte Konsonant zwanzigmal zu hören. Dagegen verwendet der dritte Proband ihn nur einmal in [stœt] ‚gestoßen‘, /ʃ/ lässt sich 24-mal nachweisen. Relativ ausgeglichen ist das Verhältnis beim zweiten: Neunzehn /s/ stehen zwanzig /ʃ/ gegenüber, Ersteres findet sich vor /l/ ([sluk] ‚Schluck‘), /v/ ([svi:nslaxt] ‚Schweineschlachten‘), /p/ (z. B. [spɛ:lœri:] ‚Spielerei‘) und /t/ (z. B. [stœ:n] ‚stehen‘), Letzteres ebenfalls vor /l/ ([vi:rœ]lœrɛt] ‚weitergewandert‘), /m/ (z. B. [ʃmɪŋkt] ‚geschminkt‘), /n/ ([rœybŋʃnaps] ‚Rübenschnaps‘) und /p/ ([ʃpri:t] ‚Sprit [hier: Schnaps]‘). Damit ergibt sich bei diesem Sprecher teilweise eine lautspezifische Verteilung, denn während vor /t/ und /v/ /ʃ/ nicht vorkommt, sind /m/ und /n/ nur in Verbindung mit diesem Konsonanten zu hören. Der erste Sprecher nutzt /s/ etwas häufiger, allerdings überwiegt es nicht so stark wie beim vierten; insgesamt kann es 34-mal nachgewiesen werden, /ʃ/ zwölfmal. Letzteres ist vor /l/, /n/, /v/ und /p/ (allerdings nur im hochdeutschen [baɪʃpi:l] ‚Beispiel‘, das auch als [baɪspi:l] erscheint) zu hören. In den Übersetzungstexten lassen sich ähnliche Tendenzen ausmachen: der erste und zweite Proband verwenden hier ausschließlich /s/, der dritte nutzt bis auf [svi:n] immer /ʃ/. Vom letzten gibt es nur Nachweise mit /ʃ/.

In Kölzow hat sich dieser Laut bereits stärker durchgesetzt, so nutzen der erste und zweite Sprecher ihn bereits im FT durchgängig, der erste verwendet /s/ nur noch in [bœstɛlt] und schwankt zwischen [ʃpɛt] und [spɛ:t]. /ʃ/ ist zehnmal belegt. Es überwiegt hier also selbst im Übersetzungstext. In der FE des letztgenannten Probanden ist das Verhältnis ausgeglichen: Zehn /s/ stehen neun /ʃ/ gegenüber, wobei Ersteres vor /m/ und /p/ je einmal, vor /t/ achtmal vorkommt;¹³⁰⁴ Letzteres erfasst ebenfalls /l/, /p/ und /t/, ansonsten /n/ und /v/. Während also /s/ vor allem vor einem bestimmten Konsonanten zu finden ist, unterliegt /ʃ/ dieser Einschränkung kaum; nur vor /m/ kann es nicht nachgewiesen werden. Bei den anderen, d. h. jüngeren Sprechern, dominiert dieser Laut, /s/ nutzt nur noch der zweite Proband einmal im hochdeutschen Wort [gœʃʃaftspi:lə] ‚Gesellschaftsspiele‘.

Solch eine altersspezifische Verteilung lässt sich auch in Satow ausmachen: Sprecher drei, der von allen Personen am ältesten ist, nutzt 29-mal /s/ und dreizehnmal /ʃ/. Letzteres gebraucht er vor /l/, /v/ und /t/, Ersteres ist vor allen in Frage kommenden Konsonanten zu finden. Auch beim zweiten Probanden fällt das Verhältnis mit 46 zu 22 noch zugunsten von /s/ aus, beim ersten ist /ʃ/ mit zwanzig gegenüber dreizehn Belegen aber bereits häufiger zu hören. Der vierte nutzt /s/ nur noch einmal in [stiçt] ‚steigt‘, dem 39 Nachweise für den anderen Konsonanten gegenüberstehen. Der fünfte verwendet ausschließlich /ʃ/. In den Übersetzungstexten ist /s/ zwar noch bei

¹³⁰⁴ Darunter fällt auch das hochdeutsche Wort „Stellmacher“, das der Sprecher als [stɛlmaxɐ] realisiert. Fünf der acht Nachweise fallen auf [ʃtɛlmœgɐ] ‚Stellmacher‘.

allen Probanden zu hören,¹³⁰⁵ aber auch hier ist es stark rückläufig, so verwendet es die zweitälteste Person viermal (gegenüber drei Nennungen von /ʃ/), der jüngere Sprecher fünf noch zweimal ([sni:t], [snaɪ]), die anderen beiden jeweils einmal. In den MWB-Sätzen zeigt sich diese Verteilung ebenfalls, /s/ findet sich hier nur beim ältesten Probanden, der [lɛrɛsprɔ:t] ‚Leitersprosse‘ sagt, aber bereits zwischen [sni:rɐ] und [ʃni:rɐ] ‚Schneider‘ schwankt.

Auch in Nossentiner Hütte und Bansow hängt die Häufigkeit des /s/ vom Alter der Personen ab. Dabei nimmt sie bei der jüngeren Generation stetig ab: Im erstgenannten Ort überwiegt in den FE bei den drei ältesten Sprechern noch /s/, bei den beiden jüngeren jedoch /ʃ/.¹³⁰⁶ In den Übersetzungstexten ist die Verteilung etwas anders: als einzige Personen nutzen der dritte und vierte Proband ausschließlich /s/, selbst bei dem ältesten ist /ʃ/ zu hören, allerdings ist es in der Minderzahl, nur beim fünften ist das Verhältnis relativ ausgeglichen.¹³⁰⁷ Der /s/-Laut dominiert in Bansow nur bei Sprecher eins in den FE, bei den anderen tritt /ʃ/ stärker hervor. Der dritte Proband verwendet es ausschließlich.¹³⁰⁸ In den Übersetzungstexten deutet sich diese Entwicklung bereits an, so nutzt der erste Sprecher ausschließlich /s/, der zweite gebraucht diesen Konsonanten nur noch in [snaɪ] und [sni:t], die letzten beiden bevorzugen ausschließlich /ʃ/.

In Groß Lantow ist beim ersten Probanden in den Übersetzungstexten ausschließlich /s/ nachweisbar, beim zweiten nur /ʃ/. Der dritte verwendet bis auf [sle:bɪ] und [smœlt] ‚geschmolzen‘ immer /ʃ/, beim vierten ist dieser Laut nur in [ʃni:də] ‚schneite‘ zu hören. In den freien Gesprächen dominiert aber selbst beim ersten bereits /ʃ/, lediglich der letzte präferiert noch /s/.¹³⁰⁹ Allerdings handelt es sich dabei nicht um die älteste aufgezeichnete Person des Ortes.

Ähnlich stark rückläufig ist /s/ in Sanitz: In den Übersetzungstexten findet sich bei allen Personen /ʃ/, bei der ersten herrscht es ausschließlich vor, /s/ zeigt sich beim dritten Probanden nur noch in [smœlt] und [svi:n], die anderen fünf Nachweise enthalten /ʃ/. Der fünfte nutzt /s/ einmal in [svi:n]. Bei Sprecher zwei und vier überwiegt der betreffende Laut noch.¹³¹⁰ In den FE nutzt der erste Proband wiederum aus-

¹³⁰⁵ Von Sprecher drei gibt es allerdings keine Aufnahmen.

¹³⁰⁶ Das Alter ergibt sich in diesem Ort aus der Sprecherreihenfolge: Der erste und zugleich älteste Proband nutzt 30-mal /s/ und neunmal /ʃ/, beim zweiten fällt das Verhältnis mit 33 zu 17 auch zugunsten des erstgenannten Konsonanten aus, beim nachfolgenden beträgt es 22 zu 3, ebenfalls für /s/. Der vierte Sprecher nutzt beide Laute gleichermaßen: 24-mal /s/ und 25-mal /ʃ/, beim letzten stehen fünfzehn Nachweisen von /ʃ/ acht von /s/ gegenüber.

¹³⁰⁷ /s/ und /ʃ/ sind folgendermaßen verteilt: Sprecher eins: 7:4 zugunsten von /s/; Sprecher zwei: 12:3, wiederum zugunsten von /s/, wobei die drei Nachweise für /ʃ/ allesamt auf das Wort [ʃlɛçtəs] fallen; Sprecher fünf: fünf /s/ und drei /ʃ/.

¹³⁰⁸ Sprecher eins nutzt /s/ 34-mal, /ʃ/ 17-mal. Beim zweiten ist der letztgenannte Laut bereits 33-mal zu hören, der erstgenannte nur noch vierzehnmal. Der vierte Proband verwendet /s/ fünfmal, und zwar immer vor /t/, /ʃ/ jedoch 27-mal. Dabei schwankt er auch bei einigen Wörtern in der Aussprache: [bɔstɔ:n] – [bɔftɔ:n] ‚bestehen‘, [pi:rɛstal] – [pi:rɛʃtal] ‚Pferdestall‘, [ʃɔ:pstal] – [ʃɔ:pʃtal] ‚Schafstall‘.

¹³⁰⁹ So nutzt der erste Proband /s/ 32-mal, /ʃ/ 49-mal. Beim zweiten ist nur der letztgenannte Laut nachweisbar, der dritte verwendet /s/ nur in [ɪnstɛlt] ‚eingestellt‘ und [stri:ɡlt] ‚gestriegelt‘, ansonsten ausschließlich /ʃ/ (und zwar 42-mal, darunter finden sich auch [ʃtri:ɡlt] und [ku:rɛnbɔʃtɛlʊŋ] ‚Kornbestellung‘). Beim letzten fällt das Verhältnis zugunsten von /s/ aus (29 Nennungen), /ʃ/ erscheint nur in [ʃtɛl] ‚Stelle‘, [ʃvajtʂɐ] ‚Melker‘ und [ʃvɛstɐ] ‚Schwester‘.

schließlich /ʃ/. Beim vierten und fünften überwiegt dieser Laut zumindest. /s/ findet sich beim erstgenannten nur im hochdeutschen [bajspi:l] und in [kaustal] ‚Kuhstall‘. Auch beim letztgenannten erstreckt er sich nur auf /p/ ([bajspi:l], [bəspajkt] ‚mit Speichen versehen‘, [spajk] ‚Speiche‘) und /t/ ([stun] ‚Stunde‘), wohingegen er bei Sprecher zwei und drei überall überwiegt.¹³¹¹

In Klockenhagen dominiert /ʃ/ bereits bei allen Personen, in den FT ist /s/ gar nicht mehr nachweisbar.¹³¹²

Die Verteilung der beiden Laute in Wustrow ist ähnlich: /s/ ist in der FE vor allem bei den Sprechern drei und vier, den ältesten aufgezeichneten Personen, zu hören, allerdings ist beim erstgenannten bereits /ʃ/ in der Überzahl.¹³¹³ Der erste Proband benutzt den erstgenannten Laut nur noch in [tunafslɔ:ŋ] ‚Tonnenabschlagen‘ und [stun] ‚Stunden‘, der zweite und zugleich jüngste verwendet ihn nicht mehr. Im FT hingegen ist bei ihm nahezu immer /s/ zu hören, lediglich bei [bəʃtelt] nicht. Der dritte sagt bereits [ʃlaxtə], [ʃlɔ:bm] und [ʃmɔltŋ] ‚geschmolzen‘, aber noch sechsmal /s/, während der vierte es nur noch bei drei Wörtern gebraucht: [slaxtə], [sliçt] ‚schlechtes‘ und [svi:n]. Die Verhältnisse sind also im Vergleich zu den freien Gesprächen umgekehrt.¹³¹⁴ Nur der erste Sprecher bevorzugt bereits hier /ʃ/.¹³¹⁵

In den FT von Broock dominiert noch /s/, der erste Proband nutzt es ausschließlich, der zweite sagt es einmal nicht in [ʃpe:t], der dritte verwendet /ʃ/ in [ʃtrɛŋ] ‚strengen‘ und [ʃvestə], dazu in [lɛrɛʃprɔ:t] ‚Leitersprosse‘ in den MWB-Sätzen. Die anderen beiden nutzen auch hier ausschließlich /s/. Die FE bestätigen diese Tendenz jedoch nicht. Während der erste Sprecher lediglich in zwei Wörtern /ʃ/ gebraucht, beträgt das Verhältnis beim zweiten 43 zu 19 zugunsten dieses Lautes, beim dritten ist es mit je 25 Nennungen ausgeglichen.

Auch in Dobbertin überwiegt in den FT zunächst /s/, nur beim vierten Probanden sind je vier /s/ und /ʃ/ zu hören. Doch in den freien Gesprächen gehen Sprecher drei und vier zu /ʃ/ über, beim letztgenannten zeigt sich /s/ nur noch in [styŋ] ‚Stücke‘, der erstgenannte nutzt es noch achtmal, wobei der andere Konsonant aber siebzehnmals zu hören ist.¹³¹⁶ Nur bei den ersten beiden Personen bestätigt sich das Ergebnis aus den Übersetzungstexten.

¹³¹⁰ Beim erstgenannten beträgt das Verhältnis sechs zu drei, beim letztgenannten fünf zu drei, jeweils zugunsten von /s/.

¹³¹¹ Der zweite Proband nutzt ihn 27-mal, /ʃ/ kommt elfmal vor, und zwar vor /l/, /n/, /p/ (allerdings nur im hochdeutschen [e:ʃpa:nis] ‚Ersparnis‘) und /t/. Beim dritten ist /s/ 44-mal zu hören, /ʃ/ siebzehnmals. Letzteres erfasst /l/, /m/, /v/ und /t/.

¹³¹² Im freien Gespräch nutzt Sprecher eins /s/ vor /l/, /m/ und /t/, der zweite nur noch vor /t/, der dritte sagt es nur noch in [te:ʊsve:lə] ‚Teerschweler‘.

¹³¹³ Der Proband nutzt neunmal /s/ und fünfzehnmal /ʃ/. Bei Sprecher vier fällt das Verhältnis mit 22 zu 15 noch zugunsten des erstgenannten Konsonanten aus, allerdings konzentriert er sich auf /m/, /p/ und /t/. /ʃ/ ist zusätzlich auch vor /l/, /n/ und /v/ vertreten.

¹³¹⁴ Dittmar, S. 314, stellt 1962 ebenfalls eine unregelmäßige Verteilung in Wustrow fest: „Mein Vater sagt ‚st‘ und ‚sp‘, meine Mutter aber ‚scht‘ und ‚schp‘.“ Sie macht vor den anderen fraglichen Konsonanten nur noch selten /s/ aus: „In Wustrow wird fast nur die dem Hochdeutschen gleiche Lautverbindung gesprochen. Ich habe in Wustrow aber auch gehört: *ik hew all Brot snäden* (Ich habe schon Brot geschnitten). Man hört diese Formen nur in seltenen Fällen, und zwar von Personen, die sonst auch *schnäden* usw., sagen.“ (ebenda).

¹³¹⁵ /s/ findet sich lediglich in [sle:bm] und [svi:n].

¹³¹⁶ /s/ erscheint dabei vor /l/, /m/, /p/, vor allem aber vor /t/ (fünf Belege).

Im nördlicher gelegenen Badendiek ist /ʃ/ relativ stark vertreten. Nur bei Sprecher zwei überwiegt im FT noch /s/, allerdings knapp mit fünf gegenüber vier Belegen. Der Laut findet sich beim ersten Probanden vorwiegend vor /p/ und /t/, so kommt /ʃ/ vor dem erstgenannten Konsonanten gar nicht vor, obwohl es insgesamt häufiger zu hören ist. Der zweite präferiert auch hier /s/, der dritte nutzt es gar nicht.

/ʃ/ ist in Letschow bei drei der fünf Sprecher der dominierende Laut, /s/ erscheint bei diesen Personen in den freien Gesprächen vor allem vor /p/ und /t/, einmal auch bei [snɪdɐ] ‚Schnitter‘. Die FT zeigen diese Tendenz bereits auf: Dort nutzen zwei dieser Probanden gar kein /s/ mehr, einer nur noch in [slɛ:bm]. Sprecher eins und fünf, die ihn in den FE ebenfalls noch bevorzugen, verwenden in den Übersetzungstexten kein /ʃ/. Auch hierbei vollzieht sich der Wechsel in der Aussprache vor allem bei jüngeren Leuten.

Das trifft ebenso für Lichtenhagen und Hinrichshagen zu, im erstgenannten Ort ist /s/ nur noch beim ältesten Sprecher in der Überzahl, die anderen bevorzugen in FT und FE /ʃ/, im zweitgenannten sind es noch zwei Probanden, wiederum der ältesten Generation angehörend, die /s/ bevorzugen.

Dagegen ist es in Marnitz auch bei den etwas jüngeren Personen stärker vertreten, lediglich die jüngste präferiert im FE ausschließlich /ʃ/, /s/ findet sich nur im FT einmal ([snaj]). Lancken weist wiederum ähnliche Verhältnisse wie Lichtenhagen auf, denn nur beim ältesten Sprecher ist /s/ noch häufiger, beim jüngsten herrscht ausschließlich /ʃ/ vor.

In Warnow hängt der Gebrauch aber auch von der betreffenden Person ab: hier bevorzugen die beiden jüngeren Personen /ʃ/, wobei bei der jüngsten /s/ gar nicht mehr, bei der etwas älteren zumindest noch vor /t/ nachzuweisen ist. Die älteste nutzt zehnmal /s/ und achtmal /ʃ/, hier ist das Verhältnis also fast ausgeglichen, wogegen die zweite, eine Frau, 27-mal den erstgenannten, aber nur neunmal den zweitgenannten Laut verwendet. Die FT bestätigen diese Befunde weitestgehend.¹³¹⁷

Etwas häufiger ist /s/ noch in Penzin vertreten, bei drei der fünf Personen dominiert es noch, bei Sprecher drei kommen beide Laute jeweils siebzehnmals vor, teilweise sogar in einem Wort: [svi:nʃtal] bzw. [ʃvi:nʃtal] ‚Schweinestall‘, wobei auch [svi:nʃtal] und [ʃvi:nʃtal] zu hören sind. Der fünfte Proband bevorzugt bereits in der FT /ʃ/, im Gegensatz zur FE nutzt er den Laut hier aber durchgängig¹³¹⁸, beim zweiten und dritten ist das Verhältnis ausgeglichen, die anderen beiden verwenden nur /s/.

In Retschow ist die Anzahl beider Konsonanten beim dritten und vierten Sprecher ausgewogen, der erste präferiert hingegen /s/, der zweite /ʃ/.¹³¹⁹ Die FT weisen vornehmlich den erstgenannten Konsonanten auf, nur der zweite, der der jüngsten Generation angehört, verwendet hier ausschließlich /ʃ/. Die Verteilung in Prisch

¹³¹⁷ Der erste Sprecher verwendet fünfmal /s/ und sechsmal /ʃ/, der zweite ausschließlich den erstgenannten Laut, der dritte nur den letztgenannten, der vierte bevorzugt ebenfalls diesen Konsonanten, sagt aber einmal [slɔ:bm].

¹³¹⁸ Im freien Gespräch weisen dann [spe:rɛhɛn] ‚späterhin‘, [ʃɔsʃtajn] ‚Schornstein‘ und [kʌustal] ‚Kuhstall‘ /s/ auf, beide Konsonanten sind in [ʃvi:nʃtal] ‚Schweinestall‘ zu hören.

¹³¹⁹ Beim letztgenannten ist /s/ nur in [kʌustal] nachzuweisen. /ʃ/ findet sich beim ersten vor /n/, /p/, /t/ und /v/. /s/ steht vor /v/, /p/ und vor allem /t/: Acht der elf Belege weisen /st/ auf. Allerdings hängt diese Dichte auch mit der Häufigkeit dieser Buchstabenkombination zusammen; so nutzt der vierte Sprecher vermehrt /ʃt/ und /st/.

kann nicht ermittelt werden, da die Aufnahmen unvollständig sind, allerdings sind die eines jüngeren Probanden erhalten. Er nutzt in den Übersetzungstexten und der FE vor allem /ʃ/. In Letzterer findet sich /s/ nur noch in [ajnspeɲə] ‚Einspänner‘, [span] ‚Spann (Maßeinheit)‘ und [stɛ:] ‚(hier:) Arbeitsstelle‘. Ansonsten ist es im FT in [slaxtə] und [svi:n] nachweisbar, in den MWB-Sätzen kommt nur /ʃ/ vor. Diese Sätze sind noch von einer zweiten Person erhalten, die zum einen [dø:vɛsɲe:dɲ] ‚durchgeschnitten‘, [afsnɛ:dɲ] ‚abgeschnitten‘ und [stat] ‚Stadt‘ sagt, aber auch [ʃtɛltɲ] ‚stellten‘ gebraucht.

Auch in Spornitz ist ein Wechsel der Aussprache zu beobachten, wobei der älteste Sprecher wie der jüngste schon zum /ʃ/ neigt.¹³²⁰ Lediglich der Proband der mittleren Generation verbleibt vorwiegend beim /s/. In den Übersetzungstexten wird diese Verteilung noch deutlicher: sowohl in FT als auch in den MWB-Sätzen verwenden der älteste und jüngste Sprecher /ʃ/, der zweite Proband greift auf diesen Laut nur bei [ʃvestə] und [ʃvi:n] zurück. Hier zeichnet sich also wie in den anderen Ortschaften ab, dass sich /ʃ/ immer weiter durchsetzt, allerdings läuft dieser Prozess nicht in allen Orten gleich ab, so dominiert in Kossebade noch /s/, in Mestlin geht selbst die älteste Sprecherin zum /ʃ/ über, bei den anderen beiden Personen hat es sich bereits durchgesetzt.¹³²¹ Bei den Probanden in Demen ist nahezu nur noch /ʃ/ zu hören, /s/ ist lediglich bei der ältesten Frau nachweisbar, die der mittleren Generation angehört.

In Zahrendorf ist dagegen die Aussprache mit /s/ noch relativ weit verbreitet, besonders in den Übersetzungstexten.¹³²² Der zweite Sprecher geht dann aber in der FE zum /ʃ/ über, /s/ ist nur noch vereinzelt zu hören.¹³²³ Die anderen Probanden, auch der jüngste auf den Aufnahmen, verwenden aber noch vorwiegend /s/. Dagegen ist die Aussprache in Züsow vom Alter bestimmt, denn dort überwiegt bei den Sprechern der älteren und mittleren Generation /s/, beim jüngsten jedoch ist /s/ nur noch einmal im FE nachweisbar ([fry:styk] ‚Frühstück‘), im FT kommt es gar nicht mehr vor. Dabei nimmt der Anteil des /ʃ/ zu, je jünger die Person ist. Diese Entwicklung ist auch in Pinnow deutlich hörbar: während die älteste Probandin fast durchgängig /s/ verwendet, herrscht bei der jüngsten, einer Schülerin, ausschließlich /ʃ/ vor. In Sukow hält nur noch der ursprünglich aus Banzkow stammende Sprecher am /s/ fest, allerdings ist auch hier /ʃ/ dominant. Die anderen beiden Probandinnen sind bereits zu diesem Laut übergegangen, obwohl es sich bei einer der beiden Personen um die älteste auf den neuen Aufnahmen handelt. Möglicherweise mag hier auch der fünf Jahre lange Hamburg-Aufenthalt in jungen Jahren diese Aussprache begünstigt haben. Auch in Tramm ist /ʃ/ beim ältesten Sprecher bereits häufig, allerdings nutzt er auch noch /s/, z. B. in [svi:n]. Beim jüngeren ist dieser Laut gar nicht mehr nachweisbar. Auf den Aufnahmen zu Rostock und Wismar herrscht /ʃ/ vor.

¹³²⁰ Es gibt nur noch vier Nachweise für /s/ beim älteren: [slɪmɐ] ‚schlimmer‘, [gəsɪpan] ‚Gespann‘, [rymstɪn] ‚stand herum‘ und [stat] ‚Stadt‘. Der jüngere nutzt den Konsonanten nur noch in [bajspi:l] ‚Beispiel‘ und [di:rektstu:drom] ‚Direktstudium‘.

¹³²¹ Nur bei der ältesten Probandin ist /s/ noch nachweisbar in [stɛkɲ] ‚gestochen‘, [stɔpt] ‚gestopft‘ [stɪmt] ‚stimmt‘ und [stɛ:t] ‚steht‘, also ausschließlich vor /t/.

¹³²² /ʃ/ findet sich hier nur bei Sprecher zwei ([ʃlɛçtəs], [ʃpet], [ʃtrɪkt] ‚streicht‘) und drei ([ʃlɛçtəs]).

¹³²³ So z. B. in [u:tslɔbm] ‚ausgeschlafen‘, [u:tsmykt] ‚ausgeschmückt‘ und [fəanstaldət] ‚veranstaltet‘.

In Eldena überwiegt bei allen Personen noch /s/, allerdings nimmt die Anzahl von /ʃ/ beim jüngsten zu. Insgesamt verwendet er es zwölfmal, während es bei Sprecher eins nur in [gəʃvɪndrɪçkajt] ‚Geschwindigkeit‘ zu hören ist, der zweite nutzt es gar nicht. Beim jüngsten kommt /s/ zudem fast ausschließlich vor /t/ vor, insgesamt vierzehnmal bei insgesamt achtzehn Nachweisen. Vor /v/ findet sich nur /ʃ/.

In den Übersetzungstexten von Glaisin überwiegt /s/, in den freien Gesprächen ist das nur beim zweiten Probanden, einer Frau, der Fall, der erste und zugleich jüngere geht hier zu /ʃ/ über. Lediglich dreimal [stə:n] ‚stehen‘ und einmal [styk] ‚Stück‘ sind von ihm zu hören. Die Frau verwendet /ʃ/ hingegen nur zweimal bei [ʃnaps] ‚Schnaps‘. Ein altersspezifischer Unterschied in der Aussprache ist auch in Lüblow feststellbar: Dort neigen die beiden jüngsten Personen zu /ʃ/, während bei den älteren /s/ vorherrscht.¹³²⁴ Dagegen ist in Boldela /s/ bei allen Altersgruppen noch der dominierende Laut, allerdings ist beim ältesten Sprecher im FT das Verhältnis fast ausgeglichen.¹³²⁵ Hier könnte auch die Textvorlage eine Rolle gespielt haben, denn in der FE fällt das Verhältnis deutlich zugunsten von /s/ aus, nämlich zwanzig zu sieben.

In Alt Meteln bevorzugen dagegen neben dem jüngsten selbst die ältesten beiden Probanden bereits /ʃ/. Nur der Sprecher der mittleren Generation bleibt beim /s/.

Die Aussprache in Hoben und Niendorf ist wieder vom Alter der jeweiligen Probanden abhängig, so präferieren die beiden jüngsten in beiden Orten /ʃ/, die älteren /s/ in den FE. In Hoben ist diese Tendenz bereits anhand der FT zu erkennen, in Niendorf bevorzugt zumindest einer der beiden jüngeren noch /s/ in seiner Übersetzung. Eine Zusatzaufnahme, die ein weiteres kurzes Gespräch mit der ältesten Person aus Niendorf enthält, bestätigt nochmals, dass diese vorwiegend /s/ nutzt.

Dieser Konsonant wird in Alt Jabel und Pritzier von allen Sprechern bevorzugt. Im erstgenannten Ort ist /s/ sogar bei einem sechsjährigen Kind zu hören, dass ein Gedicht auf Hochdeutsch vorträgt.¹³²⁶ Für Woez ist die Verteilung ungewiss, da die Aufnahmen unvollständig sind. Es existieren von drei der fünf Personen nur die MWB-Sätze. In diesen ist fast ausschließlich /s/ zu hören, nur Sprecher vier nutzt /ʃ/ ([ʃtat] ‚Stadt‘, [ʃtrikt] ‚streicht‘). Anhand der Übersetzung lässt sich aber kaum eine Aussage über die Verbreitung beider Laute machen, da mit ‚Stadt‘ und ‚streicht‘ nur zwei Wörter abgefragt werden, die für diese Untersuchung relevant sind. Zudem haben die Befunde aus anderen Orten gezeigt, dass es durchaus Unterschiede zwischen der Aussprache in den Übersetzungstexten und den freien Gesprächen geben kann. Letztere sind nur von zwei Personen erhalten, wobei dasjenige von Sprecher eins, einer Frau, unvollständig ist. Der zweite Proband wurde 1936 geboren und gehört damit der jüngsten Generation an. Er bevorzugt wie die Frau /s/.

¹³²⁴ Unterschiede gibt es auch, welcher Konsonant /s/ nachfolgt: beim zweitjüngsten tritt es zwanzigmal auf, davon aber siebzehnmals vor /t/, ansonsten noch vor /p/ und /v/. /ʃ/ nutzt er 23-mal, hier kommt es vor allen in Frage kommenden Konsonanten vor. Der jüngste verwendet /s/ insgesamt achtmal, und zwar vor /l/, /n/ und /t/. /ʃ/ ist 28-mal zu hören.

¹³²⁵ Insgesamt nutzt er fünfmal /s/ und dreimal /ʃ/.

¹³²⁶ Er sagt es folgendermaßen auf, wobei /st/ für /s-t/ steht: „Denkt euch, ich habe das Christkind gesehn, es kam aus dem Walde, das Mütchen voll Snee mit rotgefroren Nees-chen, die kleinen Händchen taatn ihm weh. Es zook einen Sack, der war gar swer, sleppte und polterte hinter ihm her. Was drin war, möchtet ihr wissen? Ihr Naseweise, ihr Schelmenpack, denkt ihr es wär ein offener Sack? Nee, zuugebundn bis oobmhin. Da war bestimmt etwas Schönes drin, denn es roch so nach Äpfeln und Nüssn.“ Zuvor sagt er noch einen niederdeutschen Spruch auf, auch hier findet sich /s/: „Fritz blief hier, weißt du nich, wie’t Wäädrer waat: Räägn oder Snien oder ook gaud Wäädrer bliebm.“

Unterschiede in der Aussprache gibt es in Möllin bereits in den Übersetzungstexten: Während in den MWB-Sätzen durchgängig /s/ vorherrscht, nutzt Sprecher zwei diesen Laut viermal im FT, /ʃ/ aber sechsmal. Selbst der älteste Proband verwendet den letztgenannten Konsonanten viermal. In den FE dominiert jedoch /s/, nur bei der jüngsten Person ist das Verhältnis ausgeglichen.

In Welzin sind zwei Familien aufgezeichnet worden: Sprecher eins und zwei gehören der ersten an, vier, fünf, sechs und sieben der zweiten. Schon in den FT gibt es Unterschiede: Der erste, dritte und sechste Proband bevorzugen /ʃ/, der zweite, fünfte und siebte /s/, beim vierten ist das Verhältnis ausgeglichen. Die Aussprache ist hier jedoch nicht abhängig vom Alter, denn der erste Sprecher ist älter als der zweite, der fünfte älter als der sechste und siebte. In den FE ändert sich die Verteilung dann: Der erste Proband geht zu /s/ über, der zweite und siebte zu /ʃ/. Der letztgenannte Laut dominiert auch beim dritten und sechsten Sprecher, während die beiden verbliebenen den erstgenannten häufiger nutzen. In den Gesprächen sind es damit die älteren Personen (Sprecher eins, vier und fünf) die noch vorwiegend /s/ sagen. Im südlicheren Bennin bevorzugen es hingegen auch die jüngeren noch. Das ist in Lüttow zumindest in den Übersetzungstexten noch der Fall, jedoch fällt das Verhältnis in den FE der beiden jüngsten Probanden dann zugunsten von /ʃ/ aus. Der zweitälteste verwendet selbst im Gespräch durchgängig /s/.

In Schlagsdorf ist es in den Übersetzungstexten nur noch bei Sprecher zwei und drei dominant, in der FE nur noch beim erstgenannten. Die Probanden in Selmsdorf nutzen im FT /ʃ/ im Allgemeinen häufiger, nur der älteste verbleibt ausschließlich beim /s/. In den MWB-Sätzen ist das auch der Fall, dort sagt er neben [strikt] ‚streicht‘ und zweimal [stat] ‚Stadt‘ auch einmal [u:ɐsprɔ:k] ‚Ursprache‘ in freier Rede. Auch der dritte spricht die beiden erstgenannten Wörter mit /s/ aus, der dritte schwankt ([strikt], [stat]), und der vierte nutzt bei beiden /ʃ/. In den FE verwenden zwar noch drei Probanden vorwiegend /s/, der jüngste von ihnen aber ausschließlich vor /t/. Der vierte Proband, eine Frau, verwendet ausschließlich /ʃ/. Im westlichsten Ort, Zweedorf, überwiegt es hingegen bei allen Probanden.

Auch im außermecklenburgischen Sumte ist eine altersspezifische Verteilung beider Laute festzustellen: Zwar überwiegt in den Übersetzungstexten bei allen drei Probanden noch /s/, im FE bevorzugt der jüngste dann jedoch /ʃ/, der erstgenannte Konsonant ist nur noch in [strɔyn] ‚streuen‘ zu hören. Der Schlutuper und Woltersdorfer nutzen vorwiegend /ʃ/.

/s/ hält sich also in den westmecklenburgischen Orten noch stärker als im Osten. Allerdings ist bei den jüngsten Probanden bereits /ʃ/ häufiger. Hierbei ist zu beachten, dass die meisten Aufnahmen aus den 1960er Jahren stammen. Gerade dieser Lautwandel vollzieht sich jedoch sehr schnell. So überwiegt in Lüttow /s/ noch sehr stark, bei den jüngsten beiden Personen dominiert jedoch schon /ʃ/, d. h., hier wechselt die Aussprache innerhalb einer Generation. Da jetzt allenfalls noch die jüngeren Sprecher der mittleren Generation leben, ist /s/ heute noch sehr viel seltener. Das bestätigen auch die Aufnahmen in Tramm, wo /ʃ/ bereits beim älteren Probanden häufig zu hören ist, wenngleich er auch noch /s/ verwendet. Nach Osten hin nimmt die Häufigkeit dieses Konsonanten ab. In Klockenhagen überwiegt bei allen Personen bereits /ʃ/. In Mecklenburg-Strelitz ist /s/ kaum noch nachweisbar, allenfalls vor /t/. Jüngere Probanden bevorzugen dementsprechend /ʃ/. Lediglich in einigen Orten kommt /s/ noch häufiger vor, so z. B. in Kossebade. Hier spielen dann

die Lage des Ortes und die „Beharrlichkeit“ des Sprechers eine Rolle. Kossebade ist nur über Nebenstraßen zu erreichen, möglicherweise konnte sich die alte Aussprache deshalb dort etwas besser halten als im nördlicheren Mestlin.

Daneben gibt es auch Lexeme, die kaum noch mit /s/ gesprochen werden, selbst in Westmecklenburg: In Lüttow verwendet Sprecher zwei zwar fast ausschließlich diesen Laut, es gibt aber eine Ausnahme: [ʃvəri:n] ‚Schwerin‘. Diese Aussprache lässt sich in 22 Orten der alten Aufnahmen nachweisen,¹³²⁷ in Kossebade ist sie gesondert abgefragt worden, auch dort sagte die zweite Probandin [ʃvəri:n]. Die Variante mit /s/ ist äußerst selten, sie kommt lediglich in Alt Meteln und Bennin vor, in beiden Fällen nutzen die Probanden daneben aber auch /ʃ/.

Das aus dem Hochdeutschen entlehnte „Schluss“ kommt nur als [ʃlʊs] vor, ‚schließlich‘ ist nur einmal in Bansow als [ʃli:slɪç] nachweisbar.

Auch die Form [svə:rə] und deren Ableitungen werden zunehmend durch das dem Hochdeutschen näher stehende [ʃvə:rə] verdrängt.¹³²⁸ Daher ist die Aussprache teilweise auch an das Lexem gebunden.

Teucherts Ausführungen in den „Beiträge[n] zur Geschichte der mecklenburgischen Mundart“¹³²⁹ stimmten also bereits für die 1960er Jahre nicht mehr, lediglich im Westen, allenfalls noch in der Landesmitte konnte /s/ sich stärker behaupten, in den östlichen Gebieten war /ʃ/ schon sehr weit vorgedrungen. Die neueren Aufnahmen zeigen, dass es in einigen Orten, wie z. B. Demen, bereits größtenteils /s/ verdrängt hat. Daher ist eher Beckmanns Prognose von 1954 zu folgen:

Das platte Land hing wie immer zäher am Alten, aber, vor allem vom Südosten vordringend, ist die Erscheinung bis tief ins Herz Mecklenburgs vorgestoßen. Noch ist der Kampf nicht beendet, wird sich aber in Mecklenburg sicher für die sch-Formen entscheiden.¹³³⁰

Möglicherweise hat Teuchert sich gerade durch die Verschriftlichungen täuschen lassen. So weist Beckmann explizit auf den Unterschied zwischen gesprochenem Niederdeutsch und dem „Bühnen-Platt“ hin:

Man darf sich in der Beurteilung nicht durch den Lautstand plattdeutscher Vorträge und Bühnenaufführungen täuschen lassen; hört man hier die „spitze“ Aussprache, so ist fast immer bewußt die ältere Form gewählt, wie das Beispiel der Rostocker Niederdeutschen Bühne beweist.¹³³¹

Eine Schreibweise wie „Tauslag“ ‚Zuschlag‘, wie sie in Jürgen Borcherts „Muul und Mündchen“ zu finden ist,¹³³² muss also nicht zwangsläufig auf die Aussprache /sl/ hindeuten. Ersichtlich wird das außerdem an der Schreibung „Swerin“, die ebenfalls bei ihm auftaucht, aber auch in der niederdeutschen Übersetzung der Landesver-

¹³²⁷ Das sind Alt Jabel, Alt Meteln, Bennin, Boldela, Broock, Dobbertin, Granzin, Groß Lantow, Lüttow, Jördenstorf, Kölzow (hier in „Schweriner Schträät“), Lancken, Marnitz, Mestlin, Möllin, Nossentiner Hütte, Retschow, Warnow, Pinnow, Schlagsdorf und Zweedorf. Das Wort ist auch auf der zusätzlichen Aufnahme von Warlin zu hören.

¹³²⁸ Ersteres ist noch in Alt Jabel, Bansow, Boldela, Hinrichshagen, Marnitz, Niendorf, Nossentiner Hütte, Penzin, Retschow, Röbel und Zahrendorf zu hören, während die zweite Variante in 31 Orten nachweisbar ist, u. a. auch in den westmecklenburgischen Alt Meteln, Lüttow, Möllin, Niendorf, Welzin, Spornitz und Schlagsdorf.

¹³²⁹ Teuchert, Beiträge, S. 215 f.

¹³³⁰ Beckmann, Mecklenburger Platt, S. 131.

¹³³¹ Ebenda.

¹³³² Borchert, S. 14.

fassung.¹³³³ Ein Vergleich mit den Befunden auf den Aufnahmen zeigt, hier ist also eine Diskrepanz zwischen der Verschriftlichung und der üblichen Aussprache festzustellen ist.¹³³⁴ Diese Ergebnisse zeigen aber auch, dass in diesem Falle nicht mehr zwischen Vorpommern und Mecklenburg unterschieden werden kann. Foerste ordnet Ersterem die Aussprache /ʃ/, Letzterem /s/ zu.¹³³⁵ Lisa Dittmar gibt 1962 für das vorpommersche Born an, dass sich /s/ dort sehr viel besser hält als im mecklenburgischen Wustrow.¹³³⁶

Regional unterschiedlich ist auch die Aussprache des Wortes ‚Mädchen‘, das im Großteil des Landes [mɛ:ɖŋ] (oder gekürzt [mɛɖŋ]) lautet, in Mecklenburg-Strelitz jedoch [mɛ:ɣŋ] (bzw. [mɛɣŋ]).¹³³⁷ In Carolinenhof und Nossentiner Hütte sind mehrere Varianten zu hören: Sprecher vier aus dem erstgenannten Ort verwendet im FT beispielsweise [mɛ:ɖŋ], in den MWB-Sätzen [mɛ:ɣŋ]. Alle anderen bevorzugen in den Übersetzungstexten die erstgenannte Form. In der FE sagt dann aber der zweite Proband [kɪnɛmɛɖŋ] ‚Kindermädchen‘, zweimal [mɛɣŋs] und einmal [mɛɣŋ]. In Nossentiner Hütte ist die letztgenannte Form nur einmal in den MWB-Sätzen von Sprecher zwei nachzuweisen, der aber in FT und FE ansonsten [mɛɖŋ] sagt. Im nördlicheren Bristow nutzen die Probanden ausschließlich [mɛɖŋ], ebenso in den südlicheren Röbel und Kieve. Schwankungen sind wieder in Satow zu verzeichnen, dort verwenden Sprecher eins und vier [mɛɖŋ], der fünfte nutzt [mɛɣŋ]. Es gibt damit also keine feste „Grenze“ zwischen beiden Formen, sondern es findet ein Übergang statt, indem beide durchaus nebeneinander vorkommen können. Allerdings ist auffällig, dass die letztgenannte Form außerhalb Mecklenburg-Strelitz‘ nur einmal in einer FE zu finden ist, alle anderen Nachweise konzentrieren sich auf die Übersetzungstexte, so dass schwer zu entscheiden ist, inwieweit die Aussprache überhaupt verbreitet ist, da die Übertragung nicht immer mit der eigentlich bevorzugten Aussprache übereinstimmen muss.¹³³⁸

Reuter verwendet sowohl „Mäten“ als auch „Mäken“, wobei er Ersteres aber bevorzugt und Letzteres in einer auf Missingsch gehaltenen wörtlichen Rede eines Polterabendgedichtes vorkommt.¹³³⁹ Teilweise steht des auch, um den Reim zu erhalten:

¹³³³ Borchert, S. 15; LVMV (nd.), S. 24, Art. 20 (3): „De Sitz von den Landdag is dat Sweriner Sloß.“ Voß, S. 46, schreibt hingegen „Schweriner Sloß“. Holst, C., S. 149, erfasst für Ivenack noch „*swerīn*“.

¹³³⁴ Schon Otto Bremer hat darauf aufmerksam gemacht, dass beispielsweise in den Verschriftlichungen der Wenker-Sätze zum Teil keine „lautnahe“ Wiedergabe zu finden sei, so z. B. bei der Übertragung von „Wasser“: „Dass es sich nur um verschiedene Schreibungen handelt, liegt auf der Hand. Oder sollte wirklich jemand glauben, dass in diesen Landschaften abwechselnd in dem einen Orte *water*, in dem andern *wader* (bez[iehungsweise] *warer*), in dem nächsten wieder *water* usw. [sic] gesprochen werde? [...] Die meisten *water*, glaube ich, bedeuten nichts weiter als historische Orthographie. Es besteht in Niederdeutschland sehr wohl das Bewusstsein, dass hochdeutschem *z* bez *ss* ein niederdeutsches *t* entspreche, und man konnte um so leichter *water* schreiben, als bei fast allen plattdeutschen Schriftstellern so zu lesen ist.“ (Bremer, Geographie, S. 167).

¹³³⁵ Foerste, Sp. 1876.

¹³³⁶ Dittmar, S. 314.

¹³³⁷ Die Kürzungen treten vor allem in schneller Rede auf.

¹³³⁸ Vgl. hierzu beispielsweise die Aussprache von ‚vier‘ in Westmecklenburg (Kap. 2.1.1 und 2.1.4).

¹³³⁹ Belege für „Mäten“ finden sich in: „De Gesang“ aus den „Läuschen und Rimels“ (Reuter, Werke I, S. 206, als Reim auf „freten“), „Ut mine Festungstid“ (Reuter, Werke II, S. 327, als Plural „Mätens“ auf S. 330 usw.), „Kein Hüsung“ (Reuter, Werke V, S. 372), „Hanne Nüte un de lütte Pudel“ (Reuter, Werke VI, S. 198) usw. In den „Polterabendgedichten“ verwendet er jedoch beide, wobei hier die Sprachebene entscheidend ist: „Na, irst, dunn keem noch wat von ‚Mäten‘“ (Reuter, Julklapp, S. 53). In einer Missingsch-Passage heißt es dagegen: „Un hättst all männig Mäken seihn“ (ebenda, S. 52).

„Kinnermäken“ : „sleken“.¹³⁴⁰ Holst verzeichnet für Ivenack „*maẽtñ*“.¹³⁴¹ Der Woldegker Albert Reinhold benutzt hingegen „Ma^eken“.¹³⁴² Herrmann-Winter gibt beide Varianten an, schreibt allerdings nichts über ihre geographische Verbreitung; „Mäken“ stuft sie als „selten“ ein.¹³⁴³ Das MWB ordnet es Stargard, also Mecklenburg-Strelitz, zu, was mit der Verteilung, die aus den Aufnahmen ermittelt worden ist, im Großen und Ganzen übereinstimmt.¹³⁴⁴ Auch Sibeth kennt beide Formen, macht aber keine Angaben zum Vorkommen.¹³⁴⁵ Warnkross notiert für Wolgast „*mä̃kñ*“.¹³⁴⁶

Ein Merkmal, das das ganze Untersuchungsgebiet erfasst, beschreibt Teuchert als „Konsonantenschwächung“: „Zwischen Vokalen werden die Tenues zu stimmlosen Lenes geschwächt: *šẽbā* ‚Schäfer‘, *abl* ‚Apfel‘; *bō̃dñ* ‚anheizen‘, *zīdñ* ‚sitzen‘; *bē̃g.ə* ‚Becher‘, *ag.ə* ‚Acker“.¹³⁴⁷ Beispiele auf den Aufnahmen wären z. B.: [hu:bm̃] ‚Haufen‘ (u. a. Marnitz, Möllin), [lo:bm̃] ‚laufen‘ (u. a. Granzin, Kieve, Schönbeck), [zu:bm̃] ‚saufen‘ (u. a. Bristow, Klein Trebbow); [kē:d̃l] ‚Kessel‘ (u. a. Lüblow, Marnitz, Peetsch, Röbel, Satow), [lō:d̃ñ] ‚lassen‘ (u. a. Groß Lantow, Cammin), [mēd̃ñ] ‚messen‘ (u. a. Kölzow, Warnow); [kəũgñ] ‚Kuchen‘ (u. a. Broock, Selmsdorf), [mō̃gñ] ‚machen‘ (u. a. Badendiek, Bennin), [pl̃ygñ] ‚plücken‘ (Lüblow) und [rãgñ] ‚Kartoffeln ernten‘ (u. a. Demen, Kossebade). Ritter erfasst diese Aussprache nicht,¹³⁴⁸ Wiggers und Nerger schreiben beispielsweise „sitten“.¹³⁴⁹ Ob der Konsonant

¹³⁴⁰ Reuter, Werke I, S. 106.

¹³⁴¹ Holst, C., S. 149.

¹³⁴² So schreibt er u. a.: „Diß fu^ehrt em to ehn junges Ma^eken“, Reinhold, A., S. 19. Otto Piper schreibt ebenfalls <k>: „n öllerhaftiges Mäken“, Piper, Otto: In’n Middelkraug. ’ne plattdütische Geschicht. Mit Biller von Georg Braumüller, Wismar 1900, S. 8. Piper wurde 1841 in Röcknitz geboren, das zwischen Stavenhagen und Altentreptow liegt, Piper, Reinhard: Otto Piper. Zu seinem 10. Todestag am 23. Februar 1931, in: Mecklenburgische Monatshefte. Zeitschrift zur Pflege heimatlicher Art und Kunst. Begründet von Johannes Gillhoff. 7. Jahrg. 2. Heft, Rostock Februar 1931, S. 67.

¹³⁴³ Herrmann-Winter, plattdeutsch, S. 191: „**Mäten, Mäden** n. 1. Mädchen allg., Pl. Mätens; daneben noch vereinzelt Mäken“.

¹³⁴⁴ MWB, IV, Sp. 1135.

¹³⁴⁵ Sibeth, S. 54.

¹³⁴⁶ Warnkross, S. 67.

¹³⁴⁷ Teuchert, Beiträge, S. 227. Vgl. auch die Darstellung im MWB, III, Sp. 309, Lemma „Gruben“: „Ursache des Übergangs *Grupen* zu *Gruben* die Stärkeminderung der Verschlusslaute *p t k*, wie *bäder* besser, *magen* machen u. a. *zeigen*“, des Weiteren Teuchert, Entwurf, S. 91; Jacobs, Teuth. 2, S. 127 („*p*>stl. schwachem *b̃*“), S. 128 (*t* > *d*) u. S. 130 (*k* > *g*); Kolz, S. 115 – 117 (*p* > *d*), S. 121 – 123 (*t* > *d*), S. 127 f. (*k* > *g*).

¹³⁴⁸ So schreibt er über das /t/: „Inlautend steht es dem Hochd. gleich in einigen Wo^ertern wie: Atem oder Aten (Athem), heité (heiter); in den meisten Fa^ellen aber statt ss oder ß, z. B. Waté (Wasser), laten (lassen), faten (fassen), ba^eté (besser), a^eten (essen), Ka^etel (Kessel), fleten (fließen), scheten (schießen), geneten (genießen), biten (beißen), smiten (schmeißen, werfen), riten (reißen), sto^eten (stoßen), gro^eten (gru^eßen), buten (außen).“ (Ritter, S. 55). Die meisten dieser Wörter kommen auch auf den Aufnahmen vor, wobei hier lenisierte Aussprache vorherrscht. Da Ritter aber nicht konsequent zwischen graphematischer und phonologischer Ebene unterscheidet, sondern in diesem Abschnitt auch seine Schreibung erklärt (vgl. ebenda, S. 8) ist nur schwer festzustellen, inwieweit sich seine Ausführungen auf die Aussprache beziehen. Auch Mussäus bleibt in seiner Darstellung „Ueber die niedern Stände auf dem flachen Lande in Meklenburg-Schwerin“ beim <t>, wenn er auf die nicht durchgeführte Zweite Lautverschiebung verweist: „ß wird fast immer t: reißen – rieten“ (Mussäus, Stände, S. 138).

¹³⁴⁹ Wiggers, S. 14. Im Gegensatz zu Ritter, S. 55 f., bezieht sich Nerger, S. 149, auf die Aussprache, wobei er diese aber eher von Verschriftlichungen abzuleiten scheint, wie seine Beispiele zeigen: „Die Tenues *T* hat im ganzen ihr altes Verhältniss treu bewahrt. Einzig möchte die Assimilation des *rt* zu *tt* in *wöttel* radix und *matteln* cruciare auffallend sein, da sonst *rt* ungestört bleibt.“ Zumindest heute lautet die Aussprache des ersten Wortes jedoch [vœd̃l] (so zu hören in Hinrichshagen, Hoben, Lichtenhagen, Nossentiner Hütte und Zahrendorf). Wiggers, S. 14, schließt sich Ritters Darstellung

damals wirklich so gesprochen wurde, lässt sich nur schwer beurteilen. <d> ist jedoch schon zu <r> bei Reinhold übergegangen: „Fast, Varrersch, mu^eßt man en beduhr'n“, „werrerrohp'n“ usw. gegenüber „Kâters“,¹³⁵⁰ „bitter“¹³⁵¹ und „zittert“.¹³⁵² Brückner schreibt bereits „Vara“, aber noch „Mutta“¹³⁵³.

Im Gegensatz zu den anderen Lenisierungen beschreibt Ritter aber diese Erscheinung bereits:

Einlautend tritt dieses r ebenfalls statt d oder t ein, wenn ein é darauf folgt, z. B. Puré (Puder), Ro^eré (Ruder), Broré (Bruder), Sniré (Schneider), plurén (plaudern), die auf dem Lande gebrauchten Faré (Vater), Moré (Mutter); ferner Bla^eré (Blätter), Wa^ere [sic] (Wetter), Kru^eré (Kra^euter).¹³⁵⁴

Auf den Aufnahmen ist dieser Wandel u. a. an [sni:rə]/[ʃni:rə] und [mɪrən] zu hören,¹³⁵⁵ allerdings wird neben [rɛn] ‚retten‘ auch [rɛdŋ] gesagt.¹³⁵⁶ Hierbei ist nicht immer zweifelsfrei zu entscheiden, ob es sich um hochdeutschen Einfluss handelt oder um das niederdeutsche Wort. Zudem sagen die Probanden in Mecklenburg-Strelitz statt [pɛ:rən], das auch von Teuchert als Beispiel genannt wird,¹³⁵⁷ häufig [pɛdŋ]. Die Variante mit /d/ wird in Klein Trebbow, Peetsch, Schönbeck und Triepkendorf von allen Probanden genutzt.¹³⁵⁸ In Cammin ist sie einmal zu hören, [pɛ:rən] hingegen zweimal. Auch in Warlin schwanken die Probanden, so sagen die ersten drei [pɛ:rən], eine Frau jedoch [pɛdŋ], wobei sie diese Aussprache auch sehr deutlich hervorhebt:

Frau: Du sasst erst mit denn linkn Foot up de Lederschproß piddn, nee, trääd. n.
Interviewer: Hm, hm.
andere Frau: Perrn.
Frau: Peddn seng wie.

Sprecher zwei sagt auf den Zusatzaufnahmen, die von diesem Ort angefertigt worden sind, dann ebenfalls [pɛdŋ]. Diese Form dominiert auch in Weisdin, dort sagt nur der dritte Proband [pɛ:rən] bei der spontanen Übersetzung der MWB-Sätze, jedoch wechselt er zur Aussprache mit /d/, als er den Satz wiederholt. Außerhalb dieses Gebietes ist die Variante mit /d/ nur noch einmal in Bristow nachweisbar, und zwar als der älteste Sprecher die von Gundlach auf Hochdeutsch vorgelesenen Wörterbuchsätze übersetzt. Alle anderen Personen sagen jedoch [pɛ:rən]. Im Gegensatz zu [rɛdŋ] kann hier hochdeutscher Einfluss ausgeschlossen werden, der Lautwandel gilt also nicht so unumschränkt, wie Teuchert meint: „-dd-. Zwischen Vokalen wird es zu

an, wobei auch er von den Schriftverhältnissen und nicht den Lauten auszugehen scheint, wie folgende Ausführung zeigt: „Unter dem Einfluß des Hochdeutschen dringen in manchen Wo^ertern hochd. Formen mit t oder tt statt des nd d auch schon auf dem Lande vor, z. B. vatter für vater, mutter für moder.“ (ebenda, S. 12 f.).

¹³⁵⁰ Alle Nachweise: Reinhold, A., S. 23.

¹³⁵¹ Ebenda, S. 22.

¹³⁵² Ebenda, S. 23.

¹³⁵³ Kahl, S. 116.

¹³⁵⁴ Ritter, S. 43, vgl. auch Wiggers, S. 8.

¹³⁵⁵ Ersteres findet sich u. a. in Broock und Nossentiner Hütte, Letzteres u. a. in Boldela, Cammin und Letschow. In Cammin ist auch [mɪrənaxt] ‚Mitternacht‘ zu hören.

¹³⁵⁶ Die erste Form benutzt u. a. Sprecher vier aus Bansow, die letztgenannte ein Lanckener.

¹³⁵⁷ Teuchert, Beiträge, S. 226.

¹³⁵⁸ In Triepkendorf verwendet Sprecher drei [pɪdŋ].

*r*¹³⁵⁹. Selbst der von ihm zitierte Ritter merkt an: „Doch finden sich auch hierin in jenen Gegenden die Formen mit *d*.“¹³⁶⁰ Nerger will einen Unterschied zwischen diesen neu entstandenen inlautenden /r/ und den älteren, noch aus dem Mittelniederdeutschen herrührenden festgestellt haben, „[s]o lauten denn z. B. *wedder* iterum, *fedder* penna, *nedder* deorsum [...] fast wie *werre*, *verre*, *nerre* [...], ohne jedoch völlig damit gleichzulauten; Grund genug, das *dd* oder genauer *ḏḏ*, in der Schrift bestehen zu laßen,“¹³⁶¹ „da der entstehende Laut weder mit dem wirklich consonantischen, trommelnden *r*, noch mit dem [...] *R*-Vocale übereinkommt. Seine Bildungsstätte am Gaumen liegt hinter der Stelle des consonantischen *r* und vor der des *R*-Vocals“.¹³⁶² Möglicherweise verleitet ihn „der erforderte doppelte Zungenstoß“¹³⁶³ zu dieser Unterscheidung, allerdings ist dieser bei vorangehendem Kurzvokal nicht ungewöhnlich, im Falle von [vi:rə] ‚weiter‘ ist er nicht vorhanden. Das /r/ klingt dann genauso wie in [li:rə] ‚Lehrer‘ oder [mi:rə] ‚mehr‘. Hierbei kann es sich auch nicht um einen Unterschied handeln, der nur noch zu Nergers Zeiten bestand, denn auch für Holst sind es dieselben Laute: „Nerger behauptet, dies *r* wäre von dem ursprünglichen verschieden: ich finde doch, *r* hat denselben Klang in *l̄rae* = Lehrer, wie in *sn̄rae* = Schneider, was die meisten Mecklenburger jetzt wohl auch zugeben.“¹³⁶⁴

Teilweise betrifft diese Veränderung aber nicht nur /d/, sondern auch lenisierte /t/ z. B. in [vɔ:rə] ‚Wasser‘, das im gesamten Untersuchungsgebiet zu hören ist. Inlautend ist dieses /r/ heute vor allem vor /v/ zu finden, aber auch vor /ŋ/, dort dann aber häufig zu /v/ abgeschwächt, wie die Aussprachen [ly:ən] ‚läuten‘ (Pritzier) [ʃy:ən] ‚schütten‘ (z. B. in Sanitz) zeigen; der Wandel ist allerdings nicht immer konsequent. Auch im Auslaut kommt er vor, allerdings gibt es hier Unterschiede, z. B. beim Wort ‚Leute‘: Besonders in den östlichsten Orten ist zum Teil noch [ly:t] zur hören.¹³⁶⁵ [ly:v] lässt sich im gesamten Untersuchungsgebiet nachweisen, wobei es aber wiederum mit dem endungslosen [ly:] konkurriert. In den östlichsten Orten sind teilweise alle drei Aussprachen zu finden, wobei die mit /t/ jedoch überwiegt.¹³⁶⁶ Dagegen kommt [ly:t] wiederum im Westen nur noch vereinzelt vor.¹³⁶⁷ Zur

¹³⁵⁹ Teuchert, Beiträge, S. 226.

¹³⁶⁰ Ritter, S. 43.

¹³⁶¹ Nerger, S. 148.

¹³⁶² Ebenda, S. 147.

¹³⁶³ Ebenda, S. 148.

¹³⁶⁴ Holst, C., S. 154.

¹³⁶⁵ So überwiegt /t/ noch in Carolinenhof. In Bristow ist das Verhältnis ausgeglichen. In vielen Orten kommt das Wort nur vereinzelt vor, wobei sich die Nachweise vor allem auf die FT konzentrieren, so z. B. in Bennin, Brudersdorf, Granzin. In Klein Trebbow konnte nur die Form mit /t/ nachgewiesen werden (3 Belege), allerdings ausschließlich im FT. Auch in Kölzow und Triepkendorf überwiegt sie noch, hier ist nur einmal [ly:] als Konkurrenzform zu hören. In Cammin kommen drei Varianten vor, [ly:t], [ly:v] und [ly:], wobei die erstgenannte dominiert.

¹³⁶⁶ So kommt sie in Cammin lediglich einmal vor, genauso [ly:v], dagegen ist [ly:t] dreimal vertreten. In Carolinenhof nutzen die Probanden insgesamt zehnmal die Variante mit /t/, viermal die mit /v/ (inklusive [fru:gnsly:v] ‚Frauen‘) und einmal [ly:]. Selten ist die letztgenannte Form auch in Warlin, dort ist sie ebenfalls nur einmal zu hören, die mit /v/ ist ebenso häufig belegt, während [ly:t] sechsmal genutzt wird. In Schönbeck dominiert ebenfalls /t/ (drei Nachweise) gegenüber den anderen Varianten (jeweils ein Beleg). Brückner schreibt „Lüed“ (Kahl, S. 116). Solch ein <e> ist teilweise noch heute bei einigen Probanden zu hören ([ly:ət]).

¹³⁶⁷ So z. B. in Selmsdorf, und zwar zweimal im Übersetzungstext von Sprecher zwei. [ly:] ist dagegen sechsmal vertreten, Nachweise für die Variante mit /v/ gibt es nicht. Zudem stammen all diese Belege aus den FT und MWB-Sätzen. In Lüttow sind dagegen nur [ly:] (achtmal) und [ly:v] (viermal) zu

Landesmitte hin nehmen die Belege von [ly:ɐ] zu. Die endungslose Variante ist zwar auch in allen Regionen nachweisbar, im Osten ist sie jedoch seltener, ihr Anteil wird jedoch größer, je weiter westlich der Ort liegt. So verwenden sie die Probanden in Welzin ausschließlich.¹³⁶⁸

Obwohl also alle Varianten im gesamten Untersuchungsgebiet vorkommen, wird zumeist eine präferiert, wobei sich die endungslose tendenziell häufiger im Westen findet, /t/ vor allem im äußersten Osten. Allerdings folgt diese Aussprache keiner „Regel“, wie Teuchert meint und was seine Beispiele auch belegen:

Auf der Sprachatlaskarte ‚müde‘ grenzt an das mecklenburgische *meur*-Gebiet ein Bezirk *meu-/mö-* ohne *d*. Diese räumliche Verteilung erklärt das Auftreten von Formen mit auslautendem *-r* und vokalischem Auslaut beim Abfall von *-de*, einerseits also *šēir* f. ‚Scheide‘, andererseits *veī* f. ‚Weide‘ Jac. 1, 113. Das zweite Beispiel folgt der im Westteil des Landes und im Westen davon geltenden Regel. Die Arbeit von Kolz ist reich an solchen Belegen: *frē:* ‚Friede‘, *rē:* ‚Rede‘, *mo:* ‚Made‘, *tro:* ‚Wagenspur‘, *bo:* ‚Bote‘, *lu:* ‚laut‘; bei Schmidt Gad. finden sich *bē:* ‚Bitte‘, *bro:* ‚Braten‘, *hei* ‚Hede‘, ‚Hirte‘, *hou* f. ‚Herde‘, *lū:* ‚Leute‘. Derartige Fälle kennt Jac. neben *r*-Auslaut: *lū:* ‚Leute‘, *ri:/ri-r* ‚reite‘. Zu seinen Belegen S. 119 fügt Kolz hinzu, man höre häufig noch *-ə* sprechen. Das hat ein Jahrh. vorher für die Landesmitte Dietz beobachtet: ‚*Stähr* (mit abgestumpftem *r*), auch wohl *Stäʹ*‘ (‚Stätte‘) 127.¹³⁶⁹

Als Konjugationsform des Verbs ‚reden‘ ist [rɛ:] ‚ich rede‘ beispielsweise noch in Klein Trebbow zu hören. Gerade Kolz' Bemerkung, auch *-ə* gehört zu haben, zeigt vielmehr, dass nicht nur eine Aussprache vorkommt, sondern mehrere Varianten miteinander konkurrieren: „Doch häufig hört man noch das ^a sprechen: *trɔ^a*, *ly^a*, *rou^a*, *mø^a*, *blø^a* (selten), stets aber *b'ei:*.“¹³⁷⁰ So findet sich [mɔy] ‚müde‘ auch noch in Granzin, [mɔyɐ] wiederum in Marnitz und Pritzier. In Lüblow ist [mɔyt] zu hören. Hier lassen sich allenfalls Tendenzen ausmachen, welche Variante häufiger verwendet wird. Zudem kann die Aussprache auch lexemgebunden sein, so ist im Großteil des Landes [baj] ‚beide‘ (bzw. im Westen auch [be:]) vorherrschend, daneben ist im Osten auch [bajt] anzutreffen,¹³⁷¹ ebenso heißt es [haj] ‚Heide‘ und [vaj] ‚Weide‘ (im Westen auch jeweils mit /e/).¹³⁷² [haj] ist nur in Nossentiner Hütte nachweisbar, für ‚Weide‘ ist solch eine Variante nicht belegt. Formen, die auf /ɐ/ auslauten, kommen nicht vor. Dagegen findet es sich bei [ʃajɐ] ‚Scheide, Grenze‘ in Jördenstorf und Lüblow. Im letztgenannten Ort benutzt der Sprecher aber auch [ʃaj]. Diese Form wird überdies in Möllin, Zweedorf und Warnow verwendet. Die ‚Bude‘ sprechen der fünfte Sprecher aus Röbel und der erste in Zweedorf [bɔu] aus, der zweite aus Nossentiner Hütte [bɔut]. In Alt Jabel, Letschow und Marnitz lautet sie [bɔuɐ]. [mo:] ‚Mode‘ erscheint endungslos, wohingegen die diphthongierte Form

hören.

¹³⁶⁸ In Lüblow ist dagegen fünfmal [ly:] und neunmal [ly:ɐ] zu hören.

¹³⁶⁹ Teuchert, Beiträge, S. 224.

¹³⁷⁰ Kolz, S. 119.

¹³⁷¹ Letzteres nutzen Probanden in Cammin, Carolinenhof, Granzin, Warnow sowie Sprecher zwei auf den Zusatzaufnahmen zu Warlin. Ohne Konsonant ist es in Bennin, Hoben, Letschow, Lichtenhagen, Penzin, Retschow, Röbel und Warnow zu hören. Als [be:] erscheint es in Boldela und Lüblow (zur Verbreitung dieser Variante, vgl. Kap. 2.1.1).

¹³⁷² Nachweise für [vaj] gibt es z. B. aus Badendiek, Brudersdorf, Letschow, Marnitz, Sanitz, Schlagsdorf, Warnow und den Zusatzaufnahmen zu Warlin. Zur Verbreitung von [ve:], vgl. Kap. 2.1.1. [haj] ist belegt in Glaisin, Hinrichshagen und Kieve, [he:] findet sich Lüttow.

[m̥aʊə] lautet.¹³⁷³ Hier scheint also auch die Lautumgebung wichtig zu sein. Ähnlich verhält es sich beim Wort für ‚Herde‘/‚Schar‘, das Sprecher zwei auf den Zusatzaufnahmen zu Warlin als [ho:] realisiert. In Penzin und Satow lautet es [h̥aʊ], in Alt Jabel und Brudersdorf [h̥aʊə].

/v/ ist in einigen Verbformen zu finden, so z. B. in [bl̥ø:v] ‚blutete‘ (Zahrensdorf), [h̥ø:v] ‚hütete‘ (Lüblow, Zusatzaufnahmen Warlin), [st̥ø:v] ‚stieß‘ (Boldela); fast immer auf Vokal endet [h̥a:] ‚hatte‘ (u. a. Carolinenhof), teilweise ist [h̥a:r] zu hören, z. B. in Lüblow, allerdings kommt diese Variante nur vereinzelt vor. Das ist auch bei ‚sagte‘ der Fall, das als [z̥e:], teilweise auch als [z̥e:v] auftritt (Groß Niendorf). Den Ausfall des /r/ in ‚ich hatte‘ belegt Schmidt für Gadebusch, wobei er die in der Mundartliteratur üblichen Verschriftlichungen kritisiert: „Wenn man z. B. ik har (ich hatte) schreiben will, weil es doch heißt harre (hatte er): so ist es geradeso, als wenn man im Grich. schriebe ὠματ wegen ὠματος [...] oder lateinisch: homon wegen hominis“.¹³⁷⁴ /r/ tritt, wie seine Ausführungen zeigen, vor gekürztem ‚hei‘ auf: [h̥a:r̥ə] (u. a. Groß Lantow), [z̥e:r̥ə] (u. a. Alt Meteln), daneben auch [h̥a:d̥ə] (u. a. Bennin) und [z̥e:d̥ə] (u. a. Badendiek).

Dass aber nicht immer geregelter Lautwandel vorliegt, wie Teuchert meint, deutet Jacobs an, er erfasst „bei-t neben bei beide, attributiv bei-dn; zu erwarten wäre prädikativ bei-r (mnd. beide, bêde)“.¹³⁷⁵ Bereits 1929 weist Fritz Buddin in einer Rezension zu Teucherts Aufsatz „Der mecklenburgische Sprachraum“ darauf hin, dass die klare Verteilung von „r̥od- und r̥or-“ sowie „r̥ō-“¹³⁷⁶ für das Fürstentum Ratzeberg nicht zutrifft: „Soweit ich sehe, sagt man bei uns: de Diern hett ro’ Hoor, also nicht rod und erst recht nicht ror. Aber mir scheint der d-Schwund in einigen Dörfern noch nicht vor sich gegangen zu sein.“¹³⁷⁷ Schmidt unterscheidet für Gadebusch zwischen „fi, = Seide. fie = sehr.“, d. h., das erste Wort scheint er nicht nur mit einfachem /i/ zu sprechen, wie auch die Gegenüberstellung „fÿ, = Feuer. Ik fyø ich füre.“ zeigt.¹³⁷⁸

Jedoch erscheint bei einigen Wörtern /d/, wenn sie auf /ŋ/ enden: z. B. [bajdn̥] ‚beiden‘ (z. B. Badendiek, Bennin, Klein Trebbow), [k̥aʊve:d̥n̥] ‚Kuhweiden‘ (Zweedorf). Dadurch ergeben sich z. B. folgende Lautpaare: [st̥e:] ‚Stelle‘ – [st̥e:d̥n̥] ‚Stellen‘ (Lüblow) und [r̥e:] ‚ich rede‘ – [r̥e:d̥n̥] ‚reden‘ (Klein Trebbow).

Teuchert erklärt diese Fälle dadurch, „daß -d- zwischen Vokalen zu -r- wird, vor -n (< -en) aber erhalten bleibt.“¹³⁷⁹ Diese These wirft allerdings Probleme auf: zum einen ist völlig unklar, wann „-en“ zu „-n“ übergegangen sein soll, ja, es ist nicht

¹³⁷³ Zur Verteilung der beiden Formen vgl. Kap. 2.2.1.

¹³⁷⁴ Schmidt, Laut-Tafel, S. 13.

¹³⁷⁵ Jacobs, Teuth. 2, S. 128.

¹³⁷⁶ Teuchert, Sprachraum, S. 5: „Zwischen r̥od- und r̥or- zieht sich ein breiter Streifen mit r̥ō- hin, in dem also -d- ganz geschwunden ist. Seine Südspitze steht an der Elbe mit dem großen r̥ō-Gebiet von Hannover und Westfalen in Verbindung.“ Offensichtlich hat Teuchert sich hier einzig und allein am „Sprachatlas des Deutschen Reiches“ orientiert, vgl. dazu seine Aussagen auf S. 4.

¹³⁷⁷ Buddin, Fr[itiz].: Der mecklenburgische Sprachraum. Von H. Teuchert, in: Mitteilungen des Heimatbundes für das Fürstentum Ratzeburg. Herausgegeben vom Schriftführer des Vereins. 11. Jahrgang. Nr. 3, Schönberg August 1929, S. 45.

¹³⁷⁸ Beide Zitate: J. H. Heinr. Schmidt an Richard Wossidlo (15. 7. 1905), S. 5. Dass hier nicht einfach nur ein einfacher Vokal bezeichnet wird, ist auch an den Beispielen in Schmidt, Laut-Tafel, S. 4, ersichtlich: „b̥ū, Bauer“, „m̥ū, oder mu,e Mauer“, „h̥ÿ, Häute“, „b̥ÿ, Kissen-Überzug“, „m̥ī, Vogelmeier [=Vogelmiere, A. K.], Stellaria“, „v̥ī, Weide (Baum)“, siehe auch ebenda, S. 5: „Mz. dei h̥ēn, auch h̥ē’n di Herren.“

¹³⁷⁹ Teuchert, Beiträge, S. 224.

einmal sicher, wie es ausgesprochen worden ist, handelt es sich doch eigentlich um eine *Schreibweise*. Zum anderen gibt es auch Fälle wie [mɾən] (mnd. middene), [ʃʏrən] (mnd. schudden).¹³⁸⁰ Auch hier lag „-en“ vor, d. h., es folgte den <d> ein „Vokal“. Unter welchen Bedingungen nun die Synkopierung stattfand und unter welchen der Vokal erhalten blieb, ist damit ungeklärt. Reuter schreibt all diese Wörter ab 1859 konsequent mit <d>, also „hadd“ ‚hatte‘, „wedder“ ‚wieder‘ usw.¹³⁸¹ In den älteren Polterabendgedichten findet sich jedoch <r>, im ersten Gedicht „Corl und Mariken“ ist z. B. zu lesen: ‚harrst‘ ‚hattest‘ (S. 2), ‚sähr ‘e‘ ‚sagte er‘ (S. 3), ‚Hungeliere‘ ‚Hungerleider‘ : ‚Schniere‘ ‚Schneider‘ (S. 1). Daneben nutzt er diesen Buchstaben aber auch in Wörtern, wo heute teilweise ein /d/ zu hören ist, z. B. ‚beiren“ ‚bieten‘ (S. 3), ‚Wi Beiren“ ‚wir beiden‘ (S. 5), ‚rehrst“ ‚redest‘ (S. 2), ‚rehren“ ‚reden‘ (S. 4) : ‚taufrehren“ ‚zufrieden‘ (S. 5), ‚stiren“ ‚(be-)streiten‘ (: ‚spaziren“) (S. 3) usw.¹³⁸² Ein anonym er erwähnt im Freimüthigen Abendblatt 1825 die Formen ‚lerren“ ‚führen‘ und ‚meiren“ ‚mieten‘.¹³⁸³ Teuchert folgert daraus,

daß in ihnen dem -e- der Endung -en noch vokalischer Gehalt innewohne. Das träfe also auf folgende Fälle zu: *gauren Mauth* Less. 2; *bedühren* ‚bedeuten‘ Reut. Läusch. (1853) 4, *meiren* ‚mieten‘ : *beiren* ‚bieten‘ 18; *dei beiren* ‚die beiden‘ Brinckman Brüd. (1854) 14; *Wahren* ‚Waden‘ 15. Ein Fall wie *van beiren Siir’n* ‚von beiden Seiten‘ Less. (1824) 84 bedeutete dann einen Übergang. 1859 ist Reut. *von -ren* abgegangen und hat *-den* geschrieben, eher um seinen Lesern ein gewohntes Schriftbild zu bieten, als weil die Aussprache in sechs Jahren sich zu *-dn* entwickelt hätte. Wie dem nun sei, dem *-d-* gehörte die Zukunft; es eroberte seinen Platz vor der Endung *-en*, die jetzt keinen Vokal mehr in sich barg, wieder, nachdem diesen eine kurze Zeitspanne *-r-* eingenommen hatte.¹³⁸⁴

Die Texte aus Mecklenburg-Strelitz legen solch eine allgemeine Lautentwicklung jedoch nicht nahe, es sei denn, dieses Gebiet nahm damals eine Sonderstellung ein: Brückner schreibt zwar ‚Brora“ ‚Bruder‘, ‚Varer“ ‚Vater‘, ‚werra“ ‚wieder‘ (alle S. 117), aber auch ‚beta“ ‚besser‘ (S. 117), ‚rooden“ ‚roten‘ (S. 115) und ‚rahden“ ‚raten‘ (S. 117).¹³⁸⁵ Albert Reinhold unterscheidet zwischen ‚Sta^oden“ und ‚Sta^ara“ (beide S. XVI) und benutzt ebenso beide Grapheme: ‚Brorer“ ‚Bruder‘ (S. 12), ‚Jerer“ ‚jeder‘ (S. 2), ‚jerem“ ‚jedem‘ (S. 3) ‚Vârsers-Nâmen“ ‚Nachnamen‘ (S. 11), ‚Ossenho^orer“ ‚Ochsenhüter‘ (S. 11), ‚werrer“ ‚wieder‘ (S. 4) ‚wierer“ ‚weiter‘ (S. 7), aber auch ‚up ‘ne gode Bâhn“ ‚auf einer guten Bahn‘ (S. 3) ‚Bodd’n ‚Boden‘ (S. 7), ‚bru^hden“ ‚necken, ärgern‘ : ‚du^hden“ ‚deuten, zeigen‘ (S. 1), ‚bedu^hd’n“ ‚bedeuten‘, das er auf ‚bru^hd’n“ (S. 12) reimt, des Weiteren verwendet er ‚pett’n“ ‚treten‘ : ‚sett’n“ ‚setzen‘ (S. 8), ‚râden“ ‚raten‘ (im Reim auf ‚Schâden“) (S. 3), ‚strieden“ ‚streiten‘, ‚tra^eden“ ‚treten‘ (beide S. 38), ‚weggtoschnied’n“ ‚wegzuschneiden‘ (S. 9).¹³⁸⁶ Sprecher eins aus Broock spricht [hɔydn̩] ‚hüten‘, aber auch

¹³⁸⁰ So schreibt jedenfalls der Schiller/Lübben die entsprechenden mnd. Wörter: Schiller/Lübben, III, S. 89 bzw. Schiller/Lübben, IV, S. 144.

¹³⁸¹ So z. B. in ‚Dörchläuchting“ (Reuter, Werke V, S. 14.)

¹³⁸² Alle Seitenzahlen nach: Reuter, Julklapp (s. Anm. 872).

¹³⁸³ Anonym: Ueber die niederdeutsche (plattdeutsche) Sprache. Kritische Erwiderung gegen den Aufsatz des Herrn Professors Flo^orke in der Beilage zu Nro. 321 und 322 dieser Bla^tter, in: Freimu^tthiges Abendblatt, 7. Jg., Nr. 331, Schwerin 1825, Sp. 343 (nachfolgend als Anonym, Abendblatt 331 zitiert).

¹³⁸⁴ Teuchert, Beiträge, S. 224 f., Anm. 35.

¹³⁸⁵ Alle Seitenzahlen nach: Kahl (siehe Anm. 875).

¹³⁸⁶ Alle Seitenzahlen nach Reinhold, A. (s. Anm. 187), weitere Nachweise aus dem Gebiet liefert sein Bruder: ‚so för nicks nich achten dehr’n“ (Reinhold, C., S. IX), ‚ora“ ‚oder‘ (ebenda, S. XI), ‚werra“ (ebenda, S. XIII), aber ‚bedüden“ (ebenda, S. IX), ‚stried’n“ (ebenda, S. XI).

[hø:ɐn] ‚hüteten‘. In beiden Fällen ist der Vokal in der Endung *-en* also geschwunden. Reinhold verwendet bereits 1834 neben „strieden“ „bedu^ehdⁿ“, während Reuter zwanzig Jahre später noch an <ren> festhält. Carl Reinhold schreibt „striedⁿ“ (1861),¹³⁸⁷ wobei er sogar erklärt, wie dieser Apostroph aufzufassen ist:

Bie dat e is noch to bemerkⁿ, dat et sihr hüpig un tzwar bie de verbis fast ümma in de Uhtspraak man ganz liesⁿ anhaucht wahd ora ook gar nich to hürⁿ is; t. B. läsⁿ, gäbⁿ, seggⁿ u. s. w. Ich hewⁿ et darüm ook oft ganz weglahⁿ; mitunna hewⁿ ick et öwa noch stahn lahtⁿ, „Eurer Schwachheit wegen,“ seggt Paulus, wiel et jo doch noch Modⁿ is, unrichtig to schriebⁿ (ora, as et ook heet, to schriewⁿ).¹³⁸⁸

Natürlich wäre denkbar, dass Mecklenburg-Strelitz hier eine Ausnahme bildet. Dietz ist in seiner Formulierung aber sehr viel vorsichtiger als Teuchert: „In M[ecklenburg]. geht auch das einfache *d* zwischen zwei Selbstlautern nicht selten in *r* über. *De Bede* (Bitte) klingt häufig wie *de Bähr*‘, *Weder* (Wetter) wie *Wäre* oder *Wär*‘r.“¹³⁸⁹ Er verzeichnet daneben noch „birren“ ‚bitten‘ und „mirren“ ‚mitten‘,¹³⁹⁰ Letzteres wird heute [mɪrən] (z. B. in Boldela) bzw. mit eingeschobenem /d/ [mɪrɛdɪ] (z. B. in Groß Lantow) ausgesprochen, Jacobs kennt aus Broock „*bi-ædn*“ ‚bitten‘.¹³⁹¹ Dass jedoch im 19. Jahrhundert „-ren“ noch auf den vokalischen Gehalt hingewiesen haben soll, lässt sich kaum beweisen, aber bereits im Mittelniederdeutschen sind <e> in den Endungen teilweise nicht geschrieben worden, was darauf hindeutet, dass es bereits Abschwächungen dieses Lauts gegeben haben könnte.¹³⁹² Es ist noch nicht einmal sicher, ob jedes <r>, das Reuter vor 1859 geschrieben hat, wirklich so auszusprechen war bzw. ob solch eine Artikulation überhaupt für ganz Mecklenburg gegolten hat. Christian Gottfried Mantzel schreibt 1791 noch „Maddick (Regenwurm, Thaumade)“,¹³⁹³ allerdings auch „Pu^rrk, Pu^ddick (Winter Spannenmesser)“,¹³⁹⁴ hier ist der Vokal zwischen <rr> und <k> schon ausgefallen. Brinckman nutzt in seinen Notizen auch <r>: „Aareboahr“ ‚Storch‘ (S. 30) ‚jere“ ‚jedes‘ (ebenda), „harr“ (S. 31) „sär“ (S. 30), allerdings auch <t>, wo heute häufig /r/ zu hören ist, z. B. in „bätert“ ‚gebessert‘ (S. 30).¹³⁹⁵ Reuter schreibt ebenfalls manchmal <t>: „Un dat hürt sich vähl bäte an“.¹³⁹⁶ Entweder war hier dann der von Teuchert beschriebene „Lautwandel“ noch nicht durchgeführt, oder es handelt sich noch um eine „historische Schreibung“. Ebenso ist bei Reuter und Brinckman

¹³⁸⁷ Reinhold, C., S. XIII.

¹³⁸⁸ Ebenda.

¹³⁸⁹ Dietz, S. 126.

¹³⁹⁰ „*bidden*, *midden* u. ä. Wörter werden gewöhnlich *birren*, *mirren* gesprochen, vgl. Richey S. 391 Z. 8ff. So geht auch in *Bede*, *bereden*, *Sleden* das *d* oft in ein *r* über.“ (Dietz, S. 125).

¹³⁹¹ Jacobs, Teuth. 2, S. 129.

¹³⁹² Lasch, Mnd. Gr., S. 122, § 217, III: „Häufig, jedoch durchaus nicht regelmässig, wird der tonlose vokal nach, seltener vor, nasal oder liquida nicht geschrieben. *vörde* führte *weslen* wesseln, *schül*n sollen“. Den Ausfall von <e> bezeugt auch ein Zapeler Fragment einer Predigt aus dem 18. Jh. (vor 1783 entstanden), dort finden sich: „eenⁿ“ neben „eeen“ (beide K., S. 153), „wegfo^hrn“ (ebenda, S. 155) –, „info^hren“ (ebenda, S. 153), „holln“ – „ollen“ (beide ebenda, S. 154). Ein Rostocker Scherzgedicht von 1650 enthält „egⁿ“, „könⁿ“, „mötⁿ“, „solk^m“, „solchem“, „Wie wiln“ (neben „will wi“ und „Wie willen“) (alle Nachweise: Krause, Scherzgedicht, S. 51).

¹³⁹³ Mantzel, [Christian Gottfried]: Nachtrag zu dem naturhistorischen plattdeutschen Verzeichniß des Herrn Candidat Siemssen, in: Monatsschrift von und fu^r Mecklenburg. Vierter Jahrgang. 5^{tes} Stu^eck, Schwerin May 1791, Sp. 336.

¹³⁹⁴ Ebenda, Sp. 337.

¹³⁹⁵ Die Seitenzahlen beziehen sich auf: Römer (s. Anm. 4).

¹³⁹⁶ Reuter Julklapp, S. 5.

„Botte“¹³⁹⁷ ‚Butter‘ zu lesen, was heute vorwiegend [bɔrɐ] ausgesprochen wird.¹³⁹⁸
Für Ivenack gibt Holst Ende des 19. Jh.s an:

Im Inlaut wird *t* ebenso wenig als *p* als *Temis* [sic] erhalten, sondern geht zur Lenis *t* über, sowohl zwischen Vokalen, wie nach Konsonanten (*slōt̄l̄* = Schlüssel, *doxta*^e = Tochter), auch in der Geminat: *boṭa*^e = Butter (mnd. *botter*), wo *t* von einem *d* (oder auch *r*) oft nicht zu unterscheiden ist.¹³⁹⁹

Offensichtlich unterscheiden beide Autoren zwischen ursprünglicher Schreibung mit <d> und der mit <t>, so erscheinen bei Brinckman in einem Erzählbruchstück ‚rot‘ ‚rot‘ und ‚rohr Möhl‘ ‚rote Mühle‘ nebeneinander,¹⁴⁰⁰ beide schreiben ‚Wate‘ ‚Wasser‘,¹⁴⁰¹ das aber heute im gesamten Untersuchungsgebiet als [vɔ:rɐ] erscheint. Reinhold hat ebenfalls <t>: ‚Wäter‘,¹⁴⁰² Brückner schreibt das Wort ‚Waeta‘.¹⁴⁰³ Holst verzeichnet für Ivenack noch ‚vaēda‘¹⁴⁰⁴. Dennoch ist schwer zu entscheiden, ob /t/ sich wirklich erst später zu /r/ entwickelt hat und ob es regionale Unterschiede gab, so führt Kolz ‚kō̄r̄ m. ‚Kater‘ an,¹⁴⁰⁵ das eine ähnliche Lautstruktur aufweist wie ‚Wasser‘,¹⁴⁰⁶ das Wort ‚Storch‘, das Brinckman in seiner Sprichwortsammlung mit <r> wiedergibt, erfasst er mit /d/: ‚ṽdb̄ō‘¹⁴⁰⁷. Siemssen unterscheidet bereits 1790 zwischen ‚Ahdbar‘ ‚Storch‘ und ‚Arra‘^e ‚Natter‘.¹⁴⁰⁸ Reuter schreibt in den Polterabendgedichten ‚Mutte‘ ‚Mutter‘¹⁴⁰⁹, in späteren Werken findet sich jedoch auch ‚Mudder‘, z. B. in ‚Ut mine Stromtid‘, was jedoch abhängig von der jeweiligen Ausgabe ist.¹⁴¹⁰ Kolz erfasst das Wort als ‚mur̄‘, also mit /r/, das auch auf den Aufnahmen zu hören ist, ordnet es aber fälschlicherweise dem Lautwandel *as. d > r* zu,¹⁴¹¹ Jacobs sieht es ebenfalls als niederdeutsch an, wobei der Vokal gekürzt worden sein soll: ‚mur̄ə (mnd. *môder*) Mutter‘.¹⁴¹² In diesem Falle handelt es sich jedoch um eine Entlehnung aus dem Hochdeutschen, so dass /t/ zugrunde liegt.¹⁴¹³

¹³⁹⁷ Reuter, Julklapp, S. 42; Römer, S. 31.

¹³⁹⁸ Auch Reinhold, A., S. 9, schreibt <t>: ‚Botter‘.

¹³⁹⁹ Holst, C., S. 155.

¹⁴⁰⁰ Römer, S. 33.

¹⁴⁰¹ Reuter, Julklapp, S. 22; Römer, S. 30.

¹⁴⁰² Reinhold, A., S. 41.

¹⁴⁰³ Kahl, S. 116.

¹⁴⁰⁴ Holst, C., S. 148.

¹⁴⁰⁵ Kolz, S. 49. Für das vorpommersche Barth notiert Schmidt 1912 ‚kār̄‘ (Schmidt, G., S. 31).

¹⁴⁰⁶ Bei Reinhold, A., S. 23, weist das Wort dementsprechend <t> auf: ‚He lo^ept, wie Kâters, wenn et dunnert, / Noch stantepe dâvon!‘ Das Gedicht ‚Dat Spöhk‘ hat ebenfalls überwiegend <r>: ‚deeren‘ ‚taten (hier als Umschreibung)‘, ‚jeren‘ ‚jeden‘, ‚orra^e ‚oder‘, ‚sa^ehr‘ ‚sagte‘, ‚schu^errt‘ ‚schüttete‘, jedoch erscheint das besagte Substantiv auch hier mit <t>: ‚As wia^et en Kata^e orra^e Kat.‘ (alle Nachweise: Spöhk, S. 129).

¹⁴⁰⁷ Römer, S. 24, Nr. 78 (‚Ahreboahr‘), S. 27, Nr. 190 (‚Areboars‘).

¹⁴⁰⁸ Siemssen, Beitrag zur Naturkunde Mecklenburgs, in: Monatsschrift von und fu^r Mecklenburg. Dritter Jahrgang. 10^{tes} Stu^{ck}. Schwerin October 1790, Sp. 626 (nachfolgend als Siemssen, Beitrag I zitiert).

¹⁴⁰⁹ Reuter, Julklapp, S. 46.

¹⁴¹⁰ Reuter, Werke III, S. 15. Die Volksausgabe von 1878 schwankt, so heißt es ‚Mutter‘ in ‚Ut mine Stromtid‘ (Reuter, Volks-Ausgabe VI, S. 193.), in den ‚Läuschen und Rimels‘ ist aber auch ‚Mudder‘ zu finden, z. B.: ‚Je Mudder, ’t is woll an de Tid‘, Reuter, Fritz: Sämtliche Werke. Volks-Ausgabe in 7 B^{änden}. Erster Band: Einleitung. – Fritz Reuter’s Leben und Werke. – Ausgewählte Briefe. – Läuschen un Rimels I, Ludwigslust, Rostock, Wismar 1877, S. 285

¹⁴¹¹ Kolz, S. 119.

¹⁴¹² Jacobs, Teuth. 2, S. 117.

¹⁴¹³ Deutlich wird das an den Schreibungen ‚Mutta‘ (so bei Brückner [Kahl, S. 116]) und ‚Mutter‘ bei Reuter, z. B. in ‚De Reis’ nah Konstantinopel‘: ‚Helene kek ehr Mutter an‘ (Reuter, Volks-Ausgabe

Reuter und Brinckman unterscheiden sich jedoch in ihren Schreibungen, so dass nicht sicher ist, inwieweit sich aus den Verschriftlichungen die Aussprache ableiten lässt, z. B. schreibt Reuter „häuren“ ‚hüten‘¹⁴¹⁴, Brinckman jedoch „häuden“.¹⁴¹⁵ Während der Unterschied „Hungeliere“ ‚Hungerleider‘¹⁴¹⁶ und „Hungeliden“ ‚(das) Hungerleiden‘¹⁴¹⁷ noch durch die unterschiedlichen Endungen erklärt werden könnte, ist das im ersten Beispiel nicht der Fall.¹⁴¹⁸ Brinckmans Schreibung „Gaurs“ ‚Gutes‘¹⁴¹⁹ enthält nicht einmal mehr ein /e/, was laut Teuchert aber eigentlich noch hätte erhalten sein müssen.

Es ist heute in Wörtern wie [hɑ:dn] ‚hatten‘, [hø:ɛdn] ‚hüteten‘ und [mrɛdn] zu hören, allerdings handelt es sich hierbei um einen Einschub, wie die letzten beiden Beispiele verdeutlichen, da hier noch vokalisches /ø/ vorliegt. Hier wären dann aber, wenn Teucherts Theorie angewandt wird, Formen wie [hœdn] und [mɪdn] zu erwarten, da ‚beiden‘ heute [bajdn] und nicht *[bajɛdn] ausgesprochen wird, ebenso ‚hüten‘ [høydn]/[hø:dn] statt *[høyɛdn]/[hø:ɛdn], d. h., es dürften gar keine Spuren von /r/ mehr vorhanden sein. Vielmehr lehnen sich diese Fälle an Realisierungen wie [vi:ɛdn] ‚waren‘ an, d. h., es handelt sich einfach um Ausspracheerleichterungen. Zudem sind sie in den Aufnahmeorten Mecklenburg-Strelitz‘ gar nicht zu hören, wohl aber [go:dn] ‚guten‘. Es ist damit völlig ungewiss, was <r> in den frühen Schriften der Schriftsteller in den konkreten Einzelfällen bezeichnen soll, besonders der Vergleich zwischen Reinhold und Reuter hat gezeigt, dass beide es unterschiedlich verwenden. Größere Übereinstimmungen gibt es zwar zwischen Brinckman und Reuter, aber selbst hier finden sich unterschiedliche Schreibungen, auch erscheint nicht ersichtlich, weshalb Ersterer mal „goden“ ‚guten‘ (S. 26, Nr. 140), aber auch „gohren“ (S. 25, Nr. 103)¹⁴²⁰ schreibt. Entweder hat er hier verschiedene Aussprachen festgehalten oder der Lautwert des /r/ ist in den Schriften gar nicht so strikt festgelegt, wie Teuchert meint. So wäre „Gaurs“ als [gɑurs] nur sehr schwer zu sprechen, als [gɑus], [gɑuəs] (bzw. auch [gɑurəs]) aber umso leichter.

Zudem müsste dann auch angenommen werden, dass die Schreibungen „äweführen“ und „hüren“ auf ein noch nicht verstummtes /e/ hinweisen.¹⁴²¹ Kolz verzeichnet hier für die Stadtsprache „fyrn“ ‚fahren‘, ebenso „ryrn“ ‚rühren‘.¹⁴²² Holst meint, „r (Reuter r(r) und d(d), [...]) ist wie im übrigen Mecklenburg im An- und Inlaut zwischen Vokalen, oder nach kurzem Vokal vor silbischem *n̥* (*lürn̥* = läuten, *pärn* = treten, [sic] ein gerolltes Zungen-r.“¹⁴²³ Dagegen gibt Kolz für Westmecklenburg die Aussprache „lyrn“ an,¹⁴²⁴ die auch auf den Aufnahmen aus Pritzier zu hören ist. Die Aussage kann also nicht so einfach verallgemeinert werden. Zudem ist es möglich, dass Holst in diesen Fällen nur eine deutliche und langsame Aussprache wahr-

V, S. 225). Die Ausgabe von Gaedertz/Neumann druckt „Mudder“ (Reuter, Werke VII, S. 254). Zum Übergang von „Mauder“/„Moder“ zu „Mutter“, siehe Anm. 2542, dort finden sich noch weitere Nachweise von Reuter.

¹⁴¹⁴ Reuter, Julklapp, S. 11.

¹⁴¹⁵ Römer, S. 24, Nr. 89.

¹⁴¹⁶ Reuter Julklapp, S. 1.

¹⁴¹⁷ Römer, S. 28, Nr. 212.

¹⁴¹⁸ So schreibt Brinckman auch „Reden“ (Römer, S. 23, Nr. 55); Reuter hingegen „rehren“ ‚reden‘ (Reuter, Julklapp, S. 27).

¹⁴¹⁹ Römer, S. 24, Nr. 95.

¹⁴²⁰ Die Seitenzahlen beziehen sich auf die Ausgabe von Römer (siehe Anm. 4).

¹⁴²¹ Reuter, Julklapp, S. 38.

¹⁴²² Kolz, S. 96.

¹⁴²³ Holst, C., S. 153.

¹⁴²⁴ Kolz, S. 136.

genommen hat. Im außermecklenburgischen Sumte spricht der älteste Proband [u:tslørn] ‚(hier in etwa:) sich vornehmen, ausschimpfen‘, als er das Wort betont. Nerger bemerkt, ‚[i]m Inlaute bleibt das unverbundene *d* nur vor *el*, *eln* und *en* im Klange dem anlautenden *d* gleich oder nahezu gleich¹⁴²⁵‘, Kolz führt u. a. ‚*b’eidn*‘ ‚beide‘, ‚*b’ei-dn*‘ ‚bieten‘ und ‚*re-dn*‘ ‚reden‘ an.¹⁴²⁶ Wiggers meint wiederum, dass ‚[d]ie Silbe *en* hinter *d* [...] dieselbe Wirkung [übe], wenn dem *d* ein breites *e* vorangeht: *se leden sie legten*‘,¹⁴²⁷ also dann schwaches /r/ gesprochen werde. Der Reim ‚*stiren*‘ : ‚*spaziren*‘¹⁴²⁸ in den Polterabendgedichten deutet darauf hin, dass beide Wörter ähnlich ausgesprochen werden könnten. Weder die Grammatiken noch die Schreibungen verschiedener zeitgenössischer Schriftsteller bieten Hinweise darauf, dass nach diesen <r> Vokal gesprochen wird. Brinckman schwankt beispielsweise zwischen ‚*gohren*‘ und ‚*goden*‘. Offensichtlich herrschte Unsicherheit, wie der Konsonant wiedergegeben werden sollte. Friederich Ludwig Reinhold schreibt beispielsweise ‚*Jerer Adebaar betert sien Neft!*‘.¹⁴²⁹ Die Probanden auf den Aufnahmen tendieren bei ‚*Adebaar*‘ und ‚*betert*‘ zum /r/. Inwieweit hier eine *lautliche* Veränderung vorliegt, lässt sich jedoch nicht bestimmen, denn Reinhold schreibt ja auch ‚*Jerer*‘, markiert dort also bereits den Wechsel von <d> zu <r>. Ob er ihn bei den anderen Wörtern einfach unterlassen hat oder aber eine andere Aussprache kennzeichnen wollte, lässt sich nicht sicher feststellen, da selbst bei ‚*jeder*‘ die Schreibung schwankt: ‚*Jerer Hohn*‘¹⁴³⁰ vs. ‚*jeder föhlt fyn*‘¹⁴³¹. Der Vorpommer Gilow vermerkt in seiner Grammatik häufig mehrere Varianten, z. B. ‚*wi beiden*, *beiren*‘ ‚*wir bieten*‘ (S. 64), ‚*wi deeden*, *deeren*‘ (S. 58), ‚*düren*, *düden*‘ (S. 32), ‚*fäuren*, *fäuden*‘ ‚*ernähren*, *aufziehen*‘ (S. 32), ‚*rären*, *räden*‘, ‚*schnîren*, *schniden*‘ ‚*schneiden*‘ (beide S. 35), ‚*schrîden*‘ (S. 18), ‚*schriren*-*schrîden* [sic]‘ (S. 35), ‚*sîre*, *sîrer*, *sider*, *niedriger*‘ (S. 18), ‚*Spâren*, *Spâden*‘ (S. 36), ‚*Vâré – Vader – Vatté*‘ (S. 3); bei ‚*wi râen*‘ ‚*wir raten*‘ (S. 85) ist der Konsonant ausgefallen, woneben ‚*sei raden*‘ (S. 85) und der Infinitiv ‚*rären*, *râden*‘ (S. 85) stehen.¹⁴³² Dass <r> darauf hindeuten soll, dass ‚*dem -e- der Endung -en* noch vokalischer Gehalt innewohne‘, scheint aber kaum plausibel, da Albert Reinhold bereits vor Reuter ‚*brühd’n*‘ schreibt.¹⁴³³ Auch bei Brückner finden sich bereits Auslassungen, z. B. ‚*kaam’n*‘ ‚*kommen*‘, ‚*mitbring’n*‘ ‚*mitbringen*‘, ‚*wârn*‘ ‚*werden*‘ usw.¹⁴³⁴ Ackermann notiert 1796 ‚*Klarn*, [...], *schmieren*, *kleksen*‘.¹⁴³⁵

Die Beispiele zeigen aber auch, dass nicht einfach davon ausgegangen werden kann, dass bloße Verschriftlichungen die wirkliche Aussprache exakt abbilden. Deutlich

¹⁴²⁵ Nerger, S. 147.

¹⁴²⁶ Kolz, S. 118.

¹⁴²⁷ Wiggers, S. 8.

¹⁴²⁸ Reuter, Julklapp, S. 3.

¹⁴²⁹ Reinhold, F[riederich]. L[udwig].: Zweiter Anhang zu den Spru^{ch}wo^rtern des gemeinen Mannes. (Fortsetzung des 37sten Stu^{ck}s.), in: Nu^tzliche Beitra^ege zu den Neuen Strelitzischen Anzeigen. 39^{tes} Stu^{ck}. 29. September 1824, Sp. 305 (nachfolgend als Reinhold, Beiträge 39, 1824 zitiert).

¹⁴³⁰ Reinhold, F[riederich]. L[udwig].: Zweiter Anhang zu den Spru^{ch}wo^rtern des gemeinen Mannes. (Schluß des 39sten Stu^{ck}s.), in: Nu^tzliche Beitra^ege zu den Neuen Strelitzischen Anzeigen. 41^{tes} Stu^{ck}. 13. October 1824, Sp. 323 (nachfolgend als Reinhold, Beiträge 41, 1824 zitiert).

¹⁴³¹ Reinhold, F[riederich]. L[udwig].: Spru^{ch}wo^rter des gemeinen Mannes in unsrer Gegend. 4te Fortsetzung, in: Nu^tzliche Beitra^ege zu den Neuen Strelitzischen Anzeigen. 48^{tes} Stu^{ck}. 29. November 1815, Sp. 390.

¹⁴³² Alle Seitenzahlen nach: Gilow, Leitfaden (s. Anm. 402).

¹⁴³³ Reinhold, A., S. 13.

¹⁴³⁴ Kahl, S. 116.

¹⁴³⁵ Ackermann, G[eorg]. C[hristian]. B[enedikt].: Verzeichniß einiger Plattdeutschen Wo^rter, die sich auch im Schwedischen finden, in: Neue Monatsschrift von und fu^r Mecklenburg. Vierter Jahrgang. 9^{tes} und 10^{tes} Stu^{ck}. Schwerin September und October 1796, S. 272.

wird das an den Nachweisen, die Teuchert anführt, so soll Lessens „Van beiren Siir'n“ ‚von beiden Seiten‘¹⁴³⁶ aus dem Jahre 1824 bereits „einen Übergang“ bedeuten, der den Schwund des Vokals andeutet, während Reuter ihn knapp dreißig Jahre später immer noch schreibt.¹⁴³⁷ Lessen kürzt jedoch nach <r> mehrfach, z. B. „Thürn“ ‚Türme‘ : „verziir'n“.¹⁴³⁸ Dass er <ren> schreibt, heißt nicht zwangsläufig, dass er damit die Lautung wiedergibt, denn er reimt beispielsweise „verkihren“ : „fiirn“ (S. 100, Str. 239) und verfährt so auch bei denjenigen Wörtern, wo dieses <r> einem <d> entsprungen ist, z. B. „gliren“ ‚gleiten‘ : „fiir'n“ (S. 78, Str. 151). Daneben gibt es aber auch zahlreiche Belege, wo er in diesen Fällen kürzt: „beer'n“ ‚baten‘ : „deern“ ‚taten‘ (S. 113, Str. 288), „beträr'n“ ‚betreten‘ : „Kär'n“ ‚Ketten‘ (S. 119, Str. 314), „Kär'n“ : „verträr'n“ ‚vertreten‘ (S. 108, Str. 271), „Tiirn“ ‚Zeiten‘ : „vertüirn“ (S. 116, Str. 300), „Vörtiirn“ ‚vorzeiten, ehemals‘ (S. 82, Str. 165). Auch bei Reuter finden sich Beispiele, wo <e> wohl nicht zu sprechen ist, so schreibt er in den „Läuschen un Riemels“ 1853 „hürn S“ (S. 142), „hür'n Sei“ (S. 79), „wier'n“ : „giern“ (S. 245), das betrifft auch diejenigen Wörter, die bei ihm später <d> aufweisen, so reimt er auf „börn'n“ ‚tränken‘ : „lern“ ‚führen‘ (S. 145), „Herrn“ : „werr'n“ ‚wetten‘ (S. 75), bei „perren“ ‚treten‘ : „Kammerherrn“ (S. 245) liegt der Ausfall zumindest nahe, was bei „Perr'n dei Damen af dei Kleere“ (S. 33) deutlicher scheint.¹⁴³⁹ Günther, ein Zeitgenosse Reuters,¹⁴⁴⁰ schreibt in einer Sprichwortsammlung „Hér“ ‚Werg‘ (S. 2, Nr. 31), „Kattenlerrer“ ‚Katzenleder‘ (S. 2, Nr. 32), „Smär“ ‚Schmiede‘ (S. 6, Nr. 57) usw., aber auch „Beter“ ‚besser‘ (S. 5, Nr. 51), „Vatter“ (S. 9, Nr. 75).¹⁴⁴¹ Zudem finden sich darin die Schreibungen „God'n“ – hier ist das <e> also ausgefallen und das <d> erhalten – und „heur'n“ ‚hüten‘, wo trotz des <r> der Vokal nicht erhalten geblieben ist.¹⁴⁴² Auch Latendorf kennt diese

¹⁴³⁶ Lessen, Hellenia, S. 103, Str. 249, bei Teuchert, Beiträge, S. 225, als „van beiren Siir'n“ zitiert.

¹⁴³⁷ Teuchert, Beiträge, S. 225, Anm. 35.

¹⁴³⁸ Lessen, Hellenia, S. 100, Str. 237, die nachfolgenden Seiten und Strophenangaben beziehen sich auf diese Ausgabe.

¹⁴³⁹ Alle Seitenzahlen nach: Reuter, Läuschen (s. Anm. 1164). Reuter änderte die entsprechenden Reime später ab, da sie durch den Wechsel von <r> zu <d> nicht mehr als solche zu erkennen waren: „Will'n wi dat Kalf uns noch ansetten? / Süs will ick't nah de Stadt 'rin ledden.“ (Reuter, Volks-Ausgabe I, S. 276) gegenüber „Will'n wi dat Kalw noch länge börn'n? / Süs will ick't nah dei Stadt 'rin lern.“ (Reuter, Läuschen, S. 145); „Oll Bäcker Swenn, de hürt / Ganz nipping tau. – ‚Oh, wenn ick fragen kann, / Wobi let de oll Voß sick faten, / Hei is doch süs so'n nägenklauken Mann?‘ – / ‚Sei weiten doch: hei kann dat Wedden jo nich laten, / Un dorbi kregen wi em 'ran.“ (Reuter, Volks-Ausgabe I, S. 240) gegenüber „Oll Bäcke Schwenn, dei hürt / Ganz nipping tau. – ‚Wobi denn, miene Herr, / Leet dei oll Voß sich führen an? / Hei is doch süs so'n äwerklaüken Mann.‘ ‚Ih, Gott! Dei Oll will ümme werr'n, / Un doabi kregen wi em 'ran.“ (Reuter, Läuschen, S. 75) bzw. „Un ward em up de Beinen pedden, / Dat hei den Kammerherrn von Pletten / Doch slichtweg ‚Aas' nich nennen kann.“ (Reuter, Volks-Ausgabe I, S. 337) gegenüber „Un deiht em up dei Beinen perren; / Dunn föllt em denn ok in, dat hei den Kammerherrn / Doch schlichtweg ‚Aas' nich nennen kann.“ (Reuter, Läuschen, S. 245). Greifbar sind diese Schreibungen indirekt noch in neueren Ausgaben von „Kein Hüsung“. In der Erstausgabe reimt Reuter beispielsweise „lern“ (S. 91) : „Herrn“ (S. 92), beide Seitenzahlen: Reuter, Fritz: Kein Hüsung, Greifswald, Leipzig 1858. In der Volksausgabe ist der Reim nicht mehr zu erkennen: „ledd'n“ : „Herrn“, Reuter, Fritz: Sämtliche Werke. Volks-Ausgabe in 7 Bänden. Zweiter Band: Läuschen un Rimels II. – Ein gräflicher Geburtstag. – Memoiren eines alten Fliegenschimmels. – Kein Hüsung. – Urgeschicht' von Meckelnborg, Ludwigslust, Rostock, Wismar 1877, S. 289, vgl. auch „Herrn“ : „perren“ (Reuter, Hüsung, S. 92) und „Herrn“ : „pedd'n“ (Reuter, Volks-Ausgabe II, S. 289).

¹⁴⁴⁰ Günther wurde am 24. Dezember 1805 in Hohen Viecheln geboren und starb am 23. November 1889 in Rostock, vgl. die kurze Biographie in: Willgeroth, Gustav: Die Mecklenburg-Schwerinschen Pfarren seit dem dreißigjährigen Kriege. Mit Anmerkungen über die früheren Pastoren seit der Reformation, Wismar 1924, S. 574.

¹⁴⁴¹ Alle Seiten- und Nummernangaben: Günther (s. Anm. 1129).

¹⁴⁴² Ebenda, S. 5, Nr. 54 bzw. S. 45, Nr. 277; weitere Belege, wo <e> ausgefallen ist: „n gaur'n Kärer“ (ebenda, S. 61, Nr. 355); „Wie wullen war'n Eddellür, un war'n am En Beddellür.“ (ebenda, S. 71, Nr.

Kürzung 1855: „*God'n Dag un goden Weg*“.¹⁴⁴³ In einem Hochzeitsgedicht von 1790 finden sich die Schreibungen „beyden“ ‚beiden‘, „brüden“ ‚necken‘, „wedderspreeken“ ‚wiedersprechen‘ (alle Hg. 36, 2^a). Hier wird also noch grundsätzlich <d> als *Graphem* bevorzugt. Ein anderes (Hg. 35) schreibt „Borer“ ‚Bruder‘ (S. 2, 3) „jerer“ ‚jeder‘ (S. 3) „Varer“ ‚Vater‘ (S. 3) „har“ ‚hatte‘ (S. 3), „Werer“ ‚Wetter‘ (S. 3), aber auch „beter“ ‚besser‘ (S. 3), „beyde“ ‚beide‘ (S. 2), „sed“ ‚sagte‘ (S. 3), „goder“ ‚guter‘ (S. 4). Im Hg. 33, 4 findet sich das Wort „Lüd'n“ ‚Leuten‘. Hier scheint /e/ also bereits ausgefallen zu sein, obwohl das Gedicht bereits aus dem Jahre 1746 stammt, d. h., die Aussprache „-dn“, die Teuchert erst nach Reuter ansetzt und dadurch entstanden sein soll, dass die Endung „-en“ ‚keinen Vokal mehr in sich barg“, ist wahrscheinlich sehr viel älter. Damit stellt sich aber die Frage, wie aus /d/ dann /r/ geworden sein soll, da es eigentlich nicht mehr zwischen zwei Vokalen stand. Das <r> in Reuters Texten kann genauso gut in bestimmten Fällen einen Ausfall des /d/ andeuten oder /v/ bezeichnen.¹⁴⁴⁴ Welche dieser Möglichkeiten in Betracht kommt, lässt sich nicht immer sicher ermitteln. Daneben verwendet Reuter aber auch teilweise <d>: „bescheiden“ : „uttaubreiden“ (S. 65), „Tieden“ (S. 68 u. 71).¹⁴⁴⁵ In der Erstausgabe der „Läuschen und Riemels“ findet sich neben „Beiren“ auch „beyden“ ‚beiden‘.¹⁴⁴⁶ Jacobs berichtet in den 1920er Jahren „-den“ erscheine „in der Pri und einem meckl. Keil, der durch die Linie 25+32+66–69+106+101+79+91+94+72+73+46–49 ausgedrückt wird, als -^rn, im Übrigen als -den: *sn^rn* schneiden, *hö ü^rn* hüten, *mēi^rn* mieten: *snīdn*, *hö ü^rdn*, *mēi^rdn*.“¹⁴⁴⁷ Hier ist der Vokal ebenfalls ausgefallen, obwohl die Wörter /r/ aufweisen.

Dass selbst die Hochzeitsgedichte nicht immer die exakte Lautung wiedergeben, sondern einige Schreibweisen einem gewissen „sprachgeschichtlichen Bewusstsein“ unterliegen könnten, verdeutlicht der Befund „wedderspreeken“ von 1790, denn beschrieben und getadelt wird der Wandel von /d/ zu /r/ bereits in einer Wortsammlung von 1757: „Quando autem Endymion atque agaso dicit Varer, imo Var, mereretur alapas“.¹⁴⁴⁸ Mantzel geht darauf auch in seinen „Ruhestunden“ ein:

Der Buchstab r, welchen man literam caninam heisset, und den wol gantze Familien, eben wie das sch nicht aussprechen koⁿnen, ist unser Nation viel zu lieb. Sie braucht, ihn fast immer statt des D. Zum E. Varer, Maurer, worin das letzte r fast verschluckt wird. Der Jude

418); „Unbärn Gäst“ ‚ungebetene Gäste‘ (ebenda, S. 81, Nr. 466), „brüdn“ (ebenda, S. 73, Nr. 430).

¹⁴⁴³ Latendorf, Alliteration, S. 36.

¹⁴⁴⁴ <r> könnte also hier ebenso gut vokalisch aufgefasst werden, wobei „rehren“ dann in etwa [rɛ:ʀn] ausgesprochen würde. Der Reim „stiren“ : „spaziren“ (Reuter, Julklapp, S. 3) deutet darauf hin, dass beide Wörter ähnlich ausgesprochen worden sein könnten, ist aber kein Beweis, dass hier dann /r/ und Vokal artikuliert wurden, möglich wäre auch [stri:ʀn] : [spatsi:ʀn]. Es ist sogar denkbar, dass es sich nur um einen Augenreim handelt.

¹⁴⁴⁵ Alle Seitenzahlen nach: Reuter, Julklapp (s. Anm. 872). Bei „Tieden“ ist Reim auf „führen“ möglich, anhand des Reimschemas ist das aber nicht sicher zu ermitteln, da er es z. B. auf S. 68/69 wechselt: abcb, aba?b (die besagte Strophe mit „führen“ : „Tieden“) (alle Reuter, Julklapp, S. 68), abab, abab, abab usw. (alle ebenda, S. 69).

¹⁴⁴⁶ Reuter, Läuschen, S. 7 bzw. 16, vgl. auch „Kein Hüsung“ (1858): „Un würr in Leiden un in Freuden“ : „behäuden“, „dei Beiden“ (alle Reuter, Hüsung, S. 121), „vermeiden“, ‚verdingen‘ (ebenda, S. 130), „häuden“ (ebenda, S. 12 u. 131) neben „behren“ ‚gebeten‘ : „dehren“, ‚täten (als Umschreibung)‘ (ebenda, S. 6), „perrn“ (ebenda, S. 11), „sähren“, ‚sagten‘ (ebenda, S. 6) usw.

¹⁴⁴⁷ Jacobs, Teuth. 3, S. 145.

¹⁴⁴⁸ Mantzel, Ernst Johann Friedrich: *Dissertatio, continens, idiotici, Mecklenbvr gensis, ivridico-pragmatici, specimen primum [...], defendit, Hans Carl Larson, Rostock 1757, S. 9* (nachfolgend als Mantzel, *Dissertatio* zitiert). Anmerkung: Die Autorschaft bei älteren „Dissertationen“ ist nicht immer genau zu ermitteln, deshalb wird sie hier dem Präses Mantzel zugeordnet, der in den „Bützowschen Ruhestunden“ auch Fortsetzungen verfasste.

heißt Jure, Lu^ede sind Lu^re, wobey das e meistens auf den Lauf geht. Myn Levedage heißt myn Lere, u. s. w.¹⁴⁴⁹

In einem Bauerngespräch um 1730 stehen sich „Vedder“ : „nedder“ und „upstär“ ‚zur Zeit, jetzt‘ gegenüber.¹⁴⁵⁰ Diese Unsicherheit zeigt sich auch in Jappes Wortsammlung, so bessert er „Arer. Ader.“ aus „Ader“ (S. 2), im Verlaufe der Aufzeichnungen ändert er teilweise seine Schreibung: „Bedd. dat. Bette“, „Beddstäd. w. Bettstelle“ (beide S. 12), „Berrüstig bettlägerig.“ (S. 14), „berrüstig (bedd).“ (S. 17), „Bedd, oder Berr.“ (S. 29).¹⁴⁵¹ Mussäus schreibt bewusst <d> in solchen Wörtern, nicht zuletzt, um „die Verwandtschaft zum Hochdeutschen“ zu kennzeichnen: „Man behalte das d, wenn es ein r zu werden scheint z. B. Fa^edder – Feder, La^edder – Leder, es mo^echte denn ganz r werden, wie in dem Worte: werden – warren. Man wa^ehle nicht r, sondern den, dem t verwandten, Laut d in: ick hadd – ich hatte.“¹⁴⁵²

Der Wandel ist dabei nicht an die Wortgrenze gebunden, Kolz führt beispielsweise „g^orox ‚geh doch‘; ze^rrat ‚sagte das‘“¹⁴⁵³ an. Diese Aussprachen sind auf den Aufnahmen allerdings nicht belegt. Dass aber /d/ beim Zusammenziehen von Wörtern zu /r/ werden kann, hat bereits Ritter nachgewiesen, indem er unter den Artikeln auch die Form „re“ aufführt, die „statt de nur nach gewissen Pra^epositionen“ aufträte¹⁴⁵⁴, z. B. bei „acht^e re Da^e“¹⁴⁵⁵ (hinter der Thu^re)¹⁴⁵⁶ „Anlautend erleidet der weibliche Artikel de auch die Vera^enderung in re, wenn eine einsilbige Pra^eposition auf einen Vocal endigend davor tritt: na re (nach der), fa^o re (vor der), to re (zu der), bi re (bei der).“¹⁴⁵⁷ Auf den Aufnahmen ist beispielsweise [n^o:rə] ‚nach der‘/‚zur‘ in Lüttow, Triepkendorf und Zweedorf zu hören. Clasen schreibt in seiner Lebensschilderung „bi^re Mahltijden“, „nah^re Niejwisk“, „Nah^re Ohrn“.¹⁴⁵⁸

Während vor /n/ also sowohl /v/ bzw. /r/ als auch noch /d/ auftreten können, ist vor /l/ nur der letztgenannte Konsonant zu finden: So heißt es [budlŋ] (hier:) ‚Kartoffeln ernten‘ (Zusatzaufnahme zu Warlin), [by:dŋ] ‚Beutel‘ (Cammin), [z^o:dl] ‚Sattel‘ (u. a. in Niendorf), [ʃy:dŋt] ‚geschüttelt‘ (Welzin) usw.¹⁴⁵⁹

Relativ häufig sagen die Probanden [lɛŋ] ‚legen‘, [lɪŋ] ‚liegen‘ und [zɛŋ] ‚sagen‘, d. h., sie sprechen diese Wörter mit Nasalen aus. Lediglich im Westen ist in diesen Wörtern teilweise noch /g/ zu hören, wobei sie sich aber auch hinsichtlich der Vokalquantität unterscheiden können: [lɛgŋ], [lɪgŋ], [zɛ:gŋ].¹⁴⁶⁰ Kolz erfasst für das Ratzeburgische unterschiedliche Formen, wobei er zwischen Stadtsprache und

¹⁴⁴⁹ Mantzel, Ruhestunden 3, S. 25. Boll, F., S. 426, tadelt diese Aussprache 1855 ebenfalls: „Dergleichen Corruption der Volkssprache ist es z. B., wenn sie die dem Plattdeutschen eigenthümliche weiche Aussprache der Consonanten über die Gebühr ausdehnt, und statt bidden, de drüdde, to bedde, de olde, de andere etc spricht: birren, de drürr, to berr, de oll, de anne.“

¹⁴⁵⁰ Alle Nachweise: Kohfeldt, Bauerngespräche, S. 162.

¹⁴⁵¹ Alle Seitenzahlen nach Jeppe (s. Anm. 189).

¹⁴⁵² Mussäus, Sprachlehre, S. 10.

¹⁴⁵³ Kolz, S. 119.

¹⁴⁵⁴ Ritter, S. 67.

¹⁴⁵⁵ Ritters Zeichen für /œ:/ lässt sich leider nicht adäquat darstellen, deswegen wird auf <a^o> ausgewichen.

¹⁴⁵⁶ Ritter, S. 123.

¹⁴⁵⁷ Ebenda, S. 43, vgl. auch Gernentz, Niederdeutsch, S. 88: „Gelegentlich greift dieser Lautwandel sogar über das Wortende hinaus, zum Beispiel *bi re* statt *bi de*, ‚bei der‘.“

¹⁴⁵⁸ Alle Belege: Clasen, S. 2.

¹⁴⁵⁹ Vgl. auch Nerger, S. 147; Teuchert, Beiträge, S. 224.

¹⁴⁶⁰ Vgl. den Abschnitt über die Vokale. Warnkross, S. 66, nimmt in Wolgast auch /ŋ/ wahr, Schmidt, G., S. 42 notiert in Barth „liŋ“.

Landsprache – von ihm Lu (lingua urbana) und Lv (lingua vulgaris) genannt – unterscheidet:

md.	Lu	Lv
<i>leggen</i>	<i>lej·</i>	<i>le'g'ŋ</i> ‚legen‘
<i>liggen</i>	<i>lij·</i>	<i>lig'ŋ</i> ‚liegen‘
<i>seggen</i>	<i>zej·</i>	<i>ze'g'ŋ</i> ‚sagen‘ ¹⁴⁶¹

In Sukow kommt zudem [buŋ] ‚bauen‘ vor, in Mecklenburg-Strelitz ist der Nasal auch bei anderen Wörtern, wo der Hiatt getilgt wird, zu hören, z. B. [majŋ].

Im gesamten Untersuchungsgebiet fällt nach /l/ das /n/ zumeist ab, wobei Ersteres gelängt wird (was aber in der Lautschrift hier nicht dargestellt wird): [fal] ‚fallen‘, [fɔl] ‚gefallen (Part. II von fallen, vgl. Kap. 3)‘ [hɔ:l] ‚holen‘, [hɔl] ‚halten‘ usw.¹⁴⁶² /n/ kann aber auch nach anderen Konsonanten abfallen, z. B. [mɔk] ‚machen‘, [mø:t] ‚müssen‘.¹⁴⁶³

Einen weiteren Schwund beschreibt Kolz: „Inlautendes *t* vor *n* hat nach Spiranten *f*, *ch*, *s*, besonders nach *s* und mehr in der Lv als in der Lu, die Neigung zum Schwinden. Von den angeführten Wörtern bestehen daneben immer die entsprechenden Formen mit *d*“, wobei er als Beispiel u. a. „am'leifsn“ anführt,¹⁴⁶⁴ in Lüttow und Pritzier findet sich [ajsŋ] ‚ersten‘, in Jördenstorf [i:əsŋ] ‚erst‘. Auch am Wortende kann das /t/ ausfallen, so sagt Sprecher drei aus Letschow neben [tuxt] auch [tox] ‚Zucht‘. Die letztgenannte Aussprache ist auch in Schlagsdorf zu hören.¹⁴⁶⁵ In der Verbindung ‚zu Felde‘ spricht eine Mestlinerin das Substantiv [fɛl] aus, der ältere Trammer [fe:l]. Bereits 1829 tadelt ein Schreiber im „Freimüthigen Abendblatt“ die hier dargestellten Aussprachen, da die niederdeutsch sprechenden Kinder sie auch in das Hochdeutsche übertrügen, so dass sie ihnen in der Schule wieder mühevoll abgewöhnt werden müssten:

Endlich vermuthe ich auch, daß die plattdeutsche Mundart die Sprachorgane verwohnt. Denn eben ihrer größeren Weichheit wegen sind auch ihre Wörter bei weitem bequemer auszusprechen, als die hochdeutschen. Woher sagen die Kinder Rohs statt Rose, Waß statt Wachs, all', hohl', ha'm, statt: allen, hohlen, haben; werren, a'rben, beßen statt: werden, ersten, beßten u. a. m.? Das Verschlucken von Sylben und Sparsamkeit mit Konsonanten ist ganz im Plattdeutschen zu Hause.¹⁴⁶⁶

Das /r/ wird im gesamten Untersuchungsgebiet gerollt, lediglich einige Sprecherinnen nutzen das Zäpfchen-r.¹⁴⁶⁷ Im Auslaut wird es aber zumeist reduziert oder fortgelassen. Daneben nähern einige Probanden das /o:r/ in ‚morgen‘ fast einem /ɔy/ an.¹⁴⁶⁸

¹⁴⁶¹ Kolz, S. 126, vgl. auch S. 21 und 28.

¹⁴⁶² Vgl. auch Kolz, S. 140.

¹⁴⁶³ Vgl. hierzu Kap. 3.

¹⁴⁶⁴ Kolz, S. 122.

¹⁴⁶⁵ Vgl. auch hier Kolz, S. 122.

¹⁴⁶⁶ F., Sp. 919.

¹⁴⁶⁷ Nahezu durchgehend ist es bei der zweiten Sprecherin aus Mestlin zu hören, in Lancken verwenden es die beiden ersten Probandinnen gehäuft.

¹⁴⁶⁸ Diese Aussprache ist u. a. in Brudersdorf, Letschow, Penzin, Schönbeck, Warnow und Welzin zu hören.

Uneinheitlich ist die Aussprache von ‚ihr‘, ‚euer‘ und ‚euch‘: in Zweedorf sagt der erste Proband [zi:] ‚ihr‘, [zy:] ‚euer‘, aber auch [jy:gn], der zweite schwankt bei allen Formen zwischen /z/ und /j/. Bei anderen Wörtern wechseln die Sprecher ebenfalls zwischen diesen beiden Lauten, so realisieren die ersten drei ‚Jahr‘ und ‚Junge‘ als [jo:r] und [jʊŋ], der jüngste aber spricht hier durchgehend /z/. In Selmsdorf herrscht dagegen bei all diesen Lexemen /j/ vor, lediglich die letzten beiden Personen sagen [zi:]. Dagegen ist in Schlagsdorf /z/ wieder häufiger zu hören, allerdings ist die Aussprache wie in Zweedorf nicht geregelt, es lassen sich lediglich Tendenzen ausmachen, so sagen alle Probanden [zi:], vier der fünf aber [jʊŋ]. Zwei übersetzen ‚euer (Mädchen)‘ mit [zu:x]. Beide gehen bei ‚euren Garten‘ dann aber zu [ju:xn] über, ‚euch‘ überträgt der eine mit [zu:x], der andere mit [ju:x]. Die Aussprache ist also vor allem abhängig vom jeweiligen Sprecher. Das wird auch in Lüttow deutlich, wo der dritte Proband ausschließlich /z/ gebraucht, der erste aber fast nur /j/. Allen gemeinsam ist jedoch [zi:]. Besonders die Schwankungen bei ein und demselben Wort lassen darauf schließen, dass der Sprecher hier nach „Sprachgefühl“ entscheidet, welche Form er nimmt: So sagt der vierte Proband einmal [zu:x], aber auch zweimal [ju:x] ‚euch‘, wobei es sich immer wieder um denselben Satz handelt. In Bennin bevorzugen die Probanden /z/, wobei aber auch hier /j/ zu hören ist.¹⁴⁶⁹ In den übrigen westmecklenburgischen Orten ist die Verteilung ebenso unregelmäßig, häufig wechseln die Sprecher zwischen [zu:x] und [ju:x]. Einzig ‚ihr‘ sprechen nahezu alle [zi:] aus, lediglich Sprecher eins aus Pritzier schwankt zwischen dieser Form und der mit /j/. Auch bei den Wörtern ‚Jahr‘ und ‚Junge‘ sind beide Laute zu hören, wobei /z/ hier etwas seltener ist als bei ‚euer‘/‚euch‘. Kolz unterscheidet bei diesen Konsonanten wiederum zwischen Stadt und Land: „as [sic] *j* mnd. *j* ist im Anlaut im rbg. in der Lu vorwiegend *j*,¹⁴⁷⁰ in der Lv vorwiegend *ž*‘.¹⁴⁷¹ Als Beispiele nennt er u. a. „*juyk*“/„*žuyk*“ ‚jung‘, „*jo*“/„*ž’o*“ ‚Jahr‘, „*je-r*“/„*ž’e-r*“ ‚jeder‘ usw.¹⁴⁷² Die Aufnahmen haben jedoch gezeigt, dass die Häufigkeit von /z/ nicht zuletzt auch vom Sprecher selbst abhängig ist, d. h., dass er nicht immer durchgehend verwendet werden muss, sondern /j/ mit ihm konkurrieren kann. Schmidt gibt für 1850 herum an, „*j* fehlte in dem Pd. von Gadebusch; dafür immer obiges **ž**, z. B. **ži** ihr, wi wenn frz. *ji* geschriben stände.“¹⁴⁷³

Diese Aussprache setzt sich in der Landesmitte zunächst fort, so verwendet der erste Proband in Züsow im FT durchgängig /z/, der zweite sagt [jo:r], [jʊŋ] und [ju:xn]; Nachweise für ‚euer‘, ‚euch‘ und ‚ihr‘ fehlen. Der dritte und vierte schwanken zwischen beiden Lauten, z. B. bei [zo:r] ‚Jahr‘ – [jʊŋ] ‚Junge‘. Beiden nutzen aber [zi:]. Auch in den anderen südlicher gelegenen Orten sind beide Laute zu hören, ‚ihr‘ erscheint jedoch (fast) immer mit /z/, wenn es verwendet wird.¹⁴⁷⁴ In den sich östlich

¹⁴⁶⁹ So sagt der erste Sprecher [jo:r], der zweite übersetzt das Pronomen in ‚euer Mädchen‘ mit [ju:xn].

¹⁴⁷⁰ Leider kann das Graphem, das Kolz benutzt, hier nicht adäquat wiedergegeben werden, es bezeichnet bei ihm die „stimmlose palatale Lenis“ (Kolz, S. 15).

¹⁴⁷¹ Kolz, S. 148.

¹⁴⁷² Alle Nachweise: ebenda.

¹⁴⁷³ Schmidt, Laut-Tafel, S. 9, vgl. auch seinen Brief an Wossidlo vom 15. Juli 1905, S. 6, dort schreibt er u. a. *žuŋ* = Knabe. Mz. dei *žuŋ*’s. *žuŋk* = jung. dat *žuŋ*’ = das Junge. Mz. dei *žu’ŋ*, kürzer wider dei *žuŋ*’. (*ž* ist das zischende *j*, wi di Franzosen es sprechen).“

¹⁴⁷⁴ Bei der ältesten Sprecherin in Pinnow ist nicht genau herauszuhören, welchen Konsonanten sie benutzt.

anschließenden Retschow, Penzin, Warnow, Mestlin und Demen ist dieser Konsonant ebenfalls häufig zu hören, sehr hoch ist der Anteil bei Sprecher drei aus Demen, einer Frau. Im südlicher gelegenen Kossebade ist /j/ stärker vertreten, /ʒ/ spricht die erste Probandin nur bei [ʒu:x] und [ʒi:], die zweite nur noch beim letztgenannten Wort. In Lancken erscheint es nur noch durchgängig bei ‚ihr‘, der letzte Sprecher verwendet es auch in anderen Wörtern ([ʒo:ø], [ʒuŋ]). Im südlicheren Marnitz dominiert /j/: Der dritte Proband verwendet es ausschließlich, u. a. sagt er auch [ji:]. Bei den anderen lautet das Wort jedoch [ʒi:]. Ansonsten ist /ʒ/ in den FT nur noch einmal in [ʒu:xŋ] zu hören. Selten ist es auch in Hinrichshagen und Lichtenhagen, wo es zumeist auf ‚ihr‘ beschränkt bleibt, im erstgenannten Ort erscheint es noch zweimal in [ʒo:ø], im letztgenannten noch einmal in [ʒu:x]. In Letschow, Badendiek und Dobbartin ist der Konsonant wieder häufiger zu hören, wobei er aber auch hier nicht auf bestimmte Wörter verteilt ist, sondern je nach Sprecher mal in [ʒuŋ], mal in [ʒu:x] usw. vorkommt. Dagegen findet er sich in Broock vor allem bei [ʒi:], beim ersten Sprecher darüber hinaus noch bei ‚euer Mädchen‘, beim dritten bei ‚euren Garten‘. Die Angabe bei Jacobs fällt jedoch zu verallgemeinernd aus, denn er behauptet, „j im Anlaut > ž¹⁴⁷⁵“ und führt dementsprechend auch bei etwaigen Beispielen nur diesen Laut an. Das in seinem Untersuchungsgebiet befindliche Kossebade hat aber oftmals /j/.¹⁴⁷⁶ Hier liegt also kein geregelter Lautwandel vor, wie seine Darstellung suggeriert.

In Wustrow und Klockenhagen findet sich /ʒ/ nur beim jeweils jüngsten Sprecher öfter, in Sanitz häuft es sich bei [ʒi:]. Sprecher eins nutzt in diesem Falle [ji:] ‚ihr es‘, sagt aber [ʒu:x] und [ʒu:xŋ]. Dagegen ist der Laut in Groß Lantow sehr selten, hier verwendet ihn nur Sprecher vier einmal in [ʒi:]. Der zweite und dritte Proband sagen [ji:], der erste benutzt das Wort nicht. Auch in Bansow und Nossentiner Hütte ist /ʒ/ ausschließlich auf ‚ihr‘ beschränkt, zwei der vier Probanden des erstgenannten Ortes und einer aus dem letztgenannten bevorzugen aber auch bei diesem Lexem /j/. Im südlicheren Satow ist das auch beim fünften Sprecher der Fall, die anderen verwenden aber [ʒi:], zudem ist /ʒ/ noch in ‚euer‘ beim ersten und zweiten zu hören, beim dritten in ‚Jahr‘. Bei den nachfolgenden Kölzow, Jördenstorf und Bristow ist die Häufigkeit, mit der /ʒ/ auftritt, ebenfalls abhängig vom Probanden, so nutzen es die letzten beiden Personen im erstgenannten Ort nur bei ‚ihr‘, die erste und zugleich älteste darüber hinaus in ‚Jahr‘ und ‚euren Garten‘. In Jördenstorf ist der Laut beim zweiten und dritten Sprecher vermehrt zu hören, beim ersten jedoch wiederum nur in ‚ihr‘.¹⁴⁷⁷ Der erste Proband in Bristow schwankt zwischen [ji:] und [ʒi:] bzw. [ju:x] und [ʒu:x]; ‚Jahr‘ weist /ʒ/ auf.¹⁴⁷⁸

¹⁴⁷⁵ Jacobs, Teuth. 2, S. 123.

¹⁴⁷⁶ Als Beispiele seien genannt: „žamə m. (mnd. jāmer) Jammer“ (Jacobs, Teuth. S. 112); „žā-γγγ (mnd. janken) begierig sein nach“ (ebenda, S. 48), „žəhanimā nt“ (ebenda, S. 111), des Weiteren nennt er als Beispiele für diesen Wandel: „žī- (mnd. gī) ihr; žūχ (mnd. jūwe) euch; žā- (mnd. ja) ja; žo- (mnd. iō, jō) Bekräftigungspartikel: ja, sicherlich, auf jeden Fall; o-maxžo- um Himmelswillen!; žixd̄ns (mnd. jicht) irgend; žæ-gγ (mnd. jōken) jucken; ho-žā-n- (mnd. hojanen) gähnen.“ (ebenda, S. 123). In Kossebade ist hingegen nur bei ‚ihr‘ /ʒ/ immer zu hören, bei ‚euch‘ sind Schwankungen zu verzeichnen, die Beispiele ‚jucken‘, ‚gähnen‘ weisen dort jedoch /j/ auf.

¹⁴⁷⁷ /ʒ/ erscheint beim zweiten in ‚euer‘, ‚eurem‘ und ‚euch‘, beim dritten in ‚Jahr‘, ‚euer Mädchen‘ und ‚eurem Garten‘, beide nutzen es in ‚ihr‘.

¹⁴⁷⁸ Bei ‚ihr‘ überwiegt /ʒ/ (drei Belege) gegenüber /j/ (zwei Belege), bei [ju:x]/[ʒu:x] ist das Verhältnis ausgeglichen: Beide Varianten treten in der Bedeutung ‚euer‘ und ‚euch‘ auf; ‚euren‘ wird mit /ʒ/

In Röbel und Kieve dominieren bei allen Personen /j/. Beim zweiten Sprecher des erstgenannten Ortes kommt es auch in ‚ihr‘ vor, alle anderen in beiden Ortschaften sagen [zi:]. Ansonsten findet sich /z/ nur noch einmal beim dritten Probanden in Kieve, und zwar in ‚euer Mädchen‘. Selten ist der Laut auch in den östlicheren Brudersdorf, Carolinenhof und Granzin: Lediglich im zweitgenannten Ort ist er in zwei ‚ihr‘ nachweisbar, beim ersten Sprecher darüber hinaus in ‚euren‘. In den sich anschließenden strelitzischen Ortschaften dominiert /j/. /z/ findet sich vereinzelt noch in ‚ihr‘, aber auch hier ist es in der Minderzahl.¹⁴⁷⁹

Obwohl die Verwendung beider Konsonanten im Anlaut nicht zuletzt stark sprecherabhängig ist, lässt sich doch eine Tendenz ausmachen: im Westen und der Landesmitte ist /z/ noch relativ häufig hören, während seine Belege dann nach Osten hin abnehmen. Besonders häufig kommt er im Wort ‚ihr‘ vor. Östlich der Müritz wird er aber auch in diesem Wort zunehmend durch /j/ verdrängt. Holst meint, „[d]er stimmhafte Laut *j* entspricht as. mnd. *j* (*ja*, *juŋk* etc.)“ in Ivenack, nur vereinzelt habe sie „*χ*“ (/ç/) „in Stavenhagen im Anlaut gehört für stimmhaftes *j* in z. B. *χa* = ja, *χemant* = jemand.“¹⁴⁸⁰ Gerhard Schmidt verzeichnet für das vorpommersche Barth „jī, jūx, jaŋkn“.¹⁴⁸¹

Die Aussprache /z/ ist um Schwerin wiederum teilweise auch im Hochdeutschen verbreitet, so tadelt bereits Mussäus: „Auch möchte man im Schwerinschen das *j* richtiger gesprochen wünschen, da es gemeinhin wie *dj* oder vielmehr wie das *g* der Italiäner vor *e* und *i* tönt.“¹⁴⁸² Beckmann kennt sowohl /j/ als auch /z/ im Anlaut für die Rostocker Mundart.¹⁴⁸³ Der Sohn von Sprecher zwei und drei aus Demen, der das Niederdeutsche nicht mehr aktiv beherrscht, spricht „Johannisbeere“ [zo:hanɪsbeərə] aus.

Vorwiegend in Mecklenburg-Strelitz ist gelegentlich /j/ statt /g/ im Anlaut zu hören, so sagt der erste Proband aus Schönbeck [jø:s] ‚Gänse‘, [jelt] ‚Geld‘ und [jɪŋ] ‚ging‘, die letzten beiden Formen sind u. a. auch in Cammin, Klein Trebbow und Triepkendorf zu hören. In Warlin ist [jəputzt] ‚geputzt‘ nachweisbar, in Cammin [jo:t] ‚gut‘. Daneben kommt aber auch /g/ im Anlaut vor. Diese Besonderheit ist auch in der Literatur greifbar, so schreibt der Woldegker Carl Reinhold beispielsweise „Jöhr’n“ ‚Kinder‘ und „Quarrjöh“ ‚kleines, schreiendes Kind‘.¹⁴⁸⁴ Selbst bei Reuter und Brinckman ist diese Schreibweise noch greifbar.¹⁴⁸⁵ Auch im vorpommerschen Gebiet zeigt sich /j/, Wankross gibt für die Wolgaster Mundart an: „Erhalten ist *g* im Wolg. anlautend, wo es vor Vokal regellos mit *j* wechselt, und im Inlaut“¹⁴⁸⁶ und fügt hinzu: „Mnd. *j* ist erhalten und vermehrt durch den Übergang von anlautendem *g* vor

realisiert.

¹⁴⁷⁹ [zi:] nutzen insgesamt nur drei Probanden: der vierte Sprecher in Peetsch sowie der erste in Weisdin bzw. Warlin.

¹⁴⁸⁰ Holst, C., S. 158.

¹⁴⁸¹ Schmidt, G., S. 31.

¹⁴⁸² Mussäus, Stände, S. 135.

¹⁴⁸³ Beckmann, Rostocker Mundart, S. 128.

¹⁴⁸⁴ Reinhold, C., S. XIII bzw. V.

¹⁴⁸⁵ Reuter, Julklapp, S. 47: „Bün ick denn Schuld, Du dummes Jöhr!“; Brinckman, Werke II, S. 392, schreibt im Gedicht „Adebor“ (1855): „Lurst blot vör de Dör uns, / wenn wedder een Jör uns / de leew? Gott todacht?“ Bei beiden kommt aber auch <G> vor: „Gören, nu wes’t still un makt nich so’n Larm!“ (Reuter, Julklapp, S. 135); „De oll Stacker, dat lütt Gör“ (Brinckman, Werke II, S. 290).

¹⁴⁸⁶ Wankross, S. 66.

Vokalen zu *j*.¹⁴⁸⁷ Der Barther Gerhard Schmidt bevorzugt hingegen <g>: „gastn, m. Gerste“, „gest, f. Hefe“.¹⁴⁸⁸

Inlautend erscheint statt /x/ manchmal wiederum /g/, so sagt die zweite Frau aus Kossebade [jo:ɣn] ‚Jochen‘ und [pa:ɣn] ‚Parchim‘, während in Lancken und Marnitz [pa:xn] zu hören ist.¹⁴⁸⁹ Solch ein Wechsel zwischen den beiden Konsonanten ist auch bei ‚euren‘ zu beobachten, so spricht die Mehrheit der aufgezeichneten Personen es zwar [ju:xn] resp. [zu:xn] aus, aber auch die Variante mit /g/ kommt mehrmals vor.¹⁴⁹⁰

Teuchert beschreibt weiterhin den Ausfall des /d/ vor /r/:

-rd- > -r-. Dem -r- geht nach dunklen Vokalen jeglicher palataler Gehalt ab, so daß -d- darauf nicht wirken kann und einfach schwinden muß, vorher aber den Vokal dehnt, vgl. *enen Gahren* ‚einen Garten‘ (1726) Hg. 20, 4; *ahrig* ‚artig, hübsch‘ (1741) 27, 4. Der Fortfall des -d- erscheint auch in *Pir* ‚Pferde‘, *Hir* ‚Hirte‘, *Wür* ‚Worte‘.¹⁴⁹¹

Im Großteil des Untersuchungsgebietes sprechen die Probanden ‚Garten‘ jedoch [go:vɔn] aus, [go:vən] ist vor allem im Osten zu finden.¹⁴⁹² /d/ wird nicht zuletzt durch den Einschub gestützt, so spricht eine Selmsdorferin ‚Garn‘ genauso aus, also [gø:vɔn]. Es ist auch kaum plausibel, warum /d/ in Garten nicht zu finden sein soll, ja, dieses „einfach schwinden muß“,¹⁴⁹³ wenn es in ähnlichen Lautumgebungen sogar eingeschoben wird, vgl. [o:vɔn] ‚Ernte‘ (Bennin, Boldela, Hoben, Pinnow, Woez, Zweedorf). Es ist deshalb allerdings kaum zu sagen, ob es sich in ‚Garten‘ um das ursprüngliche /d/ handelt oder um ein eingeschobenes. Im Gegensatz zu dem in ‚Ernte‘ ist es jedoch fast immer vorhanden. Lediglich bei ‚artig‘ ist heute kein /d/ zu hören.

Die letzten drei Beispiele Teucherts verhalten sich eigentlich analog zu [ly:], [mɔy] usw.: Sprecher eins aus Demen sagt beispielsweise [hi:rə], der dritte aus Hinrichshagen [vy:rə]. Nur bei ‚Pferde‘ begegnet einzig [pi:rə]. Dabei erscheint kaum plausibel, warum /i/ ein dunkler Vokal sein soll. Oftmals fügen die Probanden im Großteil des Landes sogar noch ein /d/ ein: [ki:rɔdl] ‚Mann, Kerl‘,¹⁴⁹⁴ [li:rɔdn] ‚lernen‘, [vi:rɔdn] ‚waren‘/‚war ein‘. Zudem findet sich dieser Ausfall auch in Marnitz, dort sprechen die Leute aber [pe:rə].

¹⁴⁸⁷ Ebenda, S. 67. Er führt in der Arbeit mehrere Belege für /j/ an, z. B. „*jərext* gerecht“ (ebenda, S. 15), „*fəjǎtn* vergessen, *fjǎbm* vergeben“ (ebenda, S. 16), „*jant* Gänserich“ (ebenda, S. 20), „*jest* Hefe“ (ebenda, S. 21), „*jaus* Gans“ (ebenda, S. 40), „*jəwǎf* Gewerbe“, „*jasdn* f. Gerste“ (beide ebenda, S. 45).

¹⁴⁸⁸ Schmidt, G., S. 38 bzw. S. 36.

¹⁴⁸⁹ Vgl. hierzu auch Kolz, S. 138: „Stimmhaft geworden ist *h* in: *Joachim* > *Jochim Jochem* rbg. *jo-gy* und *joxy*; *noh* ‚noch‘ : *nogyb’ε’dn* ‚noch ein bißchen‘.“ Tarnow schreibt im Gedicht „Dat Ätenproben“ mehrfach „Jogen“ (Tarnow, Hoeg, S. 29), dagegen „Jochen“ in „Dat Grüßen“ (ebenda, S. 85); bei Clasen, S. 3, finden sich „Jogen, Jogen!“ und „Katenjogen“.

¹⁴⁹⁰ Insgesamt kann sie in zwanzig Orten nachgewiesen werden, u. a. in Bansow, Boldela, Hoben, Mestlin, Nossentiner Hütte und Wustrow. In Alt Jabel, Kieve und Möllin ist auch [jo:ɣn] ‚euren‘ zu hören.

¹⁴⁹¹ Teuchert, Beiträge, S. 214.

¹⁴⁹² Nachweise gibt es aus Brudersdorf, Cammin, Carolinenhof, Granzin, Groß Lantow, Hoben, Kieve, Klein Trebbow, Kölzow, Lüttow, Peetsch, Penzin, Röbel, Satow, Schönbeck, Triepkendorf, Warlin, Weisdin und Wustrow. Teilweise war in den östlicher gelegenen Orten kaum zu unterscheiden, ob noch /d/ gesprochen worden ist. In der Landesmitte erscheint es aber sehr deutlich.

¹⁴⁹³ Teuchert, Beiträge, S. 214.

¹⁴⁹⁴ Vgl. auch Jacobs, Teuth. 2, S. 120: „*n sdu-ən ki-ədl*“.

Einige der hier erläuterten lautlichen Merkmale lassen sich auf den Wortakzent zurückführen. Die Probanden betonen zumeist stark auf der Stammsilbe. Dadurch erklärt sich die Reduktion der Präfixe: „vesábm“. Der Akzent begünstigt aber auch die Lenisierung, die in diesem Beispiel ebenfalls vorkommt, da die Artikulationsenergie sich hauptsächlich auf die Silbe /zɔ:/ konzentriert. Auch die Aussprache [retʃə] ‚Retschow‘ lässt sich so erklären: „Rétsche“. Bereits Mantzel bemerkt diese Reduktion in den Ortsnamen „Bützow“ und „Güstrow“, wobei ihm auffällt, dass der Ton „dann immer auf der ersten Sylbe“ sei, „die letzte wird fast verschluckt.“¹⁴⁹⁵ Auch seine weiteren Beobachtungen sind mit dieser starken Silbenbetonung zu erklären: „Dann machet man, aus zweysylbigen, einsylbige. Z. E. Warien ist viel zu lang, es muß Wrien heissen, Carien, heißt Crien“,¹⁴⁹⁶ denn sie führt teilweise zur Reduktion von Vokalen in unbetonter Stellung, so heißt es im gesamten Untersuchungsgebiet [məʃi:n] ‚Maschine‘, wobei die Betonung auf /i/ liegt: „Meschien“. Weitere Beispiele dafür sind [aməzi:ɐ] („ámesiern“, Sukow) ‚amüsieren‘, [kətɥw] (Ketúwɥl, u. a. Bennin) ‚Kartoffel(n)‘, [məsi:k] („Mesík“, u. a. Carolinenhof) ‚Musik‘, „Teback“ [təbak] (Tebáck, u. a. in Selmsdorf), [vəbi:] (vėbí, u. a. Weisdin) ‚vorbei‘. Hartmann verschriftlicht diese Reduktion u. a. in „Kunzertmesik“ ‚Konzertmusik‘.¹⁴⁹⁷

Die Schreibung <t> in „Küttüffel kleet’n“¹⁴⁹⁸ ‚Kartoffeln ernten‘ ist ebenfalls auf die starke Betonung auf <e> zurückzuführen, denn dieses wird auf den Aufnahmen verkürzt. Je stärker der betonte Vokal gekürzt wird, desto stärker neigt /d/ zur Fortis hin. In Kieve wird der Diphthong /aj/ in ‚zehn‘ häufig kürzer ausgesprochen als im übrigen Untersuchungsgebiet, so dass /d/ hörbar erhärtet wird. Die Verschriftlichung „teiten WAKieve“¹⁴⁹⁹ dokumentiert diesen Vorgang.¹⁵⁰⁰

Bei einigen Wörtern weicht die Position des Wortakzents von dem in der Standardsprache ab, so sprechen viele Probanden „Bürgeméister“ (u. a. in Brudersdorf), betonen also auf dem Grundwort, und „Améisn“ (z. B. in Sukow), wie auch Beckmann bemerkt:

Bei der Übernahme hochdeutscher Wörter ins Plattdeutsche ergab sich eine merkwürdige Verlagerung des Tones in die Mitte des Wortes. Man sprach zum Beispiel Großherzog, Börgermeister. [sic] Rechtsanwalt, Ameise. Am auffallendsten zeigte sich diese Erscheinung in und um Schwerin; da hörte man: „Paulsdamm, Seevilla und viel Ähnliches [sic]. Die Erscheinung scheint im Aussterben begriffen, Ameise herrscht aber immer noch vor und hat das alte *Mieg-Ähm* völlig verdrängt.“¹⁵⁰¹

¹⁴⁹⁵ Mantzel, Ruhestunden 3, S. 24 f.

¹⁴⁹⁶ Ebenda, S. 25. Vgl. auch die Schreibung „Schw’rin“ aus dem Fragment einer Predigt aus Zapel: „as wenn ji nah Schw’rin wu’llt“ (K., S. 155).

¹⁴⁹⁷ Hartmann, Leigen, S. 78, vgl. auch Clasen, S. 2: „Blasmusik“.

¹⁴⁹⁸ Karls, S. 81, Nr. 113.

¹⁴⁹⁹ MWB, VII, Sp. 129, vgl. auch das dort angegebene „teeten LU.“ sowie die Laienverschriftlichungen „reten und teten“ in Gundlach, Tonbandaufnahmen, S. 186, Anm. 43.

¹⁵⁰⁰ Für das vorpommersche Wolgast gibt Warnkross, S. 10, an, „[d]er auf die Stammsilbe einfacher Wörter gerichtete Hauptton ist in unserer Mundart besonders stark. Auf ihm beruhen die für Wolg. charakteristische Apokope [...], die allgemein nnd. Tonlängung [...] und die Schwächung der Vokale der Nebensilben [...]. Bei Kompositis trägt die erste Stammsilbe ebenfalls den Starkton, die zweite nur dann, wenn das Wort noch als Kompositum empfunden wird.“ Seine Beispiele für Kürzungen sind ebenfalls auf die Betonung zurückzuführen, z. B. „tərīten zerreißen“, „Mərī Marie, Mərīkij Mariechen“, jəhan Johann [...], səfī Sophie“ usw. (alle Beispiele ebenda, S. 53).

¹⁵⁰¹ Beckmann, Mecklenburger Mundart, S. 130.

Teilweise ist in den FT „Sünnäämt“ (z. B. Sprecher eins in Boldela) zu hören statt „Sünnäämt“. Der zweite Sprecher aus Bansow und der vierte aus Lüttow nutzen „Motór“. Das Dorf Holthusen erscheint auf den Aufnahmen in Boldela immer als „Hólthuusn“.

2. 4. 3 Exkurs: Zum Alter einiger mecklenburgischer Lauterscheinungen

2. 4. 3. 1 Die Diphthonge

Obwohl sich diese Arbeit vorwiegend mit dem heute gesprochenen Dialekt befasst, soll an dieser Stelle dennoch auf die Entstehung einiger typischer Lautmerkmale eingegangen werden, zum einen, weil sie in der Überblicksliteratur gar nicht oder nur sehr knapp dargestellt wird, zum anderen, um mögliche Datierungsprobleme aufzuzeigen.

Für alle *Lautphänomene* gilt gleichermaßen, dass sie nur unzureichend erschlossen werden können, da sie zumeist weit vor dem 20. Jahrhundert anzusiedeln sind. Aus dieser Zeit existieren jedoch nur *Schriftzeugnisse*, denen in vielen Fällen nicht zu entnehmen ist, wie sie ausgesprochen worden sind.

Dieses Problem zeigt sich bereits bei den Diphthongierungen. In den Drucken Laurembergs sind noch <o> und <e> zu finden: „breet“ ‚breit‘ (S. 3), „Knee“ ‚Knie‘, „Veh“ ‚Vieh‘ (beide S. 6) ‚verdreet“ ‚Verdruß‘, „Doent“ ‚Tun‘ (beide S. 3), „Bockstaff“ ‚Buchstabe‘ (S. 8), „Koh“ ‚Kuh‘ (S. 6), „Gemo^ete“ ‚Gemüt‘, „Vo^ete“ ‚Füße‘, „Verso^eken“ ‚versuchen‘ (alle S. 15). Schwierigkeiten ergeben sich aber bei <ei>, das bereits im ersten Gedicht mehrfach vorkommt, und zwar bei „Allein“ ‚allein‘ (S. 7), „beiden“ ‚beiden‘ (S. 15), „deit“ ‚tut‘ (S. 16), „ein“ ‚ein‘ (S. 7 und passim), „kein“ ‚kein‘ (S. 8, 10), „leidr“ [sic] ‚leider‘ (S. 9) ‚den meisten“ ‚den meisten‘ (S. 8), „meisterlick“ ‚meisterlich‘ (S. 9), „Pasteiden“ ‚Pasteten‘ (S. 11), „reisen“ (S. 15), „seie“ ‚säe‘ (S. 16), „steit“ ‚steht‘ (S. 10) usw.¹⁵⁰² Hier ist allenfalls in Einzelfällen zu entscheiden, ob diese Graphemkombination einen Diphthong darstellt oder aber /i/ als Dehnungszeichen fungiert, zudem stellt sich die Frage, wenn es sich um Ersteren handelt, wie er dann ausgesprochen worden wäre: [ei] oder [aj]? Anhaltspunkte bieten lediglich andere Schreibweisen¹⁵⁰³, möglicherweise Reime, obwohl auch hier nicht immer eindeutige Entscheidungen zu treffen sind,¹⁵⁰⁴ bzw. der Vergleich mit anderen Werken des Autors.¹⁵⁰⁵

Für die nachfolgende Untersuchung sollen zunächst die von Kohfeldt herausgegebenen mecklenburgischen Hochzeitsgedichte untersucht werden, da sie eine

¹⁵⁰² Alle Seitenzahlen beziehen sich auf folgende Ausgabe: Braune, Wilhelm (Hrsg.): Niederdeutsche Scherzgedichte von Johann Lauremberg 1652. Mit Einleitung, Anmerkung und Glossar von Wilhelm Braune, Halle 1879 (nachfolgend mit Lauremberg abgekürzt).

¹⁵⁰³ Im ersten Scherzgedicht ist beispielsweise „kleen“ und „kleine“ zu lesen (Lauremberg, S. 8 bzw. 15).

¹⁵⁰⁴ So reimt er „underscheiden“ : „verleiden“ (Lauremberg, S. 8), im „Inholt“ schreibt er das Substantiv jedoch mit <ee>: „Vnderscheet“ (ebenda, S. 3). Hier ergeben sich nun drei Möglichkeiten: 1) beide Wörter werden unterschiedlich ausgesprochen, 2) /i/ ist ein Längenzeichen, 3) die Aussprache hat variiert.

¹⁵⁰⁵ So wird Lauremberg auch die „Bawren-Comoedia“ zugeschrieben (vgl. Lappenberg, J[ohann]. M[artin]. [Hrsg.]: Scherzgedichte von Johann Lauremberg, Stuttgart 1861, S. 172 und 191). In dieser ist z. B. „eeenen“ zu lesen, Jellinghaus, H[ermann].: Zwei plattdeutsche Possen von J. Lauremberg, NdJb 3 (1877), S. 92.

chronologische Abfolge bieten und sich damit die Veränderungen zeitlich einordnen lassen.

Bereits im dritten Hochzeitgedicht (1678) findet sich „Brauder“ (Hg. 3, 2). Hierbei handelt es sich aber um einen einzelnen Beleg, dem zudem die Schreibung „Brok“ ‚Hose‘ (Hg. 3, 2) entgegensteht. Mussäus schreibt 1837 aber „Brauk“ ‚Hose (hier: Oberhose)‘, „Unnerbrauk“ ‚Unterhose‘.¹⁵⁰⁶ Auch sonst lassen die übrigen Schreibungen eher auf monophthongische Aussprachen schließen: „eene“ ‚eine‘, „keene“ ‚keine‘, „twemahl“ ‚zweimal‘ usw. (alle Hg. 3, 2). Ein anderes Gedicht ‚gehouden am dage den 23 Febr. 1708 to Hagenau‘¹⁵⁰⁷, das wie ein Gegenentwurf wirkt,¹⁵⁰⁸ enthält ebenfalls keine Anhaltspunkte für diphthongische Aussprache: „ehn“ ‚Deeff“ ‚Dieb‘, „lever“ ‚lieber‘ (alle S. 143), „De weht“ ‚der weiß‘ ‚genog“ ‚genug‘, „gode“ ‚gute‘ (alle S. 144) usw. Auch die Schreibung „Leusken“ ‚Mährlein‘ (S. 182/183) bei Bernhard Raupach deutet zwar auf Diphthong, so schreibt er ‚auf meiβnisch“ ‚Treffeln“ (ebenda), ihr stehen aber ‚Lehmkuhlen“ ‚Thongruben‘ (ebenda), ‚Froden lehren“ ‚Klugheit lernen‘ (S. 184/185), ‚Möm“ ‚Mutter‘ (S. 182/183), ‚Spökenisse“ ‚Gespenst‘, ‚Töven“ ‚Warten/harren‘ (beide S. 184/185) usw. gegenüber,¹⁵⁰⁹ d. h., er schreibt ansonsten ‚monophthongisch“. Einen Hinweis über die Aussprache gibt Mantzel, denn er führt zwei Varianten an: ‚Een Lo^eschen: So nennet man die fabelhaften Erzählungen. Manche sprechen es har^eter aus: een La^euschen.“¹⁵¹⁰ Die Angabe gilt allerdings nur für dieses eine Wort.¹⁵¹¹

Erst in einem Hochzeitsgedicht von 1711 (Hg. 8) sind vermehrt <ei> und <au> zu finden: ‚unner dei Preß“ ‚unter der Presse‘ (S. 1), ‚hei“ ‚er‘, ‚heid“ ‚heißt‘ (beide S. 2), ‚Leid“ ‚ließ‘ (S. 1), ‚Leifes-Hannel“ ‚Liebeshandel‘, ‚Sei“ ‚sie‘ (beide, S. 4), ‚verdreiten“ (S. 3), ‚weicken“ ‚weichen‘ (S. 4), ‚Ick weit“ ‚ich weiß‘ (S. 2); ‚dei Hoge Schaul taum Rost“ ‚die Hohe Schule zu Rostock‘ (S. 1), ‚Braucke“ ‚Hose‘ (S. 2), ‚daun“ ‚tun‘ : ‚Hauhn“ ‚Huhn‘ (S. 2), ‚tau Faud“ ‚zu Fuß‘, ‚fraug“ ‚fragte‘ (beide S. 3), ‚gaut“ (S. 1), ‚Mauder“ ‚Mutter‘ (S. 2); ‚meut“/‚meüt“ ‚muss‘ (S. 2) usw. Viele dieser Schreibweisen kommen mehrfach im Gedicht vor. Dennoch lassen sich auch einige wenige Wörter ausmachen, die noch ‚monophthongische“ Schreibungen aufweisen, so z. B. durchgängig ‚een“ ‚ein‘ (z. B. S. 1), ‚Prester“ ‚Priester‘, daneben sind ‚eins“ und ‚eens“ zu lesen, ‚Todem“ ‚zudem‘ neben ‚tau“ ‚zu‘, ‚mien Höncken“ ‚mein Hühnchen (ein Kosename)‘ (alle S. 3).

Ein Gedicht aus demselben Jahr (Hg. 9) hat im Titel ‚gaude“ ‚aber auch ‚hee“ und ‚Föte“ (S. 1). Im Text finden sich ‚Fleisch“ ‚Fauderhemd“ ‚gefütterte Jacke‘ (beide S. 2), ‚Dat Gaude“ ‚das Gute‘ (S. 4) ‚geräumde“ ‚gerühmte‘ (S. 2), ‚gepleugt“ ‚gepflügt‘ (S. 4) und ‚Haud“ ‚Hut‘ (S. 2). Dennoch ist schwer zu beurteilen, inwieweit es sich bereits um diphthongische Aussprache handelt, denn es gibt zahlreiche Gegenbeispiele: ‚mit dyne Been“ ‚mit deinen Beinen‘ (S. 3), ‚Peckel-Flesck“ ‚Pökelfleisch‘ (S. 2), ‚Bröderken“ ‚Brüderchen‘ (S. 3), Broeck ‚Hose‘ (S. 2), ‚hee/Hee“ ‚er‘ (S. 2), ‚Moht ‚Mut‘ : ‚Foet“ ‚Fuß‘, ‚Scho“ ‚Schuh‘ (alle S. 2), ‚Twee“ ‚zwei‘, ‚tho hoop“ ‚zusammen‘ (beide S. 3), ‚wet“ ‚wisst‘, ‚Zucker-söete“ ‚zuckersüßes‘ (beide S. 4). Entweder war der Wandel noch nicht soweit voran-

¹⁵⁰⁶ Beide Nachweise: Mussäus, Stände, S. 114.

¹⁵⁰⁷ Deiter, S. 143. Die nachfolgenden Seitenangaben beziehen sich auf diese Ausgabe.

¹⁵⁰⁸ In beiden Gedichten wird der Frage nachgegangen, ‚[e]ff^t man een Junffer / eff^t eene Wedwe nehmen schold“ (Hg. 3, 2) zur Frau. Diese Frage wird jedoch unterschiedlich beantwortet, das Hg. 3 tritt für die Witwe ein, das zweite, von Deiter editierte, für das unverheiratete Mädchen.

¹⁵⁰⁹ Alle Seitenzahlen nach: Raupach (siehe Anm. 1235, die erste Seitenzahl bezieht sich auf das Facsimile, die zweite auf die Übersetzung).

¹⁵¹⁰ Mantzel, Ruhestunden 25, S. 69 f.

¹⁵¹¹ Jeppe, S. 98, erfasst ebenfalls beide Varianten: ‚Löh^schen, Leu^schen, eine unglaubliche Erzählung, Mährchen, Schnurre.“

geschritten oder der Autor hat hier die „bäurische“ Mundart nachzuahmen versucht, wobei dann unsicher wäre, ob er sie überhaupt „richtig“ wiedergegeben hat oder ob er seiner Rede nur einen „ländlich“ anmutenden Ton geben wollte.

Im Hg. 10 von 1712 sind <ei>, <au> und <eu> (bzw. <äu>) wieder häufiger: „Geudern“ ‚Güter‘ (S. 4), „teufen“ ‚warten‘ (S. 3), „**Du mien Häuncken**“ ‚(hier:) Kosename für Geliebte‘, „Leiv“ ‚Liebe‘, „Mauders“ ‚Mütter‘, „meut“ ‚muss‘, „thau’r“ ‚zur‘ (alle S. 2) usw. Dagegen stehen nur „een“ (S. 2) und „Ansehnliken“ ‚ansehnlichen‘ (S. 1) (gegenüber „anseihn“ [S. 2]).

In einem Bauerngespräch, das am 9. September 1718 „bey der Post unter unbekannter Hand couvert und Siegel an den H. Geh: Raht Schöpfer gesand worden“ ist,¹⁵¹² herrschen jedoch wieder <e> <o> und <ö> vor: „Göder“ ‚Güter‘, „Haav un Goht“, „keen“ ‚kein‘, „Preester“ ‚Priester‘, „tosamen“ ‚zusammen‘, „vermohden is“ ‚vermutet‘ usw.¹⁵¹³ Derzeit sind vier Fassungen von diesem Gespräch bekannt,¹⁵¹⁴ aber „[n]ur in den Texten 3 und 4 begegnet der im Mecklenburger Platt verbreitete Diphthong <au>, z.B. in *tau*, *auck*, *klauck*, *vermauden* gegen *to*, *ock*, *kloock/klock*, *vermohden/vermoden* in den Texten 1 und 2.“¹⁵¹⁵ Ungewöhnlich mutet allerdings das von Rösler angeführte „auck“ an, das heute ausschließlich [o:k] gesprochen wird und beispielsweise in Hg. 8, 2 als „ohck“ erscheint. Möglicherweise war diese Aussprache – so man diese Schreibung als Diphthong auffassen kann – nur auf ein sehr kleines Gebiet beschränkt und ist später ausgestorben. Es ist auch möglich, dass der Verfasser bzw. Drucker versuchte, die „bäurische Sprache“ nachzuahmen, um so die ländliche Bevölkerung besser erreichen zu können. Dafür spricht auch Röslers Vermutung, dass „die adligen Gutsbesitzer diesen Text verfaßt“ oder in Auftrag gegeben haben.¹⁵¹⁶

Dass für heutige /o/ früher z. T. <au> geschrieben wurde, bemerkt auch Teuchert:

Nun aber begegnen in den Hochzeitsgedichten die Belege *een roudet Fauder-Hembd* [sic]¹⁵¹⁷ (1705) 6, 2, *een graute Fumely* 3 (sonst im selben Gedicht *grotten* ‚großen‘), *graute Eer* ‚große Ehre‘ (1715) 16, 3; *raupen* : *laupen* (1739) 25, 2. Unbeachtet darf man den Diphthong für δ^2 nicht lassen, wenn man bei Dietz (Nd. Jb. 20, 126) liest, daß der recht breite Mund das δ in *schön* fast wie hd. *eu* oder *öü* spreche. 1832 gibt Ritt. 35 die Aussprache *oi* und *ou* für δ^2 an. 1854 schreibt Brinckman in der Erzählung ‚Dat Brüden geiht üm‘ S. 13 *dei Dagläunes* ‚die Tagelöhner‘ und 16 *lauhnt* ‚lohnt‘. Nach Paul Beckmann in Teuth. 4, 126 wird individuell in Rostock nicht selten vor Dental *ao* mit schwacher Lippenrundung gesprochen, also *rao_ɿt* ‚rot‘, *nao_ɿt* ‚Not‘; dazu stimmt Brinckmans Schreibung; aber vor *d* hat er den Zwiellaut nicht. Heute höre ich gelegentlich *grö_ɿūt* ‚groß‘. Das erinnert recht an das soestische *xre_ɿot*. Für Stavenhagen gibt Clara Holst Nd. Jb. 33, 150 gelegentliches *grö_ɿt* an.¹⁵¹⁸

Die Graphemverbindung <ou> begegnet auch im Hg. 25: „Brouder“ ‚Bruder‘, „goude“/„Gouden“/„gout“ ‚gute‘/‚guten‘/‚guten‘, „Kroug“ ‚Gasthaus‘ (alle S. 2), allerdings auch „Broder“, „grote“ ‚große‘, „hogen“, „ook“, „rohd“ ‚rotes‘ (alle S. 2). Damit ist aber nicht zwangsläufig / äu / gemeint, da in dem Gedicht auch „raupen“ und „laupen“ (beide S. 2) vorkommen, in dem von Teuchert zitierten Text „Fauder

¹⁵¹² Zit. nach: Rösler, Irmtraud: Kum, wi suupen eens tosamen, Schnack mi doch wat nyes vör. Ein politisches Bauerngespräch aus dem Jahre 1718, in: Peter, Robert; Pütz, Horst P.; Weber, Ulrich (Hrsg.): *Vulpis Adolatio*, Festschrift für Hubertus Menke zum 60. Geburtstag, Heidelberg 2001, S. 626.

¹⁵¹³ Ebenda, S. 628.

¹⁵¹⁴ Ebenda, S. 632.

¹⁵¹⁵ Ebenda, S. 636.

¹⁵¹⁶ Ebenda, S. 637.

¹⁵¹⁷ In Hg. 6, 2 steht eigentlich „Fauder Hembd“.

¹⁵¹⁸ Teuchert, Beiträge, S. 222 f.

Hembd“ (Hg. 6, 2), und es einen Wechsel in der Schreibung gibt. Möglicherweise soll damit ein nachklingendes /u/ bezeichnet werden, wie Holst es beschreibt: „Bei manchen ist das \bar{o} mitunter von einem schwachen u begleitet (*gr \bar{o} ut* = groß), nicht so stark jedoch wie im engl. \bar{o} “.¹⁵¹⁹ Das entspricht aber kaum der Aussprache / au /.¹⁵²⁰ Die Form „laupen“ ließe sich durch Reimzwang erklären, „graute“ ist, wie Teuchert selbst bemerkt, im Hg. 6 nur einmal vorhanden, daneben steht „groten“ (S. 2). Lediglich die Schreibungen „moüt“, „avsoüken“ ‚absuchen‘ : „floüken“ ‚fluchen‘ (alle Hg. 25, 2), wo <ou> wohl für / oy / steht, deuten darauf hin, dass <ou> analog auch als / au / in Hg. 25 aufgefasst werden könnte. Brinckman schreibt in dem Erzählbruchstück „De rohr Möhl“ ‚en grautes Holt‘ ‚ein großer Wald‘, ‚en graut Wahte‘ ‚ein großes Gewässer‘, ‚en graut Bunt‘ ‚ein großes Bund‘,¹⁵²¹ in einem anderen „groht“¹⁵²² und „Daglänés“ ‚Tagelöhner‘¹⁵²³. Er war also bei seiner Verschriftlichung nicht konsequent. Beckmann bestätigt diese / au / aber vor Dental, wenngleich er sie als Besonderheit der Rostocker Mundart ansieht,¹⁵²⁴ ebenso Wossidlo, der sie nur vor /t/ ausmacht:

Wi säden: de Rostocker Grauten – dat liggt an de Spraak, wi seggen jo: groot. – (Tatsächlich hat die Rostocker Mundart zwar den einfachen langen O-Laut beibehalten, wo der ostmecklenburgische Dialekt diphthongiert – sie spricht also Goos und Koh gegenüber Gaus und Kauh im Landplatt –, dagegen hat sie das westgermanische oo, das im Landplatt erhalten bleibt, vor t in ein nur schwach gerundetes au verwandelt. Es hieß früher in Rostock nicht groot und root, sondern graut und raut.)¹⁵²⁵

Einen Nachweis für diese Aussprache gab es auf den Aufnahmen zu Rostock nicht, schon deshalb, weil die Probanden nur zugezogen sind. Die Ausführungen von Sprecher eins aus Niendorf auf einer zusätzlichen Aufnahme lassen jedoch den Schluss zu, dass / au / im 19. Jh. nicht nur in Rostock, sondern auch in Wismar zu hören war:

Nee, dit hier, dee olle Wismersche Sprääk, dor sään dee Wismersch, sään se: „auk“ un „sau“ un „Bouk“ un so, das velorn gähn, dat kenn dee Wismerääner hüüt nich miehr. In mien junge Tiet, Jungstiet, weit dat noch, hier käum mäl eins ’n Boot an, un dor käum Kirdl [= Kirl] ruuttostiegn, un denn sääder to uns donn, ick bün noch so’n Junk, as Kiener [= Kinner]: „Jung,“ säädre, „klaust [= klettern, gemeinmeckl. ‚kladdern‘] du mienje, klaust du mienje Baut, ick watt die bäus!“ Dat seggt hüüt kein Wismerääner miehr, kenn se gor nich miehr.¹⁵²⁶

¹⁵¹⁹ Holst, C., S. 150.

¹⁵²⁰ Holst, C., S. 151, bemerkt so auch zu Brinckmans Aufzeichnungen (s. Anm. 4 dieser Arbeit), dass dieser darin „ \bar{o} “ schreibe, „ausser in einigen Worten, wo er *au* hat wie *tau* = zu, *sau* = so, welches letztere Wort sonst im Meckl. keinen Diphthong hat.“

¹⁵²¹ Alle Nachweise: Römer, S. 33.

¹⁵²² Ebenda, S. 32.

¹⁵²³ Ebenda, S. 31.

¹⁵²⁴ Beckmann, Rostocker Mundart, S. 126

¹⁵²⁵ Wossidlo, Reise, S. 137.

¹⁵²⁶ Die Schreibung „Baut“ und „bäus“ können die Aussprache nur andeuten, der Sprecher nähert /o/ dem / au / an, das / o / dem / oy /, vgl. die Beschreibungen bei Beckmann, Rostocker Mundart, S. 126 und Dietz, S. 126, der meint „ \bar{o} “ klinge „fast wie *eu* oder *öü*“, allerdings spreche so nur der „recht breite Mund“. Ritter, S. 35 f., erwähnt ländliches „ou“, „welches in einigen Gegenden dem a nahe gesprochen wird, so daß man fast au zu hören glaubt.“ Inwieweit ein Zusammenhang mit den in Rostock und Wismar (früher) gebräuchlichen Aussprachen besteht, lässt sich kaum sagen, Ritter bezeichnet diese Erscheinung als „nur der Landsprache eigen“ (ebenda, S. 35). Dass der Sprecher ‚klettern‘ und nicht ‚klauen‘ meint, wird am Gespräch deutlich, da Gundlach fragt: „Jung, kladderst du mienje Baut, ick watt die bäus!“ Darauf antwortet der Proband: „Jung, kladderst du mienje Baut, ick watt die bäus!“ säädre. Ja. Un dat weer ’n oll wismersche Sprääk.“

Von daher könnte auch „auck“ als diphthongische Aussprache zu verstehen sein. In den Bauerngesprächen zeigt sich damit wie in den Hochzeitsgedichten ein Wandel in der Schreibung. Dokumentiert wird dieser Übergang aber nicht nur an den verschiedenen Versionen eines Textes. In einem Gespräch von 1734¹⁵²⁷ heißt es „beir“ ‚Bier‘ (S. 160), „bescheid“ ‚Bescheid‘, „gaut“ ‚gut‘, (alle S. 161), „scheiff“ ‚schief‘ (S. 160), „sau“ ‚so‘ (S. 161), „tauhop“ ‚,tausahmen‘ (beide S. 160), „twey“, „gie weit“ ‚ihr wisst‘ (beide S. 161), aber „ock“ (S. 160). Daneben treten auch Schwankungen auf: „hei“/„he“ (S. 161), „de“/„dee“/„dei“/„dey“ (alle S. 161), „mot“ (S. 160)/„maut“/„möt“ (beide S. 161)/ „muss“,¹⁵²⁸ „to“/„tau“ (S. 161), vgl. auch „Dor hollen *Se* ock up, dar blieven *Sei* ock by [Hervorheb., A. K.]“ (S. 161). „Monophthongisch“ sind z. B. „egen“ ‚eigenes‘, „en“, „ens“ ‚einmal‘, „dohn“ ‚tun‘, „keenen“ und „wetet“ ‚wisst‘ (alle S. 161). Hier variiert der Text also von Lexem zu Lexem. Schwer einzuordnen sind die Schreibungen „veil“, „vehl“ und „vel“ ‚viel‘ (alle S. 161), denn <i> könnte hier durchaus noch Länge kennzeichnen wie im Mittelniederdeutschen, <ei> muss also nicht unbedingt immer einen Diphthong darstellen. Auch bei anderen Wörtern ist anhand der Schreibung nicht immer ersichtlich, ob sie heutigen Schreibkonventionen folgen, z. B. „je“ gegenüber „jie/gi“ ‚ihr‘ (alle S. 160), wobei bei der ersten Schreibweise zu überlegen wäre, ob es sich nicht um einen Druckfehler handelt. Ein etwas älteres Bauerngespräch, das Kohfeldt auf 1728 – 1730 datiert,¹⁵²⁹ weist hingegen überwiegend <e> („hartenlebe“, „he“, „keen“ [alle S. 162]), <o> („gooden“, „Kroog“ ‚Gastwirtschaft‘, „Kross“ ‚Krug (Gefäß)‘ [alle S. 162]) und <ö> („Föder“, ‚Fuder‘ [S. 162]) auf.¹⁵³⁰

In einem Hochzeitsgedicht aus dem Jahre 1724 sind ebenfalls Schwankungen zu verzeichnen, wobei die monophthongischen Schreibungen überwiegen: „alleen“ (S. 1), „Deef“ (S. 4), „Een“ (S. 1), „fleten“ (S. 4), „keen Mißingsck“ ‚kein Meißnisch (d. h. Hochdeutsch)‘ (S. 2), „leefe“ ‚liebe‘ (S. 2), „Preester-Paar“ (S. 1), „weet ickt“ (S. 3), „verdreten“ ‚verdrießen‘ (S. 3); „altegoet“ (S. 2), „tohoep“ (S. 2); „afftoefen“ ‚abwarten‘ (S. 4), vgl. auch „En goden lustigen un so^eten Hochtiet-Dag“ (S. 2), wovon sich jedoch „Ick dau“ (S. 3), „gaut“ (S. 4), und „tau“ (S. 2) finden.¹⁵³¹ In einem Bittbrief eines Schönberger Studenten finden sich „Ääverflaut“: „gaut“ (S. 32), „Häuner-Eyer“, „Schau“ ‚Schuhe‘, „Teicken“, „weiten“ (alle S. 31), ansonsten dominieren aber Schreibweisen, die auf Monophthonge schließen lassen: „anmooden“ (S. 32), „deenen“ (S. 31), „besööcken“ (S. 32), „Fölt“ (S. 31), „goot“ (S. 31), „weeten“ (S. 31) usw.¹⁵³²

Dennoch ist bei den „diphthongischen“ Schreibweisen in manchen Gedichten eine gewisse Konstanz zu beobachten, wobei sie bei mehreren Wörtern nachgewiesen werden können. Die Schwankungen zeigen sich dabei teilweise gerade bei denjenigen Lexemen, die heute unterschiedliche Varianten aufweisen, z. B. [de:] und [daj]. Die Frage stellt sich also, ob der Verfasser bzw. Drucker absichtlich so inkonsequent bei der Verschriftlichung vorgegangen ist oder ob es sich um Unsicher-

¹⁵²⁷ Die nachfolgenden Seitenzahlen beziehen sich auf: Kohfeldt, Bauerngespräche (siehe Anm. 1036).

¹⁵²⁸ Obwohl es sich um ein Gespräch zwischen zwei Personen handelt, sind diese drei Formen bei einer einzigen Person zu finden. Der Schreiber wollte also damit keine sprachlichen Unterschiede zwischen den Kommunikationspartnern andeuten.

¹⁵²⁹ Kohfeldt, Bauerngespräche, S. 159, alle folgenden Seitenzahlen beziehen sich auf diese Ausgabe.

¹⁵³⁰ Im Titel ist „qveimen“ ‚kamen‘ (Kohfeldt, Bauerngespräche, S. 162) zu lesen, im eigentlichen Text jedoch „Quem he“ ‚käme er‘ (ebenda). Daneben finden sich u. a. noch „leit“ ‚ließ‘ (ebenda), „twey“ (ebenda).

¹⁵³¹ Alle Seitenzahlen nach: Anonym: Dat Glicke Preester-Paar/ Sag men recht apenbahr/ As De Carinsche Herr, Herr Wo^esthoff [...] Un Jumffer Linsen / Sick In Kuppennien leet truen [...], [o. O., Kuppentin?] 1724 (keine Seitenzahlen, die Zählung beginnt mit dem Titelblatt).

¹⁵³² Alle Seitenzahlen nach: Walther (s. Anm. 1131).

heiten handelt. Die Analyse einiger älterer Texte hat jedoch gezeigt, dass zumindest davon ausgegangen werden kann, dass Anfang des 18. Jh. die Diphthongierung bereits eingesetzt hat. Das bestätigt nicht zuletzt die hohe Anzahl der <ei> und <au> innerhalb der Texte. Zum ersten Mal zeigen sie sich gehäuft im Hg. 8 von 1711. Allerdings sind auch weiterhin noch <e> und <o> zu finden, so z. B. im Hg. 32 (1742).¹⁵³³ In einem Hochzeitsgedicht für „Johann Bernhardt van Strahlendörpen / Arf-Herrn up Wessin“ (Hg. 22) aus dem Jahre 1732 stehen noch monophthongische und diphthongische Schreibungen nebeneinander, wobei erstere überwiegen: „een kleen-lütt-beten“ ‚ein klitzekleines bisschen‘ (S. 2^a), „Eenfoltt“ ‚Einfalt‘ (S. 1), „eens“ ‚einmal‘, „hee“ ‚er‘ (beide S. 2^a), „keen“ ‚keine‘ (S. 2^b), „leeven“ ‚lieben (Adj.)‘ (S. 2^a), „Preester“ ‚Pastor‘ (S. 2^b), „see“ ‚sie (Pl.)‘ (S. 2^a), „verdreetlich“ ‚verdrießlich‘ (S. 2^b), „ick weet“ ‚ich weiß‘ (S. 2^a); „dartho“ ‚dazu‘ (S. 2^a); „goot“ ‚gut‘ (S. 2^b), „Mooder“ ‚Mutter‘ (S. 2^a u. passim), „tho“ (S. 1 u. passim), „thom Ende“ ‚zuende‘ (S. 2^a); „öffnet“ ‚übt (2. Pers. Pl. Imp.)‘ (S. 2^b) usw. Daneben heißt es aber auch: „Scheit“ ‚Bescheid‘ (S. 2^a), „seiht“ ‚seht (2. Pers. Pl. Imp.)‘ (S. 2^b), „sei’t“ ‚sie’s (Pl.)‘ (S. 2^a); „daun“ ‚tun‘, „fraug“ ‚fragte‘ (S. 22, 2^a), „gaut“ : ‚Blaut“ ‚Blut‘ (S. 2^b). Zu beachten ist auch, dass diese Diphthonge in größeren Städten gemieden worden sind, so schreiben Wiggers und Ritters in ihren Grammatiken noch <e>, <o> und <ö>,¹⁵³⁴ während Mussäus zuvor schon <ei>, <au> und <äu> verwendet.¹⁵³⁵ Mantzel bevorzugt in seinen Ruhestunden überwiegend „Monophthonge“, nur einige wenige Wörter lassen auf Zwielaute schließen: „Eenen [sic] duhnen (besoffenen) Keerl moet man mit eenem Fo^eder Heu uht dem Wege fo^hhren.“¹⁵³⁶ „Se iß so dumm, aß eene Gooß.“¹⁵³⁷ Auch die Probe eines Iditiokons aus dem Jahre 1757 enthält vornehmlich solcherlei Verschriftlichungen: „em is de Keeckelreem good, oder (edder) nich good schnedden. Em steit de Keeck nimmer stil.“¹⁵³⁸ Hier wirkt anscheinend auch der gesellschaftliche bzw. bildungsbürgerliche Rahmen, denn die Wortsammlung liefert auch einen Hinweis auf die diphthongischen Varianten, die aber gerügt werden: „Interdum juvenilia poetica, ejus farinae, merentur contemtum. E. gr. Poeta puerilis scripserat: Mien gaure Braurer du, ic. Scribendum erat: mien gode Broder du.“¹⁵³⁹ Mantzel schreibt einmal „Maurer“ als er die Aussprache dieses Wortes in Mecklenburg erläutert.¹⁵⁴⁰ Ein Fragment einer Predigt aus Zapel aus dem 18. Jahrhundert

¹⁵³³ Vgl. auch die später entstandenen Hg. 33 (1746), 34 (1749), 35 (o. J., nach 1759) und 36 (1790, für einen Rostocker Bäcker geschrieben), die allesamt fast ausschließlich <e> und <o> aufweisen.

¹⁵³⁴ Vgl. die Beispiele bei Wiggers, S. 2 f. u. 6 f., außerdem seine Bemerkung auf S. 3 bezüglich der Zwielaute: „Die Doppellaute au, ei und eu werden wie im Hochdeutschen gesprochen. Sie finden sich nur in wenigen Wörtern, z. B. rau Ruhe, haugen hauen, neigen nähren, reigen rein, meu Mühe, sick freugen sich freuen.“ Ritter, S. 33 – 36, wählt als Grundlage seiner Grammatik die „Stadtsprache“ und erfasst ebenfalls nur einige wenige Wörter, in denen Zwielaute vorkommen.

¹⁵³⁵ Mussäus, Sprachlehre, S. V, gibt als Beispiele u. a. „ein, bleiw“, „ha^uden, ma^uten“, siehe auch S. 3 für <au>.

¹⁵³⁶ [Mantzel, Ernst Johann Friedrich]: Bu^tzowsche Ruhestunden, gesucht, in Mecklenburgschen, vielentheils, bisher noch ungedruckten zur Geschichte und Rechtsgelahrtheit vornehmlich geho^rigen Sachen. Sechster Theil, Bu^tzow 1763, S. 71.

¹⁵³⁷ Ebenda, S. 76.

¹⁵³⁸ Mantzel, Dissertatio, S. 11.

¹⁵³⁹ Ebenda, S. 10.

¹⁵⁴⁰ Mantzel, Ruhestunden 3, S. 25. Auch Niemann (1798) und Jeppe (um 1800) bevorzugen „Monophthonge“: „Bookfink“, „Boeke. S. Fagus fyluatica“ (beide S. 3); „Bookweten“ (S. 4); „Weedage“ (S. 27), „Wokerbloom S. Chrysanthemum fegetum L.“ (S. 28), alle Seitenzahlen nach: Niemann, Theophilus: Specimen inavgvrale physico-medicvm, sistens prodromvm - idiotici Mecklenbvrgensis cvm medicamentorvm domesticorvm indice, pro impetrando in academia Rostochiensis gradv doctoris exhibit Theophilus Niemann Hildesienis, Rostock 1798. bzw. „begöschēn, überreden, anführen, be^trügen“ (Jeppe, S. 17); „Bikkel-Steēn, harte, abgesprungene Stückchen Steine.“ (ebenda, S. 18); „Oocken. Der Winkel [sic] den das Dach mit dem Boden macht.“ (ebenda, S. 121); „Höhner-Kücken, Goose-Kücken“ (ebenda, S. 92). Karl Schiller bevorzugt anfangs auch ausschließlich „mono-

enthält ebenfalls noch „Monophthonge“: „een“, „eenzig“ (beide S. 155), „he“, „keen“, „lev“ (alle S. 153), „meen ji“ (S. 155), „Seht“ ‚seht (Imper.)‘, „weet ik“ (beide S. 153); „Brooder“ (S. 152), „dohn“ (S. 153), „good“ (S. 152), „vermoden is“ ‚vermutet‘ (S. 154); „flokt“ ‚geflucht‘ (S. 154), „Foederwies wegfohrn“ ‚fuderweise wegfahren‘ (S. 155), „kloker“ ‚klüger‘ (S. 154).¹⁵⁴¹

Ein anonymen Verfasser, der sich in seiner Schreibung „bloß nach der hiesigen Aussprache gerichtet“ hat,¹⁵⁴² notiert 1795 folgende Worte eines Bauers: „I, Herr, ick hef em *tweymal* dreefen, dat *he* uppstahn schall: a^everst *he* legt sick ju^mmer wedder upp^t Uhr. Aewerst *teuf*, ick will dy de Driftigkeit uthdriefen [Hervorheb., A. K.].“¹⁵⁴³ Seine Wortliste enthält dementsprechend ebenfalls unterschiedliche Schreibweisen: „Auken“ (S. 146), „Einbeeren, Wacholder“, „Fleege“, „Geiten, giessen“ (alle S. 147), „Plaugstart, Pflugsterze“ (S. 150), „Staute, ein Mutterpferd, Stute“, „Tosamensacken sick, sich anhaufen“ (beide S. 151), siehe auch einige seiner Beispielsätze „Du hest jo ne heel Drift Veeh“ (S. 147), „De Schoh sitten my so klaapig, die Schuhe sind mir zu groß.“ (S. 148).¹⁵⁴⁴ Ackermann bevorzugt ein Jahr zuvor bei der Wiedergabe der Landsprache Diphthonge: „hei kan gaud la^sn un ba^dn“ (S. 26), „dau mih nix“, „tau Water rieden“, „Pumpfaut (Pumpfus, von dem stolpernden Gange der Berauschten)“ (alle S. 27); „hei is gah tau rachgierig un so schlim un awerglo^wsch as nix gauds“ (S. 29).¹⁵⁴⁵

Noch 1830 schwankt Bahrdt in der Schreibung: „allein“, „scheif“ (beide S. 164), gegenüber „deep“ (S. 165), „leewe Ehestand“ (S. 163), „so^et“ : „Bequemlichkeit“ (S. 165), „verko^ehlt“ : „wo^ehlt“ (S. 167), deutlich wird der Wechsel bei „Good mein ickt“ (S. 163).¹⁵⁴⁶ Die wenigen niederdeutschen Texte im „Freimüthigen Abendblatt“ weisen überwiegend „Monophthonge“ auf.¹⁵⁴⁷ Günther verwendet in einer Sprichwortsammlung, die wohl nach 1840 entstanden ist, ebenfalls monophthongische und zwielautige Varianten: „klauk“ (S. 5, Nr. 49), „twei“ (S. 5, Nr. 51), aber „God’n“ (S. 5, Nr. 54), vgl. auch „n got Pierd treckt tweimal“ (S. 3, Nr. 41).¹⁵⁴⁸

phthongische“ Schreibweisen im „Thier- und Kräuterbuche“, z. B. „Slätelblôm“ (S. 23), „Wôkerblôm, Wôkerkrût“ (S. 31), alle Seitenzahlen nach: Schiller, Karl: Zum Thier- und Kräuterbuche des mecklenburgischen Volkes, Schwerin 1861. Später nennt er aber auch die „diphthongischen“ Varianten: „Gôs, Gaus, plur. Gô[^]s’, Gäus’“ (S. 10), „Hôn, Haun, plur. Hô[^]ner, Häuner“ (S. 14), „Bôkweiten, Baukweiten“ (S. 27), alle Seitenzahlen nach: Schiller, Karl: Zum Thier- und Kräuterbuche des mecklenburgischen Volkes. Drittes Heft, Schwerin 1864.

¹⁵⁴¹ Alle Seitenzahlen nach: K. (s. Anm. 1038).

¹⁵⁴² – – s: Ueber das von Hrn. E. in Vorschlag gebrachte plattdeutsche Wo^rterbuch, und u^eber das Wort: driftig; nebst einem Beitrage zum Mecklenb. plattdeutschen Wo^rterbuche, in: Neue Monatschrift von und fu^er Mecklenburg. Vierter Jahrgang. 4^{tes} Stu^eck. Schwerin April 1795, S. 125 (nachfolgend als – – s, Monatsschrift 4, 1795 zitiert).

¹⁵⁴³ Ebenda, S. 124.

¹⁵⁴⁴ Alle Seitenzahlen nach: – – s, Monatsschrift 5, 1795 (s. Anm. 1181).

¹⁵⁴⁵ Alle Seitenzahlen nach: Ackermann, G[eorg]. C[hristian]. B[enedikt]: Ueber die Sprache des gemeinen Mannes in Meklenburg, mit Hinsicht auf Kanzelvortrag, in: Neue Monatschrift von und fu^er Mecklenburg. Vierter Jahrgang. 1^{tes} Stu^eck. Schwerin Januar 1794, S. 25 – 31.

¹⁵⁴⁶ Alle Seitenzahlen nach Bahrdt (s. Anm. 1045).

¹⁵⁴⁷ Ein Geburtstagsgedicht für Friedrich Franz I. enthält u. a. „de“, „een“, „he“ (alle Sp. 1043), „keen“, „seh’ ick“ (beide Sp. 1033), „gode“, „Moder“, „to“ (alle Sp. 1034), alle Spaltenzahlen nach: e.: Vater Niklas un siene Fru am 10ten Dezember 1828, in: Freimu^thiges Abendblatt, 10. Jg., Nr. 519, Schwerin 1828, Sp. 1033 f. In einer „Anekdote“ heißt es „de“, „scheten“, „se“, alle Nachweise: Anonym: Anekdote, in: Vespertinchen. Buntes Allerlei. Erster Jahrgang. Nr. 20, Schwerin 1849 (Beilage zum Freimüthigen Abendblatt Nr. 1630), S. 80. Lediglich im „Gespräch zweier Wahlmänner“ findet sich einmal <au>: „Kauhier“, ‚Kuhhirte‘, ansonsten herrschen aber Monophthonge vor: „Ick weet nicks von em, as datt he Kauhier in Bockholt is“, daneben sind noch „Se“ und „dorto“ belegt, alle Nachweise: Anonym: Gespräch zweier Wahlmänner, in: Freimüthiges Abendblatt, 30. Jg., Nr. 1567, Schwerin 1848, Sp. 788.

Die hier dargestellten Schwankungen beobachtet Holsten auch auf alten Landkarten Vorpommers, wobei die monophthongischen Schreibungen dominieren:

Sehr selten sind die Fälle, in denen wir *ei* verzeichnet finden. Ich nenne *Steinkitz* (Kamitz), *Steinbrink* (Plennin), *Steinsoll* (Hohenbrünzow, Kr. Demmin), *Eicken-Holt* (Cartlow, Kr. Demmin), *Eickmohr* (Pentz, Kr. Demmin); das letzte Beispiel aus dem Jahre 1692 dürfte das älteste sein.¹⁵⁴⁹

Selbst auf Karten aus dem 19. Jahrhundert verzeichnet er aber einfaches <e>, „z. B. *Spegel-Soll* (1812 Verchen, Kr. Demmin), *Depsoll* (1861 Wolkwitz, Kr. Demmin).“¹⁵⁵⁰ Die anderen beiden Zwielaute kommen gar nicht vor: „*Brock* (Bruch)“, „*Koowisch* (Barth)“, „*Ograff* (Hasseldorf, Kr. Demmin), heute *Augraben*“; „*Höder Busch* (Altenwillershagen), *Sööt Soll* (Vorwerk, Kr. Demmin), *Röben Soll* (Strehlow, Kr. Demmin).“¹⁵⁵¹ Als ältesten Beleg für <au> nennt er „*Gauskuhle* aus dem Jahre 1656 (Dersekow)“, das er einer Arbeit Rahns entnommen hat.¹⁵⁵² Dieses Beispiel steht aber wie „*Brauder*“ aus Hg. 3, 2 für sich allein.

Schwieriger ist die Frage zu beantworten, wann die Diphthongierung vor /r/ eingesetzt hat: Teuchert zitiert aus den Hochzeitsgedichten, „in denen breite Formen als Merkmale bäurischer Sprache beliebt waren“: „*stafeiret* : *bremeiret* ‚mit Streifen besetzt‘ (1711) 9,2; *geirn* ‚gern‘, *eirst* ‚erst‘, *Deirn* ‚Dirne‘, *Keirl* ‚Kerl‘, *seir* ‚sehr‘ (1739) 25, 2; *verfeihrt ick mie* ‚erschrak‘ (1742) 28, 2^b; *cureiren* : *gratuleiren* (1742) 30, 2.“¹⁵⁵³ Konsequenter ist diese Schreibweise aber nicht bei allen Gedichten. So können für Hg. 28 beispielsweise noch „*Beir*“, „*heirt*“ und „*weir*“ aufgezählt werden, (Hg. 28, 2^a), jedoch kommen im selben Gedicht auch „*erst*“, „*heet*“, „*were ick*“, „*vehren*“, ‚vier‘ vor (alle Hg. 28, 2^b), teilweise mag Reimzwang eine Erklärung sein („*vehren*“ : „*verthöhren*“, ‚erzürnen‘; „*gratuleern*“ : „*upföhörn*“ [alle Hg. 28, 2^b]), teilweise die Dialogsituation (so sagt Clas „*heirt*“ [Hg. 28, 2^a], Tevs „*heet*“ [Hg. 28, 2^b]), dennoch lassen sich nicht alle Variationen darauf zurückführen, so findet sich bei ein und derselben Person (Tevs) einmal „*weir*“ (im Reim auf „*Beir*“ [Hg. 28, 2^a]), aber auch „*dat wehr*“ (Hg. 28, 2^a) und „*were ick*“ (Hg. 28, 2^b). In Hg. 25 sind ebenfalls Schwankungsfälle zu verzeichnen, die nicht auf Reimzwang oder unterschiedliche Erzähler zurückzuführen sind, denn dort sagt z. B. „*Brouder Claas*“: „*Dei Deirn* süht schnüggern uht, wiel sei die deit gefallen, / Un du sei lieden magst vör anjern *deern* allen [Hervorheb., A. K.]“ (Hg. 25, 2). In seiner Rede finden sich aber noch weitere Beispiele, die solch einen Wechsel in der Schreibung dokumentieren: „*Hei laht*, wennnt mägelk *weer*“ gegenüber „*Adju Claas*, dat *weirt* all“; „*keem*“, „*keim*“ (alle Hg. 25, 2), ausschließlich <ei> weisen auf: „*geirn*“, „*Keirl*“/„*keirl*“,

¹⁵⁴⁸ Alle Nachweise: Günther, Hs., (s. Anm. 1441). Deutlich zeigen sich diese Schwankungen auch anhand seiner Korrekturen, so verändert er „*Gös*“ zu „*Gäus*“ (ebenda, S. 1, Nr. 28), schreibt aber „*Gos-Ei*“ (ebenda, Nr. 29), vgl. auch „*dehnt*“, das er zu „*deint*“ ändert (ebenda, S. 15, Nr. 107). Manchmal findet sich bei ihm sogar Diphthong vor <r>: „*De nich wagt, de nich winnt, / De nich haurt*, kriggt kein Kind [Hervorheb., A. K.]“ (ebenda, S. 23, Nr. 152); „*Bohnen un Beier* giff t’n starken Staier [Stier, A. K.]“ (ebenda, S. 72, Nr. 423). Vgl. dazu auch die Vorbemerkungen zur Transkription, die sich auf dem zweiten Datenträger befindet. Die Redewendung „*Wer Varer un Maurer nich hüen will, möt ’t Kalfell hüen*“ (ebenda, S. 20, Nr. 130) enthält in der gedruckten Fassung „*Morer*“, Günther, [Johann Christian Friedrich]: Plattdeutsche Redensarten und Sprichwörter, eine Fortsetzung zu der Sammlung von J. Mussaeus in Jahrbüchern V., S. 120, in: MJB 8 (1843), S. 200, Nr. 41.

¹⁵⁴⁹ Holsten, R[obert].: Zur Geschichte der vorpommerschen Mundart, in: Teuthonista 5 (1928/29), S. 78.

¹⁵⁵⁰ Ebenda.

¹⁵⁵¹ Alle Nachweise: ebenda.

¹⁵⁵² Ebenda.

¹⁵⁵³ Teuchert, Beiträge, S. 222.

„seir“, bei „deern“/„Deirn“ (alle Hg. 25, 2) überwiegt aber die Schreibung mit <ee>. Hier stellt sich also die Frage, inwieweit und konsequent <ei> gesprochen worden ist, ob es nur an einigen Stellen nicht verschriftlicht worden ist, ob die Aussprache wie in der heute gesprochenen Sprache nicht selten auch derartig schwankte oder ob der Schreiber hier lediglich die ländliche Mundart zu imitieren versuchte.¹⁵⁵⁴ Wie die Graphemkombination nun ausgesprochen wird, ist zudem kaum abzulesen. Teuchert führt dabei auch Dietz' Beispiel „Pejrd“ an.¹⁵⁵⁵ Offensichtlich scheint damit aber nicht einfach /aj/ gemeint zu sein: „In der Mitte von M. ist wenigstens ebenso gebräuchlich als *du geist* (du gehst), breit *gejst* (im Grunde jenes *geist*), so auch *he geht*.“¹⁵⁵⁶ Einen Anhaltspunkt, wie diese Graphemkombination auszusprechen sei, liefert Dietz, indem er die Lautung von ‚Bier‘ erläutert, das „der Bauer in Mecklenburg gewöhnlich *Beer* spricht (doch so, dass dem *ee* ein weiches *j* angehängt und das *r* abgestumpft wird)“.¹⁵⁵⁷ Demnach müssen auch die anderen Beispiele aus den Hochzeitsgedichten nicht zwangsläufig heutiges /aj/ symbolisieren: „In *Deert, formeerer* u. dgl. wird häufiger das *i* des Hochdeutschen beibehalten; des Bauern breiter Mund lässt beinahe ein *ej* hören.“¹⁵⁵⁸ Ähnlich beschreibt Ritter ein „weiches ei“ in „Mai“ und „Eier“, das „fast wie *Mejé, Ejé*“ ausgesprochen werde und „worin das *e* deutlich hervortritt und nur ein *i* dahinter schwach angedeutet wird“.¹⁵⁵⁹ Kolz bemerkt überdies zu Anfang des 20. Jh.s:

Bei einigen Wörtern kommt ab und zu die Endung *iʳn*, in der Lv als *-eiʳn* vor. Doch ist die Diphthongierung hier selten, sie wird aber oft in der Lu gebraucht, um die „breite“ Ausdrucksweise der Lv zu kennzeichnen. Es sind folgende Wörter, die mit *eiʳn* schließen können: *fu'd'eiʳn* ‚schimpfen‘, *r'neiʳn* ‚ruinieren‘, *sa'g'reiʳn* ‚schelten‘, *esdi'meiʳn* ‚schätzen‘, *cwejaieiʳn* ‚nörgeln‘.¹⁵⁶⁰

Es ist daher möglich, dass nicht alle Formen in den Hochzeitsgedichten der ländlichen Mundart entstammen, sondern auch hier einfach nur – möglicherweise auch auf spöttische Weise – der Unterschied zum Stadtdialekt gekennzeichnet werden soll:¹⁵⁶¹ Im Neudruck von Babsts „Allerhand schnaksche Saken“ sind solche

¹⁵⁵⁴ Der Titel des Gedichtes enthält wiederum vornehmlich „monophthongische“ Schreibungen: „Broder“, „Een“, „eener“, „Steen“ „diphthongisch“ ist „dei“, wobei auch zweimal „de“ zu lesen ist, auf Zwiellaut hinweisen könnte „Gouse-Flücht“ (alle Hg. 25, 1).

¹⁵⁵⁵ Teuchert, Beiträge, S. 222.

¹⁵⁵⁶ Dietz, S. 128.

¹⁵⁵⁷ Ebenda, S. 125.

¹⁵⁵⁸ Ebenda.

¹⁵⁵⁹ Ritter, S. 35.

¹⁵⁶⁰ Kolz, S. 112.

¹⁵⁶¹ Denn über die regionale Verbreitung der Diphthongierung vor <r> lässt sich anhand der Hochzeitsgedichte nichts Genaues sagen, in Hg. 27, 1 kommen beispielsweise ‚heiten‘ ‚heißen (Verb)‘ : ‚Greiten‘, ‚sein‘ ‚sehen‘, ‚thau‘, aber auch ‚eenen‘, ‚gode‘, ‚keenen‘, ‚sehn‘, ‚töffi‘ ‚wartet (Imp.)‘ (alle Hg. 27, 2) vor, jedoch sind vor <r> ausschließlich „Monophthonge“ zu finden: „craeleern“ ‚gratulieren‘ : ‚Deern‘, ‚eerst‘, ‚Bier‘ (: ‚Lier‘ ‚Leier‘) (alle Hg. 27, 2). Hg. 25 und 28 nutzen dagegen auch <eir>. Es sind also in den Gedichten mehrere Varianten vertreten, ohne dass sich daraus ein eindeutiger regionaler Gegensatz ergibt. Aus Hg. 27 lässt sich als Örtlichkeit lediglich Rostock herauslesen (Hg. 27, 1), aus Hg. 25 Thulendorf (Hg. 25, 1), das östlich von Rostock liegt. Hg. 28 wurde nach eigener Aussage zwischen Barnstorf und Bentwisch gedruckt (Hg. 28, 1). Hier könnte allenfalls angenommen werden, dass der Verfasser von Hg. 28, nach eigener Aussage Student der Theologie (Hg. 27, 1), sich als Städter dieser Zwiellaute nicht bewusst war, allerdings schreibt er sie in anderen Positionen, was dann eine Mischform zwischen Stadt- und Landsprache darstellte. Außerdem ist über die Herkunft und Bildung der anderen beiden gar nichts bekannt, so dass noch nicht einmal gewiss ist, ob sie die geläufige Landsprache wiedergeben. Eine andere Erklärung wäre, dass er aus einem Gebiet stammt, wo erhöht statt diphthongiert wurde, allerdings stellt sich dann generell die Frage, inwieweit die Hochzeitsgedichte zur Bestätigung regionaler Lautformen herangezogen werden

Schreibungen im ersten Gedicht, in dem sich zwei Bauern unterhalten, mehrfach vorhanden: „Beir“ (S. 2), „eirstens“ (S. 26, vgl. aber S. 1: „De irste Schnack.“), „Deirn“ : „trakteirn“ (S. 26), „Granadeir“ (S. 1), „dat Marscheirent“ (S. 10, aber S. 9: „marscheeren“), „Peir“ ‚Pferd‘ (S. 9), „De Mann verfeir‘ sick recht“ (S. 26), „bett veiren“ (S. 9, vgl. aber S. 24: „De vierte Schnack.“), „weir“ ‚wäre‘ (S. 25); daneben ist folgender Wechsel zu verzeichnen: „Datt *feuhrt* ick na de Stadd, de *Fuhr* de waß *seih*r stark [Hervorheb., A. K.]“ (S. 2). Allerdings kommen auch Formen vor, die ansonsten nirgends belegt sind: heir“ ‚hier‘ (S. 24), „meihr“ ‚mehr‘ (S. 25), „Na Jochen! *heur*‘ man mal: dat geht di *scheir scheir* wied“ (S. 24), und diese Diphthonge sind nur vor <r> zu verzeichnen, außer bei „Sadel-Staut“ (S. 2): „freesen“ ‚frieren‘ (S. 24), „meenst“ (S. 1) „Steen“ (S. 12); „Awend-Foder“ (S. 4), „Broder“, „Krog“ : „genog“ (alle S. 3); „min Kros Beir“ (S. 2); „Bröder“ (S. 4).¹⁵⁶²

Zudem erscheint <aur> sehr selten, Teuchert meint gar, dass es dafür gar keine Belege gebe.¹⁵⁶³ Im Hg. 30, 2 findet sich immerhin „Stadt-Daur“ ‚Stadtter‘. Solch eine Form konnte aber im Untersuchungsgebiet nicht nachgewiesen werden, das Wort lautet [du:r], selbst im westmecklenburgischen Bennis. Dietz kennt ebenfalls nur „Duer (Thor)“, Mussäus schreibt „Dhur“. ¹⁵⁶⁴ Bereits im Hg. ist die Schreibung nicht einheitlich, so kommt darin auch „Schoer“ ‚Schnur‘ (S. 3) vor. Kolz verzeichnet „*mou* n. ‚Moor‘; „*snou* f., seltener, ‚Schnur“.¹⁵⁶⁵ Diese Bemerkung legt nahe, dass /au/ Anfang des 20. Jh.s längst nicht (mehr) durchgängig vor /r/ zu finden war. Die Aufnahmen haben überdies gezeigt, dass es nunmehr kaum noch zu hören ist. Die Schreibung <eir> ist also seit dem 18. Jh. belegt, für <aur> gibt es lediglich einen Nachweis aus diesem Jahrhundert, <äur>/<eur> erscheint bei Mussäus (1829), z. B. in „fahren – fa^euern“. ¹⁵⁶⁶ Teuchert will auch stralsundisches „Beyr“ aus dem Anfang des 17. Jh. dazuzählen, ¹⁵⁶⁷ jedoch stünde es ohne weitere Beispiele, vielmehr ist in diesem Falle noch von mnd. Schreibkonventionen auszugehen, wie Lasch zeigt:

Jedenfalls beweist *Beyr* bei Herlicius (8 mal im Musicomastix, aber *Beer* Vinc. Lad.) noch nicht für [sic] Diphthongierung dieses Wortes, das (vor r!) stets gern mit *ei* geschrieben wird, so in der Greifswalder Hochzeitsordnung 1592, bei Gentzkow, Kolberger Schmiederolle 1600 usw.¹⁵⁶⁸

Auch der Beleg „meir“ aus dem Jahre 1371, den das MWB anführt,¹⁵⁶⁹ steht in keinem unmittelbaren Zusammenhang mit den hier beschriebenen Diphthongierungen.¹⁵⁷⁰ Ebenso problematisch ist der frühe Nachweis im Wörterbuch für „gefeuret“ ‚gefahren‘ (Ribnitz 1600)¹⁵⁷¹, da es sich um einen Mischtext mit zahlreichen hochdeutschen Elementen handelt:

Dem Moller vor den Molenstein tho werkende 1 Gulden, Baltzer Henneken, dem Zimmermann, vor die welle vnd balcken sammt einen Rad zu der Mole zu bringen vor 11 dage jeden

dürfen, denn die Verfasser der anderen beiden Gedichte könnten dann ebenfalls aus völlig anderen Gebieten stammen.

¹⁵⁶² Alle Seitenzahlen beziehen sich auf: Babst, Diederich Georg: Allerhand schnacksche Saken tum Tiedverdriew, âwers Währheeten, ümm sick meeto to speegeln in unse Modersprak'. Im Auszug auf's Neue herausgegeben, Rostock, Schwerin 1843 (nachfolgend als Babst, Neudruck zitiert).

¹⁵⁶³ Teuchert, Beiträge, S. 222.

¹⁵⁶⁴ Dietz, S. 126 bzw. Mussäus, Sprachlehre, S. 11.

¹⁵⁶⁵ Kolz, S. 96.

¹⁵⁶⁶ Mussäus, Sprachlehre, S. 2.

¹⁵⁶⁷ Teuchert, Beiträge, S. 221.

¹⁵⁶⁸ Lasch, Zwischenspiele, S. 390.

¹⁵⁶⁹ MWB, IV, Sp. 1198.

¹⁵⁷⁰ Siehe dazu auch Anm. 585 in dieser Arbeit.

¹⁵⁷¹ MWB, II, Sp. 1141.

Dage 8 ß=3 Gulden 16 ß; dem Knechte Hanns Goldenboge vor 11 Dage Molen gearbeided des Dages 7 ß=3 Gulden 5 ß; den Pauren (Bauern) also se die Molen welle, Rade vnd Balcken zur molen gefeuret 1 Gulden 9 ß; vor ein half hundert pfenningk negel zur molen gebruchet, dem schmede Kreyenbarg zu der Molen welle 2 Gulden 16 ß; vor ein Busse auf der welle 20 ß, vor de beiden Bande auf der welle zu uorniden (vernieten) 1 Gulden 8 ß; vor hundert pfenningk Negel zur molen.¹⁵⁷²

Es lassen sich neben rein niederdeutschen Berufsbezeichnungen („Moller“, „schmede“) und Wörtern („Busse“, „Dage“, „molen“) auch Fälle feststellen, wo der Schreiber unsicher ist, wie die hochdeutsche Entsprechung lautet, z. B. „gebruchet“ welches eher von mnd. „(ge)bracht, (ge)brocht“¹⁵⁷³, nnd. „bröcht“ beeinflusst scheint, denn bereits im Mhd. lautete das Partizip II von bringen „brâht“.¹⁵⁷⁴ Hier könnte die Bildung – sofern es sich nicht einfach um eine Schreibvariante des nd. Wortes handelt – auf Fällen wie nd. „god“ – hd. „gut“ bzw. nd. „Mod“ – hd. „Mut“ beruhen. Ebenso könnte „gefeuret“ auf solch eine Unsicherheit zurückzuführen sein, d. h., der Schreiber hat einfach analog zu nd. „Böm“ – hd. „Bäume“ „geföret“ diphthongiert. In der Ribnitzer „börgersprack“ von 1588, in der ebenfalls hoch- und niederdeutsche Formen zu finden sind, ist solch ein <eu> ebenfalls nachweisbar: „39. Ein jeden schall *heuden* sin schwin un ander vieh vor den Kerckhoff [Hervorheb., A. K].“¹⁵⁷⁵ Auch hier ist es wahrscheinlicher, dass der Schreiber das nd. Wort einfach diphthongiert hat, um so ein „hochdeutsches“ zu erhalten, als dass es sich um einen frühen Nachweis für den mecklenburgischen Zwiellaut handelt, denn im selben Satz kommen mehrere hochdeutsche Wörter vor und im Text lassen sich Gegenbeispiele finden: „egendom“, ‚Eigentum‘, „ohne mitt weten“, ‚ohne Mitwissen‘, „vehe“, ‚Vieh‘; „don“, ‚tun‘, „toh“, ‚zu‘¹⁵⁷⁶ Zudem stehen sich noch hd. „feuer“¹⁵⁷⁷ und nd. „hure“, ‚Miete‘¹⁵⁷⁸, des Weiteren „brackelhuse“, ‚Haus, in dem das Flachs gebrochen wird‘, „hüsern“ und „häusern“¹⁵⁷⁹ gegenüber. Irmtraud Rösler führt weitere Belege solcher „hyperkorrekten Diphthongierungen“ aus den Protokollen des kaiserlichen Notars Christoffel Ronnischer (1576) an, „z. B. deisse, seibende, seibentzich, hein und weither, getreiben, Swereinn, stauben, Tauf- und Zaunhamen [sic]“.¹⁵⁸⁰ Eva-Sophie Dahl kennt solche Schreibungen aus Rostocker Texten, die ebenfalls aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts stammen, z. B. „*keussen*, frühhd. Küssen ‚das Kissen‘; *Staubendheure* ‚Stubentür‘, *Stauben*, *Haustheurn*; *theur*; *Zeuchtung*, Adj. *Zeuchtig*; *auf fleuchtigen fueß*; *bereuchtiget* PP“.¹⁵⁸¹ Dabei formen die Schreiber auch niederdeutsche Wörter um, so erwähnt sie „*in einer keussen Beur*“, eine „Ver-

¹⁵⁷² Zit. nach: Kühl, Paul: Geschichte der Stadt und des Klosters Ribnitz in Einzeldarstellungen. Studien zur Landschaftskunde, Kolonisation, Kultur- und Wirtschaftsgeschichte der äußersten Nordostecke Mecklenburgs. Zum 700jährigen Bestehen seiner Heimatstadt, Neubrandenburg 1933, S. 355.

¹⁵⁷³ Lasch, Mnd. Gr., S. 237, § 431.

¹⁵⁷⁴ Paul [u. a.], S. 259, § 267.

¹⁵⁷⁵ Zit. nach: Kühl, S. 226.

¹⁵⁷⁶ Alle Beispiele zit. nach: ebenda, S. 225.

¹⁵⁷⁷ Zit. nach: ebenda, S. 225.

¹⁵⁷⁸ Zit. nach: ebenda, S. 226.

¹⁵⁷⁹ Alle Beispiele zit. nach: ebenda.

¹⁵⁸⁰ Rösler, Irmtraud [sic]: Untersuchungen zum Eindringen des Hochdeutschen im Norden des Deutschen Sprachgebiets, in: Akademie der Wissenschaften der DDR. Zentralinstitut für Sprachwissenschaft (Hrsg.): Linguistische Studien. Reihe A. Arbeitsberichte. 75/I. Das Niederdeutsche in Geschichte und Gegenwart, Berlin 1981, S. 68, vgl. auch die Beispiele für „künstliche Lautumsetzungen“, z. B. „*kraucke*“, „für das niederdeutsche Wort ‚bokwete‘ findet sich buckweitzen oder bauchweitzen“ (ebenda, S. 71), die „Diphthongierung von hochdeutsch u, ü zu au“ war damit nicht unüblich, u. a. werden genannt: „widerauf, unwiderraufflich, unvorbrauchlich, Stauben, Schaubekarren“ (ebenda).

¹⁵⁸¹ Dahl, Eva-Sophie: Das Eindringen des Neuhochdeutschen in die Rostocker Ratskanzlei, Berlin 1960, S. 205.

hochdeutschung des mnd. *büre* ‚Bettbezug‘¹⁵⁸². Mantzel bemerkt noch 1762, dass „Hochteutschaffectirende“ Wörter erfänden: „Z. E. sie siegeln u^eber das Wasser, steigen auf Ledern: ihre Ba^eume haben Zelgens: ihr trunckener Bedienter ist daun.“¹⁵⁸³ Daher muss „gefeuret“ hier nicht zwangsläufig nd. Lautstand angeben, sondern kann wie „Beur“ auf einer Unsicherheit des Schreibers beruhen,¹⁵⁸⁴ zumal er auch „Pauren“ ‚Bauern‘ schreibt. <p> ist auch in Rostocker Dokumenten dieser Zeit anzutreffen.¹⁵⁸⁵ In den Hochzeitgedichten des 17./18. Jh.s findet sich die diphthongierte Form auch nicht, wohl aber die mit <ö>: „ob ick gah / ried edder ock wol föhre“ (Hg. 6, 2 [1705]). Mussäus verzeichnet 1837 „fahren–fäuern“.¹⁵⁸⁶ In seiner Sprichwortsammlung schreibt er jedoch „he führt jümmer mit ’n Meßwagen“.¹⁵⁸⁷ Inwieweit hier ein regionaler Unterschied besteht, lässt sich nicht ausmachen.

Teuchert führt all diese Erscheinungen auf die Siedlungsgeschichte zurück:

Damit ist die Zugangsstraße, welche die ersten westfälischen Siedler über die Elbfurt bei Artlenburg gezogen sind, betreten, und die westfälische Mundart ist in der Tat der Ursprungsort dieser Lauterscheinung. In derselben Weise haben Wörter wie *Bier*, *vier* in diesem Bezirk die Lautfolge *eir*, sie sind längs der Küste bis zur Warnow vorgedrungen, zum Teil erreichen sie die Recknitz. So ist für diese lautliche Eigenart die westfälische Abkunft offensichtlich, wie andererseits das dem gesamten mecklenburgischen Sprachraum eigentümliche *īr* und *ūr* in *Ihr* ‚Ehre‘, *Pierd* ‚Pferd‘, *Kuurn* ‚Korn‘, von dem sich in dieser Hinsicht auch das strelitzische Gebiet nicht absondert, der holsteinischen Sprechweise verdankt werden dürfte.

¹⁵⁸⁸

Allerdings sind die Diphthonge in Mecklenburg erst im 18. Jahrhundert greifbar, ebenso die Erhöhung, so dass sich kaum ein zeitlicher Zusammenhang zwischen Westfalen, wo die Zwielaute bereits im 14. Jahrhundert nachweisbar sind,¹⁵⁸⁹ und dem hier untersuchten Gebiet herstellen lässt. Das Bittschreiben eines Schönberger Studenten aus dem Jahre 1732 enthält beispielsweise kaum Anzeichen für eine diphthongische Aussprache, vor <r> schreibt er „monophthongisch“: „gratulereen“ (S. 31), „föhr ick“, „fehr“ (beide S. 32) usw.¹⁵⁹⁰

Auch die von Teuchert beschriebene „Schärfung“ findet sich in den Hochzeitgedichten nicht. In einem Gedicht, das 1708 anlässlich einer Hochzeit in Hagenow vorgetragen worden ist, ist „do^rtheyn“ zu lesen.¹⁵⁹¹ Heute herrscht hier teilweise noch [dø:ʁtedŋ] (Lüblow) vor, in Pritzier heißt es [tedŋ]. Lediglich in dem Titel eines Gedichtes aus dem Jahre 1730, das Kohfeldt aus der ehemaligen Schweriner

¹⁵⁸² Ebenda.

¹⁵⁸³ [Mantzel, Ernst Johann Friedrich]: Bu^tzowsche Ruhestunden, gesucht, in Mecklenburgschen, vielentheils, bisher noch ungedruckten zur Geschichte und Rechtsgelahrtheit vornehmlich geho^rigen Sachen. Vierter Theil, Bu^tzow 1762, S. 34.

¹⁵⁸⁴ Diese Unsicherheiten sind teilweise noch in Texten aus dem 18. Jahrhundert nachweisbar, Dahl, Niederdeutsches, S. 77, erfasst noch 1767 aus den „Wöchtlichen Rostockischen Nachrichten und Anzeigen“ „*Keil* (Bedeutung ‚Kiel‘), *Schiff*, wo der *Keil* oben gewesen“. In der „Monatsschrift von und fu^r Mecklenburg“ veröffentlicht ein anonymes Autor 1790 einen in Missingsch verfassten Brief, dort wird nd. „stuf“ ‚stumpf‘ verhochdeutsch: „Die Haare waren hinten stauf abgeschnitten.“ Anonym: Ueber das mecklenburgsche Hochdeutsch. Fortsetzung, in: Monatsschrift von und fu^r Mecklenburg. Dritter Jahrgang. 3^{tes} Stu^cck, Schwerin Ma^rz 1790, Sp. 153 (nachfolgend als Anonym, meckl. Hd. 2 mit entsprechender Seitenzahl zitiert).

¹⁵⁸⁵ Dahl, Eindringen, S. 180 f.

¹⁵⁸⁶ Mussäus, Stände, S. 137.

¹⁵⁸⁷ Mussäus, J[ohann]: Plattdeutsche Redensarten und Sprichwörter, in: MJB 5 (1840), S. 121, Nr. 19.

¹⁵⁸⁸ Teuchert, Entwurf, S. 88.

¹⁵⁸⁹ Siehe die Nachweise für <au> bei Schophaus, S. 41 – 43.

¹⁵⁹⁰ Alle Seitenzahlen nach: Walther (s. Anm. 1131).

¹⁵⁹¹ Deiter, S. 143.

Regierungsbibliothek anführt, könnte die Schreibweise einen Hinweis auf einen möglichen Monophthong liefern: „Sick een kleen Fröed günd“.¹⁵⁹² Allerdings ist nicht sicher, ob diese Schreibvariante im Zusammenhang mit der heutigen Aussprache in Südwestmecklenburg steht. Möglicherweise könnte das Fehlen dieser Formen daher rühren, dass viele Hochzeitgedichte eher einen städtischen Hintergrund haben, aber selbst dann ist doch zu fragen, warum darin andere „bäurische“ Formen vorkommen, diese aber nicht. Einen ersten Hinweis auf eine unterschiedliche Aussprache des Diphthongs liefert Dietz: „Eu wird auch beibehalten in *Heu*, nur die Bauern sprechen ungefähr *Höi* oder *Höig*.“¹⁵⁹³ Allerdings nähern ältere Probanden noch heute das /ɔy/ an /ø/ an. Mussäus schreibt „tein“.¹⁵⁹⁴ Dabei erwähnt er auch „Hö“ für Südwestmecklenburg:

Die südwestlichen Bewohner und die in den Städten von ganz Meklenburg sprechen das Platte ohne viele starre Doppellaute aus, z. B. de – die, een – ein, bleew – blieb, Hö – Heu, Beer – Bier, höden – hüten, möten – müssen ic. Die übrigen Landbewohner verwenden unzählige Doppellaute z. B. dei, ein, bleiw, Heu, Beier, häuden, mäuten ic.¹⁵⁹⁵

Diese Beobachtungen spiegeln allerdings nicht die Aussprache wider, wie sie auf den Aufnahmen zu hören ist, denn gerade der Südwesten spricht heute ansonsten diphthongisch. Im „Freimüthigen Abendblatt“ vom 26. Oktober 1827 gibt ein anonymes Verfasser an,

indeß giebt es noch einen Konsonanten, der einem verschluckten oder abgebrochenen j am a^hnlichsten ist, un wo man zum Nothbedarf das j setzen muß, obgleich es dasselbe nicht ganz ist, z. B. Ehj, Plural: Ehje (Eier).¹⁵⁹⁶

Weitere Belege für die noch heute nachweisbaren Monophthonge in ‚Ei‘ usw. folgen dann bei Ritter¹⁵⁹⁷ und Wiggers.¹⁵⁹⁸ Ritter sieht in „Mejé, Ejé“ eine Eigenart der Landsprache.¹⁵⁹⁹ Allerdings war diese monophthongische Aussprache bereits damals wohl auf ein bestimmtes Gebiet begrenzt, und seine Angaben können nicht für ganz Mecklenburg herangezogen werden.¹⁶⁰⁰ Günther schwankt in seiner Schreibung: „Frisch Eier, gaur Eier.“ bzw. „Dat is niks mit de Heuner, dei Pier leggen mier Ehjer“.¹⁶⁰¹

¹⁵⁹² Kohfeldt, Gustav: Mecklenburgische, besonders Rostockische, plattdeutsche Hochzeitgedichte des 17. und 18. Jahrhunderts, in: Beiträge zu Geschichte der Stadt Rostock 9 (1915), S. 110, Nr. 9, vgl. auch Babst, Neudruck, S. 20: „De Fro^ed’ benewel’ mi.“

¹⁵⁹³ Dietz, S. 126.

¹⁵⁹⁴ Mussäus, Stände, S. 137.

¹⁵⁹⁵ Ebenda, S. 135.

¹⁵⁹⁶ O. D. O., Abendblatt 460, Sp. 887 f.

¹⁵⁹⁷ Ritter, S. 35.

¹⁵⁹⁸ Wiggers führt „heu“ ‚Heu‘ (Wiggers, S. 7), aber auch „eeger“ ‚Eier‘ (ebenda, S. 5) an.

¹⁵⁹⁹ Ritter, S. 35.

¹⁶⁰⁰ Albert Reinhold schreibt beispielsweise „Mai“ (Reinhold, A., S. 9) und „seigen“ ‚säen‘ : „meigen“ ‚mähen‘ (ebenda, S. 41).

¹⁶⁰¹ Günther, Hs., S. 30, Nr. 200 bzw. S. 31, Nr. 207. Es lässt sich nicht ermitteln, warum er schwankt. Möglicherweise liegt ein regionaler Unterschied vor, da er in Groß Viecheln bei Wismar geboren wurde, später aber eine Gemeinde in Groß Methling übernahm, es wäre auch ein soziologischer denkbar, da er zwischen rein monophthongischer (städtischer) und diphthongischer Schreibung schwankt: „Ei is ’n Ein [sic], seggt de Prester un grippt na’t Gos-Eis“ (ebenda, S. 1, Nr. 29), vgl. dagegen die beiden zuvor angeführten Zitate.

2. 4. 3. 2 Die Erhöhung

Relativ gut nachvollziehen lässt sich die Erhöhung: Im Hg. 26 aus dem „Jahr Dufend Sävenhundert unde Vertich“ (S. 1) ist noch „Beer“ ‚Bier‘, „erften“ ‚erst‘ (beide S. 2), „Fidelkerl“ ‚Geigenspieler, Musikant‘ (S. 3), „Wat hafelerst du“ ‚was treibst du für Narrenpossen; was bist du ausgelassen‘ (S. 2), „vvor“ ‚wie‘ (S. 2), „hör“ ‚höre‘, „vveren“ ‚waren‘ (beide S. 3) zu lesen. Im nachfolgenden, das auf 1741 datiert ist (Hg. 27), finden sich noch „cradelleern“ ‚gratulieren‘: „Deern“ ‚Mädchen‘ (beide S. 3), „eerst“ ‚erst‘, „spatzeert“ ‚spaziert‘ (beide S. 2), aber auch „Bier“ ‚Bier‘ (S. 3), „ihrbar“ ‚ehrbar‘ (S. 2), „Ihren-Dag“ ‚Ehrentag‘ (S. 3), „Kierls“ ‚Männern‘ (S. 2), „mier“ ‚mehr‘, „siehr“ ‚sehr‘ (beide S. 3), „wieren“ ‚waren‘ (S. 2), „fuhr“ ‚weiter‘ (S. 2), „Pastuhr“ ‚Pastor‘, „Ja-Wurt“ ‚Ja-Wort‘ (beide S. 3). Die Schreibung kann aber auch schwanken, z. B. „thohören kreeg“ ‚zu hören bekam‘ (S. 2) – „thohüren krigt“ ‚zu hören bekommen‘ (S. 3), „hürd“ (S. 3) – „hörd“ ‚hörte‘ (S. 2), „van fieren höhrt“ ‚von fern gehört‘ (S. 2). Das Hg. 28 (1742) hat wiederum „föhren“, „föhrn“ ‚fahren‘, „erst“, „wehr“, aber auch „Beir“, „theiren“ ‚sich zieren‘ und „weir“ (alle S. 2^a). Diese Beispiele zeigen, dass die Erhöhung nicht in allen Gedichten zu finden ist, obwohl sie zeitlich gesehen sehr nah beieinanderliegen, denn während das Gedicht aus dem Jahre 1740 nur <er> und <ör> enthält, sind im nachfolgenden, das nur ein Jahr später entstanden ist, bereits <ir>, <ur> und <ür> vorhanden. Inwieweit Schreibgewohnheiten eine Rolle spielen, lässt sich nur schwer ermitteln. Das Hg. 26 stammt nach eigenen Angaben aus dem „Mecklenborgkischen Toitenwinckel“ (S. 1), das Hg. 28 stellt ein „Buhren-Gespräck [...] van tween Buhren ut den Amt Dobran“ dar, „[g]edrückt unjer de Presse tüschen Barnsdörp un Bendwisch“ (S. 1). Für das Hg. 27 existieren keine genauen Ortsangaben innerhalb des Textes. Diese Schreibgewohnheiten erschweren deshalb aber auch eine genaue Datierung, da nicht sicher ist, inwieweit sie die Aussprache überdecken können. Ein Hochzeitsgedicht aus dem Jahre 1724 hat z. B. „ehrlück“ (S. 2), „geren“ (S. 1)/„gern“ (S. 3) ‚mehr‘ (S. 4); „Ohren“, „Pastor“, „Sprickwort“ (alle S. 3), „Ho^r-Huß“ ‚Ohr‘, „ho^rt“ (beide S. 2), daneben aber auch mehrfach „wur“ ‚wie‘ (u. a. S. 3) und einmal „Mißgebuhr“ (S. 3).¹⁶⁰² Neben der großen Anzahl an Belegen, die noch keine Erhöhung aufweisen, könnte z. B. der letztgenannte Nachweis hochdeutsch beeinflusst sein. Ob hier also schon Vokalhebung vorliegt, kann nicht sicher bestimmt werden. Holsten kann diese Erscheinung Ende des 17. Jahrhunderts auf vorpommerschem Gebiet anhand von Karten schwedischer Landvermesser noch nicht nachweisen.¹⁶⁰³

Die Schreibungen sind selbst in später entstandenen Gedichten immer noch uneinheitlich, so finden sich im Hg. 29 nur Schreibungen mit <er>, <or> und <ör> („Beer“ ‚Bier‘ [S. 2^a], „Ehren“ ‚Ehren‘: „verfehren“ ‚ängstigen‘ [S. 2^a], „gelehrt“ ‚gelehrt‘: „wehrt“ ‚wert‘, „mehr“ [alle S. 2^b], „spartzeren“ ‚spazieren‘ [S. 2^a], „Wor“ ‚wo‘, „hören“ [beide S. 2^a]), erst in Hg. 31 finden sich mit „Uhr“ ‚Ohr‘: „Spuhr“, „Wur“ ‚wo‘ (alle S. 2^a) erhöhte Formen, jedoch herrscht noch <er> vor („gratuleeren“: „ehren“ ‚ehren‘ [S. 2^a], „gern“: „vermehr“, „gelerd“ ‚gelehrt‘: „geehrt“ [alle S. 2^b] usw., allerdings kommt auch der Reim „geleeret“ ‚gelernt‘: „zieret“ [S. 2^b] vor – entweder ist er unrein oder deutet darauf hin, dass hier eine ähnliche Aussprache der Vokale vorliegt). Die Vokalhebung ist also immer noch selten in Texten nachweisbar.¹⁶⁰⁴ Erst ab dem Hg. 35 (o. J., nach 1759) ist sie wieder

¹⁶⁰² Alle Seitenzahlen nach: Anonym, Preester-Paar (s. Anm. 1531)

¹⁶⁰³ Holsten, Geschichte, S. 78.

¹⁶⁰⁴ In Hg. 32 – 34 finden sich gar keine Schreibweisen, die auf Vokalhebung schließen ließen.

häufiger zu finden, z. B. in „Bier“ (S. 3), „Diern“, „giern“, „Kierl“ (alle S. 2), „lebens wiert“ ‚liebenswert‘ (S. 3), „liert“ ‚gelernt‘, „Piert“ ‚Pferd‘ (beide S. 2), „siehre“ ‚kranke‘ (S. 3) „Stiert“ ‚Schwanz‘, „wierst“ ‚wärest‘, „Uhr“ ‚Ohr‘ (alle S. 2), „wur“ ‚wie‘ (S. 3). Ein Wechsel in der Schreibung liegt bei „Hör!“ – „hür!“ (beide S. 2) vor. Die Erhöhung hat damit nach schriftsprachlichen Quellen im 18. Jh. eingesetzt, die ersten Belege (1741) sind allerdings etwas jünger als die für die Diphthongierung (1711). Unsicher ist, ob die Schreibungen „Bier“ (S. 164), „führt“ (S. 163), „schnüren“ : „führen“ (S. 164) in einem um 1728 – 30 entstandenen Bauerngespräch bereits als Zeichen für Vokalhebung aufzufassen sind, da hier zahlreiche Belege zu finden sind, die noch keine aufweisen: „erst“, „lehrden“ ‚lernten‘, (S. 163) „lehren“ ‚lehren‘ : „hören“, (alle S. 162), „lehren“ ‚lehren‘ : „verwehren“ (S. 163), „wär“ ‚wäre‘ (S. 162), „wär’n“ ‚waren‘ (S. 163) und auch Hochdeutschpassagen darin zu finden sind, so dass diese die Schreibungen im niederdeutschen Text durchaus beeinflusst haben könnten.¹⁶⁰⁵ In den Bauerngesprächen von 1718 und 1734 kommen keine Schreibweisen vor, die auf Vokalhebungen hindeuten.¹⁶⁰⁶ Ein Fragment einer Predigt aus Zapel (18. Jh.) enthält ebenfalls noch keine Erhöhungen: „bekeern“ (S. 153), „in Eren“ (S. 154), „geern“ (S. 153), „dat Lamenteren“ (S. 154), „wa’r“ ‚wäre‘ (S. 154); „foort“ ‚weiter‘, „Koorn“ (beide S. 153), „Pastoor“, „Woort“ (beide S. 152); „ho’r ik“ (S. 152), „info’hren“ ‚einfahren‘ (S. 153), „Ko’hrnken“ ‚Körnchen‘, „wegfo’hrn“ ‚wegfahren‘ (beide S. 155).¹⁶⁰⁷ Auch die Schreibung „Gebuhrts-Dag“ in einem Bittschreiben aus dem Jahre 1732 rührt wohl aus dem Hochdeutschen her, da es keine weiteren Nachweise für eine Erhöhung gibt.¹⁶⁰⁸ Dahl zitiert aus den hochdeutsch verfassten „Wöchentlichen Rostockischen Nachrichten und Anzeigen“ aus den Jahren 1752 und 1756 „Stirn, Stern am Pferdekopf, mit Erhöhung des ē vor r im Nnd. Mecklenburgs“. ¹⁶⁰⁹ Dähnert schreibt in seinem Wörterbuch 1781 noch „Deern“ (S. 74), „Eere“ ‚Ehre‘ (S. 101), „Peerd“ ‚Pferd‘ (S. 346), „Oor“ ‚Ohr‘ (S. 338), „Oord“ ‚Ort‘ (S. 339), „Fo’ren“ ‚fahren‘ (S. 128), „Ho’ren“ (S. 189) usw., scheint den Wandel aber bei „Beer. Biir. f. Bier“ (S. 28) anzudeuten.¹⁶¹⁰ Teuchert sieht bei Babst noch einen Übergang:

Am Ende des Jahr.s ist der Wandel noch nicht völlig [sic] durchgedrungen: Babst gebraucht die alten Lautformen neben den neuen: *Keerl* Allerh. 1, 15; *Kierl* 14; *up de Eerd* 56; *to Iren* ‚zur Erde‘ : *all Vieren* ‚alle vier (Glieder)‘ 15; *fuhr* ‚fort‘ : *duhrt* ‚dauert‘ 108; *hören* ‚hören‘ 6; *äwerführen* : *hühren* 128.¹⁶¹¹

¹⁶⁰⁵ Alle Seitenzahlen nach: Kohfeldt, Bauerngespräche (s. Anm. 1036). Im Gedicht ist beispielsweise auch der Reim „et gah em altiet gut“ : „wenn he enst kumpt hennuth“ (Kohfeldt, Bauerngespräche, S. 164) zu finden.

¹⁶⁰⁶ Rösler, Bauerngespräch, S. 628: „anröhren“ ‚anrühren‘ : „föhren“ ‚fahren‘, „Eernst“ ‚Ernst‘, „hört“ ‚gehört‘, „studeert“ ‚studiert‘, „wedderkehren“ ‚wiederkehren‘, „Woort“ ‚Wort‘; Kohfeldt, Bauerngespräche: „erst“ (S. 161), „hören“ (S. 160), „mehr“, „Regerung“ ‚Regierung‘ (beide S. 161), „ümkehren“ (S. 160), „worten“ (S. 162).

¹⁶⁰⁷ Alle Seitenzahlen nach: K. (s. Anm. 1038).

¹⁶⁰⁸ Walther, S. 31, dagegen heißt es „fehr“, „verthören“ (ebenda, S. 32) usw.

¹⁶⁰⁹ Dahl, Niederdeutsches, S. 71.

¹⁶¹⁰ Allerdings ist auch nicht völlig hochdeutscher Einfluss auszuschließen. Alle Seitenzahlen nach: Dähnert (s. Anm. 10).

¹⁶¹¹ Teuchert, Beiträge, S. 220. Als weitere Beispiele dafür seien angeführt: „Bier“ (Babst, Saken 1, S. 7), „ierst“ (ebenda, S. 8), „sier stark“, „fu’hrd ick“, „de Fuhr“, (alle ebenda, S. 2), „Wie wieren“ (ebenda, S. 9). Daneben heißt es aber auch: „Eerst“ (ebenda, S. 6), „de Dohren“ (ebenda, S. 11), „spitzt de Ohren“ (ebenda, S. 12), „an mennig Ort“ (ebenda, S. 14). Bei ‚hören‘ schreibt Babst häufig <o>: „ho’ren“ (ebenda, S. 6), „So ho’r doch“ (ebenda, S. 7), „ick heff datt woll mahl ho’rt“ (ebenda, S. 11), „ho’ren“ : „wat nu woll scho’il passeeren“ (ebenda, S. 12). Auffällig ist, dass auf derselben Seite, manchmal sogar im selben Vers, Verschriftlichungen zu finden sind, die einerseits auf Erhöhung hindeuten, andererseits aber auch solche, wo sie unterlassen wird: „bett vier“, „uns Peer“ (ebenda, S. 9); „int Stehnduhr h’rin marcheeren“ : „aftoweeren“ (ebenda, S. 9). Daneben gibt es auch

Ein in Missingsch verfasster Text aus dem Jahre 1789 enthält „Ich hab’ mich recht verviert“, d. h., ‚ich war erschrocken‘.¹⁶¹² Im strelitzischen Raum wird die Erhöhung schon recht regelmäßig verschriftlicht, Brückner nutzt bereits durchgängig <i>, <u> und <ü>: „Ird“ ‚Erde‘, „kieht“ ‚kehrt‘, „dree un virtig“ ‚dreiundvierzig‘, „Hüh’t“ ‚gehört‘, „mieh“ ‚mehr‘, „Dueh-Schriewe“ ‚Torschreiber‘, „Vir“ ‚vier‘, „wier“ ‚wäre‘, „wiern“ ‚waren‘, „wua“ ‚wie‘ usw.¹⁶¹³ Das Gedicht „Dat Spöhk“, im Jahre 1795 „[a]us dem Strelitzschen eingesandt“, hat „wia^et“ ‚wäre es‘, „Ua^e“ ‚Ohr‘ (ge-reimt auf „Mua^e“ ‚Mauer‘), „Wua^et“ ‚wo es‘ sowie „hua^t [sic]“, ‚hörte‘, was wohl auf /y/ hindeutet.¹⁶¹⁴

Friedrich Franz von Kosegarten aus Grevesmühlen verschriftlicht die Erhöhung im auf das Jahr 1802 datierte Gedicht „Jumfer Jitt“ regelmäßig, z. B. „Diern“ : ‚fiern‘, „Ihrlichkeit“ ‚Ehrlichkeit‘, „liert“ ‚lehrt‘; „ju^emmerrfuhr“ ‚immerfort‘ (alle S. 137), „Nuhrden“ (S. 138), „Wuhrten“ : ‚uhrten‘ ‚orten‘ (S. 137); „hu^ehr“ ‚höre (2. Pers. Sg., Imp.)‘ (S. 138).¹⁶¹⁵ Allerdings erschien der Gedichtband, in dem es abgedruckt ist, erst 1842, womit nicht gesichert ist, ob die Datierung stimmt. Es wäre auch möglich, dass der Autor das Gedicht im Nachhinein noch verändert hat.

Der „Botter-Vagel“ meidet 1819 solche Schreibungen noch fast gänzlich¹⁶¹⁶: „Eerd“ ‚Erde‘ (S. 5), „fief un veertig“ ‚45‘ (S. 10), „toerst“ ‚zuerst‘ (S. 13), „vermengelert“ ‚vermischt‘ (S. 2), „weer“ ‚war‘ (S. 1 u. passim), „ordele du“ ‚urteile du‘ (S. 13), „Wort“ (S. 7), „fo^ehrt“ ‚führte‘ (S. 8), erhöht begegnet nur „Ruhrdump“ ‚Rohrdommel‘ (S. 4), die Form „verliehrt“ ‚verliert (3. Pers. Sg. Präs.)‘ (S. 6) ist wohl auf hochdeutschen Einfluss zurückzuführen.¹⁶¹⁷ Da bereits in älteren Texten erhöhte Formen zu finden sind, dürfte hier deshalb die „Tradition“ mitgewirkt haben: „So mo^egten wy gerne schriwen, as man syn Platt, in goden Hu^esern, in Sta^eden un in Do^erpern spreckt“, d. h., hier wird bewusst eine besondere Ausdrucksform gewählt.¹⁶¹⁸ Auch eine Gedichtfolge im „Güstrowschen gemeinnützigen Wochenblatt“ enthält kaum Erhöhungen: „eerst“ (S. 164), „Ehr“ ‚eher‘ (S. 166), „Ehren“ : ‚mehren‘ (S. 168), „Heerde“ : ‚Perde‘ (S. 168), „lehren“ : ‚kehren‘ (S. 169) ‚wär“ (S. 168)/ ‚weer“ (S. 170) ‚wäre‘; „angeboren“ : ‚Ohren“ (S. 165), „Pastorens“ (S. 165); ‚hör ick“ (S. 168), „Wörde“ (S. 164), einzig die durch die Standardsprache gestützten „Bier“ ‚vier“ (beide S. 166) und „rühren“ : ‚führen“ ‚führen‘ (S. 164) weisen sie auf.¹⁶¹⁹

Reime, die von der Schreibung her nicht als solche wirken, möglicherweise deuten sie eine ähnliche Aussprache an: „Affzier“ ‚Offizier‘ : ‚Peer“ (ebenda, S. 13), „giern“ : ‚ho^ern“ (ebenda, S. 153). Ferner ist nicht abzuschätzen, inwieweit nicht auch schriftsprachliche Traditionen auf die Schreibungen eingewirkt haben könnten.

¹⁶¹² Anonym: Ueber das mecklenburgsche Hochdeutsch, in: Monatsschrift von und fu^r Mecklenburg. Zweyter Jahrgang. 10^{tes} Stü^{ck}, Schwerin October 1789, Sp. 958 (nachfolgend als Anonym, meckl. Hd. 1 mit entsprechender Seitenzahl zitiert). Hier kann kaum hochdeutscher Einfluss angenommen werden, da es sich um ein niederdeutsches Wort handelt.

¹⁶¹³ Alle Nachweise: Kahl, S. 116.

¹⁶¹⁴ Alle Nachweise: Spöhk, S. 129.

¹⁶¹⁵ Alle Seitenzahlen nach: Kosegarten, Friedrich Franz von: Spät-Rosen. Eine Sammlung Gedichte in zwei Bändchen. Erstes Bändchen, Reval 1842 (nachfolgend als Kosegarten, Spät-Rosen mit entsprechender Bandangabe zitiert).

¹⁶¹⁶ Alle nachfolgenden Seitenzahlen beziehen sich auf: De Botter-Vagel. En nyes Wochenblad fo^r Stadt und Land; to^m Tidverdriv un ok to^r Lehr [Rostock, Schwerin] [1819].

¹⁶¹⁷ Im Botter-Vagel, S. 6, lautet der gesamte Satz: „So vera^endert sick dat Jugendlewen, / So verliehrt sick endlich alle Lust!“ Noch Reuter schreibt „verlüst“ (Reuter, Werke I, S. 340) neben „verlirt“ (ebenda, S. 204). Hoefler, Lautverhältnisse, S. 384, kennt 1851 aus dem Vorpommerschen „früst friert, verlüst verliert (neben frürt, verlürt für frürt)“.

¹⁶¹⁸ Botter-Vagel, S. 1 f.

Jeppes erfasst den Lautwandel in seiner Wortsammlung: „baven de Ihr stahn (Erde) so lange ein Todter noch unbegraben ist“ (S. 29); „Daor wieren mihr Adebahrs ass Poggen Es waren zu viele Theilnehmer, so daß keiner recht was bekommen konnte.“ (S. 25); „een basch Wurth höllt'n Kiedel von'n Liew!“ (S. 29) bzw. „Dat Piedt geet barft, das Pferd ist nicht beschlagen“ (S. 11), jedoch schwankt er noch und notiert beispielsweise „buten Duhr vor dem Thor“ (S. 36 f.), aber auch „buten Dohr“ (S. 24), „Af-Ört (oat) abgelegner [sic] Ort, Abtritt“ (S. 26), „Bicksteert. m. eine Verletzung am Hintern, z. B. durch Reiten“ (S. 18, siehe auch S. 32), „Diesementeeeren. heraustrreiben“ (S. 46), „Steert. Schweif. Handhabe des Pflugs o[der] Hackens“ (S. 152), „tracteeeren“ (S. 113), „Hellhörig aufmerksam“ (S. 73), wobei andere Eintragungen darauf schließen lassen, dass er beide Formen kennt: „Bier, auch Beer“ (S. 30), „beeren, oder bieren, sich geberden“ (S. 31) bzw. „Achter-poort, civiliter pro podice. Laat de Achterpoort (oder pürt) apenstahn, geeth de Docter sīn wäg.“ (S. 25).¹⁶²⁰ Die Schreibungen Siemssens um 1790 legen bereits erhöhte Aussprache nahe, so notiert er: „Fla^mmmstihrt (Johannis-Ka^efer)“ (Sp. 627), „Hotta^epirhten (Libelle)“ (Sp. 629), „Kwa^ekstihrt (Bachstelze)“ (Sp. 630) und „Wa^epstihrt, Wa^epstahrt (Bachstelze)“ (Sp. 635) bzw. „Ruhrdump (Rohrdommel)“, „Ruhrspahrling (Rohrsperling)“ (beide Sp. 632).¹⁶²¹ In seinen Büchern über die Flora und Fauna Mecklenburgs sind ebenfalls solche Schreibungen zu finden, aber auch „nicht erhöhte“.¹⁶²² Eine Wortliste aus dem Jahre 1795 schwankt ebenfalls, wobei die nicht erhöhten Formen überwiegen: „Hahseleeren, unnu^tzen Scherz treiben“ (S. 148), „Hellho^erig“ (S. 148), „Peerd“ (S. 150), „Verfeehren sick, erschrecken“ (S. 152),¹⁶²³ aber „Sa^ehvenstiern, das Siebengestirn“ (S. 150), in einem Artikel, der dieser Liste vorangeht, finden sich „Eerst“, „mehr“ (beide S. 125), aber auch „Pstuhr“, „Pastor“ (S. 125), „Uhr“, „Ohr“ (S. 124).¹⁶²⁴ Ackermann verschriftlicht sie ein Jahr zuvor noch nicht: „dei Wo^eah falln em so tau (Die Wo^erter fallen ihm so zu.)“ (S. 26), „dee Ohrn luusen“, „blagen Tweern“ (beide S. 27).¹⁶²⁵ Niemann nimmt 1798 in sein Idiotikon „*Flämmstirt*. S. *Lampyrus noctiluca* L.“ (S. 7), „*Kattenstiert*. S. *Equisetum*“ (S. 13), „*Kwäkstiert*. S. *Motacilla*“ (S. 15), „*Piirdmünt*. S. *Mentha aquatica*“ (S. 19) und „*Start*, *Stiert*. S. *Cauda*.“ (S. 24) auf, verzeichnet aber für das ‚männliche Hausschwein‘ noch „*Beer*, *Bier* S. *Sus Scrofa domesticus* mas L.“ (S. 2), des Weiteren „*Oorworm*, *Vrworm*. S. *Forficula auricularia* L.“ (S. 18), „*Veerfchrödig*, *Vierfchrötig*. A. *Praevalidus*.“ (S. 26), „*Verfeeren*, *Verfiren*. V. *Tremifcere*.“ (S. 27), neben *Krützdurn*. S. *Rhamnus catharticus* L.“

¹⁶¹⁹ Alle Seitenzahlen nach: Zierow, Ulrich: Sechs unbekannte plattdeutsche Gedichte der Biedermeierzeit, in: NdJb 62 (1936), S. 163 – 171.

¹⁶²⁰ Alle Seitenzahlen nach: Jeppes (s. Anm. 189).

¹⁶²¹ Die Spaltenzahlen beziehen sich auf: Siemssen, Beitrag I (s. Anm. 1408).

¹⁶²² In seiner Abhandlung über die „Meklenburgischen Land- und Wasservögel“ schreibt er u. a. „Rotstiert“, „Schwarzkehlchen“ (S. 135), „Twa^ehlstiert“, „Weihe“ (S. 16), vgl. auch die Angaben zu den Bachstelzen: „Dat witte Weepstirten, [...] de Schwienhierd“, „weißbunte Bachstelze“ (S. 131); „Dat gele Wa^ehpstierten, De La^emmerhierd“, „gelbe Bachstelze“ (S. 132), des Weiteren „De groote Ruhrspaarling“, „Rohdroßel“ (S. 94). Es finden sich aber auch noch die Schreibungen: „Moorwieh“, „Sumpfwiehe“ (S. 18), „Mooruhl“, „Sumpfeule“ (S. 36), „Peerdswa^elken“, „Mauerschwalbe“ (S. 152), alle Seitenzahlen nach: Siemssen, M. Adolph Christian: Handbuch zur systematischen Kenntniß der Meklenburgischen Land- und Wasservögel, Leipzig, Rostock 1794. Auf Erhöhung deutet auch „[d]e Hihring, Hierk“, „Hering“, Siemssen, M. Adolph Christian: Die Fische Meklenburgs. Zum Behuf vaterländisch-akademischer Vorlesungen systematisch verzeichnet, Leipzig, Rostock 1794, S. 65. Ob diese Schwankungen auf unterschiedliche Aussprachen, lautliche Unsicherheiten oder aber im Falle der „nicht erhöhten“ noch auf eine gewisse „Schreibtradition“ zurückzuführen ist, kann nicht ermittelt werden.

¹⁶²³ Alle Seitenzahlen nach: – – s, Monatsschrift 5, 1795 (s. Anm. 1181).

¹⁶²⁴ Alle Seitenzahlen nach: – – s, Monatsschrift 4, 1795 (s. Anm. 1542).

¹⁶²⁵ Alle Seitenzahlen nach: Ackermann, Sprache (s. Anm. 1545).

„*Liikdoorn*. S. Clavus pedum.“ (beide S. 15), aber nur „*Freren*. V. Frigere.“ (S. 8) und „*Hore*. S. Meretrix.“ (S. 12).¹⁶²⁶
Dietz meint am Anfang des 19. Jh.,

[d]as dunklere [...] *e* wird in Mecklenb. vor *r* z. B. in *sehr, mehr, ehren* gewöhnlich wie *i* ausgesprochen, daher auch Manche, selbst aus höheren Ständen, auch im Hochdeutschen *sihr, mihr, ihren* sprechen, welches man jedoch jetzt viel seltener hört als noch vor 30 Jahren.¹⁶²⁷

Da seine Ausführungen etwa in die Jahre 1816 – 1819 fallen,¹⁶²⁸ hatte sich die Erhöhung zumindest in der Region, die er beschreibt, bereits Ende des 18. Jh.s durchgesetzt, wobei er für den ländlichen Raum auch „breite Formen“ angibt, z. B. „Pejrd“.¹⁶²⁹ Den Wandel der anderen beiden Vokale vor /r/ beschreibt er ebenfalls: „Das lange *o* vor *r* wird leicht *u*, hinter welchem ein kurzes *e* gehört wird, z. B. *Puert* (Pforte), *Duer* (Thor). So wird auch häufig *ö* zum *ü* z. B. *döricht*, *düricht* (*thöricht*).“¹⁶³⁰

Der Strelitzer Friederich Ludwig Reinhold notiert in einem Sprichwort 1824 „Pierd“.¹⁶³¹ Flörke erläutert den Lautwandel 1825 an eben diesem Wort: „So schrieb man fu^er Pferd noch Perd, und im Plural de Perde, spä^ter Pierd und Pierde, oder Pier; endlich lautete es Pied oder Pia^ed (beides beinahe zweisylbig, mit kurz abgestoßener Endsylbe, [sic]) und im Plural Pia^e (eben so)“.¹⁶³² Des Weiteren nennt er „fu^en“ ‚fahren‘, ‚führen‘, ‚feuern‘, „fu^et“ ‚führen‘, „hu^en“ ‚hören‘, ‚gehören‘, ‚heuern‘, ‚Hörner‘ und ‚hu^et“, an denen er deren Doppeldeutigkeiten zeigt, „Ua^e“ ‚Ohr‘, nach Flörke auch ‚Uhr‘¹⁶³³ und „Dua^e“ ‚der Tor‘, ‚das Tor‘¹⁶³⁴ sowie „Flu^ea^ek“ ‚Flörke‘.¹⁶³⁵ Darüber hinaus erwähnt er noch einen Missingschsatz, den er nach eigenen Angaben aus seiner Jugendzeit, also Ende des 18. Jahrhunderts, kennt: „mich duhn de Uhren so weh, ich kann gor nich hu^eren.“¹⁶³⁶ Ein anonymes Autor, der auf Flörkes Aufsatz antwortet, kennt ebenfalls „fu^en“, meint aber „Ho^rner heißen nicht hu^en, sondern hu^eän“, wobei sich aber auch hier Erhöhung zeigt.¹⁶³⁷ Zwei Jahre später findet sich die Schreibung „Ku^en (Korn)“.¹⁶³⁸ Bahrnt schwankt aber in den Schreibungen noch 1830: „Dierens“ ‚Mädchen (Pl.)‘ (S. 166), „Kierl“ (S. 164), „Hu^ehr‘ s’ mal“ (S. 164), aber „Murmeldeert“ ‚Murmeltier‘ : „Steert“ (S. 166), „Probeer he’n man“ (S. 168), „Ohrworm“ (S. 166), „verfo^ehr’n“ : „ho^ehr’n“ (S. 167),¹⁶³⁹ während Lessen bereits die Erhöhung recht einheitlich verschriftlicht,¹⁶⁴⁰

¹⁶²⁶ Alle Seitenzahlen nach: Niemann (s. Anm. 1540). Jeppe, S. 7, schreibt dagegen „Allmannshuhr w. eine gemeine Dirne.“ (so auch ebenda, S. 26).

¹⁶²⁷ Dietz, S. 124, vgl. auch seine Aussagen zu „*Bier*“ (ebenda, S. 125), „*Deert, formeeren*“ (ebenda) und „*Pierd* (Pferd), *breit Pejrd*“ (ebenda, S. 127) sowie die Beispiele „*bieren*“ ‚gebärden‘ (ebenda, S. 126) und „*Ihr* (dem *Iär* oder *Iä* sich nähernd)“ ‚Erde‘ (ebenda, S. 126 f.).

¹⁶²⁸ Vgl. die Vorbemerkung Seelmanns zu Dietz’ Artikel (Dietz, S. 123).

¹⁶²⁹ Dietz, S. 127.

¹⁶³⁰ Ebenda, S. 125 f.

¹⁶³¹ Reinhold, Beiträge 41, 1824, Sp. 321.

¹⁶³² Flörke, Abendblatt 321, Sp. 150.

¹⁶³³ Alle Beispiele: ebenda, Sp. 148.

¹⁶³⁴ Ebenda, Sp. 149.

¹⁶³⁵ Ebenda, Sp. 150.

¹⁶³⁶ Flörke, H[einrich]. G[ustav]: Ueber die Unvollkommenheiten der plattdeutschen Sprache, und die zu wünschende gaⁿzliche Verbannung dieser Mundart, wenigstens aus den Zirkeln gebildet seyn wollender Menschen; ic. (Beschluß.), in: Freimu^tthiges Abendblatt, 7. Jg., Nr. 322, Schwerin 1825, Sp. 174, Anm. (nachfolgend als Flörke, Abendblatt 322 zitiert).

¹⁶³⁷ Anonym, Abendblatt 331, Sp. 343.

¹⁶³⁸ O. D. O, Abendblatt 460, S. 887.

¹⁶³⁹ Alle Seitenzahlen nach Bahrnt (s. Anm. 1045).

obwohl beide aus dem Osten des Sprachgebietes stammen.¹⁶⁴¹ Nerger folgert, dass aus „ē“ „[v]or halbvocalischem r“ „am Schluß des 18. und im 19. Jahrhundert ein ī“ ergebe.¹⁶⁴² Es ist allerdings anzunehmen, dass diese Entwicklung in einigen Gegenden früher eingesetzt hat, wie die Nachweise in den Hochzeitsgedichten zeigen. Im äußersten Westen ist sie selbst heute noch nicht abgeschlossen.¹⁶⁴³ Wie weit die Erhöhung aber Ende des 18. Jh.s verbreitet war, lässt sich anhand der schriftlichen Dokumente nicht genau bestimmen, da hier eben auch die Schrifttradition eine Rolle spielt.¹⁶⁴⁴

Teuchert sieht den Ursprung dieses Lautwandels „in der westlich benachbarten holsteinischen Mundart“,¹⁶⁴⁵ jedoch erscheint das kaum plausibel, da beispielsweise in Schlutup deutlich keine Erhöhung zu hören ist. Wenn also in Mecklenburg „eine Anlage dazu [...] doch vorausgesetzt werden“ muss,¹⁶⁴⁶ dann hätte diese ebenso im benachbarten Dialektgebiet wirken müssen. Zudem ist sie auch in Mecklenburg-Strelitz noch zu hören, obwohl dieses „einem altmärkisch-nordbrandenburgischen Monophthongstreifen“ angehört,¹⁶⁴⁷ „[d]enn Stargard haben die Markgrafen besiedelt, brandenburgisches Wortgut hebt sich im Landesteil Strelitz daher scharf von dem schwerinschen ab“,¹⁶⁴⁸ d. h., hier liegen offensichtlich ganz andere Siedlungsverhältnisse vor als im Rest des Untersuchungsgebietes, so dass die holsteinische „Anlage“ gar nicht wirken konnte. Auch scheint die Teilung des Landes diese Lautentwicklung nicht beeinflusst zu haben:

Ebensogut wie Strel. noch eben von der īr-, ūr-Welle erfaßt werden konnte, die sich in Schwer. doch erst kurz vor der Landestrennung von 1701 durchgesetzt hat, wäre es eine Beute der ai und au geworden, wenn nicht der Damm von 1701 errichtet worden wäre.¹⁶⁴⁹

Diese Behauptung Teucherts deckt sich allerdings nicht mit den Erstbelegen beider Lautentwicklungen, denn die Diphthongierung ist in den Hochzeitsgedichten zeitlich

¹⁶⁴⁰ Es seien ein paar Beispiele aus dem Eingangsgedicht genannt: „liir'n“ : „paßir'n“, „dei wiirn kaßirt“, „wur“, „wie“, „verfuhr'n“ (alle Lessen, Hellenia, S. 39), vgl. auch Dahl, Hellenia, S. 117, die weitere Beispiele nennt.

¹⁶⁴¹ Bahrdt wurde am 17. 7. 1789 in Dargun geboren und starb am 12. 2. 1847 in Neustrelitz (Grewolls, S. 25). Lessen kam 1780 in Malchow zur Welt, vgl. dazu Putzar, Detlev: Friedrich August Lessen – sein Leben, in: Lessen, Hellenia, S. 15, der als Geburtsdatum den „4. Juni“ angibt und als Taufdatum den „7. Juni“, sowie Schlüter, Ernst: Friedrich August Lessen. Ein mecklenburgischer Philhellene, in: Mecklenburg. Zeitschrift des Heimatbundes Mecklenburg. (Landesverein des Bundes Heimatschutz). 24. Jahrgang. Nr. 2, Schwerin Mai 1929, S. 71, wo nur der „7. Juni“ als Geburtstag verzeichnet ist. Dieses Datum ist dem Nekrolog im Freimüthigen Abendblatt entnommen: „Sohn des 1786 verstorbenen Küchenmeisters des Klosters Malchow, Johann Friedrich, ward er daselbst am 7ten Juni 1780 geboren.“ Anonym: Nekrolog von 1827, in: Freimuthiges Abendblatt, 9. Jg., Nr. 427, Schwerin 1827, Sp. 207. Darin wird auch seine hochdeutsche Reiseschilderung erwähnt (ebenda, Sp. 208), nicht aber die niederdeutsche.

¹⁶⁴² Nerger, S. 119.

¹⁶⁴³ Vgl. Kap. 2.1.6.

¹⁶⁴⁴ So sind in anderen Artikeln der Monatsschrift noch Schreibungen mit <e> anzutreffen: „Quecksteert, ein Vogel, Motacilba“; „quicksteerten, in bestandiger Bewegung seyn“: P. u. P. z. P.: Fortgesetztes Verzeichniß derjenigen plattdeutschen Wo^rter, welche auch in der englischen Sprache anzutreffen sind, in: Monatsschrift von und fu^r Mecklenburg. Dritter Jahrgang. 1^{tes} Stu^{ck}, Schwerin Januar 1790, Sp. 54. In einer Ergänzung ist ein weiterer Nachweis zu finden: „Wo datt Peerd achteruht defft! Wie das Pferd hinten aus schla^{gt} [sic]!“ P. u. P. z. P.: Nachtrag zum Verzeichniß derjenigen plattdeutschen Wo^rter, welche auch im Englischen angetroffen werden, in: Monatsschrift von und fu^r Mecklenburg. Dritter Jahrgang. 10^{tes} Stu^{ck}, Schwerin October 1790, Sp. 691.

¹⁶⁴⁵ Teuchert, Entwurf, S. 88.

¹⁶⁴⁶ Ebenda.

¹⁶⁴⁷ Ebenda, S. 87.

¹⁶⁴⁸ Teuchert, Sprachlandschaft, S. 163.

¹⁶⁴⁹ Teuchert, Lautstand, S. 32.

vor der Erhöhung anzutreffen (1711 gegenüber 1741), alle Nachweise sind aber *nach* der Teilung aufgetreten. Ein genauer Zeitpunkt, wann beide Lautentwicklungen eingetreten sind, lässt sich nicht bestimmen. Doch sind die Schreiber in den beiden strelitzischen Texten aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sehr viel konsequenter in der Darstellung der Erhöhung, während im schwerinschen Raum selbst noch Anfang des 19. Jahrhunderts Schwankungen auftreten, was eigentlich gegen eine von West nach Ost gerichtete Entwicklung spricht. Allenfalls das deutliche Übergewicht der Texte aus Mecklenburg-Schwerin kann hier diesen Umstand relativieren. Die politische Grenze lässt sich aber damit kaum als Grund für gemeinsame und unterschiedliche Lautentwicklungen anführen, da diese beiden Entwicklungen zeitlich nicht sehr weit auseinanderliegen. Außerdem fällt die Diphthongierungsgrenze auch nicht immer mit den Ländergrenzen zusammen.¹⁶⁵⁰ Die Zwielaute und Vokalhebungen finden sich zudem ebenfalls in Vorpommern, obwohl die Scheide zu Mecklenburg sehr viel älter ist und teilweise sogar an der Recknitz, der Trebel und der Peene, d. h. einer natürlichen Grenze, entlang läuft im Gegensatz zu der zwischen den schwerinschen und strelitzischen Landen. Offensichtlich haben die politischen Verhältnisse hier überhaupt keine Rolle für die Lautentwicklung gespielt.

2. 4. 3. 3 Hiattilger

Die Entwicklung des Hiattilgers /g/ legt Teuchert ausführlich dar, so „setzt sich seit 1711 in den Rostocker Hochzeitsgedichten -g- durch: *trugen* (1711) 8,1; *sick grugen* ‚sich grauen‘ 2; *brugen* ‚brauen‘ (1712) 10,2; *diene Frug* (1712) 3; *jug* ‚euch, Akk.‘ 4; *up allen jugen Wegen* (1712) 11,4.“¹⁶⁵¹ Auch nach anderen Graphemen steht sehr früh <g>, ein Bauerngespräch aus dem Jahre 1734 hat „teigen Jahr“ ‚zehn Jahre‘ und „nieges“ ‚Neues‘, aber noch „ju“ ‚euch‘;¹⁶⁵² im Hg. 23 aus demselben Jahr finden sich „befriegt“ ‚befreit‘ (S. 4), „Friegen“ ‚das Heiraten‘ : „kriegen“ (S. 2), „schriegt“ ‚schreit‘ (S. 3), „glöigt“ ‚glüht‘ : „blöigt“ ‚blüht‘ (S. 4), aber noch „ju“ ‚euch‘ (S. 4). Auch bei „Niegs“ ‚Neues‘ handelt es sich wahrscheinlich um einen Einschub, obwohl sich das Wort auf „Thies“ reimen soll (S. 2), denn der Reim „Friegen“ : „kriegen“ deutet doch darauf hin, dass der Konsonant gesprochen wird, da das letztgenannte Wort keinen Tilger enthält.

Teilweise variiert die Schreibung jedoch, so steht z. B. im Hg. 11 „ju“ (S. 3) neben „jug“ ‚euch‘, „jugen“ ‚euren‘ und „Frueg“ ‚Frau‘ (alle S. 4). Brückner schreibt „ju“ ‚euch‘, aber auch „grugt em“ ‚graut ihm‘,¹⁶⁵³ Albert Reinhold „mien nieges Testament“ ‚mein Neues Testament‘ (S. 29) „seigen“ ‚säen‘ : „meigen“ ‚mähen‘ (S. 41), aber ebenfalls noch „Ju“ (S. 33).¹⁶⁵⁴ Dietz gibt an, „[f]ür *juwe* sagt man *juhg*“ und fügt als weitere Beispiele „*juhg* (euer), *juhch* (euch)“ hinzu.¹⁶⁵⁵ Ein

¹⁶⁵⁰ Vgl. Blume, S. 7 sowie diphthongische Aussprache in Granzin, den Gegensatz [kɔy] – [kø:] ‚Kühe‘ innerhalb der Grenzen von Mecklenburg-Strelitz.

¹⁶⁵¹ Teuchert, Beiträge, S. 211.

¹⁶⁵² Alle Nachweise: Kohfeldt, Bauerngespräche, S. 161

¹⁶⁵³ Beide Nachweise: Kahl, S. 117.

¹⁶⁵⁴ Alle Seitenzahlen nach: Reinhold, A. (s. Anm. 187).

¹⁶⁵⁵ Alle Nachweise: Dietz, S. 126. Dass er das Possessivpronomen mit <g>, das Personalpronomen jedoch mit <ch> schreibt, könnte auf morphematischem Schreibprinzip beruhen, wie es in der hd. Standardsprache auch bei „Tag“ und „Tage“ vorherrscht. Möglicherweise hat er an die Form ‚eure‘ gedacht, wo manchmal ein /g/ zu hören ist ([ju:ɔə]) und analog dazu auch <g> im Auslaut geschrieben.

Maschenmerkreim, das ein alter, um 1830 verstorbener Wismarer seinen Großenkeln noch vorgetragen haben soll,¹⁶⁵⁶ enthält „klock teigen“ und „all wat dor kreigt“.¹⁶⁵⁷ Im Hg. 19 (1722) finden sich noch „juwe Fynde“, „eure Feinde“, „juw“ „euch“, „juwn“ „eurem“, „juwen“ „euren“, der Schreiber schwankt zwischen „Fruw“, „Frau“ (alle S. 2) und „tor Fruen“, „zur Frau“ (S. 3). Teuchert gibt an, dass sich <w> „noch lange in den Hochzeitsgedichten“ hält, woneben „der Schwund von -w- bezeugt“ sei.¹⁶⁵⁸ Dadurch kommt er zu dem Schluss, „daß die frühen *ûg*-Belege und die jetzt geltenden nicht unmittelbar zusammenhängen. Dieser Umstand rückt die *ûwe*-Gruppe an die *îe*-Wörter heran; in beiden ist ein Hiatt durch konsonantischen Einschub zu tilgen.“¹⁶⁵⁹ Solch eine Entwicklung scheint aber nicht sehr wahrscheinlich, denn demnach hätte <w> zu <g> werden müssen, um anschließend wieder zum <w> überzugehen, dieses wäre dann verschwunden und anschließend hätte sich <g> als Hiattilger durchgesetzt. Vielmehr treten diese drei Formen nicht chronologisch auf, sondern stehen nebeneinander: Hg. 6 (1705): „Fruens“, „Frauen“ (S. 4), „jue“, „eure“ (S. 3); Hg. 7 (1706): „Fruw“, „Frau“, (S. 2); Hg. 8 (1711): „grugen“, „fürchten“: „trugen“, „trauen“ (S. 2); Hg. 9 (1711): „Fruw“, „Frau“ (S. 3), „Juwe“, „eure“ (S. 4), „Truwe“, „Treue“ (S. 2), „truwen“, „trauen“ (S. 1); Hg. 10 (1712): „brugen“, „brauen“ (S. 2), „jug“, „euch“, „juge“, „eure“, daneben „Raug“, „Ruhe“ (alle S. 4) usw. In einer Predigt aus Zapel (18. Jh.) kommen wiederum hiatloses „ju“, „euer“ und „juen“, „euren“ vor.¹⁶⁶⁰ Hier treten also zur selben Zeit unterschiedliche *Schreibweisen* auf. <w> hat sich dabei vereinzelt bis ins 19. Jahrhundert gehalten: Ein anonymes Autor notiert 1795 „nach der hiesigen Aussprache“ „Fruwens“,¹⁶⁶¹ Gilow kennt 1868 noch „dugen, duwen, zucken, heftig gespannt sein“.¹⁶⁶² Teuchert bemerkt, dass „-ûg- nach Ag. Lasch zuerst in einem pommerschen Hochzeitsgedicht von 1664“ erscheine, aber „noch 1650 hat ein Rostocker Scherzgedicht *van truven Frûnden* und *juw* „euch, Dat.‘ [...], Laur. gebraucht nur die w-Formen“.¹⁶⁶³ Da sich diese Schreibungen keiner chronologischen Abfolge zuordnen lassen, wirft das die Frage auf, ob es sich dabei wirklich immer um unterschiedliche Aussprachen gehandelt haben musste. Laurembergs Gedichte sind beispielsweise noch 1750 gedruckt worden,¹⁶⁶⁴ es ist also gut möglich, dass einige Verfasser der Hochzeitsgedichte sich an älteren Schreibweisen orientiert haben könnten. Schophaus bemerkt für Soest, dass Daniel von Soest im 16. Jahrhundert noch „schuwe“, „scheu“ und „untruwe“, „Untreue“ schreibe, während im „Bericht des Ratsprotokollbuches über die Einführung der Reformation vom Jahre 1531“ bereits „*trugge*“ stehe.¹⁶⁶⁵ Auch hier wirken unterschiedliche Schreibkonventionen, denn „[e]s geht nicht an, für die Soester Mundart im 16. Jahrhundert noch eine Aussprache *[jy:wə], *[try:wə] anzusetzen“.¹⁶⁶⁶ Das könnte bei

¹⁶⁵⁶ Mielck, W[ilhelm]. H[ildemar].: 3. Maschenmerkreim aus Wismar, in: NdKbl 4, 6 (1879), S. 64.

¹⁶⁵⁷ Ebenda, S. 66 bzw. 67.

¹⁶⁵⁸ Teuchert, Beiträge, S. 211.

¹⁶⁵⁹ Ebenda.

¹⁶⁶⁰ Beide Nachweise: K., S. 153.

¹⁶⁶¹ – – s, Monatsschrift 4, 1795, S. 125.

¹⁶⁶² Gilow, Leitfaden, S. 73.

¹⁶⁶³ Teuchert, Beiträge, S. 211. In dem besagten pommerschen Hg. von 1664 heißt es bereits „hochbetrugten“, „hochbetrauten“ (Adam, S. 125). In einem anderen von 1656 findet sich „vertrut“, „vertraut“ (ebenda, S. 127). Dagegen hat ein jüngeres von 1696 wieder „juw“, „euch“, „Juwem“, „eurem“ (ebenda, S. 128), ein weiteres von 1683 aber „juw“ (ebenda, S. 129) und „ju“, „euch“ (ebenda, S. 130). Auch hier lässt sich also keine chronologische Reihenfolge feststellen.

¹⁶⁶⁴ Lappenberg, S. 203; Braune in der Einleitung von Lauremberg, S. XIII, daneben soll es auch eine Ausgabe von 1800 gegeben haben (von Lappenberg, S. 204, angezweifelt, vgl. Braune in Lauremberg, S. XIII).

¹⁶⁶⁵ Schophaus, S. 65.

¹⁶⁶⁶ Ebenda.

den Hochzeitsgedichten ebenso der Fall sein. Die Formen ohne Einschub dokumentieren dann eher, dass beide Varianten schon damals möglich waren, also eine mit (und zwar <g> bzw. archaisierend <w>) und eine ohne Tilger, wie es heute auch noch der Fall ist, z. B. bei [majn] – [majn̩] ‚mähen‘ usw.¹⁶⁶⁷ Kosegarten meidet beispielsweise noch im 19. Jh. den Einschub und schreibt im Gedicht „De Nachtwächter“ (veröffentlicht 1843) „toh Juher lehwen Fruh“¹⁶⁶⁸ und reimt „Vertruh’n“ : „buh’n“.¹⁶⁶⁹ Carl Reinhold verwendet „Ju“ ‚euch‘ (1861),¹⁶⁷⁰ während Bahrdt gut dreißig Jahre früher „juch“ ‚euch‘ bevorzugt.¹⁶⁷¹ Reuter verschriftlicht das Wort in den Polterabendgedichten mit <g>.¹⁶⁷² Das relativiert aber auch Beckmanns Behauptung, die „Hgd. sind nicht mehr in der herkömmlichen mnd. Schreibung abgefaßt, sondern die Verfasser versuchen nach Art der hd. Schreibung, mehr oder wenig geschickt, die gehörten Laute wiederzugeben.“¹⁶⁷³ Zwar handelt es sich nicht mehr um mnd. Schreibkonventionen, wohl aber kann nicht jede Schreibvariante als Versuch gedeutet werden, die Aussprache vollständig nachzuahmen. Bereits im Hg. 2, 2 stehen sich „Köste“ ‚Küster‘ und „Höner-Stardt“ ‚Hühnerschwanz‘ gegenüber, d. h., im ersten Wort zeigt sich bereits ein Schwund des <r>, im zweiten Wort jedoch nicht. Deutlicher wird das noch am sechzehnten Gedicht: „Peite“ ‚Peter‘ (S. 1), „Preeste“ (S. 3) ‚Priester‘ ‚wedde“ (S. 2), denen aber „Kröger“ ‚Gastwirt‘ (S. 2) und „wedderleggen“ (S. 3) gegenüberstehen. Dennoch müssen hier nicht zwangsläufig unterschiedliche Lautungen angenommen werden. Die Verschriftlichungen stellen daher auch keine Lautschriften dar, nicht jede Schreibung gibt die exakte Aussprache wieder. In Hg. 3, 2 findet sich sogar das in Mecklenburg unübliche „mick“ ‚mich‘, eine Form, die in den damaligen Zwischenspielen überregional verbreitet war.¹⁶⁷⁴ Die Schreibweisen verleiten Teuchert dazu, für /g/ eine sehr viel komplizierte Lautentwicklung anzunehmen, obwohl sie sehr viel einfacher zu erklären wäre, nämlich, dass <w> zu <g> übergeht bzw. einfach ausfällt, wodurch zwei Varianten entstehen. Die Untersuchungen haben gezeigt, dass auch heute nicht immer konsequent ein Konsonant eingeschoben wird. Dass damals durchaus noch eine Erinnerung an die mittelniederdeutsche Schreibsprache vorhanden war, zeigen auch die Idyllen von Voß. Deutlich wird solch eine Rückbesinnung auch an der Idylle „De Undererdschen“ des Grabowers Andreas Wilke,¹⁶⁷⁵ die er 1812 in einem Gedichtband

¹⁶⁶⁷ Vgl. Kap. 2.4.2.

¹⁶⁶⁸ Kosegarten, Friedrich Franz von: Spät-Rosen. Eine Sammlung Gedichte in zwei Bändchen. Zweites Bändchen, Reval 1843, S. 82 (nachfolgend als Kosegarten, Spätrosen mit entsprechender Bandangabe zitiert).

¹⁶⁶⁹ Ebenda, S. 80.

¹⁶⁷⁰ Reinhold, C., S. V.

¹⁶⁷¹ Bahrdt, S. 166.

¹⁶⁷² So z. B. in „Corl un Mariken“: „Ick stünn dicht bi Jug up dei Lur“ (Reuter, Julklapp, S. 3).

¹⁶⁷³ Beckmann, Rostocker Mundart, S. 126.

¹⁶⁷⁴ Lasch, Zwischenspiele, S. 370, exemplarisch sei hier Lauremberg genannt, der in einer Bauernkomödie schreibt: „Ick meende se skulden mick hebben mit Huet unde Haar uppefreeten.“ Nissen, C[arl]. A[dolf]: Eine dritte plattdeutsche Posse von J. Lauremberg, in: NdJb 11 (1885), S. 146.

¹⁶⁷⁵ Grewolls, S. 470, führt unter dem Namen „Wilke“ zwei Grabower auf: August, 1773 dort geboren und am 24. 1. 1814 auch dort gestorben, sowie Andreas, der am 5. 3. 1776 zur Welt kam und der wie der erstgenannte Wilke am selben Tag ebenfalls in Grabow verstorben sein soll. Offensichtlich handelt es sich hierbei aber um ein und dieselbe Person, denn Brun gibt als Beispiel der Dichtungen Andreas Wilkes „De Harke“ an. Brun, Hartmut: Andreas Wilke (1776 – 1814) aus Grabow, in: Madaus, Christian (Hrsg.): Grabower Heimathefte. Heft Nr. 11, Barsbüttel 1996, S. 30 sowie ein fast identischer Artikel in: Brun, Hartmut: Ein Läuschendichter von Format. Andreas Wilke (1776 – 1814) aus Grabow, in: Mecklenburg-Magazin. Regionalbeilage der SVZ und der NNN. Nummer 1. 5. Januar 1996, S. 12. Carl Schröder erfasst den Autor dieses Gedichtes unter dem Namen „August Wilke“, der 1773 geboren sein soll. Schröder, Carl: Mecklenburg und die Mecklenburger in der schönen Literatur, Berlin 1909 (= Mecklenburgische Geschichte in Einzeldarstellungen. Heft XI/XII), S. 172, vgl. auch S. 131.

veröffentlicht hat.¹⁶⁷⁶ Anhand seiner Schreibungen ist kaum nachvollziehbar, ob damals in der Region wirklich so gesprochen worden ist, einige Formen lassen jedoch Zweifel aufkommen, dass er sich immer an der Lautung orientiert hat, so nutzt er als Hiattilger noch <w>: „buwt“ ‚baut‘ (S. 122), „Untruwe“ ‚Untreue‘ (S. 118). Es finden sich daneben aber Schreibweisen, die eher als historisch anzusehen sind, denn er behält das <e> vor <r> noch bei, während zeitgenössische Autoren wie Lessen bereits <a> nutzen: „geervde“ ‚geerbt‘ (S. 122), „Hert“ ‚Herz‘ (S. 123), „Herten“ (S. 118), „Merkten“ ‚merkten‘ (S. 123), „Verderf“ ‚Verderben‘ (S. 121),¹⁶⁷⁷ des Weiteren ist aber auch noch <a> vor <r> zu finden: „baare Betalung“ (S. 121) und „Welke“ ‚welche‘ (S. 122). Bereits in einem Frauenbrief aus dem Jahre 1584 ist „hertealderleveste leve harten“ zu lesen,¹⁶⁷⁸ Hg. 27, 1 (1741) enthält bereits „Bruht-Poor“ ‚Brautpaar‘, auf Seite 2 ist „Dohr“ ‚da, dort‘ zu lesen, auf derselben jedoch auch „dar“ und auf Seite 3 „dor“, „dorby“ ‚dabei‘ und „darvan“ ‚davon‘, in Hg. 35, 1 (nach 1759) noch „Bruth-Paar“, in Hg. 29, 1 (1742) ‚Brusebahrts‘ ‚Brausebarts (Gen.)‘. Inwieweit es sich dabei um Aussprachen, Lautwandel oder einfach nur um konservative Schreibungen handelt, ist so kaum abzuschätzen. Brückner schreibt 1774 „Hah“ ‚Haar‘, „Jah“ ‚Jahr‘, „wah“ ‚gewahr“¹⁶⁷⁹, während das strelitzische Gedicht „Dat Spöhk“ von 1795 „doa“ ‚da‘, „doa^{van}“ ‚davon‘, „Hoa“ ‚Haar‘, „schwoa“ ‚schwer‘ : „goa“ ‚gar‘ enthält.¹⁶⁸⁰ Dähnert verzeichnet neben „Bars“ auch „Bors“ ‚Barsch‘ sowie „Bart. (Bort.) f. Der Bart.“ (beide S.24), darüber hinaus „Daar. (Door.) part. Da.“ (S. 69), „Gar. (Gor.)“ (S. 142), „Paar. (Poor.) f. Ein Paar.“ (S. 341).¹⁶⁸¹ Dietz deutet diese Aussprache ebenfalls an: „der Marder heisst im Mecklenburgischen *Mahrd*, welches fast wie *Moahd* klingt.“¹⁶⁸² Jeppe schreibt „Adebahrs“ und „Doar“ ‚da‘,¹⁶⁸³ Letzteres könnte also Nähe zum /o/ andeuten.¹⁶⁸⁴

¹⁶⁷⁶ Wilke, A[ndreas].: Gedichte. Scherzhafte Erza^hlungen und Idyllen enthaltend, Grabow 1812, die nachfolgenden Seitenzahlen beziehen sich auf diese Ausgabe.

¹⁶⁷⁷ Von der im Dialekt üblichen Aussprache rührt wohl auch die im 19. Jh. belegte Unsicherheit bei /e/ und /a/ vor /r/ im Hochdeutschen, die oftmals vertauscht wurden: Dietz, S. 124 f., gibt beispielsweise an, „Ernst klingt in Rostock wie Arnst, Herr wie Harr, Berg (auch im Hochdeutschen) Barg (verschieden von dem plattdeutschen Bahrg), Erz wie Arz, März wie Marz. Dagegen hört man auch Manche, die (im Hochdeutschen) nicht Karl sagen können (plattdeutsch heisst es im Meckl. Kahrl), sondern dafür Kerl sprechen, sowie Ferbe, Eerben [sic], Erm, Gern für Farbe (plattd. Färw), darben (pl. dārwen), Arm (pl. Ārm), Garn (pl. Gahrn)“. Born, Sp. 49, vermerkt für Mecklenburg und Pommern die Aussprachen „sterk, Hoff, Ferd“ im Hochdeutschen, und Wigger, Grammatik, S. 7, sieht sich in seiner hochdeutschen Grammatik genötigt, darauf hinzuweisen, dass „Bernhard [...] nicht ähnlich Barnherd, dröhnen nicht ähnlich wie dränen zu sprechen“ ist. Hoefler, Lautverhältnisse, S. 376, gibt 1851 für Vorpommern „merkt für Markt“ an. Beckmann kennt diese Aussprachen noch und meint, „[m]an sagte nun im Missingsch auch Harr statt Herr, garn statt gern, Karl statt Kerl und umgekehrt Kerl statt Kar“ (Beckmann, Mecklenburger Mundart, S. 131). Ab 1920 seien diese Formen dann jedoch selten geworden, „Anfang der dreißiger Jahre ist der letzte meiner Bekannten, der noch ständig Kerl, Bernstorf usw. sprach, gestorben.“ (ebenda). Auch in der Mundart fand sich die Aussprache /e/ statt /a/, Beckmann gibt z. B. „Mergigenkirch = Marienkirche“ an (ebenda, S. 132), Seelmann verbucht als Eigenbezeichnung der Warnemünder „Wernminne“ (Seelmann, Brinckman-Forschung, S. 14, Anm. 1). Mussäus, Sprachlehre, S. V, kennt diese Form ebenfalls („Werneminner“). Das von Beckmann erwähnte „Harr“ ist heute nur noch in den Ausrufen „Harre Je!“ [haʁəˈje:] und „Harre Gott!“ [haʁəˈgɔt] zu hören (z. B. in Kossebade).

¹⁶⁷⁸ Grotefend, [Hermann]: Neun Frauenbriefe aus der Wende des 16. und 17. Jahrhunderts, in: MJB 60 (1895), S. 185, vgl. z. B. auch Hg. 18, 1 (1720): „hartlike Wunsck“.

¹⁶⁷⁹ Kahl, S. 116.

¹⁶⁸⁰ Spöhk, S. 129.

¹⁶⁸¹ Alle Seitenzahlen nach: Dähnert (s. Anm. 10).

¹⁶⁸² Dietz, S. 124.

¹⁶⁸³ Jeppe, S. 25.

¹⁶⁸⁴ Noch im 19. Jh. kommt daneben auch <a> vor, vgl. Kosegartens „Jumfer Jitt“ (1802/1842): „Da“, „dabi“, „dar“ : „Leweswaar“ ‚Liebesware‘ (alle Nachweise: Kosegarten, Spät-Rosen I, S. 138), „zwarst“ (ebenda, S. 139), dort heißt es auch noch „werdt jih’d“ ‚werdet ihr es‘ (ebenda, S. 139). „De

Besonders ein Vergleich mit Lessen zeigt jedoch, dass Wilke eine andere, nicht unbedingt an die mundartliche Lautung angelehnte Verschriftlichung bevorzugt, so heißt es bei Lessen z. B. „Piir“ (S. 41, Str. 2), „arben“: „starben“ (S. 39), „dorbi“ ‚dabei‘ (S. 92, Str. 205), „wecker“ ‚welcher, der‘ (S. 65, Str. 99).¹⁶⁸⁵ Die Unterschiede in den Schreibungen können nicht nur auf regionale Besonderheiten zurückgeführt werden. Daher ist auch nicht sicher, ob Wilke der Lautung oder einer „historischen“ Schreibweise folgt, wenn er die Erhöhung konsequent unterlässt: „mehr“ (S. 116), „verfeerd“ ‚erschrickt‘ (S. 117); „Antwort“ (S. 116), „Wor“ ‚wo‘ (S. 115); „fo^hrt“ ‚fährt‘ (S. 123), „ho^rd“ (S. 116).¹⁶⁸⁶

Im Gegensatz zu <g> ist <d> erst sehr viel später nachzuweisen, als Erstbeleg führen Teuchert und Gernentz „bett Teiden“ ‚bis zehn (Uhr)‘ aus Hg. 35, 2^a (1790) an,¹⁶⁸⁷ daneben kommt dort auch noch „teiden Dockters“ ‚zehn Doktoren‘ (ebenda) vor. Im Gedicht finden sich aber auch Formen mit <g> und ohne Einschub: „frien“ ‚heiraten‘, „Fruⁿs“/„Fruens“ ‚Frauen‘, „Biet Friegend“ ‚beim Heiraten‘ (alle S. 2^a), „dat Frigent“ ‚das Heiraten‘ (S. 2^b). Babst verwendet das <d> jedoch schon etwas früher, nämlich 1788: „de Klock ist teiden all“,¹⁶⁸⁸ ein Jahr später heißt es „dat Neidend“ ‚das Nähen‘.¹⁶⁸⁹ Jeppe meidet den Einschub, z. B. in „Fruens“,¹⁶⁹⁰ allerdings verzeichnet er auch „Kiedel“ ‚Mann, Kerl‘.¹⁶⁹¹ Mussäus schreibt „tein“ ‚zehn‘,¹⁶⁹² „teigte und teite (das n verstoßen)“.¹⁶⁹³ Ritter verzeichnet aber bereits „teden, tedⁿ“ ‚zehn‘.¹⁶⁹⁴ Wiggers führt <d> nicht auf, sondern nur das „vocaltrennende g“,¹⁶⁹⁵ Karl Bornewiek verwendet 1865 <d> in „mit^t Friden“ (S. 4), „friden kunn ick ehr nich“ (S. 22), „inⁿ füerspieden Barg“ (S. 42) und „ehr nieden Unnedahnen“ (S. 31), wobei aber auch „nielich“ ‚neugierig‘ (S. 39) vorkommt, ohne

Nachwächter“ (undatiert, 1843 erschienen) enthält ebenfalls diese Schreibungen: „dafo^hr“ ‚dafür‘ (Kosegarten, Spät-Rosen II, S. 80), „fo^rrwahr“ (ebenda, S. 81), „Jahr“ (ebenda, S. 80), „wahr“ ‚wahre (3. Pers. Präs. Konj.)‘ (ebenda, S. 80) und „Dat werdt toh fa^hl“ ‚das wird zuviel‘ (ebenda, S. 81). Bahrtdt schreibt <oa>: „Doa“, „doar“, „doato“ ‚dazu‘, „fo^rwoahr“ ‚fürwahr‘: „Du^ufken-Poar“ ‚Täubchenpaar‘ (alle Bahrtdt, S. 163).

¹⁶⁸⁵ Seitenzahlen nach der Neuausgabe von Lessens Hellenia (s. Anm. 839). Den hier angedeuteten Wandel von /v/ zu /b/ im Wortinneren (z. B. „arben“) dokumentiert zu dieser Zeit auch Jeppe, der aber teilweise mehrere Varianten erfasst: „Häben (Himmel)“ (Jeppe, S. 34), „baben (baven) oben.“ (ebenda, S. 29). Dietz, S. 126, schreibt hingegen noch „dörwen“ ‚dürfen‘. Hofer, Verbum, S. 389, meint 1846, „B, welches inlautend bleibt [sic] wenn gleich es etwas weich gesprochen wird, *leben, shwēben*, wird hier zu v, das nahe an f streift: *lëv^t, shwëv^t*. Ein deutliches f zeigt sich besonders nach der Kürze in Verbindung mit t und im Auslaute (*gift, gif: gēben*).“

¹⁶⁸⁶ Alle Seitenzahlen nach Wilke (s. Anm. 1676). Er unterlässt sie auch in den läuschenhaften „De Ersparniß“ („veer“, „Go^ren“: „toho^ren“ [alle Wilke, S. 68]); „De Harke“ („Behrd“, „gebiert, tut so“, „lehrt“ ‚lernt‘, „mehr“, „Verdeljahr“ ‚Vierteljahr‘ [alle ebenda, S. 69]); „De Mahn in Paris“ („Ho^r“ [ebenda, S. 71], „ho^rt he^t“ [ebenda, S. 72], „lehren“ ‚lernen‘ [ebenda, S. 71]: „kehren“ [ebenda, S. 72], „Perde“: „lehrde“ ‚lernte‘ (beide ebenda, S. 71), „veer“, „im ersten Verdel“, „weren“ ‚waren‘ [alle ebenda, S. 72], „Wor“ ‚wo‘ [ebenda, S. 71]).

¹⁶⁸⁷ Teuchert, Beiträge, S. 226; Gernentz, Niederdeutsch, S. 89.

¹⁶⁸⁸ Babst, Saken 1, S. 11. Daneben verwendet er aber auch „teinmahl“ (ebenda, S. 8). Ein weiterer Beleg aus demselben Jahr findet sich in Babst, Naschrapels, S. 7: „Klock Teiden wieren wie by nah So^ß hunjert Mann“.

¹⁶⁸⁹ Babst, Diederich Georg: Allerhant schnaaksche Saken tum Tietverdriew; afers Wahrheten un sick meeto to spegeln in unse Moderspraak van dem Prokerater Diederich Georg Babst, de den Rekruten maakt het. De twete Dehl, Rostock 1789, S. 69 (nachfolgend als Babst, Saken 2 mit entsprechender Seitenzahl zitiert), vgl. auch ebenda, S. 181: „Weck weten uhttoneiden“: „Ich [sic] tru nich ehn van Teiden“.

¹⁶⁹⁰ Jeppe, S. 58.

¹⁶⁹¹ Ebenda, S. 29.

¹⁶⁹² Mussäus, Sprachlehre, S. 68; Mussäus, Stände, S. 137.

¹⁶⁹³ Mussäus, Sprachlehre, S. 32.

¹⁶⁹⁴ Ritter, S. 35.

¹⁶⁹⁵ Wiggers, S. 5.

Einschub stehen „neihen“ ‚nähen‘ (S. 24) und „truen“ ‚trauen‘ (S. 32), wogegen es aber „ruge“ ‚rauhe‘ (S. 4) heißt.¹⁶⁹⁶ Nerger meint, „[i]n jüngster Zeit wird neben *g* ein schwaches *d* häufig als Vertreter der Fricativen gebraucht, z. B. *teiden* decem, *neiden* suere u. a. m.“¹⁶⁹⁷

Das Nebeneinander der beiden Tilger erklärt Jacobs damit, dass es

eine Zeit des intervokalischen Konsonantenschwunds gegeben haben [muss], wo neben *-w-* auch *-g-* und *-d-* [...] verloren gingen, wo es neben *šūān* scheuen **zūān* saugen und neben *frö_ūān* freuen **hō_ūān* hüten hieß. Dieser Schwund trat aber nicht gleichzeitig überall und bei allen Bevölkerungsschichten ein. Es hielten sich vielmehr in manchen Gegenden Reste, namentlich bei alten Leuten oder solchen, die der Schriftsprache nahe standen. Diese sprachen weiter *zūgy* und *hō_ū-dn*. So wurden die Gruppen unsicher, und jüngere oder weniger gebildete Leute sprachen *-g-* oder *-d-*, wo es nicht berechtigt war: *zūān* : *zūgy* = *šūān* : *šūgy*, *hō_ūān* : *hō_ū-dn* = *frö_ūān* : *frö_ū-dn*. Allmählich regelte sich die Verteilung in der oben angegebenen Weise. Noch heute heißt es *rūān*, *rūgy* und *rūdn* die Federn wechseln nebeneinander.¹⁶⁹⁸

Diese Erklärung ist jedoch ganz auf die Lautverhältnisse des von Jacobs behandelten Untersuchungsgebietes zugeschnitten, in Mecklenburg-Strelitz heißt es aber [fr̥ygn̥], d. h., offensichtlich wirkt hier solch ein „Gruppenausgleich“ überhaupt nicht, sondern der Einschub dient nur der Ausspracheerleichterung. Anderenfalls müssten dann nämlich Formen wie *[hø:gn̥] für ‚hüten‘ dort vorkommen bzw. eine andere Entwicklung angesetzt werden, z. B. dass sich die Sprecher hier ausschließlich an Wörtern wie [zu:gn̥] orientiert haben. Allerdings ist der von Jacobs angenommene /d/-Ausfall auf den Aufnahmen Strelitzer Orte noch zu hören, d. h., hier hätte dann dieselbe Entwicklung wie im Großteil Mecklenburgs eintreten müssen.¹⁶⁹⁹ Die unterschiedlichen Varianten, die Jacobs für „*rūān*“ anführt, sind sehr viel einfacher zu deuten: Anscheinend sind für die Hiatervermeidung bei diesem Wort sowohl /d/ als auch /g/ gleichermaßen „geeignet“, die Form ohne Einschub ist hingegen einsilbig, wodurch der Hiater ebenfalls beseitigt wird, vgl. hd. [ze:n] ‚sehen‘. Auf den Aufnahmen bevorzugen die Probanden nach /u/ jedoch /g/.

Ein weiterer auch heute noch nachweisbarer Einschub kommt in Hg 25, 2 vor: ‚Friejens-Glück‘ ‚Heiratsglück‘ ‚Friejers‘ ‚Freier‘ neben ‚friejyt‘ ‚heiratet‘ und ‚nieg‘ ‚neu‘. Das 27. Gedicht enthält ‚niejen Uhrt‘ ‚neuen Ort‘ (S. 4), was Teuchert als Nachweis für /g/ einordnet.¹⁷⁰⁰ Hierbei muss es sich aber nicht zwangsläufig um diesen Laut handeln, da /j/ auch auf den Aufnahmen noch als Hiattilger zu hören ist, so sagt Sprecher drei aus Granzin beispielsweise [ni:jən]. Dähnert schreibt ‚Frijen‘, ‚Frijer‘ und ‚Frijerie‘.¹⁷⁰¹ Weitere Nachweise für <j> finden sich bei Bahrtdt und Carl Reinhold.¹⁷⁰²

Die Verbreitung von /d/ und /g/ ist im vorherigen Kapitel dieser Arbeit erläutert worden. Uneinigkeit herrscht aber darüber, welcher der beiden Einschübe sich ausbreitet, so behauptet Gernentz: „Da Reuter nach seiner Heimatmundart das *g* gebraucht, setzen sich durch die Verbreitung seiner Schriften in neuerer Zeit auch im

¹⁶⁹⁶ Alle Seitenzahlen nach: Bornewiek (s. Anm. 277).

¹⁶⁹⁷ Nerger, S. 151.

¹⁶⁹⁸ Jacobs, Teuth. 2, S. 124 f.

¹⁶⁹⁹ Vgl. Anm. 1287.

¹⁷⁰⁰ Teuchert, Beiträge, S. 226.

¹⁷⁰¹ Dähnert, S. 133. Aber auch er ist nicht immer konsequent in der Schreibung, so heißt es auf derselben Seite ‚Frijdag‘ und ‚Frijhett‘, aber auch ‚Fri-Hus‘ ‚Ein Haus, das nicht im Steuer-Catastro stehet‘. Inwieweit <j> hier also einen Einschub bezeichnen soll, ist nicht sicher zu ermitteln, so schreibt er beispielsweise ‚Fro^ojde‘ ‚Freude‘ (ebenda, S. 134).

¹⁷⁰² Bahrtdt, S. 163: ‚Dat Frijen is en eigen Kram‘; Reinhold, C., S. V: ‚de oll'n Frujens‘.

Westen des Mundartgebiets die g-Formen durch.“¹⁷⁰³ Gundlach meint, dass „die durch Reuters Schreibweise zunächst geförderten –g-Formen [sic] jetzt keine expansive Kraft mehr“ besäßen.¹⁷⁰⁴ Beckmann macht dagegen eine völlig entgegengesetzte Entwicklung aus:

Vom nördlichen Westen her beginnt sich etwa seit 1890 der Gleitlaut d durchzusetzen. Während des ersten Weltkrieges hörte ich zuerst aus der Gegend von Neukloster *snieden* für schneien, *Kreid'n* für Krähen. Von da an schiebt sich die Erscheinung weiter nach Osten vor. [...] Bis 1920 überwog in Rostock die Aussprache *sniegen*, *dreigen* noch durchaus, heute hat im Gegenteil die d-Form das Übergewicht, vor allem in der jungen Generation. (Ich selbst spreche noch den g-Laut). Dagegen ist ein echtes g aus Analogiegründen mit ins d hinübergerutscht: *nieglich* (neugierig) wird zu *niedlich*. Nur *Merigenkirch* = Marienkirche heißt es noch durchgängig.¹⁷⁰⁵

Demnach kann hier kaum der Einfluss Reuters geltend gemacht werden. Es scheint gerade auch für die Landbevölkerung ungewöhnlich, dass ihre Aussprache durch Schriftsteller stärker beeinflusst gewesen sein soll als durch ihre Eltern und die alltägliche Kommunikation. Teuchert unterscheidet hier zwischen Schriftsprache und gesprochener Sprache:

Der Gegensatz *-den/-gen* ist an der Mundart, wie sie gesprochen wird, stark ausgeprägt, bedeutet aber im plattdeutschen Schrifttum längst nicht soviel, da den Formen mit *-gen* in der Vereinskommunikation und der kleinen Schriftstellerei Vorschub geleistet worden ist. In diesen Bezirken richtet man sich nach der Reutersprache, die nur *snigen* ‚schneien‘, *frigen* ‚freien, heiraten‘ zuläßt.¹⁷⁰⁶

Insofern scheint es sehr viel wahrscheinlicher, dass /d/ zunehmend /g/ verdrängt hat, schon deshalb, weil es auch vor /v/ vorkommen kann und so aus Analogiegründen bevorzugt werden könnte. Teuchert stellt 1923 beispielsweise fest, „[i]n Schi[llersdorf] ließ sich deutlich nebeneinander bei den Alten *naiən* und *naiŋ* nähēn, bei der Schuljugend schon *naiɔn* feststellen“.¹⁷⁰⁷

2. 4. 3. 4 /s/ zu /ʃ/ vor /l/, /m/, /n/, /p/, /t/ und /v/; /sk/ zu /ʃ/

Relativ unbeachtet geblieben ist, wann sich /ʃ/ vor /l/, /m/, /n/, /p/, /t/ und /v/ ausbreiten begann. Gundlach geht darauf nicht ein, verzeichnet lediglich, dass /s/ rückläufig sei,¹⁷⁰⁸ Teuchert geht davon aus, dass in der Mundart weiterhin /s/ vorherrsche.¹⁷⁰⁹ Gernentz datiert den Anfang dieser Entwicklung auf das 19. Jahrhundert, was recht ungenau ist.¹⁷¹⁰ Beckmann konstatiert für Rostock:

¹⁷⁰³ Gernentz, Niederdeutsch, S. 89.

¹⁷⁰⁴ Gundlach, Tonbandaufnahmen, S. 180.

¹⁷⁰⁵ Beckmann, Mecklenburger Mundart, S. 132.

¹⁷⁰⁶ Teuchert, Beiträge, S. 226.

¹⁷⁰⁷ Teuchert, Lautstand, S. 5.

¹⁷⁰⁸ Gundlach, Tonbandaufnahmen, S. 180.

¹⁷⁰⁹ Teuchert, Beiträge, S. 215 f., vgl. aber Teuchert, Lautstand, S. 21, wo er für Mecklenburg-Strelitz „ſ“ ausmacht: „Nur im Munde der ältesten Leute klingt noch hier und da, z. B. in Pie Us [Priepert, Userin, A. K.], s-, das in Lā [Lärz, A. K.] auch noch die junge Generation spricht.“

¹⁷¹⁰ Gernentz, Hans Joachim: System und Verwendung der Existenzformen des Deutschen im Norden der Deutschen Demokratischen Republik, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock. XXIV. Jahrgang 1975. Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe. Heft 5, S. 390.

Bis in das erste Jahrzehnt dieses Jahrhunderts sprach man dies *š* nur dort, wo auch die hd. Schrift ein *sch* aufweist, also vor *m, n, l* und *w*. [...] Wann diese Wandlung erfolgt ist, läßt sich aus der Schrift der Denkmäler nicht feststellen, denn die Schreibung *sch* begegnet unter hd. Einfluß schon Ende des 16. Jahrh.s.¹⁷¹¹

In den Städten muss /ʃ/ damit früher als auf dem Lande in Konkurrenz zu /s/ getreten sein. In einem späteren Aufsatz behauptet Beckmann,

[i]m Niederdeutschen fand dieser Wandel bis in die Zeit unserer Klassiker nicht statt. Man sprach *Smolt, snieden, slicht, Swien*. Schon in den siebziger Jahren drang dann infolge des hochdeutschen Schriftbildes die Verbreiterung zunächst nach Mecklenburg-Strelitz und in die größeren Städte, vor allem Rostock, ein und zwar in der ungefähren Reihenfolge *schl, schm* und *schn* [...].¹⁷¹²

Außerdem fügt er hinzu, dass es sich bei dem Nebeneinander von <sw> und <schw> in Raabes Volksbuch von 1854 um „Einfluß des Hochdeutschen“ handle.¹⁷¹³ Nun schreibt aber Reuter in den Polterabendgedichten¹⁷¹⁴ „schlicht“ ‚schlecht‘ (S. 1), „schmucking“ ‚schmuck‘ (S. 13), „Schniere“ ‚Schneider‘ (S. 1), „Schwage“ ‚Schwager‘, „Schweste“ ‚Schwester‘ (beide S. 4), Brinckman in seiner Sprichwörterammlung z. B. „schlöh“ ‚schlug‘ (S. 22) neben „Slah“ (S. 24), in einem Erzählbruchstück „Schnehs“ ‚Schneise‘ neben „Snee“ ‚Schnee‘ (beide S. 31).¹⁷¹⁵

Teuchert geht bei Lauremberg davon aus, dass es sich bei dessen <sch> um eine Druckpraxis handle, „welche sich nach der Rechtschreibung der hochdeutschen Schriftsprache richtet.“¹⁷¹⁶ Auch bei Mantzel und Babst verneint er die Möglichkeit, dass diesen Schreibweisen der Lautwert /ʃ/ zukomme, „[b]eide stehen in der gesellschaftlich gehobenen Schicht und dürfen ihren Lesern keine ungewohnten Wortbilder vor die Augen halten.“¹⁷¹⁷ Mantzel schreibt in den „Ruhestunden“, dass „wol ganzte Familien“ „das sch nicht aussprechen ko^ennen“,¹⁷¹⁸ wobei er sich aber in erster Linie auf die Landsprache bezieht. Eine 1757 erschienene Wortsammlung unterscheidet zwischen „Minsch (plebeje Minsk)“.¹⁷¹⁹ Hier treten also schon Unterschiede zwischen Stadt und Land bzw. den unterschiedlichen Bevölkerungsschichten auf. Dass die Schreibungen bei Mantzel deshalb auch nicht allesamt nur auf die Druckpraxis zurückzuführen sind, sondern zumindest einigen <sch> auch ein Lautwert zukommt, geht aus den „Ruhestunden“ selbst hervor:

Es verbinde sich, hiemit, etwas, aus dem folgendem [sic] Buchstaben S, den man wol literam *serpentinam* heissen mo^echte; und zwar der Gedancke, daß so viele Scheltworte, die, zum Theil, nur Provinzial bey uns sind, sich mit Sch anheben. Z. E. Schurck, Schlumps, Schlups, Schlaps, Schla^ecks, Schna^esel, Schnufkat, Schnuf, Schlu^engel. Der bittere Affect zeuget solch Zischen; und ein jegliches Wort hat seine eigene Bedeutung.¹⁷²⁰

Dennoch geht Teuchert auch bei späteren Belegen von <sch> weiterhin von /s/ als wahrer Aussprache aus:

¹⁷¹¹ Beckmann, Rostocker Mundart, S. 130.

¹⁷¹² Beckmann, Mecklenburger Mundart, S. 131.

¹⁷¹³ Ebenda, S. 133.

¹⁷¹⁴ Die Seitenangaben beziehen sich auf Reuter, Julklapp (s. Anm. 872).

¹⁷¹⁵ Alle Seitenzahlen beziehen sich auf Römer (siehe Anm. 4).

¹⁷¹⁶ Teuchert, Beiträge, S. 215.

¹⁷¹⁷ Ebenda.

¹⁷¹⁸ Mantzel, Ruhestunden 3, S. 25.

¹⁷¹⁹ Mantzel, Dissertatio, S. 19.

¹⁷²⁰ Mantzel, Ruhestunden 3, 25 f.

Noch einmal aber gibt's einen Rückschlag: Reuter kehrt zur hd. Rechtschreibung zurück; in seinen ‚Läuschen und Riemels‘ 1853 ist *schlahn* ‚schlagen‘, *schlicht* ‚schlecht‘, *Schlüte*, ‚Schließer, Büttel‘ *schmecken*, *Schwenn* Personennamen zu lesen; jeder Fall von *s-* ist sorglich ausgeschlossen. Der Grund ist bekannt: der erste dichterische Versuch sollte den Lesern keine ungewohnten Schreibformen darbieten.¹⁷²¹

Als Gegenbeispiel führt Teuchert den Malchower *Lessen* an, denn „bei ihm kommt endlich wieder der gesprochene Laut zu seinem Recht; er läßt *Swiin*, *smuck*, *snackt* ‚spricht‘, *Slott* drucken.“¹⁷²² Allerdings verfährt der Dichter nicht immer konsequent:

Lessen schreibt und bezeugt den echt nd. Anlaut *sl-*, *sm-*, *sn-*, *sw-* in sehr vielen Belegen; ganz vereinzelt nur zeigt er die hd. Schreibung: *Utschlag* (70), *Schneiwitt* (89), *Alpenschnei* (139), *Schlott* (22); und in den hd. Wörtern *Schlachtfeld* (128), *dei Schwaben* (361), *Schweitz* (95).¹⁷²³

Hier stellt sich also ebenfalls die Frage, ob das nur Druckpraxis ist, oder <sch> für /ʃ/ steht. Wilke schreibt in den niederdeutschen Texten überwiegend <s>, im selben Band finden sich aber auch hochdeutsche Gedichte, so dass gerade er dann doch <sch> bevorzugen müsste, wollte er „Rücksicht“ auf den Leser nehmen. Hier spielt die Druckpraxis also ebenfalls keine Rolle, vielmehr wählt er bewusst <s>.¹⁷²⁴

¹⁷²¹ Teuchert, Beiträge, S. 215.

¹⁷²² Ebenda.

¹⁷²³ Dahl, *Hellenia*, S. 119. Auffällig ist dabei, dass „Schlott“ mehrfach vorkommt: „Dei König het ein nettes Schlott“ (*Lessen*, *Hellenia*, S. 46, Str. 22); „Dei Kurfürst het ein schönes Schlott“ (ebenda, S. 49, Str. 35), daneben heißt es aber auch „Königsslott“ (ebenda, S. 62, Str. 85). Dass es sich bei der Schreibung mit <Sch> um einen Druckfehler handelt, ist also nicht sehr wahrscheinlich. Zudem stehen sich „Schwabenlan'n (ebenda, S. 128, Str. 349), „ne schwäbsche Komischon“ (ebenda, S. 129, Str. 353), „Schweitz“ (ebenda, S. 64, Str. 95) und „Swarzwald“ (ebenda, S. 64, Str. 95) gegenüber, die letzten beiden Beispiele kommen sogar in derselben Strophe vor. Auffällig sind auch einige Unterschiede zwischen der Neuausgabe und einem Auszug des Werkes, der sich in seiner hochdeutschen Reiseschilderung findet, dort heißt es u. a. „schloog“ (S. 125), „schmuur“ ‚schmor‘ (S. 126) gegenüber „tau'n slapen [sic]“, „Slömer“, „sweer't“ ‚schwöre‘, „Sweereleed“ (alle S. 126), „swund“ (S. 127), alle Seitenzahlen nach: *Lessen*, F[riedrich]. A[ugust]: Schilderung einer enthusiastischen Reise nach Griechenland im Jahr 1822, Go^rrlitz 1823. Die Neuausgabe hat hier konsequent <s>: „sloog“ (*Lessen*, *Hellenia*, S. 160, Str. 478), „smuur“ (ebenda, S. 162, Str. 485) sowie „tau'n Slapen“ (ebenda, S. 161, Str. 482), „Slömer“ (ebenda, S. 162, Str. 484), „sweer't“, „Sweereleed“ (beide ebenda, Str. 486) und „swund“ (ebenda, S. 163, Str. 488).

¹⁷²⁴ Beispiele finden sich in folgenden Gedichten: „De Harke“: „sleit“ (Wilke, S. 70), daneben einmal „Sien Rock het enen andern Schnitt“ (ebenda, S. 69); „De Mahn in Paris“: „swieg“ (ebenda, S. 71), „swo^ogen“ (ebenda, S. 72); „De Undererdschen“, den *Idyllen* von Voß nachempfunden, ist nur bedingt dazu zu zählen, da hier noch altertümliche Formen wie „Herten“, ‚Herzen‘ (ebenda, S. 118) zu finden sind, die damals eigentlich nicht mehr üblich waren: „afsnitt“ (Wilke, S. 119), „slan“ (ebenda, S. 120), „Sla^ttellock“ (ebenda, S. 120), „smiet“ (mehrfach, u. a. S. 116), „swaltert“ ‚segnet‘ (ebenda, S. 120) usw. Bahrtdt bevorzugt wiederum <sch>, allerdings schrieb er vorwiegend hochdeutsch, so dass eine Einwirkung auf den einzigen niederdeutschen Text im Buch nicht ausgeschlossen ist: „dat Kaffeeschwestern-Pack“ (Bahrtdt, S. 167), „schlo^eppt“ ‚schläft‘ (ebenda, S. 165), „schmeckt“ (ebenda, S. 167), „schmieten“ (ebenda, S. 166), „Schnack“ (ebenda, S. 167), „Schnitt“ (ebenda, S. 163), „utschloapn“ (ebenda, S. 166), daneben heißt es aber auch einmal „Slarpen“ ‚Holzpantoffeln‘ (S. 165). Bei *Kosegarten* herrscht <s> bzw. <ß> vor, obwohl sein überwiegend hochdeutsches Werk nur zwei niederdeutsche Gedichte enthält: „Jumfer Jitt“: „ßlabben“ ‚fressen‘ (*Kosegarten*, Spät-Rosen I, S. 138), „ßlickt“ ‚schleicht‘ (ebenda, S. 139), „ßmeckt“, „smuck“ (beide ebenda, S. 138), „ßnakisch“ ‚sonderbar‘ (ebenda, S. 137), „ßwanen“ ‚schwänen‘ (ebenda, S. 138), „Sweht“ ‚Schweiß‘ (ebenda, S. 137); „De Nachtwächter“: „Slahgt in“ ‚schlägt ein (Imper.)‘ (*Kosegarten*, Spät-Rosen II, S. 81), „slahpt“ ‚schläft (Imper.)‘ (ebenda, S. 82), „slag'n“ (ebenda, S. 80 u. 82), „slo^eppt“ (ebenda, S. 81), „smacht“ ‚schmachtet‘ (ebenda, S. 81), „smohkt“ (ebenda, S. 80), „Snack“ (ebenda, S. 81), „ehnen ßnahkschen Smack“ ‚einen sonderbaren Geschmack‘ (ebenda, S. 81), „Snarr“ (ebenda, S. 80), „Snuhr“ (ebenda, S. 82), nur um das Geräusch der Schnarre nachzuahmen, steht <Sch> in „Schni-rr – Schn-arr! Schni-rr – Schn-arr!“ (ebenda, S. 80).

Wiggers scheint Teucherts Darstellung zu stützen, denn er schreibt, „[d]er Zischlaut sch [...] kommt nur vor einem Vocal oder r“ vor.¹⁷²⁵ Auch für Ritter ist /ʃ/ nur vor diesen Lauten zu finden, so erscheine „ein reines s vor m, n, l, t, p, w“, er bemerkt aber, „wo man hier ein sch ho^rt, da ist es bloße Nachbildung und Nachahmung des Hochdeutschen“.¹⁷²⁶ Wigger schreibt 1859 in seiner hochdeutschen Grammatik „sl, sm, sn, sw sind im Plattd. noch üblich“.¹⁷²⁷ Gegen Beckmanns Datierung sprechen aber zwei metasprachliche Aussagen: Latendorf erwähnt 1875 in einer Abhandlung zu Laurembergs Scherzgedichten,

daß man unbedenklich annehmen muß, das städtische speciell Rostocker Niederdeutsch habe schon um 1620, zur Zeit, wo Lauremberg als gereister Mann, als Professor in Rostock wirkte (1618–1623), diesen süddeutschen Zischlaut angenommen; heute ist er auch fast schon überall auf's platte Land vor- oder selbst durchgedrungen.¹⁷²⁸

Auch wenn Latendorfs Behauptung bezüglich Lauremberg nicht verifiziert werden kann, so macht er doch eine Aussage über das um 1875 gesprochene Niederdeutsch. Dabei ist es unvorstellbar, dass diese Durchdringung binnen fünf Jahren stattgefunden haben kann. Sibeth erwähnt 1876 im Vorwort zu seinem Wörterbuch zudem:

Die große Anzahl von Wörtern, welche im Hochdeutschen mit **sch** geschrieben werden, werden auch im mecklenburgischen städtischen Platt ebenso geschrieben und meistens auch so ausgesprochen, nicht aber so Alle im breiteren oder Landplatt. Hier wird das **ch** bei vielen derselben ganz weggelassen und zwar dann, wenn nach **sch** ein Consonant folgt, wogegen es bleibt, wo nach **sch** ein Vocal kommt. Ausnahme von dieser Regel macht nur der Consonant **r**, welcher, den Vocalen gleich, das **ch** unbedingt in diesen Wörtern fordert.¹⁷²⁹

/ʃ/ muss also schon sehr viel länger im städtischen Niederdeutsch gesprochen worden sein. Deshalb kann auch nicht einfach pauschal davon ausgegangen werden, dass jedes <sch> in diesen Fällen immer der hochdeutschen Schreibung folge. Bereits bei Reuters früheren Werken scheint diese Behauptung kaum statthaft, denn er schreibt „Schniere“,¹⁷³⁰ das gegenüber späterem „Snider“¹⁷³¹ doch sehr viel stärker vom hochdeutschen Schriftbild „Schneider“ abweicht.¹⁷³² Auch die Schwankungen bei Brinckman lassen sich kaum mit diesem Argument in Einklang bringen.

Dass bereits zur Zeit der „Klassiker“ durchaus /ʃ/ gesprochen worden ist, macht folgende Aussage Otto Pipers deutlich, der 1841 in Röcknitz geboren wurde, das östlich von Stavenhagen liegt. Er berichtet über seine Schulzeit in Neubrandenburg,

¹⁷²⁵ Wiggers, S. 10.

¹⁷²⁶ Ritter, S. 57.

¹⁷²⁷ Wigger, Grammatik, S. 9.

¹⁷²⁸ Latendorf, Friedrich: Zu Lauremberg's Scherzgedichten. Ein kritischer Beitrag zu Lappenberg's Ausgabe. Festschrift zur Begrüßung der Rostocker Philologen-Versammlung, Rostock 1875, S. 8

¹⁷²⁹ Sibeth, S. I f. (Vorwort, eigene Zählung, da Seitenzahlen fehlen).

¹⁷³⁰ Reuter, Julklapp, S. 1

¹⁷³¹ So geschrieben findet sich das Wort z. B. in „Dörchläuchting“ (Reuter, Werke V, S. 162).

¹⁷³² Holst, C., S. 145, vermutet zudem, „dass auch Reuters Plattdeutsch etwas hochdeutsch gefärbt war, weil er neben dem Dialekt natürlich auch viel hochdeutsch sprach. – Daher kann man vielleicht schliessen, dass seine Orthographie in einigen Punkten wirklich seine eigne Aussprache wiedergibt, wo das echt ländliche Platt zwar eigentlich etwas anders lautet, aber die etwas Gebildeteren oft mit Reuter übereinstimmende Formen aufweisen.“ Hierbei bezieht sie sich aber vornehmlich auf die Formen „eten“ und „hebben“. Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, dass er bei der alten Orthographie mit <sch> ebenfalls einen Laut bezeichnen wollte und nicht einfach hochdeutschen Schreibkonventionen gefolgt ist, denn er lässt ja auch das <r> bei „Schniere“ weg.

daß eines Morgens in die Quartaklasse ein Mitschüler einen Band „ganz famoser“ und merkwürdigerweise plattdeutscher Gedichte mitbrachte, deren Verfasser ein Privatlehrer in dem benachbarten Städtchen Treptow sein sollte.¹⁷³³

Piper war also ein zeitgenössischer Rezipient. Dennoch bemerkt er, dass die Lektüre der Reuter'schen Werke durchaus Schwierigkeiten bereitete:

Die „Läuschen und Riemels“ waren dem Titel nach, [sic] „in mecklenburgisch-vorpommerscher Mundart“ geschrieben, und doch in einem Plattdeutsch, welches uns, den gerade genau an dieser Grenze wohnenden, gutenteils fremd war. Wer bei uns aus Reuter vorlas, mußte es deshalb verstehen, das Gedruckte zugleich ohne zu stocken in die uns gewohnte Mundart zu übertragen. Ich habe in einer Vorbemerkung zu meinem Büchlein „Ut ne lütt Stadt“ als Beispiele angeführt, daß es bei Reuter heißt: „Hei geit wedder tau Bedd“ oder „Dor satt ein Snider“, während man bei uns sagte „He get werra to Berr“ und „Doa set'n Schniera“.¹⁷³⁴

Bereits 1775 schreibt der Woldegker Brückner¹⁷³⁵ „Schlä'g“ „Schläge“, „Schlaen“ „Schlagen“, „veschlaaan“ (hier:) nützen“, „Schlaap“ (alle S. 116), „schlapen“ „schlafen“ (S. 117), „schleit“ „schlägt“ (S. 116), „schnacks't“ „redest“ (S. 117), „Schwernoth“ „Prügel“ (S. 116), „Schwerangst“ „schwere Angst“ (S. 117) aber auch „Slapen“ „schlafen“ (S. 117). Hier lassen sich weder Druckpraxis noch Rücksicht auf die Leser als Argument für die Schreibungen anführen, vielmehr hat er versucht, die Lautung nachzuahmen, als er den Text in das „Bundesbuch“ von Johann Heinrich Voß geschrieben hat.¹⁷³⁶

1828 kennt ein anonym er Autor offensichtlich schon die Aussprache mit „sch“, wobei er auch unterscheidet, vor welchen Konsonanten dieses auftritt:

Daß das sch der Aussprache nach ein einfacher Konsonant sei, obgleich mit drei Zeichen geschrieben, brauche ich wohl zu seiner Rechtfertigung, daß er im Alphabet als solcher erscheint, kaum anzuführen. Seine Anwendung aber vor den Konsonanten l, m, n und w findet nicht überall statt, sondern der Sprachgebrauch ist nach Gegenden und Ortschaften darin geteilt, daß an einigen Orten vor diesen Konsonanten ein sch, an andern ein s gesprochen wird. Jeder muß nach seiner Eigentümlichkeit schreiben: slagen oder schlagen, smo'hken oder schmo'hken, snakken oder schnakken, Swerihn oder Schwerihn. – Hingegen das sch vor t und z [sic] statt st und sp auszusprechen, wie man es wohl hin und wieder auch im Hochdeutschen hört, z. B. Sstuhl, Sstock, schpielen, schpringen, ist zu selten, als daß es beachtet zu werden verdient.¹⁷³⁷

Albert Reinhold, aus dem strelitzischen Woldegk stammend,¹⁷³⁸ schreibt immer <sch> vor <l>, <m>, <n> und <w>,¹⁷³⁹ außer im Gedicht „Von den verschiedenen

¹⁷³³ Piper, Otto: Aus meiner Gymnasiastenzzeit, in: Mecklenburgische Monatshefte. Zeitschrift zur Pflege heimatlicher Art und Kunst. Begründet von Johannes Gillhoff. 7. Jahrg. 2. Heft, Rostock Februar 1931, S. 71.

¹⁷³⁴ Ebenda. In seiner Erzählung „Ut 'ne lütt Stadt“ schreibt er <s>, wobei er aber bemerkt, in seiner Heimatstadt werde „das s mit folgendem Konsonanten (wie zumeist im Hochdeutschen) zu einem leichten sch.“ Piper, Otto: Ut 'ne lütt Stadt. 'ne plattdötsch Geschicht. Mit Biller von Georg Braumüller, Wismar 1898, S. VII. Er schreibt beispielsweise „snacken“ (ebenda, S. VI) nur „[i]n Befolgung verlegerischen Wunsches“ (ebenda, S. VII).

¹⁷³⁵ Die nachfolgenden Seitenzahlen beziehen sich auf Kahl (siehe Anm. 875).

¹⁷³⁶ Zur Entstehung vgl. Kahl, S. 122.

¹⁷³⁷ O. D. O.: Beiträge zur Ausbildung der mecklenburgisch-plattdeutschen Mundart (Fortsetzung von No. 460 d. Bl.), in: Freimu'thiges Abendblatt, 10. Jg., Nr. 471, Schwerin 1828, Sp. 39.

¹⁷³⁸ Grewolls, S. 349.

¹⁷³⁹ Als Beispiele seien angeführt: „Schla'g“ (Reinhold, A., S. 12), „schleit“ (ebenda, S. 13), „schlichter“ „schlechter“ „schlimme“ „schlimme“ (alle ebenda, A., S. 11), „Schmatz“ „Kuß“ (ebenda, S. 12), „schmuck“ (ebenda, S. 35), „schnack'n“ (ebenda, S. 6), „Schnapps“ „Schnaps“, „Schwien“ „Schwein“ (beide ebenda, S. 11).

Mundarten“, dort ist „Swarina“ „Schweriner“ zu lesen.¹⁷⁴⁰ Da er eine eigene Rechtschreibung einführt, die er am Anfang des Buches erklärt,¹⁷⁴¹ kann auch hier nicht eine Druckpraxis als Grund für <sch> angeführt werden, die Unterscheidung zwischen <sw> und <schw> in einem Gedicht, wo er die Besonderheiten der Mundarten erläutert, können auch kaum auf Schreibgewohnheiten beruhen, vielmehr kennzeichnet er damit bewusst einen Unterschied in der Aussprache: „Weck seggen: schwea; towielen ohk: schwer! / Un de Swarina^e seggt swâr!“¹⁷⁴² Die Schreibung <sch> hat er also nicht gewählt, um seinen Lesern gewohnte Schreibweisen zu bieten, sondern um damit seine Aussprache darzustellen. Sein um ein Jahr jüngerer Bruder Carl Reinhold, 1806 ebenfalls in Woldegk geboren,¹⁷⁴³ unterscheidet im Vorwort seiner Erzählung „De Holtrevolutschon to Holteck“ (1861) ebenso bewusst zwischen Schweriner und Strelitzer Aussprache:

Ick hew' mie alle mägliche Meuh gäb'n (man seggt gäw'n un gäb'n, schriew'n un schrieb'n u. s. w.), so to schrieb'n, as man dat Plattdütsche in Mäckelborg-Strelitz spreckt; denn de Schwerina und de Schwichtenbarga (bie Frädland) is nah siene Uhtspraak een Swarina un een Swichtenbarga, un he seggt t. B.: „Uns' Swien hett 'n swart'n Swanz;“ he bitt de Würa mitunna kort af (un tzwar spreckt he Schw ümma as Sw uht), mitunna öwa, un tzwar meist'ndeels, ritt he dat Muhl gefährlich wiet up un fpreckt nich breet, ne, he spreckt¹⁷⁴⁴ breit; he is arbeitsam un mag giern nich wat dohn, ne, wat dauhn, un möht nich to dat Brod wat to-, ne, he meugt tau dat Braud wat tauhebb'n. De Strelitzsche Mundart steiht (ora steht) neega an dat Hochdütsche, is öwa doch ook een (wenn ook nich „ein“) ächtes Plattdütsch, un gahn disse beid'n Mundart'n süß gar nich utheenanna.¹⁷⁴⁵

Somit könnte die Aussprache /ʃ/ in Teilen Mecklenburg-Strelitz' schon weitaus früher angesetzt werden, als Beckmann annimmt. Allerdings schwankt der Vater der beiden Autoren noch zwischen <sch> und <s>: „Kümmft du över den Hund, fo kümmft du oock över den Swanz [Hervorheb. A. K.]“¹⁷⁴⁶; „Wem de Koh togehört, de faht se by'n Schwanze [Hervorheb. A. K.]!“¹⁷⁴⁷; „slöppt“.¹⁷⁴⁸ Wie verbreitet /ʃ/ im 19. Jahrhundert in Mecklenburg war, lässt sich also nicht genau bestimmen. Holsten macht für Vorpommern bereits Ende des 17. Jh.s „in einzelnen Fällen“ den „Übergang zu sch“ aus, doch könnte dies auch durch die hochdeutsche Schriftsprache bedingt sein, selbst wenn diese Verschriftlichungen von schwedischen Landvermessern

¹⁷⁴⁰ Reinhold, A., S. XVI.

¹⁷⁴¹ Ebenda, S. XIII – XV.

¹⁷⁴² Ebenda, S. XVI.

¹⁷⁴³ Seelmann, W[ilhelm].: Die plattdeutsche Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts. Biobibliographische Zusammenstellung, in: NdJb 22 (1896), S. 101 (nachfolgend als Seelmann, Litteratur I mit entsprechender Seitenzahl zitiert), siehe auch Grewolls, S. 349, dort fehlt aber die Angabe, dass beide miteinander verwandt sind. Vgl. auch den Nachruf über den Vater von: Br[üssow]., Fr[iedrich].: Vaterländisches Nekrologium. 1832. XV. Friederich Ludwig Reinhold, in: Freimu^ethiges Abendblatt, 15. Jg., Nr. 736, Schwerin 1833, Sp. 115. Zu Carl Reinhold vgl. auch den kritischen Nachruf Brüssows von 1842, wohl auf einer falschen Todesmeldung beruhend: [Brüssow, Friedrich]: Vaterländisches Nekrologium 1841. XI. Dr. Carl Werner Reinhold, in Freimu^ethiges Abendblatt, 24. Jg., Nr. 1236, Schwerin 1842, Sp. 715 – 718.

¹⁷⁴⁴ Carl Reinhold unterscheidet explizit zwischen „fprecht“ und „sprecht“, daher wird das hier ausnahmsweise auch im Zitat kenntlich gemacht.

¹⁷⁴⁵ Reinhold, C., S. XIV.

¹⁷⁴⁶ Reinhold, F[riederich]. L[udwig].: Einige Spru^echwo^erter des gemeinen Mannes in unsrer Gegend. Ein Beitrag zur Charakterisirung dieser Volksclasse, in: Nu^etzliche Beitra^ege zu den Neuen Strelitzischen Anzeigen. 48^{tes} Stu^eck. 30. November 1814, Sp. 380.

¹⁷⁴⁷ Reinhold, F[riederich]. L[udwig].: Anhang zu den Spru^echwo^ertern des gemeinen Mannes in unsrer Gegend. Ein Beitrag zur Charakterisirung dieser Volksclasse (Fortsetzung des 21sten Stu^ecks.), in: Nu^etzliche Beitra^ege zu den Neuen Strelitzischen Anzeigen. 23^{tes} Stu^eck. 4. Junii 1823, Sp. 177.

¹⁷⁴⁸ Reinhold, Beiträge 39, 1824, Sp. 306; Reinhold, Beiträge 41, 1824, Sp. 324.

stammen.¹⁷⁴⁹ Gilow gibt 1868 an, „[i]n ganz Alt-Vorpommern, auch schon größtentheils in Neuvorpommern wird sch vor l, m, n, w, [sic] völlig ausgesprochen.“¹⁷⁵⁰ Hoefler meint dagegen 1851 „S hat den grossen Vorzug vor dem hochdeutschen, nicht bloss vor t, p, sondern auch nach den Liquidis in der Aussprache rein bewahrt [sic] zu sein“.¹⁷⁵¹ Auf den Aufnahmen von 1962/63 gebrauchen die Sprecher der ältesten Generation noch in weiten Teilen Mecklenburgs /s/, im Westen auch die jüngeren Probanden.

/ʃ/ erscheint zuerst nur vor <l>, <m>, <n> und <w>, über <p> und <t> lassen sich aufgrund der Schriftbilder keine Aussagen treffen. Möglicherweise ist /ʃ/ vor diesen Lauten später aufgetreten, da selbst im Hochdeutschen noch bis ins 20. Jahrhundert /s/ gesprochen worden ist,¹⁷⁵² was auch die Belege in Mecklenburg-Strelitz erklärt, denn hier ist /s/ noch vereinzelt vor eben diesen Konsonanten bei älteren Sprechern auf den Aufnahmen aus den 1960er Jahren zu hören. Mussäus berichtet aber bereits 1837, dass „im Strelitzschen und an der Elbe öfters scht und schp für st, sp, z. B. Schtein für Stein“ im Hochdeutschen zu hören sei,¹⁷⁵³ was auch hier den Übergang in der Mundart gefördert haben könnte. Der „Halbgebildete“ hingegen „stößt das ch in schw aus z. B. Schwein – Swein“.¹⁷⁵⁴ Auch die Kommunikationssituation spricht eher dafür, dass /ʃ/ früher anzusetzen ist, so berichtet er:

Neben dem Hochdeutschen findet sich auch in Meklenburg das Platte. Ersteres wird fast allgemein in den höheren Ständen gesprochen, wiewohl man auch da hin und wieder das Platte wie einen lieben, bequemen Hausrock nach den Geschäften des Tages im stillen, häuslichen Kreise vorzieht.¹⁷⁵⁵

Er unterscheidet hier nach dem Stand, denn nur „[d]ie niedere Volksklasse redet immer platt, obgleich in verschiedenen Mundarten.“¹⁷⁵⁶ Das städtische Niederdeutsch unterlag damit zwangsläufig stärkerem hochdeutschem Einfluss. Im Hg. 35, 4 heißt es bereits „Hertzens Glückwunsk“ ‚Herzensglückwunsch‘. Wenn solche Wörter in die Mundart übernommen worden sind, scheint es kaum nachvollziehbar,

¹⁷⁴⁹ Holsten, Geschichte, S. 79.

¹⁷⁵⁰ Gilow, Leitfaden, S. 2.

¹⁷⁵¹ Hoefler, Lautverhältnisse, S. 392. Allerdings ist nicht sicher, inwieweit er hier die wirklichen Lautverhältnisse wiedergibt oder aber bestimmte Aussprachen schlichtweg bevorzugt, denn er behauptet auch, „dass die Diphthonge mit wenigen Ausnahmen fast ganz zurückgedrängt sind“ (ebenda, S. 388) und meint, „r“ habe „in unserem Niederdeutschen überhaupt nebst l am meisten verheerend gewirkt“, d. h., er wertet einige Lautveränderungen. Dass sich /ʃ/ innerhalb von 17 Jahren nahezu vollständig in Vorpommern durchgesetzt hat, scheint zwar möglich, doch wäre diese Zeitspanne doch recht kurz bemessen.

¹⁷⁵² Beckmann, Rostocker Mundart, S. 130, berichtet noch in den 1920er Jahren, dass in Rostock /sp/ und /st/ gesprochen wurde. In Mecklenburg-Strelitz sprechen selbst die ältesten Probanden bereits fast ausschließlich /ʃ/ vor /p/ und /t/, so dass der Wandel hier früher anzusetzen ist, also in das 19. Jahrhundert fallen könnte. Gerhard Schmidt gibt allerdings 1912 für Barth an, dass „f für s in den Verbindungen: sp, st, sl, ts“ vorkomme (Schmidt, G., S. 30), „[b]ilabiales w erscheint in den Verbindungen /fw, tsw, sw, tw, kw, dw, /fwestə, swaet“ (Schmidt, G., S. 29, bei der Wiedergabe des Zitats wird <ə> verwendet, um das vokalhaltige /r/ zu kennzeichnen, da Schmidts Zeichen dafür nicht im Zeichensatz zur Verfügung stand). Er schwankt in der Arbeit deshalb auch: „fäzl-swīn“ (Schmidt, G., S. 35) gegenüber „fwem“ (Schmidt, G., S. 38). Auch vor /p/ kennt er noch beide Laute (ebenda, S. 30). Hier scheint sich /s/ vor /v/ länger gehalten zu haben.

¹⁷⁵³ Mussäus, Stände, S. 135.

¹⁷⁵⁴ Ebenda, vgl. auch Born, Sp. 655, wo ebenfalls /s/ vor /l/ und /n/ statt /ʃ/ im „mecklenburgischen“ Hochdeutsch getadelt wird.

¹⁷⁵⁵ Mussäus, Stände, S. 134.

¹⁷⁵⁶ Ebenda, S. 135.

warum das nicht auch mit der Lautung in bestimmten Fällen so gewesen sein sollte. Gerade das Nebeneinander von Hoch- und Niederdeutsch in der Stadt förderte die Übernahme von Aussprachen und Wörtern.¹⁷⁵⁷

Dagegen hat sich /s/ außerhalb von Mecklenburg-Strelitz und der großen Städte länger halten können.¹⁷⁵⁸ Hier hat der Wandel erst im 20. Jh. eingesetzt und zwar vor allen in Frage kommenden Konsonanten. Der Übergang erfolgte bzw. erfolgt dann auch nicht mehr in zwei Stufen. Die Aufnahmen zeigen, dass /ʃ/ sich von Osten her nach Westen ausbreitet, wobei es zumindest in den 1960er Jahren Westmecklenburg zwar schon erfasst hat, dort aber selbst Sprecher der jüngsten Generation teilweise noch zu /s/ neigten. Die älteren benutzten /ʃ/ eher selten. In der Landesmitte hält sich /s/ heute nur noch bei einigen Personen, z. B. bei den beiden Kossebaderinnen.

Die Aussprache [sk] am Silbenende und Wortinneren ist auf keiner der Aufnahmen mehr zu hören.¹⁷⁵⁹ In Bennin fragt Gundlach eine Sprecherin der ältesten Generation,

¹⁷⁵⁷ Generell ist zu fragen – ohne dabei die Frage nach der Aussprache zu berühren –, ob es sich bei älteren Drucken immer nur einfach um an eine Anpassung an die hochdeutsche Schriftsprache handelt, wie Teuchert behauptet, oder ob auch andere Faktoren zu berücksichtigen sind. Jochim Schluwe wechselt zwischen beiden Varianten mehrfach: „anschlach“ (S. 78) – „slan“, „sloch“, „im slage doet schlan“ (alle S. 81); „recht schmuck geldt“ (S. 71) – „smuck Volck“ (S. 82); „geschwinde“ (S. 73), „schwet“ ‚Schweiß‘ (S. 73), „Schwor“ ‚schwör‘, „Schworen“ ‚schworen‘ (beide S. 20), aber „sweren“ ‚schwören‘ (S. 20), „Swert“, (S. 12), „swygen“ ‚schweigen‘ (S. 86) usw. Dem wohl hochdeutsch beeinflussten „hertz“ : „smertz“ (S. 13) steht „schmerten“ ‚Schmerzen‘ (S. 21) gegenüber, vgl. zudem die zwei folgenden, recht derben Verse: „De ere egen schande nicht koⁿnen swygen, / Schlan schal men se dat se sick bemygen [Hervorheb., A. K.]“. Alle Seitenzahlen nach: Schluwe, Jochim: Comedia Von dem frommen / Gottfruchtigen / vnd gehorsamen ISAAC. Aller frommen Kinder vnd Scho^ler Spiegel / darauß sie lernen / wie sie ihre Eltern vnd Præceptores ehren / fruchtigen [sic] / ja auch biß in den Todt gehorsam sein sollen. Auß dem 22. Capittel des ersten Buchs Moyses gestellet vnd in druck vorfertiget, [Rostock] 1606, neu abgedruckt in: Freybe, Albert (Hrsg.): Des Bergenfahrer Joch. Schluwe's [sic] Comedia von dem frommen, gottfürchtigen und gehorsamen Isaac. Ein Schriftdenkmal der deutschen Hansa mit Act IV und V aus Georg Rollenhagens Abraham. Zwei Zeugnisse lutherischen Glaubens, 2. Aufl. Leipzig, Norden 1892 (alle Seitenzahlen beziehen sich auf diesen Neudruck, nachfolgend als Schluwe mit entsprechender Seitenzahl zitiert). Spiering glaubt, „daß sich in den /-Formen die gefprochene Form zu erkennen gibt, während die /ch-Form traditionelle Schreibung ist.“ Spiering, Irmgard: Die Sprache in der ‚Comedia von dem frommen, gottfürchtigen und gehorsamen Isaac‘ von Jochim Schluwe, in: NdKbl 45, 1/2 (1932), S. 51. Damit erklären sich diese Wechsel aber nur bedingt, denn sie vollziehen sich ja innerhalb weniger Verse.

¹⁷⁵⁸ Auch für Vorpommern ist nicht immer abzuschätzen, ob die Autoren ihrer Aussprache folgen: Alwine Wuthenow schreibt Mitte des 19. Jh.s vorwiegend <s>: „inslapan“ (S. 57); „slimm“ (S. 58); „Snabel“ (S. 56), „halwes Snacken“ (S. 54), „de Grillen smirken“ (S. 67); „en smuck Mäten“ (S. 61), „geswinn“ (S. 58), „Swart“ ‚schwarz‘ (S. 62), „Swester“ (S. 58), „Swewt“ ‚schwebt‘ (S. 60), <sch> kommt bei „Schwesting“ (S. 28 u. 29) vor, alle Seitenzahlen nach: Wuthenow, Alwine: Blumen ut Annmariek Schulten ehren Goren. Herausgegeben von Dr. Marx Möller, Greifswald 1896. Zum hundertjährigen Todestage von Alwine Wuthenow neu herausgegeben und mit einem Anhang versehen von Eberhard Schmidt, Rostock [2008]. Der Rügener Paul Lehmann-Schiller nutzt Anfang des 20. Jh.s <sch>: „Schloap“, „schlichten“ ‚schlechten‘ (beide S. 82), „Schluck“, „schlucken“ (beide S. 87); „Schnurrer“ ‚Bettler‘ (S. 84), „schmeten“ ‚schmissen‘ (S. 78); „Mastschwin“ ‚Mastschweine (Pl.)‘, „dat Schwart“ ‚das Schwarze‘, „Schwin“ (alle, S. 87) usw., alle Seitenzahlen beziehen sich auf: Lehmann-Schiller, Paul: Ganz olle Kamellen ut Ithaka. Geschichten ut de Odyssee plattdütsch vertelt, Stettin 1905. Dagegen verwendet Bandlow wieder <s>: „tau 'n Slapan“ (S. 110), „versluckt“ (S. 2); „smet“ (S. 110); „Snurrbörte“ ‚Schnurrbärte‘ (S. 61), „Snurrerpack“ (S. 64); „swere Dagsarbeit“ (S. 1), „Swiegersähn“ (S. 4), missingsch: „Sweinskaletten“ ‚Schweinekoteletts‘ (S. 4) usw., alle Seitenzahlen nach: Bandlow, Heinrich: Ut de Hiringslak. Ne plattdütsch Schöttel ut Vörpommern, Wismar 1904. Vor <p> und <t> steht bei allen Autoren <s>.

¹⁷⁵⁹ Auf /sk/ am Silbenanfang sei an dieser Stelle nur sehr kurz eingegangen, da diese Aussprache schon relativ früh im Mecklenburgischen verschwunden ist und nur anhand einiger Schreibungen vermutet werden kann: Teuchert, Beiträge, S. 216, verweist auf Laurembergs handschriftliche Fassung der Scherzgedichte, die noch „Skimpgedichte“ hieß und die Schreibungen „Skriver“, „skal“ und „sköne“ enthielt, welche in der Druckfassung mit <sch> erscheinen. Des Weiteren macht er auf

ob ihre Mutter vielleicht noch [disk] ‚Tisch‘ und [fisk] ‚Fisch‘ gesagt habe, was diese aber verneint. Ein Mann dort gibt an, solche Formen noch gehört zu haben. Dokumentiert sind diese Aussprachen in den Hochzeitsgedichten, so heißt es in Hg. 35, 2 (nach 1759) „frisk“ ‚frisch‘, „unminscklick“ ‚unmenschlich‘ (Hg. 35, 3) usw., im nachfolgenden steht aber beispielsweise „Minschen“ (Hg. 36, 2^b), Mantzel/Larson unterscheiden zwischen „Minsch (plebeje Minsk)“,¹⁷⁶⁰ was das Nebeneinander beider Formen erklärt. Babst schwankt in seiner Schreibung: „Fleesk“ ‚Fleisch‘ (S. 4), „aß Minsken“ (S. 8), „Taßk“ ‚Tasche‘ (S. 13), „tu^esken“ ‚zwischen‘ (S. 4), „wu^esken“ ‚wünschen‘ (S. 8) gegenüber „va^r den gesundsten Minschen“ (S. 155), „menschlich“ (S. 56),¹⁷⁶¹ „wu^eschten“¹⁷⁶² usw. Jugler notiert 1789, er habe von Mecklenburgern den ihm unbekanntem Ausdruck „er habe es so in seinem Wa^eskenbooke gefunden“ gehört, wenn sie keine Quelle für eine Aussage beibringen konnten.¹⁷⁶³ Lessen schreibt <sch>: „Minschen“, „Taschenbauck“.¹⁷⁶⁴ Mussäus meint, „sch veraⁿdert sich im Munde einiger alten [sic] Leute gerne am Ende eines Wortes in sk: Fisch – Fisk, Tisch – Disk ic.“¹⁷⁶⁵ Einen Rückgang vermeldet Ritter 1832: „Sk steht statt sch nur noch theilweise auf dem Lande, und scheint sich immer mehr zu verlieren. Beispiele sind: tu^esken (zwischen), du^edsk (deutsch), Minsk (Minsch [sic]), Flèsk (Fleisch).“¹⁷⁶⁶ Schmidt hört um die Mitte des 19. Jahrhunderts um Gadebusch „w (das englische) vereinzelt auf dem Lande, z. B. **twisk’n** zwischen.“¹⁷⁶⁷ Hoefler gibt 1851 für Vorpommern an, „[a]ltes sk ist in hochdeutscher Weise durch sch verdrängt.“¹⁷⁶⁸ Jacobs berichtet noch in den 1920er Jahren „das alte *tü_usgŋ* war in Kirch-Jesar und Moraas regelmäßig, in Dütschow und Spornitz vereinzelt anzutreffen.“¹⁷⁶⁹ Weiterhin habe er in „Moraas und Kirch-Jesar“ von der älteren Generation „noch durchaus *disk* Tisch, *fisk* Fisch, *visgŋ* wischen, *dösgŋ* dreschen, *visk* Wiese“ gehört, in Strohkirchen, Kuhstorf und Groß Laasch nur noch von den ältesten Leuten.¹⁷⁷⁰ Clasen aus dem Fürstentum Ratzeburg und Suhrbier aus der Griesen Gegend schreiben noch 1924 bzw. 1932 <sg> und <sk>.¹⁷⁷¹ Dagegen scheint Kolz die Aus-

den Beleg „sckicken“ in Hg. 2, 3 (1673) aufmerksam (Teuchert, Beiträge, S. 216), dem aber „schicken“ eine Seite davor vorausgeht, so wie mehrere Nachweise für <sch>: „schulschen“, „schümde“, „verschämt“ (alle Hg. 2, 2) usw., so dass <sck> hier auch als Druckfehler angesehen werden könnte. Dagegen ist „skal“, das er aus Hg. 18, 2 zitiert (Teuchert, Beiträge, S. 216), zweimal auf der besagten Seite zu finden, außerdem einmal der Plural „skäl“, womit zumindest in diesem Falle die Schreibung als gesichert gelten darf. Mantzel, Ruhestunden 3, S. 25, bemerkt noch, dass ganzen Familien das „sch“ nicht aussprechen könnten. Spätestens am Anfang des 19. Jh.s scheint die Aussprache /sk/ am Silbenanfang unüblich geworden zu sein, denn Mussäus, Sprachlehre, S. 6, bemerkt, „sch bleibt vor einem Vocal und vor r“. Diese Entwicklung war auch auf dem Lande wohl schon abgeschlossen, wie Ritter, S. 58, zu entnehmen ist: „Sch der unreine Sauselaut steht [...] anlautend und zwar bloß vor Vocalen und einem r wie im Hochdeutschen; aber außerdem hat ihn die Landsprache in dem Worte scha^olen (sollen), welches auf eine Form ska^olen statt sa^olen zuru^eckweist.“

¹⁷⁶⁰ Mantzel, Dissertatio, S. 19.

¹⁷⁶¹ Alle Seitenzahlen nach Babst, Saken 1 (s. Anm. 1054).

¹⁷⁶² Babst, Saken 2, S. 34.

¹⁷⁶³ Jugler, [Johann Heinrich]: Geringer Beitrag auf die Anfrage im Januar des Journals, in: Monatschrift von und fu^r Mecklenburg. Zweyter Jahrgang. 4^{tes} Stu^eck, Schwerin April 1789, S. 2 (nicht nummeriert, eigene Zählung).

¹⁷⁶⁴ Beide Nachweise: Lessen, Hellenia, S. 39.

¹⁷⁶⁵ Mussäus, Sprachlehre, S. 6.

¹⁷⁶⁶ Ritter, S. 58.

¹⁷⁶⁷ Schmidt, Laut-Tafel, S. 9.

¹⁷⁶⁸ Hoefler, Lautverhältnisse, S. 393.

¹⁷⁶⁹ Jacobs, Teuth. 3, S. 126.

¹⁷⁷⁰ Ebenda, S. 147.

¹⁷⁷¹ Bei Clasen finden sich u. a. „Dütskland“ ‚Deutschland‘ (S. 1), „hochdütsk“ ‚hochdeutsch‘ (Clasen, S. 5), „tauⁿ langn lakensken Bosdauk“ ‚aus einem langen wollenem Brusttuch‘, „Minskenleben“ (beide ebenda, S. 1), „Task“ ‚Tasche‘ (ebenda, S. 3), „Tüsgentijd“ ‚Zwischenzeit‘ (ebenda, S. 2),

sprache nicht mehr gehört zu haben, denn er vermeldet bereits 1914: „Der Wandel von *sk* > *f* kann im rbg. nicht alt sein. Alte Leute erinnern sich dessen sehr gut, daß vor etwa 30 Jahren die Aussprache *fisχ* ‚Fisch‘, ‚*visχ* ‚Wiese‘ ganz üblich war.“¹⁷⁷² Gillhoff kennt diese Aussprache 1889 wiederum noch, prognostiziert aber ihr Verschwinden: „Die alte Verbindung *sk* geht, nachdem sie aus dem Anlaut vollständig geschwunden ist, auch im In- und Auslaut in absehbarer Zeit ihrem Untergange entgegen und ist schon jetzt vorzugsweise auf den Westen beschränkt.“¹⁷⁷³ Kolz’ Beobachtungen für das Fürstentum Ratzeburg bestätigen auch die in den 1920er Jahren angefertigten Grammophonaufnahmen, denn die Transkription der Aufzeichnungen aus Schönberg enthält bereits „*djś*“, während im südwestmecklenburgischen Leussow im selben Wenkersatz noch „*djisk*“ zu hören war.¹⁷⁷⁴ Teuchert meint noch 1958, „[d]ie ehemals geläufige Aussprache *Disk* ‚Tisch‘, *Fisk* ‚Fisch‘, *Fleesk* ‚Fleisch‘ ist nur noch im Munde der Alten zu hören“,¹⁷⁷⁵ was die gundlachschen Aufnahmen, die nur vier Jahre später angefertigt worden sind, nicht mehr bestätigen konnten.

2. 5 Zusammenfassung

Die Diphthongierung von /e/, /o/ und /ø/ ist im Großteil Mecklenburgs recht konstant. Ausnahme bildet hier der überwiegende Teil Mecklenburg-Strelitz’, wo monophthongisch gesprochen wird. Unterschiede im Hauptgebiet zeigen sich vor allem bei einzelnen Wörtern. Dazu zählen /kle:t/, /le:t/, die durchgängig mit /e/ gesprochen werden.

Ein signifikanter geographischer Unterschied ergibt sich aber bei den Präteritalformen der starken Verben: Hier diphthongiert der Westen teilweise auch die langen Vokale, während das Zentrum und der Osten bei den Monophthongen bleiben, z. B. [kɔym], [lɔyp], [ʃraɪf], [gaɪf] usw. im Westen gegenüber [ke:m]/[kø:m], [lep]/[lø:p], [ʃre:f], [ge:f] im überwiegenden Teil Mecklenburgs. Diese Diphthongierung wird jedoch nicht von allen Sprechern konsequent durchgeführt, teilweise ist sie in den Orten lexemabhängig. Auch sind stärkere Schwankungen zu beobachten, da ein Sprecher dieselbe Verbform durchaus monophthongisch als auch diphthongisch aussprechen kann. Im Zentrum Mecklenburgs sind diese Diphthonge auf den alten Aufnahmen nur noch in zwei Orten zu hören, dort auch nur noch von den ältesten Sprechern, während sie weiter westlich auch noch bei den jüngeren uneingeschränkt im Gebrauch sind.

Im Westen sind auf den alten Aufnahmen darüber hinaus auch noch Diphthonge vor /r/ zu hören, jedoch ist diese Aussprache stark rückläufig und in der FE heutiger Sprecher nicht mehr zu hören – allenfalls noch im bewussten Sprechen. Selbst die ältesten Sprecher auf den alten Aufnahmen gebrauchen sie noch kaum, hier nur noch

„Wisk“ ‚Wiese‘ (ebenda, S. 3), gehäuft in folgender Passage mit den in den MWB-Sätzen abgefragten Wörtern: „un nu kunn bi jere Getüffeläten Fleisk up’n Disk kamen, wenn’t kein Fisk geiw“ (ebenda, S. 6). Suhrbier schreibt beispielsweise „Brottask“ ‚Brottasche‘ (Suhrbier, S. 426), „tüsk’n“ ‚zwischen‘ (ebenda, S. 427), „Wiskenblaumen“ ‚Wiesenblumen‘ (ebenda, S. 426), im von ihm zitierten „Piengstekarrspruch“ heißt es jedoch schon „Disch“ : ‚Fisch‘ (ebenda, S. 427).

¹⁷⁷² Kolz, S. 128.

¹⁷⁷³ Gillhoff, *Idiotismen*, S. 4. Gillhoff schreibt u. a. „*wo niks tau wasken un tau plaskern is*“, „*Schratfleisk*“ (beide Belege ebenda), „[e]in aus der Speckseite kleiner Schweine der Länge nach herausgeschnittenes Stück“ (ebenda, S. 4, Anm. 4), „mit dem *Floegel dösk*“ (ebenda, S. 10).

¹⁷⁷⁴ Mecklenburgisch II, S. 10 bzw. S. 17.

¹⁷⁷⁵ Teuchert, *Sprachschichten*, S. 3.

im Südwesten. Im Nordosten sind sie selbst in den FT selten. Die Sprecher schwanken dann auch zwischen Diphthong, Monophthong und erhöhten Formen. Gerade Varianten wie [fi:ɐ̯], die der hochdeutschen Lautung entsprechen, verbreiten sich zusehends. Bei anderen, z. B. bei ‚war‘, sind die Schwankungen noch größer, da sowohl die monophthongische als auch die erhöhte Variante sich von der hochdeutschen unterscheiden. Der Westen unterliegt damit stärkeren lautlichen Veränderungen als der Rest Mecklenburgs.

Die Erhöhung ist bis auf den Westen recht konstant im Sprachgebiet durchgeführt worden. Formen wie [fi:ɐ̯] werden durch die Hochsprache gestützt. Aber selbst bei Wörtern, wo die Erhöhung nicht mit der hochdeutschen Variante übereinstimmt, hält sie sich gut, z. B. in [hy:ɐ̯n] ‚hören‘. Lediglich in Partikeln sind Schwankungen zu beobachten, das betrifft ‚sehr‘ und ‚mehr‘, wobei aber auch hier die erhöhten [zi:ɐ̯] und [mi:ɐ̯] überwiegen.

Im Westen hingegen ist das Bild nicht so einheitlich. Das liegt an einer Konkurrenzsituation: Neben der Diphthongierung tritt vor /r/ auch die Erhöhung auf. Ältere Sprecher nutzen in einigen Wörtern bis zu drei Varianten – den Diphthong, den Monophthong und die erhöhte Form. Da in anderen Lexemen wiederum kein Diphthong auftritt, z. B. in ‚hören‘, findet ein Ausgleich zugunsten der monophthongischen bzw. erhöhten Formen statt, die im übrigen Mecklenburg üblich sind und teilweise auch von den hochdeutschen Aussprachen gestützt werden. Da dieser Wandel noch nicht abgeschlossen ist, existieren mehrere Varianten im Westen nebeneinander, bei den jüngeren Sprechern nimmt die Anzahl schon auf den alten Aufnahmen ab, da sich hier die Formen mit einfachen Vokalen durchgesetzt haben. Südlich des Eldebogens (Marnitz, Prislisch) und in den außermecklenburgischen Orten Schlutup und Woltersdorf unterbleibt die Erhöhung dagegen größtenteils. In Summe halten sich die Diphthonge auch beim jüngsten Sprecher noch in ‚vier‘, ‚war‘ und ‚fahren‘.

Auch die in Westmecklenburg üblichen Monophthonge /e/ und /o/ statt der gemeinmecklenburgischen /aj/ und /au/ sind rückläufig. Hier findet ein Ausgleich zu den gemeinmecklenburgischen Formen statt. Aussprachen wie [red̩], [ted̩] sind nur noch im Südwesten und im äußersten Nordwesten nachweisbar. Lediglich bei ‚tu(s)t‘, ‚geh(s)t‘ und ‚steh(s)t‘ halten sich die Monophthonge. Der einfache Vokal ist hier bis an die Müritz üblich, wobei er bei ‚geh(s)t‘ und ‚steh(s)t‘ von der Hochsprache gestützt wird. Auch im Wort ‚Sense‘ hält sich der Monophthong und ist noch im Zentrum Mecklenburgs – allerdings neben der Variante mit Diphthong – zu hören.

Der Hiattilger nach /aj/ und /ɔy/ ist im überwiegenden Teil Mecklenburgs /d/. Lediglich in Mecklenburg-Strelitz lautet er /g/. Das betrifft auch Ortschaften, die an der Grenze zu Vorpommern liegen, wobei hier der Einschub auch lexemabhängig sein kann, d. h. /d/ und /g/ vorkommen können.

Nach /i/ überwiegt ebenfalls /d/, doch gibt es Fälle, wo /g/ auftreten kann, so z. B. in [fri:ɡ̊], das selbst noch im Westen zu hören ist. Lediglich in Mecklenburg-Strelitz kommt nach /i/ immer /g/ vor.

/g/ tritt in ganz Mecklenburg nach /au/ und /u/ auf, /d/ ist hier auf den Aufnahmen nicht zu hören. Die Verteilung des Einschubs ist also nicht nur regional unterschiedlich, sondern hängt auch von der Lautumgebung ab.

Die Aussprache /s/ vor /l/, /m/, /n/, /t/, /p/ und /v/ am Silbenanfang ist stark rückläufig. Gestützt durch die Hochsprache hat /ʃ/ bereits in den 1960er Jahren ganz Ostmecklenburg erfasst. Lediglich im Westen herrschte sie auch noch bei jüngeren Sprechern vor. Auf den neuen Aufnahmen ist sie nur noch bei sehr konservativen Sprechern zu hören, z. B. in Kossebade.

3. Grammatikalische Besonderheiten

3. 1 Besonderheiten bei den Verben

3. 1. 1 Präsens Plural der Verben

Die Analyse der Laute hat bereits gezeigt, dass sich einige Formen hinsichtlich ihrer Aussprache unterscheiden: [kɔym] – [kø:m] – [ke:m] ‚kam‘ usw. Dabei handelt es sich aber ausschließlich um Unterschiede, die durch Diphthongierung, Rundung usw. zu erklären sind. Daneben gibt es aber auch Formen, die nicht auf solche Lautwandelprozesse zurückzuführen sind. So lautet das Partizip II von ‚fallen‘ im Großteil des Landes [fɔl]. In Mecklenburg-Strelitz sagen die Probanden jedoch [fal].¹⁷⁷⁶ Das schließt auch Granzin mit ein. Im benachbarten Carolinenhof nutzen alle Personen /ɔ/. Lediglich in Weisdin verwendet der älteste Sprecher [fɔl], worauf eine Frau sofort meint, es müsse [fal] lauten.¹⁷⁷⁷ Hier hat im Gegensatz zu /ɔy/, das sich auf mehrere Formen erstreckt ([lɔybm], [slɔybm] usw.) kein einfacher Lautwandel gewirkt, da sich dieser Unterschied nur beim Partizip II eines einzigen Verbs zeigt. In diesem Kapitel sollen Erscheinungen, die Deklination, Konjugation usw. betreffen, im Vordergrund stehen, wobei hier nur diejenigen behandelt werden, die nicht durch regionale, relativ einheitliche Veränderungen im Lautstand hervorgerufen worden sind.

Stellmacher ordnet das Mecklenburgische dem Ostniederdeutschen zu, wobei er meint, „[d]ie wichtigste Gemeinsamkeit der ond. Dialekte im Vergleich zum Wnd. ist der Einheitsplural im Präs. der Verben auf *-en*: *wi, ji, se lopen*, ‚wir, sie laufen, ihr lauft‘.“¹⁷⁷⁸ Bereits Jellinghaus gibt für die „mecklenburgische - vorpommersch - märkischen Mundarten“ an, „[d]er Plural des Praesens endigt nur auf *-en*.“¹⁷⁷⁹ Für Zweedorf scheint diese Aussage jedoch nicht zuzutreffen, denn in den FT heißt es „De Buuern hefft“ bzw. „hebbt“ ‚die Bauern haben‘, des Weiteren „jie könnt“ ‚ihr könnt‘. Sprecher vier verwendet darüber hinaus „wüllt se“ ‚wollen sie‘, „de Lüü stâht“ ‚die Leute stehen‘ und „Wie könnt“. ‚haben wir‘ verkürzen die Probanden zu „hewwie“ ([hevi:]). Nicht zuzuordnen ist „wöll se“ der ersten beiden Personen, da hier keine Endung vorliegt. In den MWB-Sätzen schwanken die Sprecher, so sagen sie „See stelln“ ‚sie stellen‘, aber auch „De Lüü hebbt“ ‚die Leute haben‘, die letzten beiden verwenden auch „loopt dee Kröödn un Poogn“ ‚laufen die Kröten und Frösche‘, der zweite Proband gebraucht hier „loobm“ ‚laufen‘, beim dritten lassen sich überdies „dee Kinner loopt“ ‚die Kinder laufen‘ nachweisen. In den FE ist ebenfalls recht häufig /t/ bei allen aufgezeichneten Personen zu hören: „wie veköopt“ ‚wir verkaufen‘, „wie hebbt/heebt“ ‚wir haben‘, das auch zu „hewwie“ verkürzt wird, „dee dor käämt“ ‚die dort kommen‘, „gåht se“ ‚gehen sie‘, „stâht s“ ‚stehen sie‘, „weil s‘ [...] medn dauht“ ‚weil sie [...] mähen‘. Daneben fehlt bei einigen Formen die Endung: „hoff wie“ ‚hoffen wir‘, „fall see“ ‚fallen sie‘.

Auch in Selmsdorf herrscht /t/ im FT vor, jedoch nutzt der vierte Sprecher neben

¹⁷⁷⁶ Vgl. auch MWB, II, Sp. 784: „Part.: *follen*, im Hauptteil von STA *fallen*.“

¹⁷⁷⁷ Der Proband hatte auch sehr große Mühe, die Sätze allein zu übersetzen.

¹⁷⁷⁸ Stellmacher, S. 146.

¹⁷⁷⁹ Jellinghaus, Einteilung, S. 46.

„hebbt“ auch „hemm“ im Plural. Bei einigen Verben ist die Endung abgefallen, z. B. bei „wie wöll“ ‚wir wollen‘. In den MWB-Sätzen schwankt wiederum nur der vierte Proband: „Dee Lüü [...] meiht“ ‚die Leute [...] mähen‘, „Wie wöllt“ ‚wir wollen‘ gegenüber „loobm“. Alle anderen verwenden durchgängig /t/. In den FE dominiert diese Endung, daneben kommen auch hier Formen vor, wo keine Endung vorhanden ist: „sctiege wie“ ‚steigen wir‘, Sprecher zwei und vier verwenden daneben auch „hemm“ als Plural, allerdings ist er relativ selten. Die Analyse zweier westlicher Grenzorte hat gezeigt, dass *-en* nicht überall gilt.¹⁷⁸⁰ Die Grenze Mecklenburgs ist also keine für die Endung *-t*, sondern muss im Untersuchungsgebiet liegen.

In Schlagsdorf und Lüttow herrscht ebenfalls noch /t/ vor, allerdings schwanken die jüngeren Sprecher des letztgenannten Ortes in den Übersetzungstexten bereits. In Bennin nutzen der erste und dritte Proband „hemm“ bzw. „hebbm“ in den FT, während die anderen beiden „hebbt“ bzw. „heebt“ bevorzugen. Der zweitälteste sagt aber auch einmal „hemm“. In den FE ist jedoch /t/ als Pluralendung im Präsens der Verben sehr viel häufiger zu hören. Offensichtlich lag hier eine Beeinflussung durch die Textvorlage vor.

Auch in Welzin konjugieren die Probanden in den Übersetzungstexten unterschiedlich, so bevorzugen der erste, dritte und vierte Sprecher „hebbm“ bzw. „hemm“, der zweite, fünfte und siebte „hebbt“, der sechste schwankt zwischen „De Buuern hemm“ und „wie hebbt“ sowie „wölln se“ und „wie könnt“. Bei den anderen Personen fehlt bei den letztgenannten Verben die Endung, so dass keine Zuordnung möglich ist.¹⁷⁸¹ In den FE ist aber nur beim vierten Probanden *-t* in der Minderzahl. In Möllin ist es in den FT dagegen gar nicht mehr nachweisbar, in den FE hält es sich dagegen noch, auch wenn es hier gegenüber *-en* zurücksteht. Da die Aufnahmen von Woez unvollständig sind, lässt sich hier keine sichere Aussage treffen. Die ersten zwei Probanden nutzen in den noch erhalten gebliebenen MWB-Sätzen *-t* im Präsens Plural von ‚mähen‘, die anderen jedoch *-en*. Die Form [vœl] bei den ersten beiden kann nicht zugeordnet werden, der dritte Proband nutzt hier das Präteritum, der dritte [vɪl]. In den beiden vorhandenen FE überwiegt *-t*: „stiegt dee Lüü“ ‚steigen die Leute‘, „dee wöllt“ ‚die wollen‘, „gåht dee Kinner“ ‚gehen die Kinder‘.

Dagegen kommt es in Pritzier nur äußerst selten vor, z. B. sagt der erste Proband einmal „wie hebbt“ ‚wir haben‘, der zweite nutzt es bei „jie [...] könnt“ ‚ihr könnt‘ und „Jie söllt“ ‚ihr sollt‘, der dritte sagt zweimal „manche gott [= gåht]“ ‚manche gehen‘, der vierte „heebt se [...] rubbetreckt“ ‚haben sie [...] hinaufgezogen‘. In Alt Jabel lässt sich *-t* ebenfalls kaum noch nachweisen. Der älteste Sprecher nutzt „wie hebbt“/„wie hefft“ ‚wir haben‘, „hebbt wie“ ‚haben wir‘, und „dee hebbt“ ‚die haben‘. Die Übersetzung des dritten Probanden „hebbt ihr [...]“ ‚habt ihr [...] bestellt‘ ist durch das Hochdeutsche begünstigt. Besonders bei den häufig gebrauchten Hilfs- und Modalverben scheint sich *-t* länger zu halten.

In den östlicher gelegenen Planquadraten kommt fast ausschließlich *-en* vor. Lediglich einmal sagt Sprecher eins in Alt Meteln im FT „hebbt wie“, in Hoben sind ebenfalls noch einige Formen bei Sprecher eins und drei auszumachen, wobei aber *-en* überwiegt: „donn hemm se dat selbst noch flickt, selbst noch äh, mockt. Jå. Hebbt flackt dee Neddn.“ bzw. „dat wie alle poor Johr so’n, ein so’n Eck ruppdeggn dauht“; „Dee seiht nich uut as’n Pierkopp.“ *-t* erfasst damit vor allem die Grenzorte, reicht aber auch noch ein wenig darüber hinaus. In Möllin geht es zu *-en* über,

¹⁷⁸⁰ Lautlich entspricht *-en* dabei /n/ bzw. nach /b/ (bzw. lenisiertem /p/) /m/, vgl. Kap. 2.4.2. Der Einfachheit halber werden diese Lauterscheinungen in diesem Abschnitt aber unter *-en* zusammengefasst, da er nur den morphologischen Aspekt behandelt.

¹⁷⁸¹ So kann [kœn] nicht ohne weiteres *-en* zugerechnet werden, da auch bei anderen Verben *-t* abfallen kann, bei [vœl] ist ebenso keine Entscheidung zu treffen.

während *-t* im südlicheren Woez noch häufiger vorkommt. In Pritzier und Alt Jabel dominiert wiederum *-en*, obwohl diese Orte grob allesamt auf einer Linie liegen.¹⁷⁸² Die Aufnahmen zeigen jedoch auch, dass es keine starre Grenze zwischen beiden Formen gibt, sondern der Übergang fließend ist, das lässt sich an Möllin gut nachvollziehen, wo beide vorkommen, sich das Verhältnis aber zugunsten von *-en* verschiebt. Im westlicher gelegenen Schlagsdorf überwiegt noch *-t*. In Welzin bevorzugt die Mehrheit der Probanden zwar ebenfalls diese Endung, dennoch gibt es hier auch einen Sprecher, der bereits *-en* präferiert. Dabei hat sich *-t* auch bei der jüngsten Generation noch gut halten können. Bei einigen Verben ist aber teilweise die Endung nicht bestimmbar, da sie fortgelassen wird, z. B. nach */l/*.¹⁷⁸³ Teilweise nimmt auch die Textvorlage bei der Übersetzung Einfluss darauf, welche Form bevorzugt wird, so verwenden einige Probanden *-en* bei der Übersetzung, gehen im FT aber zu *-t* über.

Gerade in den Grenzorten wirft dieses Ergebnis aber die Frage auf, ob sie deshalb so ohne weiteres zum Ostniederdeutschen gerechnet werden können. Kolz scheidet streng zwischen „*-et*“- und „*-en*“-Gebiet“:

b. Die Mundart des Mittellandes breitet sich über die östliche Hälfte des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin aus: sie hat als charakteristischstes Merkmal gegenüber der folgenden Mundart die Endung *-en* im Plural des Präsens.

c. Die Mundart des Westens schließt das westliche Gebiet des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin und das Fürstentum Ratzeburg ein: der Plural des Präsens weist die Endung *-et* auf.

Das Mittelland und der Westen, also etwa das Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin und das Fürstentum Ratzeburg, stehen sich sprachlich viel näher als das Mittelland und der Osten. Man kann daher jene beiden Sprachkreise zu dem Mecklenburgischen im eigentlichen Sinne zusammenfassen, und es ergibt sich eine Scheidung des Mecklenburgischen Dialektes in:

a. *ostmecklenburgisch*: *-en* im Plural des Präsens.

b. *westmecklenburgisch*: *-et* im Plural des Präsens.¹⁷⁸⁴

Die Größe des *-et*-Gebietes rechtfertigt solch eine Einteilung jedoch nicht, da „westmecklenburgisch“ dann weite Teile erfasste, die *-en* als Pluralform hat bzw. dem Fürstentum Ratzeburg lautlich näher stehende Gebiete zum Ostmecklenburgischen gezählt werden müssten. Dennoch zeigt diese Darstellung, dass der Unterschied durchaus wahrgenommen wird und daher auch nicht einfach vernachlässigt werden darf. Gundlach verzichtet auf eine Auswertung, bemerkt aber, die Endung auf *-t* werde

– besonders durch das Hochdeutsche bedingte – zunehmende sprachliche Unsicherheit auch in den Orten zeigen, die sich für diesen Fall früher eindeutig zum Altland hielten, so wenn dort z. B. bei einer Sprecherin *sei hebt* sie haben und *wi woelt* wir wollen neben *wi koenen* wir können und *sei lopen* sie laufen auftreten¹⁷⁸⁵.

Die Analyse hat solcherlei Schwankungen auch gezeigt, nur ist zu fragen, ob dafür ausschließlich hochdeutscher Einfluss geltend gemacht werden kann oder ob hier nicht auch die geographische Lage eine Rolle spielt. In Möllin nimmt der Anteil von *-en* nämlich stark zu, während er im westlicheren Schlagsdorf noch geringer ausfällt. Selbst jüngere Probanden verwenden hier noch vorwiegend *-t*. Teuchert führt in der „Einleitung zum 1. Bande“ des MWB den Unterschied in der Konjugation auch an,

¹⁷⁸² Siehe Karte, S. 17.

¹⁷⁸³ Vgl. hierzu Kap. 2.4.2.

¹⁷⁸⁴ Kolz, S. 1 f.

¹⁷⁸⁵ Gundlach, Tonbandaufnahmen, S. 180.

meint aber, er „nimmt auf mecklenburgischem Boden wenig Raum ein“.¹⁷⁸⁶

Selbst in einem Bauerngespräch¹⁷⁸⁷ wechselt das Verbparadigma zwischen „Wy kähnt“ ‚wir können‘, „Kähnt gy“ ‚könnt ihr‘ (beide S. 630), „se heft [...] söcht“ ‚sie haben [...] gesucht‘ (S. 628) und „Stahn de Ossen“ ‚stehen die Ochsen‘ (S. 630), „wi suupen“ ‚wir trinken‘ (S. 628), wobei die Formen auf *-en* überwiegen.

Schwankungen zeigen sich auch bei den Aufzeichnungen aus Loosen in „Fiek’n hätt schräb’n ut Hagenow...“, wo es zwar überwiegend „hämm’n wi“ heißt, aber auch „häfft wie“ zu lesen ist.¹⁷⁸⁸ In einer Weihnachtsgeschichte aus Glaisin kommen „We bölkt“ ‚We mööt‘, „We röpt“, „as wi seggt“ neben „gan se“ vor, allerdings auch das mundartfremde „us“ ‚uns‘.¹⁷⁸⁹ Auf den Aufnahmen zu Glaisin dominiert *-en*.

Die Aussprache von ‚haben‘ variiert, neben [hept] ist auch [he:pt] in Bennin, Lüttow, Pritzier und Zweedorf zu hören. Daneben kommt [heft] in Alt Jabel, Möllin, Schlagsdorf und Zweedorf vor. Diese Form ist in all diesen Orten allerdings nur jeweils einmal belegt. Im außermecklenburgischen Sumte nutzen die beiden ältesten Sprecher diese Form ausschließlich, der jüngste nutzt daneben auch [hept]. Letztere scheint also [heft] zu verdrängen. Insgesamt überwiegt in diesem Ort noch *-t*, dennoch nutzt selbst der älteste Proband einmal „kriegn w“ ‚kriegen wir‘. Die Aussprache [kœn] für die Pluralform ist bei allen drei aufgezeichneten Personen zu hören. Daneben nutzen sie aber auch [kœnt]. Dennoch kann die erste Form nicht einfach als „koenen“ interpretiert werden, da hier auch einfach /t/ abgefallen sein kann, so nutzt der zweite Sprecher in Lüttow auch [hɛp], der vierte in Schlagsdorf sagt „wie hebb“ ‚wir haben‘, in Zweedorf ist „hebb see“ ‚haben sie‘ nachweisbar. Der erste Proband in Alt Meteln verwendet im FT einmal „hebbt“, in der FE „hebbm“ und „hebb“. Hier ist allenfalls durch die Häufung von *-en* anzunehmen, dass diese und nicht *-t* fortgelassen worden ist. Das bedeutet, dass allenfalls Vermutungen darüber angestellt werden können, welches Verbparadigma vorliegt. Das betrifft dann auch die Form [kœn]. In der Transkription des ersten Wenkersatzes der Grammophonenaufnahmen für Schönberg heißt es „flaix“,¹⁷⁹⁰ hier ist also ebenfalls /t/ ausgefallen. Lediglich in den östlicheren Orten, wo *-en* ausschließlich vorkommt, ist die Zuordnung eindeutig.

In Schlutup und Woltersdorf dominiert ebenfalls *-t*, auch hier findet sich jedoch [kœn]. Beide Probanden nutzen ausschließlich [hept].

In den westlichsten Orten, in denen *-en* vorherrscht, werden die Pluralformen von ‚haben‘ neben [hem] relativ häufig [hɛbm] ausgesprochen, der Infinitiv lautet in diesen und denjenigen Ortschaften, wo *-t* vorherrscht, ebenfalls so.¹⁷⁹¹ Ab der Landesmitte bevorzugen die Probanden [hem], [hɛbm] erscheint nur noch etwas häufiger in Lichtenhagen, Röbel und Kieve, dort allerdings vor allem in den Über-

¹⁷⁸⁶ MWB, I, Sp. VIII.

¹⁷⁸⁷ Die nachfolgenden Seitenzahlen beziehen sich auf Rösler, Bauerngespräch.

¹⁷⁸⁸ Karls, S. 192, Nr. 344.

¹⁷⁸⁹ Alle Nachweise: Wedemeyer, Hartwig: Eine Glaisiner Weihnachtsgeschichte, in: Stadt Ludwigslust (Hrsg.): Ludwigslust Stadtanzeiger. Amtliches Bekanntmachungsblatt der Stadt Ludwigslust. Jahrgang 2007/12. 21. 12. 2007. Nummer 165, S. 11.

¹⁷⁹⁰ Mecklenburgisch II, S. 8.

¹⁷⁹¹ Vgl. Jacobs, Teuth. 3, S. 145, dort aber sehr allgemein beschrieben. In Boldela fällt das Verhältnis zwischen [hem] und [hɛbm] mit 33 zu 24 Nachweisen zugunsten der ersten Form aus. In Hoben findet sich die letztgenannte Aussprache 26-mal, [hem] ist 35-mal nachweisbar. Die Form mit /b/ kommt in Pinnow nicht vor. In Züsow stammen elf der vierzehn Belege für [hɛbm] aus den FT, so dass hier einfach das genaue Vorlesen diese Aussprache begünstigt haben dürfte. Das östlicher gelegene Hinrichshagen hat nur noch [hem].

setzungstexten.¹⁷⁹² Ansonsten ist es nur selten zu hören, wie bereits Holst feststellt: „Im Inlaut kommt *b* nur in etwas unnatürlicher, feinerer Rede vor (*hebm̄* = haben), ist aber eigentlich dem Dialekt fremd.“¹⁷⁹³

Gundlach verwendet bei zwei Gesprächen mit sehr jungen Probanden *-t* in der 2. Pers. Pl. Präs. und lehnt sich damit stärker an die Konjugation im Standarddeutschen an, wohl um damit die Verständlichkeit zu erhöhen.¹⁷⁹⁴ Der fünfte Sprecher aus Schlagsdorf, ein Junge, benutzt im Gegensatz dazu bei allen Pluralformen des Präsens *-t*,¹⁷⁹⁵ der dritte in Pinnow, ein Mädchen, *-en*.¹⁷⁹⁶

Reuter und Brinckman neigen zu *-t* in der 2. Pers. Plural,¹⁷⁹⁷ was auf den Einfluss des Hochdeutschen zurückzuführen ist. Ritter, Wiggers und Nerger kennen ebenfalls diese Endung, wobei sie *-t* auch in der 2. Pers. Pl. Präteritum setzen, Letzterer erfasst aber für beide Tempora auch *-en*.¹⁷⁹⁸ In der Mundartliteratur des Fürstentums Ratzeburg begegnet wie auf den Aufnahmen *-t* generell im Plural Präsens und in den zusammengesetzten Zeitformen, die mit einem Hilfsverb im Präsens gebildet werden (z. B. Perfekt). Hartmann schreibt z. B. „Dat lat wi uns nich gefallen von denn Snoesel, denn Vagelbunken, denn woelt wi uns mal bi Dagslicht bet neger beseihn; denn woelt wi dat doch mal aftäuben“; ¹⁷⁹⁹ „könt ji noch ümmer wider gahn – / Lat’t so, as ji jug Ding’ hebbt dahn“; „dunn hebbt’s den klauken Kiwitt fragt“¹⁸⁰⁰

¹⁷⁹² In Lichtenhagen und Röbel ist es jeweils achtmal in den Übersetzungstexten zu hören. In den FE kommt es sieben- bzw. achtmal vor. Die Probanden in Kieve nutzen es 14-mal, davon allerdings achtmal in den FT.

¹⁷⁹³ Holst, C., S. 154.

¹⁷⁹⁴ So sagt er in der FE eines Mädchens in Pinnow: „Und e, hefft jie ook maa ’n Uutflugg mockt vonne Schaul af?“ Für ‚seid‘ wählt er z. T. ebenfalls eine standardsprachlich nähere Variante: „Nu segg maa, wovääl sied jie in Klass?“ Es ist jedoch auch „sünd“ zu hören: „sünd jie denn morgns los oder wie“. Die Sprecher verwenden nur sehr selten die 2. Pers. Pl. Präs., was der Kommunikationssituation geschuldet ist. Sie lautet jedoch in allen Fällen „sünd“: „Na, Jungs, wo sünd jie denn west?“ (Welzin); „Jå, jie sünd ook aal mäüt.“ (Zahrendorf); „Na, Jungs, wo sünd jie denn west?“ (Züsow). „sied“ wird nur von Gundlach verwendet, wenn er sich mit sehr jungen Probanden (Schulkindern) unterhält, ein Nachweis findet sich noch in Schlagsdorf: „sied jie ook all mal vonne Schaul irgndwo hennführt“.

¹⁷⁹⁵ Als Beispiele seien angeführt: „Wie hebbt grååde, hier Korea afschloddn hatt un.“, „Doch, wie schrieft wat uff hier, wat hei anne Tafl schriebm deht.“ bzw. „Un mien annern, un twei Bräurer gaht noch to Schaul [...]“.

¹⁷⁹⁶ „Hemm wie die Grenze besöcht.“; „Hemm wie noch ’n Geländeschpääll denn mockt.“; „Vör dee Talln, dor waadn vör dee Bauchschaabm waadn Talln insett.“ Allerdings gibt es von ihr keine Belege, wie sie die 2. Pers. Pl. Präs. bildet.

¹⁷⁹⁷ So schreibt Reuter beispielsweise in „Ut mine Festungstid“: „un wo willt ji Waffen kriegen“ (Reuter, Werke II, S. 385) und Brinckman im „Kasper-Ohm un ick“: „Na, ji weet’t jo, wer lang hett, let lang hängen.“ (Brinckman, Werke I, S. 64). In der „Urgeschicht von Meckelnborg“ sind beide Endungen zu finden, so sind dort „Will’n ji dat?“ und „dat ji doch ok jugen Spaß doran hewwt“ zu lesen (beide Zitate Reuter, Werke VIII, S. 68).

¹⁷⁹⁸ Ritter, S. 84 – 100; Wiggers, S. 55 – 70; Nerger, S. 156 bzw. 164.

¹⁷⁹⁹ Hartmann, Vertellers, S. 14.

¹⁸⁰⁰ Beide Zitate: ebenda, S. 32, weitere Beispiele von anderen Autoren: „Wi hebt un’ns Öhjlern uck nich mit du anredt“; „De Slabrüger Schäulers hebt ümmer nach Slasdörp lopen müßt“ (beide Nachweise: Clasen, S. 4); „Wi stammt uns ut Westfalen her, un dei in Land Stargard sitt’n daut, ut Brandenburg.“; „So, nu wäät ji’t!“ (beide Nachweise: Oldörp, Nümmser, S. 269); „Wi ut ’t Fürstentum weit mit de groten Stäbel Bischeid.“ „Daut wi allens.“; „Weet ji, wat ick glöw?“; „Denmal kiek de Stäbelsnuten nah Lauenburg, dennmal nah Meckelborg“ (alle Nachweise: Buddin, Fürstentum, S. 214); „Weck von dei Lüd, de in dissen Klenner lest, mäögt dat noch weiten orre doch dorvon hürt hewwn“ (Beckmann, W., S. 1). Dagegen schreibt der aus Südwestmecklenburg stammende Suhrbier <n>, vgl. den Pfingstspruch: „Dor koen’n wi gaud up drienk’n“, „Denn wi will’n noch wiere gahn“; „Föfteihn Eer hem’n ji woll“; „Ji ward’n sälig, un wi ward’n rik.“ und den von ihm verfassten Text: „Hüt hem’n sei jo nu ok all Schosse un Postauto“ (alle Nachweise: Suhrbier, S. 427). Die Belege auf <t> bei Rogge sind wohl der Standardsprache geschuldet: „kennt ji“ (Rogge, S. 22), „ji [...] schenkt häwt“ (ebenda, S. 41), denn er verwendet auch <n>: „Weiten ji“ (ebenda, S. 25), „Ji glöben“, „hebben

3. 1. 2 Perfekt- und Plusquamperfektbildung

Die Bildung des Perfekts bzw. Plusquamperfekts erfolgt zumeist analog zum Standarddeutschen mit den entsprechenden Formen von ‚sein‘ und ‚haben‘, allerdings gibt es einige Verben, bei denen die Probanden nicht dasselbe Hilfsverb wie in der Standardsprache gebrauchen. So sagt der dritte Sprecher aus Bansow, eine Frau: „[...] also is hee von dee Gasswittschaft uppe Landwirtschaft oewergåhn. Un dat hett dor woll nich gåhn wohl in Hannoover, un nu is hee nåh Meeklenburg komm.“ Während sie im ersten Satz das Perfekt von ‚gehen‘ mit ‚sein‘ bildet, wie es auch in der Hochsprache üblich ist, geht sie im zweiten zu ‚haben‘ über. Auch bei ‚laufen‘ und ‚fahren‘ gibt es solche Fälle, so meint der erste Bristower: „hemm ook nich schön loobm, dee Minkn“, während der dritte erzählt: „Våål loobm bün ick dor sotoseng oeweraupt nich.“ In der Standardsprache ist ein Wechsel der Hilfsörter immerhin bei den beiden letztgenannten Verben möglich, wobei dann eine unterschiedliche Perspektive eingenommen wird, die entweder die Dauer, die Vollendung bzw. das Ziel eines Geschehens oder aber die Ortsveränderung beschreibt.¹⁸⁰¹ Die hier genannten niederdeutschen Beispiele entsprechen dieser Unterscheidung aber nur teilweise. Wiggers formuliert für das Mecklenburgische aber ähnlich und meint,

[b]ei den Wörtern, welche eine Bewegung ausdrücken, wird hebben gebraucht, wenn die Art der Bewegung, sien, wenn das Ergebnis der Bewegung ins Auge gefaßt wird: he hett danzt er hat getanzt, he is kamen er ist gekommen. Daher werden viele Zeitwörter dieser Art, wenn das Ziel nicht angegeben wird oder das Simplex sich in ein Compositum verwandelt, mit sien verbunden. He hett den heelen weg gan er ist den ganzen Weg gegangen, he is na de stad gan, is weggan, trügghan er ist nach der Stadt gegangen, weggegangen, zurückgegangen.¹⁸⁰²

Laurits Saltveit behauptet ebenfalls, ‚sein‘ werde bei den „sog. intransitiven Bewegungs- und Veränderungsverben“ nur dann verwendet, „wenn das Ziel explizit angegeben ist“.¹⁸⁰³ Der erste Sprecher aus Bansow sagt aber: „To Schaul gån hewwick in Langhåågn.“ Diese Konstruktion wendet er wenig später nochmals an: „Fritzing hett denn poor Johr nån Schaul gån“.¹⁸⁰⁴ Dagegen verwendet der vierte aus

ji [...] maakt“ (beide ebenda, S. 27).

¹⁸⁰¹ Buscha, Joachim; Helbig, Gerhard: Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht, Berlin u. a. 2001, S. 125 (nachfolgend als Helbig/Buscha zitiert). Vgl. auch Drosdowski, Günther (Hrsg.): Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache, 4. Aufl. Mannheim u. a. 1984, S. 121 – 123 (= Duden Bd. 4) (nachfolgend als Duden, Bd. 4 zitiert) sowie Sommerfeldt, Karl-Ernst; Starke, Günther: Einführung in die Grammatik der deutschen Gegenwartssprache, 3. Aufl. Tübingen 1998, S. 66. Der Duden, Bd. 4, S. 122, macht dabei auch eine Bedeutungs differenzierung aus, denn „[w]ährend z. B. das *sein*-Perfekt bei *fahren* und *fliegen* (*Ich bin gefahren/geflogen*) einen (passiven) Fahr- und Fluggast in der Subjektrolle vermuten läßt, ruft das *haben*-Perfekt (*Ich habe gefahren/geflogen*) die Vorstellung von einem (aktiven) Fahrer bzw. Piloten hervor.“ Bei ‚laufen‘ setze sich dagegen die Bildung mit ‚sein‘ durch, der neunte Duden-Band kennt die mit ‚haben‘ noch, wenn das Verb „im Sinne von ‚einen Lauf [im Wettkampf] absolvieren‘ gebraucht“ werde. Wissenschaftlicher Rat der Dudenredaktion (Hrsg.): Duden. Richtiges und gutes Deutsch, 4. Aufl. Mannheim u. a. 1997 (= Duden Bd. 9), S. 484, Lemma „laufen“ (nachfolgend als Duden, Bd. 9 zitiert).

¹⁸⁰² Wiggers, S. 75.

¹⁸⁰³ Saltveit, Laurits: Syntax, in: Cordes, Gerhard; Möhn, Dieter (Hrsg.): Handbuch zur niederdeutschen Sprach- und Literaturwissenschaft, Berlin 1983, S. 290.

¹⁸⁰⁴ Ein 65 Jahre alter Mann verwendet diese Konstruktion 1969 auch in hochdeutscher Rede: „da hab‘ ich ein Jahr zur Schule gegangen“, Dahl, Eva-Sophie: Interferenz und Alternanz – zwei Typen der Sprachschichtenmischung im Norden der Deutschen Demokratischen Republik, in: Akademie der Wissenschaften der DDR. Zentralinstitut für Sprachwissenschaft (Hrsg.): Aktuelle Probleme der sprachlichen Kommunikation. Soziolinguistische Studien zur sprachlichen Situation in der Deutschen Demokratischen Republik, Berlin 1974, S. 383.

Boldela ‚sein‘: „[...] mien Vadrer, dei is all bie em to Schaul gähn.“ Während hier vielleicht noch zwischen abstrakter Institution und konkretem Gebäude unterschieden werden könnte,¹⁸⁰⁵ sind folgende Beispiele kaum mit Wiggers Beschreibung vereinbar: „donn hemm wie baafuß hennloobm“ (Sprecher eins, Bristow), da es sich um ein Kompositum handelt; „Vääl loobm bün ick dor sotoseng oeweraupt nich.“ (Sprecher drei, Bristow), hier eigentlich nur die Bewegung selbst beschrieben wird; „als ick ungefiehr so’n föfftig Meder loobm wier“ (Sprecher zwei, Broock) auch hier der Typus „Verlauf“ angesetzt werden könnte, wie er ihn im ersten Beispiel „He hett den heelen weg gan“ zugrunde legt. Ebenso ist es aber auch möglich, hier eine Ortsveränderung anzunehmen, das Ergebnis der Bewegung. Daher ist diese Unterscheidung nicht immer eindeutig zu treffen. Die älteste Sprecherin aus Demen verwendet ‚haben‘ sogar bei einem konkreten Ziel: „[...] wenn see näh dee Heuwisch gähn hett [...]“. Auch bei ihrem Satz „Mit’n Mål hett dee dreibeinig Håås an em gähn.“ ist eigentlich ein Ergebnis erkennbar. Die Verteilung ist heute also nicht immer so eindeutig, wie Wiggers und Saltveit sie beschreiben. Die „Niederdeutsche Grammatik“ unterscheidet zwar nach demselben Muster, formuliert aber vorsichtiger:

In Verbindung mit Verben der Bewegung (z. B. *gahn*, *lopen*, *kamen*, *flegen*) werden das Perfekt und das Plusquamperfekt häufig mit *hebben* statt mit *sien* gebildet: *Ik heff den ganzen Weg lopen*. Wird aber im Satz das Ziel der Bewegung angegeben, so wird die Bildung dieser Formen mit *sien* bevorzugt: *Ik bün na den Koopmann lopen*.¹⁸⁰⁶

Das obige Beispiel aus Broock widerlegt zudem die Behauptung Lierows, ‚haben‘ „wird jedoch immer gebraucht, wenn eine adverbiale Bestimmung des Ortes oder der Zeit hinzutritt. *Ik heff 4 stunden gahn, räden, führt*.“¹⁸⁰⁷ Für die Verwendung des Hilfsverbs spielen nämlich andere Faktoren eine Rolle, z. B. der Einfluss der Standardsprache oder die Bedeutung, die der Sprecher dem Gesagten beimisst. Gerade bei den Beispielen der Demenerin ist auch eine Betonung des Subjekts denkbar, die Hervorhebung seiner Aktivität. Daher kann hier eben auch das „Sprachgefühl“ bestimmen, welche Konstruktion in einem bestimmten Zusammenhang bevorzugt wird, d. h., für die Verteilung der Hilfsverben können allenfalls Tendenzen aufgezeigt werden, die aber nicht immer für den konkreten Einzelfall zutreffen müssen. Mussäus erkennt bereits 1829 kein eindeutiges Muster, wann welches Hilfsverb verwendet wird, für ihn ist ebenfalls die Betonung entscheidend,

wenn bald ein mehr, bald ein weniger Handeln gemeint ist z. B. *ick ha^eww gahn as ein Kierl* (hier liegt der Ton auf: *gahn*); *ick bu^en donn van Hus weggahn* (hier liegt der Ton auf: *van Hus*); *ick ha^eww mi ma^eud lopen*; *ick bu^en Klock veir utlopen*; *ick ha^eww mi bal dod follen*; *ick bu^en vauⁿ [sic] Ba^ehn (Boden) follen*. Der auf dem Verbum liegende Ton und der status reflexivus entscheiden für *ha^ewwen*; oft ist aber die Wahl gleichgültig z. B. *ick ha^eww, bu^en dor gahn, hei ha^et, is dor grot un stolz gahn*.¹⁸⁰⁸

¹⁸⁰⁵ Dementsprechend könnte dann das erste Beispiel noch als Verlauf interpretiert werden, da eigentlich kein konkretes Ziel gemeint ist. Allerdings bleibt zu bezweifeln, dass die Sprecher wirklich so strikt unterscheiden. Außerdem findet sich im zweiten Beispiel dieselbe Konstruktion („to Schaul“).

¹⁸⁰⁶ Lindow u. a., S. 99.

¹⁸⁰⁷ Lierow, [Heinrich]: Beiträge zur Syntax des Verbums in der mecklenburgischen Mundart, in: Achter Jahresbericht der städtischen Realschule mit Progymnasium zu Oschatz, womit zu den am 24. März 1904 stattfindenden öffentlichen Prüfungen im Namen des Lehrerkollegiums ergebenst einladet [sic] Dr. Max Schmidt, Realschuldirektor, Oschatz 1904, S. 8.

¹⁸⁰⁸ Mussäus, Sprachlehre, S. 48.

In der Verbindung ‚gut gehen‘ usw. tritt ‚gehen‘ beispielsweise häufig mit ‚haben‘ auf, so sagt der dritte Sprecher aus Bansow: „Un hett ook ganz gaut gahn.“¹⁸⁰⁹ Die allgemeine Formulierung des MWB „das Perf. wird gewöhnlich mit *hebben* gebildet“¹⁸¹⁰, kann anhand der Aufnahmen nicht bestätigt werden, so sagt derselbe Proband „dee is to Wehrmacht gahn“, d. h., er verwendet beide Hilfsverben.¹⁸¹¹ Herrmann-Winter schließt sich der Auffassung des MWB an, wobei sie als Beispielsatz „*wo hett di dat gahn?*“ anführt.¹⁸¹² Hierbei handelt es sich aber wieder um die spezielle Bedeutung des Verbs, die bereits bei ‚gut gehen‘ behandelt worden ist: Sie drückt die Befindlichkeit aus und keine Bewegung im eigentlichen Sinne. Die Verwendung des Hilfsverbs ist hier also an eine bestimmte Semantik gekoppelt. Dieser Unterschied zeigt sich auch bei Sprecher drei aus Züsow, der „Mie hett dat eins so gahn [...]“ sagt, aber auch „Oewer so is dat ook wieder gahn [...]“. In beiden Fällen ist keine eigentliche Bewegung von einem Ort zum anderen gemeint, im ersten Fall eher ‚ergehen, passieren‘, im zweiten ein zeitlicher Fortschritt. Des Weiteren präferiert er ‚haben‘, wenn er ‚gehen‘ im Sinne von ‚funktionieren‘ verwendet: „Dat Ding [d. i. eine Maschine, A. K.] hett gaut gahn.“¹⁸¹³ Selbst in diesen Fällen kann nicht immer davon ausgegangen werden, dass die Sprecher immer strikt unterscheiden. Vielmehr können Bildungen variieren, ohne dass sich semantische Unterschiede zeigen.

Auch bei Komposita bevorzugen die Probanden häufig ‚sein‘, z. B. die zuvor genannte Demenerin: „Un donn is mien Vadrer mitgahn.“¹⁸¹⁴ Dies geschieht aber nicht mit der Regelmäßigkeit, wie sie Wiggers annimmt, denn im Gegensatz dazu sagt der zweite Proband aus Warlin: „dat alle ümmer mitgahn hemm“. ‚weggehen‘ ist im

¹⁸⁰⁹ Weitere Belege finden sich in Alt Jabel („Dit hett ja gaut gahn“, Sprecher drei), Boldela („dat dat gaut gahn hett“, Sprecher drei), Hoben („Dat dat aal so gaut gahn hett!“ Sprecher eins), Letschow („dat hett je siehr gaut gahn sogor“, Sprecher fünf), Lichtenhagen („hett ganz gaut gahn ook“, Sprecher eins), Nossentiner Hütte („dat hett aal gaut gahn bett näägentennhunnert“, Sprecher eins), Welzin („Na, dat hett gaut gahn.“, Sprecher sieben) und Zahrendorf („Jå, jå, dat hett aal ganz gaut gahn.“, Sprecher vier). In Marnitz verwendet der Proband das Plusquamperfekt: „Dat haa ganz gaut gahn.“ Nachweise mit ‚sein‘ gibt es nicht.

¹⁸¹⁰ MWB, III, Sp. 11.

¹⁸¹¹ Das MWB, III, Sp. 12, kennt die Bildung mit „*sin*“ auch, allerdings werde es nur dann gebraucht, „um einen Abschluß zu bezeichnen: *De Sïnn is gahn, de Nacht bedeckt All äwerall de wide Welt* REUT. 7, 26“. Aber auch diese Unterscheidung scheint nicht so strikt zu sein bzw. liegt wohl im Ermessen des Betrachters, so schreibt Brinckman im „Kasper-Ohm un ick“ beispielsweise: „un wur dat noch so got gahn is, dor steiht mi noch hüt un dissen Dag de Verstand bi still“ (Brinckman, Werke I, S. 189), während auf den Aufnahmen die Bildung mit ‚haben‘ bei dieser Wendung vorherrscht. Sie ist auch in dem besagten Werk so zu finden: „sünst hadd dat sin Leder nich god gahn mit den verblixten lütten Qesenkopp“ (ebenda, S. 207); „Mit den Speegel [sic] dat hett prächtig gahn, Junge!“ (ebenda, S. 238). Raupach, S. 116/117, verzeichnet 1704 z. B. „Ick bün hengahn Ich bin hingegangen“, kennt also auch die Bildung mit ‚sein‘.

¹⁸¹² Herrmann-Winter, plattdeutsch, S. 95, vgl. auch Herrmann-Winter, hochdeutsch, S. 93. Reuter schreibt in „Hanne Nüte un de lütte Pudel“ aber: „Krischœning, min Sähning [sic], wo is di dat gahn!“ (Reuter, Werke VI, S. 89), vgl. auch „Ut de Franzosentid“: „du sallst mi vertellen, wo di dat gahn is“ (Reuter, Werke II, S. 185) oder die „Läuschen un Rimels“: „Na, Korl, wo is di dat denn gahn?“ (Reuter, Werke I, S. 303). Reuter verwendet häufig ‚sein‘, von daher stellt sich die Frage, inwieweit der Beleg im MWB (siehe die vorige Anm.) aussagekräftig ist, es seien ein paar Beispiele aus „Ut mine Festungtid“ angeführt, auch solche, wo auf den Aufnahmen in ähnlichen Zusammenhängen ‚gehen‘ mit ‚haben‘ verbunden wird: „denn wir allens gaud gahn“ (Reuter, Werke II, S. 221); „Em sall ’t gaud gahn sin“ (ebenda, S. 275); „as de Kummandanturschriwer gahn was“ (ebenda, S. 309 f.); „as de Sand em bet an den Schinken gahn was“ (ebenda, S. 422).

¹⁸¹³ Hierfür gibt es noch weitere Belege: „Dee meint nu all, hedder fiefuntwinnig Johr gahn.“ bzw. „Un ick mööt oewer seggn, dat anner früher, Lüü ersma naug, un gahn hett, un doot aabeit hemm wie uns je ook nich dunn.“

¹⁸¹⁴ Als weitere Beispiele seien genannt: „bün ick denn vör Muddi mitgahn“ (Sprecher eins, Carolinenhof) „süss ick bün ümmer giern midde nien Modn mitgahn“ (Peetsch, Sprecher eins).

Untersuchungsgebiet nur in der Verbindung mit ‚sein‘ belegt, z. B. in Züsow: „un diss jung Lüü sünd ook aal wegghähn“.¹⁸¹⁵ Auch bei ‚laufen‘ gibt es keine feste Zuordnung, wie das obige Beispiel zeigt. Im Gegensatz zu ‚gehen‘ werden die Formen mit ‚haben‘ aber zumindest teilweise auch von der Standardsprache gestützt.¹⁸¹⁶ Dagegen wird das Perfekt und Plusquamperfekt von ‚anfangen‘ wiederum häufig mit ‚sein‘ gebildet, in der Hochsprache herrscht ‚haben‘ vor.¹⁸¹⁷ „Nu is mien Mann noch wedrer anfung, nochmål wedrer ümtoschuul.“ (Badendiek).¹⁸¹⁸ Auf diesen Unterschied macht bereits Wigger 1859 aufmerksam: „Nur mit haben die Intransit. anfangen (z. B. Ich habe angefangen zu schreiben, pd. ick bün anfunng), beginnen, aufhören, enden“.¹⁸¹⁹ Lediglich einige Probanden nutzen ‚haben‘, z. B. Sprecher eins aus Kieve: „un ick heff denn dormit anfung tau wittschafn midde Ponnys“, wobei einige auch schwanken: In Lüttow sagt der fünfte Sprecher „Un nu hewwick noch’n hier wedrer inne LPG as Timmermann anfung“, aber auch „Ischa ook erst slecht anfung“. Der dritte Proband in Züsow gebraucht ebenfalls beide Hilfsverben: „Wie hemm nu uck all noch mit Gemüsesåm anfung“ vs. „ick wier je ookesch [= ok erst] jung anfung donn“. In Kieve und Letschow ist die Bildung abhängig vom jeweiligen Sprecher.¹⁸²⁰ Lediglich in Kölzow und Satow ist ausschließlich die Bildung mit ‚haben‘ nachweisbar, allerdings gibt es auch nur jeweils einen Beleg.¹⁸²¹ Im letztgenannten Ort handelt es sich dabei um einen Pastor, der ursprünglich nicht aus dem Ort stammt und ein Gespräch mit einem Kölzower führt. Reuter präferiert ‚haben‘, Brinckman im „Kasper-Ohm un ick“ ebenfalls.¹⁸²²

¹⁸¹⁵ Auch in anderen Orten herrscht diese Bildungsweise vor, so z. B. in Hinrichshagen („denn büst du noch gråå sowiet as du wegghähn büst“, Sprecher eins), Mestlin („dor is ein wegghähn“, Sprecher drei), Pinnow („nåh [= nånher] bün ick denn wegghähn, bün nåh ’ne anner Firma gån“, Sprecher vier), Retschow („Nu’s dee ein Schweizer wegghähn hier“, Sprecher zwei; „dor bün ick dor wedrer wegghähn“, Sprecher drei), Warlin („Dor sünd ja ümmer wedrer weck kååm un wegghähn“, Sprecher drei) und Zweedorf („dee sünd meist jedes Johr wedrer wegghähn“, Sprecher zwei). In Carolinenhof nutzt Sprecher zwei das Plusquamperfekt: „dat wie wegghähn wiern“, in Letschow der zweite ebenso: „süss wier dit mit wegghähn hier“.

¹⁸¹⁶ Vgl. Duden, Bd. 4, S. 122.

¹⁸¹⁷ Vgl. hierzu die strikte Ablehnung von ‚sein‘ im neunten Duden-Band: „Das Perfekt von *anfangen* darf standardsprachlich nur mit *haben* gebildet werden: *Ich habe bei ihm angefangen*. Nicht korrekt: *Ich bin bei ihm angefangen*.“ (Duden, Bd. 9, S. 56, Lemma „anfangen“). Herrmann-Winter, Auswirkungen, S. 176, stellt diesen Unterschied ebenfalls heraus: „Entgegen der Schriftsprache heißt es jetzt sogar allgemein *ick bün anfunng*.“ Saltveit, S. 292, führt auch den umgangssprachlichen Gebrauch von ‚sein‘ auf nd. Einfluss zurück.

¹⁸¹⁸ Für diese Bildungsweise gibt es mehrere Nachweise: „Ick bün mit dreiuntwinnig Johr bün ick sülbstånning anfung, ne.“ (Sprecher drei, Bennin); „Un denn bin ick in Tåtroom [= Teterow] anfung to liehrn, bie Schtieliecke iers, ein Johr.“ (Sprecher drei, Bristow); „donn bün ick hier to Huus anfung“ (Sprecher drei, Broock); „Un dordör, dunn sünd woll dee, is woll ein Buugehöfft anfung to brenn“, (Sprecher eins, Brudersdorf); „Ick bün ook anfung mit twei Völger“ (Sprecher eins, Glaisin), „un bün denn naher hier toierst in Granzien inne Forst anfung as Forstaabeiterin“ (Sprecher vier, Granzin), „un denn wier ick hier bie MTS anfung as Betriebslektriger“ (Niendorf, Sprecher vier) usw. Weitere Belege finden sich in Alt Meteln, Groß Lantow, Hinrichshagen, Hoben, Jördenstorf, Klein Trebbow, Lancken, Lüblow, Möllin, Nossentiner Hütte, Marnitz, Prislich, Retschow, Röbel, Sanitz, Schlagsdorf, Schönbeck, Warlin, Warnow, Welzin und Zahrendorf.

¹⁸¹⁹ Wigger, Grammatik, S. 54.

¹⁸²⁰ Der vierte Proband aus Kieve nutzt ‚sein‘ dreimal: „un is, glööwick, nåh miene Meinung nåh, so as See ümmer vertell, nåägnteihnhunnerteinundödrig anfung, denn Melkwågn to fuhrn“, „Tja, un denn naher sünd wie denn sössunvierdig in Mai wedrer anfung.“ sowie „Sössunvierig in Mai sünd wie dunn wedrer anfung, denn Melkwågn to fuhrn.“ Der zweite Letschower verwendet ‚haben‘: „Wie hemm hier anfung, also kott nåh’n Krieg mit Herdbuuzucht der Rinder, also Rindvieher Käuh.“, während der dritte ‚sein‘ bevorzugt: „dor bün’ck dormit anfung“.

¹⁸²¹ Sprecher fünf aus Kölzow sagt: „Denn hemm wie anfung, achtndör, achtvierdig, nåägnaviddig hewwick buugt.“, und der vierte fragt den dritten: „Dor hemm w’ anfung dunn mål, ne?“

¹⁸²² So schreibt Letzterer: „Man as he ierst anfunng hadd, de søeben Wissen von de Nachtigal to flåuten“ (Brinckman, Werke I, S. 249). Reuter wählt dasselbe Hilfsverb: „Min Vader hett den Strid

Teilweise nutzen die Probanden auch ein „doppeltes“ Perfekt, so sagt ein Junge aus Schlagsdorf: „Wie hebbt grååde, hier Korea afschloddn hatt“, Sprecher zwei aus Warlin erzählt: „ick heff ja hier fief Johr to Hååf gån hatt“.¹⁸²³

Das Perfekt und Plusquamperfekt des Verbs ‚sein‘ wird nach Wiggers’ Dafürhalten mit ‚sein‘ gebildet, da mit diesem Hilfsverb „diejenigen intransitiven Zeitwörter verbunden [werden], bei welchen das Subject als unthätig [...] erscheint. Daher verbindet sich mit sien zunächst das Zeitwort sien selbst“.¹⁸²⁴ Die große Mehrzahl der Probanden bildet die entsprechenden Tempora auch so: „Un as ick dunn naher drei Johr dor in Prillwitz ubbm Lann in Kinnergorn west bün“ (Granzin) bzw. „as wenn ’n Jaggdkommando ünnerwäägns west wier“ (Boldela). Der zweite Sprecher aus Pinnow und die dritte Probandin aus Kieve nutzen daneben aber auch ‚haben‘, so sagt der erstgenannte: „Dor saal’t ja früher, saal ja ook’t Petermännchn dor wåhnt hemm, oder, oder in huusiert hemm inne Höhln, west hemm, un saal’n ünnerirrign Gang gån hemm von, von Petermännchnbarg nån, nån Schwerin an’t Schloß henn.“ Hier ist der Gebrauch möglicherweise durch die Häufung des Hilfsverbs zu erklären. Die Klein Trebbowerin verwendet aber ebenfalls einmal ‚haben‘: „Oewer hee hett naher doch iers ’n half Johr up School west, Verwaltungsschool un is denn naher hier anfung.“ In ihrem Fall ist die Bildung nicht so einfach damit zu erklären. In Zweedorf verwendet die dritte Probandin diese Konstruktion auch einmal: „Wegger Johrgang, nee, dei hett früher nich west.“ Eine Wustrowerin macht ebenfalls Gebrauch von ‚haben‘: „Un fix Geld mockt, fix Geld mockt, glööbm Se man, da hemm neher bald to Huus west un hemm denn ook noch wat vonne Famielje hatt.“, ebenso die älteste Sprecherin in Demen: „Dor heddem [= hett em] dor dee, dee dreibeinbeinig Håås dornääbm em west“. Dennoch ist diese Bildungsweise auf den Aufnahmen selten anzutreffen, es gibt nur diese Belege. Zudem nutzen all diese Probanden auch „sien“. Dietz bemerkt aber noch: „Statt *ick bün west* hört man auch oft *ick heww west*“.¹⁸²⁵ Das MWB schließt sich diesem Urteil an: „doch sind auch Bildungen mit *hebben* nicht selten: „*dat hett wåst*“ GÜBütz; HAZweed; WAKieve“.¹⁸²⁶ Saltveit meint, die Bildungsweise sei „am häufigsten im Infinitiv belegt“,¹⁸²⁷ „[a]ls weniger gebräuchlich gilt diese Fügung in finiter Form“,¹⁸²⁸ was sich anhand der wenigen hier angeführten Belege nicht bestätigen lässt. Seine Nachweise hat er zudem vorwiegend Wörterbüchern entnommen, wobei er dann aber feststellt: „Eine eigene Befragung scheint zu bezeugen, daß *hebben* auch in finiter Form bei weitem keine Seltenheit ist.“¹⁸²⁹ Die „Niederdeutsche Grammatik“ gibt als Verbreitungsgebiet für diese Bildungsweise den „Norden des nordniederdeutschen Sprachgebietes“ an.¹⁸³⁰

anfunge“ (Ut de Franzosentid, in: Reuter, Werke II, S. 49); „ik heww anfunge mit nicks, Sei hewwen ok anfunge mit nicks“ (Ut mine Stromtid, in: Reuter, Werke III, S. 64 f.); „de Heuaust hadd anfunge“ (ebenda, S. 74) usw. Selten nutzt er ‚sein‘: „De irste Stun’n was tau En’n un de tweede was anfunge“ (Dörchlächting, in: Reuter, Werke V, S. 132), vgl. auch Borchert, S. 42: „de hett dat nu mit de Gäus anfunge up de Wisch“.

¹⁸²³ Vgl. auch Saltveit, S. 293, Lierow, S. 17.

¹⁸²⁴ Wiggers, S. 74.

¹⁸²⁵ Dietz, S. 128.

¹⁸²⁶ MWB, VII, Sp. 1171.

¹⁸²⁷ Saltveit, S. 290.

¹⁸²⁸ Ebenda, S. 291.

¹⁸²⁹ Ebenda.

¹⁸³⁰ Lindow u. a., S. 99. Die Verteilung war nach Lasch, Mnd. Gr., S. 247, § 449, schon im Mittelniederdeutschen nicht eindeutig: „Flexion des verbs mit *sîn* ist wohl im wfäl. das üblichere, auch im brandenburgischen, mit *hebben* im nordnds. Doch muss mit vielen durchkreuzungen gerechnet werden.“

3. 1. 3 Präteritum

Nicht mehr nachgewiesen werden konnten die älteren indikativischen Präteritalformen „kamm“, „sach“ usw. Ihre Funktion haben die entsprechenden Konjunktivformen übernommen. Den Übergang zum Indikativ deutet wieder Mussäus an, indem er sie neben dem Konjunktiv bereits einem „Imperf. II. Ind.“ zuordnet, so dass außer dem indikativischen „hung“ (Imperf. I) auch „hu^eng“ (Imperf. II) diesen Modus ausdrückt, als weitere Beispiele finden sich „hulp“ (Imperf. I) / „hu^elp“ (Imperf. II), „sung“ (Imperf. I) / „su^eng“ (Imperf. II);¹⁸³¹ „gaw“ (Imperf. I) / „geiw“ (Imperf. II), „kam“ (Imperf. I) / „keim“ (Imperf. II), „lag“ (Imperf. I) / „leig“ (Imperf. II), „sach“ (Imperf. I) / „seig“ (Imperf. II), „satt“ (Imperf. I) / „seit“ (Imperf. II) usw.¹⁸³² Recht frühe Nachweise finden sich in Hg. 25, 2 aus dem Jahre 1739:

Sei schnaweln sick seir oft, ick seegt tur Hochtieds-Köst.
Dei Preester keem dar tho un knüpt sei fast sosam'n [sic],
Hei weßeld üm dei Ring, un spreek den leiwen Seegen.

Weiterhin kommen darin vor: „drögen“, „trugen“, „geiw“, „gab“, „keim“, „kam“, (alle Hg. 25, 2). Hg. 27, 2 (1741), 28, 2^a (1742) und 30, 1 (1742) haben aber „quam“, „kam“. Hg. 34 (1759) schwankt im Gebrauch: „To as Herr Möhlenhof, Mamsel Radiken nehm, geschag et dat dit Blatt, van Sienem Vetter kwem.“ (Hg. 34, 1); „Doch as ehr Hans mann kwem, to fung se an to gniesen“ (Hg. 34, 2^a) gegenüber „Doch as se mie mann sag“; „Doch as se Hänschen sag“ (alle Nachweise: Hg. 34, 2^a); dazu „geef“ neben „at“ (das hier allerdings eher als Konjunktiv aufzufassen ist: „So beed he em dat he, bie em des Schmiddags at“ : „wat“, „fung“, „sprak“ (alle Hg. 34, 2^b). Im nachfolgenden finden sich „kam“, „sag“ (Hg. 35, 2) und „sprack“ (Hg. 35, 3). Brückner nutzt noch „gaf'h em“, „gab er ihm“, „kamm he“, „kam er“, „wurd“, „wurde“.¹⁸³³ Dietz notiert die umlautlosen Formen „*ick bun'n em* (ich band ihn), *he fun'n wat* (er fand Etwas), *he wun'n up* (er wand auf)“¹⁸³⁴ sowie „Ick gung“.¹⁸³⁵ Der „Botter-Vagel“ enthält bereits indikativisches „gew“ (S. 9), „kem“ (S. 7, 8 u. 10), „nehm“ (S. 7 u. 10), darüber hinaus Umlaut in „bro^eken“ (S. 6), „dro^eg“ (S. 10), „flo^eg“ (S. 6), „flo^et“ : „scho^et“ (S. 5), „spro^ek (S. 8), „to^eg“, „zog“ (S. 10); „gu^eng“, „stu^enn“ (beide S. 9), „wu^est“ (S. 11), aber auch noch „lag ick da“ (S. 4) und häufig „sag“ (S. 5, 8 u. 12).¹⁸³⁶ Lessen nutzt in der „Hellenia“ sowohl die alten als auch neuen Indikativformen nebeneinander, teilweise sogar innerhalb derselben Strophe: „So kehm ick denn vör Hamborg an, / Un kam taulezt dorrhinner“ (S. 42, Str. 5); „Van Nienborg na Hannover sag“ : „Dag“ (S. 46, Str. 21); „Nu was ick an'n Horz un seeg“ : „leeg“, „schlecht“ (S. 47, Str. 26); „Zwors wurd ick hir van Regen natt“ (S. 61, Str. 83); „Mit vähle Meuh' würr nu erstäg'n / Van mi dei hoge Löchen“ (S. 63, Str. 91).¹⁸³⁷ Ein Geburtstagsgedicht auf Friedrich Franz I. aus dem Jahre 1828

¹⁸³¹ Alle Nachweise: Mussäus, Sprachlehre, S. 53.

¹⁸³² Alle Nachweise: ebenda, S. 55.

¹⁸³³ Alle Nachweise: Kahl, S. 116.

¹⁸³⁴ Dietz, S. 127.

¹⁸³⁵ Ebenda, S. 128.

¹⁸³⁶ Alle Seitenzahlen nach Botter-Vagel (s. Anm. 1616).

¹⁸³⁷ Alle Seitenzahlen nach: Lessen, Hellenia (s. Anm. 839). Es sei auch noch auf Abweichungen aufmerksam gemacht, die zwischen dem Auszug der Hellenia, den Lessen in der hd. Reiseschilderung 1823 abdrucken ließ, und der Neuausgabe der Hellenia von 1824 herrschen. In Ersterem heißt es „Un ick fu^eng nu van fo^errn an“ (Lessen, Schilderung, S. 125), die Neuausgabe druckt „fung“ (Lessen, Hellenia, S. 161, Str. 481); weitere Unterschiede: „Wurd afmaschiirt, un nu^emmmer / Wu^err mi dat Loopen enns so suuer“ (Lessen, Schilderung, S. 126) – „Wurd afmarschiirt [...] / Wurd mi dat Loopen“ (Lessen, Hellenia, S. 161, Str. 483), „kam“ (Lessen, Schilderung, S. 127) – „käm“ (Lessen,

enthält nur eine Präteritalform: „Wo Friedrich Franz kamm up de Welt“.¹⁸³⁸ Eine Serie von Gedichten, die im selben Jahr im „Güstrowschen gemeinnützigen Wochenblatt“ abgedruckt worden sind, enthalten noch ausschließlich die alten Indikativformen: „funden“ (S. 171), „gaw“ (S. 164), „gung“ (S. 167), „Satt“ (S. 166), „sung“ (S. 171), „sprog“, „was“ (beide S. 164).¹⁸³⁹ Albert Reinhold schreibt „kehr“ (S. 42), „gehw“ (S. 32 u. 45), „hu^elp“ (S. 11, S. 44), „nehm“ (S. 46), „Sehg“ (S. 44), „wu^eßt“ (S. 11) – alle in indikativischer Bedeutung –, aber auch noch „brohk“ (S. 42), „Drohg“ ‚trug‘ (S. 44), „fund“ (S. 45), „gaw“ (S. 11, 14 u. 32), „Kamm“ ‚kam‘ (S. 31), „kunn“ (S. 49), „schlohg“ (S. 14), „sprack“ ‚sprach‘ (S. 32), „sprogk“ ‚sprach‘ (S. 11), „stund“ (S. 14), „wurd“ (S. 44) usw.¹⁸⁴⁰ Für das Vorpommersche tadelt Hoefler 1846 diesen Wandel:

Zugegeben, dafs der Umlaut im Plural Ind., in den er, wie oben angegeben, mit Vorliebe eindringt, dieselbe Berechtigung wie im Plur. Conj. hat, so kann er im Sg. füglich nur dem Conj. gebühren und muß daher, wenn er in Nebenformen schon im Indic. (kêm, êt etc.) sich zeigt, als ein Misbrauch oder als eine Folge der Verwirrung verschiedener Bildungen angesehen werden. Und von beiden gibt es schon sehr früh Beispiele. Meiner Ansicht nach sind also die richtigen Formen Ind. *Ik gaf* ich gab, as. *gaf* (misbräuchlich *ik gêf*, am erlaubtsten noch du *gêv'st*, obwohl schon alts. *gâvi*, *gevi* vorkommen); im Pl. *wi gêben*, ebenso richtig wie im Conj., dessen Sing. *gêv'* heißt; oder von *slân*: *ik slôch* (misbr. *sloech*); Conj. *sloeg'*; Pl. *wi slôgen* oder *sloegen*, letzteres zugleich für den Conj. Der Sprachgebrauch unserer Tage widerspricht dem nicht.¹⁸⁴¹

Ritter unterscheidet zwischen „seg“ und „ba^eur. sagg“,¹⁸⁴² auch die anderen alten indikativischen Formen kennzeichnet er so: „ick et, ba^eurisch att“; „leg, ba^eur. lagg“.¹⁸⁴³ Die umlautlosen Formen kennt er jedoch nicht mehr: „bro^ek“, „so^p“, „slo^eg“¹⁸⁴⁴; „dru^enk“, „gu^eng, „stu^enn“.¹⁸⁴⁵ Jeppe notiert wohl bereits etwas früher „Datt wass ehr recht spee [lieb', A. K.], ass he ehr anspröck.“¹⁸⁴⁶ In Kosegartens „Jumfer Jitt“ (datiert auf 1802, allerdings erst 1842 veröffentlicht) finden sich „nehm“, „sehd“ ‚saß‘, „wu^eß“ ‚wusste‘.¹⁸⁴⁷ Wiggers erfasst nur noch „eet“, „keem“, „neem“¹⁸⁴⁸, dazu „geew“, „lees“, ‚las‘¹⁸⁴⁹ usw. Auch er verwendet bereits den Umlaut: „brök“.¹⁸⁵⁰ Friedrich Wigger nutzt in seiner hochdeutschen Grammatik ebenfalls Konjunktivformen, um den Indikativ auszudrücken: „Hé (de Mann) köm antóloopen, ick hew em séhn.“ bzw. „Ick hew èr dat gèben, sé köm nah mi hen.“¹⁸⁵¹ schreibt aber noch „hé was = war“.¹⁸⁵² Günther notiert nach 1840 die Redensarten: „Doa keim hei an as de Säg in't Judenus.“ und „Ick meint, dat Foß Haas wier un as ick tauseig,

Hellenia, S. 162, Str. 487), „gav“ (Lessen, Schilderung, S. 127), – „gäv“ (Lessen, Hellenia, S. 163, Str. 491).

¹⁸³⁸ e., Sp. 1033.

¹⁸³⁹ Alle Seitenzahlen nach: Zierow (s. Anm. 1619).

¹⁸⁴⁰ Alle Seitenzahlen nach: Reinhold, A. (s. Anm. 187). Deutlich wird dieses Schwanken am Gedicht „De Bibel-Erklärung“, dort heißt es „Doch a^ewer de Katzbalgerie / Kamm de Pra^epost't to führen.“ (ebenda, S. 31) – „De Jud kehm to em antowanken, / Uht sienem Meß to stiegen.“ (ebenda, S. 32).

¹⁸⁴¹ Hoefler, Verbum, S. 387.

¹⁸⁴² Ritter, S. 86.

¹⁸⁴³ Beide Nachweise: ebenda, S. 85.

¹⁸⁴⁴ Alle Nachweise: ebenda, S. 87.

¹⁸⁴⁵ Alle Nachweise: ebenda, S. 90.

¹⁸⁴⁶ Jeppe, S. 150.

¹⁸⁴⁷ Alle Nachweise: Kosegarten, Spät-Rosen I, S. 138.

¹⁸⁴⁸ Alle Nachweise: Wiggers, S. 58.

¹⁸⁴⁹ Alle Nachweise: ebenda, S. 59.

¹⁸⁵⁰ Ebenda, S. 61, vgl. auch seine Beispiele „frög“ (ebenda, S. 61), „kröp“ (ebenda, S. 62); „füng“ (ebenda, S. 65) usw.

¹⁸⁵¹ Beide Nachweise: Wigger, Grammatik, S. 27.

¹⁸⁵² Ebenda, S. 52.

wart Feurer Heu.¹⁸⁵³ Mantzel verzeichnet letztere ein Jahrhundert zuvor noch mit „waß“ und „thosach“.¹⁸⁵⁴ Bei Nerger finden sich „füng“, „hüng“,¹⁸⁵⁵ aber noch „sach oder sêg“¹⁸⁵⁶ sowie „stunn, stünn und gung, güng“.¹⁸⁵⁷ Für die älteren Indikativformen auf /a/ gibt er als Verbreitungsgebiet das „östlichste Meklenburg (Reuter)“ an.¹⁸⁵⁸ Zwar verwendet Reuter diese alten Formen auch noch, doch macht Teuchert darauf aufmerksam, dass er sie anfangs nicht durchgängig nutzt, sondern erst in späteren Werken: „Gewöhnlich verweist man auf Reuters *sach* ‚sah‘, *namm* ‚nahm‘, *was* ‚war‘, auch *gung* ‚ging‘, doch bedient er sich dieser Formen ausschließlich erst von 1859 an, als er in der vierten Auflage der Läuschen seine Orthographie durchgreifend änderte“.¹⁸⁵⁹ So heißt es in der Ausgabe von Gaedertz/Neumann „Indessen was ’t doch wat, / Un endlich kamm ’t ok ruter“; „Hei frog sei“; „Hei schow“, „gung hei“,¹⁸⁶⁰ in der Erstausgabe jedoch „Indessen wier’t doch wat, / Un endlich kehm’t ok rute“, „Hei frög sei“, „Hei schöw“,¹⁸⁶¹ „güng hei“.¹⁸⁶² Daneben sind auch die alten Formen noch greifbar, z. B. „gaf’t“ (S. 8), „sprak hei“ (S. 18), „Dat was en wohres Krätending“ (S. 36).¹⁸⁶³ In den Polterabendgedichten heißt es u. a. „Wo’t in de Mutterogen seeg, / Wo Vadersog tru up uns leeg.“¹⁸⁶⁴ Brinckman verwendet in einem Erzählbruchstück die Formen „flöhg“, „seeten“, „slöhg“, „sprüngen“, „stünn“,¹⁸⁶⁵ „utseh“, „vekröhp“ usw., aber auch noch „sung“.¹⁸⁶⁶ In einem anderen heißt es „güng“, „kehr“, „künn“, „schöht“, „schlöhg“, „spröhk“, „wür“, „wüst“ usw., aber noch „lagg“.¹⁸⁶⁷ Bornewieck verwendet 1865 ausschließlich die Konjunktivformen, um den Indikativ auszudrücken: „dwüng“ (S. 51), „füng“ (S. 40), „geiw“ (S. 3), „keüm“ (S. 5), „leig“ (S. 1), „leis“ (S. 34), „neühm“ (S. 21), „seig“ (S. 8), „scheüt“ (S. 60), „spreük“ (S. 10), „sprüng“ (S. 39), „upsleüg“ (S. 8), „wier“: „So wier’t nich in Deipenbrauk.“ (S. 1).¹⁸⁶⁸ In den „Tremsen“ der Eggers-Brüder finden sich „kam“ (S. 14 u. 54), „nam“ (S. 15), „sach“ (S. 13), „he sat“, „Vergat he“ (beide S. 14); „Og“: „tog“ (S. 52), aber auch die neueren Formen: „He kem nich – ne, he kem nich, / De Nacht kem ganz alleen“; „Een Hant leg an min Schuller“ (beide S. 64), „kem“ in indikativischer Bedeutung z. B. auch auf S. 5; „dröp“, „sprök“ (beide S. 5); Umlaut findet sich ebenfalls bei indikativischem „güng“: „hüng“: „swüng“ (S. 44), „künn

¹⁸⁵³ Günther, Hs., S. 28, Nr. 190 bzw. S. 34, Nr. 224.

¹⁸⁵⁴ Mantzel, Ruhestunden 6, S. 71: „He meende, dat Voß Haaß waß; aß he thosach, waß et een Fo^eder Heu.“

¹⁸⁵⁵ Beide Nachweise: Nerger, S. 157.

¹⁸⁵⁶ Ebenda, S. 159.

¹⁸⁵⁷ Ebenda, S. 161.

¹⁸⁵⁸ Ebenda, S. 154.

¹⁸⁵⁹ Teuchert, Beiträge, S. 232.

¹⁸⁶⁰ Alle Nachweise: Reuter, Werke I, S. 99.

¹⁸⁶¹ Alle Nachweise: Reuter, Läuschen, S. 10.

¹⁸⁶² Ebenda, S. 11, vgl. auch folgende Passage aus dem Gedicht „De Honnigkauken“, das in späteren Auflagen fehlt: „Hei wier, as wier hei rein besäten“ (ebenda, S. 82), wo „wier“ bereits beide Modi ausdrückt.

¹⁸⁶³ Alle Seitenzahlen: ebenda.

¹⁸⁶⁴ Reuter, Julklapp, S. 168. Auch in der zweiten Auflage der „Reis’ nah Bellingen“ (1858) schwankt er noch: „ick seeg“ (S. 25) neben „gaw“ (S. 34), „Fritz kam“ (S. 19), „un stünn un rüing, un stünn un wrüing“ (S. 15) neben „schlog“, „tog“ (beide S. 34); dass der Unterschied zwischen Konjunktiv und Indikativ zusehends aufgegeben wird, verdeutlichen folgende Passagen: „Sei seet, as seet s’ up Häkeltinnen“ (S. 10) bzw. „As Mutte Schwartzsch tau Huus was kamen, – Sei wier in ’t Dörp herümme däs’t / Un wier en Bäten nahwern weest“, alle Seitenzahlen nach: Reuter, Fritz: Dei Reis’ nah Bellingen, poetische Erzählung in der in Mecklenburg und Vorpommern gebräuchlichen niederdeutschen Mundart, 2. Aufl. Anclam 1858 (nachfolgend als Reuter, Bellingen zitiert).

¹⁸⁶⁵ Alle Nachweise: Römer, S. 32.

¹⁸⁶⁶ Alle Nachweise: ebenda, S. 31.

¹⁸⁶⁷ Alle Nachweise: ebenda, S. 33.

¹⁸⁶⁸ Alle Seitenzahlen nach: Bornewieck (s. Anm. 277).

ik“ (S. 17), „stünn“ (S. 44), „Dat süng un klüng“ (S. 28), „sünk ik“ (S. 20), „wünn sik“ (S. 14) usw.¹⁸⁶⁹ Der Vorpommer Gilow kennt 1868 noch beide Formen: „ick gaff, geew“ (S. 75), „ick kamm, keem“ (S. 78); „ick namm, neem“ (S. 83), „schach, scheeg“ ‚geschah‘ (S. 87), „ick sach, sagg, seeg“ (S. 93); „ick dwung, dwüng“ (S. 73), „ick flôg, flög“, „ick fünn, funn“, „ick frôg, frô^g“ (alle S. 74), „ick schlôg, schlö^g“ (S. 88), dazu „ick was. ick wier. ich war. ich wäre“ (S. 56) bzw. „wiér, war, wäre“ (S. 19), aber „ick ging, güng“ (S. 75).¹⁸⁷⁰ Ein Lied aus Mecklenburg-Strelitz, das während des Deutsch-Französischen Kriegs (1870/71) gesungen wurde, enthält bereits vorwiegend die ehemals konjunktivischen Formen: „Nülich seet he noch bi mi, – Eet de schönsten Weitenklümpe“, daneben heißt es aber auch: „Seet he ümmer dicht bi mi, – Gaw mi luter söte Namen.“¹⁸⁷¹ Die alten Formen waren also noch nicht vollständig geschwunden. Für ‚war‘ steht jedoch schon der Konjunktiv: „Ne, wat wir’t doch för ’n Schmerz!“¹⁸⁷² Die Indikativform begegnet nur im Präteritum Plural, was jedoch ungewöhnlich ist: „Letzthen was wi in de Schün“.¹⁸⁷³ Hier ist anscheinend bereits der Numerus verwechselt worden, eine andere Fassung bietet „wier“.¹⁸⁷⁴ Distel schwankt 1871 noch: „De Tid kamm ’erann“ (S. 68); „Sei slep’ noch – ehr Mann kem“; „hei satt vör’n Cammin all“; „Dor was’t ehr so ängstlich“ (beide S. 70); „De Husdör gung up, sei gung tau, hei wir rut!“ (S. 69).¹⁸⁷⁵ Latendorf gibt 1887 an, „[d]as Imperf. ik kãm, ik lãg wird fast überall durch lêg und kêm verdrängt, hält sich aber in Spruch und Reim; so in dem Maschenreim u. s. w.“¹⁸⁷⁶ Allerdings ist auch hier die Häufigkeit unterschiedlich, so überwiegen sie noch in einem „Volksreim aus der Umgegend von Neustrelitz“: „drôg“, „frôg“ (beide S. 22), „gav“, „lag“, „kam“, „hulp“ (alle S. 21).¹⁸⁷⁷ Im Maschenmerkreim aus Wismar (um 1830)¹⁸⁷⁸ sind bereits Schwankungen zu verzeichnen: „fratt“, „satt“ (beide S. 67), „fung“, „sang“, „tratt“, „trat“ (beide S. 66) gegenüber „füng“, (S. 66), „nem“ und „slöch“ (beide S. 67).¹⁸⁷⁹ Solch ein Nebeneinander findet sich noch in einem Rätsel, dass Gillhoff 1889/90 erwähnt:

Ick güng up’n barg fitten,
 ick wull min schoh flicken.
 Dar kêm de grote grüggel,
 de nãm [sic] mi den függel;
 dar kêm de bunte buck,
 dar fãtt ick mi dunn up
 un reêd den barg woll up un dup.¹⁸⁸⁰

¹⁸⁶⁹ Alle Seitenzahlen nach: Eggers, Friedrich; Eggers, Karl: Tremsen. Plattdeutsche Dichtungen in Mecklenburger Mundart. Herausgegeben mit sprachlichen Erläuterungen und vollständigem Wörterbuche von Dr. Karl Nerger, Breslau 1875.

¹⁸⁷⁰ Alle Seitenzahlen nach: Gilow, Leitfaden (s. Anm. 402).

¹⁸⁷¹ Beide Nachweise: Becker, Julius: Über einige plattdeutsche Redensarten u. A., in: NdJb 43 (1917), S. 55.

¹⁸⁷² Ebenda.

¹⁸⁷³ Ebenda.

¹⁸⁷⁴ Ebenda, S. 54.

¹⁸⁷⁵ Alle Seitenzahlen nach: Distel (s. Anm. 860).

¹⁸⁷⁶ Latendorf, Fr[iedrich].: Alte Formen in Liedern und Sprüchen, in: NdKbl 12, 3 (1887), S. 44.

¹⁸⁷⁷ Alle Seitenzahlen nach: Latendorf, Fr[iedrich].: 3. Volksreim aus der Umgegend von Neustrelitz, in: NdKbl 4, 3 (1879), S. 21 f.

¹⁸⁷⁸ Mielck, S. 64.

¹⁸⁷⁹ Alle Seitenzahlen nach: ebenda.

¹⁸⁸⁰ Gillhoff, J[ohannes].: 23. Meklenburgisches Volksrätsel, in NdKbl 14, 6 (1889–90), S. 85.

Holst hat die alten Indikative bereits 1907 in Ivenack nicht mehr ausmachen können; „für die Reuterschen Formen *kam(m)*, *sag*, *was* etc. sagt man jetzt ausschliesslich *kēm*, *sēg*, *wīr*.“¹⁸⁸¹

Joachim Voß schwankt 1910 noch zwischen „was“, „weer“ (beide S. 45 und passim) und je einmal „wier“ (S. 45) und „wir“ (S. 47), ansonsten sind jedoch keine alten Indikativformen mehr nachweisbar: „geiw“ ‚gab‘ (S. 48), „keum“ ‚kam‘ (S. 45), „seig“ ‚sah‘ (S. 47).¹⁸⁸² Bei Gildemeister finden sich 1908 nur noch die neuen: „kem“, „neihm“ ‚nahm‘, „seit“, „seig“, „stünn“, „wir“.¹⁸⁸³

Beckmann hat sie jedoch in dieser Zeit noch vorgefunden:

Noch um 1900 hörte ich auf dem Lande bei Bützow unter den älteren Tagelöhnern die mir auffallende historische Form; 1925 dagegen trat sie mir zum letzten Male als lebendiges Erbgut bei einer alten Frau aus der Recknitzgegend entgegen.¹⁸⁸⁴

Damit sind diese Formen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vollständig verdrängt worden.¹⁸⁸⁵

Unter Einfluss des Hochdeutschen übersetzt der Rastower ‚legte‘ mit ‚leggte‘ [lɛçtə], in Pritzier und Warlin ist ‚wullde‘ [vuldə] ‚wollte‘ zu hören, in Dobbartin ‚künde‘ [kyndə] ‚konnte‘ ‚kündn‘ [kyndŋ] ‚konnten‘.¹⁸⁸⁶ Solche Formen finden sich auch in der Mundartliteratur. In ‚Fiek’n hätt schräb’n ut Hagenow...‘ heißt es ‚Sei fragten‘¹⁸⁸⁷. Rolf Holst schreibt u. a. ‚kregten‘ und ‚kunten‘,¹⁸⁸⁸ Otto Piper bereits 1900 ‚kriigten‘, aber auch ‚kreeg‘.¹⁸⁸⁹ Bei Tarnow finden sich im Gedicht ‚Woväl?‘ bei ‚wollten‘ in den jüngeren Ausgaben unterschiedliche Lesarten, d. h. mit und ohne <t>.¹⁸⁹⁰ In der Kindergeschichte ‚Knöppli‘ kommen schon viele

¹⁸⁸¹ Holst, C., S. 145. Der aus Röcknitz, einem Nachbarort Ivenacks, stammende Otto Piper verwendet 1900 noch gehäuft ältere Formen: ‚gaww‘, ‚kamm‘ (beide Piper, Middelkraug, S. 74), ‚namm‘ (ebenda, S. 79), ‚satt‘ (ebenda, S. 80), ‚utsach‘ (ebenda, S. 76), setzt aber bereits Umlaute: ‚brök‘ (ebenda, S. 77), ‚dröp‘, ‚frög‘ (beide ebenda, S. 76), ‚füng‘ (ebenda, S. 77), ‚schöt‘ (ebenda, S. 80), ‚verstünn‘ (ebenda, S. 79), schreibt überwiegend ‚güng‘ (z. B. S. 80), aber auch noch ‚gung‘ (ebenda, S. 99). Bei ‚war‘ schwankt er: ‚In Meldörp, wat ok ’n Belowsches Gaud in för’n Minnerjöhriigen verpacht wir, was an’t Wagenschuh ne lütt Wahnung anbugt‘ (ebenda, S. 7); ‚Herr Wendlandten was dat so komoder, [...] un in ’t Dörp sülwst wir je kein Kraug.‘ (ebenda, S. 74 f.). Allerdings scheint die Verwendung dieser alten Indikative Einfluss Reuters zu sein, denn Piper (1841 geboren) berichtet über seine Schulzeit in Neubrandenburg, dass er damals bereits mit dessen Werken in Berührung gekommen sei, wobei er meint, dass damals bereits statt ‚Dor satt ein Snider‘ ‚Doa set’n Schniera‘ gesagt worden sei (Piper, GymnasiastENZEIT, S. 71).

¹⁸⁸² Alle Seitenzahlen nach: Voß (s. Anm. 489). Der Wechsel bei ‚war‘ illustriert z. B. folgender Satz: ‚Von Hus ut weer’t ’n ördlichen netten Bengel, he verstünn sin Geschäft, was awer dörch dat lange Rümströpen ’n beten ut de alldagschen Gleisen kamen‘ (ebenda, S. 45).

¹⁸⁸³ Alle Nachweise: Gildemeister, S. 22.

¹⁸⁸⁴ Beckmann, Mecklenburger Mundart, S. 130.

¹⁸⁸⁵ Deutlich wird das auch an einer Grammophonaufnahme aus den 1920er Jahren, auf der ein Schweriner Kaufmann das erste Kapitel der ‚Franzoesentid‘ rezitiert. Statt der alten Formen ‚kamm‘ und ‚stünn‘ verwendet er jedoch laut Transkription ‚kōm‘ und ‚stünn‘ (beide Mecklenburgisch I, S. 8), d. h., er passt den Text teilweise an seinen Sprachgebrauch an.

¹⁸⁸⁶ In Weisdin gibt es ebenfalls einen Nachweis für ‚künde‘, in Zweedorf für ‚wulldn‘.

¹⁸⁸⁷ Karls, S. 114, Nr. 173.

¹⁸⁸⁸ ‚In de kommunistische Ordnung, de wi nah den Krieg kregten‘ (S. 8) gegenüber: ‚kregen de Bädners‘ (S. 8) bzw. ‚so dat se [die Großbauern, A. K.] ehr Sollaflieferung nich nahkamen künnten‘ (S. 8); ‚dat ‚Soll‘ künnten se [die Büdner, A. K.] grad so ‚erfüllen‘‘ (S. 9), daneben heißt es aber auch: ‚wecker niegen Quellen ersloten warden künnen‘ (hier Konjunktiv II: ‚könnten‘) (S. 6); alle Seitenzahlen nach: Holst, Rolf: Dat wier einmal..., 3. Aufl. Plau [ca. 2008] (nachfolgend als Holst, R. zitiert).

¹⁸⁸⁹ Piper, Middelkraug, S. 74 bzw. 79.

¹⁸⁹⁰ Tarnow, Hoeg, S. 73 (2. Aufl. von 1987) druckt ‚för wecker / Insekten wullen Se dat bruken?‘; bei Tarnow, Burckäwers, S. 123 (9. Aufl. von 2004) ist ‚wullten‘ zu lesen.

schwache Formen vor: „seggten sei“, „Dei annern Pierd steckten“ (beide S. 5) sowie das Perfekt „Dei blagen Welln harr'n sick tief [sic] ünner verstäkt“ (S. 19), „Knöppli sluckte eenmal [...] un fragte denn“ (S. 7), „kiekte“ (S. 9), „kiekten“ (S. 15) neben „ankeek“ und „keek“ (beide S. 17), „drägte hei“ (S. 13) usw.¹⁸⁹¹

In den westlichen Orten, so z. B. Selmsdorf ist „-t“ im Präteritum teilweise geschwunden.¹⁸⁹² Rudolf Hartmann schreibt z. B. „Grotmudder vertell“, „Jehann mein“,¹⁸⁹³ Clasen neben „wi bögten“ und „krempten“ „ick müß“, „spann'n hei“, „bruken wi“, „treggen wi“.¹⁸⁹⁴ Auch in „Fiek'n hätt schräb'n ut Hagenow...“ finden sich solche Formen, z. B. im Bericht eines Lehrers aus Hagenow Heide: „müss ick“, „sei dachen“.¹⁸⁹⁵

3. 1. 4 Über Präfixe und Infinitivbildung

Das Partizip II weist im Gegensatz zum Standarddeutschen im Mecklenburgischen häufig kein *ge-* auf, jedoch sprechen es die Probanden häufig, wenn es ohne Hilfsverb in kurzen Teilsätzen bzw. Wortgruppen gebraucht wird, so sagt der zweite aus Boldela: „Na, wie geseggt, so getåån.“¹⁸⁹⁶ Das betrifft besonders „wie geseggt“.¹⁸⁹⁷ Auch bei anderen Verben ist diese Bildung zu beobachten, so etwa bei Sprecher vier aus Hinrichshagen: „un dat Holt watt denn so as lütt gemockt veköfft so inne Shtadt“. Ritter bemerkt,

[d]as Particip des Perfects hat, [...], nie die Vorschlagsilbe *ge*, wenn es zur Bildung der Zeiten eines Verbum dient, z. B. ick ha^eff schra^eben (ich habe geschrieben), ick warr lawt (ich werde gelobt). Wohl aber tritt ein *ge* davor, wenn sie als reine Adjecte vor Substantiven stehen.¹⁸⁹⁸

Auch bei anderen Wortarten ist *ge-* zu finden: [gəby:çt] ‚Gebäude‘ (Lüblow), [gefə:rliç] ‚gefährlich‘, [gəfo:v] ‚Gefahr‘ (u. a. Alt Meteln, Carolinenhof), [gəzɛl]

¹⁸⁹¹ Alle Seitenzahlen nach: Diedrich (s. Anm. 307).

¹⁸⁹² So sagt Sprecher eins: „un wat meinst, dei Dinger liehrn sick dat Fleign, un wenn ick denn hööidn dee, un denn säädn se Daderedat, un denn näum dee Dinger sick up“. Anhand des Zusammenhangs ist Präteritum hier wahrscheinlicher, zudem verwendet er ansonsten *-t* im Präsens Plural.

¹⁸⁹³ Beide Nachweise: Hartmann, Leigen, S. 11.

¹⁸⁹⁴ Alle Nachweise: Clasen, S. 2, vgl. auch Bornewiek, S. 50: „bröch“, „dachen“, „hei hür“, „hür'n“, teilweise schreibt er noch <t>: „öwerswömmten“ (ebenda, S. 1), das Präsens und Perfekt weisen *-t* im Plural auf, z. B. „rundrüm stah Lind'nböm“ (ebenda, S. 3), „dei Tieden hebbt sick nahsten gewaltig ännert“ (ebenda, S. 1).

¹⁸⁹⁵ Karls, S. 232, Nr. 406, weitere Beispiele: „Ick wüss“, „wüssen dei Öllern“, „dunn klingel dat“, „dat pass so schön tausam'n“ (aus Bobzin; alle Nachweise: ebenda, S. 133, Nr. 221), dagegen ist in einem Bericht aus Kirch-Jesar häufiger <t> vorhanden: „Dei Schap grasten“, „Bie Martin zeigten sick“, „Dei Schap kennten“, „wi [...] brukten“, „stāwelten wi“, daneben aber auch „Martin müss“, „spāäl“, spielte (3. Pers. Sg. Prät.), „wi oewer wüssen“ (alle Nachweise: ebenda, S. 76, Nr. 99).

¹⁸⁹⁶ Dieser teils hochdeutsche Satz findet sich auch beim zweiten Sprecher aus Prislisch: „Jā, un denn so geseggt, so getån, so güng't denn ook los.“ Eine Frau aus Zweedorf passt das zweite Verb an die niederdeutsche Lautung an: „un geseggt, gedåhn“.

¹⁸⁹⁷ „wie geseggt“ findet sich beispielsweise in Cammin (dort als „wie jeseggt“), Dobbertin, Groß Lantow, Hinrichshagen, Marnitz, Penzin und Selmsdorf; weitere Beispiele mit bloßem „geseggt“: „Dat wier 'ne Rumml un Putzmoehl in bäädern Sinn geseggt dortau.“ (Sprecher eins, Klockenhagen), „Hm, Gefangnen is schön geseggt, ne.“ (Sprecher zwei, Niendorf), „Ja, dee Veein, oder dee Gill bäädre geseggt,“ (Sprecher vier, Röbel). Neben „wie geseggt“ ist es auch noch mehrmals in „up Düütsch geseggt“ belegt: „früher is dat so dusselig vermātn, up düütsch geseggt“, (Sprecher drei, Eldena), „Hee wier'n geliehrtn Liehrer, oewer ooch groodn, up düütsch geseggt, 'n Schweinehund.“ (Schönbeck, Sprecher eins), „denn geif weck mit Lattenn, up Düütsch geseggt“ (Zweedorf, Sprecher eins).

¹⁸⁹⁸ Ritter, S. 100.

‚Geselle‘ (u. a. Badendiek, Lüttow), [gəwɔ:ɐ] ‚gewahr‘ (u. a. Hoben, Marnitz, Weisdin) usw. Daneben gibt es aber auch Wörter, bei denen zwei Varianten vorkommen können: So findet sich beispielsweise in Pritzier und Spornitz [gəspan] ‚Gespann‘, in Bansow, Alt Meteln und anderen Orten aber [span]. In Penzin verwendet eine Frau ‚’n soebm, acht Spann Pier‘ aber auch ‚dee ganzn Gespanne‘. Dabei wird die Form mit *ge-* durch die Standardsprache gestützt. Schwankungen gibt es auch bei [gəhy:ən]/[hy:ən] ‚gehören‘, wo ebenfalls die Form mit *ge-* dem Hochdeutschen näher steht. In Carolinenhof sind beispielsweise beide Formen nachweisbar, so sagt die erste Sprecherin ‚un dor hüürt ook allerhand tau nähher‘, die zweite ‚dat gehüürt je ook Graf Groode noch‘.

Die Verwendung des Präfixes *ver-* entspricht nicht immer der in der Hochsprache, denn er findet sich auch bei einigen Wörtern, wo im Hochdeutschen *er-* üblich ist, so übersetzen alle Probanden in den MWB-Sätzen ‚ertrunken‘ mit [fədrʊŋkŋ], [fəzɔbm] bzw. [fəzɔ:pt],¹⁸⁹⁹ ‚erzählt‘ erscheint im FT als [fətelt]. Viele dieser Wörter haben deshalb aber zwei verschiedene Bedeutungen: der erste Sprecher aus Bansow übersetzt beispielsweise den Satz ‚35 Ameisen sind im Honigglas ertrunken.‘ mit ‚Fiefundördig Miecheemkn wiern in ’n Honnigglass vesobbm.‘; der dritte aus Bennin gebraucht das Verb jedoch in der Bedeutung ‚versoffen‘ (bzw. ‚vertrunken‘): ‚Un donn hett dee, dee Ool, uns Vörgänger, das ’n Discher von Beruf west, wo Vadrer dat von köfft hett, dee Landstell, un dee hett dee ganze Discherie mit samst dee Bännerie alls vesobbm.‘ Das lässt sich auch anhand von ‚verdrücken‘ zeigen, das sowohl ‚sich davon machen‘ als auch ‚erdrücken‘ bedeuten kann.¹⁹⁰⁰ Ohne hochdeutsche Entsprechung steht ‚Dee vefieht sick‘ ‚der erschreckt sich‘ (Sanitz).¹⁹⁰¹ Einige dieser Formen werden jedoch durch hochdeutschen Einfluss verdrängt, so sagt ein Wustrower noch: ‚Un wenn sick nu vehåål, denn riedn see nah Schröder hier umme Eck‘,¹⁹⁰² während das Substantiv in Mestlin und Schönbeck bereits ‚Erholung‘ lautet. Auch bei anderen Verben werden diejenigen bevorzugt, die den hochdeutschen Bildungsweisen näher stehen: Für ‚erleben‘ überwiegt bereits ‚erläben‘, lediglich bei einigen Sprechern ist noch ‚biläben‘ zu hören.¹⁹⁰³

Nur wenige alte Probanden sprechen den substantivierten Infinitiv teilweise noch mit /t/, so z. B. bei ‚Leben‘ ([lɛ:bnt]): ‚Ick oewerhaupt in mien ganz Lääbnt heff noch kein Wegger bruukt.‘ (Lüblow); ‚Ja, dee wier ook noch an Lääbnt, ja.‘ (Warnow). In Cammin ist solch eine Form noch in einer Erzählung zu hören: ‚Un wiel hee sich nu

¹⁸⁹⁹ Zur letztgenannten Form vgl. auch das nachfolgende Kapitel.

¹⁹⁰⁰ Sprecher zwei benutzt es in der ersten Bedeutung: ‚Oewer wenn hei nächst Mål wedrer in Dörp gån dee, denn hewwick mie vedrückt, mie kreecher nich wedrer to seihn.‘ Die zweite ist auf den Aufnahmen nicht zu hören, in einem Gespräch, das nach der FE geführt worden ist, meint die zweite Kosebaderin zu ihrer Tochter: ‚Dee Tasch stell ick dor achter henn, dee watt süss so vedrückt.‘

¹⁹⁰¹ Das Wort ist auch in der Umgangssprache zu hören. Der Sohn von Sprecher zwei und drei aus Demen, der kein Niederdeutsch mehr spricht, benutzt es noch häufig: ‚Da hab’ ich mich aber verfieht‘.

¹⁹⁰² Wobei Gundlach das Verb bereits in der Frage verwendet hatte, so dass der Proband dadurch in seiner Wortwahl beeinflusst worden sein könnte. Reuter benutzt es ebenfalls noch in der Vorrede zur ‚Reis nah Konstantinopel‘: ‚hei möt sik en beten verhalten‘ (Reuter, Werke VII, S. 250) sowie in ‚Ut mine Stromtid‘: ‚dat de oll Mann sik ut sine Verwunnerung irst verhalten ded‘ (Reuter, Werke III, S. 217). Borchert, S. 9, spielt wiederum mit dem hochdeutschen ‚erholen‘: In der Geschichte ‚In der Kneipe‘ fragt der Kapitän Fiete Bradhering verwundert, als der sächsische Tourist ‚Isch will misch erholen!‘ als Grund für seine Reise nach Poel angibt: ‚Er-ho-len? Wat is denn dat?‘

¹⁹⁰³ Nachweise (alle als [bələ:ft]) gibt es aus Lüttow, Penzin und Wustrow, daneben auch von einem Pastor aus Kölzow, der aber nicht aus dem Ort stammt. Letzterer nutzt auch [e:ələ:ft], das in Boldela, Cammin, Jördenstorf, Kieve, Letschow, Lüblow, Lüttow, Marnitz, Penzin, Warlin, Weisdin und Wustrow zu hören ist.

all ümmer so in dat Räubernt hervordähn hett, nu wähl see em as Räuberhauptmann.“ Bei einem Warliner ist sie ebenfalls nachweisbar: „un denn güng dat Beednt [hd. das Bieten, A. K.] los“. Wigger weist auf den Unterschied zwischen hochdeutschem „Wesen“ und „Pd. oft dat Wesend, dat Lebend“ hin.¹⁹⁰⁴ Ein 65jähriger Mann aus Parkentin nutzt die letztgenannte Form 1969 aber auch in der umgangssprachlichen Rede: „Ja, ja, so is das Lebent.“¹⁹⁰⁵ Gillhoff schreibt in einer kleinen Sammlung mecklenburgischer Idiotismen: „Die Bäuerin besorgt das *Drinkent*“.¹⁹⁰⁶ Häufig findet sie sich noch bei Stillfried: „dat Etent“ (S. 8), „dat Führent“ ‚das Fahren‘ (S. 9), „kein Koppbrekent nich“ (S. 5), „ehr Stahnt“ ‚ihr Stehen‘ (S. 10), „ehr Wahnent“ (S. 6) usw.¹⁹⁰⁷

3. 1. 5 Besonderheiten bei einzelnen Verben

Für die 2./3. Pers. Sg. Präs. von ‚machen‘ existieren zwei Formen: In Zweedorf verwendet der erste Sprecher [mœkt], die nachfolgenden jedoch [mœkt].¹⁹⁰⁸ In den FE gibt es keine Nachweise für die eine oder andere Form, jedoch ist die Verwendung nicht altersspezifisch, da der besagte Proband der mittleren Generation angehört. Auch in Selmsdorf ist die Konjugation nicht einheitlich: die ersten drei verwenden in den Übersetzungstexten [mœkt], der jüngste, eine Frau, jedoch [mœkt]. In den FE herrscht ebenfalls die Form mit /œ/ vor, auch bei der 2. Pers. Sg., die Sprecher zwei nutzt: [mœkst]. Jedoch gibt es keine Nachweise von der vierten Probandin, weder für die eine noch die andere Variante.

In Schlagsdorf ist [mœkt] beim ersten und vierten Probanden nachweisbar, die anderen bevorzugen [mœkt]. In der FE gehen der erste und vierte dann aber auch zur Form mit /œ/ über.¹⁹⁰⁹ Der erste und zweite Sprecher von Lüttow nutzen im FT ebenfalls noch [mœkt], in der FE schließt sich der zweite dann der Aussprache der anderen zwei Probanden an, die [mœkt] sagen. Auch in Bennin sind es die beiden älteren Personen, die ‚macht‘ mit [mœ:kt]/[mœkt] übersetzen, in den FE gibt es weder Nachweise für die eine noch die andere Form bei ihnen. Alle anderen verwenden /œ/. Einheitlich ist die Konjugation in Welzin, hier verwenden alle sieben Sprecher [mœkt]. In Möllin ist dieselbe Veränderung wie in Lüttow zu beobachten, die ersten beiden Probanden übersetzen [mœ:kt], in der FE wechselt der zweite dann aber auch zur Variante mit /œ/, die alle anderen bereits im FT nutzen. Für Woez gibt keine Nachweise, in Pritzier lautet die Aussprache einheitlich [mœkt]. In Niendorf verwendet der erste und zugleich älteste Proband im FT und in der FE [mœkt]. Alle anderen sprechen zumindest in den Übersetzungstexten /œ/. Sprecher drei schwankt im Gespräch aber zwischen beiden Varianten, der vierte bleibt bei [mœkt], der zweite verwendet die Konjugationsform nicht. Vom ältesten Hobener gibt es über-

¹⁹⁰⁴ Wigger, Grammatik, S. 83.

¹⁹⁰⁵ Dahl, Interferenz, S. 383.

¹⁹⁰⁶ Gillhoff, Idiotismen, S. 9.

¹⁹⁰⁷ Alle Seitenzahlen nach: Stillfried, Ut Sloß un Kathen (s. Anm. 1202). Auch Piper verwendet solche Formen: „bi’t Drinkent“ (Piper, Middelkraug, S. 9), „up’t Jagent un Riedent“ (ebenda, S. 6), „sien Spaßent“ (ebenda, S. 76).

¹⁹⁰⁸ Der erste Proband verwendet daneben auch [mœkt], allerdings handelt es sich dabei wohl um einen Versprecher: „Em mockt dat doch bannig Weih dähn hemm, is dat nich so?“

¹⁹⁰⁹ Insgesamt gibt es je einen Nachweis bei beiden, der erste sagt [mœkst], der vierte [mœkt].

haupt keine Belege, da von ihm kein FT existiert und er auch in der FE keinen Gebrauch von den entsprechenden Formen macht. Der zweitälteste übersetzt ‚macht‘ mit [mœkt]. Lediglich Sprecher zwei und drei verwenden [mœkt]. Zumindest letzterer wechselt im freien Gespräch aber zur Variante mit /œ/, vom anderen gibt es keinen weiteren Beleg. In Alt Meteln ist beim zweitältesten Probanden im FT [mœkt], in der FE jedoch [mœkt] zu hören, die jüngeren verwenden durchgehend die letztgenannte Variante, beim ältesten gab es keine Nachweise. Die Boldelaer bevorzugen in den Übersetzungstexten /œ/, die einzigen beiden Belege in den FE für ‚macht‘ lauten jedoch [mœkt] und stammen von Sprecher drei. In Lüblow ist diese Variante nur einmal im FT von Sprecher vier zu hören, der aber im Gespräch zu [mœkt] wechselt. Die Probanden in Eldena und Glaisin verwenden durchgängig /œ/, allerdings sind die Aufnahmen des letztgenannten Ortes unvollständig.

In Züsow ist [mœkt] in den FT nur beim vierten und zugleich jüngsten Sprecher belegt, der einzige Nachweis aus den FE stammt vom dritten und lautet ebenfalls so, d. h., auch hier wechselt die besagte Person zwischen beiden Varianten. Auch in Zahrendorf kommt /œ/ nur im Übersetzungstext des jüngsten Probanden vor, in der FE ist ‚macht‘ nur einmal als [mœkt] bei Sprecher eins nachweisbar. Diese Form verwendet in Pinnow lediglich die zweitälteste Person, selbst eine 1882 geborene Frau präferiert bereits [mœkt]. In Sukow sind ebenfalls beide Formen zu hören, Sprecher eins, der aus Banzkow stammt, nutzt die Variante mit /œ/, seine Frau sagt [mœkt]. Der Ehemann meint dann, als er gefragt wird, welche Form er bevorzuge: „Aber meistens seggt man ja möckt, ne.“ Seine Schwiegermutter widerspricht ihm aber: „Wat möckt dien Jung? Nee, wat mockt dien Jung!“ Der Rastower und der erste Sprecher aus Tramm verwenden ebenfalls [mœkt], der zweite und zugleich sehr viel jüngere aus dem letztgenannten Ort jedoch [mœkt]. Im südlicher gelegenen Spornitz nutzt der älteste Proband wiederum diese Form, sowohl in FT als auch FE, die anderen beiden gebrauchen in der Übersetzung die mit /œ/, im Gespräch wechselt der dritte jedoch zur anderen Variante, vom zweiten gab es hier keine Nachweise. Von Prislisch sind nur FT und FE einer damals jungen Person erhalten, sie verwendet in beiden [mœkt]. In Retschow finden sich lediglich in den Übersetzungstexten Nachweise für ‚macht‘, wobei lediglich der zweite und zugleich jüngste Sprecher die Form mit /œ/ wählt. Auch in Penzin ist diese Variante nur einmal in den FT des vierten Probanden zu hören, der im Gespräch aber zu [mœkt] wechselt. Die Warnower sagen hier einheitlich [mœkt]/[mœkt], in den FE verbleibt jedoch nur der erste Sprecher bei diesen Formen,¹⁹¹⁰ der zweite und dritte gehen zu [mœkt] über, beim vierten war keine der Varianten nachweisbar. Dagegen ist die Konjugation in Demen, Kossebade und Mestlin einheitlich, im erstgenannten Ort bevorzugen die Probanden /œ/, in den beiden letztgenannten, etwas östlicher gelegenen Dörfern ist ausschließlich [mœkt] zu hören. Diese Variante ist auch im FT der ersten beiden Sprecher aus Lancken nachweisbar, der dritte gebraucht [mœkt]. In den freien Gesprächen behält der erste sie bei, der zweite wechselt jedoch zu der mit /œ/. Diese Form dominiert in Marnitz, lediglich die ersten beiden Probanden verwenden in den Übersetzungstexten [mœkt], in den Gesprächen gibt es bei ihnen weder Belege für die eine noch andere Variante, die einzigen stammen vom vierten Probanden, der

¹⁹¹⁰ Im FT spricht er [mœkt], in der FE [mœkt].

auch hier [mœkt] sagt. In den östlicher gelegenen Orten herrscht dagegen [mœkt] (bzw. [mœkt]) vor, lediglich in drei Orten ist noch die Variante mit /œ/ nachweisbar. In Sanitz verwendet sie Sprecher fünf einmal in der FE, im FT übersetzt er ‚macht‘ jedoch mit [mœkt]. Auch in Nossentiner Hütte ist es die fünfte Person, eine Frau, die /œ/ nutzt, und zwar einmal im festen Text und einmal in den MWB-Sätzen. In der FE gibt es weder Belege für die eine noch die andere Form. Der jüngste Sprecher in Carolinenhof übersetzt ‚macht‘ ebenfalls einmal mit [mœkt], im Gespräch ist jedoch nur [mœkt] zu hören.

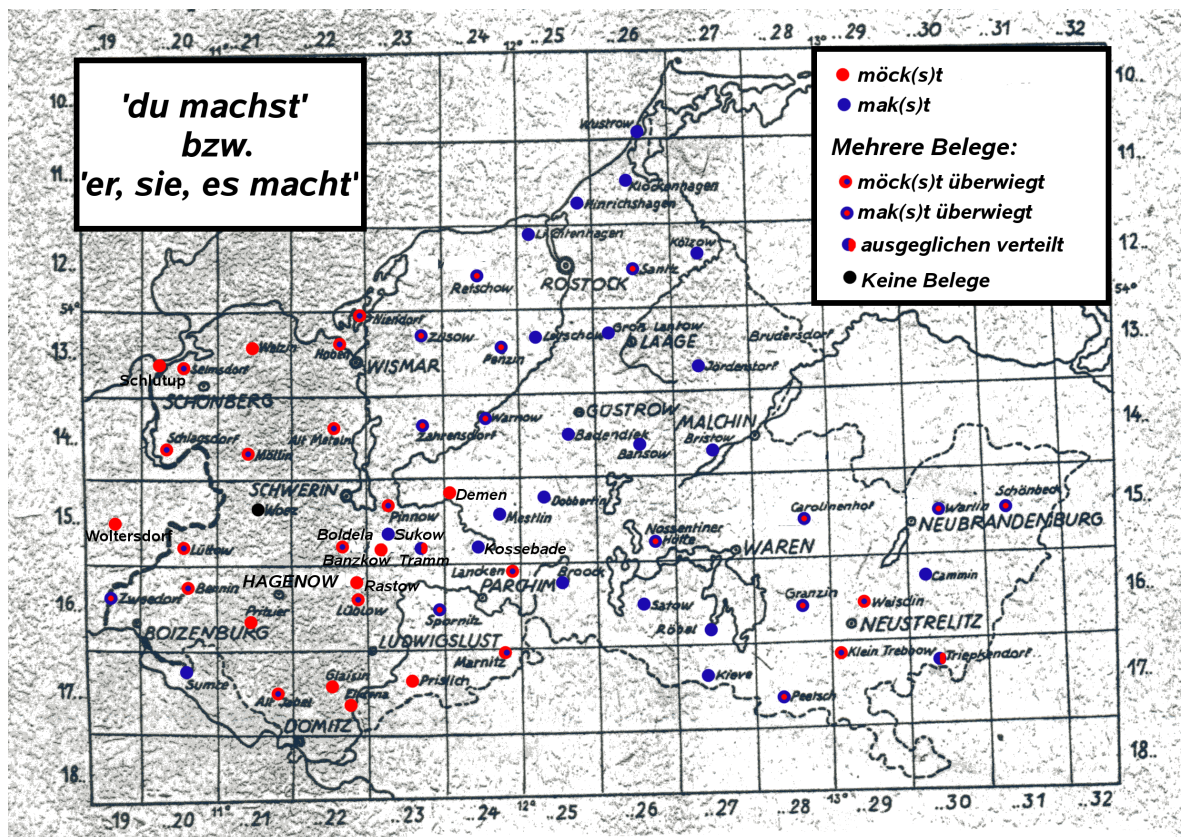
Im strelitzischen Grenzzort Granzin verwendet Sprecher drei, eine Frau, die der mittleren Generation angehört, ebenfalls [mœkt], allerdings nur in FT und MWB-Sätzen, in der FE geht sie zu [mœkt] über. Dagegen ist die Variante mit /œ/ in Peetsch wieder häufiger zu hören, in den Übersetzungstexten zweimal beim vierten Probanden, in den Gesprächen wechselt auch der dritte zu dieser Form, die ersten beiden bleiben bei [mœkt]. Von Sprecher eins aus Weisdin fehlen die ersten beiden Sätze der FT, daher gibt von es keinen Nachweis für ‚macht‘ in seinen Übersetzungstexten. Die anderen beiden Probanden übersetzen es mit [mœkt]. Die ersten beiden Personen sagen in den Gesprächen dann aber [mœkt], der dritte verwendet die Konjugationsform nicht. In Klein Trebbow nutzen zwei der drei Probanden /œ/, lediglich beim ersten ist [mœkt] nachweisbar, allerdings nur im FT, in der FE gebraucht er ‚macht‘ (bzw. ‚machst‘) nicht. [mœkt] ist in den Übersetzungstexten von Warlin nur einmal beim ersten Sprecher nachweisbar, wobei der dritte im Gespräch dann aber auch zu dieser Variante übergeht. Der zweite und zugleich älteste Proband nutzt [mœkt], sowohl im FT als auch den Zusatzaufnahmen. In Letzteren ist auch [mœkt] zu hören. Nur in Cammin ist die Form mit /œ/ gar nicht belegt, wogegen in Triepkendorf und Schönbeck beide Varianten miteinander konkurrieren. Im erstgenannten Ort bevorzugen die ersten beiden Probanden [mœkt], wobei der erste es auch in der FE einmal verwendet, während die beiden ältesten, der dritte und vierte, [mœkt] sprechen, der dritte überdies auch im freien Gespräch, allerdings dort mit kürzerem /ɔ/. Die beiden älteren Personen aus Schönbeck bleiben ebenfalls bei dieser Form, die jüngeren Sprecher drei und vier sagen [mœkt], der fünfte allerdings wieder [mœkt], und zwar in FE und FT, obwohl er auch zur jüngeren Generation zählt.

Damit ergibt sich folgende Verteilung der Formen: Geographisch gesehen dominiert bis zur Landesmitte [mœkst]/[mœkt], wobei es dann zu einem Übergang kommt, d. h., [mœkst]/[mœkt] (bzw. [mœkst]/[mœkt]) nehmen langsam zu, in Mestlin und Kossebade herrschen sie ausschließlich vor, in Warnow und Lancken sind noch beide Formen vertreten, in Demen sind ausschließlich die Varianten mit /œ/ nachweisbar. In den östlicheren Planquadraten kommen diese aber fast gar nicht mehr vor. Erst in Mecklenburg-Strelitz sind sie wieder häufiger.

Die Verwendung ist aber auch altersspezifisch: So sagen einige Sprecher der ältesten Generation in Westmecklenburg noch [mœkt] im FT, verwenden im Gespräch aber bereits [mœkt] (bzw. [mœkst]). Deutlich wird das auch in Mecklenburg-Strelitz, wo teilweise nur die jüngsten Probanden die letztgenannten Formen benutzen.

Allerdings ist schwer abzuschätzen, ob die Vorlage bei einigen Personen nicht auch die Übersetzung [mœkt] gefördert hat, da sie im FE dann zu [mœkt] wechseln. Die Form mit /ɔ/ scheint dem hochdeutschen Äquivalent näher, da auch hier kein Umlaut

vorliegt. Hinzu kommt, dass die Sprecher für die Formulierung etwas Zeit hatten und sich so möglicherweise auf die ältere Form besinnen konnten. Häufig kürzen die Sprecher das lange /ɔ/, wenn sie sie gebrauchen. Kolz führt den Infinitiv „mɔːgɪ“ als Beispiel für „einfache Kürze“ an, womit er wohl einen halblangen Vokal kennzeichnet.¹⁹¹¹ Diese Aussprache ist auch in Orten außerhalb Westmecklenburgs zu hören. Latendorfs Verschriftlichung einer in Mecklenburg-Strelitz gebräuchlichen Redewendung scheint ebenfalls solch eine Kürze anzudeuten: „de Oll mockt Eier, un he mockt Döpp (Eierschalen; er bringt das vom Vater Erworbene durch, zersplittert es)“.¹⁹¹² Möglicherweise ist für diese Kürzung in der 2./3. Pers. nicht nur die schnelle Redeweise verantwortlich, wie sie in den FE stärker zur Geltung kommt, sondern wird auch durch Analogie zum Infinitiv zusätzlich begünstigt. In den außermecklenburgischen Schlutup und Woltersdorf verwenden beide Probanden [mœkt]. In Sumte nutzen die ersten beiden Sprecher hingegen durchgängig [mœkt]/[mœkt], beim dritten fehlen Nachweise, da kein FT existiert und er die Konjugationsformen in der FE nicht gebraucht.



Bei Wiggers kommen die Varianten mit /œ/ noch gar nicht vor, aus den Angaben Ritters gehen sie allenfalls indirekt hervor,¹⁹¹³ Sibeth gibt keine Hinweise zur Konjugation.¹⁹¹⁴ Der Sass, der „im Großen und Ganzen das Gebiet des Nordniederdeutschen ab[deckt]“¹⁹¹⁵ verzeichnet nur „du maakst/(mookst), he/se maak/

¹⁹¹¹ Kolz, S. 10, vgl. die Ausführungen im vorigen Kapitel.

¹⁹¹² Latendorf, Alliteration, S. 226.

¹⁹¹³ Wiggers, S. 61, gibt nur „Präs.: mak, makst, makt, maken, makt, maken“ an. Ritter, S. 88, verzeichnet nur die Präteritalformen, wobei er als Konjugationsmuster „jagen“ anführt, für das er in der 2./3. Pers. Sg. neben „jagst/jagt“ auch „joːggst“/„joːggt“ hat.

¹⁹¹⁴ Sibeth, S. 53.

¹⁹¹⁵ Sass, S. 3.

(*mookt*)¹⁹¹⁶ obwohl [mœkt] in Schlutup und Woltersdorf zu hören ist. Auch Mensing kennt die Formen noch nicht.¹⁹¹⁷ Hermann-Winter erfasst die Formen mit /œ/, gibt aber keine Auskunft über ihre Verbreitung, wobei sie für die 1. Pers. Sg. auch „mök“ angibt, die jedoch nicht nachgewiesen werden konnte.¹⁹¹⁸ Das MWB stuft sie noch als selten ein: „Präs. *maakst, maakt*, selt. *möckst, möckt*; Prät. *maakte*, daneben recht häufig *mök, möökst, möken*; Part. *maakt*.“¹⁹¹⁹ Gundlach meint, dass „*möckt*“, „das ebenfalls hauptsächlich im Westen des Landes auftritt“, „gegenüber gemeinmecklenburgischem *maakt* (lautlich etwa ein langes offenes o) offenbar an Boden gewinnt.“¹⁹²⁰ Mittlerweile ist es auch in der Schriftsprache zu finden, so schreibt Hannelore Hinz: „uns’ olle Sprak blifft jung, dat möckt mi stolt!“¹⁹²¹ Weitere Nachweise finden sich bei Madauss, Kurz und Rogge.¹⁹²² Älter von der Entstehungszeit her ist ein Beleg bei Hartmann, denn er stammt aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts: „Wat, raunt sei, möckt dei Olsch Gedichten?“¹⁹²³ Joachim Voß aus Herrsburg schreibt dagegen 1910 noch „makt“: „Se [...] makt sick mit den’n Gast bekannt.“¹⁹²⁴ 1934 ist die umgelautete Form in einem „Piengstekarrspruch“ belegt: „Wat möckt denn jug oll buunde Huund ? [sic]“¹⁹²⁵

Auch die Präteritalformen werden unterschiedlich gebildet: In Schlagsdorf verwendet der zweite Sprecher [mœkdŋ] ‚(die) machten‘. Er bildet es also so, wie es bei den schwachen Verben und in der Standardsprache üblich ist. Der erste jedoch sagt [mœyk] ‚(er) machte‘ und [mœygn] ‚(die) machten‘. Hier liegt also eine unregelmäßige Form vor. In Lüttow sagt der vierte Proband: „[...] dat möök eigntlich vää Späß“. Er bevorzugt also eine monophthongische Variante. Das MWB gibt an, dass sie „recht“ häufig“ sei,¹⁹²⁶ die diphthongische ist im Nachtragsband verzeichnet, ein Beleg findet sich auch unter dem Lemma „Sermon“.¹⁹²⁷ Zur Vereinfachung werden beide zusammen behandelt, da es sich nur um verschiedene Aussprachen handelt,

¹⁹¹⁶ Ebenda, S. 123.

¹⁹¹⁷ Mensing, Bd. 3, Sp. 577: „Präs. ik *maak*“, die Nachweise für die 3. Pers. haben „*maakt*“ (ebenda, Sp. 578). Auch in anderen Wörterbüchern ist die Form mit /œ/ nicht erfasst: Kück, Bd. 2, Sp. 347, erwähnt nur unterschiedliche Präteritalformen. Das „Hamburgische Wörterbuch“ geht ebenfalls nicht auf die Präsensformen ein (Sp. 223), in den Belegen findet sich jedoch nur „*du mokst*“ (Sp. 225), „*wat möks(t)?*“ (Sp. 224), „*he mökt*“, „*de mökt*“, „*dat makt*“ (alle Sp. 225) usw., alle Spaltenzahlen nach: Hamburgisches Wörterbuch. Auf Grund der Vorarbeiten von Christoph Walther und Agathe Lasch herausgegeben von Beate Henning und Jürgen Meier. bearbeitet von Beate Henning, Jürgen Meier und Jürgen Ruge. Dritter Band. Lieferungen 19–23. L – R, Neumünster 2004.

¹⁹¹⁸ Herrmann-Winter, plattdeutsch, S. 188: „Präs. Sg. 1. *mak, mök*, 2. *maakst, mökst*, 3. *maakt, möckt*“. Im hochdeutsch-plattdeutschen Wörterbuch spart sie die Formen mit <ö> aus, gibt dort aber für das Präteritum „mök“ an (Herrmann-Winter, hochdeutsch, S. 141), möglicherweise handelt es sich deshalb auch im plattdeutsch-hochdeutschen Wörterbuch bei der 1. Pers. Sg. „mök“ um die Präteritalform, oder die Präsensform gilt nur in einigen Teilen Vorpommerns. Bei „kriegen“ ist deutlich getrennt „Präs. Sg. 1. *kriech*“ usw. und „Prät. Sg. 1. *kreech*“ usw. (Herrmann-Winter, plattdeutsch, S. 165).

¹⁹¹⁹ MWB, IV, Sp. 1076. Ein Nachweis für diese Form ist u. a. unter dem Lemma „*mihrst*“ zu finden: „*de mihrste Mann möckt dat ok so LuTewsW; Ro; RoRibn*“ (ebenda, Sp. 1199).

¹⁹²⁰ Gundlach, Tonbandaufnahmen, S. 180.

¹⁹²¹ Hinz, Hannelore: Sonett för Plattdütsch Frünn’, in: Schweriner Volkszeitung, Mecklenburg-Magazin. Regionalbeilage der SVZ, der NNN und des Nordkuriers. 31. August 2007 / Nummer 34, S. 25.

¹⁹²² Madauss, S. 32: „Dat Auto seggt nicks, schütt un knallt, möckt ens ein’ Satz, äwer dit ollig ‚Puff‘ maken un richtig tuckern – süh, dat möckt hei nich!“ bzw. S. 194: „Du, lött sick dien Kamerdör von buten all so nich tauschten, wo möckst du dat von hier binnen?“ Kurz, S.9: „man tau, jedein möckt mit“ bzw. S. 17: „Möckt ein mal Undoeg“. Rogge, S. 54: „Allens mökt Krach.“

¹⁹²³ Hartmann, Vertellers, S. 32.

¹⁹²⁴ Voß, S. 46

¹⁹²⁵ Suhrbier, S. 427.

¹⁹²⁶ MWB, IV, Sp. 1076.

denen jedoch dieselbe Bildungsweise zugrunde liegt.¹⁹²⁸ Wie Schlagsdorf lassen sich in Dobbertin beide Varianten ausmachen: der zweite Sprecher verwendet [mø:k], der dritte aber [møktɳ]. Solche eine Konkurrenzsituation herrscht auch in Klockenhagen und Schönbeck: Der älteste Proband des erstgenannten Ortes präferiert die regelmäßige, der jüngste die unregelmäßige Form. In Schönbeck ist [møkdɳ] wiederum beim ersten zu finden, der zweite nutzt [mø:ɣɳ]. Die regelmäßige Form findet sich noch in Bristow, Carolinenhof, Groß Lantow, Jördenstorf, Kieve, Klockenhagen, Nossentiner Hütte, Peetsch und Röbel. Die Befunde konzentrieren sich damit vorwiegend auf den Osten. Sie ist nur in einem westmecklenburgischen Untersuchungsort nachgewiesen. Dagegen herrscht auch in der Landesmitte vorwiegend unregelmäßiges [mø:k], so verwendet es Sprecher zwei aus Demen mehrmals, in Kossebade ist es ebenfalls zu finden. Auch in Mecklenburg-Strelitz kommt sie wieder häufiger vor, so z. B. in Granzin, Klein Trebbow, Triepkendorf und Warlin. Auf dem Fischland wird sie ebenfalls präferiert. Insgesamt ist sie in mehr Orten belegt als die regelmäßige.¹⁹²⁹ Der Schlutuper verwendet [mø:k], in Sumte sagt der erste Sprecher [møyk]. In der Literatur ist dieser Unterschied ebenfalls greifbar, so schreiben Reuter und Brinckman „makte“ bzw. „makten“, Tarnow jedoch „mök“.¹⁹³⁰ Rogge schwankt zwischen beiden Formen.¹⁹³¹ Die „Niederdeutsche Grammatik“ führt „möckst“, „möckt“ gar nicht an, „möök“/„mööken“ wiederum nur für das Westfälische (Münsterländische).¹⁹³²

Solch einen Unterschied gibt es auch bei den Präteritalformen von ‚trecken‘ ‚ziehen‘. Die Mehrzahl der Orte hat hier das regelmäßige [trøktə], jedoch sagt Sprecher zwei aus Sukow [trø:kst] ‚zogst‘, der erste aus Zweedorf [trøek] ‚zog‘. Im Gegensatz zu ‚machen‘ unterscheidet sich aber auch das Partizip II: hier überwiegt ebenfalls regelmäßiges [trøekt] ‚gezogen‘; der zweite Proband aus Welzin und der erste aus Zweedorf nutzen aber [trøɣɳ], jedoch ist auch die erstgenannte Form in den jeweiligen Orten nachweisbar. Weitere Belege für die unregelmäßige Variante sind noch in den außermecklenburgischen Schlutup ([hentrøɣɳ] ‚hingezogen‘) und Woltersdorf ([təutrøɣɳ] ‚zugezogen‘) zu finden.

Sprecher eins aus Schlagsdorf spricht ‚muss‘ (3. Pers. Sg. Präs.) [mʏt] aus, der in

¹⁹²⁷ MWB, Nachtrag, Sp. 130 bzw. MWB, VI, Sp. 280: „hüt mäuk de Preester sinen Sermon æwer lang Wi“.

¹⁹²⁸ Zur Verteilung der beiden Aussprachen vgl. Kap. 2.1.2 und 2.2.3.

¹⁹²⁹ Nachweise für [mø:k]/[møyk] gibt es in Alt Jabel, Boldela, Dobbertin, Glaisin, Granzin, Klein Trebbow, Klockenhagen, Letschow, Lüblow, Lüttow, Marnitz, Niendorf, Penzin, Pritzier, Retschow, Sanitz, Schlagsdorf, Schönbeck, Spornitz, Warnow, Warlin, Wustrow, Züsow und Zweedorf. In Dobbertin, Klockenhagen, Schlagsdorf und Schönbeck ist daneben die regelmäßige Form belegt. Auch in Nossentiner Hütte ist einmal [mø:k] zu hören, allerdings nur in den MWB-Sätzen des jüngsten Sprechers, einer Frau. In der FE verwendet der dritte Proband [møkdɳ].

¹⁹³⁰ So schreibt Reuter in „Dörchläuchting“: „De oll Konrekter makte sinen Dörchläuchten en deipen Diener [...]“ (Reuter, Werke V, S. 243 f.) Im „Kasper-Ohm un ick“ von Brinckman heißt es: „Wi keken all æwer de Reling un makten lang Häls.“ (Brinckman, Werke I, S. 199) Dagegen ist bei Tarnow zu lesen: „Denn kreeg ’t Fru Meistern mit dat Snacken, / Un mök em soväl Wäswark vör“ (Tarnow, Klickermann, S. 15). Als weiteres Beispiel sei ein neuerer Text angeführt: „Wi möken dor kein Utnahm [...]“ (Holst, R., S. 34).

¹⁹³¹ Beide sind mehrfach belegt: „wenn ok Fru Zägenbein klor maakte“ (Rogge, S. 23), „Un so maakten wi dat.“ (ebenda, S. 34); „Dor mök hei sinen Rundgang“ (ebenda, S. 24), „Hei mök giern ’n Spaß“ (ebenda, S. 38), vgl. auch Bornewiek, S. 7: „hei meuk“ - „Anna makt“.

¹⁹³² Lindow u. a., S. 126: Für das Präsens werden „(du) mäcks“, „(he) mäck“ angegeben, für das Präteritum Singular „möök“, „mööks“, „möök“, für den Plural „mööken“.

Broock jedoch [mø:t]. Allerdings ist es nicht möglich, wie bei ‚machen‘ eine genaue Verteilung anzugeben, da beide Formen kaum auseinanderzuhalten sind, besonders in schneller Rede ist oftmals nicht zu entscheiden, ob noch langes /ø/ oder schon kurzes /ʏ/ vorliegt. Daher kann hier nur eine ungefähre Angabe gemacht werden. [mø:t] konzentriert sich vor allem auf den Osten und die Landesmitte. Einige Nachweise für [myt], besonders im Osten, resultieren dagegen aus schnellem Redefluss, denn dadurch nähern sich beide Formen lautlich an. Gundlach meint,

[d]ie gemeinmecklenburgische Form der 3. Pers. Sg. Präs. von „müssen“ heißt *möt* (mit langem *ö*); nach Westen zu verliert das *ö* an Länge (z. B. in 16/22 – 23) und steht zwischen westlichem, sich ans Schleswig-Holsteinische anschließende *mütt* und östlichem *möt*. Die Form des Hauptgebietes scheint im Vordringen zu sein.¹⁹³³

Auf seiner Karte konzentrieren sich die Belege von „mütt“ ebenfalls auf Westmecklenburg. In Möllin, wo er ausschließlich „möt“ in den FT erfasst, neigt die Aussprache von Sprecher zwei aber eher zu [myt]. Entweder täuscht hier der Höreindruck oder die Aufnahmen vermögen nicht immer den vollen Lautumfang zu vermitteln.¹⁹³⁴ Daher lässt sich Gundlachs Angabe weder bestätigen noch widerlegen. Selbst nach mehrmaligem Hören ist es nicht immer möglich, die Laute eindeutig zu identifizieren.¹⁹³⁵

Deutlicher ist dagegen der Unterschied in den Singularformen des Präsens bei ‚dürfen‘: In Bennin verwenden zwei Probanden [dø:øft] ‚(er) darf‘, einer jedoch [dɑ:f] im FT. Die letzte Form kann aber aus der Standardsprache entlehnt worden sein, d. h., die Textvorlage hat hier dann die Übersetzung beeinflusst. In den anderen westmecklenburgischen Orten lautet sie vorwiegend [dø:øft] bzw. [dø:øf]. In Bansow nutzen der zweite und vierte Sprecher [dɑ:f], letzterer geht aber in der FE zu [dø:øf] über. Zwei Probanden in Bristow übersetzen ‚darf‘ mit [kan], der dritte sagt im FT, aber auch im Gespräch [dɑ:f]. In Groß Lantow herrscht [dø:øf] bzw. [dø:øft] vor, lediglich der dritte nutzt [dɑ:f] im FT. Hier dürfte die Textvorlage einen Einfluss ausgeübt haben. Das zeigt sich besonders deutlich am zweiten Probanden in Kölzow, der diese Form auch nur im Übersetzungstext verwendet, im freien Gespräch aber zu [dø:øf] wechselt. In Nossentiner Hütte übertragen vier Personen ‚darf‘ mit [dɑ:f], Sprecher eins sagt [kan]. Im freien Gespräch gebraucht er [dø:øf], der vierte [dɑ:fst] ‚darfst‘. Die Penziner bevorzugen dagegen im FT [dø:øft], der vierte Sprecher nutzt es auch in der FE, der dritte wechselt in seiner jedoch zu [dɑ:f]. Auch in Wustrow geht der zweite Proband im freien Gespräch zu dieser Form über, ansonsten sind nur [dø:øf] und [dø:øft] in den FT zu hören. Sprecher eins und drei nutzen diese Formen auch in ihren FE, erstgenannter bei ‚dörft dat‘ ‚darf es‘, letztgenannter bei ‚ick dörf‘ ‚ich darf‘. Die Belege von [dɑ:f] nehmen nach Osten hin zu, in Satow, das südlich von Nossentiner Hütte liegt, herrscht nur noch diese Variante vor. Das trifft auch auf die östlicher gelegenen Carolinenhof und Kieve zu. In Mecklenburg-Strelitz ist ebenfalls ausschließlich [dɑ:f] zu hören.¹⁹³⁶ Diese Form scheint in einigen Gebieten

¹⁹³³ Gundlach, Tonbandaufnahmen, S. 180.

¹⁹³⁴ So ist sie zwar trotz der relativ langen Zeitspanne noch recht gut erhalten, jedoch spielt auch die Lautumgebung eine Rolle, die sie nicht immer vollständig wiedergeben kann.

¹⁹³⁵ Vgl. Kap. 1.5.

¹⁹³⁶ In Klein Trebbow verbessert sich Sprecher zwei im freien Gespräch: ‚Nee, also platzn un so dörf, daaf s’ nich.‘

auch schon länger in Gebrauch zu sein, denn vor allem in den strelitzischen Ortschaften verwenden auch die ältesten Sprecher sie. In einigen vor allem nördlicher und westlicher gelegenen Aufnahmeorten hingegen sind die Belege für [da:f] oftmals auf die Textvorlage zurückzuführen. In den freien Gesprächen kommt es nämlich dann nur selten vor. Reuter schreibt „darw“,¹⁹³⁷ in einigen Hochzeitsgedichten erscheint es zuvor ebenfalls.¹⁹³⁸ Tarnow bevorzugt dagegen „dörft“.¹⁹³⁹ Auch im Gedichtband „Trensens“ der Rostocker Friedrich und Karl Eggers ist diese Variante zu finden, dort allerdings „dörvt“ geschrieben.¹⁹⁴⁰

Daneben gibt es noch eine dritte Variante, die aber sehr selten ist und lediglich bei zwei Probanden der ältesten Generation nachgewiesen werden konnte: der vierte Sprecher in Pritzier sagt für ‚darfst‘ [drœfst], der zweite in Züsow für ‚darf‘ [drœf]. Ein schriftsprachlicher Nachweis ist bei Karl Suhrbier zu finden, allerdings als Präteritalform: „Dei Blaumen dröfft’n awer blot müt luter Swicken fastbuun’n ward’n.“¹⁹⁴¹ Mantzel verwendet das Präsens in einer Redewendung: „Et doon dem Buren wol Kreyen, man droef em keene braden Ho’ner vo’ersetten.“¹⁹⁴² Das MWB erfasst alle im Untersuchungsgebiet nachgewiesenen Formen: „Präs. Sg. 1. *dörf, dröff, darf*“.¹⁹⁴³ Hermann-Winter verzeichnet „*dörst, dürst*“,¹⁹⁴⁴ in ihrem hochdeutsch-plattdeutschen Wörterbuch auch „*ik dörf*“.¹⁹⁴⁵ Nerger erwähnt neben „*dörvt*“ auch „*dröft*“, das er als altertümlich einstuft.¹⁹⁴⁶ Kolz kennt es aber noch.¹⁹⁴⁷

Eine Besonderheit zeigt sich auch in der 3. Pers. Sg. Präs. von „tun“. Während die meisten Probanden [de:] oder [de:t] sagen,¹⁹⁴⁸ verwenden einige [dyn]. Besonders bei Sprechern der jüngeren und mittleren Generation ist diese Form anzutreffen, die der ältesten Generation nutzen sie fast gar nicht. Lediglich in Warnow ist sie beim ältesten Sprecher zu hören. Gundlach vermutet „eine Analogie zu *künn* konnte, *stünn* stand bei Sprachunsicherheit und einem Gefühl des Sprechers für die Antiquiertheit des breit gesprochenen *ded*“.¹⁹⁴⁹ Die Variante tritt allerdings nicht sehr häufig auf, so dass Unsicherheit bzw. Analogiebildung eine größere Rolle spielen dürfte. Gerade die Häufigkeit von ‚können‘ ermöglicht solch eine Anlehnung an das Konjugationsschema. Dabei macht Gundlach „dünn“ „besonders in einigen Orten des Südwestens“ aus und führt Alt Jabel, Eldena, Lancken, Marnitz und Spornitz an.¹⁹⁵⁰ Die Auswertung zeigt jedoch, dass es auch in anderen Regionen zu hören ist, denn es kommt auch in Demen, Jördenstorf, Kölzow, Mestlin und Warnow vor. Im besagten Eldena ist in den FT, auf die er sich bezieht, überdies eigentlich nur [de:] und [de:ø]

¹⁹³⁷ In „Ut de Franzosentid“ ist z. B. zu lesen: „Aewer, Herr Burmeister, keiner darw fehlen von all dejenigen, de dunn in dit Stück mitspelt hewwen!“ (Reuter, Werke II, S. 191).

¹⁹³⁸ So heißt es im Hg. 3,2 (1678): „dar darff man sick nich grämen / Üm blancke Hußgeraht“, im Hg. 16, 2 (1715): „dat ikk denn nich darff kieven“.

¹⁹³⁹ So steht im Gedicht „De soeben Sinnen“: „De kann em mal bi ’t Amt verklagen, / Üm so wat dörf he mi nich slagen.“ (Tarnow, Hoeg, S. 72). Zwar gibt es auch eine Präteritalform, die so ähnlich oder gar gleich ausgesprochen wird – so sagt Sprecher eins aus Lüblow [dœftə] –, diese unterscheidet sich jedoch bei Tarnow im Schriftbild, denn so heißt es in „De Wihnachtspredigt“: „Oll Paster Krull tau Lutheran / Wier krank un dörf’t nich rutergahn“ (ebenda, S. 47).

¹⁹⁴⁰ Eggers, S. 38: „Dat dörvt nich witt bliben“.

¹⁹⁴¹ Suhrbier, S. 427.

¹⁹⁴² Mantzel, Ruhestunden 24, S. 57.

¹⁹⁴³ MWB, II, Sp. 392.

¹⁹⁴⁴ Herrmann-Winter, plattdeutsch, S. 66.

¹⁹⁴⁵ Hermann-Winter, hochdeutsch, S. 64.

¹⁹⁴⁶ Nerger, S. 169, vgl. auch S. 143.

¹⁹⁴⁷ Kolz, S. 142: „*dröft, darf*“.

¹⁹⁴⁸ Vgl. Kap. 2.3.3.

¹⁹⁴⁹ Gundlach, Tonbandaufnahmen, S. 180.

¹⁹⁵⁰ Ebenda.

zu hören. Eine eindeutige geographische Verteilung lässt sich damit nicht feststellen. Selbst der Schlutuper verwendet diese Form. In den meisten Orten ist sie aber nur einmal im Übersetzungstext nachweisbar, und zwar in Alt Jabel, Jördenstorf, Kölzow,¹⁹⁵¹ Lancken, Mestlin, Spornitz sowie im außermecklenburgischen Schlutup. In Demen gibt es ebenfalls nur einen Beleg; die jüngste Probandin benutzt sie, als sie ihren FT das erste Mal vorliest, beim zweiten Versuch geht sie jedoch zu [de:] über. Ihr ist dabei gar nicht bewusst, dass sie zwischen beiden Varianten gewechselt hat. Relativ häufig nutzt der dritte Sprecher aus Marnitz [dʏn] in seiner FE, obwohl er im Übersetzungstext noch [de:] bevorzugt hatte. Der fünfte überträgt ‚sie tat‘ mit ‚Sei dünn‘, im freien Gespräch nutzt er die Konjugationsform nicht. Zumindest auf den Aufnahmen ist [dʏn] damit sehr selten. Das MWB und Herrmann-Winter verzeichnen es noch nicht.¹⁹⁵² Nachweise für diese Form finden sich aber im Hamburgischen Wörterbuch¹⁹⁵³ und bei Mensing, der als Präteritalformen ‚vereinz. *deeg* (Rdsbg.) u. *düing* (*dʏŋ*), *dünn* (*wokeen düing dat? Kk.*)‘ bucht.¹⁹⁵⁴ In Züsow übersetzt der älteste Sprecher ‚Es war schon sehr spät.‘ mit ‚So, dat wass ook heil låät.‘ Hierbei handelt es sich aber um den einzigen Nachweis für diese Präteritalform im gesamten Untersuchungsgebiet. In seiner Verschriftlichung benutzt er sie zweimal: ‚Dei was ock Putschent [= Patient]‘, was er dann aber als ‚wier‘ artikuliert, sowie der in der Aufnahme gehörte Satz: ‚da [sic] was all heil Lat [sic]‘.¹⁹⁵⁵ Auf den Tonbandaufzeichnungen verwendet er ansonsten durchgängig ‚wier‘. Aktiv nutzt er ‚was‘ ([vas]) also auch nicht mehr, so dass es heute allenfalls noch in (älterer) niederdeutscher Literatur zu finden ist. Etwas häufiger findet sich noch der Infinitiv ‚wäsen‘ ([vɛzn̩], [vɛ:zn̩]) allerdings steht er in den betreffenden Orten immer in Konkurrenz mit ‚sien‘.¹⁹⁵⁶ Wiggers behauptet,

[w]enn sien als Hilfszeitwort dient, kommt die Form was des Imperfectum und die Form wesen des Infinitiv nicht zur Anwendung, da diese Formen den Begriff des Seins nur selbstständig ausdrücken. Man sagt also nicht: he was all upwakt, sondern he wier all upwakt er war schon aufgewacht, nicht he werd wol all upwakt wesen, sondern – upwakt sien er wird wohl schon aufgewacht sein. Wo was mit einem Participium verbunden ist, bildet es nicht mit diesem ein zusammengesetztes Tempus, sondern das Participium ist dann im Sinne eines Adjectivs zu nehmen.¹⁹⁵⁷

¹⁹⁵¹ In Kölzow verwendet der vierte Sprecher sie auch einmal im freien Gespräch, allerdings kommt er nicht aus dem Ort und fungiert hier als Fragesteller.

¹⁹⁵² MWB, II, Sp. 269; Hermann-Winter, plattdeutsch, S. 62 sowie Hermann-Winter, hochdeutsch, S. 228.

¹⁹⁵³ Hamburgisches Wörterbuch. Auf Grund der Vorarbeiten von Christoph Walther und Agathe Lasch herausgegeben von Hans Kuhn und Ulrich Pretzel †. fortgeführt von Jürgen Meier und Dieter Möhn. bearbeitet von Käthe Scheel und Jürgen Meier. Erster Band. Lieferungen 1–8. A – E, Neumünster 1985, Sp. 763.

¹⁹⁵⁴ Mensing, Bd. 1, Sp. 706 f. Das Lüneburger Wörterbuch erfasst diese Formen hingegen nicht: Kück, Eduard: Lüneburger Wörterbuch. Wortschatz der Lüneburger Heide und ihrer Randgebiete, seit 1900 zusammen mit vielen Mitarbeitern gesammelt und sprachwissenschaftlich sowie volkskundlich erläutert. Erster Band. A bis H, Neumünster 1942, Sp. 349 f.

¹⁹⁵⁵ Siehe die Abbildung im Anhang.

¹⁹⁵⁶ Als Beispiele seien angeführt: ‚Also, wäsn deedn ook acht Klassn‘ (Broock, Sprecher eins); ‚denn wull je jeder dee ierst wäsn‘ (Glaisin, Sprecher zwei); ‚Dat Schei [= Scheid] sall nich richtig wäsn.‘ (Lüblow, Sprecher drei); ‚un as wie nähher mit denn Keddl fahdrig wäsn deedn‘ (Möllin, Sprecher zwei) usw. Weitere Belege gibt es in Alt Meteln, Boldela, Eldena, Lüttow, Niendorf, Spornitz sowie im außermecklenburgischen Sumte.

¹⁹⁵⁷ Wiggers, S. 76.

Diese Aussage stimmt jedoch zumindest für „wäsen“ nicht immer, denn Sprecher drei aus Lüblow verwendet diesen Infinitiv auch als Hilfsverb: „dee sall in dat Buugehöfft bie Büschn blääbm wäsn“.¹⁹⁵⁸ Zumindest deuten Wiggers' Ausführungen aber darauf hin, dass „wier“ bereits häufig im Plusquamperfekt vorgekommen sein muss und ebenso „sien“ in zusammengesetzten Zeitformen „wesen“ vorgezogen worden ist. Das könnte den Wechsel von „wier“ zu „was“ im Präteritum begünstigt haben. „sien“ steht überdies dem standardsprachlichen Verb näher. Neben Wiggers verzeichnen auch Ritter und Nerger die alten Formen, wobei der Erstgenannte als einziger „wasst“ für die 2. Pers. Sg. anführt, neben „wass“ für die anderen beiden Singulare. Diese Formen ordnet er der „Landsprache“ zu.¹⁹⁵⁹ Wiggers und Nerger geben ebenfalls „was“ für die 1. und 3. Pers. Sg. an, für die 2. Pers. Sg. haben sie jedoch nur „wierst“ (Wiggers) bzw. „wîrst“ (Nerger).¹⁹⁶⁰ Solch ein Formenwechsel tritt nach Lasch bereits im Mittelniederdeutschen auf.¹⁹⁶¹ Dietz verzeichnet Anfang des 19. Jh.s „*Ick was, auch wohl ick wier, du wierst, wy wieren, jy wiert, se wieren*“.¹⁹⁶² während Brückner und Reinhold noch „was“ verwenden, Letzterer auch als Hilfsverb: „He was ertâgen up dem Lann'n; / Sien Nâm was Peter Klâhr“.¹⁹⁶³ Mussäus unterteilt 1829 in Imperfekt I („was“) und II („wier“ bzw. auch „weier“),¹⁹⁶⁴ wobei er angibt: „[d]ieses Pra^sens und Imperfectum Conj. ist da, wo es sich findet, auch als ein zweites Imperfectum Indicat. gebra^euchlich“,¹⁹⁶⁵ d. h., er bemerkt bereits einen Übergang der konjunktivischen Formen zum Indikativ. Deutlich wird das an der fünf Jahre zuvor veröffentlichten gereimten Reiseschilderung „Hellenia“ von Friedrich August Lessen, denn er verwendet beide Formen nebeneinander, teilweise sogar in derselben Strophe: „Doch as dat s' Abends düster was, / Wiir hei mit uns in Bremen“ (S. 44, Str. 15); „Uns' Reis'gesellschaft was recht bunt, / Dat wiir denn oock kein Wunder“ (S. 94, Str. 212); „Un as dat all was, wiir ick satt.“ (S. 161, Str. 481).¹⁹⁶⁶ Der „Botter-Vagel“, etwas früher erschienen (1819), gebraucht bereits „weer“ durchgängig für ‚war‘: „Dat Plattdu^tsche, uns' olle Modersprak, weer o^eldlings Schriwtsprak ok.“; „Nich mehr is se, wat su^eß se weer!“ usw.¹⁹⁶⁷ Hoefler bemerkt für das vorpommersche Gebiet 1846, es greife „neben dem alten und allein richtigen *was* schon *wîr* i. e. neuvorpommersch für *wêr* um sich, und im Plur. besteht nur *wîren*“.¹⁹⁶⁸ Reuter schwankt in den Polterabendgedichten zwischen beiden Formen, wechselt aber in späteren Werken zu „was“.¹⁹⁶⁹ Brinckman verfährt ebenso

¹⁹⁵⁸ Lasch, Mnd. Gr., S. 247, § 449, stellt bereits für das Mittelniederdeutsche Schwankungen im Gebrauch fest: „Inf. *sîn* oder *wesen*, oft beide Verben nebeneinander, nicht nur im gleichen text, sondern auch im gleichen Satz.“

¹⁹⁵⁹ Ritter, S. 100. Daneben kennt er aber auch schon „wie“, „wiest“, „wie“ für den „Indicativ“ (ebenda).

¹⁹⁶⁰ Wiggers, S. 69 bzw. Nerger, S. 167. Auch sie verzeichnen aber bereits die aus dem Konjunktiv hervorgegangenen Indikativformen.

¹⁹⁶¹ Lasch, Mnd. Gr., S. 246, § 449: „Praet [sic] ind. 1. 3. sg. was, 2. wêrest. Pl. wêren.“

¹⁹⁶² Dietz, S. 128.

¹⁹⁶³ Reinhold, A., S. 8. Brückner schreibt konsequent „wás“ (bzw. „waes“): „He wás't all bi dißen sien'n Vara“; „Ick waes oock so dull.“; „Dat wás't eben.“ usw. (alle Nachweise: Kahl, S. 116). Daneben verwendet er auch „wier“, aber nur als Konjunktiv: „Dat wie wat!“ „wat wie't mieh?“ und „Dat wier de Düwel!“ (alle Nachweise: Kahl, S. 116).

¹⁹⁶⁴ Mussäus, Sprachlehre, S. 39, „weier“ ist auf S. 55 neben „wier“ erfasst.

¹⁹⁶⁵ Ebenda, S. 37.

¹⁹⁶⁶ Alle Seitenzahlen nach: Lessen, Hellenia (s. Anm. 839).

¹⁹⁶⁷ Beide Zitate: Botter-Vagel, S. 1.

¹⁹⁶⁸ Hoefler, Verbum, S. 384.

¹⁹⁶⁹ In „Julklopp“ kommen beide Formen nebeneinander vor, so heißt es im Gedicht „Der Bräutigam“: „As ick jünge wir, dunn heww ick sungen“ (Reuter, Julklopp, S. 22), in „Eine alte Kinderfrau“ jedoch: „Dunn was sei noch en lüttes Jöhr“ (ebenda, S. 13). In „Ut de Franzosentid“ steht hingegen „was“: „Un ein was dorunner, de was en Kopp länger as de annern“ (Reuter, Werke II, S. 11) bzw. „denn ik was man noch en lütten Dummbort“ (ebenda, S. 108). Vgl. auch MWB, VII, Sp. 1170: „REUT. bevor-

inkonsequent,¹⁹⁷⁰ und auch bei Friedrich und Karl Eggers finden sich beide Varianten.¹⁹⁷¹ Tarnow bevorzugt „wier“.¹⁹⁷² Beckmann berichtet, er habe „was“ noch 1932 aus der Teterower Gegend vernommen,¹⁹⁷³ merkt aber an: „Wenn es später in plattdeutschen Vereinen noch gebraucht wurde, so geschah das nach dem literarischen Vorbild bewußt archaisierend.“¹⁹⁷⁴ Herrmann-Winter erfasst aber noch beide Formen, wobei sie aber nur im hochdeutsch-plattdeutschen Wörterbuch „was“ als „veralt[et]“ einstuft.¹⁹⁷⁵ Als Infinitiv gibt sie „sin“ (bzw. auch „sien“)¹⁹⁷⁶ an, „[d]er ältere Infinitiv des Verbs [sic] *wäsen*, wird schon im 18. Jh. von *sin*, das mit dem hd. *sein* korrespondiert, verdrängt“.¹⁹⁷⁷ Dennoch ist auch er danach immer noch nachweisbar: Friedrich und Karl Eggers gebrauchen beide Varianten.¹⁹⁷⁸ Sibeth bemerkt noch im 19. Jh.: „**wesen**, gewesen, häufig für **sin** gebraucht; **wat kann dor wesen**, was kann da sein?“¹⁹⁷⁹ Etwas früher erfasst es für Vorpommern auch Hoefler, der meint, „im Part. sind *wëst* und *west* viel üblicher als *wësen*, das nur noch als Infinitiv öfter vorkommt.“¹⁹⁸⁰ In den neuen Aufnahmen ist „wäsen“ jedoch nicht mehr nachweisbar, das MWB geht davon aus, dass die Form „in jüngster Zeit nur noch ganz selten“ anzutreffen sei, wobei es einen Beleg von 1985 anführt.¹⁹⁸¹ Wiese verzeichnet diese Variante noch 1999 in Südwestmecklenburg.¹⁹⁸² Die Schwankungen im Infinitiv werden damit aber zugunsten der dem Standarddeutschen näher stehenden Form ausgeglichen.¹⁹⁸³

zugte ursprünglich *wier*: (1853) 1, 199, ab 1858 *was*: 7, 36“.

¹⁹⁷⁰ Deutlich wird dies an einem Erzählbruchstück: „swinplitsch as ne Pogg in Mandschin was he von lütt up, un doa wier wat an em un in em un üm em“ (Römer, S. 34). Im „Kasper-Ohm un ick“ finden sich ebenfalls beide Formen: „wurvon he [d. i. der Ofen, A. K.] drang vullproppt wir“ gegenüber „un dat was so mollig in min Quartier“ (beide Zitate Brinckman, Werke I, S. 37).

¹⁹⁷¹ So ist im Eingangsgedicht zu lesen: „De was vull Semmel, un de Botterdos / Wir en Upeter“, (Eggers, S. 6 f.); „Un as ę Sprak so was ę Doon un Driben.“ – „Dor wir de Gorden un de grote Hof“ (beide ebenda, S. 5).

¹⁹⁷² Tarnow, Köster Klickermann, S. 7: „Uns’ Herrgott wier ’t, de hett mi küßt“.

¹⁹⁷³ Beckmann, Mecklenburger Mundart, S. 130.

¹⁹⁷⁴ Ebenda.

¹⁹⁷⁵ Herrmann-Winter, plattdeutsch, S. 296: „Prät. Sg. *wier*, *was*“ bzw. Herrmann-Winter, hochdeutsch, S. 206.

¹⁹⁷⁶ Herrmann-Winter, hochdeutsch, S. 206: „*sin*, auch *sien*“.

¹⁹⁷⁷ Herrmann-Winter, plattdeutsch, S. 296. Gilow, Leitfaden, S. 1, kennt beide Infinitive für das Vorpommersche hingegen noch, wobei er sogar einen Unterschied zu Mecklenburg ausmachen will, den die zeitgenössischen Arbeiten und die Aufnahmen jedoch nicht bestätigen, so meint er, *sin* werde „häufig aber durch *wäsen* – *wësen* ersetzt, so sagt man: der Mecklenburger sagt: *lât siin*, lasse sein; der Pommer: *lât wäsen*, sagt aber auch: *lât sin* – *lât sind*, lasse sein.“

¹⁹⁷⁸ Eggers, S. 80: „Kan doch de blage Farw nich *sin*?“ gegenüber „Kan doch de helle Schin nich *wësn*“. Zwar handelt es sich um ein Gedicht, in dem auch Reime vorkommen, dennoch kann Reimzwang hierbei ausgeschlossen werden, da beide Verse sich mit keinem anderen reimen („*sin*“ – „Blööt“ – „singt“ – „Gemööt“ bzw. „*wësn*“ – „kikt“ – „hell“ – „schickt“, das Reimschema ist also abcb).

¹⁹⁷⁹ Sibeth, S. 106.

¹⁹⁸⁰ Hoefler, Verbum, S. 384. „*wäsn*“ als Part. II kommt auch auf den Aufnahmen vor, z. B. im FT von Sprecher vier aus Demen, der jüngsten dort aufgezeichneten Person, allerdings ist diese Form durch die hochdeutsche Textvorlage bedingt: „Sei is ook krank *wäsn*.“ Etwas später heißt es nämlich im selben Übersetzungstext: „*bün ick grää west*“. Ebenso verfährt der älteste Proband aus Nossentiner Hütte, d. h., auch er übersetzt anfangs ‚gewesen‘ mit „*wäsn*“, geht dann aber später zu „*west*“ über. Die Beeinflussung durch die Textvorlage wird auch an einem Mädchen aus Pinnow deutlich, das sich verbessert: „*bün ick grää wäsn, west*“.

¹⁹⁸¹ MWB, VII, S. 1170.

¹⁹⁸² Wiese, S. 7: „*Irgendwat möt dor já an wäsen*.“

¹⁹⁸³ In der Mundartliteratur hält sich das Wort dagegen sehr gut. Gerade auch in Gedichten kommt es noch vor, da es im Reim verwendet werden kann, vgl. z. B. Kurz, S. 15: „Gräsen“: „Tschä! Fix möt ein wäsen!“

In Peetsch, Triepkendorf und Weisdin ist auch die Aussprache [zɪnt] für den Infinitiv zu hören. Häufig findet sich neben [zi:n] auch [zɪn], so sagt Sprecher eins aus Bansow: „magg sinn“ ‚mag sein‘.¹⁹⁸⁴

Ausgleichstendenzen treten aber auch bei anderen, regional begrenzten Erscheinungen auf: Beckmann gibt beispielsweise für den Hägerort die „Sonderform *sei weden* = sie waren“ an, meint aber, sie „ist ebenfalls stark im Rückgang, wird aber vereinzelt, z. B. in Diedrichshagen bei Warnemünde, noch heute gesprochen.“¹⁹⁸⁵

Die Pluralformen von ‚wollen‘ im Präsens lauten im äußersten Westen [vœlt] und [vœl] bzw. [vɔlt] und [vɔl]. [vœl] findet sich auch noch in Alt Meteln, Niendorf und Pritzier. Während es im letztgenannten Ort noch überwiegt,¹⁹⁸⁶ nutzt es in den anderen Orten nur noch jeweils ein Proband. In Niendorf ist es nur noch im FT zu hören. Der erste Sprecher aus Jördenstorf verwendet es in der FE einmal, der vierte in Schönbeck in der FT. In Warnow ist es beim vierten Probanden, einer Frau, im festen Text und den MWB-Sätzen nachweisbar. Der Wismarer verwendet es ebenfalls. In Penzin und Warnow gibt es noch einen Nachweis für [vɔl]. Daneben herrscht aber [vɪl]. Diese Form ist in den anderen Untersuchungsorten ausschließlich zu hören.¹⁹⁸⁷ Sie kommt aber auch in den westlichen Orten bereits vor, so z. B. in Lüttow, Pritzier, Welzin und Woez. In Bennin, Möllin, Schlagsdorf, Zweedorf und dem außermecklenburgischen Sumte herrschen [vœlt], [vœl], [vɔlt] bzw. [vɔl] vor. Die beiden letztgenannten Formen sind jedoch seltener und nur in Bennin, Lüttow und Zweedorf nachweisbar.¹⁹⁸⁸ Bereits Dietz verzeichnet „*wy willen*, auch wohl *wälen* (mit dunkelm ä), *iy willt* oder *willen*, *se willen* oder *wälen*.“¹⁹⁸⁹ Teuchert erwähnt die Formen ebenfalls, allerdings erfasst er lediglich literarische Erzeugnisse (Brinckman, Heyse, Gildemeister, Zierow).¹⁹⁹⁰ Daneben verzeichnen beide für das Präteritum neben „*wull*“ auch „*woll*“. Letzteres ist auch heute noch im gesamten Untersuchungsgebiet zu hören.¹⁹⁹¹

Das Verb „erinnern“ kann im Gegensatz zur Standardsprache auch ohne Reflexivpronomen stehen, so sagt Sprecher drei aus Wustrow:¹⁹⁹² „denn erinner ick ook noch ganz gaut, dat wier ’n tweidn Offzier“. Daneben gilt jedoch auch die reflexive Form:

¹⁹⁸⁴ Vgl. dazu auch Gilow, Leitfaden, S. 1: „das Hilfszeitwort *sîn – siin*, sein; dies wird in Pommern kurz: *sin – sinn* auch *sind* gesprochen.“

¹⁹⁸⁵ Beckmann, Mecklenburger Mundart, S. 130.

¹⁹⁸⁶ Lediglich Sprecher drei verwendet im FT [vɪl], alle anderen [vœl].

¹⁹⁸⁷ In Kieve nutzt Sprecher eins diese Form im FT für den Singular: „Dien Braudrer wöll in joogn Gordn ’ne nie Schüün buugn. Nich?“ Hierbei kann es sich aber auch um einen Versprecher handeln, denn für das Präteritum nutzt er sonst [vɔl], im MWB-Satz übersetzt er die Präsensform mit [vɪl].

¹⁹⁸⁸ In Zweedorf ist das Verhältnis zwischen den Formen mit /ɣ/ und /œ/ ausgeglichen, in den anderen Orten dominieren die mit /œ/.

¹⁹⁸⁹ Dietz, S. 128. Er nennt diese Formen nach den Präteritalformen, doch scheint er sich hier wohl auf das Präsens zu beziehen.

¹⁹⁹⁰ Teuchert, Beiträge, S. 234.

¹⁹⁹¹ Dietz, S. 128; Teuchert, Beiträge, S. 234.

¹⁹⁹² Der Duden, Bd. 9, S. 243, bemerkt dazu: „Der Gebrauch von *erinnern* mit dem Akkusativ (*jmdn./etwas erinnern*) statt *sich erinnern* mit dem Genitiv (*sich jmds./einer Sache erinnern*) oder mit einem Präpositionalobjekt (*sich an jmdn./an etwas erinnern*) ist landschaftlich begrenzt. Er kommt vor allem in Norddeutschland vor. Standardsprachlich also: *Erinnerst du dich daran?* oder (in gehobener Sprache) *Erinnerst du dich dessen?*, aber nicht: *Erinnerst du das?*“ Beckmann, Mecklenburger Mundart, S. 131, schreibt aber: „Auch ich selbst habe, [...], als Junge die ‚spitze‘ Aussprache gehabt, sie dann aber als Student allmählich verloren, ohne eine genaue Zeit erinnern zu können.“

„Erinner mie noch so, hier anne Bäk lang“ (Schönbeck). Die letztgenannte Variante ist häufiger zu hören, bei beiden steht das Objekt oft ohne Präposition.¹⁹⁹³

3.2 Diminutivendungen

Eine der Eigentümlichkeiten des Mecklenburgisch-Vorpommerschen ist die Diminutiv- bzw. Koseendung *-ing*. Besonders in den Überblicksdarstellungen wird sie hervorgehoben:

Die stärker werdende regionale Eigenständigkeit des mecklenburgisch-vorpommerschen Gebiets zeigt sich auch außerhalb der lautlichen Ebene, so vor allem seit dem 18. Jahrhundert durch die Verdrängung des Diminutivsuffixes *-ken* und das Aufkommen der Koseform auf *-ing* in *Mudding* ‚Mütterchen‘, *Fritzing* ‚Fritzchen‘. Die Anwendungsmöglichkeiten dieses Suffixes, das nicht über die Grenzen des Mundartraums hinausdringt, in der kosenden, zärtlichen Anrede ist nahezu unbegrenzt. So kann es selbst an Adjektive (*dümning*, *blassing*, *stilling*) und in der Form *-king* sogar an Kurzwörter aller Art angefügt werden (*herking* ‚her‘, *soking* ‚so‘, *duking* ‚du‘).¹⁹⁹⁴

In den FE finden sich einige Belege: Der erste Sprecher aus Bansow benutzt es in ‚Fritzing‘ ‚Fritzchen‘, der dritte aus Eldena sagt ‚Pasting‘ ‚Pastorchen‘, der dritte aus Sanitz ‚Kierling‘ ‚Kerlchen‘. Etwas häufiger findet sich ‚Mudding‘ ‚Mutti‘, Nachweise gibt es hier aus Letschow, Nossentiner Hütte und Peetsch. Als die erste Probandin aus Züsow aus ihrer Schulzeit berichtet, benutzt sie das Suffix in einer Anrede, mit der eine ältere Frau sie und andere Kinder einmal gerufen habe: ‚Kinnings, mien leibm Kinnings‘. Sprecher vier aus Retschow sagt ‚Körling‘ ‚Karlchen‘ und ‚Gösslings‘ ‚Gösselchen (Pl.)‘, wobei er aber eigentlich eine Passage aus Reuters ‚Hanne Nüte‘ zitiert. Die erste Form ist allerdings in dem von ihm aufgesagten Text gar nicht zu finden.¹⁹⁹⁵ Der erste Proband aus Rostock nennt den Schriftsteller ‚Fritzing Reuter‘, seine Großmutter ‚Größing‘. Bei einer Granzinerin erscheint die Endung in ‚Maaning‘ ‚(eigentlich:) Männchen‘, das allerdings als Interjektion fungiert: ‚Maaning, dee betählt nich to dull.‘ Hier zeigt sich, dass *-ing* nicht immer die Bedeutung als Diminutivendung wahrnimmt, sondern in diesem Falle als Verstärkung des Ausrufes zu verstehen ist. Eine Carolinenhoferin nennt ihren Vater ‚Vadding‘, was heute eher mit ‚Vati‘ o. Ä. statt ‚Väterchen‘ zu übersetzen ist.¹⁹⁹⁶ Hier überwiegt also die Bedeutung als Koseform. Dabei tritt die Endung auch bei anderen Wortarten auf, ein Kiever erklärt: ‚Ja, so liesing ruut‘. *-ing*

¹⁹⁹³ Weitere Belege ohne Reflexivpronomen: ‚Un wenn wie denn, vieruntwinnigstn Oktober, – errinn wull ick noch‘ (Boldela, Sprecher eins); ‚ick erinn dor zum Beispiel an Helmut Nuss [?], dee hüüt ook noch lääft un Wilhelm Brandt‘ (Spornitz, Sprecher zwei). Das letztgenannte Beispiel enthält als einziges ein Präpositionalobjekt. Auch Nachweise mit Reflexivpronomen sind mehrfach vorhanden: ‚Wie haadn früher so Schild oewer dee Waakschtää, erinn ick mie noch‘ (Dobbertin, Sprecher vier); ‚Un ick kann mie noch erinnern, wie ick noch to Schaul güng‘ (Groß Lantow, Sprecher eins); ‚Jå, dat kann ick mie erinnern.‘ (Klein Trebbow, Sprecher eins); ‚Ick kann mie noch so gaut erinnern, dat wie einmål dee Kåuh, dat weer so anfangs Mai, nähde Weh ruppdrieb m wull‘ (Lüttow, Sprecher fünf); ‚sowiet ick mie erinnern kann‘ (Marnitz, Sprecher drei); ‚ick kann mie ook anners erinnern‘ (Möllin, Sprecher vier); ‚dat kann’ck mie noch genau erinnern‘ (Peetsch, Sprecher eins); ‚Jå, dat kann’ck mie ook noch erinnern.‘ (Triepkendorf, Sprecher vier); ‚so as Kind ick mie dat erinnern kann‘ (Röbel, Sprecher fünf); ‚Dat kann mie noch erinnern.‘ (Warnow, Sprecher zwei); ‚kann mie noch ganz genau erinnern, as ick to Schaul müßt denn Dagg‘ (Welzin, Sprecher sechs).

¹⁹⁹⁴ Gernentz, Niederdeutsch, S. 89, vgl. Sanders, S. 89; Stellmacher, S. 147.

¹⁹⁹⁵ Der Sprecher zitiert den Anfang des Versepos (in Reuter, Werke VI, S. 11 – 13), wobei er aber auch den Text ändert und einiges fortlässt. Reuter schreibt beispielsweise ‚Peiters-Bengel‘: ‚De oll lüt dæmlich Peiters-Bengel‘ (ebenda, S. 13). Der Proband macht daraus ‚Dor keem oewer dee lütt Körling‘.

beschreibt dabei eher eine Steigerung, die im Hochdeutschen oftmals mithilfe einer Partikel ausgedrückt wird: „sehr leise“. Teilweise kann das Suffix gar nicht adäquat ins Standarddeutsche übertragen werden, wie diese Aussage eines Jördenstorfers zeigt: „denn sallst ma seihn, denn säugn wie uns aal dee Theåderspäälers tosåm, dee lüdding beddn ook so beddn Meeklenburgisches Platt so könn“.¹⁹⁹⁷ Damit erhöht der Sprecher quasi den Grad der Intensität. Unter diesem Aspekt ist auch folgende Aussage des ersten Probanden aus Welzin zu interpretieren: „denn müßt ein von dee Jungs henn un dee Kauh betting gääbm“, wobei „betting“ hier mit ‚ein kleines bisschen‘ übersetzt werden könnte. All diese Beispiele zeigen jedoch, dass *-ing* vor allem einen Gefühlsausdruck wiedergibt, als Diminutivsuffix fungiert es nicht immer.

Das lassen auch die MWB-Sätze erahnen: bereits beim Wort ‚Mütterchen‘, das in einigen Orten abgefragt worden ist, übersetzen es manche Probanden zunächst mit ‚Mudrer‘ [mʊrɐ]. Eine Frau aus Carolinenhof und der Rastower benutzen einfach das Wort der Vorlage, ein Kiever wandelt dieses zu ‚Mudderchen‘ ab. In Cammin verwendet Sprecher eins in einer Geschichte ‚Mudding‘ und ‚Mütterchen‘. Deutlich zeigen sich die Übersetzungsschwierigkeiten bei der zweiten Kossebaderin, die zunächst auch ‚Mütterchen‘ wählt. Auf die Frage hin, ob sie noch ein anderes Wort kenne, antwortet sie zunächst: ‚Mütter, Mütterlein, nich.‘ Erst als ihr das Wort genannt wird, bestätigt sie, dass sie es früher auch gebraucht habe. Die jüngere Sukowerin spricht ihre Mutter vor den Aufnahmen mit ‚Mudding‘ an, in den MWB-Sätzen verwendet sie jedoch ‚Mudrer‘ und meint, sie habe ‚Vadding‘ und ‚Mudding‘ noch nicht gehört. Ihr Mann benutzt zuerst auch ‚Mütterchen‘, wechselt aber sofort zu ‚Oma‘. Der Wismarer kennt zwar ‚Mudding‘, bevorzugt nach eigener Aussage in diesem Falle aber ‚Mudrer‘. Diese Übersetzungsvariante ist in fast allen Orten zu finden, wo das Wort abgefragt worden ist, nur in Weisdin und Kossebade nicht.¹⁹⁹⁸ Einige Sprecher scheinen hier die Diminutiv- oder Koseform zu ‚scheuen‘, weil ihnen ‚Mudrer‘ adäquater erscheint. Außerdem spielt auch die Vorlage eine Rolle, denn vielen fällt das Wort zunächst nicht ein, so dass sie sich mit ‚Mütterchen‘ oder ‚Mudrer‘ behelfen. Bei einer Frau aus Carolinenhof lässt sich sehr gut nachvollziehen, wie sie die ‚richtige‘ Form ‚sucht‘: ‚Uns leiw Mü, Müddin, Mudding wier siehr krank, wier dull krank west.‘

Gundlach befragt überdies die vierte Probandin in Selmsdorf, ob ihr ‚Mudding‘ und ‚Vadding‘ geläufig seien. Darauf meint sie: ‚Nee, dat heißt hier Vadrer und Mudrer.‘ Der Ort nutzt das Suffix also nicht mehr. Auch im benachbarten Schlutup ist es ungebräuchlich. Der erste Nachweis findet sich dann in Welzin (‚betting‘). *-ing* gilt also nicht in ganz Mecklenburg.

Daneben ist aber weiterhin auch ‚-ken‘ noch zu hören, z. B. in ‚Schörken‘ ‚Untertasse‘ ([ʃø:ɐgŋ], Jördenstorf), allerdings ist es eher selten und wie in diesem Falle z. T. mit anderer, fester Bedeutung. Gilow stellt nebeneinander: ‚Leiwing, Leiwken, Liebchen, Lieber‘ (S. 45), ‚Fründken, Freundchen‘, ‚Fründting, Freundchen‘; ‚Hå°sing, Håschen‘, ‚Hå°sken, Håschen‘ (alle S. 46), unterscheidet aber zwischen ‚Jünging, Jüngchen‘ (S. 46) und ‚mehr im verächtlichen Sinne, in: Jüngschen,

¹⁹⁹⁶ Auch bei einer Frau aus Nossentiner Hütte können ‚Vadding‘ und ‚Mudring‘ kaum mit ‚Väterchen‘ und ‚Mütterchen‘ übersetzt werden: ‚awer du mööst so fliedig sinn, dat du ’ne frie Stell kriegn deiht, denn Vadding un Mudring könn die dat je nich liehrn loddn.‘

¹⁹⁹⁷ Zu ‚båten‘ vgl. auch den Exkurs im nachfolgenden Kapitel.

¹⁹⁹⁸ Weitere Nachweise für solch eine Übersetzung gibt es aus Cammin, Carolinenhof, Kieve, Klein Trebbow, Schönbeck, Triepkendorf und Warlin.

Jüngchen.“ (S. 47).¹⁹⁹⁹ Nach /s/ wird /k/ auf den Aufnahmen zu /ʃ/, z. B. in [hy:ʃŋ] ‚Häuschen‘ (Schönbeck).²⁰⁰⁰

In den Hochzeitsgedichten kommt noch ausschließlich *-ken* vor, so z. B. im Hg. 35, 3 (entstanden zwischen 1759 und 1790): ‚Sugelkens‘ ‚Pfriemchen‘, was auch die Anrede und Kosebezeichnungen mit einschließt: ‚myn lewe Heercken‘; ‚Oh, Lüdckens!‘ (beide Hg. 33, 2 [1746]). Mehrfach als Mittel für die kosende Anrede kommt die Endung in einem Gedicht aus dem Jahre 1724 vor: ‚Wil Ji nu, so waert doch mien Seelcken, mien Bru^tcken, / Mien Hartcken, mien Po^pcken, mien Wieffcken, mien Snu^tcken“. ²⁰⁰¹ Ein Bittschreiben aus dem Jahre 1732 enthält die Formen ‚Breefken‘ und ‚Deenftken‘. ²⁰⁰² Auch bei Mantzel und einer Wortsammlung von 1757 ist nur dieses Suffix üblich. ²⁰⁰³ Das Fragment einer Predigt aus Zapel (vor 1783) enthält die Formen ‚Ko^hrnken‘ ‚Körnchen‘ und ‚Va^egelken“. ²⁰⁰⁴ Albert Reinhold schreibt ‚Kinnerken‘ ‚Kinderchen‘. ²⁰⁰⁵ Ackermann berichtet 1791, dass Mädchen eine ‚Leefkenplant (Liebchenpflanze)‘ anfertigten, um ‚zu erfahren, ob sie ihren Bra^utigam zum Manne bekommen werden“. ²⁰⁰⁶ 1794 meint er: ‚Einen Menschen vol heimlicher Hinterlist nennt er: eenen Lieskentra^eder (Leisetreter) der auf den Zehen gleichsam herbeischleicht, um zu schaden“. ²⁰⁰⁷ Dennoch ist *-ing* bereits Ende des 18. Jh.s geläufig, denn ein anonymes Autor meint 1789 in einem Artikel ‚Ueber das mecklenburgsche [sic] Hochdeutsch‘: ‚Lieber spra^eche der Mann oder die Dame von Ton englisch und franzo^sisch, sagte lieber: Mon frere [sic] und ma soeur [sic], als: Bro^eding un: leewe Su^ester, a^ße lieber Rost-Beef [sic] als Grapenbrade.“ ²⁰⁰⁸ Der Zusammenhang, in dem er ‚Bröding‘ gebraucht, zeigt zudem, dass die Endung bereits damals als Kose- bzw. Anredeform benutzt worden ist. Dietz bemerkt Anfang des 19. Jh.s:

Die Verkleinerungssilbe *ken* (hochd. *chen*) ist in der Mitte von M[ecklenburg]. bei Weitem nicht so gewöhnlich als *ing*, z. B. *Triening* (Katharinchen), *Höhning* (Hühnchen), *Döchtling* (Töchterchen), auch *iken*, z. B. *Steeniken* (Steinchen), *Höhniken* (Hühnchen).²⁰⁰⁹

Er legt aber auch dar, dass *-ken* immer noch vorkam und einige Wörter dann eine spezielle Bedeutung angenommen haben: ‚*Köppken* wird stets gesagt, wo die Ober-

¹⁹⁹⁹ Alle Seitenzahlen nach: Gilow, Leitfaden (s. Anm. 402).

²⁰⁰⁰ Born, Sp. 655, macht diese Aussprache im 19. Jh. auch für das in Mecklenburg gesprochene Hochdeutsch aus: ‚Das s wird in Verkleinerungswörtern aus dem Stamm in die Endsilbe gezogen, so daß aus den beiden Lauten (sch) einer (fch) wird. Ma^uschen, Ro^schen, Ha^uschen = Ma^ufchen, Ro^fchen, Ha^ufchen.“ Diese Erscheinung führt er auf den Einfluss des Niederdeutschen zurück: ‚Schen wird na^mlich im Plattdeutschen, um einen Uebelklang zu vermeiden, namentlich hinter g und k, zur Bezeichnung des Diminutivs statt ken gesetzt.“ (ebenda, Sp. 654).

²⁰⁰¹ Anonym, Preester-Paar, S. 3.

²⁰⁰² Beide Nachweise: Walther, S. 31.

²⁰⁰³ Mantzel, Ruhestunden 3, S. 52, schreibt z. B. ‚dat Va^egelken“, in der Wortsammlung von Mantzel/Larson findet sich u. a. ‚Chimcken. Decapitatio nominis appellativi, Joachim“; ‚gif Mu^elcken!“; ‚Zipbu^rcken, vulgo Zibu^rcken carcer molestus et squalidus, vulgo ein Hundeloch“ (beide Mantzel, Dissertatio, S. 19), wobei das Diminutivum auch eine besondere Bedeutung annehmen kann: ‚Een Ha^melken: non de vervece quadrupede, in diminutivo, sermo est, fed de instrumento mulico, agrefti, quod vocatur nostris hodie een Piepen-Buck : een Piep-Sack : item een Dudelsack“ (ebenda, S. 33).

²⁰⁰⁴ Beide Nachweise, K., S. 155.

²⁰⁰⁵ Reinhold, A., S. 35.

²⁰⁰⁶ Ackermann, G[eorg]. C[hristian]. B[enedikt].: Abergla^ubische Meinungen in Meklenburg gesamlet. Fortsetzung, in: Neue Monatsschrift von und fu^r Mecklenburg. Erster Jahrgang. 9^{tes} Stu^eck. Schwerin September 1792, S. 344.

²⁰⁰⁷ Ackermann, Sprache, S. 26.

²⁰⁰⁸ Anonym, meckl. Hd. 1, Sp. 953 f.

²⁰⁰⁹ Dietz, S. 127.

tasse gemeint wird; ein kleiner Kopf heisst mehr *Köppiken* oder *Köpping*. Für *Kleedjen* (Kleidchen) hört man *Kleeting* oder *Kleeten* oder *Kleetken*.²⁰¹⁰ Bei Lessen ist *-ing* mehrfach belegt,

das früheste literarische Zeugnis findet sich in seiner [...] hochdeutschen Reisebeschreibung von 1823, wo *Jöching* den italienischen Kosenamen *Giacometto* wiedergibt.²⁰¹¹ Die „Hellenia“ bietet dann *Frünting* (144; 372) und *Olling* (472). Diese Belege haben starken Gefühlsgehalt, während Lessen Diminutive auf *-ken* bildet: *Spiircken* (260), *Gläsken* (340), *Piipken* (214), *Bleumcken* (332). Seine substantivischen Bildungen auf *-ing* werden an Zahl übertroffen von ebenso gebildeten Adverbien bzw. Adjektiven: *netting* (63 u. öft.), *glatting* (107), *schöning* (361), *dichting* (415), *lising* (608).²⁰¹²

Auch das MWB behauptet, Lessen liefere für die Endung ein „erstes literarisches Zeugnis“,²⁰¹³ allerdings tritt *-ing* schon etwas früher in der ausschließlich auf niederdeutsch verfassten Zeitschrift „De Botter-Vagel“ (1819) auf, dort heißt es in einem Gedicht: „Kumm, Tru^eting, kumm, kumm h^rinn to my!“²⁰¹⁴ Hier kommt die Endung ebenfalls ausschließlich als Koseform vor. Sie ist auch einmal an einem Adverb zu finden: „Da weer Fritz swinning by de Hand“.²⁰¹⁵ Jedoch überwiegt die Endung *-ken* noch stark und konkurriert mit *-ing*: „Ach, Moderken, lat my betemen“.²⁰¹⁶ Ein weiterer Nachweis findet sich im „Freimüthigen Abendblatt“: Darin führt der Präpositus Flörke im Jahre 1822 aus, dass „unter andern in Kritzkow, vor etwa 30 oder 40 Jahren“ das Konzept einer alten plattdeutschen Predigt gefunden worden sei, als der „Altar der Kirche abgebrochen ward“.²⁰¹⁷ In diesem Entwurf soll auch folgender Satz gestanden haben: „Ick a^ewer puddle so eben un liesing hinner nah!“²⁰¹⁸ Allerdings gibt Flörke an, er teile das mit, was „von dieser scho^enen Predigt in meinem Geda^echtniß zuru^eckgeblieben ist“,²⁰¹⁹ d. h., ob diese Worte wirklich aus dem Entwurf stammen, ist nicht gesichert. Belege für die Endung finden sich auch bei Johann Friedrich Bahrtdt, wobei aber auch hier *-ken* vorkommt.²⁰²⁰ „Lu^ett Bru^eting“ (S. 164); „Na, Bru^eting!“ (S. 167); „Mien Herzing!“ (S. 166); „liesing as en Band“ (S. 165), daneben heißt es aber auch: „Du^eu^efken-Poar“ (S. 163); „in^t Gla^esken“ (S. 165); „Ko^eppken“ (S. 165); „Soⁿ Stu^eckschen Speck“ (S. 167). Günther verzeichnet in seiner Sprichwortsammlung (nach 1840 entstanden) „dat Stiernbarger

²⁰¹⁰ Ebenda.

²⁰¹¹ Dort heißt es: „Aber heute ward dieser, welcher Giacomo hieß, einmal u^eber das andre Giacometto (Jo^eching) genannt.“ (Lessen, Schilderung, S. 169).

²⁰¹² Dahl, Hellenia, S. 125.

²⁰¹³ MWB, III, Sp. 980.

²⁰¹⁴ Botter-Vagel, S. 2.

²⁰¹⁵ Ebenda, S. 9.

²⁰¹⁶ Ebenda, S. 8, weitere Beispiele: „Myn Sa^ehnken [sic] segg^t my, wat sall ut dy warden?“ (ebenda); „Do^echterken“ ‚Töchterchen‘ (ebenda, S. 6), „Fritzken“ ‚Fritzchen‘ (ebenda, S. 8), „as wenn ehr Hartken mit em to^eg“, „Idken“ ‚Idachen‘ (beide ebenda, S. 7), „Spilken“ ‚Spielchen‘ (ebenda, S. 8) usw.

²⁰¹⁷ Flörke, [Ernst]: Einige Zeilen zur Beantwortung der Fragen: Wann ward bei uns in Kirchen, Schulen ic. die hochdeutsche Sprache eingefu^hrt? Was ward dadurch, fu^r die Geistesbildung des gemeinen Mannes, gewonnen?, in: Freimu^ethiges Abendblatt, 4. Jg., Nr. 198, Schwerin 1822, Sp. 722, Anm.

²⁰¹⁸ Ebenda.

²⁰¹⁹ Ebenda.

²⁰²⁰ Die nachfolgenden Seitenzahlen beziehen sich auf Bahrtdt (siehe Anm. 1045).

Mähning“.²⁰²¹ Weitere Nachweise, z. B. aus Vorpommern, führt das MWB an.²⁰²² Die Herkunft dieses Suffixes ist indes ungewiss, wobei es mehrere Erklärungsansätze gibt: Jacob Grimm ordnet sie der alten patronymischen Endung *-ing* zu, die auch „Däumling“ und „Fäustling“ besitzen.²⁰²³ Carl Friedrich Müller schließt sich dieser Auffassung an, indem er in den germanischen Suffixformen „-inga (-ilinga) oder -unga (-ilinga) ursprünglich Deminutivbedeutung zuerkannt wissen“ will und meint, dass sich „nur im Mecklenburgischen (und pommerschen) Dialekt die ursprüngliche Bedeutung des Suffixes *-ing* erhalten hat“.²⁰²⁴ Wrede leitet *-ing* aus der „Sondergruppe der Patronymika ab (*Merowing, Charaling*), die in zahlreichen Familiennamen (*Döring, Henning*) noch heute fortleben“.²⁰²⁵ Er setzt also dasselbe germanische Suffix an, engt es jedoch auf eine bestimmte Verwendungsweise ein. Die Bedeutungswandlung zur Kose- bzw. Diminutivendung erklärt er dadurch, dass im alten *-ke* „diese Function verblasst war, weil Namen auf *-ke* als Familiennamen erstarrt waren und ihren ursprünglichen Charakter als Koseformen dadurch immer mehr eingebüßt hatten.“²⁰²⁶ Hinzu komme, dass Mecklenburg und Pommern zu den „apokopierenden Sprachlandschaften“ gehörten, wodurch „das alte *-ke* Gefahr“ lief, „seinen silbischen Charakter zu verlieren“, es „verlangte Ersatz, den eben das in der Onomatologie längst vorhandene *-ing* lieferte; deshalb auch neben den *-ing* die *-king*“,²⁰²⁷ d. h., „[d]ie erwähnten *-king* zeigen altmecklenburgisches, für Kosenamen bezeugtes *-ke*, durch das neue *-ing* erweitert.“²⁰²⁸ Lasch sieht ebenfalls in diesem Suffix den Ursprung der heutigen Endung, wobei sie aber nicht auf dessen patronymische Bedeutung verweist,²⁰²⁹ sondern auf die Tier- und Pflanzennamen Bezug nimmt und Übereinstimmungen zwischen diesem *-ing* und *-ken* feststellen will:

²⁰²¹ Günther, Hs., S. 7, Nr. 65, vgl. dazu auch die zahlreichen Nachweise in den von ihm erfassten Wiegenliedern, z. B. „Bu Käüking bu. – Esching, esching, uh – / Häuning, Hauning, wau, wau, wau – / Kätting, Katting, mau, mau, mau – / Änting, Anting, prak, prak, prak – / Gäusing, Gäusing, gie, ga, gak – / Hähning, Hähning, kü, kra, küh – / Schöpt [sic] min Jüning bit morgen früh.“ (ebenda, S. 93).

²⁰²² MWB, III, Sp. 980.

²⁰²³ Grimm, Jacob: Deutsche Grammatik. Dritter Theil. Neuer vermehrter Abdruck. Besorgt durch Gustav Roethe und Edward Schröder, Gütersloh 1890, S. 656 f. Offensichtlich hält er dieses Suffix im Mecklenburgischen noch für produktiv: „Nicht zu übersehen ist, daß unter den plattd. dialecten der mecklenburgische und pommerische ganz lebendig auf ING verkleinert, z. b. kind, *kinning*; fründ, *frünning*; trut, *truting* (amafio); han, *henning* (hänlein); hus, *hüfing* (domuncula); kus, *kuffing* (ofculum); hand, *hänning* (händchen); feld, *felding*; mann, *männing* (männchen). Ich bin nicht genau über das genus dieser formen unterrichtet, vermuthet aber, daß sie nicht nothwendig neutra sind.“ (ebenda, S. 657) Er macht sie auch bei Eigennamen fest und sieht Verbindungen zu älteren Namensformen, „z. b. Tine (Catharine), *Tining*; Luife, *Luifing*. Geschlechtsnamen, wie *Henning, Grüning, Detharding* u. f. w. sind aus diesen niederd. gegenden hervorgegangen.“ (ebenda, Anm.).

²⁰²⁴ Müller, Carl Friedrich: Zur Sprache Fritz Reuters. Ein Beitrag zur Kenntnis der mecklenburgischen Mundart, Leipzig 1902, S. 39.

²⁰²⁵ Wrede, Ferdinand: Die Diminutiva im Deutschen, in: Wrede, Ferdinand (Hrsg.): Deutsche Dialektgeographie. Berichte und Studien über G. Wenkers Sprachatlas des Deutschen Reichs. Heft 1, Marburg 1908, S. 140.

²⁰²⁶ Ebenda, S. 141.

²⁰²⁷ Ebenda.

²⁰²⁸ Ebenda, S. 92.

²⁰²⁹ Wredes These verwirft sie unter dem Hinweis, dass es im mecklenburgisch-vorpommerschen Sprachraum keinerlei Anknüpfungspunkte an diese Bildungsweise gibt, siehe Lasch, Agathe: Zur Deminutivbildung in der mecklenburgisch-vorpommerschen Mundart, in: NdJb 38 (1912), S. 86 – 93, wo sie diese Bildung nur für westlich von Mecklenburg gelegene Gebiete ausmacht, und auch auf den Zeitunterschied aufmerksam macht, da die mnd. (!) Belege selbst im Westen spärlich seien und deshalb auch zu fragen wäre, „wie die Endung um 1800 in einem östlichen Gebiete fruchtbar werden konnte.“ (ebenda, S. 93.)

Dazu kommt die Übereinstimmung in der Anwendung von *Brüning* und *Perdken* wie ihn Kohfeldts oben genannte Sammlung in Nr. 6 (1705) und 15 (1715) zeigt. Denn einem *mün Perdken loop man to* (Nr. 16) scheint *ik let min Brüning lopen* (Nr. 6) ganz gleich. Solche Gleichsetzung von *Brüning* mit *Perdken* einerseits, mit *Brun* andererseits musste *-ing* als kosenden Zusatz und identisch mit *-ken* erscheinen lassen.²⁰³⁰

Ob es sich hier aber um eine Gleichsetzung handelt, ist nicht einmal sicher, denn während es sich im ersten Beispiel um eine Aufforderung handelt und somit das Pferd direkt kosend angesprochen wird, ist das im zweiten nicht der Fall. Es handelt sich eher um einen einfachen Aussagesatz, in dem nicht zwangsläufig eine kosende Form enthalten sein muss: ‚ich ließ meinen Braunen laufen‘ ist ebenfalls als Übersetzung möglich. Zudem ist auch der zeitliche Abstand nicht zu unterschätzen, denn Lasch führt als Erstbeleg die Form „brunningen“ aus dem 12. Jahrhundert an,²⁰³¹ die Endung war aber zur Zeit der ersten Nachweise für die Koseendung gar nicht mehr produktiv. Daher versucht sie, die Übernahme des alten *-ing* durch die zahlreichen Tiernamen zu erklären, die dieses Suffix aufweisen, „[d]enn unter den Tiernamen auf *-ing* sind die Namen kleiner Vögel und Fische, wie *lünning*, *hüting* (hd. Rotschwänzchen!), *stekerling* stark vertreten, auch *perink* Wurm Regenwurm“.²⁰³² Dabei verweist sie auch auf das Nebeneinander von Kurz- und Langformen, z. B. „*Bitterling*“ ‚Wasserpfeffer‘, den sie aus Dähnerts Wörterbuch anführt und Sibeths „volle Form *Bitterkrut* (Flöhkraut)“.²⁰³³ Zudem hätten einige Adjektive und Adverbien auf *-ik* bzw. *-iken* die Endung *-ing* angenommen, was den „Kreis der Formen auf *-ing* erweiterte“.²⁰³⁴ Fraglich bleibt allerdings, ob alle Kurz- und Langformen auch im mecklenburgischen Dialektgebiet verbreitet waren, so dass *-ing* als Koseform hätte umgedeutet werden können, denn das alte Suffix war damals nicht mehr produktiv.²⁰³⁵ Teuchert verwirft Laschs Erklärung aus diesem Grund²⁰³⁶ und macht auch darauf aufmerksam, dass die alte Endung anders ausgesprochen werde als die Koseform: „Jenes wurde zu dem genannten Zeitpunkt, wie schon seit vormnd. Zeit, *ijk* ausgesprochen und bewahrt diese Aussprache noch heute, dieses aber hat von seinem Auftauchen bis heute die Lautgestalt *ij*“.²⁰³⁷ Lasch erklärt diesen Wandel damit, „dass die Kosesprache gern den Anfang der Anrede besonders stark betont, oft das

²⁰³⁰ Lasch, Deminutivbildung, S. 96.

²⁰³¹ Ebenda.

²⁰³² Ebenda.

²⁰³³ Ebenda, S. 97.

²⁰³⁴ Ebenda, S. 98.

²⁰³⁵ Teilweise ist bei einigen Wörtern sogar schwer zu beurteilen, ob sie diese Entwicklung begünstigt haben könnten. Laschs Beispiel „Lünning“ ist nach Wossidlo, Volksüberlieferungen 2, S. 390 „völlig unbekannt im Strelitzer Lande und im östlichen und mittleren Teile Mecklenburg-Schwerins. Seine eigentliche Heimat ist das Fürstentum Ratzeburg [...] und die Boizenburger Gegend. Auch sonst im Westen des Landes, etwa von Wismar ab, ist es hie und da im Munde älterer Leute üblich. Eine genaue Abgrenzung vermag ich noch nicht zu geben. In der Dialekt-Litteratur kommt es vor bei Brinckman, Uns Herrgott up Reisen S. 71, Höger up S. 19 und bei Gildemeister, Jochen Frank S. 79.“ In älterer Literatur ist das Wort durchaus belegt: Mantzel, Ruhestunden 4, S. 56 notiert „Lu^uning, passer, ein Sperling.“ Jeppe, S. 97, kennt es auch: „Lünning. Sperling. Lühnk“. Inwieweit es aber früher in ganz Mecklenburg üblich war, lässt sich nur schwer abschätzen. Gerade im Westen, wo es nach MWB, IV, Sp. 1017, „heute nur noch spurenweise“ vorkommt, ist *-ing* nämlich teilweise gar nicht im Gebrauch.

²⁰³⁶ Teuchert, Hermann: MUDDING ‚Mütterchen‘. Die Herkunft des mecklenburgisch-vorpommerschen *-ing*, in: Zeitschrift für Mundartforschung. XXI. Jahrgang. Heft 2, Wiesbaden 1953, S. 84 f. Teuchert sieht in „Brüning“ und „Perdken“ ebenfalls keine Gleichsetzung: „Es sind unvergleichbare Situationen, abgesehen davon, daß sie in zeitlich geschiedenen Szenen vorkommen: die erste enthält den schlichten Bericht ‚ich ließ meinen Braunen laufen‘ ohne den mindesten Ausdruck von zärtlichem Gefühl für das Pferd, in der zweiten erklingt dagegen mit dem ermunternden Anruf auch ein warmer Ton: ‚mein Pferdchen, lauf nur zu‘“ (ebenda, S. 85).

²⁰³⁷ Ebenda, S. 86.

Possessivum vor dem Substantiv, die Stammsilbe stärker als den Schluss des Wortes. Nebentoniges *inj* aber wird leicht > *ij*.²⁰³⁸ Allerdings würde solch eine Aussprache nicht den regelmäßigen Unterschied erklären, zumal Teuchert Gegenbeispiele bringt, wo <ŋ> in neuerem *-ung* wiederum zu /ŋk/ wird.²⁰³⁹ Wie *-ing* jedoch zu Anfang ausgesprochen worden ist, darüber geben die Schreibungen entgegen seiner Behauptung keinen Aufschluss. Dennoch gibt es ein paar Hinweise, wie die Endung in der Mitte des 19. Jahrhunderts artikuliert worden ist: Nerger unterscheidet scharf zwischen beiden *-ing*: „Auch die Deminutiv- oder Adverbial-Endung *ing* lautet niemals *ink*, weil sie aus altn. *ingi* herkommt, also nur scheinbaren Auslaut bildet; z. B. *jüning* puerulus, *swinning* celeriter. Vgl. dagegen *schillink* moneta.“²⁰⁴⁰ Dieser lautliche Unterschied ist also durchaus wahrzunehmen und kann nicht so einfach vernachlässigt werden. Gilow verzeichnet 1868 für das südwestliche Vorpommern „ing (g, weich), eine Diminutivendung und Schmeichelform“.²⁰⁴¹ 1905 schreibt J. H. Heinrich Schmidt an Wossidlo: „Oder man schreibt ‚Jüning‘, was ‚Knäbchen‘ bedeuten soll. Jeder Hochdeutsche wird nun den Schluß-Konsonanten wie in ‚Ding‘, also gleich K aussprechen. Ist das pd.?²⁰⁴² Dazu meint er ergänzend: „Di Endung *inj* (di man hd. *ing* scribe) ist aber gleichfalls im Pd. vorhanden; z. B. *strø'yflinj*, ‚Strumpf“.²⁰⁴³ Diesen Unterschied hat Wrede deshalb in den Wenkersätzen auch nicht wahrnehmen können, da die Schreibung darüber oftmals nichts aussagt.²⁰⁴⁴ Teuchert löst *-ing* und *-ken* gänzlich voneinander ab, indem er im erstgenannten Suffix zunächst eine reine Koseendung sieht: „Die *-ing*-Bildungen sind bis jetzt als Diminutive behandelt worden. Von diesem Brauch wird hier abgewichen und der Beweis erbracht, daß sie nach Ursprung und vorwiegender Verwendung Kosewörter sind.“²⁰⁴⁵ Lasch behauptet, *-ing* trete zunächst für *-ke* ein, „da ein volleres Suffix notwendig geworden ist“, um kosende Anrede ausdrücken zu können.²⁰⁴⁶ Die Erstbelege des Suffixes zeigen vor allem gefühlsbetonten Gehalt: „Bro^eding“ für „mon frère“ (1789), „Tru^eting“, „swinning“ (1819), ebenso Laschs erster Nachweis „Ducking“ ‚du‘ (Stralsund, 1830).²⁰⁴⁷ Wiggers sieht in *-ing* zwar eine Diminutivendung,²⁰⁴⁸ unterscheidet aber: „Endung *-ken* [sic] (hd. *-chen* [sic]). Diese Endung hat nicht den schmeichelnden, liebkosenden Charakter der Endung *-ing* [sic] und bezeichnet nur das in seiner Art Kleine.“²⁰⁴⁹ Bei Mussäus fehlt solch eine Differenzierung, er stellt *-ing* neben *-ken*.²⁰⁵⁰ Gerade in den Werken, die Anfang des 19. Jahrhunderts entstanden sind, dominiert noch *-ken*.²⁰⁵¹ Selbst heute noch lässt es

²⁰³⁸ Lasch, Deminutivbildung, S. 103.

²⁰³⁹ Teuchert, Mudding, S. 86 f.

²⁰⁴⁰ Nerger, S. 151.

²⁰⁴¹ Gilow, Leitfaden, S. 45.

²⁰⁴² J. H. Heinr. Schmidt an Richard Wossidlo (15. 7. 1905), S. 6 f.

²⁰⁴³ Ebenda, S. 7. Leider lassen sich Schmidts Zeichen für die Aussprache nicht immer adäquat umsetzen, für die getreue Wiedergabe siehe das Faksimile im Anhang.

²⁰⁴⁴ Vgl. hierzu Jeppe, der bei den älteren *-ing* oftmals <g> schreibt, in einer Redensart wechselt er jedoch von <g> zu <k>: „Lüning iss ehn lüttes Dink / Eben ass 'n Hemperlink“ (Jeppe, S. 97). Die Koseendung ist bei ihm noch nicht verzeichnet. Mantzel, Ruhestunden 4, S. 56, erfasst den Spruch ebenfalls, schreibt aber einheitlich „Lüning“, „Ding“ und „Hemperling“.

²⁰⁴⁵ Teuchert, Mudding, S. 83.

²⁰⁴⁶ Lasch, Deminutivbildung, S. 103.

²⁰⁴⁷ Ebenda, S. 82

²⁰⁴⁸ Wiggers, S. 95.

²⁰⁴⁹ Ebenda, S. 96.

²⁰⁵⁰ Mussäus, Sprachlehre, S. 20: „Deminutive werden mit den Sylben *ing*, *ning*, *ken*, *sch*en gebildet z. B. Kind, Kinning und Kinting, Fru^end, Fruⁿning und Fru^enting (in der Mehrzahl stets ohne t), Hand, Ha^ennung, Feld, Felting, Mann, Ma^ennung, Mä^ennken, Hus, Hu^esing, Hu^eschen.“

²⁰⁵¹ Babst verwendet die Form gar nicht (vgl. dazu auch Lasch, Deminutivbildung, S. 83), Reinhold ebenfalls nicht. Im „Botter-Vagel“ und bei Lessen überwiegt noch *-ken*, vgl. auch Dahl, Hellenia, S.

sich nachweisen, z. B. in Namen wie „Fiegn“ ‚Sophiechen‘ und „Meriegn“ ‚Mariechen‘ (Kossebade), die Lasch als Kurzformen „Fik“ und „Mrik“ anführt, um zu zeigen, dass die alte Endung nicht mehr ausreichte, um ihre Funktion wahrzunehmen.²⁰⁵² Teuchert hat wie Lasch auch die Literatur nach 1830 untersucht und gibt für *-ing* an, „beschreibende Darstellung hat kaum Belege, eher begegnen sie in Erzählungen, am meisten sind sie in lyrischen Stücken vertreten.“²⁰⁵³ Er geht davon aus, dass das Suffix auf „die alte Adverbialendung *-ing*, vorher *-inge*“ zurückgehe,²⁰⁵⁴ denn „[s]ie allein entspricht der Aussprache, und nur sie ist aus altsächsischer Zeit bis zur Geburtsstunde des neuen Koseausdrucks im ständigen Sprachgebrauch gewesen, war also zeugungskräftig genug, einen Sprößling ins Leben setzen.“²⁰⁵⁵ Dabei sieht er ihren Ursprung in der Kindersprache: „Von der kindersprachlichen Frage *Wo söting smeckt 't?* (Wossidlo 3, Nr. 243) ist *min Söting* leicht erreicht über die syntaktische Wendung *Wo söting is 't?*“²⁰⁵⁶ Damit schließt er sich Nerger an, allerdings trennt Teuchert zwischen dem ursprünglichen as. Suffix und dem daraus entstandenen.²⁰⁵⁷ Auch diese Erklärung ist in einigen Punkten nicht überzeugend: So ist damit nicht geklärt, warum diese Bildung ausschließlich auf das Mecklenburgisch-Vorpommersche beschränkt bleibt, in Schlutup ist sie beispielsweise nicht üblich. Lasch verwirft diese Herleitung deshalb auch.²⁰⁵⁸ Unter dem Lemma *-ing*³ im MWB legt Teuchert seine These nochmals dar,²⁰⁵⁹ wobei sich hier ihre eigentliche Schwäche deutlicher zeigt, nämlich der Zeitabstand zwischen beiden Endungen, so dass nur sehr schwer eine Verbindung zwischen beiden herzustellen ist: „Da nun aber eine Adverbialendung *-inge* übergekommen ist (vgl. mnd. *solinge* verstorhen, *vâringe* plötzlich, *verninges* fern u. a. SAR. Nd. Forsch. 2, 96; as. *darnungo* heimlich, *wissungo* gewiß), besteht hier höchstwahrscheinlich ein unmittelbarer Zusammenhang mit den modernen Adv. auf *-ing*.“²⁰⁶⁰ Teuchert behauptet, dass dieses Adverbialsuffix „aus altsächsischer Zeit bis zur Geburtsstunde des neuen Koseausdrucks im ständigen Sprachgebrauch gewesen“ sei,²⁰⁶¹ nennt aber keine neuniederdeutschen Belege, die, um seine These zu bestärken, zudem aus Mecklenburg und Vorpommern stammen müssten. Lasch führt „*stillingen*“, das er in seiner Darstellung erwähnt, „aus md. Quellen“ sowie die hochdeutschen „*leising*, *leissling*, *lisligen*“ an,²⁰⁶² die mit dem hier behandelten Sprachgebiet gar nichts zu tun haben.²⁰⁶³ Daher

125: „Diese Belege haben starken Gefühlsgehalt, während Lessen Diminutive auf *-ken* bildet“.

²⁰⁵² Lasch, *Deminutivbildung*, S. 93.

²⁰⁵³ Teuchert, *Mudding*, S. 92.

²⁰⁵⁴ Ebenda, S. 95 f.

²⁰⁵⁵ Ebenda, S. 96.

²⁰⁵⁶ Ebenda, S. 97.

²⁰⁵⁷ Ebenda, S. 100.

²⁰⁵⁸ Lasch, *Deminutivbildung*, S. 85.

²⁰⁵⁹ Siehe das Vorwort in MWB, IV, S. IV, dort gibt er an, dieses Lemma verfasst zu haben.

²⁰⁶⁰ MWB, III, Sp. 981 f.

²⁰⁶¹ Teuchert, *Mudding*, S. 96

²⁰⁶² Lasch, *Deminutivendung*, S. 85, Anm. 2.

²⁰⁶³ Lasch zitiert hier Eugen Baumgartner, zu „*stillingen*“ vermerkt er folgende Nachweise aus „Rhoten gereimtes Elisabethen-Leben (in der Coburger Hdschr. nach Mitteil. v. Witzschel in *Germania* 18, 370 ff. 10^b): ‚dyt thed sie stillinghen ân geschrei‘. – Diefenbach *novum glossarium* (1867) ein *stillinge* = basim. aus einem lat.-nd. Alphabet. Wtb. v. 1417 (f. 12–240 in Kölner Bibliothek.). Wendunmut von Kirchhof: ‚gieng stillingen von ihr hinweg‘ I, 410.“ Baumgartner, Eugen: *Materialien zur neuhochdeutschen Wortbildung*. 2. Die neuhochdeutschen Adverbia auf *-lings*, in: Kluge, Friedrich (Hrsg.): *Zeitschrift für Deutsche Wortforschung*, Dritter Band, Straßburg 1902, S. 79. Hier existiert also weder ein zeitlicher noch geographischer Zusammenhang zum mecklenburgischen Kosesuffix. Erwähnt wird die Adverbialendung auch von Weinhold, zu der jedoch kaum eine Verbindung zu den heute in Mecklenburg üblichen Formen konstruierbar ist: „Adjectiva in *-inga* sind selten und mehr nd.: *undurftinc* (Tr. Egid. 123) *eininc værinc hælinc hōinc* (Lac. III, 865) *stillinc*; etwas häufiger sind die in *-linga*: *blindelinc fleischl.*

können sie auch nicht für das Mecklenburgische herangezogen werden. Sie nennt diese Beispiele auch nur, weil das Zusammentreffen beider Endungen auffällig sei, verneint aber einen Zusammenhang.²⁰⁶⁴ Für das hochdeutsche Sprachgebiet (woher diese Belege ja stammen) gibt das „Deutsche Wörterbuch“ an, „stilligen“ trete „*vereinzelt noch frühhd.*“ auf.²⁰⁶⁵ Zwar zählt Teuchert eine Reihe von Adverbien mit dem Suffix *-ing* auf, jedoch enthalten diese allesamt bereits die Koseendung. Das ist auch für Stillfrieds „*so sachten un stilling*“ anzunehmen, so dass „der Wechsel mit der mnd. Adverbialendung *-en*“ eben kaum „den adverbialen Ursprung des *-ing*“ verrät,²⁰⁶⁶ denn der dürfte dem Autor gar nicht mehr bekannt gewesen sein. Zudem ist der Erstbeleg des Suffixes ein Substantiv, kein Adverb – der Übergang der Endung auf andere Wortarten war 1789 dementsprechend schon vollzogen, ohne dass dies in Texten dokumentiert worden wäre (z. B. in den Hochzeitsgedichten, bei Mantzel, der ja auch Redensarten gesammelt hat). Ritter erwähnt als Adverbialendung lediglich „-igen“:

Außerdem ist es merkwürdig, daß wir in vielen Fällen die Endung *ig* an das Particip des Praesens setzen, wenn solche Wörter adverbialisch stehen, ja selbst noch die Verlängerung *igen*, z. B. *klatschendig(en)* natt, d. h. naß zum Klatschen, daß es klatscht; – *plarrendig(en)* natt, d. h. naß, daß es mit Geräusch trieft. – Selbst an Substantive wird diese Endung gehängt: *messigen* natt (naß wie Mist), *stockendig(en)* oder *stickendig(en)* du^{ste} (*stockfinster*).²⁰⁶⁷

Lisch meint, diese *-igen* seien „verkürzte *-ingen* [sic], wie z. B. *pennig* aus *phendic*, *könig* aus *kuninc*“,²⁰⁶⁸ allerdings handelt es sich dabei um ein anderes Suffix, d. h., hier kann nicht einfach von analoger Lautentwicklung ausgegangen werden. Zumindest *-ling* ist noch bei Mantzel nachweisbar: „*wat man nich sehnlings geven wil, dat moet man blindlings geven.*“²⁰⁶⁹ Ob diese Formen aber im Zusammenhang mit der Koseendung stehen, ist nicht zu ermitteln, denn im Standarddeutschen ist „*blindlings*“ heute auch noch üblich.

Eine ganz andere Erklärung bietet 1905 J. H. Heinrich Schmidt, der vor allem lautliche Gründe für die Entwicklung der Endung anführt:

Di Mütter singen ja noch an der Wige:
ge, f ik di, mi, n zungiken,
dei roū vol fō di, n” hinneken.

nüchterl. sunderlinc. Besonders sind sie in adverbialer Form nachweislich: *einzeligen værlingen verl. vinstertl. flugl. gæhl. hendel. kreizl. lüterl. niuwel. ruckel. sitel. twirhel. hinderwertlingen.*“ Weinhold, Karl: *Mittelhochdeutsche Grammatik*. Zweite Ausgabe Paderborn 1883, S. 271 f., § 276. Auf niederdeutschen Einfluss führt auch Jacob Grimm „*vil stillinge*“ zurück, Grimm, Jacob: *Buch der liebe*. enthaltend: 1) *Tristian*. 2) *Fierabras*. 3) *Pontus*. herausgegeben von dr. Büsching und dr. von der Hagen. Berlin, bei Hitzig 1809. erster band LII u. 44 s. gr. 8., in: Grimm, Jacob: *Kleinere Schriften*. Sechster Band. Recensionen und vermischte Aufsätze. Dritter Teil, Berlin 1882, S. 93.

²⁰⁶⁴ Lasch, *Deminutivbildung*, S. 85.

²⁰⁶⁵ Grimm, Jakob; Grimm, Wilhelm: *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 10, Abt. 2, Teil 2, Leipzig 1960, Sp. 3028.

²⁰⁶⁶ Teuchert, *Mudding*, S. 96.

²⁰⁶⁷ Ritter, S. 117.

²⁰⁶⁸ Lisch, G[eorg]. C[hristian]. F[riedrich].: *Grammatik der mecklenburgisch-plattdeutschen Mundart*, von J. G. C. Ritter (jetzt Hülfsprediger zu Wittenburg). Rostock und Schwerin, im Verlage der Stillerschen Hofbuchhandlung, 1832. 137 S. (Beschluß.), in: *Freimüthiges Abendblatt*, 15. Jg., Nr. 735, Schwerin 1833, Sp. 90.

²⁰⁶⁹ Mantzel, *Ruhestunden* 24, S. 59.

Aus *zyngiken* wird dann also zunächst *zyngikn*, d. h. *zyngikn*, und sogleich erweicht *zyngign*, noch weicher *zyngikn*, und manchmal verkürzt *zyngin*. Das ist alles klar, und tausenden von Fällen gleich.²⁰⁷⁰

In seinem „Handbuch der lateinischen und griechischen Synonymik“ geht er ebenfalls beiläufig auf die mecklenburgische Koseendung ein und tadelt Reuters Verschriftlichung des Suffixes:

In der Kosesprache der untersten Stände in Meklenburg werden sogar den Vorwörtern, Bindewörtern und Umstandswörtern solche Verkleinerungssilben angehängt, und man hört in der Sprache mit ganz kleinen Kindern selbst bis zu Ungeheuerlichkeiten wie diese fortschreiten: *Vistigen du, ein betign hebbigen? Kymmign ein betign mittign* = Willst du ein bischen haben? Komm ein bischen mit! Reuter pflegt die Endung *-ing* zu schreiben, und verleitet so zu einer ganz falschen und nicht einmal verstandenen Aussprache. Unter den Kosewörtern finden wir auch solche wie *Svi, nęgign* (Schweinigelchen), *Šopskoppign* oder *Šopskop* (Schafsköpflein oder Schafskopf); und bei gemeinen Leuten sogar die allgerneinsten Ausdrücke.²⁰⁷¹

Schmidts Darstellung erinnert dabei an die von Dietz, der meint „*Köppken* wird stets gesagt, wo *Obertasse* gemeint wird; ein kleiner Kopf heisst mehr *Köppiken* oder *Köpping*.“²⁰⁷² d. h., zwischen *-iken* (nicht *-ken!*) und *-ing* scheint zumindest von der Bedeutung her ein Zusammenhang zu bestehen. Außerdem hebt Schmidt besonders den Gebrauch der Endung im Gespräch mit (Klein-)Kindern hervor, worauf bereits Teuchert (im Falle von *-ing*) aufmerksam gemacht hat.²⁰⁷³

Krogmann zweifelt sowohl Laschs als auch Teucherts These an, da gegen diese entweder lautliche oder zeitliche, teilweise auch räumliche Gründe sprächen, und stellt fest, es „ist überhaupt nicht an einen Zusammenhang mit irgendeiner alten *-ing*-Bildung zu denken.“²⁰⁷⁴ Dabei entwickelt er dieselbe Theorie, die Schmidt schon knapp fünfzig Jahre vorher gegenüber Wossidlo geäußert hat:

Teuchert hat zwar gesehen, daß nach dieser Angabe [nämlich der von Dietz, A. K.] den *-ing* die Endung *-iken* gleichsteht, aber nicht erkannt, daß in *-iken* noch die Vorform von *-ing* belegt ist. *-iken*, das mit Erweichung des *k* vor sonantischem *n* [ign] gesprochen wurde, ist in der Kindersprache, die vielfach Konsonantengruppen erleichtert, durch den Übergang von [-gn] zu gutturalem Nasal zu [in] geworden. Aus *Köppiken* mit der Aussprache [kōpign] ergab sich [kōpin], das *Köpping* geschrieben wurde.²⁰⁷⁵

Er geht dabei jedoch von einem bereits abgeschlossenen Vorgang aus:

²⁰⁷⁰ J. H. Heinr. Schmidt an Richard Wossidlo (15. 7. 1905), S. 7. Leider lassen sich Schmidts Zeichen für die Aussprache nicht immer adäquat umsetzen, für die getreue Wiedergabe siehe das Faksimile im Anhang.

²⁰⁷¹ Schmidt, J[ohann]. H[ermann]. Heinr[ich].: Handbuch der lateinischen und griechischen Synonymik, Leipzig 1889, S. 100.

²⁰⁷² Dietz, S. 127

²⁰⁷³ Teuchert, Mudding, S. 97, vgl. auch Gilow, Leitfäden, S. 46, der beispielsweise „Hüsching, Hüschéfälen, Fohlen, in der Kindersprache“ ausmacht.

²⁰⁷⁴ Krogmann, Willy: MUDDING. Die Herkunft der mecklenburgisch-vorpommerschen Bildungen auf *-ing*. Vortrag gehalten auf der Sitzung am 3./4. 10. 1953 in Ratzeburg, Hamburg 1953, S. 16 f. Er gibt in seinem Aufsatz für die deutschen Mundarten in Lettland ebenfalls solch eine Diminutivendung an und nennt als Beispiele „*Papping*, *Mutting*, *Mamming* und *Tanting*“ (ebenda, S. 3): „Produktiv geworden ist dieses Suffix auf Grund von Lehnwörtern wie *Musching* ‚kleines Kind‘, das lett. *mužiņa* wiedergibt, oder *Brahling* ‚Brüderchen‘, das auf lett. *brāliņš* beruht. Ein Zusammenhang mit dem mecklenburgisch-vorpommerschen *-ing*-Gebiet besteht nicht.“ (ebenda).

²⁰⁷⁵ Ebenda, S. 17.

Wenn Dietz *Höhniken* und *Höhning* sowie *Köppiken* und *Köpping* nebeneinander anführt, so bietet er noch die ältere und die jüngere Form. In jener Zeit, als *-ing* erst aufkam, gab es noch beide, während Mussäus zwölf Jahre später allein noch *-ing* kennt.²⁰⁷⁶

Dieser Zeitraum ist jedoch viel zu kurz angesetzt, zumal selbst Schmidt noch *-iken* anführt, d. h., es ist gar nicht durch *-ing* verdrängt worden. Außerdem erfasst Wossidlo z. B. noch „ticker ticker hähniken: *Waren*“.²⁰⁷⁷ Krogmann leitet *-iken* aus dem in der Kindersprache verbreiteten *-i* her, denn „[z]um Ausdruck der Zärtlichkeit und der Mutterliebe genügte die einfache Verkleinerung nicht. Daher wurde an das Deminutivsuffix *-i* noch *-ken* als weiteres angefügt.“²⁰⁷⁸ Teuchert führt daneben *-eken* an, das so jung wie *-ing* sei und in enger Beziehung zu diesem stehe. Der Ursprung der erstgenannten Endung sei im Kinderlied zu suchen, da die mnd. Diminutivendung *-eken* nur noch bei Lauremberg greifbar und danach zu *-ken* gekürzt worden sei.²⁰⁷⁹ Als Nachweis für die Verbindung zu *-ing* führt er Dietz Beispiele „Köppiken“ und „Köpping“ an, und meint Letzteres stehe „im reizvollen metrischen Gegensatz“ zu *-eken* im Kindervers.²⁰⁸⁰ Etymologisch trennt er jedoch beide Endungen voneinander.²⁰⁸¹ Krogmann betont aber, dass Dietz „i“ statt „e“ geschrieben habe und sieht deshalb auch keinen Zusammenhang zwischen beiden Formen. Daher nimmt er an, „*Ducking* setzt **Dukiken* voraus, *Buhköking* **Buhköhkiken*, *Schohking* **Schohkiken*, *Eiking* **Eikiken*“.²⁰⁸² Wossidlo erfasst solche Varianten jedoch nicht, wohl aber mehrfach „Buhköhken“ neben „Buhköhking“.²⁰⁸³ Am Ende eines Hochzeitsgedichtes aus Hagenow (1708) ist dieser Reimspruch ebenfalls angedeutet, dort heißt es „Muhkocken van Halverstadt / Bring den Lutgen Bolten wat.“²⁰⁸⁴ Auch Schmidt leitet *-ing* aus *-iken* her, allerdings ordnet er „*ʒungiken*“ und „*hinneken*“ so an, dass der Eindruck entsteht, es handele sich um einen Reim. Das wird auch verständlich, wenn hier nicht die Verschriftlichung herangezogen wird, wie Krogmann es bei Dietz tut, sondern lautliche Aspekte berücksichtigt werden, denn /ɛ/ kann sehr leicht zu /ɪ/ übergehen, besonders in dieser Lautumgebung, wo es an unbetonter Stelle steht, d. h., phonologisch gesehen ist der Unterschied zwischen „*Jungiken*“ und „*Hinneken*“ gar nicht so groß, wie die Schreibung suggeriert, [hɪnekɳ] könnte sehr wohl mit [hɪɪkɳ] wechseln, so wie es im Dialekt auch bei [dɛɳkɳ] – [dɪɳkɳ] und anderen Wörtern der Fall ist. Wossidlo führt z. B. „putt putt putt putt höhniken: *Kambs*; putt höhneken, putt höhneken: *Waren*“ an.²⁰⁸⁵ Auch hier wechseln <i> und <e>, ohne dass ein Bedeutungsunterschied erkennbar wäre. Ein einziger Hinweis, dass Krogmanns Theorie zutreffen

²⁰⁷⁶ Ebenda.

²⁰⁷⁷ Wossidlo, Volksüberlieferungen 3, S. 37, Nr. 103.

²⁰⁷⁸ Krogmann, S. 18.

²⁰⁷⁹ Teuchert, Mudding, S. 99. Das Alter dieser Form lässt sich jedoch nicht so einfach bestimmen. Teuchert meint, „in den mecklenburgischen Hochzeitsgedichten des 17. und 18. Jhdts., bei Mantzel (um 1750 – 1770) und Babst (um 1790) begegnet nur noch *-ken*.“ (ebenda). Ein Hochzeitsgedicht aus dem Jahre 1724 (das nicht bei Kohfeldt abgedruckt ist) weist diese Endung allerdings noch mehrfach auf: „Du^efeckens“ ‚Täubchen‘ (Anonym, Preester-Paar, S. 3), „Mu^eseken“ ‚Mäuschen‘ (ebenda, S. 2), „so waert mien Wiefeken!“ (ebenda, S. 3), daneben finden sich auch Formen auf *-ken*, z. B. „Du^ef^ecken“, „Mu^el^ecken“ ‚Mäulchen‘ (beide ebenda, S. 3).

²⁰⁸⁰ Teuchert, Mudding, S. 99.

²⁰⁸¹ Ebenda.

²⁰⁸² Krogmann, S. 18.

²⁰⁸³ Siehe z. B. Wossidlo, Volksüberlieferungen 3, S. 33, Nr. 84 a und b, 86, 89, 90, siehe auch S. 34 Nr. 93 a sowie S. 35 Nr. 95 b usw., die allesamt *-ken* enthalten.

²⁰⁸⁴ Deiter, S. 144.

²⁰⁸⁵ Wossidlo, Volksüberlieferungen 3, S. 37, Nr. 103. Für *Waren* erfasst er aber auch „hähniken“ (ebenda).

könnte, findet sich in Hg. 2, 2 (1676), dort ist „Jung-färkeken“ ‚Jungferchen‘ zu lesen, allerdings eben mit <e> und nicht mit <i>. Im selben Gedicht kommt aber auch „Jungferken“ (Hg. 2, 3) vor.²⁰⁸⁶ Inwieweit dieser einzelne Beleg die Entwicklung zum *-ing* hin dokumentiert, ist also nicht zu klären. Die Annahme, es handele sich bei *-ing* um erweichtes *-iken* (aber eben auch geschriebenes *-eken*), ist durchaus plausibel, denn eine Ableitung aus älteren Suffixen scheint aufgrund der zeitlichen Distanz zwischen produktiver Phase der alten Endungen und dem Auftreten der neuen schwierig, außerdem erweichen die Probanden vor allem im Osten und in der Mitte des Untersuchungsgebietes /ɪŋ/ und /eŋ/ manchmal zu /ɪ/ und /e/, z. B. [lɪ] ‚liegen‘ und [lɛ] ‚legen‘, nach Westen hin sind auch [lɪŋ]/[lɪŋ] und [lɛŋ] nachweisbar.²⁰⁸⁷ Zudem zeigt ein „Buhkäüking“-Spruch aus der Gegend von Grimmen, dass *-eken* wie *-ing* nicht nur bei Substantiven zu finden ist, sondern als sprachspielerische Koseform auch Verben erfassen kann: „Gold’ne Schau mit Knöpeken. / Doemit sall uns’ Heinrich löpeken. Buhkäüking buh.“²⁰⁸⁸ Günther notiert einen ähnlichen Reim mit der neuen Endung: „Paar schwarte Schau mit Knöping / Dar sall min Jung up löpping.“²⁰⁸⁹ Dennoch gibt es für diesen Übergang keinerlei Nachweise, da er sich im lautlichen Bereich vollzieht, der in der Schriftsprache nicht festgehalten wurde. Der Erstbeleg „Bro°ding“ weist, wenn Krogmanns Herleitung zugrunde gelegt wird, bereits die voll ausgebildete, eigenständige Endung auf, da hier bereits *-er-* ausgefallen ist. Somit kann der Schreiber *-ing* gar nicht mit *-ken* assoziiert haben, da Letzteres einfach an das betreffende Substantiv gehängt würde (Bröderken, vgl. Hg. 34, 2^a: „Döchterken“, „Moderken“²⁰⁹⁰). Solch ein Übergang von bloßer Aussprachevariante zu einem eigenständigen Suffix kann aber nicht innerhalb kurzer Zeit erfolgen, sondern benötigt einige Zeit. In den überlieferten Texten ist jedoch solch eine Entwicklung nicht herauszulesen. Die These mag daher eine Erklärung bieten, indes gesichert ist auch sie nicht.

Mussäus und Müller unterscheiden in ihren Darstellungen noch zwischen „Kindting“ (Sg.) und „Kinning(s)“ (Pl.)²⁰⁹¹, worauf Teuchert bemerkt, dass diese Unterscheidung heute nicht mehr gelte.²⁰⁹² Krogmann gibt jedoch zu bedenken, „[b]ei den Schreibungen kann es sich wenigstens teilweise auch um rein graphische Anlehnungen handeln,“²⁰⁹³ zumal Wiggers schreibt: „hünding (spr. hünning)“.²⁰⁹⁴ Gilow kennt „Hänning, Hänting, Händchen“.²⁰⁹⁵ In der Batt-Ausgabe von Brinckmans Werken ist sogar mehrfach „Kindtings“ zu lesen.²⁰⁹⁶ Die wenigen Nachweise auf den Aufnahmen für den Plural enden auf *-s*.²⁰⁹⁷

²⁰⁸⁶ Nachweise für diese Form finden sich darüber hinaus u. a. in einem Hagenower Hochzeitsgedicht (1708): „Jungferken“ (Deiter, S. 143), in Hg. 34, 2^a (1759): „Jungferkens“, bei Kosegarten, Spät-Rosen I, S. 137: „Ju°mferken“ und bei Wossidlo: „Jungferken“ (Wossidlo, Volksüberlieferungen 3, S. 344, Anm. zu Nr. 456).

²⁰⁸⁷ Vgl. auch Jacobs, Teuth. 3, S. 146 f.

²⁰⁸⁸ Klütz, A.: Buhkäüking von Halberstadt, in: Haas, A[lfred].; Knoop, O[tto].: Blätter für Pommersche Volkskunde. Monatsschrift für Sage und Märchen, Sitte und Brauch, Schwank und Streich, Lied, Rätsel und Sprachliches in Pommern. I. Jahrg., Nr. 1, Stettin 1. Oktober 1892, S. 16.

²⁰⁸⁹ Günther, Hs., S. 95.

²⁰⁹⁰ Einige Formen in dem Gedicht sind untypisch für dieses Dialektgebiet, z. B. „Freier“. Dennoch veranschaulicht es, dass zumindest bei *-ken* keine Silbe ausgelassen wird.

²⁰⁹¹ Mussäus, Sprachlehre, S. 20; Müller, Sprache, S. 46.

²⁰⁹² Teuchert, Mudding, S. 89.

²⁰⁹³ Krogmann, S. 6.

²⁰⁹⁴ Wiggers, S. 95.

²⁰⁹⁵ Gilow, Leitfaden, S. 46.

²⁰⁹⁶ Brinckman, Werke II, S. 160: „Na Kindtings!“, S. 161: „So gefällt ji mi, Kindtings!“.

²⁰⁹⁷ Vgl. Teuchert, Mudding, S. 99 f. und Krogmann, S. 6.

Als dritte, aber seltenere Koseform kommt auch *-er* (lautlich /ɐ/, /ə/, /a/) vor, die der dritte Proband aus Weisdin und der zweite aus Niendorf in „Soehner“ nutzen, letzterer gibt sogar die Bedeutung an: „Soehner. Also Söhnchn, Soehner sää hei ümmer tau mie.“ Auch beim Weisdiner ist es in der Anrede zu finden: „Soehner, häälst mie noch ’n Korf vull Tüftn oder Holt rupp?“ Latendorf sieht den Ursprung in der Kindersprache und meint: „Demgemäß verlängern auch wir erwachsene Mecklenburger z. B. fast sämtliche Vornamen im Gespräch mit unsern Kindern um ein *er* oder *a*: Fritzer, Doeda (d. h. Doris), Luter (Ludwig), Wisa (Luise), und halten es liebkosend neben dem *ing* auch bei Erwachsenen fest.“²⁰⁹⁸ Kolz verzeichnet „*mɔ-n*, Mond’: *mə`niŋ mə`nʰ* diminut.“²⁰⁹⁹ Diese Endung ist aber nicht nur auf Substantive beschränkt, Latendorf nennt außerdem „Ik bün ganz *allener* blēben; ik bün nu ganz allēn.“²¹⁰⁰ was Brückner mit „un kann nich leena werra up kam’n“ verschriftlicht.²¹⁰¹

3. 3. Besonderheiten bei der Deklination

Auffällig gegenüber dem Standarddeutschen sind Formulierungen wie: „Un as näägnteihnhunnertvierdig mien Tantn Hochtiet hatt hett“ (Eldena), „Denn mien Tantn hett noch manchmål beddn hulbm naher, nah Oorn so, ne“ (Züsow). In der Hochsprache wird in diesen Fällen keine Deklinationsendung verwendet. Lasch leitet diese Form aus der alten Diminutivendung *-ken* her, wozu auch „*bē`ten*“, „*Mäten*“ und „*Greten*“ zu zählen seien.²¹⁰² Hierfür spräche, dass „Tanten“ im Nominativ steht, allerdings deutet die Verwendungsweise heute nicht mehr unbedingt auf eine Diminutivform hin: „Denn kümmt Schwääger un Unkl un Taantn un Schwester, un denn geht los.“ (Bansow), denn hier wird nicht ersichtlich, warum der Sprecher ausgerechnet nur für die Tante eine liebkosende oder verniedlichende Form wählt. Offensichtlich empfindet er „Tantn“ als neutralen Ausdruck. /n/ findet sich dazu auch in Konstruktionen mit ‚sein‘, wo in der Standardsprache wiederum Nominativ steht: „mien Vadrer wier ’n fliedign Minschn“ (Bennin).²¹⁰³ Dieses /n/ ist aber nur auf eine bestimmte Gruppe von Substantiven beschränkt, denn im Gegensatz dazu heißt es: „Leimitz, is ook noch’n Unkl von mie“ und auf bestimmte Verben: „Denn mien Unkl hett dee Piert“ (Bansow), „so as mien Unkl“ (Satow); „Räät keen Minsch oewer“ (Cammin). Bernhardt behauptet „*goden*“ in der Wendung „*dat is n goden kerl*“ sei „nicht Akkusativ, sondern der den übrigen Kasus gleichgewordene Nominativ, gerade so wie in dem Satze *dat hett n goden fründ dän*“,²¹⁰⁴ aber das Beispiel „fliedign Minschn“ zeigt, dass diese Erklärung kaum zutreffen kann, denn der Nominativ hieße „Minsch“: „dee kennt kein Minsch mieh vonne jungn“

²⁰⁹⁸ Latendorf, Friedrich: Die Endung *er* und die Partikel *oder* bei unbestimmten Zahlenangaben, in: Germania. Vierteljahrszeitschrift für deutsche Alterthumskunde. Herausgegeben von Franz Pfeifer. Neue Reihe. Erster (XIII.) Jahrgang. Wien 1868, S. 206.

²⁰⁹⁹ Kolz, S. 51.

²¹⁰⁰ Latendorf, Endung, S. 206.

²¹⁰¹ Kahl, S. 116.

²¹⁰² Lasch, Agathe: Zur Chronologie von *-tk-* > *-(t)-* in der mecklenburgisch-vorpommerschen Mundart, in: Lasch, Agathe: Ausgewählte Schriften zur niederdeutschen Philologie. Herausgegeben von Robert Peters und Timothy Sodmann, Neumünster 1979, S. 465.

²¹⁰³ In der hochdeutschen Umgangssprache ist es aber auch teilweise nachweisbar. Born, Sp. 655, notiert 1833 „er ist ’n guten Mann.“, siehe zudem Ritter, S. 78, der diese Konstruktion bei „Ungebildeten“ ausgemacht hat: „das ist einen scho’nen Rock“. 1969 sagt ein 65 Jahre alter Mann: „Mein Vater, das is ’n Pommern“ (Dahl, Interferenz, S. 383), ein 56jähriger „War ’n sehr schön’n Nachmittag“ (ebenda, S. 385).

²¹⁰⁴ Bernhardt, S. 4, vgl. auch Ritter, S. 78, der darin ebenfalls eine Nominativform sieht.

(Kölnow), „Minschn“ gäbe dem Satz hingegen eine ganz andere Bedeutung.²¹⁰⁵ Saltveit vermutet deshalb, dass es sich hierbei um einen Akkusativ handle. Er stützt sich dabei auch auf das Pronomen „wen“: „*dor is wen* (Weise, 295; kurz darauf: *wer is dor?*)“,²¹⁰⁶ das auf den Aufnahmen als „Un wän hüürt dat donn?“ (Kölnow) bei einem (nicht aus dem Ort stammenden) Pastor erscheint und wozu auch Tarnows „Is dor wen buten?“ passte,²¹⁰⁷ allerdings heißt es in Brinckmans „Vagel Grip“ auch: „Wen hett nu recht?“²¹⁰⁸ die Eggers-Brüder schreiben „Dor kümmt wən, paßt mal up!“ und „Dor stünn wən achter mi“.²¹⁰⁹ Bei Piper heißt es: „ahn datt em wen tau seihen kreeg“.²¹¹⁰ In diesen Fällen fungiert das Wort nicht als Prädikativ. Deutlich wird das in einem Beispielsatz bei Sibeth, wo „Wen“ und „hei“ dieselbe Funktion innehaben: „**Wenn Wen wat fat't hett, denn holl hei et wis**, wenn Jemand etwas erlangt hat, dann halte er es fest.“²¹¹¹ Für das Mecklenburgische kann „wen“ somit nur bedingt als Beweis gelten, da es auch als Subjekt auftritt. /n/ ist aber ansonsten nur dann auf den Aufnahmen zu hören, wenn das Substantiv als Prädikativ fungiert, wie das Beispiel „Minsch“ veranschaulicht hat. Zudem ist die Endung nicht obligatorisch: „denn wier man ja ook as jungn Minsch oeweraal so anne Dörber“ (Spornitz); „un as hee noch jung Minsch west is“ (Weisdin). Dennoch scheint die Flexionsendung auf (ursprünglichen) Akkusativ hinzudeuten und erklärte auch, warum „Unkel“, „Kierl“ usw. sie nicht aufweisen, vgl. z. B. „Un dee Herr, dat wier'n gaudn Kierl“ (Jördenstorf), denn diese Substantive besitzen im Akkusativ keine Endung: „Un so hemm se sich bie denn Kierl ängst“ (Jördenstorf); „Vier un half Johr wier ick as Knecht bie mien Unkl“ (Schlagsdorf) gegenüber „Biedn Minschn nich“ (Lüttow). Die Adjektivendung folgt dabei wie „Minsch“ der „schwachen“ Deklination. Diese liegt auch bei ‚Tante‘ vor: „ierst wull ick wedrer mien Unkels un Tantn besöögn“ (Triepkendorf), „bie mien Taantn“, so dass die von Lasch hergeleitete Diminutivendung im zweiten Beispiel mit der Deklinationsendung identisch ist. Möglicherweise ergibt sich daraus auch der oben angegebene Bedeutungswandel, d. h., /n/ wird heute nur noch als bloße Endung wahrgenommen. Teuchert erwähnt die Schreibungen „*de Aw* ‚der Ofen‘, *de Wag* ‚der Wagen“ von Brinckman,

Ausgang für den Abfall der Bildungssilbe *-en* in diesen Wörtern ist ihr Zusammengehören [sic] mit den maskulinen *n*-Stämmen, in denen regelrecht vielfach das *-e* des Nominativs schwindet, wie z. B. im Hochdeutschen bei *Graf*, *Pfriem*, *Stern*, so erst recht in der meckl. Mundart, z. B. *Bor* ‚Bär‘, *Born* ‚Quelle‘, *Bur* ‚Bauer‘ u. a. (Nerg. 185); so auch *Graw*, woneben *Graben* als üblichere Form bestehen bleibt.²¹¹²

Die Aufnahmen zeigen jedoch, dass „Wag“ (heute) sehr viel seltener verwendet wird als „Wagen“: In Boldela nutzt es ein Sprecher einmal ([vɔ:x]), daneben aber auch

²¹⁰⁵ Solch eine Endung ist auch bei Personennamen noch üblich. Auf einer Feier sagt die zweite Kosebaderin: „ick stünn ook dor bie Lothaan vördn Auto“. In der Standardsprache wird diese Endung als veraltet angesehen (Duden, Bd. 4, S. 253). Greifbar ist sie aber noch in Texten aus dem 19. Jh., vgl. Goethe: „Allein bei Ottilien hing es anders zusammen.“ Goethe, Johann Wolfgang: Goethes Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Herausgegeben von Erich Trunz. Band VI. Romane und Novellen I. Textkritisch durchgesehen von Erich Trunz. Kommentiert von Erich Trunz und Benno von Wiese, 14. Auflage München 1996, S. 464 (nachfolgend als Goethe, Werke mit entsprechender Bandangabe zitiert).

²¹⁰⁶ Saltveit, S. 308.

²¹⁰⁷ Tarnow, Burrkäwers, S. 43.

²¹⁰⁸ Brinckman, Werke II, S. 279.

²¹⁰⁹ Eggers, S. 24 bzw. S. 64.

²¹¹⁰ Piper, Middelkraug, S. 79.

²¹¹¹ Sibeth, S. 106.

²¹¹² Teuchert, Beiträge, S. 229.

viermal „Wagen“ ([vɑgŋ]). Ebenso ist es in den anderen Ortschaften, wo die kürzere Form vorkommt. Häufig steht sie in Verbindung mit „Pier un Wääg“ („Peer un Wääg“) ‚Pferd und Wagen‘, hier wirkt also offensichtlich nicht so sehr die Deklinationsgruppe, als vielmehr die Lautumgebung.²¹¹³

Für „Magen“ ist die von Teuchert angeführte Form „Mag“ gar nicht mehr nachweisbar. Die zweite Probandin aus Kossebade gibt auf Nachfragen an, dass sie es nicht mehr verwendet. Lediglich in einer älteren Besprechungsformel, die ebenfalls aus dem Ort stammt, findet sich noch „Mag“, das sich mit „Weihdag“ ‚Schmerzen‘ reimt.²¹¹⁴ Die längere Form wird vor allem durch das hochdeutsche Wort gestützt. Sibeth verzeichnet „Mag“ und „Wag“²¹¹⁵ während Herrmann-Winter bemerkt: „Maach f., daneben häufiger Magen“.²¹¹⁶ Auch für ‚Wagen‘ erfasst sie beide Varianten.²¹¹⁷ Kolz unterscheidet „rbg. mɔ:x f. Lv, in der Lu in der Bedeutung ‚Schweinemagen‘, sonst mɔ:gy m. ‚Magen‘“.²¹¹⁸

Lediglich eine ältere Glaisinerin nutzt noch „Ååf“ neben „Ååbm“, die Mehrzahl der Probanden aber die letztgenannte Variante.²¹¹⁹ Sibeth und Herrmann-Winter kennen nur „Aben“.²¹²⁰ Brinckman verwendet neben „Aw“ auch „Awen“,²¹²¹ worauf Teuchert in seinem Aufsatz „In de Wind ‚in den Wind‘“ auch selbst aufmerksam macht.²¹²² Gekürztes „Mastdaaf“ ‚Mastdarm‘ ([mastda:f]) ist in Bansow zu hören, jedoch dominiert auf den Aufnahmen [da:m] bzw. [da:bm]. Sibeth kennt nur „Darw, Darm; Pi. [sic] Darwen“.²¹²³ Jacobs vermutet hier eine Angleichung an Formen wie „fāf“ – „fābm“ ‚Farbe‘, wobei [da:bm] dann als Plural aufgefasst worden wäre.²¹²⁴ Er geht dabei von einem regelmäßigen Lautwandel aus, doch lässt sich nicht ermitteln, wie verbreitet die kurze Form früher war, Reuter schreibt z. B. in „Ut mine Festungstid“: „en Stück Lung’ un Lewer un Darm“.²¹²⁵ Eine ähnliche Bildung verzeichnet Ehlers auch für ‚Gendarm‘ 1865 in Schleswig-Holstein: „Schandarw.

²¹¹³ Diese Kombination findet sich in Eldena, Kossebade, Marnitz, Penzin, Schlagsdorf, Sukow und Zweedorf. In Woez erscheint sie asyndetisch: „un denn watt Peer, Wääg ruutkräägn“. Deutlich wird die Abhängigkeit von der Lautumgebung bei der zweiten Kossebaderin: „Middn, middn Wäägn. Pier un Wääg“, vgl. auch die hochdeutschen Wendungen „wie Katz‘ und Maus“ bzw. „auf Gedeih und Verderb“. Lediglich in Kölzow und Spornitz steht die Form „Wääg“ für sich allein.

²¹¹⁴ Anonym: Besprechungsformeln, Hs., [Kossebade] [ca. 1. Hälfte des 20. Jh.s], S. 1 (eigene Zählung, da keine Seitenzahlen vorhanden sind, nachfolgend als Anonym, Besprechungsformeln zitiert, Faksimile und Transkription im Anhang).

²¹¹⁵ Sibeth, S. 52 bzw. S. 104.

²¹¹⁶ Herrmann-Winter, plattdeutsch, S. 186.

²¹¹⁷ Ebenda, S. 372.

²¹¹⁸ Kolz, S. 47.

²¹¹⁹ Nachweise gibt es u. a. in Badendiek, Cammin, Carolinenhof, Eldena, Klockenhagen, Zweedorf usw.

²¹²⁰ Sibeth, S. 1 bzw. Herrmann-Winter, S. 18.

²¹²¹ Im Vagel Grip heißt es: „ehr Bessen [sic] de stöken se rin nah de Aw“ (Dat Leed vun dat Pack, in: Brinckman, Werke II, S. 346) bzw. „Kaw“ ‚Verschlag für Schweine‘ : „Aw“ (Stutenollsch, in: Brinckman, Werke II, S. 281). Dagegen schreibt er im Kasper Ohm: „un de oll Awen bullert man orig“ (Brinckman, Werke I, S. 37).

²¹²² Teuchert, Hermann: In de Wind ‚in den Wind‘, in: NdJb 54 (1928), S. 117: „in Ka[sper Ohm un ick]. gebraucht Brinckman nur die Form Awen“. Die seemännische Erscheinung „in de Wind“, die Teuchert in dem Aufsatz beschreibt, ist auf den Aufnahmen nicht mehr nachzuweisen, in Wustrow heißt es u. a. „middn Wind“, „dörch’n Wind“, „Dee hemm hier denn günstign Wind aftäuft“, hier ist also kein Abfall des /n/ zu verzeichnen.

²¹²³ Sibeth, S. 14.

²¹²⁴ Jacobs, Teuth. 2, S. 127.

²¹²⁵ Reuter, Werke II, S. 271.

(Schann' Darw). - Schandarw bed. Gensdarm. Von Darm hat man mißverständlich den Singular Darw gebildet, und danach auch Schandarw.²¹²⁶

²¹²⁶ Ehlers, J[ohannes].: Schleswig-Holsteensch Räthselbok mit 500 lustige Räthsels ol vun Anno een un niee. Mit einem Vorwort von Dr. Klaus Groth, Kiel 1865, S. 90, Nr. 246.

4. Lexik

4.1 Regionale Unterschiede

Für die Binneneinteilung des Mecklenburgischen werden oft regionalspezifische Wörter herangezogen, so schreibt Stellmacher, es gebe einen

mecklenburgisch-vorpommerschen Nord-Süd-Gegensatz, den die Linie Wittenburg-Crivitz-Goldberg-Friedland festlegt. Sie trennt die nördlichen *Kütik*, *Tram*, *Trad*, *Arnbier* von den südlichen *Harrick*, *Sprat*, *Lois*, *Austkost* ‚Hederich, Leitersprosse, Wagen-spur, Erntefest‘.²¹²⁷

Bis auf das letzte Wortpaar ist diese Einteilung auch bei Gernentz und in Teucherts ‚Einleitung zum 1. Bande‘ zu finden,²¹²⁸ Letzterer ordnet in seinem Aufsatz ‚Die mecklenburgische Sprachlandschaft‘ ‚Oornbier‘ auch dem ‚Nordblock‘ zu, wobei es aber auch den Südwesten noch erfasse, ansonsten gelte ‚Austköst‘.²¹²⁹

Einige dieser Wörter hat Gundlach in den MWB-Sätzen abgefragt, allerdings sind durch die verschiedenen Textvarianten die Nachweise für diese Lexeme auf ein bestimmtes Gebiet beschränkt. Dennoch lassen sich zumindest manchmal Tendenzen aufzeigen: In Bennin, Lancken, Marnitz, Prislich, Pritzier, Spornitz, Zweedorf und dem außermecklenburgischen Sumte übersetzten die Personen ‚Hederich‘ häufig mit ‚Harrick‘ oder ‚Harreck‘.²¹³⁰ Eine umgelautete Form ‚Härrick‘, findet sich in Alt Jabel, Glaisin und Eldena. Besonders auf den neuen Aufnahmen bereitet das Wort den Probanden Schwierigkeiten: Zum einen kennen sie die Pflanze mit ihrer hochdeutschen Bezeichnung teilweise gar nicht und wissen lediglich, dass es ein ‚Unkruut‘ sei. Dementsprechend benutzen sie abweichende Namen, z. B. ‚Quäck‘ (Sprecher vier, Demen) oder ‚Unkruut‘ (Sprecher zwei, Demen), zumeist aber das Wort der Vorlage. Selbst auf der älteren Aufnahme in Mestlin nutzen zwei Probanden es, lediglich der zweite, eine Frau, verwendet ‚Harrick‘. Die zweite Kossebaderin übernimmt ebenfalls das hochdeutsche Wort, erst als die erste das niederdeutsche sagt, bestätigt auch sie, dass sie es kenne. ‚Kütik‘ war in Demen und Kossebade unbekannt. Sprecher eins und fünf aus dem erstgenannten Ort kennen auf Nachfragen hin nur ‚Harrick‘, d. h., auch sie gebrauchen es in der Übersetzung zunächst nicht, sondern weichen auf das hochdeutsche Lexem aus.²¹³¹

Die Verteilung von ‚Kütik‘ ist dagegen ungewiss, da Gundlach in den nördlicher gelegenen Orten das Wort nicht abfragen ließ. Es findet sich nur in Penzin ([kyrik]) und beim zweiten Rostocker, der aus der Nähe von Bad Doberan gebürtig ist.²¹³² Zumindest ist die Linie, die Stellmacher angibt, zu ungenau, denn in Demen, das nördlich von Crivitz und Goldberg liegt, heißt es noch ‚Harrick‘. Beide Begriffe finden sich in einem hochdeutschen Artikel aus dem Jahre 1800, wobei sie wohl als

²¹²⁷ Stellmacher, S. 147.

²¹²⁸ Gernentz, Niederdeutsch, S. 28 bzw. MWB, I, S. VIII.

²¹²⁹ Teuchert, Sprachlandschaft, S. 162.

²¹³⁰ Hierbei handelt es sich lediglich um eine kleine Variation in der Aussprache, die nicht regional, sondern sprecherbedingt ist. In Marnitz ist nur die letztgenannte Form zu hören, in Spornitz, Prislich und dem außermecklenburgischen Sumte kommen beide vor.

²¹³¹ Einen Beleg aus dem 18. Jh. liefert die Berlinische Monatsschrift 1783 für Zapel: ‚Ji hevt doch up juen Akker Haddik‘ (K., S. 153).

²¹³² Ersterer gebraucht das Wort zweimal: ‚Dee Kürrick, dee bläuhte wie noch nie, ne.‘ bzw. ‚denn is de Kürrick ook nich so‘.

Synonyme stehen: „Gemeiniglich findet sich der sogenannte Ku^ttick – (Haddick – Knopp) nur im Sommerkorn, Habern – Gersten, auch wol in Erbsen, Buchweizen und Sommerrocken“.²¹³³ Giese und Brinckmann unterscheiden aber zwischen beiden Pflanzen.²¹³⁴

„Leitersprosse“ mussten auf den alten Aufnahmen lediglich die Probanden im Osten übersetzen. Auch hier zeigen sich bei der Übersetzung Probleme: So sagt der erste Sprecher aus Broock „Leder“ „Leiter“, der dritte und zugleich jüngste in Bansow halb hochdeutsch „Lederschpross“. Diese Übersetzung ist auch in Bristow, Carolinenhof, Granzin, Nossentiner Hütte,²¹³⁵ Peetsch, Triepkendorf und Weisdin zu hören. Dabei handelt es sich zumeist um Sprecher der jüngeren Generation.

In Bansow verwenden drei Personen „Lederträâm“, der vierte „Lederträân“, in Nossentiner Hütte und Broock heißt es dagegen „Ledersprât“.²¹³⁶ In den nördlicher gelegenen Bristow, Brudersdorf und Jördenstorf nutzen die Probanden „Lederträân“ und „-träâm“. Die einzige Abweichung neben dem erwähnten halbhochdeutschen Wort stellt „Ledertralling“ dar, das Sprecher drei aus Jördenstorf verwendet. Hierbei handelt es sich um eine Umdeutung, da „Tralling“ eigentlich ‚Gitterstab, Gitterwerk‘²¹³⁷ bedeutet, aber auch in Zusammenhang mit dem ‚Geländer von Galerien und Treppen‘ verwendet wird.²¹³⁸ In Bristow muss Sprecher eins die Sätze spontan übersetzen, wobei er „Lederträât“, „Lederträâ“ und „Lederträân“ sagt. Ein Übergang ist in Carolinenhof feststellbar, dort sagt der dritte Sprecher „Lederschpräât“, der vierte, eine Frau, jedoch „Trâm“. In den südlicher gelegenen Ortschaften und Mecklenburg-Strelitz heißt es dagegen „Sprat“. Die zweite Kossebaderin und Sprecher fünf aus Demen nutzen das halbhochdeutsche „Lederschpross“, doch ist beiden „Leddersprat“ zumindest noch bekannt. In Tramm verwendet es der ältere Sprecher noch. Der jüngere und der Rastower bevorzugen bereits das halbhochdeutsche Wort. Der Wismarer gibt an, nur diese Form zu kennen, „Tram“ und „Sprat“ sind ihm unbekannt. Der erste Sprecher aus Rostock sagt „Lederschpross“, der zweite „Lederschproddn“. „Tram“ ist beiden nicht geläufig, obwohl der erste aus Gnoien, der zweite aus Bad Doberan stammt. Das MWB gibt als Grenzlinie für die beiden Ausdrücke „Ha-Schw-GüKrak-MATet-Wa-Treptow“ an, westlich davon gelte „Ledderstock“,²¹³⁹ was aber auf den Aufnahmen nicht vorkommt. Reuter schreibt „Tram“.²¹⁴⁰ Mantzel kennt diesen Ausdruck ebenfalls: „Trahm, gradus scalæ, non contiguæ. Eene Ledder-Trahme. Soepe occurrit in actis, reales injurias concernentibus, et wa^r een Stock weßt, so dick aß eene Ledder-Trahme.“²¹⁴¹ Bei Madauss findet sich wiederum der andere Ausdruck: „grippt sei mit de beiden Händen in ’e Leddersproten“.²¹⁴²

Auch hier ist Stellmachers Linie etwas ungenau, da „Tram“ im Osten auch noch südlich dieser Linie nachgewiesen werden kann (und zwar in Carolinenhof), in der

²¹³³ Fr.: Der Ku^ttick, in gewisser Hinsicht ein trauriger Vorbothe, in: Neue Monatsschrift von und fu^er Mecklenburg. Neunter Jahrgang. 7^{tes} und 8^{tes} Stu^eck. Schwerin Julius und August 1800, S. 257.

²¹³⁴ Giese, Pflanzennamen, S. 34 u. 37 bzw. Brinckmann, S. 11: „Küddig, Sempkrut“, „Ackersen“ u. S. 17: „Harrik, Haddick, Härk“, „Hederich“.

²¹³⁵ Sprecher drei spricht es „Lederschpross“ aus.

²¹³⁶ In den nachfolgenden Darstellungen wird einheitlich <sp> als Schreibung gewählt, da hier nur das Lexem selbst, nicht aber seine Aussprachevarianten behandelt werden sollen. Zur Verteilung von /sp/ und /ʃp/, vgl. Kap. 2.4.2.

²¹³⁷ MWB, VII, Sp. 222. Laut MWB „gelten, vor allem im N, die Erweiterungen Tralling und Tralling“ (ebenda).

²¹³⁸ Ebenda, Sp. 223.

²¹³⁹ MWB, IV, Sp. 872, Lemma „Leddersprat“.

²¹⁴⁰ So gibt es in „Kein Hüsung“ den Reim „Tram“: „tausam“ (Reuter, Werke V, S. 280).

²¹⁴¹ Mantzel, Ruhestunden 2, S. 66, siehe auch Jeppe, S. 157: „Trahm. Leitersprosse.“

²¹⁴² Madauss, S. 110.

Landesmitte ist im nordöstlich von Crivitz gelegenen Demen noch „Sprat“ bekannt. Etwas präziser ist die Karte im MWB.²¹⁴³ Außerdem ist die halb hochdeutsche Variante „Lederspross“ sowohl in Orten zu hören, in denen ansonsten „Sprat“ vorherrscht als auch in denjenigen, die „Tram“ bevorzugen. Es verdrängt also beide Lexeme, wodurch auch der „Nord-Süd-Gegensatz“ aufgehoben wird.

Über die Verteilung von „Lois“/„Trad“ lässt sich nur sehr wenig anhand der Aufnahmen sagen. Für das erstgenannte Wort gibt es gar keinen Nachweis. Blume hat es in Stargard und den angrenzenden Landstrichen verzeichnet.²¹⁴⁴ In Boldela nutzt der erste Sprecher „Tråådñ“, in Pritzier der zweite „Tråån“ und der Rastower „Wåågntråå“ ‚Wagenspur‘.²¹⁴⁵ Zwar ist das Wort in Demen nicht abgefragt worden, dennoch gilt auch dort „Trad“, „Lois“ ist dagegen unbekannt.²¹⁴⁶ Mantzel verzeichnet nur „Traden: Gleisen“,²¹⁴⁷ Jeppe kennt beides: „Trade [...] 2., die Wagenspur. Gleise Löse.“²¹⁴⁸ Das MWB macht im Gegensatz zu Stellmacher hier auch keinen „Nord-Süd-Gegensatz“ aus, sondern eher Unterschiede zwischen dem Westen („Trad“), der Landesmitte („Trad’ u. Låus“) und dem Osten („Låus“).²¹⁴⁹ Gillhoff gibt beide Wörter an, ohne jedoch eine regionale Differenzierung vorzunehmen: „wenn die *Traden* infolge früherer starker Regengüsse zu *Slagleusen* geworden sind.“²¹⁵⁰

Beim Wort ‚Erntefest‘ soll zunächst die Verbreitung der unterschiedlichen Bestimmungswörter untersucht werden: Im Großteil des Landes gilt „Aust“. Es herrscht ausnahmslos im Osten und im Großteil der Landesmitte. Unterschiede zeigen sich ab dem Schweriner See. Während in Demen alle Probanden ebenfalls „Aust“ bevorzugen, nutzen in Pinnow die beiden Sprecher, deren MWB-Sätze aufgezeichnet worden sind, „Ordn“ bzw. „Orn“, ersterer schwankt jedoch in der FE, so sagt er: „Un nähher Wendn bie de Ordn.“, wenig später jedoch: „Un nähher keem dee letzte Aust, dee Kattüffelaust.“ In Sukow übersetzt Sprecher eins, der aus Banzkow stammt, ‚Ernte‘ mit „Orn“, seine Frau bevorzugt aber „Aust“. Als er zu diesem Unterschied befragt wird, bestätigt er indirekt, dass er das gesagte Wort auch nutzt, da er zwischen beiden abwägt: „Orn oder Aust. Nu geht’t inne Aust. Ja, un in de, inne Orn. Ja.“ Als er dann konkret gefragt wird, ob er „Orn“ sage, antwortet er: „Jå, wie sünd inne Urn²¹⁵¹ west.“ Dagegen besteht seine Schwiegermutter darauf, dass es „Aust“ heiße. In den südlicheren Tramm, Spornitz und Prislich übersetzen alle Personen ‚Ernte‘ mit diesem Wort. Es ist auch in den westlicher gelegenen Lüblow, Glaisin, Eldena und Alt Jabel ausnahmslos zu hören. In Rastow, das nördlich von Lüblow liegt, nutzt der Proband dagegen „Orn“. Auch in Boldela kommt dieses Wort zumindest einmal bei Sprecher eins in den MWB-Sätzen vor. In der FE hat er aber zuvor noch „Aust“ gesagt, das alle anderen auch in den Übersetzungstexten ver-

²¹⁴³ MWB, VII, Sp. 223 f.

²¹⁴⁴ Blume, S. 8.

²¹⁴⁵ Vgl. Gernentz, System, S. 390, der meint, „Trad“ sei vom Aussterben bedroht. Es hat sich jedoch bis heute gehalten. Bei seinem zweiten Beispiel „Tram“ zeigt sich jedoch ein Rückgang. Des Weiteren zählt er auch „Leihm ‚Lehm“ dazu, da dieses „mit anderen hd. Wörtern lautgleich“ sei, jedoch kann auch diese Behauptung nicht bestätigt werden, schon deshalb nicht, weil das Wort in der Landwirtschaft doch noch im Gebrauch ist und diese Lautähnlichkeit keinen so großen Einfluss haben kann, denn dann wären auch Wörter wie „Haut“, „Hut“/„Huut“, „Haut“ und „Maus“, „Mus“/„Muus“, „Maus“ gefährdet. Viel wichtiger ist in diesen Fällen, ob das Wort häufig verwendet wird. Je seltener die Sprecher es aktiv gebrauchen, desto eher werden sie zum hochdeutschen übergehen.

²¹⁴⁶ Das wurde in einem späteren (leider nicht aufgezeichneten) Gespräch ermittelt.

²¹⁴⁷ [Mantzel, Ernst Johann Friedrich]: Bu’tzowsche Ruhestunden, gesucht, in Mecklenburgschen, vielentheils, bisher noch ungedruckten zur Geschichte und Rechtsgelahrtheit vornehmlich geho’rigen Sachen. Funfzehnter Theil, Bu’tzow 1764, S. 41.

²¹⁴⁸ Jeppe, S. 158.

²¹⁴⁹ Siehe die Karte im MWB, VII, Sp. 217 f.

²¹⁵⁰ Gillhoff, Idiotismen, S. 10.

²¹⁵¹ Zu dieser Aussprache vgl. Kap. 2.4.1.

wenden. Dagegen dominiert in Alt Meteln und Hoben „Orn“: In den MWB-Sätzen kommt ausschließlich dieses Wort vor. Sprecher vier, der aus Hof Meteln stammt, schwankt jedoch in der FE zwischen beiden Wörtern, so nutzt er im Gespräch mit dem dritten Probanden, einem Alt Meteler,²¹⁵² „Oorn“, im Gespräch mit Gundlach aber „Aust.“ In Hoben zeigt sich dieser Wechsel bei Sprecher eins sehr deutlich: „Un nãhher to de *Aust*, to de *Orn*, denn sãã wie: „Ach, nu låã a [= all] een poor Dão, acht Dãog, denn geht wedrer biede *Aust*, denn is dat Fischn wedrer vorbie [Hervorheb., A. K.].“ In Welzin ist ‚Ernte‘ nicht angefragt worden, dennoch gibt es in den FE Nachweise: Der erste Sprecher verwendet „Aust“, aber der zweite (neben „orn“ ‚geerntet‘) und sechste „Orn“, der dritte nutzt „Rapsorn“ ‚Rapsernte‘. Für Möllin und Woez gibt es nur Belege von „Orn“ bzw. „Urdn“.²¹⁵³ Dagegen ist in Pritzier wieder „Aust“ stärker vertreten: In den MWB-Sätzen nutzen zwei Personen dieses Wort, lediglich Sprecher eins sagt „Urn“. In den FE wechselt der zweite Proband jedoch auch zu diesem Lexem, „Aust“ ist in den Gesprächen gar nicht nachweisbar. Im westlicheren Bennin bevorzugen der zweite und vierte Sprecher in den Übersetzungstexten „Aust“, der erste und dritte sagen hier zwar „Urn“, der letztgenannte schwankt in der FE jedoch zwischen beiden Bezeichnungen.²¹⁵⁴

Vier der fünf Probanden in Lüttow übersetzen in den MWB-Sätzen ‚Ernte‘ mit „Aust“, lediglich der dritte Proband, eine Frau, gebraucht „Uurn“. Allerdings wechselt der fünfte in der FE auch zu „Orn“. Dabei handelt es sich um den einzigen Nachweis, „Aust“ kommt in den Gesprächen nicht vor. In Schlagsdorf und dem westlichsten Ort, Zweedorf, gibt es ausschließlich Belege für „Orn“. Auch in Selmsdorf dominiert dieses Wort, lediglich der vierte Sprecher, eine Frau, nutzt zweimal „Aust“ in den Übersetzungstexten.

„Orn“ kommt vorwiegend in Westmecklenburg vor, wobei die Belege von „Aust“ nach Süden hin zunehmen. Das erstgenannte Wort ist in Bennin und dem Grenzort Lüttow zu hören, im Norden ist noch in Hoben nachweisbar, wobei es aber bereits wie in den beiden zuvor genannten Orten in Konkurrenz zu „Aust“ steht. Der östlichste Ort, in dem „Orn“ vorkommt, ist Pinnow. In diesem Gebiet stehen beide Wörter nebeneinander, in Sukow und Tramm dominiert „Aust“, der Banzkower und Rastower nutzen wiederum „Orn“. Die Probanden südlich davon verwenden ausschließlich „Aust“. Erst in Pritzier ist wieder „Orn“ nachweisbar. Das südlichere Alt Jabel hat noch ausschließlich „Aust“. Damit ergibt sich im Westen selbst eine Zweiteilung, im nördlichen Teil überwiegt „Orn“, im Süden in den meisten Orten „Aust“. Die Verbreitung ist allerdings nicht mit Stellmachers Linie für „Arnbier“ zu vergleichen, da „Orn“ nur auf den Westen beschränkt ist und auch südlich von Wittenburg noch nachweisbar ist. Zudem setzt sich diese Tendenz außerhalb Mecklenburgs fort: Im südwestlichen Sumte nutzt nur der älteste Proband „Orn“, die anderen aber „Aust“. Dagegen ist in den nördlicheren Schlutup und Woltersdorf ausschließlich „Orn“ zu hören. Schumann erfasst für Lübeck jedoch 1907 bereits „Aust“ neben „Oorn“.²¹⁵⁵ In der Mundartliteratur Westmecklenburgs sind ebenfalls beide Wörter

²¹⁵² Beide Orte sind Nachbarorte. Der Alt Meteler verwendet in diesem Gespräch dasselbe Wort: „Un wie wier’t inne Oorn?“

²¹⁵³ Gundlach bemerkt in einem Gespräch deshalb auch: „So, nah dee Vörmatt kümmt dee Aust. Oder Ordn seggn See hier ja [...]“.

²¹⁵⁴ Allerdings ist „Aust“ nur einmal belegt, „Orn“ (in diversen Aussprachevarianten: [o:œn], [o:œdn], [u:œn], [u:œdn]) hingegen viermal.

²¹⁵⁵ Beide Nachweise: Schumann, Wortschatz, S. 25.

nachweisbar, so z. B. bei Clasen „Ohrn“.²¹⁵⁶ Stillfried schreibt einmal „Urn“, allerdings auch „Aust“.²¹⁵⁷ Rogge verwendet ebenfalls das letztgenannte Wort.²¹⁵⁸ Unterschiede gibt es aber auch im Osten, besonders in Mecklenburg-Strelitz: In Cammin, Carolinenhof, Granzin, Kieve, Klein Trebbow, Peetsch und Triepkendorf bevorzugen vor allem jüngere Probanden das hochdeutsche „Ernt“, auch in Komposita, so ist in Cammin „Tüftenernt“ ‚Kartoffelernte‘ zu hören. Bereits in den MWB-Sätzen zeigt sich dieser altersbedingte Unterschied. Auch das Genus des Wortes „Aust“ ändert sich: Im Großteil des Aust-Gebietes handelt es sich um ein Femininum („nâh de Aust“), in Granzin, Klein Trebbow, Peetsch, Röbel, Triepkendorf und Weisdin ist es jedoch auch Maskulinum („nâh'n Aust“ bzw. „nâh denn Aust“) nachweisbar.²¹⁵⁹ Im erstgenannten Ort bevorzugt die letzte Sprecherin jedoch in den Übersetzungstexten und der FE das Femininum: „Nâh de Aust“ bzw. „so inne Aust“. Auch in Weisdin schwankt das Genus, so nutzt der erste Proband ebenfalls Femininum, der zweite Maskulinum. Beim dritten ist nicht genau festzustellen, welches er eigentlich präferiert, da Gundlach ihm vorsagt. Dabei benutzt er auch das Femininum. In Warlin dominiert dieses Genus, das Maskulinum verwendet nur Sprecher eins einmal. Für Schönbeck lassen sich keine eindeutigen Aussagen treffen, da lediglich vom vierten Probanden MWB-Sätze existieren. Dieser sagt aber bereits „Ernt“ und nicht mehr „Aust“. Auch in den FE gab es nur einen Nachweis für das hochdeutsche Wort: „Rapsernte“. In Röbel nutzt der erste Sprecher das Femininum, der zweite, vierte und fünfte jedoch Maskulinum.²¹⁶⁰ Für Carolinenhof, Kieve, Nossentiner Hütte und Satow gibt es nur Nachweise für das erstgenannte Geschlecht. Röbel ist damit der westlichste Ort, in dem das Maskulinum auftritt.

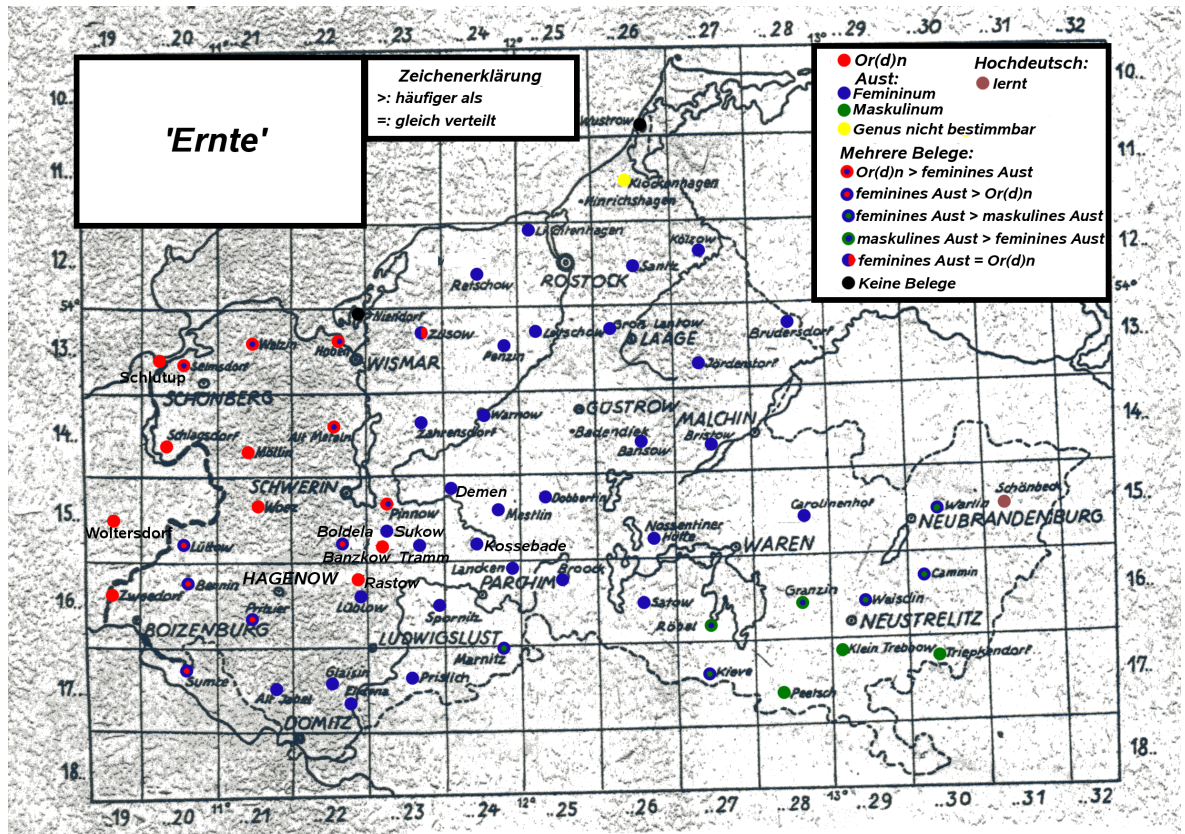
²¹⁵⁶ Clasen, S. 2: „Nah're Ohrn“.

²¹⁵⁷ Stillfried, Ut Sloß un Kathen, S. 8 bzw. S. 9.

²¹⁵⁸ Rogge, S. 21: „Is dat in de Aust heit, ward de Brägen dünn.“

²¹⁵⁹ Die meisten Nachweise stammen dabei aus den MWB-Sätzen. In Triepkendorf ist das Genus jedoch auch in der FE von Sprecher eins deutlich erkennbar: „un denn is ja sowiet middn Aust“. In Züsow ist auch einmal Neutrum zu hören: „Heu- bitt to't Rongaust“.

²¹⁶⁰ Beim letztgenannten gibt es lediglich einen Nachweis aus der FE, da die MWB-Sätze nur unvollständig erhalten sind: „in Aust“.



Der Schiller/Lübben erfasst das Geschlecht des Wortes nicht. Lediglich in einigen Beispielen ist es sicher zu bestimmen, dann handelt es sich immer um Maskulinum.²¹⁶¹ Das Handwörterbuch von Lübben gibt ausschließlich dieses Genus an.²¹⁶² Sibeth erfasst zwar das Wort, bietet aber keine weiteren Informationen dazu.²¹⁶³ Das MWB hat zwar beide Genera, erwähnt aber nur, dass „heute häufig f. gebraucht“ werde.²¹⁶⁴ Die geographische Verteilung hat gezeigt, dass Aust von Osten her nach Westen vordringt, so nutzt im außermecklenburgischen Sumte nur der ältere Sprecher noch „Orn“. Das MWB gibt als Ausgangspunkt den Südosten an,²¹⁶⁵ also die Gegend, in der Maskulinum vorherrscht. Hier hat sich das ursprüngliche Genus halten können, während es sich in den westlicheren Gebieten gewandelt hat. Dabei könnte „Aust“ „wohl in Anlehnung an Orn“ dessen Geschlecht angenommen haben,²¹⁶⁶ zumal beide Wörter im Nominativ bereits mit demselben Artikel gebraucht worden sind und daher der Übergang relativ leicht vollzogen werden konnte. Das MWB meint, Reuter verwende stets Maskulinum,²¹⁶⁷ jedoch steht in heutigen Ausgaben auch Femininum. Ein Vergleich mit einer „Hanne Nüte“-Ausgabe von 1865 und späteren Drucken zeigt, dass das Genus geändert und damit anhand heutiger Veröffentlichungen kaum mehr eine Bestimmung möglich ist.²¹⁶⁸

²¹⁶¹ Schiller/Lübben, III, S. 288.

²¹⁶² Lübben, August: Mittelniederdeutsches Handwörterbuch. Nach dem Tode des Verfassers vollendet von Christoph Walter, Leipzig, Norden 1888, S. 259.

²¹⁶³ Sibeth, S. 4.

²¹⁶⁴ MWB, I, Sp. 490.

²¹⁶⁵ Ebenda.

²¹⁶⁶ Ebenda.

²¹⁶⁷ Ebenda.

²¹⁶⁸ In der besagten Ausgabe von 1865 ist „Uns' Jochen is just in den Aust“ zu lesen (Reuter, Hanne Nüte, S. 258), die Volksausgabe von 1878 hat hier ebenfalls Maskulinum (Reuter, Volks-Ausgabe IV, S. 167). Dagegen steht in der Reuter-Ausgabe von Gaedertz und Neumann „Uns' Jochen is just in de Aust“ (Reuter, Werke VI, S. 171). Beide Werkausgaben sind jedoch inkonsequent: In der Volksaus-

Das ‚Erntefest‘ nennen die Probanden in Westmecklenburg ‚Ornbier‘ (bzw. ‚Ornbeier‘ [Schlagsdorf, Zweedorf]). Diese Bezeichnung findet sich u. a. in Bennin, Boldela, Möllin, Schlagsdorf, Welzin und Zweedorf. In Eldena benutzt Sprecher drei das hochdeutsche ‚Erntefest‘. ‚Ornbier‘ reicht aber noch darüber hinaus: so ist es auch in Tramm zu hören, dort benutzt Sprecher eins es u. a. in ‚Ordnbiervadrer‘ ‚Erntekönig (d. h. derjenige, bei dem das Erntefest gefeiert wird)‘. In der Landesmitte ist es darüber hinaus u. a. in Mestlin, Pinnow, Retschow, Zahrendorf und Züsow zu hören. In Demen und Kossebade ist einzig dieses Wort als Bezeichnung des Festes bekannt. Sprecher vier aus Bansow nutzt dagegen ‚Austköst‘. Diese Bezeichnung kommt auch in Jördenstorf, Nossentiner Hütte und Peetsch vor. In Satow gibt Sprecher eins, eine Frau, auf die Frage, welches der beiden Wörter sie verwende, ‚Ornbier‘ an. Damit handelt es sich bei Ornbier/Austköst nicht um einen reinen Nord-Süd-Gegensatz, wie Teuchert und Stellmacher meinen, denn beide Formen sind sowohl im Norden als auch Süden zu finden. ‚Ornbier‘ konzentriert sich vor allem auf den Westen, ‚Austköst‘ auf den Osten des Untersuchungsgebietes. In den nördlichen Retschow und Letschow, die beide in der Landesmitte liegen, heißt das Erntefest ‚Austbier‘, was quasi eine Übergangs- bzw. Mischform darstellt.²¹⁶⁹ Das MWB behauptet aber, ‚Austköst‘ gilt im ganzen Lande mit Ausnahme des äußersten W und hat das ältere *Oornbier* weitgehend verdrängt.²¹⁷⁰ Die Karte gibt als Ostgrenze für das letztgenannte Wort die Müritz an.²¹⁷¹ Es ist aber selbst in Carolinenhof zumindest noch bekannt, denn dort verwenden der zweite und fünfte Proband zwar ‚Austköst‘, letzterer gibt jedoch an, als er gefragt wird, welches Wort er nutze: ‚Ornbier, jå, Austköst oder Ornbier, so, is veschiedn.‘ Die Belege auf den neueren Aufnahmen zeigen, dass ‚Ornbier‘ noch relativ weit verbreitet ist, so gilt es auch heute noch in vielen Orten der Landesmitte. Zwar gibt Kolz für Westmecklenburg ‚ouscøst f. Lv ‚Erntebier‘ an, sagt jedoch nichts zu seiner Verbreitung.²¹⁷² In Schlagsdorf heißt das Fest beispielsweise ‚Ornbeier‘. Gillhoff verzeichnet dafür ‚Orndklas oder Austköst‘.²¹⁷³ Brinckman bevorzugt ‚Austköst‘,²¹⁷⁴ während Friedrich und Karl Eggers ‚Ornbir‘ schreiben.²¹⁷⁵ Der Groß Lantower Friedrich Cammin nennt ein Gedicht ‚Dei Austköst‘,²¹⁷⁶ Helmuth Schröder verwendet das Wort ebenfalls.²¹⁷⁷ Karl-Heinz Madauss verwendet beide Wörter: ‚Man nah - dei Austköst hett dat ümmer heiten: ‚Dat Legst an ’e Aust is Ornbier‘,‘²¹⁷⁸ wobei er jedoch Letzteres bevorzugt. Der Wismarer Hans Draehmpaehl nutzt ebenfalls ‚Oornbier‘: ‚In

gabe der ‚Läuschen un Rimels‘ heißt es: ‚Un nu bün ’ck midden in de Aust‘ (De Gedanken tau Pird, in: Reuter, Volks-Ausgabe I, S. 233). Hier hat die Gaedertz/Neumann-Ausgabe ebenfalls Femininum (Reuter, Werke I, S. 127). In der Erstausgabe heißt es dagegen: ‚Un nu bün ’ck mirren in den Aust‘ (Reuter, Läuschen, S. 63). Dagegen haben beide Werkausgaben beim Gedicht ‚De Börgers bi Regenweder‘ (‚Läuschen un Rimels II‘) Maskulinum: ‚Nu kamm in’n Aust denn mal ’ne Tid‘. (Reuter, Volks-Ausgabe II, S. 17 bzw. Reuter, Werke I, S. 281).

²¹⁶⁹ Ein literarischer Nachweis findet sich bei Piper, Middelkraug, S. 75: ‚Wegen so ’n Austbier was nu Herr Kläter ok mal tauirst in’n Middelkraug kamen‘. Allerdings stammt dieser ursprünglich aus Röcknitz, das östlich von Stavenhagen liegt.

²¹⁷⁰ MWB, I, Sp. 499.

²¹⁷¹ Ebenda, Sp. 499 f.

²¹⁷² Kolz, S. 63 f.

²¹⁷³ Gillhoff, Idiotismen, S. 10.

²¹⁷⁴ So z. B. in ‚Dat Brüden geht üm‘: ‚dei hüllen dor Austköst‘ (Brinckman, Werke II, S. 7) und im ‚Kasper-Ohm un ick‘: ‚wat he sin Austköst gäwen wull‘ bzw. ‚up de beseggte Austköst‘ (Brinckman, Werke I, S. 193 bzw. 194).

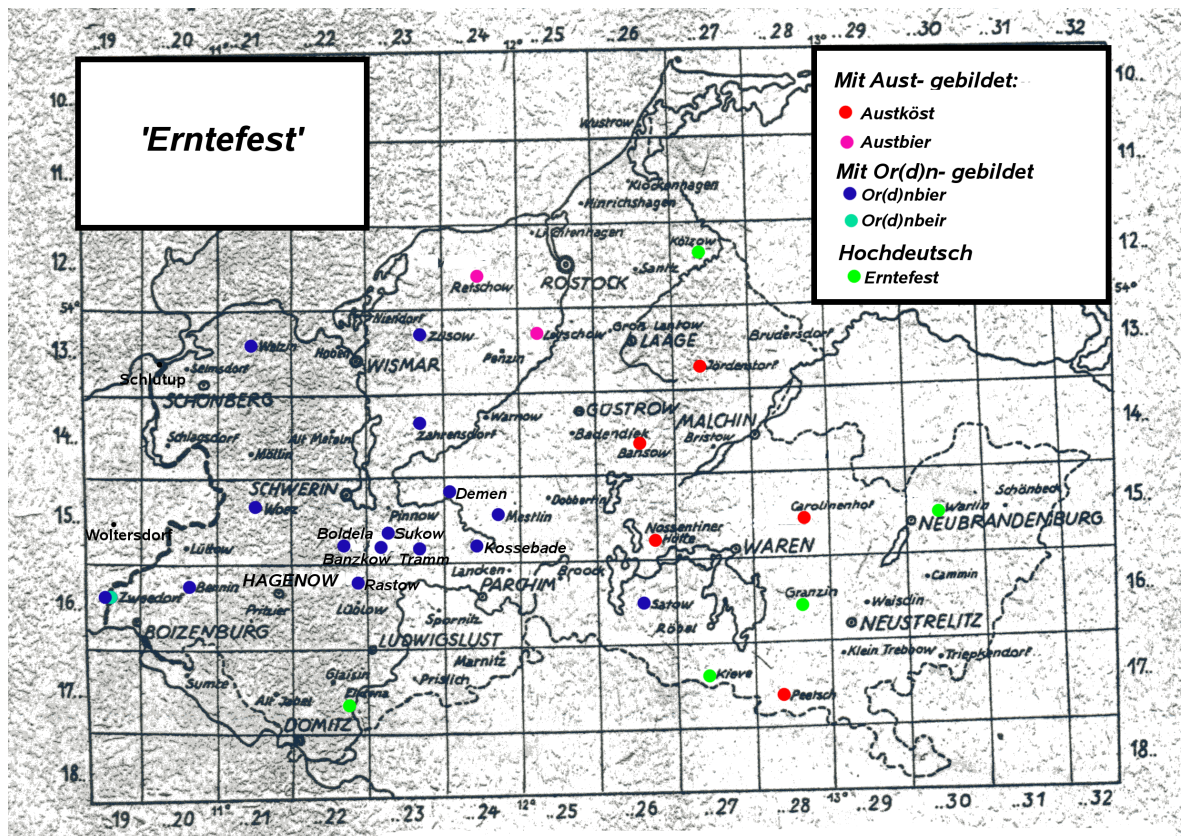
²¹⁷⁵ Eggers, S. 211: ‚Jucht un gei’t as wir hüt Ornbir‘.

²¹⁷⁶ Cammin, Friedrich: Ut dei Bilad’. Plattdutsche Scharteken von öltlings un hüt in meckelbörger Mundort, [Güstrow] 1902, S. 115.

²¹⁷⁷ Schröder, H., S. 163.

²¹⁷⁸ Madauss, S. 169, auf derselben Seite finden sich noch weitere Belege für ‚Ornbier‘.

Gägelow bi 't Oornbier / Seh 'ck se dat ierste Mal.²¹⁷⁹ Bei Jogen Clasen, der aus dem Fürstentum Ratzeburg stammt, ist westmecklenburgisches „Oornbeier“ zu finden, neben dem er noch das kleinere „Oornklas“ anführt.²¹⁸⁰ Wossidlo gibt für das Fest mehrere Bezeichnungen an, geht aber nicht auf deren Verbreitung ein: „Oornbier, Oornköst, Oornklaats, Austbier, Austköst, Kranzbier“,²¹⁸¹ jedoch geben einige seiner Gewährsleute teilweise mehr als einen Begriff an, wobei sie damit jedoch verschiedene Feste bezeichnen: „Up de Haw'dörper bi Gnoien gew dat Strikelbier, wenn de Aust anfüng, Oornbier [sic] wenn se to End' wier, un in 'n November, wenn toseigt wier, Austköst.“²¹⁸² Der westlichste Ort, in dem auf den alten Aufnahmen „Austköst“ nachgewiesen werden kann, ist Bansow. Auf den neuen gibt eine aus Bützow stammende Frau ebenfalls an, dieses Wort zu verwenden. Schumann kennt diese Bezeichnung sogar aus Lübeck.²¹⁸³ Es zeigt sich jedoch, dass die Verteilung von „Orn“ und „Ornbier“ nicht deckungsgleich ist, denn während Ersteres nur bis Pinnow reicht, ist das letztgenannte Wort selbst am Plauer See noch zu hören.



In anderen Komposita steht dagegen „Aust“, so führt Sprecher zwei aus Zahrendorf aus: „Ja, dor wier denn neher in Haast, wenn dee Austtiet wier, wier dat Ornbier in äh, in Dörp, ne.“ In Züsow heißt es wiederum „Heu- bitt to't Rongaust“, aber ebenfalls „Ornbier“. Die Verwendung ist hier also stark vom Lexem selbst abhängig, wobei sich „Orn“ hauptsächlich bei ‚Erntefest‘ noch gut halten kann, es gibt lediglich zwei Untersuchungsorte, in denen es bereits „Austbier“ heißt. Möglicherweise stützt

²¹⁷⁹ Draehmpaehl, S. 32.

²¹⁸⁰ Clasen, S. 7.

²¹⁸¹ Wossidlo, Richard: Erntebraüche in Mecklenburg, Hamburg [1927] (= Quickborn-Bücher, 36. Band), S. 41.

²¹⁸² Ebenda.

²¹⁸³ Schumann, Wortschatz, S. 28.

hier auch das vom Osten abweichende Grundwort „Bier“ das ältere „Orn“, denn bei den anderen Komposita, wie z. B. „Rapsorn“ ‚Rapsernte‘ (Welzin) ändert sich der zweite Bestandteil, so dass der Pinnower neben „Orn“ auch das von ihm verwendete „Aust“ sehr leicht als Kompositionsglied nutzen kann: „Un nähher keem dee letzte Aust, dee Katüfflaust.“ Dagegen wird „Ornbier“ unter Umständen gar nicht mehr als Kompositum wahrgenommen, d. h., den Sprechern ist nicht mehr bewusst, dass es eigentlich von der Bildung der anderen zusammengesetzten Wörter abweicht.²¹⁸⁴ Raupach kennt „Arne it. Aust“,²¹⁸⁵ auch Mantzel gibt bereits „Ahrn [...], vid. Aust“,²¹⁸⁶ aber noch ausschließlich „dat Ahren-Beer“ an,²¹⁸⁷ des Weiteren: „De Ahren-Klatze, it. Ahren-Claaß; convivium, finita messe, in gaudium rusticorum, adornari folitum.“²¹⁸⁸ Dahl notiert aus einer 1765 erschienenen Ausgabe der „Wöchentlichen Rostockischen Nachrichten und Anzeigen“ „Aust-Leitern“.²¹⁸⁹ Jeppe verzeichnet „Ahrn. Erndte.“ und „Ahrn-Klatz. Erndte Fest. (Collation)“²¹⁹⁰ sowie den Satz „Upt Ahn-Bier ging't toletzt kunterbunt dörch'n anner.“²¹⁹¹ wobei er aber auch „Aust. Ärndte austen.“ kennt.²¹⁹² Mussäus nennt als Bezeichnungen für dieses Fest „Austbeir“ und „Austköst“.²¹⁹³

Die Untersuchung hat gezeigt, dass die Einteilung Stellmachers zu ungenau ist, im Falle von ‚Erntefest‘ überdies eigentlich einen Ost-West-Gegensatz darstellt. Anhand dieser Wortpaare ist eine Binnengliederung deshalb nur teilweise möglich. Daher sollen nun weitere Wörter auf ihre Verbreitung innerhalb Mecklenburgs untersucht werden.

Unterschiede zeigen sich beim Wort ‚Kartoffel‘: Im Großteil des Landes heißt sie ‚Ketüffl‘ bzw. kurz ‚Tüffl‘. In Cammin, Carolinenhof, Granzin, Klein Trebbow, Warlin, Schönbeck, Triepkendorf und Weisdin jedoch ‚Tüftn‘. Diese Form erstreckt sich also vorwiegend auf den Südosten, wobei sie über Mecklenburg-Strelitz bis an die Müritz reicht. Reuter schreibt ‚Tüften‘.²¹⁹⁴ Das MWB teilt in westliches ‚Ketüffel‘, dem sich ‚Tüffel‘ und ‚Tüft‘ anschließen,²¹⁹⁵ wobei es jedoch einräumt: ‚beiderseits der Grenze *Ketüffel/Tüffel* gibt es nicht eingetragene Streubelege der jeweils anderen Form“.²¹⁹⁶ So kommen in Demen beide Formen vor: Sprecher zwei und fünf übersetzen das Wort mit ‚Tüffel‘, die anderen drei mit ‚Ketüffl‘. In Welzin und Boldela ist dagegen nur das letztgenannte Wort nachweisbar, in Brudersdorf nur das erste. In den MWB-Sätzen ist ‚Ketüffel‘ allerdings auch noch in Röbel einmal zu hören. Es ist aber möglich, dass die Vorlage hier die Übersetzung beeinflusst hat. In Demen nutzt Sprecher eins das Wort auch in der FE: ‚Ketüfflsselât‘ ‚Kartoffel-salat‘. Auch in Pinnow und Spornitz sind beide Varianten im freien Gespräch zu finden. Bereits in Broock herrscht nur ‚Tüffel‘ vor. In Marnitz und Lancken kommt ‚Ketüffel‘ nur noch in den MWB-Sätzen vor, in den FE nutzen die Probanden

²¹⁸⁴ Zwar ist auch hier „Aust“ als Bestimmungswort möglich, doch gerade der Gegensatz Ornbier – Austköst zeigt, dass die Wörter hier wohl als Ganzes wahrgenommen werden. „Orn“ wirkt deshalb besonders in der Landesmitte beinahe wie ein unikales Morphem, da es in keiner anderen Zusammensetzung vorkommt.

²¹⁸⁵ Raupach, S. 180/181.

²¹⁸⁶ Mantzel, *Ruhestunden* 2, S. 38.

²¹⁸⁷ Ebenda, S. 39.

²¹⁸⁸ Ebenda.

²¹⁸⁹ Dahl, *Niederdeutsches*, S. 74.

²¹⁹⁰ Beide Einträge, Jeppe, S. 1, siehe auch ebenda, S. 8, wo er beide Wörter nochmals verzeichnet.

²¹⁹¹ Ebenda, S. 89.

²¹⁹² Ebenda, S. 9.

²¹⁹³ Mussäus, *Stände*, S. 122.

²¹⁹⁴ Er nutzt es z. B. im Gedicht „Rindfleisch un Plummen“ aus den „Läuschen und Rimels“: „Un ümmer Tüften, ümmer Räuwen“ (Reuter, *Werke*, I, S. 131).

²¹⁹⁵ MWB, VII, Sp. 293 f.

²¹⁹⁶ Ebenda, Sp. 293.

„Tüffel“. Im westlichen Glaisin ist diese Form nur einmal zu hören. Im etwas östlicher gelegenen Züsow sind ebenfalls beide belegt. In Mestlin lautet der einzige Nachweis in den FE „Tüffel“, in den MWB-Sätzen kommt ausschließlich „Ketüffel“ vor. In Kossebade übersetzen beide Probanden das Wort mit „Tüffel“. Diese Form ist auch in Prislich und Warnow zu hören, allerdings handelt es sich um den einzigen Beleg in beiden Orten, so dass nicht sicher ist, ob es ausschließlich gilt. In Penzin und dem östlicheren Letschow ist nur „Tüffel“ nachweisbar, in Retschow kommt das Wort nicht vor. Die beiden einzigen Nachweise in Lichtenhagen lauten „Ketüffel“. Von Badendiek und Dobbartin gibt es keine Belege, ebenso von Niendorf und Hoben im Westen. In Alt Meteln überwiegt „Ketüffel“, lediglich einmal verwendet Sprecher vier die andere Form, wobei er hierbei auch von Gundlach beeinflusst sein könnte, da er sie in der Frage gebrauchte.²¹⁹⁷ Die beiden Trammer nutzen in den MWB-Sätzen „Tüffel“, der Banzkower sagt „Ketuffel“, seine Frau bevorzugt wiederum die erstgenannte Variante. Dagegen herrscht im westlicher gelegenen Lüblow „Ketüffel“ vor. In den ostmecklenburgischen Klockenhagen, Satow und Wustrow ist diese Variante sogar noch in den FE belegt, in den letztgenannten Orten jedoch nur jeweils einmal, im erstgenannten zweimal, wobei in allen „Tüffel“ dominiert. Die Karte gibt also keine festen „Grenzen“ an, sondern zeigt auf, welche Form in dem jeweiligen Gebiet dominiert. Besonders im „Grenzgebiet“ können beide vorkommen. Für das strelitzische Gebiet und dessen Umgebung erfasst Blume 1933 noch verschiedene Varianten:

Fürstenberg bis Priepert hinauf sagt *katü_fäl*, Mirow südlich einer Linie Priepert–Vietzen mit angrenzendem Schwer. *tü_fäl*. Wustrow gehört schon zum *tü_ft*-Gebiet, das bald auch den *tuft*-Bezirk im Osten erobert haben wird. Die Alten sagen *tuft* noch bis zu einer Linie Sandhagen, Lübbersdorf, Neetzka, Kölpin, Neugarten, Triepkendorf und Mechow. Restpunkte sind Glienke, Ihlenfeld, Trollenhagen und Gr. Quassow, so daß *tuft* einst über die ‚Brunnen‘grenze hinaus gereicht hat.²¹⁹⁸

Aber auch das Ernten des Kartoffeln wird unterschiedlich benannt: sowohl im Westen als auch im Osten übersetzen einige Probanden ‚Kartoffeln sammeln‘ mit „sammeln“, so z. B. in Bansow, Brudersdorf, Granzin, Jördenstorf, Lancken, Lüblow, Nossentiner Hütte und Peetsch. In Carolinenhof und Schönbeck ist es nur in den FE nachweisbar. Einige Sprecher substantivieren die Wortgruppe auch zu „Tüwwlsamml“. Sprecher zwei aus Bansow verwendet in den MWB-Sätzen „sammeln“, in seiner FE jedoch „racken“. Dieses Wort nutzt auch der dritte Proband, eine Frau, aus Jördenstorf in den MWB-Sätzen, im freien Gespräch bildet sie daraus ein Substantiv: „inne Tüwwlraggertied“ ‚in der Kartoffelerntezeit‘. Die anderen Personen sagen in den Übersetzungstexten „sammeln“ bzw. „näh'n Tüwwlsamml“. In Broock übersetzen zwei Sprecher das Wort mit „racken“, einer bleibt bei „sammeln“. In Kieve wurde diese Wortgruppe nicht abgefragt, eine Probandin verwendet aber „Tüwwlraggn“ in der FE. Auch in Broock, Lüblow, Marnitz, Mestlin, Nossentiner Hütte, Röbel, Satow und Spornitz ist entweder dieses Substantiv oder das Verb „racken“ zu hören. Der erste Marnitzer nutzt in der FE überdies „Tüwwlraggermaschien“ ‚Kartoffelerntemaschine‘. Das Verb kommt auch auf den neueren Aufnahmen vor, und zwar in Demen, Kossebade und Tramm. In Sukow und Rostock nutzen die Personen „sammeln“, der Wismarer belässt das Verb ebenfalls. Allerdings geben die Sukower auf Nachfrage hin „Ketüffel racken“ an. Dennoch handelt es sich beim „sammeln“ und „racken“ nicht zwangsläufig um regionale

²¹⁹⁷ So meint Gundlach „Un denn nähher keem dee Tüffel.“ worauf der Proband bestätigt: „Näh komm dee Tüffel.“

²¹⁹⁸ Blume, S. 73. Reinhold, C., S. VII, schreibt „Pölltuft'n“, also ohne Umlaut.

Unterschiede, zumal sie in ein und demselben Ort auftauchen können, sondern um Übersetzungsvarianten, wie der zweite Bansower gezeigt hat. In Satow überträgt der erste Sprecher ‚Kartoffel sammeln‘ beispielsweise mit ‚Tüffel säuken‘, in der FE sagt er jedoch ‚racken‘. Besonders bei ‚sammeln‘ könnten einige Probanden durch die Textvorlage beeinflusst worden sein, da das niederdeutsche Wort hier dem hochdeutschen entspricht und auch als Übersetzung möglich ist. Der fünfte Proband aus Demen bemerkt zur Kartoffelernte: ‚Rackn und Samml, ja. Mööscha [= musst ja] uutraggn un denn samml. Ja, Rackn un Samml, ja, ja‘. Er geht also von zwei Schritten bei der Ernte aus. Überdies entfiel bei den Erntemaschinen (z. B. beim Roder) das eigenhändige Herauskratzen, so dass hier nur noch Kartoffeln gesammelt wurden. Der entsprechende MWB-Satz lautet: ‚Wir wollen erst das Vieh tränken und nachher Kartoffel sammeln.‘ Hierbei ist offen, was gemacht werden soll: das Ernten oder nur das Absammeln der Kartoffeln. Oftmals wurde nach der maschinellen Ernte auch nachgesammelt. Deshalb verwendet eine Frau, als sie von der Ernte mit einer ‚Tüftnkommbein‘ ‚Kartoffelkombine‘ berichtet, auch ‚sammeln‘: ‚Ick bün inne Kuurnaust giern unt Tüftn mit samml‘. Lediglich auf kleinen Flächen (z. B. Gärten) werden die Kartoffeln noch heute mittels Kratzer geerntet. Daher ist der Satz mehrdeutig. So erklärt sich auch die Übersetzung ‚säuken‘, die in Bristow, Nossentiner Hütte, Röbel und Satow zu hören ist. Deshalb können sowohl ‚racken‘ als auch ‚sammeln‘ die Ernte meinen, der dritte Sprecher aus Brudersdorf berichtet beispielsweise: ‚Denn geiht dat Tüwwlsamml los. Dat is eigentlich ’ne mäuhsame Aabeit, oewer dee möötn ja ook ruut, un dee komm ja ook ümmer ruut.‘ wohingegen eine Satowerin meint: ‚Ja, wie hemm hundertwinnig Raut Te, Tüwwlacker hatt, un dee hemm wie ook allein ruutraggn müßt.‘ Beide Probanden gehören der mittleren Generation an.

In den Zusatzaufnahmen von Warlin berichtet Sprecher zwei von der ‚Tüftnbuddltiet‘ ‚der ‚Kartoffelerntezeit‘, wobei er ausführt, dass er auf seinem ‚Tüftenland‘ ‚ook aals alleen buddl‘ musste. Hierbei ist wie bei ‚racken‘ das Herauskratzen der Kartoffeln gemeint. Gundlach ließ den entsprechenden Satz im Südosten jedoch nicht abfragen, so dass die Verbreitung der Bezeichnung nicht ermittelt werden konnte.²¹⁹⁹ Im strelitzischen Granzin ist neben ‚säuken‘ und ‚sammel‘ von zwei Sprechern auch ‚kulen‘ (lautlich [ku:l]) zu hören. Dieses Verb nutzen auch zwei Probanden in Röbel, der vierte übersetzt ‚sammeln‘ jedoch mit ‚racken‘, der fünfte mit ‚säuken‘. Aber auch in der FE findet sich das erstgenannte Wort, und zwar bei Sprecher zwei: ‚In Aust, bie’t, bie’t Tüfflkuhl‘. In Peetsch nutzt der erste Proband ‚söken‘ ‚suchen‘, der zweite ‚upsöken‘. Der dritte schwankt: zunächst sagt er ‚upsammeln‘, als er den Satz wiederholt jedoch ‚söken‘. Sprecher vier verwendet zweimal ‚sammeln‘. Blume gibt für Mecklenburg-Strelitz ‚*budaln*‘ und ‚*külän*‘ an, dem sich schwerinsches ‚*rakj*‘ anschließe, wobei er für Minzow und Federow, beide in Mecklenburg-Schwerin gelegen, bereits ‚*budaln*‘ registriert.²²⁰⁰

‚sammeln‘ herrscht auch im westmecklenburgischen Eldena vor. In Glaisin ist ‚utkriegen‘ zu hören. Uneinheitlich ist die Übersetzung dagegen im nördlicher gelegenen Lüblow: der erste Sprecher verwendet ‚racken‘, der zweite ‚sammeln‘, die beiden ältesten jedoch ‚kleen‘ bzw. ‚kliddn‘ ‚kratzen‘ (gemeinmeckl. ‚kleien‘). Im Westen zeigen sich also auch Unterschiede bei der Übersetzung, allerdings wurde ‚Kartoffeln sammeln‘ lediglich im Südwesten abgefragt. In Pritzier sagen alle Probanden ‚sammeln‘. Dieses Verb dominiert auch in den MWB-Sätzen von Bennin, in der FE sagt Sprecher drei aber ‚Ketüffel rutkriegen‘. In Zweedorf gebraucht der

²¹⁹⁹ Siehe Anhang dieser Arbeit. In Mecklenburg-Strelitz mussten lediglich die Sprecher aus Peetsch den eingeklammerten Teil übersetzen.

²²⁰⁰ Blume, S. 73.

erste Proband „sammeln“, die anderen drei jedoch „purren“. Der vierte verwendet es auch in der FE. In Boldela und Welzin ist in den FE „sammeln“ nachweisbar, ebenfalls in den außermecklenburgischen Schlutup²²⁰¹ und Woltersdorf.

Die Karte im MWB zu „Kartoffeln ernten, aufnehmen“ erfasst nicht alle hier ermittelten Bezeichnungen.²²⁰² Dabei zeigt sich zudem, dass „sammeln“ im gesamten Untersuchungsgebiet gilt und nicht nur im Westen und im Norden der Landesmitte. Die Ausführungen von Sprecher fünf aus Demen haben gezeigt, dass mit „racken“ eigentlich das Herauskratzen der Kartoffeln aus der Erde gemeint ist, das eigentliche Aufnehmen bezeichnet er als „sammeln“. Dennoch kann auch „racken“ für den ganzen Prozess, das „Ernten“ stehen. Durch die Einführung von Maschinen verlagerte sich die Tätigkeit jedoch zunehmend auf das „Sammeln“, das „Herauskratzen“ übernahmen Kartoffelroder, die der erste Proband aus Marnitz dementsprechend auch als „Tüffelrackermašin“ bezeichnet. Viele der alten Bezeichnungen, die die Karte abbildet und auch auf den Aufnahmen noch nachgewiesen werden können, bezeichnen dabei das Herausnehmen der Kartoffeln, wobei die Tätigkeit spezifiziert wird: racken, kleen (kleien) ‚kratzen‘ bzw. „buddeln“, „purren“ ‚graben‘. In Alt Jabel nutzen zwei Sprecher „Ketüffel kratzen“, eine Lüblowerin substantiviert die Wortgruppe zu „bie’t Ketüwwlkratzn“. In den MWB-Sätzen hat sie „sammeln“ noch mit dem Synonym „kleen“ übersetzt. Auch „utkriegen“ bezieht sich auf das Herausnehmen der Kartoffeln, jedoch ohne die Art der Tätigkeit anzugeben. Bei „kulen“ besteht eine Verbindung zum Substantiv „Kul“ ‚Kartoffelmiete‘. Durch den technischen Fortschritt verlagerte sich die Arbeit jedoch auf das bloße Aufnehmen der Kartoffel. So ist selbst in den Gebieten, wo früher das Ernten durch Bezeichnungen für das Herausnehmen ausgedrückt wurde, heute „sammeln“ zu hören, aber auch Verben, die die Tätigkeit des Aufnehmens umschreiben, dazu gehören „säuken“/„söken“, „upsöken“ und „upsammeln“. Diese Veränderung beschreibt eine Carolinenhoferin in ihrer FE: „Früher hemm wie ja dee ümmer noch minn [= mit ein] Kratzer mockt, aber dat moggn w’ hüüt ja nich miehr, hüüt schleudern s’ de up, un wie samml s’ denn bloß up.“ Hierbei erklärt sie indirekt auch die anderen Bezeichnungen: „Ja, blifft ’n ganz Deil [nämlich Kartoffeln, A. K.] in, aber dee waan denn näher poor Mål afäägt un nähgruppert, un denn möödn w’ s’ ümmer wedrer afsäugn, das já dat schlimmste ümmer. Krumm schtähn ganzn Dagg dorbie.“ Damit rücken das „Sammeln“ und „Suchen“ der Kartoffeln in den Vordergrund. Beim Kratzen verhält es sich anders, wie sie herausstellt: „Ja, miehr ruutkam, aber man hett s’ nich náhsamml bruukt, nich nähgruppert müßt, dit sünd aal gliek rein ruutkomm, nich. Aber vör uns wier’t já’t schwerer, nu ’n ganzn Dagg middn Kratzer, ne, dat is jo schwerer.“ Damit bietet sie auch eine Erklärung, warum das Ernten vor allem mit der Tätigkeit des Kratzens verbunden wird, es war die schwerste, aber auch wichtigste Arbeit.

Auch heute ist zumindest „racken“ weiter in Gebrauch, allerdings wird es immer dann gebraucht, wenn die Kartoffeln mit einem Kratzer geerntet werden. Das mit dem hochdeutschen Wort identische „sammeln“ kann es hierbei auch kaum verdrängen, da es eine andere Tätigkeit betont. Deshalb kommt „racken“ zumindest in Demen und Kossebade auch in der hochdeutschen Umgangssprache vor. Im Kinderbuch „Alfons Zitterbacke“ führt gerade solch ein Sprachgebrauch zu Unverständnis bei der gleichnamigen Hauptfigur. Sie kommt aus der Stadt und besucht in den Ferien Onkel und Tante, die anscheinend in einem Dorf in Mecklenburg oder Vorpommern leben. Als die Tante den zehnjährigen Alfons bittet, eine Emaillekanne

²²⁰¹ Schumann, Wortschatz, S. 25, erfasst für Lübeck „Kantüffeln pulen, purren Kartoffeln aufnehmen.“

²²⁰² MWB, II, Sp. 71 f.

zum Onkel zu bringen, fragt er, wo dieser sei. Weil er nicht auf Anhieb versteht, was die Tante meint, erklärt diese: „„Stadtjung’, sagte Tante Marta, ‚er buddelt Kartoffeln, verstehst du das nun?’ Ich nickte, aber ulkig fand ich das trotzdem. Bei uns buddeln nur Kinder. Kartoffeln werden doch geerntet.“²²⁰³

„sammeln“ gilt damit heute bedingt durch die veränderten Erntebedingungen im gesamten Gebiet. Die alten Bezeichnungen, die auf der Karte im MWB zu finden sind, konnten aber ebenso nachgewiesen werden, so gilt in Warlin „buddeln“, in Röbel und Granzin „kulen“, in Lüblow „kleen“ (= kleien). Im westlichsten Untersuchungsort, Zweedorf, herrscht „purren“ vor. In Röbel ist aber auch noch „racken“ zu hören. Entscheidend für die Wahl des Verbs ist also zunächst einmal, welche Art des Erntens gemeint ist, zudem dürfte auch die Textvorlage die Probanden beeinflusst haben. Reuter benutzt „buddeln“: „Un Smidt un Smidtsch, de kamen grad / Von’t Tüftenbuddeln antaugahn.“²²⁰⁴ Madauss hingegen schreibt „tau’t Tüffel racken [sic]“.²²⁰⁵

Manchmal halten die Probanden die Bedeutung einiger ähnlich klingender Verben nicht deutlich auseinander. Im Kapitel über die Lauterscheinungen konnte das bei „fangen“ – „fängen“ („fingen“) beobachtet werden. Beide weisen im Grunde dieselbe Bedeutung auf den Aufnahmen auf, wobei die umgelautete vor allem im Osten zu hören ist. Nach dem MWB ist das erstgenannte Verb jedoch transitiv,²²⁰⁶ das zweitgenannte intransitiv,²²⁰⁷ jedoch macht es bei „fangen“ „einige Fälle des Übergangs zu *fängen*“ aus.²²⁰⁸ Ein Nachweis „anfängen“ bringt Latendorf aus Mecklenburg-Strelitz: „*Wenn de Dåg anfängen zu [sic] längen, fängt de Küll (Kälte) an to strengen.*“²²⁰⁹ Unterschiede zeigen sich aber auch in der Übersetzung des MWB-Satzes „35 Ameisen waren im Honigglas ertrunken.“ Die große Mehrheit der Probanden übersetzt das Partizip II mit [fəsɔbm] ‚ertrunken’, in Triepkendorf verwenden jedoch alle [fəsø:pt]. Eine Satowerin verwendet diese Form zweimal in ihrer Übersetzung, in Weisdin nutzt sie Sprecher eins. Alle anderen Probanden der beiden Orte bevorzugen jedoch [fəsɔbm]. Auf den Zusatzaufnahmen, die mit der zweiten Sprecherin aus Kossebade durchgeführt worden sind, zeigt sich eine Unsicherheit, welche Form die „richtige“ sei: „Fiefundödrig Ameisn, äh Pissaminkn – wo, wo is’t nu – wiern in Honnigglass vesööp – vesobbm. Vesobbm hett, hüürt sick bääder an, ne.“ „versöpen“ ‚ertränken’ ist eigentlich das Kausativum von „versupen“ ‚ertrinken’, was auch anhand Reuters „Hanne Nüte un de lütte Pudel“ nachvollziehbar ist: „Un kannst di in en Dik versöpen“²²¹⁰. Das MWB verzeichnet unter „versöpen“ auch „intr. ertrinken“, diese Bedeutung komme jedoch nur „vereinzelt“ vor.²²¹¹ Gilow unterscheidet zwischen „vésöpen, ertranken [sic]; vésupen, versaufen,

²²⁰³ Holtz-Baumert, Gerhard: Alfons Zitterbacke, Berlin 1989, S. 91. Die genaue Region lässt sich nicht bestimmen, entweder handelt es sich um Ostmecklenburg (mit Ausnahme des Großteils von Mecklenburg-Strelitz) oder Vorpommern, wie „buddeln“ und folgende Sätze des Bürgermeisters zeigen: „*führ* los, Jahn, de Wald brennt [Hervorheb., A. K.]“ (ebenda, S. 94); „*Hei* hät doch den Brand funden [Hervorheb., A. K.]“ (ebenda, S. 96).

²²⁰⁴ Reuter, Werke VI, S. 173.

²²⁰⁵ Madauss, S. 110.

²²⁰⁶ MWB, II, Sp. 788.

²²⁰⁷ Ebenda, Sp. 789.

²²⁰⁸ Ebenda.

²²⁰⁹ Latendorf, Alliteration, S. 226.

²²¹⁰ Reuter, Werke VI, S. 170. Lessen, Hellenia, S. 101, Str. 241, verwendet es ebenfalls in dieser Bedeutung: „Don seegen wi Messenien, / Dat was rein tum versöpen [sic]“, Brinckman auch im „Vagel Grip“: „Wenn du di vör din’n Kopp denn sleihst / un nahsten di versöpen deist“ (Brinckman, Werke II, S. 311).

²²¹¹ MWB, VII, Sp. 919.

ertrinken“.²²¹² Beim Satz „Er streicht sich mit der Hand über den Bart.“ variiert das Verb ebenfalls: In Alt Meteln, Hoben, Lüttow, Möllin, Pinnow, Selmsdorf, Woez, Zahrendorf übersetzen es alle Probanden mit „strickt“/„schtrickt“.²²¹³ In Boldela und Groß Lantow verwenden der vierte bzw. zweite Sprecher „sträkt“ bzw. „schtrakt“ ‚streicheln‘.

Im Osten des Untersuchungsgebietes enthalten die MWB-Sätze das Wort ‚Ameisen‘. Auch hier zeigt sich der Einfluss der Textvorlage, so übernehmen einige vor allem jüngere Sprecher in Bansow, Bristow, Broock, Cammin, Carolinenhof, Granzin, Kieve, Nossentiner Hütte, Satow, Schönbeck, Triepkendorf, Warlin und Weisdin einfach das Wort. In der nachfolgenden Betrachtung sollen aber die dialektalen Ausdrücke im Vordergrund stehen: In Broock nutzt nur der erste Proband ein mundartliches Wort, nämlich „Inkn“. Die Sprecher eins, zwei und vier in Bansow nutzen Komposita: „Miecheemkn“, „Miecheenkn“ und „Miechimm“. Auch in Nossentiner Hütte unterscheiden sich die Übersetzungen: „Äänkn“, „Eenkn“, „Inkn“. Der dritte Proband vermischt das hochdeutsche mit dem mundartlichen Wort, so dass „Aminkn“ entsteht, entscheidet sich dann aber für „Pissaminkn“ ([pɪzamiŋkn]), als er den Satz wiederholt. In Satow kommen zweimal „Inkn“ und einmal „Pisseminkn“ vor. Die Probanden in Jördenstorf und Brudersdorf bevorzugen ausschließlich Komposita, im erstgenannten Ort finden sich „Miechäämkn“, „Miecheem“, „Miechimm“, im zweiten zweimal „Miechhühner“ und einmal „Miechimm“. In Bristow dominiert bereits das hochsprachliche Wort, lediglich Sprecher eins nutzt „Miecheem“ bzw. „Miecheemkn“, allerdings auch erst, als er den Satz wiederholen muss. Das südlichere Carolinenhof hat je einmal „Miern“ bzw. „Mirrdn“, wobei auch zweimal „Ameisn“ zu hören ist. In Granzin und Röbel gilt dasselbe mundartliche Wort, in Ersterem erscheint es als „Mirrn“, im Letztgenannten weicht die Lautung individuell etwas ab: „Miern“, „Määrnd“, „Mirrn“. Dieses Lexem ist auch in den anderen südöstlichen Orten nachweisbar: In Kieve erscheint es als „Miern“, „Mierdn“, in Peetsch als „Miern“, „Mirrn“. Als Teil eines Kompositums fungiert es beim zweiten und vierten Sprecher in Warlin: „Pissmirrn“.²²¹⁴ Der erste nutzt „Pissmeen“. Für Schönbeck und Cammin gibt es nur jeweils einen Nachweis des standardsprachlichen „Ameisn“, da die MWB-Sätze der übrigen Probanden entweder nicht erhalten oder aber unvollständig sind. In Klein Trebbow, Triepkendorf und Weisdin herrscht „Mirrn“ vor. Allerdings dominiert in den beiden letztgenannten Orten bereits „Ameisen“: In beiden Dörfern benutzen zwei von vier Sprechern zwar noch das mundartliche Wort, allerdings erst, als sie den Satz wiederholen müssen. Eine Weisdinerin bestätigt das auch: „Mirrn seggt man ook, awer Ameisn is häufig.“ Auch auf den neuen Aufnahmen ist der entsprechende MWB-Satz abgefragt worden, wobei sich hier ebenfalls zeigt, dass das hochsprachliche Wort bevorzugt wird. Der ältere Trammer kann sich zunächst nicht an das Wort erinnern, erst als ihm „Eemk“ vorgesagt wird, bestätigt er, dass er es kenne. Der Banzkower benutzt sofort „Minkn“, ergänzt aber „Ameisen“, was auch seine Frau verwendet. Der Rastower gebraucht das Mischwort „Aminken“. Für Demen wurde nur Sprecher fünf, für Kossebade die zweite Frau befragt, beide sagen zunächst auch das standardsprachliche Lexem. Als die Kossebaderin dann darauf angesprochen wird, ob sie noch ein anderes Wort kenne, antwortet sie sofort: „Pissaminkn.“, wobei sie lachen muss und ergänzt: „Pissaminkn. Hemm s’ ook ümmer seggt, Pissaminkn. Ach, dat segg bloß nich denn Liehrer! Wat ick seggt heff mit Pissaminkn.“ Dem Demener ist das Wort

²²¹² Gilow, Leitfaden, S. 49.

²²¹³ In Möllin ist daneben auch einmal die Präteritalform „streik“ ‚strich‘ zu hören. Teilweise wird zu [strit] verkürzt (Hoben, Pinnow).

²²¹⁴ Vgl. Siemssen, Beitrag I, Sp. 631: „Pißmirr (Feld-Ameise).“

ebenfalls bekannt, wobei er bemerkt: „Ja, dat seggt man wenn, dat is wat fiener, Ameisn is fiener, Pissaminkn is so gewöhnlich, ja. Ja, ja. Ja, ja. Pissaminkn is gewöhnlich.“ Der ältere Trammer meint: „Pissaminkn, jå, dat, dat weer mehr so, also Ulk, ne.“ Der erste Sprecher aus Rostock sagt „Pisseemkn“, der zweite „Pissaminkn“, der Wismarer „Emmsn“ ([emzŋ]), was wiederum ein Mischwort aus „Eemk“ und „Ameisen“ darstellt.

Das Untersuchungsgebiet weist zunächst einmal drei weiter verbreitete Grundwörter auf: „Eemk“, „Minken“ und „Mirrn“. ²²¹⁵ Ersteres tritt dabei in verschiedenen Varianten auf: „Äänkn“, im Kompositum als „Miechäämkn“, „Eenkn“, „Inkn“. Dabei kann es in Zusammensetzungen gekürzt werden: „Miecheem“. Das Wort „Miechimm“ ist wohl als Verkürzung aufzufassen, dessen zweiter Bestandteil homophon zu „Imm“ ‚Biene‘ ist und so auch Assoziationen damit weckt. Möglicherweise ist so das in Brudersdorf nachgewiesene „Miechhühner“ entstanden, d. h., die Kürzung „Imm“ wurde nicht mehr als ursprüngliches „Eemk“ aufgefasst, so dass analog zu angenommenem „Miech“ + „Imm“ dann auch „Huhn“ als Grundwort gewählt wurde. ²²¹⁶ „Mirrn“ tritt ebenfalls in verschiedenen Lautvarianten auf (Mier, Määrdn). „Minken“ ist auf den Aufnahmen nur selten als Simplex zu hören, zumeist heißt es „Pissaminkn“. Das MWB erfasst es auch nur als „Pißeminken“ unter dem Lemma „Pißeemk“ und geht davon aus, dass es sich um eine Mischform handele. ²²¹⁷ Die Angabe „Ton auf dem ersten e“ scheint diesen Zusammenhang mit „Pißeemk“ zu stützen. Allerdings betonen alle Probanden heute bereits auf der ersten Silbe und sprechen es [pɪzəmɪŋkŋ] bzw. [pɪzəmɪŋkŋ] aus.

Neben einfachen Simplexen kommen aber auch Komposita vor. Das Erstglied bezieht sich dabei immer darauf, dass Ameisen in Gefahrensituationen Säure abgeben. Diese Reaktion wird mit dem Urinieren gleichgesetzt, so dass Wörter, die dieses bezeichnen, dominieren („Miech-“ bzw. „Piss-“). Die Verdrängung der mundartlichen Wörter liegt deshalb nicht nur im Einfluss der Standardsprache begründet, sondern bei den Komposita auch darin, dass zumindest heute einige Sprecher sie als minderwertig einstufen bzw. sogar Scham empfinden, diese zu benutzen, denn die Bestimmungswörter werden als vulgär empfunden, so dass „Ameisen“ „feiner“ erscheint und die Probanden es bevorzugen. ²²¹⁸

Eine geographische Verteilung ist bei „Eemk“ und „Mirrn“ feststellbar, so gilt Letzteres besonders in Mecklenburg-Strelitz, wobei es bis Röbel, Kieve und

²²¹⁵ Friedrich Bachmann berichtet, er habe Ende 1884 von Schulkindern in Neukloster auch „Irk“ gehört: „Da das Wort mir völlig unbekannt war, so habe ich genau auf den Namen geachtet; auch der betr. Klassenlehrer, [...], hatte ebenso gehört und überzeugte sich durch Nachfragen von der Richtigkeit des Gehörten.“ Bachmann, Fr[iedrich].: 13. Irk (?), in NdKbl 13, 1 (1888), S. 9. Das Wort ist jedoch nicht weiter nachweisbar.

²²¹⁶ Auch das MWB, II, Sp. 662 sieht einen Zusammenhang zu „Eemk“: „*Mig'imm*, *-imming*, *Rod'imm* unter Anlehnung an *Imm* Biene, auch *Mig'äming*, *-eming*; freier *Mig'huhn*, *Mig'worm*“. Teuchert, Sprachschichten, S. 4, erklärt die zahlreichen Grundwörter ebenfalls so: „Da der Name der Ameise gern mit *Mig-* oder *Piß-* verbunden wird, kann *Eemk* leicht zu *Imm* ‚Biene‘ umgedeutet werden, oder für *Eemt* wird *Äant* gesetzt, das an *Ente* wenigstens anklingt.“ Knoop kennt die hier ermittelten Formen ebenfalls aus (Vor-)Pommern und meint: „Die *Mîgimmen* beruhen vielleicht auf Mißverständnis, sicher aber die *Mîghäuner*. Offenbar gab die Form *Mîgeine* Anlaß zu der Bildung *Mîghäuner*, aus der man dann die Singularform *Mîghaun* folgerte.“ Knoop, O[tto].: Die Namen der Ameise in Pommern, in: Blätter für Pommersche Volkskunde. Monatsschrift für Sage und Märchen, Sitte und Brauch, Schwank und Streich, Lied, Rätsel und Sprachliches in Pommern. IV. Jahrg., Nr. 7, Stettin 1. April 1896, S. 111. Das Grundwort „Einken“, das Knoop angibt (ebenda), ist jedoch auf den Aufnahmen aus Mecklenburg nicht zu hören.

²²¹⁷ MWB, V, Sp. 438.

²²¹⁸ Vgl. dazu bereits Beckmann, Mecklenburger Mundart, S. 130.

Carolinenhof reicht.²²¹⁹ Östlich und nördlich dieses Gebietes gibt es nur noch Nachweise für „Eemk“ und den dazugehörigen Varianten. Giese erfasst für Ostmecklenburg dementsprechend beide Wörter.²²²⁰ Holsten und Knoop kennen aus (Vor-)Pommern „Êmt“ und „Mîr“ mit eben denselben Bildungsweisen wie in Mecklenburg.²²²¹ Im außermecklenburgischen Schlutup ist ausschließlich „Ameisen“ bekannt, der Woltersdorfer verwendet dieses Wort ebenfalls, kennt aber auch „Pissaminkn“, das er als Kind gesagt habe.

Auch bei den Bezeichnungen für ‚Frosch‘ und ‚Kröte‘ gibt es Unterschiede. Hier nutzen wiederum vor allem jüngere Sprecher die hochdeutschen Wörter. „Frosch“ ist in Bansow, Bristow, Broock, Granzin, Nossentiner Hütte, Röbel belegt, in Schlagsdorf der Plural „Frösch“. In diesen Orten erscheint ebenfalls „Kröt“, das sich darüber hinaus noch in Granzin, Peetsch und Satow findet; in Lüttow, Schlagsdorf, Selmsdorf und Zweedorf ist der Plural „Kröten“ zu hören.

Sprecher eins aus Zweedorf übersetzt ‚Kröten und Frösche‘ mit „Quedüütschn un Poggn“ ([kvødy:tʃŋ], [pɔgŋ]). Bei den anderen Probanden lautet die Wortgruppe „Poggn un Kröödn“, „Kröödn un Poogn“ ([po:gŋ]) bzw. „Poogn un Kröödn“. Die Bezeichnung „Poggn“ für Frosch hat sich also besser gehalten. In Selmsdorf verhält es sich ähnlich: Lediglich der älteste Proband nutzt ein anderes Wort für „Kröödn“, nämlich „Quaducksn“, während „Poggn“/„Poogn“ auch bei den jüngeren noch nachweisbar ist. Die Variante mit langem /o/ kommt zudem noch in Lüttow und Schlagsdorf vor, im letztgenannten Ort nutzen sie alle Sprecher, im erstgenannten steht sie in Konkurrenz zu „Poggn“, das in Glaisin von beiden Sprechern bevorzugt wird. Damit ist die Übersetzung für ‚Frösche‘ recht einheitlich im Westen, da immer dasselbe Formativ zugrunde liegt. Für ‚Kröten‘ verwenden die Probanden aus Schlagsdorf das hochdeutsche Wort der Vorlage. Auch in Lüttow dominiert es, lediglich der zweitälteste der insgesamt fünf Sprecher verwendet das mundartliche „Quaducksn“, das auch in Glaisin vorkommt, wobei der zweite Proband das Wort aber [kvøduksŋ] ausspricht, d. h. das /a/ zu Schwa reduziert.

In der Landesmitte wurden die beiden Wörter nur auf den neueren Aufnahmen abgefragt. Dem fünften Sprecher aus Demen wurden die Sätze auf hochdeutsch vorgelesen, zunächst übersetzt er „Kröödn“ und „Frösche“: „Up dee Brååk lööbm Kröötn un Frösche, ja – Kröötn, Poogn, ne. Un Quåggåducksn weern’t, un, ja, ja, un Quåggedücksn umher, ja.“²²²² Die anderen Demener mussten die beiden Wörter zwar nicht in den MWB-Sätzen übersetzen, doch gibt der dritte Proband in seiner FE ebenfalls auf Nachfrage hin „Pong“ und „Quaggaducks“ an. Die zweite Kossebaderin muss den MWB-Satz spontan in ihren Ortsdialekt übertragen. Dabei

²²¹⁹ Vgl. Blume, S. 25 sowie Latendorf, Zeitschrift, S. 232, Letzterer meint: „besondere Namen haben aber nur die kleinen gelben und die Waldameisen. Jene heißen nach ihrer Farbe *Vosmirren*; auch wohl wegen des ätzenden Saftes *Piſsmirren*; diese *Sprokmirren* von den dünnen Holzstückchen, die sie heranschleppen. ‚*De lütten swarten Mirren*‘ haben keinen besondern Namen.“ Blume macht eine regionale Verteilung für die Bezeichnungen aus, so gelte „*pismir*“ im Norden (etwa bis Thurow – Grünow), „*fo,smir*“ im Süden (Blume, S. 25). Die Waldameise „heißt *špro,kmir*, *špro,kar*, *mīχbūdāl*, *āmajz*, *o,majz* im bunten Wechsel.“ (ebenda, S. 27).

²²²⁰ Er zählt auf: „Eemk, Ämk, Miechamink, Pißamink, Mîr, Miechmir“, Giese, Klaus: Plattdeutsche Tiernamen aus Ostmecklenburg, in: Wagner, Annalise (Hrsg.): Unterhaltsame Volkskunde, Neustrelitz 1971 (Schriftenreihe des Karbe-Wagner-Archivs, Heft 8), S. 29. Ohne geographische Angaben finden sich bei Brinckmann, S. 111, „Mirr, Eemk, Ehmt, Miegemk, Pissmirr, Sprockmier, Sprockeemk“.

²²²¹ Knoop, Ameise, S. 111 bzw. Holsten, Robert: Sprachgrenzen im pommerschen Plattdeutsch. Mit einer Karte, Leipzig 1928 (= Form und Geist. Arbeiten zur germanischen Philologie. Unter Mitwirkung von B. Markwardt, P. Merker und W. Stammler. Herausgegeben von Lutz Mackensen. Heft 8), S. 23 – 26.

²²²² Er spricht das Wort ungefähr [kvøgøduksŋ] bzw. [kvøgødyksŋ] aus.

sagt sie zunächst „Kröte“ und „Frosch“. Als sie gefragt wird, ob sie für ‚Frosch‘ noch ein altes Wort kenne, antwortet sie sofort: „Kollducks“. Für die „Kröte“ gibt sie allerdings dasselbe Wort an: „Nee, dat wohl Kollducks west, weit nich.“ und meint dann: „Frosch, Frosch is ook Kollducks. Dat is woll, dat is woll beides, äh, wohl Kollducks is wohl un, un de Frosch ook. Ick weit’t oewer nich genau.“ Der ältere Trammer nutzt zunächst ebenfalls die hochdeutschen Wörter, meint aber sofort „Frösch wiern Poggn“. Für ‚Kröten‘ fällt ihm das Wort nicht ein, als er jedoch „Kullducks“ hört, sagt er: „Kollducks heff [= haben wir] ook seggt to’n Frosch, Kollducks. Wie Kiener [= Kinder] säädn meistns Kollducksn. De annern säädn, weck säädn Poggn.“ Der jüngere Sprecher übersetzt sofort „Poggn und Kröödn“, die beiden Personen aus Rostock ebenfalls. Die Probanden in Sukow kennen noch „Poogn“ und „Kullducksn“, als ihnen verschiedene mundartliche Varianten genannt werden. Der Wismarer nutzt die hochdeutschen Wörter, kennt aber auch „Poggn“, als es ihm vorgesagt wird.

Die Nachweise aus weiter östlich gelegenen Orten entstammen einem anderen MWB-Satz. In Broock überträgt der erste Sprecher ‚Frosch‘ mit „Pogg“, das er etwa [po:vç] ausspricht, er schiebt also ein /v/ ein.²²²³ Solch eine Aussprache findet sich auch in Bristow, Brudersdorf und Nossentiner Hütte. ‚Kröte‘ heißt bei ihm „Parucks“. Der dritte und zugleich jüngste Proband nimmt die hochdeutschen Wörter, während der zweite „Krööt“ und „Paraducks“ sagt. Neben den hochdeutschen Bezeichnungen wählen drei Personen in Bansow auch mundartliche, der ‚Frosch‘ erscheint bei Sprecher eins dabei als „Kullhucks“, die ‚Kröte‘ als „Iertporch“, beim zweiten lauten sie „Kollducks“ und „Rieporch“, beim dritten „Kollduck“ und „Riefporch“. Jördenstorf weist ähnliche Formen auf, für ‚Frosch‘ sagen die Probanden „Kollducks“ (Sprecher eins) bzw. „Kollhücks“ (Sprecher zwei und drei). Der dritte, eine Frau, bemerkt, man könne dafür auch „Schottsporch“ sagen. Die ‚Kröte‘ wird vom ersten mit „Rierporch“ von den anderen beiden als „Rietporch“ wiedergegeben. Sprecher vier hat keine MWB-Sätze übersetzt. In diesem Ort sind also ausschließlich mundartliche Formen zu finden. Dagegen nutzen in Brudersdorf alle Personen hochdeutsches „Krööt“. ‚Frosch‘ übertragen die ersten beiden mit „Porch“, der dritte Sprecher mit „Schottsporch“. In Bristow lautet dieses Wort bei dem ersten Probanden „Kollducks“, beim zweiten „Kollhücks“, die Kröte heißt bei beiden „Porch“. Der dritte verwendet die hochdeutschen Wörter. Uneinheitlich sind die Übersetzungen in Nossentiner Hütte: Der erste Sprecher überträgt den entsprechenden MWB-Satz (‚Die Kröte war größer als der Frosch.‘) mit „Dee Quaddahucks is grööder as dee Pogg.“ ([pox]), der vierte vertauscht die Bezeichnungen: „Dee Pong wier grööder as dee Quarraducks.“ Der zweite und dritte nutzen für ‚Frosch‘ ebenfalls „Pogg“, hier variiert lediglich die Aussprache („Porch“). Für ‚Kröte‘ verwenden sie „Paducks“ bzw. „Parrahucks“. Der fünfte nutzt die hochdeutschen Wörter. Im südlicheren Satow sagen bereits alle drei Personen, von denen MWB-Sätze erhalten sind, „Krööt“ bzw. „Krött“ (Sprecher vier). Der ‚Frosch‘ erscheint als „Parrahucks“ (Sprecher eins und vier) bzw. „Parraducks“ (Sprecher zwei). Die hochdeutschen Bezeichnungen dominieren in Granzin, dort nutzen alle Probanden „Krööt“, zwei auch „Frosch“. Die anderen beiden sagen „Pogg“. In Röbel heißt er ebenfalls „Pogg“ ([pox]) bzw. „Pock“, für ‚Kröte‘ verwendet nur noch die zweitälteste Person das mundartliche „Pärrahücks“, allerdings auch erst, als sie den Satz wiederholen muss. Von der ältesten gibt es keine Übersetzungstexte. Für Peetsch ist nicht sicher feststellbar, welches Wort ‚Kröte‘ und welches ‚Frosch‘ bezeichnen soll: zwar übersetzen die ersten beiden Probanden den

²²²³ Dadurch entsteht in etwa eine Aussprache wie in [o:v] ‚Ohr‘, vgl. Teuchert, Beiträge, S. 228.

Satz mit „Dee Hücks wier grödder as dee Pock.“, der dritte sagt jedoch „Dee Hücks wier grödder as dee Krööt.“ Zumindest der letzte Sprecher hat die Wörter vertauscht, denn der hochdeutsche Satz heißt eigentlich ‚Die Kröte war größer als der Frosch.‘ Es bleibt aber unklar, ob das nicht auch die anderen Personen getan haben.

Die Bezeichnungen für beide Tiere weisen wie bei ‚Ameise‘ eine große Formenvielfalt auf, wobei sich einige Grundformen ausmachen lassen. In Kieve gelten einfaches „Hücks“ und „Pogg“. Zumeist kommt das erste Wort in Komposita vor, wobei es sehr viele Abwandlungen gibt, so z. B. „Kollhücks“, „Kollducks“, „Quaducks“, „Quaggaducks“ usw. Wossidlo bemerkt, er habe noch „Quad’hux“ „aus dem Munde einer alten Frau in Tressow“ gehört.²²²⁴ Mantzel notiert 1791 „Quadux, gleichsam Quade-Hu^exe, auch Quad’-Pogg“.²²²⁵ „Quaducks“ ist damit eine Zusammenrückung aus „quad“ und „hucks“. Das /d/ hat sich auch bei „Quaggaducks“ im Anlaut erhalten, ebenso bei anderen Formen.²²²⁶ Das MWB geht auch bei „Kollducks“ von einer „Mischung mit *Quadux* < *quade Huckse*“ aus,²²²⁷ was durch die Nachweise Wossidlos („qualdux“, „qualldux“, „quolldux“, „kalldux“)²²²⁸ plausibel erscheint. „Quaggadux“ ist gegenüber der ursprünglichen Bezeichnung erweitert worden, ebenso „Quarraducks“. Beim erstgenannten Beispiel besteht wohl eine Verbindung zu „quaken“, d. h., „quad“ ist hier einfach umgedeutet worden. Der Beleg „Quakducks“ aus dem MWB zeigt ebenfalls diesen Zusammenhang auf.²²²⁹ „Parducks“, „Parradux“ liegen die Begriffe „padde“ ‚Frosch‘ und „hucks“ zugrunde, Wossidlo notiert „paddehux“.²²³⁰ Schwartz gibt 1895 für Rostock und Schwerin das Simplex „padde“ ‚Kröte‘ an,²²³¹ während Wossidlo es damals nur noch in Zusammensetzungen gehört hat.²²³² Auch auf den Aufnahmen ist das Wort so nicht mehr belegt. In Zweedorf ist „Quedüütschn“ zu hören, das auch im außermecklenburgischen Sumte vorkommt. Wossidlo leitet es aus „Ütze“ her.²²³³ In Schlutup und Woltersdorf ist nur noch „Pogg“ bzw. „Poogn“ bekannt. Komposita mit diesem Wort sind auf den Aufnahmen seltener zu hören („Ierdpogg“, „Rietpogg“, „Schottspogg“). Die Übersetzungen haben gezeigt, dass die Sprecher nicht immer zwischen ‚Frosch‘ und ‚Kröte‘ differenzieren. Die zweite Kossebaderin bezeichnet beides mit „Kollducks“, für den Trammer ist es ein Synonym für „Pogg“. In Nossentiner Hütte übersetzen die Probanden die ‚Kröte‘ mit „Parraducks“, im südlicheren Satow wird damit der ‚Frosch‘ bezeichnet. Das MWB meint, „Quaducks“ bezeichne die „graue Erdkröte, *bufo cinereus*“, wobei es „im nördlichen Landesteil zwischen Wi und Ro und bis GÜBütz, WİBrüel; WİWar und SCHWCriv ins Land hinein aber vorherrschend

²²²⁴ Wossidlo, Volksüberlieferungen 2, S. 334.

²²²⁵ Mantzel, C. G., Sp. 337.

²²²⁶ Die Variante findet sich nicht im MWB, dort ist nur „Quackelducks“ (MWB, V, Sp. 685) bzw. „Quakducks“ (ebenda, Sp. 688) zu lesen; Wossidlo schreibt „quackadux“ (Wossidlo, Volksüberlieferungen 2, S. 334).

²²²⁷ MWB, IV, Sp. 511.

²²²⁸ Wossidlo, Volksüberlieferungen 2, S. 334.

²²²⁹ MWB, V, Sp. 688.

²²³⁰ Wossidlo, Volksüberlieferungen 2, S. 335. Einen Nachweis für das erste Kompositionsglied bietet noch Jeppe, S. 130: „Pogge, Padde, Frosch, Kröte.“

²²³¹ Schwartz, Wilhelm: Die volkstümlichen Namen für Kröte, Frosch und Regenwurm in Nord-Deutschland nach ihren landschaftlichen Gruppierungen (mit den einzelnen Ortsangaben), in: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. Neue Folge der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, begründet von M. Lazarus und H. Steinthal. Im Auftrage des Vereins herausgegeben von Karl Weinhold. Fünfter Jahrgang, Berlin 1895, S. 257.

²²³² Wossidlo, Volksüberlieferungen 2, S. 335. Gilow, Diéré, S. 435, kennt „Pogg, Pogge, Padde, Lork“. Die neueren Belege bei Giese, Tiernamen, S. 19, und Brinckmann, S. 114, sind wohl älteren Quellen entnommen.

²²³³ Wossidlo, Volksüberlieferungen 2, S. 334.

der Name des Frosches“ sei.²²³⁴ In Nossentiner Hütte treten „Pogg“ und „Quaddadux“ auf, wobei aber anhand der Übersetzungen nicht eindeutig hervorgeht, was mit beiden Wörtern bezeichnet wird, der erste Sprecher nutzt das erste Wort für ‚Kröte‘, das zweite für ‚Frosch‘, der vierte verfährt genau umgekehrt. In Brudersdorf steht „Pogg“ für hochdeutsches ‚Frosch‘, in Bristow jedoch für ‚Kröte‘. Das MWB gibt unter dem entsprechenden Lemma auch beide Bedeutungen an, wobei es für die Verbreitung der letztgenannten den „Nordteil des Landes“ ausmacht.²²³⁵ Begünstigt wird diese ungenaue Zuordnung durch die Komposita, so nutzen die Sprecher in Jördenstorf „Rietpogg“ für ‚Kröte‘, der dritte bemerkt aber, dass für „Kollducks“, einer Benennung für den „Frosch“, auch „Schottspogg“ gesagt werden könne. In Brudersdorf ist diese Bezeichnung neben einfachem „Pogg“ ebenfalls dafür üblich. ‚Kröte‘ und ‚Frosch‘ unterscheiden sich hier also im Grundwort nicht, so dass nicht immer eine eindeutige Bedeutungs differenzierung auszumachen ist.²²³⁶ Giese gibt für Ostmecklenburg u. a. „Quadhüx, Quadux, Schorfpogg, Pußpogg“ als Bezeichnung für die Erdkröte an,²²³⁷ der Frosch heißt wiederum „Pogg, Hüx, Padd“²²³⁸ – auch hier stimmen also die Grundwörter teilweise überein.²²³⁹ Eine Unterscheidung zwischen beiden Tieren scheint aber auch nicht nötig zu sein, wie die Aussage der zweiten Kossebaderin zu „Kollducks“ zeigt. Zudem ähneln sich einige Frosch- und Krötenarten so sehr, dass sie nicht immer leicht ist.²²⁴⁰ Auch das MWB bemerkt unter dem Lemma „Kollducks“, „Kröte und Frosch werden nicht genau geschieden, so treten die Stichwörter [Kollducks, Kullducks, A. K.] auf der Karte ‚Frosch‘ in der Landesmitte recht zahlreich auf“.²²⁴¹ In den westmecklenburgischen Untersuchungs-orten bezeichnet „Pogg“ immer „Frosch“. Bei jüngeren Sprechern ist daneben aber im gesamten Untersuchungsgebiet schon „Frosch“ und noch häufiger „Krööt“ zu hören. Letzteres kommt auch bei älteren Probanden vor, was aber auch damit zusammenhängen könnte, dass die mundartliche Bezeichnung eigentlich beides meinen kann und damit eine Differenzierung fehlt.²²⁴² In (Vor-)Pommern heißt sie jedoch

²²³⁴ MWB, V, Sp. 687.

²²³⁵ Ebenda, Sp. 518.

²²³⁶ Vgl. auch Wossidlo, Volksüberlieferungen 2, S. 332: „Pogg ist in Mecklenburg wie in Vorpommern und Rügen [...] gemeinsame Bezeichnung für Frosch und Kröte.“ Der Grimm meint, „*die Verwechslung oder Vermischung der Kröten und der Frösche, die dem Nichtkenner noch jetzt begegnet, drückt sich seit lange auch in der Sprache aus*“. Grimm, Jakob; Grimm, Wilhelm: Deutsches Wörterbuch, Bd. 5, Leipzig 1873, Sp. 2416, Lemma „Kröte“ (nachfolgend als Grimm, Dt. Wb. mit entsprechender Bandangabe zitiert); vgl. auch Grimm, Jakob; Grimm, Wilhelm: Deutsches Wörterbuch, Bd. 4, Abt. 1, Leipzig 1878, Sp. 250, Lemma „Frosch“. Damit sind wohl auch die Angaben bei Schwartz, S. 257, für Dömitz zu erklären, denn dort bemerkt er unter Kröte: „pog, poch (kommen wenig vor)“, während er für den Frosch „pog, poch [sic] quadux“ anführt. Zu Vorpommern meint er, „[z]wischen Kröte und Frosch macht das Plattdeutsche dort keinen Unterschied; beides ist in Vorpommern und Rügen: pogg“. Daneben heisst die Kröte wegen ihrer warzigen, rauhen Haut schorfpogg; weil sie durch ihre unterirdischen Gänge die Erde aufreisst rietpogg, auch rietworm z. B. in Mohrdorf und Prohn.“ (ebenda, S. 262, Anm. 7). Als Nebenformen für „schorfpogg“ erfasst er u. a. „schortpogg und schottpogg“ (ebenda).

²²³⁷ Giese, Tiernamen, S. 18.

²²³⁸ Ebenda, S. 19.

²²³⁹ Vgl. auch Brinckmann, S. 114: „Pogg, Padd, Pork, Fetsche, Ütsche, Schottpogg“ ‚Frosch‘ bzw. ebenda, S. 119: „Qualdux, Hüx, Lork, Schorppogg, Bodderhücks, Steinpok, Quackpogg, Pürhücks, Schorfhücks“ ‚Kröte‘. Auch hier kommen bei beiden Tieren Bildungen auf „Pogg“ vor.

²²⁴⁰ So urteilt auch Grimm, Dt. Wb. 5, Sp. 2416, Lemma „Kröte“: „*die Verwechslung ist um so begreiflicher, da es Arten gibt, die schwer unterscheidbar einen Übergang von Frosch zur Kröte darstellen, wie die Knoblauchskröte, Feuerkröte (unke), der Krötenfrosch.*“

²²⁴¹ MWB, IV, Sp. 511.

²²⁴² Wossidlo schreibt Ende des 19. Jh.s noch: „Der Name kræt ist in Mecklenburg nur als Scheltwort (oll kræt u. a.) oder Kosewort (lütt kræt u. ä.) üblich.“ (Wossidlo, Volksüberlieferungen 2, S. 332). Dagegen verwendet Rogge, S. 23, das Wort heute, um damit die Tiere zu bezeichnen: „mit 'n lütten Dik, wo de Krötn in leikten“.

bereits im 19. Jh. „plattdeutsch Kraet, gewöhnlicher jedoch mit dem Zusatz Schorf – Schorfkraet“,²²⁴³ Gilow kennt „Krä^{et}, Kröte, – Schorfkrä^{et} – Hüx – Kålhüx“.²²⁴⁴

Als weiterer Tiername wurde in einigen MWB-Sätzen (vor allem im Westen und der Landesmitte) der ‚Regenwurm‘ abgefragt. Auch hier ist bereits das der Standardsprache nahe stehende „Rägnwurm“ häufig zu hören.²²⁴⁵ Ein mundartliches Wort wird wiederum zumeist noch von den älteren Probanden verwendet. Teilweise spielt hier auch die Textvorlage eine Rolle, so benutzt Sprecher zwei aus Demen „Räagnwurm“, seine Frau meint jedoch: „Opa [d. i. Sprecher zwei, A. K.] seggt dat ook Marrings, hüüt noch.“ Daher ist anhand der MWB-Sätze nicht immer abzuschätzen, inwieweit das mundartliche Wort noch in Gebrauch ist. Das betrifft vor allem jüngere Probanden. Es soll bei der nun folgenden Betrachtung aber im Vordergrund stehen. Der östlichste Ort, wo das Wort in einem MWB-Satz vorkommt, ist Mestlin. Dort sagt die älteste Sprecherin „Marreck“, die anderen beiden Probanden nutzen „Räagnwurm“. Im etwas westlicher gelegenen Kossebade verwenden die beiden Personen auch erst dieses Lexem, auf Nachfrage hin gibt die zweite Probandin in einer Ergänzungsaufnahme aber auch „Marreck“ an. In Demen wurden den ersten vier Personen die Übersetzungstexte ein paar Tage vor der eigentlichen Aufnahme gegeben und übersetzen das Wort mit „Marring“. Lediglich die älteste Sprecherin verwendet es aber sofort beim Verlesen des Satzes. In einem Gespräch vor der Aufnahme erzählt die Probandin, dass ihr das Wort in der Nacht zuvor im Bett eingefallen sei. Die Zeitdauer hat hier also die Wortwahl beeinflusst. Der fünfte Sprecher, der sieben Jahre jünger ist, übersetzt spontan „Marreck“, als ihm die hochdeutschen Sätze vorgelesen werden. Diese Form kommt auch in Alt Meteln, Groß Lantow, Hoben, Pinnow, Warnow und Zahrendorf vor. In Boldela ist wie in Demen daneben „Marring“ zu hören. Der erste Proband aus Rostock nutzt ebenfalls diese Variante, der zweite sagt „Marreck“. Der Wismarer übersetzt das Wort mit „Räagnwörm“. In Sukow nutzen die beiden Sprecher ebenfalls das von der Standardsprache begünstigte Lexem („Räagnwurm“). Der ältere Trammer verwendet spontan „Marring“, der jüngere und der Rastower bevorzugen bereits „Räagnwurm“ bzw. „Räagnwörm“, Letzterer kennt aber noch „Marreck“. Auch in Lancken kommt nur noch das hochdeutsch beeinflusste Wort vor. Im südlicher gelegenen Marnitz ist es bei drei der fünf Probanden zu hören, zwei sagen „Piemad“ ([pi:ɐmɔ:]), ein dritter ebenfalls, als er den Satz wiederholen muss. Diese Bezeichnung nutzen auch die beiden Probanden in Prislich („dee Piermådñ“ bzw. „dee Piemååt“). Neben „Räagnwurm“ gilt in Spornitz „Måå“. In Lüblow heißt das Tier „Matt“, wobei es aber nur noch zwei der vier Personen so nennen. Beide Sprecher in Glaisin übersetzen den Tiernamen mit „Melger“. Eldena, das im selben Planquadrat liegt, hat „Metk“. In den übrigen westmecklenburgischen Ortschaften nutzen die Probanden „Mett“, wobei in einigen bereits „Räagnwurm“ dominiert, z. B. in Pritzier. Der Schlutuper kennt nur dieses Wort, der Woltersdorfer nutzt es auch, als ihm jedoch verschiedene Mundartwörter vorgesagt werden, erinnert er sich jedoch an noch eines: „’n Meddn. Jå, Meddn hewwie [= hebbt wi] ook seggt, Meddn, ja, dat schtimmt.“ Bei Holsten findet sich „Regenwurm“ in den 1920er Jahren bereits in Hohenmocker (Kreis Demmin) und Leopoldshagen (Kreis Anklam).²²⁴⁶

²²⁴³ Anonym [Knoop?]: Volkstümliches aus der Tierwelt. 6. Die Kröte, in: Blätter für Pommersche Volkskunde. Monatsschrift für Sage und Märchen, Sitte und Brauch, Schwank und Streich, Lied, Rätsel und Sprachliches in Pommern. VII. Jahrg., Nr. 10, Stettin 1. Juli 1899, S. 152.

²²⁴⁴ Gilow, Diéré, S. 302.

²²⁴⁵ Dieses Wort findet sich als „Räagnwurm“, „Räagnwörm“ (Demen, Eldena, Wismar), „Räagnwurm“ (Alt Jabel, Hoben, Lancken), „Reegnwurm“ (Lancken) in jedem Ort, wo es abgefragt worden ist.

²²⁴⁶ Holsten, Sprachgrenzen, S. 72.

Insgesamt stehen sich damit drei Bezeichnungen gegenüber: im Großteil der Landesmitte herrscht „Marreck“ (und dessen Variante „Marring“), im Süden davon „Piemad“, im Westen jedoch „Mett“, wobei Hoben, Alt Meteln, Boldela und Rastow die letzten Orte sind, in denen noch „Marreck“ gilt, westlich davon konnte nur noch „Mett“ nachgewiesen werden. Der ältere Trammer erwähnt beide Wörter und gibt an, dass „Metten“ mehr zum Westen hin gelte. Im Süden treten nur in Prislisch und Marnitz „Piemad“ auf, in Spornitz noch „Mad“. Danneil kennt aus der südlicheren Altmark „Pir oder Pirmaod“.²²⁴⁷ Mackel gibt für die Prignitz dieselben Bezeichnungen an²²⁴⁸ und ergänzt: „In der Prignitz ist das Wort *maddik*, *meddik* (es würde **mārrāk* heißen), überhaupt nicht bekannt“.²²⁴⁹ Die drei mecklenburgischen Orte schließen sich hier also der Altmark an. Schwartz verzeichnet für Rostock „Pieratz“,²²⁵⁰ das aber ansonsten nur in einigen Dörfern Mecklenburg-Strelitz, die an der Grenze zu Pommern liegen, belegt ist.²²⁵¹ Auf den Aufnahmen ist das Wort nicht zu hören. Holsten schreibt, „[i]n Vorpommern bis zur Peene heißt der Regenwurm *Maddik* oder *Marrik*, *Madding* oder *Marring*; auf Rügen sagt man dafür *Medding*, nur ganz im Norden, auf Wittow und Hiddensee, heißt er ebenfalls *Maddik*.“²²⁵² Für „Pieratz“ führt er Belege aus „Wolkwitz, Hohenbollentin, Spantekow, Rathebur, Mönchow“ sowie „Misdroy, Wollin, Köselitz, Gülzow“ an und stellt fest, „[i]m Süden herrscht der *Pieratz* also in Pommern bis zur Grenze der Provinz“,²²⁵³ wobei sich sein Gebiet südlich der pommerschen Grenze in der Mark fortsetze.²²⁵⁴ Knoop gibt für die pommersch-mecklenburgische Grenze „Pirmaden (Plural)“ an, für den Kreis Demmin „Mād“.²²⁵⁵ Selten ist „Melger“, das auf die Mischform „Merrick“ (Marreck – Mett) zurückgeht.²²⁵⁶ Diese verschiedenen Bezeichnungen werden aber zunehmend von „Rägenwurm“ verdrängt, das in allen Orten nachgewiesen werden kann, wo ‚Regenwurm‘ abgefragt worden ist. Hier zeigen sich also wieder Ausgleichstendenzen, die auch schon bei den anderen Tiernamen festgestellt werden konnten. Das MWB meint jedoch unter dem Lemma „Rägenwurm“, „volkstümlich ist *Maddick*“²²⁵⁷, jedoch verzeichnet bereits Wossidlo neben „maddick“: „Man nich ängstlich, säd’ de hahn to ’n rägenworm.“²²⁵⁸ Das Wort war damit bereits im 19. Jh. in Gebrauch und wird heute vor allem durch die Standardsprache begünstigt. Im Süden Westmecklenburgs und der Landesmitte mussten die Probanden auch ‚Eber‘ übersetzen. Dabei ist in allen Orten „Ääwer“ zu hören. Daneben nutzen die älteren Leute in Alt Jabel, Eldena, Glaisin, Lüblow, Marnitz und Prislisch aber auch „Kemp“. Der ältere Trammer sagt „Ääwer“, kann sich aber erinnern, als ihm andere mundartliche Wörter vorgesagt werden: „Kemp, Kemp, Kemp, jå. Nahdn Kempm, ne, dee is midde Soeg nâh’n Kempm. Dat wier, dat wier nâhhier oewer nich mehr so.“, wobei er ausführte: „Dat is ganz ollt.“ Der zweite Sprecher aus dem Ort und der

²²⁴⁷ Danneil, S. 150.

²²⁴⁸ Mackel, Mundart, S. 111: „*pīā^e-mā^r*, *pīā^e* f. Regenwurm“.

²²⁴⁹ Mackel, E[mil]: Katholisches in der niederdeutschen Mundart der Prignitz, in: NdJb 37 (1911), S. 73.

²²⁵⁰ Schwartz, S. 257.

²²⁵¹ Blume, S. 19.

²²⁵² Holsten, Sprachgrenzen, S. 19.

²²⁵³ Alle Zitate: ebenda, S. 20.

²²⁵⁴ Ebenda, Anm. 2.

²²⁵⁵ Knoop, O[tto]: Die Namen des Regenwurmes in Pommern, in: Blätter für Pommersche Volkskunde. Monatsschrift für Sage und Märchen, Sitte und Brauch, Schwank und Streich, Lied, Rätsel und Sprachliches in Pommern. IV. Jahrg., Nr. 2, Stettin 1. November 1895, S. 30.

²²⁵⁶ MWB, IV, Sp. 1052.

²²⁵⁷ MWB, V, Sp. 756.

²²⁵⁸ Wossidlo, Volksüberlieferungen 2, S. 38, Nr. 236 (rägenworm), in Nr. 237 (ebenda) heißt es dagegen „maddick“.

Rastower kennen das Wort nicht mehr. Für die neuen Aufnahmen ist deshalb auch immer noch einmal nachgefragt worden, ob die Probanden nicht auch noch einen andere Bezeichnung kennen. Sie negierten das, aber sobald sie das mundartliche Wort in der Wendung, die der Trammer verwendet, hörten, konnten sie sich wieder daran erinnern, so gibt die zweite Kossebaderin an, ihr Vater habe noch „dee Soeg nâh'n Biern bringen“ gesagt. Das Wort ist in Demen²²⁵⁹ und Sukow zumindest noch bekannt, wobei es Sprecher eins aus dem letztgenannten Ort mit dem Verb „bieren“ in Verbindung bringt, also nicht mehr mit dem Substantiv: „Jâ, dat is je noch nich dee, dee S, dee, dee Ääwer west. 'n [= nâh den] Biern bring, denn is see, kümmt see henn nâh'n Ääwer, un dormit se deckt waan.“²²⁶⁰ Der erste Proband aus Rostock verwendet wiederum „Bork“ [= Borg], bezeichnet also den beschnittenen Eber. Lediglich der zweite nennt auf Anhieb „Bir“, wobei er angibt, dass er es immer noch benutze. Blume gibt für den Großteil Mecklenburg-Strelitz' 1932 noch „Bir“ an, im äußersten Süden bis Wustrow etwa herrsche „Kemp“.²²⁶¹ Die Karte im MWB²²⁶² entspricht aber nur noch bedingt der heutigen Verbreitung der darauf angegebenen Wörter „Äwer“, „Bir“ und „Kemp“.²²⁶³ Das erstgenannte Wort ist nicht mehr nur auf Westmecklenburg beschränkt, sondern ist auch in der Landesmitte die vorherrschende Bezeichnung für ‚Eber‘. Auf den alten Tonbandaufnahmen ist es ausschließlich zu hören, auf den neueren war „Bir“ zumindest auf Nachfragen hin einigen Probanden noch bekannt. Dem zweiten Sprecher aus Tramm, dem Rastower und dem Wismarer ist nur noch „Äwer“ geläufig. Im Süden hat sich „Kemp“ etwas besser halten können, ältere Leute nutzten es zumindest noch in den 1960er Jahren. Diese Bezeichnung ist auch für die Altmark bezeugt.²²⁶⁴ Dennoch ist bereits auf den Aufnahmen ein Rückgang bemerkbar, in Lüblow muss Gundlach beim vierten Probanden, der der ältesten Generation angehört, bereits nachfragen, in Alt Jabel verbessert sich der dritte selbständig, der jüngste sagt „Ääwer“. Auch bei ‚Eber‘ findet also ein Ausgleich zugunsten des Wortes statt, das der Standardsprache näher steht.²²⁶⁵

Das Wort ‚Enterich‘ kommt in allen MWB-Sätzen vor, so dass Nachweise aus einem Großteil der Untersuchungsorte vorliegen. In den meisten dominieren „Arpel“ ([ɑ:βl]) bzw. „Erpel“ ([e:ɐβl]). Beide Wörter gelten im gesamten Osten, finden sich aber auch in der Landesmitte und dem Westen. In Warlin ist die Form mit /ɑ/ häufiger, lediglich bei Sprecher zwei ist die mit /e/ zu hören: Er sagt sie anfangs und fragt darauf hin, was er übersetzen solle, eine Frau antwortet ebenfalls „Erpel“, als er jedoch den entsprechenden Satz spricht, geht er zu „Arpel“ über. In Weisdin herrscht ebenfalls die mit /ɑ/ vor, beim letzten muss Gundlach jedoch nachfragen, als dieser „Erpel“ sagt. In den neuen Aufnahmen bevorzugen die Probanden aus Demen, Kossebade, Sukow und Wismar diese Variante, lediglich die beiden aus Rostock sagen „Arpel“. Der Rastower hat das mundartliche Wort vergessen und übersetzt

²²⁵⁹ Während die ersten vier Sprecher es vor allem in der besagten Wendung wiedererkennen, antwortet der fünfte, auf die Frage, ob ihm noch „Bir“ geläufig sei: „Ja, dat wier de Ääwer, Biern sään s' dortau, jâ, jâ.“

²²⁶⁰ Vgl. Gilow, Diéré, S. 51: „Biéren, wenn de Sâ°g“ nâ den Biér vélangen.“

²²⁶¹ Blume, S. 32.

²²⁶² MWB, I, Sp. 887 f.

²²⁶³ Gilow, Leitfaden, S. 19, gibt für das südwestliche Vorpommern ebenfalls „Biér“ an, des Weiteren kennt er noch „Biá“, „Beér“, „Högger“, „Hacksch“, „Hauer“ (Gilow, Diéré, S. 51), „Ever“ aber nur aus dem „holl[ändischen].“ (ebenda, S. 144), vgl. auch den Beleg für das Wort bei Hoefler, Lautverhältnisse, S. 382.

²²⁶⁴ Danneil, S. 95.

²²⁶⁵ Brinckmann, S. 113, verzeichnet „Ewer, Bor, Bir, Äwer, Kemp, Höcker“, geht aber nicht auf deren geographische Verteilung ein.

„Änterich“. Die Aufnahmen zeigen, dass die Variante mit /a/ besonders im Osten gilt, im Westen und der Landesmitte häufen sich die Belege mit /e/. In vielen Orten kommen beide Formen nebeneinander vor.²²⁶⁶ Während der jüngere Trammer auf „Anten“ ausweicht, verwendet der ältere zunächst das hochdeutsche „Enterich“, sagt dann aber „Wäädling“ ([vɛ:dɪŋk]). Der zweiten Kossebaderin ist das Wort ebenfalls noch bekannt ([vɛ:dɪk]). In einem Gespräch nach der Aufzeichnung sagte sie, ihre Mutter habe es noch benutzt. Auch ihre Tochter kann sich noch erinnern, es von ihrer Großmutter gehört zu haben. Dieses Wort ist fast allen Demenern hingegen unbekannt.²²⁶⁷ Auf den alten Aufnahmen ist es noch häufiger belegt, und zwar in Alt Meteln, Boldela, Groß Lantow, Hoben, Möllin, Warnow und Zahrendorf. Daneben ist auch die Variante „Wädling“ in Boldela, Groß Lantow und Lüblow zu hören. Allerdings kommt in Möllin, Warnow und Zahrendorf auch bereits „Erpel“ vor, in Hoben „Arpel“. In Alt Jabel, Eldena, Glaisin und Prislich heißt der Enterich „Wänker“ ([vɛ:ŋgɐ]). Allerdings kommen im erstgenannten Ort auch noch andere Varianten vor so sagt der zweite Sprecher [vɛ:nak], der dritte [vɛnɪç], der jüngste nutzt bereits „Erpel“, das auch in Prislich nachweisbar ist. Eine gekürzte Form von „Wädick“ herrscht in Schlagsdorf und Selmsdorf vor, dort ist „Wäät“ ([vɛ:t]) zu hören. Im letztgenannten Ort kommen aber auch jeweils einmal „Erpel“ und „Wäddich“ vor. Im außermecklenburgischen Sumte nutzen alle drei Probanden „Wäät“, der Schlutuper sagt „Enterich“,²²⁶⁸ der Woltersdorfer anfangs auch, auf Nachfragen hin, gibt er „Erpel“ an.

Die Tonbandaufnahmen zeigen, dass bereits in den 1960er Jahren „Arpel“ bzw. „Erpel“ im gesamten Untersuchungsgebiet galten. „Wädik“ war nur noch auf wenige Orte beschränkt. Auf den neuen Aufnahmen ist es nur noch einmal zu hören. Der ältere Trammer gibt aber an, dass er das Wort eigentlich nicht mehr verwende, die zweite Kossebaderin kennt das Wort noch, sagt aber bereits „Erpel“. Der Wechsel trat hier mit der jüngsten Generation ein, da ihre Mutter noch „Wädik“ genutzt hatte. Die Karte im MWB²²⁶⁹ gibt diese Entwicklung noch nicht wieder, hier überwiegt das Wort im Westen und der Landesmitte noch. Latendorf berichtet 1881 damit übereinstimmend: „Wir Strelitzer sagen wie der Altmärker allgemeine [sic] Arpel, hier in Schwerin, in Doberan, Neustadt höre ich nur waedik [sic].“²²⁷⁰ Wossidlo berichtet,

Arpel, erpel (auch erbel, arber, erber) ist ausschliesslich im Gebrauch im ganzen Strelitzer Lande, in den Gegenden Penzlin-Waren-Röbel-Plau-Malchow-Goldberg-Lübz, Waren-Malchin-Teterow-Stavenhagen, Waren-Krakow-Güstrow-Laage. Wi seggen arpel, wädick sall wol mihr hoochdüütsch sien: hörte ich in diesen Gegenden öfter sagen. Meist ist wädick den Leuten völlig unbekannt.²²⁷¹

Er beschreibt damit grob die im MWB dargestellte Grenze. Allerdings lässt sich anhand seiner Beobachtungen bereits die Verdrängung von „Wädik“ durch „Arpel“/

²²⁶⁶ Für „Arpel“ gibt es Nachweise aus Bansow, Bristow, Broock, Brudersdorf, Cammin, Carolinenhof, Granzin, Groß Lantow, Hoben, Jördenstorf, Klein Trebbow, Kieve, Lüttow, Marnitz, Möllin, Nossentiner Hütte, Peetsch, Pritzier, Röbel, Satow, Schönbeck, Warlin und Weisdin. „Erpel“ ist zu hören in Bansow, Bennin, Bristow, Broock, Lancken, Lüttow, Marnitz, Mestlin, Möllin, Pinnow, Pritzier, Prislisch, Selmsdorf, Spornitz, Triepkendorf, Warnow, Woez, Zahrendorf und Zweedorf. In Westmecklenburg und der Landesmitte kommt „Arpel“ in sechs Orten vor (Broock, Hoben, Lüttow, Marnitz, Möllin, Pritzier), „Erpel“ hingegen in zwanzig, inklusive der in den neuen Aufnahmen erfassten Ortschaften.

²²⁶⁷ Sprecher fünf kennt den Ausdruck zwar, sagt aber, „dee’s nich in uns Gegend“.

²²⁶⁸ Schumann, Wortschatz, S. 3, registriert 1907 für Lübeck noch „Wek, Wet“.

²²⁶⁹ MWB, I, Sp. 441 f.

²²⁷⁰ Latendorf, Fr[iedrich].: 10. Der Erpel im Niederdeutschen (s. VI, 38), in: NdKbl 6, 5 (1881), S. 51.

²²⁷¹ Wossidlo, Volksüberlieferungen 2, S. 378.

„Erpel“ erahnen, so schreibt er, „[b]eide Namen gehen durcheinander in der Gegend Lübz-Parchim-Crivitz, und Dargun-Gnoien-Laage-Tessin-Rostock.“²²⁷² Die Karte müsste also demnach nicht nur Nachweise für „Wädik“ im „Arpel“-Gebiet enthalten, sondern auch welche für „Arpel“ im „Wädick“-Gebiet, denn dieses „ersetzt schon vielfach das alte *Wädik*“.²²⁷³ Die Aussagen der Sprecher, die Wossidlo anführt, lassen darauf schließen, dass „Arpel“ teilweise ein höheres Prestige besaß: „Wi seggen wädick, arpel is finerer, hörte ich in Remlin; wi oort seggen wädick, erpel dat seggen bloot de finen lüd’, meinte ein Häusler in Züsow.“²²⁷⁴ „Erpel“ war also bereits damals in der Landesmitte bekannt.²²⁷⁵ Gestützt wird es durch das Hochdeutsche, denn auch dort ist das Wort im norddeutschen Raum schon seit längerem Bestandteil des Wortschatzes.²²⁷⁶ Brinckmann erfasst unter „Enterich“ beispielsweise noch heute „Wädick, Wääpk, Klaart“, unter „Arpel“ jedoch lediglich „Arpel“.²²⁷⁷ Wiggers verzeichnet Mitte des 19. Jh.s „wetik Enterich“²²⁷⁸, Sibeth wenig später daneben aber auch „Arpel“.²²⁷⁹ Kolz nennt „rbg. vé *dic* vé *dc*“.²²⁸⁰ Wossidlo meint, „[i]m ganzen Südwesten des Landes sind arpel und auch wädick nahezu völlig unbekannt. Hier werden gebraucht die Formen: wätk, wädke, wät, wäpk, wäpkt, [sic] oder wänk, wänke, wänker, wänger.“²²⁸¹ Heute findet jedoch ein Ausgleich zugunsten von „Arpel“/„Erpel“ statt.²²⁸² Jacobs verzeichnet

²²⁷² Ebenda. Genaueres zu Rostock gibt Krause an: „Hier in Rostock heisst er arpel und drake, ersteres gilt vielfach in der Form erpel als hochdeutsch. waetick scheint nach mehrfachen nachfragen [sic] hier nicht bekannt zu sein, auch nicht bis zur pommerschen Grenze. Ähnlicher Unterschied von Schwerin kommt mehrfach vor.“ Krause, K[arl]. E[rnst]. H[ermann]: 5. Name des Enterichs (s. VI, 51 f.), in Ndkbl 6, 8 (1881), S. 92 f. Wossidlo, Volksüberlieferungen 2, S. 378, bemerkt jedoch zu „drake“, dass es in Mecklenburg unbekannt sei, und auch auf den Aufnahmen ist es nicht nachweisbar.

²²⁷³ MWB, I, Sp. 441.

²²⁷⁴ Wossidlo, Volksüberlieferungen 2, S. 378, siehe auch den Nachweis im MWB, I, Sp. 441.

²²⁷⁵ Niemann, S. 6, erfasst das Wort bereits 1798 in seiner Wortsammlung: „*Erpel*. S. Anas – mas“, während Mantzel noch „**Wetick**: mas anas“ notiert, [Mantzel, Ernst Johann Friedrich]: Bu^tzowsche Ruhestunden, gesucht, in Mecklenburgschen, vielentheils, bisher noch ungedruckten zur Geschichte und Rechtsgelahrtheit vornehmlich geho^rigen Sachen. Achter Theil, Bu^tzow 1763, S. 67. Jeppe, S. 173, kennt ebenfalls nur „Wätick. Enterich.“, vgl. auch – – s, Monatsschrift 5, 1795, S. 152: „Wä^htick, Entrich.“

²²⁷⁶ Bereits Adelung schreibt: „**Der Erpel**, des –s, plur. ut nom. fing. der Niedersächsische Name des Änteriches“. Adelung, Johann Christoph: Grammatisch-kritisches Wo^rterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen. Mit D. W. Soltau’s Beytra^gen, revidirt und berichtigt von Franz Xaver Schoⁿberger. Erster Theil, von A–E, Wien 1811, Sp. 1929 (nachfolgend als Adelung mit entsprechender Bandnummer zitiert). Auch der Grimm verzeichnet das Wort: „ERPEL, *m. anas mas, eine benennung des enterichs, die sich von Pommern durch das Braunschweigische bis nach Niederhessen und Waldeck erstreckt, doch in den Niederlanden und scheint es auch in Westfalen unbekannt ist. hin und wieder arpel. hochdeutsch hätte man dafür zu gewarten arfel, erfel, was jedoch den cyprinus orfus bedeutet, und sichtbar dem lat. ausdrück nachgebildet ist. an einzelnen orten beschränken die jäger erpel auf den wilden enterich (hannöv. mag. 1844, 330). man musz den landstrichen näher nachspüren, wo dieses merkwürdige wort im gang ist.“ Grimm, Jakob; Grimm, Wilhelm: Deutsches Wörterbuch, Bd. 3, Leipzig 1862, Sp. 937.*

²²⁷⁷ Brinckmann, S. 113.

²²⁷⁸ Wiggers, S. 98.

²²⁷⁹ Sibeth, S. 106: „**Wetick**, (ä)“; S. 4: „**Arpel**, Enterich. (**Wätick**).“

²²⁸⁰ Kolz, S. 33.

²²⁸¹ Wossidlo, Volksüberlieferungen 2, S. 378.

²²⁸² Vgl. auch den Eintrag bei Herrmann-Winter, plattdeutsch, S. 372, die sich aber nur auf Vorpommern bezieht: „bes. auf Rügen, vereinz. auch sonst im hist. Vorpomm. *Wädung* und *Wäring*. *Wädik* wird heute zunehmend von *Arpel* verdrängt, das durch hd. *Erpel* gestützt wird.“ Zumindest in Mecklenburg wird „Wädik“ jedoch größtenteils durch „Erpel“ ersetzt.

„*vädijik*“,²²⁸³ für „Picher [...] und Raduhn [...] *vädik*“,²²⁸⁴ wobei er jedoch das Vordringen von „Arpel“/„Erpel“ andeutet: „*a^rerbl* südöstlich 16+7–9+12+11 (Mansfeld und Gühlitz *väⁿga^e*), *eabl* in den meckl. Städten Grabow, Ludwigslust, Neustadt und Parchim und teilweise in den Dörfern des Ostens (Broock *e-^abl*)“.²²⁸⁵

Einige, vor allem kleinräumige Unterschiede gibt es auch bei anderen Bezeichnungen, z. B. beim ‚Ziehbrunnen‘. Einige jüngere Probanden weichen bereits auf verniederdeutsches „Treckbrunn“ aus, so z. B. in Nossentiner Hütte, Satow und Weisdin. In Bansow, Bristow, Carolinenhof, Granzin, Kieve, Nossentiner Hütte, Röbel, Schönbeck und Warlin ist auch einfaches „Brunn“ zu hören. Sprecher zwei aus Warlin übersetzt es mit „Diekbrunn“ ‚Teichbrunnen‘, die zweite Kossebaderin verwendet das hochdeutsche „Ziehbrunn“. „Brunn“ herrscht in den neuen Aufnahmen vor, lediglich der ältere Trammer verwendet „Sot“ ([zo:t]) und erklärt auch, dass es sich dabei um einen „Brunnen“ handle. In Sukow sagen die Probanden zwar „Brunn“, kennen aber auch das mundartliche Wort, als es ihnen vorgesagt wird. Sprecher eins meint auf die Frage, ob er das Wort noch kenne: „Denn Soot, denn hemm wie ja sülbst hatt. Soot un dor weer – wie ick hier kām bün, achtunföfftig, donn schtünm hier ubbm Hoff noch dee Soot. Un richtig mit denn Baalgn in un dor wür noch Wäädrer mit ruuthäält, mit dit, mit ’ne Wäädrerpümp, ne.“ Den Probanden in Rostock ist „Sot“ ebenfalls noch bekannt, der Kossebaderin aber nicht, selbst als ihr das Wort gesagt wird. Im außermecklenburgischen Woltersdorf ist es dagegen noch geläufig.

‚Brunnen‘ mussten auf den alten Aufnahmen nur die Sprecher in den ostmecklenburgischen und strelitzischen Orten übersetzen. Im Osten dominiert bei den mundartlichen Wörtern „Sot“.²²⁸⁶ Auch in den westlichen Untersuchungsorten von Mecklenburg-Strelitz ist es zu hören, und zwar in Granzin, Warlin²²⁸⁷ und Weisdin. In Peetsch verwendet es Sprecher vier, während die anderen drei „Pütten“ ([pydɲ]) sagen. Dieses Wort kommt auch in Klein Trebbow und Triepkendorf vor. Im letztgenannten Ort verwendet der dritte Proband aber bereits „Trickbrunn“, der zweite korrigiert selbst: „Dee Erbl un dee Goos sünd in Treckbrünm, in Treck, dee Erbl un dee Goos sünd in Püttn fall.“ Der jüngste verwendet ebenfalls noch „Pütten“, so dass unklar ist, ob hier nicht auch die Textvorlage die Übersetzung der anderen beiden beeinflusst haben könnte. In Schönbeck sind nur die MWB-Sätze einer Person erhalten, in Cammin sind sie nur bei einer vollständig, so dass in beiden Orten nur jeweils eine Übersetzung des entsprechenden Satzes vorhanden ist, wobei in der erstgenannten Ortschaft „Sot“, in der zuletzt genannten „Brunn“ zu hören ist. Das Wort „Pütten“ beschränkt sich damit vorwiegend auf das südliche Mecklenburg-Strelitz, in allen anderen Untersuchungsorten herrscht als Mundartwort „Sot“ vor.²²⁸⁸ Holsten schreibt, „[i]n Vorpommern heißt der Ziehbrunnen *Sohd*“, östlich davon (am Haff) „Pütt“/„Pütten“.²²⁸⁹

²²⁸³ Jacobs, Teuth. 2, S. 109 u. 123 bzw. Jacobs, Teuth. 3, S. 150.

²²⁸⁴ Jacobs, Teuth. 3, S. 150.

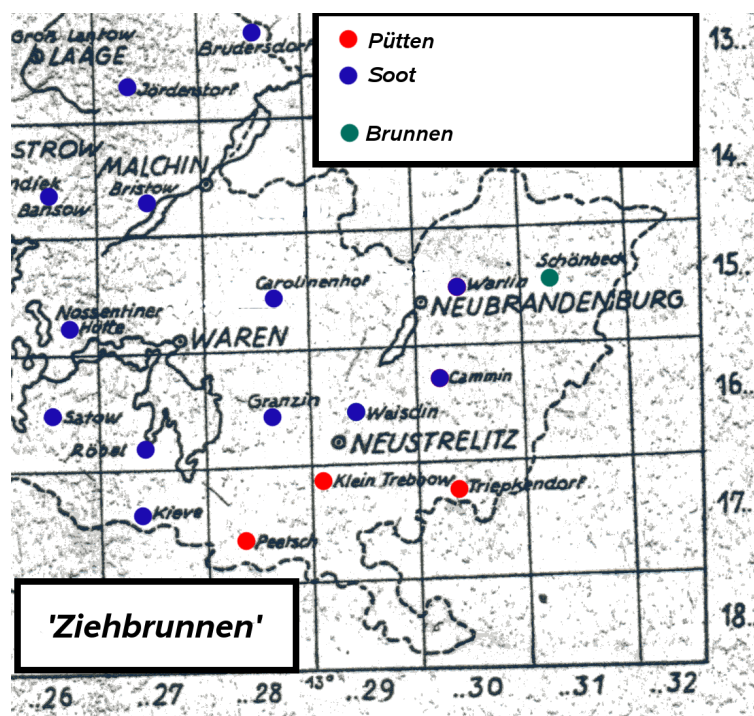
²²⁸⁵ Ebenda.

²²⁸⁶ Es findet sich in Bansow, Bristow, Broock, Brudersdorf, Cammin, Carolinenhof, Jördenstorf, Kieve, Nossentiner Hütte, Röbel und Satow.

²²⁸⁷ Für Warlin gibt es noch einen weiteren Beleg aus den zusätzlichen Aufnahmen, die Gundlach von Sprecher zwei angefertigt hat.

²²⁸⁸ Vgl. u. a. – – s, Monatsschrift 5, 1795, S. 151: „Soht, ein Brunnen.“

²²⁸⁹ Holsten, Sprachgrenzen, S. 27.



Blume kann das Wort 1932 auch noch weiter nördlich ausmachen, allerdings ist es auf den Osten Stargards beschränkt und folgt in etwa einer Linie Thurow – Blankensee – Pragsdorf, die im äußersten Norden abknickt und in etwa Sadelkow – Galenbeck folgt. All diese Orte befinden sich bereits knapp außerhalb des Pütten-Gebietes.²²⁹⁰ Rühlow und Glienke im Zentrum macht ebenfalls „an oder in der Nähe der Sprachgrenze“ aus.²²⁹¹ Im Süden unterscheidet sich seine Linie ebenfalls etwas von den hier auf der Karte dargestellten Verhältnissen, denn sie schlägt Buschhof dem Pütten-Gebiet zu, spart aber Peetsch aus.²²⁹²

„Scheunenfach“ entspricht im Großteil des Landes „Schüünfach“. Besonders jüngere Sprecher nutzen auch halbniederdeutsches „Schüünfach“.²²⁹³ In Bansow, Boldela, Bristow und Zweedorf ist auch verkürztes „Fack“ zu hören. Sprecher zwei aus Sukow verwendet es in der FE, in den MWB-Sätzen jedoch das Kompositum. Schwankungen in der Benennung sind in Cammin, Klein Trebbow und Warlin zu verzeichnen: in diesen Orten dominiert „Schüünfach“, doch nutzt die jüngste Person in Klein Trebbow, eine Frau, „Schüüntass“. Diese Bezeichnung wählt auch der älteste Proband in Cammin, in Warlin benutzt wiederum der älteste „Tass“. In Triepkendorf gebrauchen die ersten drei Probanden das Simplex, der vierte das Kompositum. Für Schönbeck gibt es nur eine Person, die das Wort übersetzt hat. Sie bevorzugt „Schüünfach“. In Peetsch verwenden zwei Sprecher „Schüüntass“, die anderen beiden „Schüünfach“ bzw. „Schüünfack“. Die Schwankung in Klein Trebbow erklärt Gundlach auf der Aufnahme: „Äh, die beiden Herren Dohms waren offenbar durch das Schriftbild veranlasst äh, zur Aussprache Lerr, äh, Schüünfach gekommen, ihnen ist aber beiden geläufig, sonst auch ‚Tass‘ zu sagen.“ Damit ließe sich ebenso die Schwankung in Peetsch erklären, denn auch hier sind die verschiedenen Wörter keiner bestimmten Altersgruppe zuzuordnen. Dagegen ist in den nördlicher gelegenen Warlin und Cammin eine altersspezifische Verwendung aus-

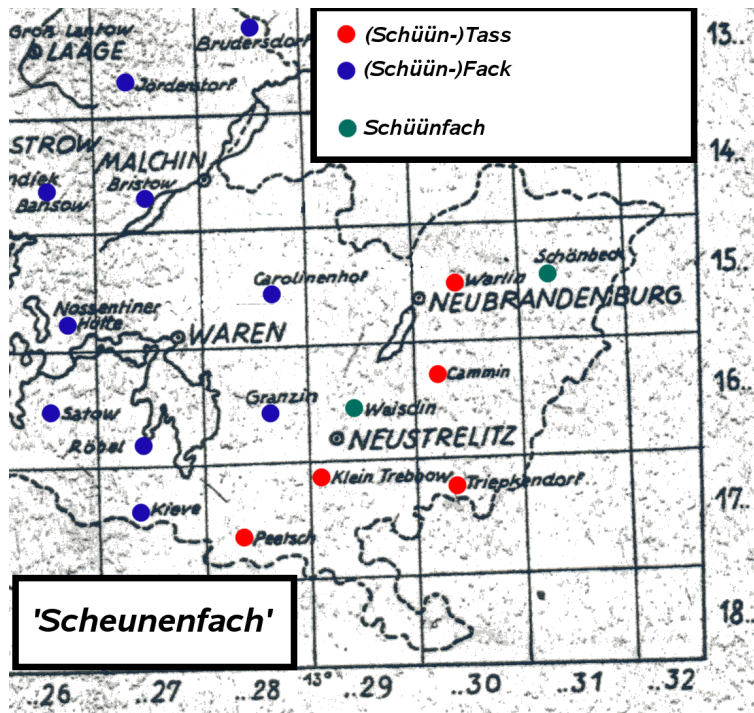
²²⁹⁰ Blume, S. 28.

²²⁹¹ Ebenda, S. 29.

²²⁹² Ebenda, S. 28.

²²⁹³ Nachweise gibt es u. a. aus Alt Jabel, Alt Meteln, Bennin, Brudersdorf, Cammin, Carolinenhof, Demen, Granzin, Kossebade, Lüblow, Pinnow, Schönbeck, Warnow, Woez und Zweedorf.

zumachen, so sagt nur noch die älteste Generation „Schüüntass“ bzw. „Tass“, die jüngeren gehen zu „Schüünfach“ über. Dieses Wort wird durch die Standardsprache gestützt, zudem gilt in den benachbarten schwerinschen Gebieten „Schüünfack“. Im Süden tritt „Tass“ noch häufiger auf, möglicherweise wird das Wort durch das südliche, sich anschließende nichtmecklenburgische Sprachgebiet gestärkt: „Das ndl. Siedlerwort ist auf den SO und auf vereinzelte Belege in LU beschränkt, es steht in räumlichem Zusammenhang mit märk. *Taß*“.²²⁹⁴



Herrmann-Winter gibt als Verbreitungsgebiet im Mecklenburgisch-Vorpommerschen ebenfalls den „Südosten von Mecklbg“ und das „(hist.) Vorpom.“ an.²²⁹⁵ In einem pommerschen Hochzeitsgedicht aus dem Jahre 1693 ist zu lesen: „Ick dan un wan noch steeg mit Modern up den Tass“.²²⁹⁶ Günther notiert im 19. Jh. die Redewendung „Mai, kühnl un natt, füllt Bähn un Tass“, wobei er meint, Letzteres befinde sich „[a]bseitig an der Scheure“.²²⁹⁷ Sibeth erfasst lediglich das gemeinmecklenburgische „**Fack, Fach**“, überdies „**Facker, Arbeiter im Scheunenfach**“.²²⁹⁸ Dagegen ist es in Danneils „Wörterbuch der altmärkisch-plattdeutschen Mundart“ verzeichnet: „**Tass**, der Raum zur Seite der Scheuentenne, wohin das eingefahrene Korn gebracht und gepackt (gebanst) wird.“²²⁹⁹ Gillhoff nennt das Wort ebenfalls, ohne aber anzugeben, in welcher Region es üblich ist.²³⁰⁰ Neben der Standardsprache scheint das gemeinmecklenburgische Wort von Norden her zu wirken und hat bereits Teile Mecklenburg-Strelitz’ erfasst, wie bereits Blume 1933 feststellt:

²²⁹⁴ MWB, VII, Sp. 33, vgl. auch die Karte Sp. 33 f., die als Nebenform „Fack“ auf dem „Taß“-Gebiet verzeichnet.

²²⁹⁵ Herrmann-Winter, plattdeutsch, S. 320.

²²⁹⁶ Adam, S. 128.

²²⁹⁷ Beide Zitate: Günther, Hs., S. 65, Nr. 379.

²²⁹⁸ Sibeth, S. 20.

²²⁹⁹ Danneil, Johann Friedrich: Wörterbuch der altmärkisch-plattdeutschen Mundart, Salzwedel 1859, S. 221.

²³⁰⁰ Gillhoff, Idiotismen, S. 10.

beiderseits der ‚Brunnen‘linie zieht sich ein Mischgebiet von altem *tas* und jungem, von Westen eingewandertem, aber auch von den Alten schon gesprochenem *fak* hin. Dies Mischgebiet verschiebt sich nach Osten, je weiter *fak* dringt und je unbekannter *tas* im Westen wird. Bei den Alten unbekannt ist das nds. Wort [d. i. ‚*fak*‘, A. K.] noch in einem der Uckern. zugewandten Grenzstreifen mit Schwichtenberg, Wittenborn, Hinrichshagen, Grauenhagen, Mechow, Grünplan, Peetsch und Starsow als westlichen Grenzpunkten. Unbekannt ist das nl. Lehnwort [d. i. *tas*, A. K.] westlich einer Linie mit Babke, Prillwitz, Weitin, Staven, Schwanbeck und Boldeckow.²³⁰¹

Ein Wort, das bereits in den 1960er Jahren als veraltend einzustufen war, ist die ‚Schafhürde‘. Gundlach erklärt deshalb, er habe auf eine Abfrage „in einigen Dörfern verzichtet, weil die Sache und somit auch der Fachausdruck nicht mehr vertraut waren.“²³⁰² In Mestlin übersetzen der älteste und jüngste Sprecher das Wort mit „Schåphördn“ bzw. „Schåphörd“, der zweite verwendet halb hochdeutsches „Schåphürdn“. Diese Variante ist in Eldena, Lancken, Lüblow und Zweedorf zu hören. Gundlach fragt das Wort auch bei Sprecher zwei aus Warlin, einem Schäfer, ab, dieser sagt „Schåphördn“. Das Wort findet sich noch in Spornitz und Zweedorf. In Eldena verwendet der älteste Sprecher „Schåpfläkn“, die anderen beiden die halb hochdeutsche Bezeichnung. Der dritte Sprecher aus dem westlicheren Alt Jabel bevorzugt wieder „Schåphördn“, der vierte „Schåphürdn“. Die anderen beiden weichen auf Ersatzbegriffe aus, die den eigentlichen Gegenstand nicht beschreiben: „Schåphäudn“ ‚Schafehüten‘, „Schåphauer“ ‚Schafsherde‘. Auch in Lüblow verfahren die Probanden so, der erste übersetzt das Wort mit „Schåpställ“ ‚Schafställe‘, die anderen nehmen den Singular „Schåpstall“. In Pritzier weicht der dritte Sprecher auf „Schåpbuchtn“ ‚Schafsbuchten‘ aus, die beiden älteren sagen „Schåpfläggn“ bzw. „Fläggn“, verwenden also noch den Fachausdruck. Dieser ist in Bennin noch allen Personen bekannt. In Zweedorf übersetzt der erste Proband das Wort mit „Scheeperhördn“, bessert dann aber zu „Schåphördn“, der zweite sagt „Schåphürdn“, die anderen beiden weichen auf „Schåpwee“ ‚Schafsweide‘ aus.

Den Sprechern auf den neuen Aufnahmen war der Fachbegriff nicht mehr geläufig. Sie nutzten entweder „Schåphürdn“ oder fanden einen Ersatzbegriff, so sagt die ältere Frau aus Demen „Schåphiert“, womit sie den ‚Schafhirten‘ meint.²³⁰³ Der Schlutuper übersetzt das Wort mit „Schåpstuun“ ‚Schafzaun‘. „Fläk“ ist ihm nicht mehr bekannt. Die Karte im MWB²³⁰⁴, die westliches „Fläk“ vom in der Landesmitte und dem Osten üblichen „Hörd“ trennt, hat heute damit nur noch begrenzte Gültigkeit. Selbst in den 1960er Jahren war der Gegenstand nicht mehr allen Sprechern geläufig, wie die Übersetzungen zeigen. Im Westen gibt es in einigen Orten neben „Fläk“ zudem Nachweise von „Hörd“, die durch die Textvorlage begünstigt sein könnten.

Auch bei der Berufsbezeichnung ‚Stellmacher‘ zeigen sich Unterschiede, so meint ein Kölzower: „Ubbm Lann sään s’ früher ja ook Rååmogger, nich. To’n Stellmogger Rååmogger, nich.“ „Rad’maker“ ist noch in Bennin, Bristow, Lüttow, Pritzier, Sanitz und Schönbeck zu hören, gilt also im gesamten Untersuchungsgebiet. Allerdings zeigt sich eine Veränderung in der Benennung: In Granzin fragt Gundlach Sprecher eins: „Wier denn Raamogger ook in Dörp?“ Dieser antwortet jedoch: „’n Schtellmogger wier dor ook in Dörp.“ In Kölzow dominiert diese Bezeichnung bereits. Sie konkurriert in Bristow, Sanitz und Schönbeck mit „Rad’maker“. In

²³⁰¹ Blume, S. 81.

²³⁰² Gundlach, Tonbandaufnahmen, S. 190. Gundlach ließ es in Alt Jabel, Bennin, Eldena, Lancken, Lüblow, Mestlin, Pritzier, Spornitz und Zweedorf abfragen.

²³⁰³ So spricht ihn auch die zweite Kossebaderin aus, doch die besagte Demenerin in ihrer FE [ʃø:phi:rə].

²³⁰⁴ MWB, II, Sp. 947 f.

Broock, Groß Lantow, Mestlin, Niendorf, Selmsdorf, Nossentiner Hütte und Warlin ist nur noch „Stellmaker“ nachweisbar, auf den Zusatzaufnahmen zu Warlin nutzt es auch der älteste Sprecher des Ortes. Der zweite Proband aus Alt Meteln gebraucht „Schtellmoggerie“ ‚Stellmacherei‘ und „Schtellmoggerlieh“ ‚Stellmacherlehre‘, das erstgenannte Wort erscheint in Warnow als „Stellmoggeree“. Der Stellmacher aus Demen (Sprecher fünf) sagt „Rad’maker“, der ältere Trammer wiederum „Stellmaker“. ²³⁰⁵ Für das MWB ist das erstgenannte Wort „die im Anschluß an den W in Mecklenburg herrschende Bezeichnung für den Stellmacher, den Wagenbauer, gegenüber märkischem und pommerschem *Stellmaker* [...], doch ist hier auch letztere, bes. in den Städten, sehr häufig“. ²³⁰⁶ Die Belege auf den Aufnahmen zeigen jedoch, dass sie mittlerweile auch auf dem Lande sehr verbreitet ist und „Rad’maker“ verdrängt. Herrmann-Winter siedelt Letzteres im Westen Mecklenburgs an. ²³⁰⁷ Auf den alten Aufnahmen kann es selbst in Mecklenburg-Strelitz noch nachgewiesen werden kann, allerdings kommt es dort kaum mehr vor, wie Sprecher zwei andeutet: „Mien Großvadrer, dee wier ja ook Schtellmogger, oewer dunn sään s’ Rååmogger, ne.“ Hier hat sich also bereits ein Wechsel vollzogen. „Stellmaker“ verdrängt die alte Bezeichnung in allen Landesteilen, wobei es durch das hochdeutsche Wort „Stellmacher“ gestützt wird. ²³⁰⁸ Sprecher eins aus Rostock gebraucht das scherzhafte „Knurrenfucker“ ([knuœnfugə]).

Der ‚Wald‘ weist ebenfalls unterschiedliche Benennungen auf: neben dem hochdeutschen Wort ²³⁰⁹ herrscht im Westen und der Landesmitte „Holt“ vor, in Lancken nutzt der dritte Proband beide Wörter: „Dee [die Stuten, A. K.] hewwick denn ein Dagg in, in Dannwald hatt un neechstn Nacht hier inne, in dat Holt.“ In Hinrichshagen verwendet ein Forstarbeiter jedoch einen anderen Begriff: „Wenn einer nich orrig ubbe Luft is, denn is dat swer worn hier in Busch.“ Dieser findet sich auch in Komposita, so ist in Triepkendorf „Buschluft“ ‚Waldluft‘ zu hören. Der Hinrichshäger kennt jedoch auch „Holt“: „Jå, to Holt gån seng wie ook.“ „Busch“ ist vor allem im Osten verbreitet, in Nossentiner Hütte meint eine Frau: „Uck dãmåls mit de, mit de Uutflüüg, hüt moggn dee Schaul Wanderungn un wer weit, wat aal. Uns hemm s’ eins dörch’n Busch schickt, un dat wier ’ne Wanderung.“ Dabei ist nicht immer genau abzuschätzen, ob die Bedeutung ‚Busch‘ oder ‚Wald‘ vorliegt, im westlicher gelegenen Prislich sagt der zweite Proband „Wenn dee Ååmt, in Sommer, wenn dull waam weer, dee [der Ochse, A. K.] weer nich to reegiern, dei güng quer dörch’n Busch dörch middn Wåågn, wenn man nich tauseihn deht...“ Dagegen gebraucht eine Granzinerin das Wort deutlich für ‚Wald‘: „Dat sünd noch drei Kilomedter hinner Krienk [Krienke, ein Ortsname, A. K.], liggt dat. Un denn ganz gor dörch’n Busch. Na, un denn nãh’t Ümschpannwerk, Henningsfeld, un denn dee Konnsumm-Gaststãdde [= Konsum-Gaststätte], un wedrer hier her.“ Weitere Nach-

²³⁰⁵ Diese Unterscheidung ist allerdings längst nicht so streng: In einem nach der Aufzeichnung geführten Gespräch benutzte der Demener auch „Stellmaker“, d. h., er schwankt bereits im Gebrauch.

²³⁰⁶ MWB, V, Sp. 747.

²³⁰⁷ Herrmann-Winter, plattdeutsch, S. 307.

²³⁰⁸ Vgl. bereits Adelung, Johann Christoph: Grammatisch-kritisches Woörterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen. Mit D. W. Soltau’s Beytraegen, revidirt und berichtiget von Franz Xaver Schönberger. Vierter Theil, von Seb-Z, Wien 1811, Sp. 350. Sprecher fünf aus Demen berichtet z. B., dass auf seinem Meisterbrief „Stellmachermeister“ stehe. Cammin aus Groß Lantow schreibt noch „Radmaker“ (Cammin, Bilad, S. 13), vgl. auch die Belege bei Reuter, z. B. in „Kein Hüsung“ (Reuter, Werke V, S. 292), „Hanne Nüte“ (Reuter, Werke VI, S. 22) und „Woans ik tau ’ne Fru kamm“ (Reuter, Werke VIII, S. 93). Madauss schwankt: „nah ’n Ra’maker hen“, „nah den’ Stellmaker mit“ (beide Madauss, S. 87), „Hatzfeld hett ei’lich an twei Radmakers“ (ebenda, S. 88), „Uns’ Ra’maker“ (ebenda, S. 89), „Ra’maker-Stift“ (ebenda, S. 90), „Stellmakerie“ (ebenda, S. 91). Rogge, S. 9, schreibt „Stellmaker“.

²³⁰⁹ Nachweise gibt es aus Alt Jabel, Boldela, Bristow, Hinrichshagen, Lüblow, Prislich und Zweedorf.

weise für diese Bedeutung gibt es aus Cammin, Klein Trebbow, Letschow, Peetsch und Warlin. Sie reicht im Osten bis an den Plauer See heran, ob sie in Prislisch noch gilt, ist nicht sicher festzustellen, im Norden bis Hinrichshagen und Letschow, westlich davon bevorzugen die Probanden „Holt“. Allerdings gibt es auch hier keine feste „Grenze“, wie die Aussage des Hinrichshägers verdeutlicht. Das MWB gibt als Verbreitung den Kreis Stargard und dessen Umgebung an,²³¹⁰ Herrmann-Winter nennt diese Bedeutung ebenfalls, erteilt aber keine Auskunft darüber, wo diese gilt.²³¹¹ Für Sibeth bezeichnet „Busch“ nur „niedriges Gehölz, Strauchwerk, Gebüsch“.²³¹² Gerhard Schmidt notiert für das vorpommersche Barth jedoch „buf = Gehölz“ und fügt folgende Wendung hinzu: „tau buf fy̅en = zu Holze fahren“,²³¹³ neben „tāu holt fy̅en = in den Wald fahren“.²³¹⁴ In Barth scheint „Busch“ damit auch noch einen größeren Bedeutungsumfang aufzuweisen.²³¹⁵

Unterschiedliche Bezeichnungen gibt es auch für Speisen, so heißt ‚Schwarzsauer‘ in Alt Jabel, Lichtenhagen, Möllin, Satow, Weisdin und Züsow ‚Swartsuer‘²³¹⁶, daneben gilt in den ersten drei Orten aber auch ‚Swatsupp‘, so sagt eine Frau aus Alt Jabel ‚Hüüt kockt man wenig Swattsuuer, früher, wie kockn ümmer noch Swattsuuer, wie moegn dat aal ganz giern. Un früher wüür ja, also geif gor nich anners, Swatsupp sädn’s ümmer dortau, wüür ümmer kockt.“ ‚Swatsupp‘ ist darüber hinaus in Eldena, Lüblow, Lüttow und Pritzier zu hören. Sprecher eins aus Demen nennt das Gericht ‚Blautsupp‘.

Einige im MWB verzeichneten regionalen Unterschiede sind nicht mehr vorhanden, so übersetzen alle Probanden, bei denen das Wort abgefragt worden ist, ‚Brache‘ mit ‚Bråk‘ bzw. ‚Brääch‘.²³¹⁷ ‚Falg‘, wie es noch auf einer Karte des Wörterbuches zu finden ist, sagte keine Person mehr.²³¹⁸ Hier hat bereits ein Ausgleich zugunsten der gemeinmecklenburgischen Form stattgefunden, die dem standardsprachlichen Lexem zudem näher steht. Zu ‚Messfaald‘/‚Meßhoff‘ gibt es gar keine Befunde.²³¹⁹

²³¹⁰ MWB, II, Sp. 153.

²³¹¹ Herrmann-Winter, plattdeutsch, S. 57 bzw. Herrmann-Winter, hochdeutsch, S. 260.

²³¹² Sibeth, S. 13.

²³¹³ Schmidt, G., S. 58.

²³¹⁴ Ebenda, S. 50.

²³¹⁵ Warnkross, S. 25, gibt für Wolgast lediglich die Bedeutung ‚Busch‘ an. Ob das Wort auch für ‚Wald‘ verwendet wird, lässt sich somit nicht feststellen.

²³¹⁶ Auf die unterschiedliche Aussprache /ʃ/, /s/ usw. soll im Folgenden nicht eingegangen werden, vgl. hierzu Kap. 2.4.2.

²³¹⁷ Diese Form kommt jeweils einmal in Lüttow und Zweedorf vor.

²³¹⁸ MWB, I, Sp. 1081 f. Ein Nachweis für Lübeck findet sich noch bei Schumann, Wortschatz, S. 25: ‚Falg einmal gepflühtes Land‘. Der Schlutuper übersetzt spontan ‚Bråk‘.

²³¹⁹ Jacobs, Teuth. 3, S. 151, gibt an, ‚fā̅ lt Hof ist nur westlich 131+132+106+69+118+113 [eine Line westlich von Conrade – Banzkow – Mirow – Friedrichsmoor – Ludwigslust, A. K.] bekannt. Das übrige Gebiet sagt *hof*.“ Der Unterschied ist noch in der Mundartliteratur nachvollziehbar: Der Ostmecklenburger Reuter schreibt in ‚Ut miene Stromtid‘: ‚un up de Meßkuhl swemnten Ahnten un Gäus‘ (Reuter, Werke III, S. 173) bzw. ‚un sogor den Meßhof für [sic] en behaglicher Flag estimierte‘ (Reuter, Werke IV, S. 76). Hartmann aus Westmecklenburg bevorzugt ein anderes Wort: ‚up ’n Messfaald ok dei Hahn mäuk Larm‘ (Hartmann, Leigen, S. 48). Der ebenfalls aus dem Fürstentum Ratzeburg stammende Oldörp nutzt es auch: ‚as wenn hei up ’m Meßfaalt daalfalln deer‘ (Oldörp, Nümmser, S. 271), das Grundwort zudem allgemein für ‚Hof‘: ‚Ins Aab’ns güng ik aewer unsen Faalt‘ (ebenda), vgl. auch Bornewiek, S. 5: ‚Vör dat Hus leig dei grot Fahld.“ Einen älteren Beleg liefert Mantzel: ‚Meßfahld: locus in area rurali, ubi fimius collogitur, præparatur‘, [Mantzel, Ernst Johann Friedrich]: Bu^tzowsche Ruhestunden, gesucht, in Mecklenburgschen, vielentheils, bisher noch ungedruckten zur Geschichte und Rechtsgelahrtheit vornehmlich geho^rigen Sachen. Neunter Theil, Bu^tzow 1763, S. 48, vgl. auch – s, Monatsschrift 5, 1795, S. 149: ‚Meßfahlt, Miststa^tte.“ und Jeppe: ‚Fahld. die Hofstelle bei kleinen ländlichen Wohnungen.“ (Jeppe, S. 58) bzw. ‚Messfahld. Dunghof.“ (ebenda, S. 105).

Bei anderen Bezeichnungen ist die Belegdichte zu gering, um eine Verteilung angeben zu können: in Demen und Kossebade heißt das Band aus Getreidehalmen, das zum Garbenbinden verwendet wird, „Seil“, wie Sprecher zwei aus dem erstgenannten Ort erklärt: „Seil wör mockt, so uut dat Kuon.“ Daneben ist der zweiten Kossebaderin aber auch noch „Schrank“ bekannt und meint, allerdings etwas unsicher, dass damit der Hafer und Weizen gebunden worden sei, wobei zwei Halme zunächst erst einmal zusammengebunden werden mussten, um dieses Band herzustellen, da es sonst zu kurz gewesen sei.²³²⁰ Beim Roggen war das nicht notwendig, da hier die Halmlänge ausreichte. Solch ein Band bezeichnet sie als „Seil“. Diesen Unterschied deutet Reuter in „Ut mine Stromtid“ an, denn dort heißt es in einer Missingschpassage: „Wollen Sie ordentlich haken un eggen un mähen un binden lernen, d. h. mit en Schrank – mit en Seil is keine Kunst.“²³²¹ Das MWB führt auf der entsprechenden Karte beide Begriffe als Synonyme auf,²³²² kennt aber auch die hier erwähnte unterschiedliche Herstellungsweise.²³²³ Es zeigt sich jedoch noch eine weitere Differenzierung, die durch das Aufkommen der Bindemaschine entstand: Die jüngere Sukowerin antwortet nämlich auf die Frage, ob sie früher noch mit „Kurnband“ gebunden hätte: „Nee, wie hemm Seil uut Kuurn“ und ihr Ehemann ergänzt: „Donn geef’t noch kein Baand.“ Dabei führt sie weiter aus: „Ja, dat Band, natürlich, dee, dee, dee Bünners, dee dee Abläägn hatt hemm, dee Maschien mit dee Abläägn, dee hemm dat Band dor in hatt. Wie hemm noch ’n Seil mockt.“ Auf der Karte des MWB nimmt „Band“ nur einen kleinen Raum um Ludwigslust ein. Die Belege aus Broock und Groß Lantow für dieses Wort innerhalb des „Schrank“/„Seil“-Gebietes erklären sich aus diesem Bedeutungsunterschied, im erstgenannten Ort erscheint es in folgendem Zusammenhang: „Wenn dor ook kein Band is, denn mööt ääbm bunn waan midde Hand. Dor wa dee Band noch wedrer anners mockt.“ Hier ist offensichtlich nicht das Band aus Stroh gemeint, im letztgenannten Ort ebenfalls nicht: „Dee watt hüüt up Schwatt meiht middn Binner, also ohne Band, watt bloß so in Schwatt afleggt“. Hier hat sich die Bezeichnung ähnlich wie bei ‚Kartoffeln ernten‘ durch den technischen Fortschritt geändert, wobei in beiden Fällen dann nur eines der Schibboleths als regional übergreifendes Wort verwendet wird. Die Karte im MWB gilt also nur für das Band aus Stroh, denn das maschinell gefertigte heißt generell „Band“ und reicht dementsprechend über das eigentliche „Band“-Gebiet hinaus.

Die losen Getreidehalme, die beim Binden übrig bleiben, nennt die zweite Kossebaderin „Los“ ([lo:s]). Dieses Wort ist ebenfalls in Satow gebräuchlich, dort sagt eine Frau: „denn sünd wie näh’n Los anshlägn gähn“. Gundlach erkundet sich, was damit gemeint sei, und sie erwidert: „Von dat Kuurn, wat ling deht, dat watt tosåomhaakt, un denn watt dat näh, nähde Hoggn ransshlägn.“ In Demen herrscht laut Sprecher fünf dafür „Nahharkels“ [nɔ:hɑ:kʰls] vor, das aber auch der Kossebaderin bekannt ist. Sprecher eins aus dem östlicheren Bristow verwendet wiederum ein anderes Wort dafür: „Schüür [= Schüdd’] anshläagn biede Hockn“. Im außermecklenburgischen Sumte gilt „jem“ für ‚ihnen‘, wodurch es sich vom mecklenburgischen Sprachgebiet abhebt: „So käum dat denn, dat hei aal bald mit jemm aal in Vertelln käum [...]“. In Lancken sagt dagegen eine Frau: „Also ick vetell mie ’n gann [= ganzen] Dagg mit ehr [den Gänsen, A. K.] wat, wenn ick buudn bün.“

²³²⁰ Dieses Wort findet sich auch in Reuters „Kein Hüsung“: „Sin Dirn, de folgt dat Swad entlang / Un rafft de Garw un slingt den Schrank“ (Reuter, Werke V, S. 291).

²³²¹ Reuter, Werke III, S. 306 f.

²³²² Siehe die Karte in MWB, VI, Sp. 257 f.

²³²³ Ebenda, Sp. 165: „eig. ist *Schrank* ein Garbenband, bei dem zwei Halmlängen mit den Kopffenden zusammengebunden sind, *Seil* das Band aus der einfachen Halmlänge“.

Wenngleich sich auch heute noch regionale Unterschiede in der Lexik finden, so treten hier doch wie schon bei der Lautung Ausgleichstendenzen auf. So hat beispielsweise „Seeßl“ in Schlagsdorf „Lei“ ‚Sense‘ verdrängt: „donn wür noch midde Seeßl, midde Lei säädn wie früher, meiht.“ Der Schlutuper nutzt „Seiß“.²³²⁴ Gillhoff nennt zunächst „Seissel“,²³²⁵ verwendet bei der Erklärung dieser Form aber auch andere Begriffe: „Dim. von Seiss, mnd. Seise, Sesse, Seisene, kontrah. aus alts. Segisna. Die grössere Sense heisst Leih.“²³²⁶ Zumeist bevorzugen die Probanden ein Wort, das dem standardsprachlichen nahe steht, wie die Belege für „Äwer“, „Arpel“/„Erpel“ und „Rägenworm“ zeigen.²³²⁷ Ersteres war ursprünglich nur im äußersten Westen zu finden, ist nun aber im gesamten Untersuchungsgebiet zu hören. Bei „Erpel“ ist es umgekehrt, dieses dringt aus dem Südosten vor und herrscht heute bereits in ganz Mecklenburg vor. Ebenso ersetzt „Rägenworm“ die unterschiedlichen regionalen Namen, wobei sich hier nicht ein bestimmtes Schibboleth durchsetzt, sondern ein aus dem Hochdeutschen entlehntes Wort.²³²⁸

4. 2 Geographische Bezeichnungen und Personennamen

Eine Besonderheit des Mecklenburgischen und anderen ostniederdeutschen Mundarten ist ihre Siedlungsgeschichte, da anfangs niederdeutsch sprechende Kolonisten neben den bereits sesshaften slawischen Völkern lebten: „Die neugegründeten, mit Deutschen besiedelten Dörfer wurden zum Teil neben älteren slaw. Siedlungskernen angelegt.“²³²⁹ Die Siedler übernahmen teilweise die slawischen Namen, wobei sich

diese Siedlungsvorgänge bis heute an der Unterscheidung gleichnamiger Orte an den Zusätzen *Neu* bzw. *Alt* (*Alt-Kalen*, *Neukalen*) oder *Deutsch* bzw. *Wendisch* (*Deutsch-* und *Wendisch-Trechow*, heute *Langen-* und *Kurzen-Trechow*), später häufig umgewandelt in *Groß* bzw. *Klein* (*Groß-* und *Klein-Poserin*), ablesen²³³⁰

lassen. Daneben gab es auch deutsche Ortsnamenprägungen, diese blieben jedoch in der Minderzahl.²³³¹ Die heutigen mundartlichen Bezeichnungen spiegeln diese Situation immer noch wider, so stehen sich „Nie(d)ndörp“, „Niendorf“ bzw. „Neuendorf“, „Niehoff“, „Neuhof“ und „Bansow“ ([banzo:] ‚Bansow‘, „Penzin“ ([pentsi:n]) ‚Penzin‘ gegenüber.

Bei den deutschsprachigen Ortsnamen gibt es Bezeichnungen, die mit der standardsprachlichen weitestgehend übereinstimmen. Dabei handelt es sich um Bezeichnungen, die immer noch die niederdeutsche Lautung aufweisen, z. B. „Holt-

²³²⁴ Das MWB, VI, Sp. 260 bemerkt noch: „der NW hat noch vereinzelt *Lei*.“ Vgl. auch die Karte im selben Band, Sp. 261 f.

²³²⁵ Gillhoff, *Idiotismen*, S. 8.

²³²⁶ Ebenda, S. 8, Anm. 5.

²³²⁷ Gernentz, *System*, S. 390: „So wird bei nd. Synonymen durchweg das Wort gewählt, das dem Hd. nähersteht, also für ‚Himmel‘ nicht mehr *Häwen*, sondern *Hümmel*, für ‚Zweig‘ nicht mehr *Telgen*, sondern *Twig*.“

²³²⁸ Zwar verzeichnet Chytraeus, Sp. 385, bereits „Regenworm“, doch ist eine Anlehnung an das Hochdeutsche wahrscheinlicher, da selbst jüngeren Sprechern noch „Marreck“ bekannt war und dieses erst seit kurzem verdrängt wird. Mantzel, C. G., Sp. 336, und Niemann, S. 16, haben nur „Maddick“ bzw. „Maddik“.

²³²⁹ Rösler, Irmtraud: *Aspekte einer Sprachgeschichte des Ostniederdeutschen*, in: Besch, Werner u. a. (Hrsg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*, Bd. 3, 2. Aufl. Berlin, New York 2003, S. 2703 f. (nachfolgend als Rösler, *Aspekte* zitiert).

²³³⁰ Ebenda, S. 2704.

²³³¹ Ebenda.

husen²³³², „Klockenhagen“ ([kloŋhø:ŋ]). Dennoch kann die mundartliche Bezeichnung etwas von der offiziellen abweichen, denn zumeist haben sich die lautlichen Veränderungen im Dialekt auch auf die Aussprache der Ortsnamen ausgewirkt, z. B. „Bäuken“ ‚Böken‘, „Ohrnsbarg“ ‚Ahrensberg‘. Dennoch gibt es auch hier Ausnahmen, so sagt eine Lüblowerin „Dreenkrögen“ ([dre:nkrø:ŋ]).²³³³ Größere Unterschiede treten vor allem bei denjenigen Bezeichnungen auf, die in der Amtssprache zum Teil oder ganz ins Hochdeutsche übertragen worden sind: „Bloomholt“ ‚Blumenholz‘, „Hattsbarg“ ([hatsbɑ:x]) ‚Herzberg‘. Besonders häufig ist dabei mundartliches „-dörp“ gegenüber hochdeutschen „-dorf“ und „-torf“: „Braudersdörp“, „Brudersdorf“, „Jördensdörp“ ‚Jördenstorf‘. Daneben kürzen die Probanden auch, so heißt ‚Friedrichsmoor‘ ‚Fricksmauer‘ (wohl aus *Friedericksmoor²³³⁴), ‚Walksfelde‘ ‚Wacksfell‘. Bei „Nienkirchen“ ‚Neuenkirchen (bei Neubrandenburg)‘ ist wie bei „Kirch“ das standardsprachliche Wort übernommen worden.²³³⁵ Für ‚Friedland‘ ist nur die hochdeutsche Form nachgewiesen. Ob der niederdeutsche Name heute noch geläufig ist, lässt sich anhand der Aufnahmen nicht sagen. Zumindest in der Mundartliteratur ist der alte Name²³³⁶ noch belegt: Reuter schreibt „Fredland“,²³³⁷ in Karnatz’ „Ut siene Brambörger Tied“ ist „[d]at Frädländsch Dur tau Nigenbramborg“ abgebildet.²³³⁸

Bei den slawischen Ortsnamen verfahren die Probanden ebenfalls unterschiedlich: häufig wird einfach der Name übernommen: „Lüttow“, „Peetsch“, „Zölkow“. Dabei wird die Lautung aber an die Aussprachegewohnheiten angepasst, wie sie z. T. auch in der Umgangssprache vorkommen: [bɑ:dəko:] ‚Badegow‘, [lydo:] ‚Lüttow‘. Es treten dann dieselben lautlichen Veränderungen auf, wie sie bei regulären mundartlichen Wörtern vorkommen, so lassen die Sprecher beispielsweise das /e/ weg: „Babk“ ‚Babke‘, „Krienk“, ‚Krienke‘, „Lübess“, ‚Lübesse‘, „Plåt“ ‚Plate‘, „Slåt“ ‚Slate‘. Diese Anpassung ist bei allen Toponymen zu finden, unabhängig davon, welchen Ursprungs sie sind, so ist bei „Warnemünn“ ‚Warnemünde‘ /d/ assimiliert und das /e/ abgestoßen worden, bei „Ivendörp“ ‚Ivendorf‘ <v> zu /b/ geworden,²³³⁹ „Wäsenbarg“ folgt der mecklenburgischen Aussprache, d. h. [vɛ:zn̩bɑ:x] gegenüber

²³³² Die Probanden betonen es aber auf dem Bestimmungswort: „Hólthusen.“

²³³³ Für das eigentlich zu erwartende „Dreinkräugen“ gab es keinen Nachweis.

²³³⁴ „Nach Havemann’s geschriebener Chronik auf der Regierungs-Bibliothek zu Schwerin ward das Jagdhaus Friedrichsmoor im J. 1705 durch den Cap. Reutz aufgeführt.“ Lisch, G[eorg]. C[hristian]. F[riedrich].: Geschichte der Comthurei Kraak und der Priorei Eixen, Johanniter-Ordens, in: MJB 1 (1836), S. 46, Anm. 3 (nachfolgend mit Lisch, Priorei abgekürzt). Da das Jagdhaus erst im 18. Jh. erwähnt worden ist, gibt es hierfür auch keine älteren niederdeutschen Belege.

²³³⁵ Die niederdeutsche Bezeichnung ist also auch beim Ortsnamen verloren gegangen, denn in einer Urkunde von 1381 heißt es „Clauss von Helpede thu Nienkerken“ Verein für Meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde (Hrsg.): Meklenburgisches Urkundenbuch. XX. Band 1381 – 1385, Schwerin 1900, S. 2, Nr. 11301. Auch bei anderen Orten herrscht ausschließlich die hochdeutsche Bezeichnung vor: „Kirchhoff“ ‚Kirchhof‘, „Kirchdörp“ ‚Kirchdorf‘.

²³³⁶ So heißt es in einer Urkunde aus dem Jahre 1360: „den wysen luden den schepen, den ratmannen van Vredelande“, Verein für Meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde (Hrsg.): Meklenburgisches Urkundenbuch. XIV. Band 1356 – 1360, Schwerin 1886, S. 601, Nr. 8756.

²³³⁷ So z. B. in „Dörchlächting“: „Un Jochen Bøhnhas’ führte dörch Stargard un dörch Fredland“ (Reuter, Werke V, S. 16.).

²³³⁸ Karnatz, S. 4.

²³³⁹ Vgl. dieselbe Entwicklung bei mnd. „leven“ gegenüber heutigem „lääbm“ (u. a. in Badendiek) ‚leben‘, mnd. „heven“ – „Hääbm“ (Selmsdorf) ‚Himmel‘, mnd. „bliven“ – „bliebm“ (u. a. Bansow) ‚bleiben‘ usw., siehe Teuchert, Beiträge, S. 230.

umgangssprachlichem [ve:zŋbe:ɐç].²³⁴⁰ Beim eigentlich slawischen ‚Radegast‘²³⁴¹ wird der erste Vokal nach Wegfall des /e/ und /d/ weiter gedehnt: [rɔ:gast]. Die Probanden diphthongieren die langen /e/, /o/ und /ø/ teilweise, wobei auch hier der Wortursprung keine Rolle spielt, so heißt es neben ‚Bäuken‘ ‚Böken‘ auch ‚Dreis‘ ‚Drewitz‘, ‚Leis‘ ‚Lewitz‘, ‚Crammaun‘ ‚Cramon‘, ‚Kaubann‘ ‚Kobande‘, ‚Gräunoo‘ ‚Grünow‘, ‚Wäudn‘ ‚Woeten‘.²³⁴² Dabei kommt es auch zu regionalen Unterschieden bei der Aussprache, denn in Tramm und Banzkow heißt ‚Göhren‘ [gɔyən], in Zahrendorf [gø:ən]. Auch die Erhöhung ist nachweisbar, so lautet ‚Sternberg‘ wiederum in Zahrendorf ‚Stiernbarg‘, in Lüttow ist ‚Sternbarg‘ zu hören. Den Ort ‚Moraas‘ spricht der dritte Proband aus Lancken [mu:rɔ:s] aus. Anhand der Ortsnamen lassen sich noch weitere der für das Untersuchungsgebiet herausgearbeiteten Eigenheiten nachweisen: ‚Niedndörp‘ ‚Neuendorf‘, ‚Gnäugn‘ ‚Gnoien‘, ‚Imhorst‘ neben ‚Elmhorst‘ ‚Elmenhorst‘, ‚Düsterfüür‘ ‚Düsterförde‘, ‚Kossbor‘ ‚Kossebade‘²³⁴³. Bei [bɔ:nʃo:] ‚Banzkow‘ ist der /s/-Laut vor /k/ zu /ʃ/ übergegangen, so wie es auch bei [hy:ʃn] ‚Häuschen‘ der Fall ist.²³⁴⁴ Die Endung *-itz* wird in einigen Namen zu /s/ gekürzt, so heißt die ‚Lewitz‘ ‚Leifs‘ (Banzkow, Boldela)²³⁴⁵ bzw. ‚Leis‘ (Rastow, Tramm), ‚Drewitz‘ ‚Dreis‘ (Nossentiner Hütte), ‚Dömitz‘ ‚Doems‘ ([dœ:ms]), die ‚Stecknitz‘, ein Fluss, ‚Stäkens‘ ([stegŋs], Zweedorf). Schumann erfasst das letztgenannte Wort in ‚Stekenforer Steknitzschiffer‘.²³⁴⁶ In einem Gedicht für einen plattdeutschen Abend in Kossebade ist ‚Garws‘ ‚Garwitz‘ zu lesen.²³⁴⁷

²³⁴⁰ Wie der Ort früher ausgesprochen worden ist, lässt sich aufgrund des Schriftbildes nicht sagen, in einer Urkunde von 1270 heißt es: „et sic ad arborem signatam in terminis Mirowe et Wesenberghe“, Lisch, G[eorg]. C[hristian]. F[riedrich].: Urkunden der Johanniter-Comthurei Mirow, in: MJB 2 (1837), S. 221.

²³⁴¹ Kühnel, P[aul].: Die slawischen Ortsnamen in Meklenburg, in: MJB 46 (1881), S. 114.

²³⁴² Die hochdeutsche Aussprache dieses Ortes lautet [vø:tŋ], die zweite Kossebaderin gibt an, früher habe man [vɔydn] in der Mundart gesagt, heute sei [vø:tŋ] üblich. Die mundartliche Form beruht auf Umlaut, jedoch ist die Graphemfolge <oe> schwer einzuschätzen. Die Herzogin Sophie von Lüz vermerkt 1625 in ihr Tagebuch: „Den 23. bin ich nach woten gewesen.“ Lisch, G[eorg]. C[hristian]. F[riedrich].: Autobiographie und Testament der Herzogin Sophie von Lüz, Gemahlin des Herzogs Johann VII. von Meklenburg, in: MJB 15 (1850), S. 82. Diese Schreibweise ist aber auch nicht eindeutig, da nicht sicher ist, ob hier Umlaut gemeint ist. Kühnel, S. 160, verzeichnet mehrere Varianten: „Wöten, A. Lüz, 1 ½ NW, 1324, 1404 Wuten, 1328 Wotne, 1496 tor Wothen (altsl. ot- P) plur. §. 11: ‚die Otten“.

²³⁴³ Vgl. auch Kühnel, S. 74: „Kossebade, A. Lüz 1 ½ N Parchim, 1250 Kozzebode, 1404 Kossebade (altsl. kosa Sense, Sichel P) plur. §. 11: ‚die Kosobod‘ [Sensenstecher].“ Die Schreibung in hochdeutschen Texten war noch bis Anfang des 20. Jh.s uneinheitlich, wobei auch hier das erste <e> manchmal fehlte: „Kossebade“ Schmaltz, K[arl].: Die Begründung und Entwicklung der kirchlichen Organisation Mecklenburgs im Mittelalter (Schluß), in: MJB 73 (1908), S. 84 gegenüber „Kosbade“ bei Techen, Friedrich: Ueber die Bede in Meklenburg bis zum Jahre 1385, in: MJB 67 (1902), S. 50. In einem Büdnerbrief aus dem Jahre 1861 heißt es ebenfalls „Kosbade“, im dort verzeichneten Feldregister von 1873 jedoch „Kossebade“.

²³⁴⁴ Vgl. Kap. 3.

²³⁴⁵ Ein literarischer Beleg findet sich bei Madauss, S. 27: „ick wär jo dei letzten Johren nich mehr mit hen nah de ‚Leiws“.

²³⁴⁶ Schumann, Wortschatz, S. 68.

²³⁴⁷ Prange, S. 2 (siehe Faksimile im Anhang). Vgl. auch Beyer, W[ilhelm]. G[ottlieb].: Die wendischen Schwerine. Ein Beitrag zur Erläuterung des slawischen Götzendienstes, in: MJB 32 (1867), S. 123, Anm. 1: „Dieser Name [d. i. Krivs, A. K.] ist anscheinend wieder nur eine Contraction aus Kriwitz, da die slavische Endung itz in der Volksmundart in der Regel zu einem bloßen – s [sic] abgeschliffen wird. So heißt auch die heutige Stadt Criwitz bei dem dortigen Landvolk nur Criews, ebenso Garws statt Garwitz, Lews statt Lewitz u. s. w.“ „Criews“ konnte auf den Aufnahmen nicht mehr nachgewiesen werden, im ca. zwölf Kilometer entfernten Demen heißt die Stadt [kri:vi:ts].

Die mundartliche Bezeichnung [bo:lɔ:x] für Boldela²³⁴⁸ scheint eine ältere Variante des Namens zu sein, so erfasst Kühnel „nach 1400 Boldelage“.²³⁴⁹ In zwei Hebe- registern „aus dem Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts“²³⁵⁰ finden sich diese und ähnliche Schreibungen mehrfach: „Item III dage to plügen vnd II dage megen to boldelage“ (S. 69), „Alle dat getrede to boldelag in to furen“, „III dage to plügen to boldelag.“ (beide S. 70); im zweiten Register erscheint es in einem Text, der mit hochdeutschen Wörtern durchsetzt ist: „Auch muten de dorpe Zulestorp [Sühlstorf, A. K.], Crack [Kraak, A. K.], Hort [Hoort, A. K.] dienen: sehen, infhuren, eggen, zu Boldelagen, wen on geboden wird.“ (S. 71). Lisch gibt darüber hinaus noch die Varianten „Boldelow“ und „Bollow“ an,²³⁵¹ Letzteres kommt auch in einem hochdeutschen Entwurf für ein Teilungsregister aus dem Jahre 1706 vor.²³⁵²

Auch „Gükendörp“ ‚Jülchendorf‘ ([gy:ɡʏndø:ɐp]), das Sprecher eins und fünf aus Demen verwenden, weist auf die mittelniederdeutsche Bezeichnung des Ortes. Er hieß zunächst „Lutteken Poverstorp“, im Jahre 1383 erscheint jedoch ein zweiter Name: „Lutteken Poverstorp dat ok ys ghenomet Gulekendorp“.²³⁵³ Diese Benennung setzt sich später durch,²³⁵⁴ in der Mundart erfolgt jedoch Kürzung, wie sie auch bei „Gäämdörp“ ‚Gehmendorf‘, „Kollhoff“ ‚Koldenhof‘, „Mätndörp“ ‚Matgendorf‘ usw. auftritt. Dabei ist der Bezug zum Ursprungswort verloren gegangen, denn der fünfte Demener antwortet auf die Frage, warum es so heiße: „Chüügndörp, Güügndörp, dat wei’ck nich, du. Dat weit dee sülbst nich. Hewwie wull mäl näh frägt, Güügndörp. Dat hett ümmer so heidn un so.“

Daneben gibt es auch Namen, die aufgrund der Siedlungsgeschichte sowohl deutsche als auch slawische Elemente enthalten, z. B. Orte, die deutsche Attribute vor dem älteren slawischen Toponym enthalten, wie z. B. „Alt“ – „Neu“, „Groß“ – „Klein“. Diese nähere Bestimmung ist oftmals niederdeutsch, während das Grundwort wiederum unverändert, aber auch an die mundartliche Aussprache angepasst sein kann, so ist „Nieschtrelitz“ ‚Neustrelitz‘ ([ni:ʃtre:lits], Warlin) im zweiten Bestand-

Reuter benutzt in „De Gesang“ („Läuschen und Rimels“) die lange Form: „In Criwitz was einmal en Kanter“ (Reuter, Werke I, S. 206), ebenso Brinckman in „Uns’ Herrgott up Reisen“: „n Pöttermeister bün ick nich un ut Crivitz bün ick ok nich“ (Brinckman, Werke II, S. 145) und Tarnow im Gedicht „De Hosen“: „Un ward in Crivitz up de Bahn / Nu vör dat Schalterfinster stahn“ (Tarnow, Hoeg, S. 139). Das MWB, II, Sp. 192, behauptet ebenfalls, der Ort heiße „im Volksmunde *Kriews*“, führt jedoch nur Belege für „Crivitz“ an. Ein Nachweis für diese Bezeichnung findet sich bei Günther, Hs., S. 7, Nr. 65: „de Crivser Rupenschieters“.

²³⁴⁸ Der zweite Proband aus dem Ort spricht ihn so aus, wobei das /ɔ/ fast wie /o/ klingt: „Wie seggn Bouläoch seggn wie. Wenn man nu woanners kümmt, un man seggt Booläoch, dee weidn ümmer gor nich, wo dat liggt. Oewer hier is so dee Volksmund, wie seggn nich Bolldela, sonnern Booläoch.“ Der dritte, eine Frau, sagt [bo:lɔ:x].

²³⁴⁹ Kühnel, S. 27.

²³⁵⁰ Lisch, Priorei, S. 69. Die nachfolgenden Seitenzahlen beziehen sich auf diesen Aufsatz.

²³⁵¹ Lisch, G[eorg]. C[hristian]. F[riedrich].: Ueber das spätere Kloster Zarrentin südlich bei Schwerin, in: MJB 34 (1869), S. 10.

²³⁵² Ihde, Rudolf: Amt Schwerin. Geschichte seiner Steuern, Abgaben und Verwaltung bis 1655, in: MJB 77 (1913) (Beiheft), S. 160.

²³⁵³ Grotefend, Hermann: Das ehemalige Kirchspiel Poverstorf, in: Quartalbericht des Vereins für meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde. Schwerin, October 1891, S. 14, in: MJB 57 (1892).

²³⁵⁴ Grotefend, Kirchspiel, S. 14, führt einige Nachweise auf, so heißt es noch 1398 „Lutteken Puverstorp enders geheten Ghulekendorp“, 1400 jedoch bereits „de schede uppe deme velde to Gulekendorpe“: „Jülchendorf scheint im geistlichen Besitze nur noch diesen Namen geführt zu haben, den wir in den Jahren 1383 bis 1410 schon aus der zweiten Stelle in die erste rücken sehen, ja der 1400 schon als Gegensatz zu Groß-Poverstorf (Schönlage) ohne den sonstigen Beisatz anders geheten verwendet wird.“ (ebenda, S. 15)

teil gegenüber der offiziellen Bezeichnung unverändert, bei „Niedn Goorz“ ‚Neu Gaarz‘ ist hingegen ein Lautwandel feststellbar. Die beiden Beispiele zeigen aber auch, dass es beim Attribut zu Schwankungen kommt, so verwenden einige Sprecher endungslose Formen: „Nie Meddel“ ‚Neu Meteln‘, „Nie Tweidörp“ ‚Neu Zweedorf‘, „Groot Viedl“ ‚Groß Vielen‘, „Lütt Lantow“ ‚Klein Lantow“. Andere bevorzugen *-en* (lautlich [ŋ]): „Niedn Lübdörp“ ‚Neu Lübsdorf‘, „Grooten Pläästen“ ‚Groß Plasten‘, „Grooten Varchow“ ‚Groß Varchow‘, „Lütten Pläästen“ ‚Klein Plasten‘, „Lütten Trebbow“ ‚Klein Trebbow‘. In Groß Lantow bezeichnet der erste und zugleich älteste Sprecher den Ort als „Grooten Lantow“, der vierte und jüngste jedoch als „Groot Lantow“. Die endungslosen Formen der Adjektive sind wohl auf den Einfluss der amtssprachlichen Bezeichnung zurückzuführen.²³⁵⁵ Diese Namenszusätze lassen einige Probanden aber auch weg, da die anderen Dorfbewohner wissen, welcher Ort gemeint ist, so nennen die Dobbertiner ‚Neukloster‘ oftmals einfach „Kloster“, ‚Alt Meteln‘ erscheint als „Meddl“, ‚Alt Jabel“ als „Jääbl“.²³⁵⁶ Nur als Sprecher drei aus Alt Meteln beschreibt, wie die Verhältnisse früher in der Gemeinde waren, verwendet er die Attribute:

Dorgegn wier dat in Meddl ja anners. Hier haa wie ein Schultn, un denn der Ortsdeile Greebmhågn [= Grevenhagen] un Nie Meddl, dee haad ook noch ein Schultn vör sick. Dee Schult, dat weer in Olt Meddl, dat wier dee Hauptschult, dee haa ungefähr drei Hecktaa Land un ook drei Hecktaa Wisch.

Auch ein Alt Jabeler spezifiziert genauer, als er eine Busverbindung beschreibt: „Kümmt von Lübtheen, fäuh oewer Vielank, Nie Jåbel, Woosmer un denn wedrer trüüg nâh Lübtheen un denn nâh Ludwigslust tau.“

Der offizielle Name kann aber auch durch ein ganz anderes Wort ersetzt werden, so nennen die Groß Lantower ‚Neuziershagen‘ „(de) Kniep“, wie der vierte Proband ausführt: „Oewer allgemein bekannt, wenn man dorbie, wenn weck frågn dee: ‚Kenn jie Neuzierhåagn?‘ ‚Nö, dat kenn w’ nich.‘ ‚Kenn jie de Kniep?‘ ‚Jå, dee kenn gaut.“ Häufig sind diese Bezeichnungen „Ökelnamen“, also Spott- oder Spitznamen, so ist für ‚Parchim‘ in Demen und Kossebadde auch „Pütt“ bekannt. Dieses Wort ist selbst in hochdeutschen Texten zu finden: „Pütter Jungs ist kein Weg zu weit.“²³⁵⁷ Sprecher fünf aus Demen und der Rastower geben für ‚Rostock‘ ‚Pierknüppel“ an,²³⁵⁸ wobei der erstgenannte auch die Entstehung des Wortes erklärt: „Ross-Schtock, ne.“²³⁵⁹ Der Banzkower und Rastower berichten, dass ‚Jamel‘ auch „Hölten Jåmel“ genannt wird, Letzterer erläutert die Bezeichnung auch: „Hööln Jåml, ja wegn Hoolt. Jåml, dor hemm wie ümmer seggt Hööln Jåml.“

Die Siedlungsnamen erscheinen wie in der Standardsprache fast immer artikellos. Das gilt heute auch für „Wismer“. Reuter schreibt noch „de Wismer“. In „De Reis‘

²³⁵⁵ Vgl. auch Dahl, Eva-Sophie: Substantivische Komposita in der mecklenburgischen Mundart und in der Hochsprache – Ein Vergleich nach Bildungstypen und deren Auftreten –, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock. 27. Jahrgang 1978. Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe. Heft 1/2, S. 34.

²³⁵⁶ So erzählt eine Züsowerin beispielsweise: „Nâh Kloster güng dor noch so’n small Landwegg, un wenn wie denn moigns to Schaul gåhn deedn, denn bleibm oft dee, dee Slaabm inne Måå stågn.“ Der dritte Proband aus Alt Meteln berichtet ebenfalls von seiner Kindheit: „So as Jung so von Johrer elbm hewwick dee Breif un dee Zeidung uutdrågn hier in Meedl.“ Ein Alt Jabeler meint: „Süss, åh, dee je, in Jåbel sünd sössteihn Buern von uolln Tiedn west, nich.“

²³⁵⁷ Schweriner Volkszeitung, Beilage Hansa-Magazin, 21. 05. 2007, S. 31.

²³⁵⁸ Der Demener erwähnt den Begriff, als er nach niederdeutschen Ortsnamen gefragt wird: „un Rostock säådn s’ je Pierknübbel“. Auf die Frage hin, ob er ihn vielleicht aus einem Buch kenne, da Rostock ca. 80 km entfernt liegt, antwortet er: „Nee, dat is so’n Begriff west, Pierknübbel, jå.“ und meint, man habe ihn „ünner uns“, also im Dorf, gebraucht.

²³⁵⁹ Vgl. auch MWB, V, Sp. 394 und 997.

nah Konstantinopel“ sagt die alte Dame: „Ne, ik bün ut de Wismer nich rutekamen.“²³⁶⁰ Mantzel nennt ein Jahrhundert früher „na de Wißmer: na'm Sunde h. e. Stralesund“.²³⁶¹ Der Wismarer kennt diese Form aber nicht mehr, auch die Probanden aus den nahe gelegenen Hoben und Niendorf verwenden sie nicht.²³⁶² Der Strelitzer Albert Reinhold lässt den Artikel 1834 ebenfalls weg: „de Prinz mag Wismar lieden“.²³⁶³ Wigger stellt 1859 gegenüber: „das alterthümliche Wismar (dé Wismer)“.²³⁶⁴ Der Wismarer Quitzow²³⁶⁵ schreibt 1876 „as sei uns oll god Vaderstadt, de Wisme an Sweden verhandeln deden“ (S. 1) und „don hebben sei de Wisme den'n Sweden geben“ (S. 3), versieht sein Werk jedoch mit dem Untertitel „As Wisme wedder meckelnborgsch würd.“²³⁶⁶ In der Einleitung zu Wossidlos „Reise, Quartier, in Gottesnaam“ schreibt Beckmann noch „vielleicht gor weck von mien Frunn' in War'münn', in de Wismer, in Wustrow“,²³⁶⁷ wogegen Wossidlo im selben Buch bereits Zitate anführt, in denen der Artikel nicht mehr vorkommt: „In mien jungen Johren hadd Wismar 53 Schäpen [...]. So 'ne Fohrt wier früher up Wismar.“²³⁶⁸ Der Wismarer Hans Draehmpaehl verzichtet ebenfalls auf ihn: „Doch in WISMER ded sick wat“.²³⁶⁹ In „Fiek'n hätt schrüb'n ut Hagenow“ heißt es „ut'n Jeiser“ ‚aus Kirch Jesar“²³⁷⁰, aber „ut Wismer“.²³⁷¹ Nur bei wenigen Namen kommt er vor, so sagt ein Bristower: „Un denn ook dee drei Buuern vonne Grauf [= Grube] noch.“ und ein Lüttower: „wo wiet dat denn noch 'n Krauhns, näh'n Krauhnshoff [= Krohnshof] wier“. In Hoben nutzt Sprecher eins ihn in Verbindung mit „Poel“: „dor hinner'n Pööl“, wobei er aber auch die artikellose Form gebraucht: „Twischn Jagglbaag [hd. Jäckelberg, eine Untiefe] oder Pööl un Häänieball [= Hannibal, Untiefe]“. Auf Poel ist nur diese Variante zu hören, so z. B. von einer Frau: „wie ein Buer hier up Päul“.²³⁷² In Groß Lantow heißt Neu Ziershagen „de Kniep“: „Kenn jie de Kniep?“ Innerhalb der Dörfer gibt es neben den heute üblichen Straßennamen auch andere Einteilungen: Demen besteht beispielsweise aus „dee Hosst“ ([höst]), „Ünnerdörp“, „de Kuhl“, „Goldbarg“, „Russland“ und dem „Sünnenbarg“. Der Name „Goldbarg“ verweist auf die Straße, die nach Goldberg führt, „Russland“ rührt daher, dass nach dem Ersten Weltkrieg ein Russe in einem der Häuser gelebt hat. In Tramm heißt die

²³⁶⁰ Reuter, Werke VII, S. 321. Selbst in einer Missingschpassage („Ut miene Stromtid“) ist der Artikel zu finden: „sie haben ihn nachgespört bis in die Wismer“ (Reuter, Werke IV, S. 37). Im Gegensatz dazu ist bei der besagten alten Dame in den hochdeutschen Redeteilen die heute übliche artikellose Form zu finden: „Es war ein schöner Juniabend, als wir aus Wismar fortfuhren.“ (Reuter, Werke VII, S. 321).

²³⁶¹ [Mantzel, Ernst Johann Friedrich]: Bu'tzowsche Ruhestunden, gesucht, in Mecklenburgschen, vielentheils, bisher noch ungedruckten zur Geschichte und Rechtsgelahrtheit vornehmlich geho'rigen Sachen. Siebender Theil, Bu'tzow 1763, S. 44.

²³⁶² Im erstgenannten Ort sagt ein Sprecher z. B. „Näh Wismer.“, im letztgenannten „In Wismer.“ In mittelniederdeutschen Texten steht der Ort häufig mit Artikel: „an dessen iegenwardigen breff, de gheuen vnd schreuen is to der Wiszmer“ (1386) (S. 22, Nr. 11767), „alse Rostok unde de van der Wismar“ (1390) (S. 360, Nr. 12155), alle Seitenzahlen beziehen sich auf: Verein für Meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde (Hrsg.): Meklenburgisches Urkundenbuch. XXI. Band 1386 – 1390, Schwerin 1903 (nachfolgend als MUB mit entsprechender Bandangabe zitiert).

²³⁶³ Reinhold, A., S. 40.

²³⁶⁴ Wigger, Grammatik, S. 31.

²³⁶⁵ Seelmann, Litteratur I, S. 100.

²³⁶⁶ Alle Seitenzahlen nach: Quitzow, Wilhelm Adolph: Meckelnbörger Geschichten. As Wisme wedder meckelnborgsch würd, Leipzig 1876.

²³⁶⁷ Beckmann, Paul: Einleitung des Herausgebers, in: Wossidlo, Reise, S. 13.

²³⁶⁸ Wossidlo, Reise, S. 17.

²³⁶⁹ Draehmpaehl, S. 6.

²³⁷⁰ Karls, S. 76, Nr. 99; S. 79, Nr. 110, 111; S. 80, Nr. 112.

²³⁷¹ Ebenda, S. 204, Nr. 364.

²³⁷² In einer Urkunde von 1386 heißt es ebenfalls: „vppe deme lande to Pöle“ (MUB, XXI, S. 21, Nr. 11767), aber „wonaftich tho deme Gammele“ ‚wohnhaft zu Gamehl' (ebenda).

Hauptstraße auch „Kalwerstiert“, Sprecher eins vermutet, „dee Sträät weer jo ganz lang, deswäägn vielleicht.“ Die Molkereistraße (nd. Molgerieschträät) nennt er „de Kies“ und fügt als Begründung an: „Dor weer früher mäl ’ne Kiesgruuf.“ Teilweise entstehen neue Namen auch durch Lautveränderungen, so dass die ursprüngliche Bedeutung kaum mehr zu erkennen ist, so erzählt ein Lüblower über die Bezeichnung eines Ortsteiles: „Buuramm is dat Wort, dat heit von früh ruut Buudamm heitn un is Buuramm denn uut wordn dörch“.²³⁷³ Oftmals ist sie im Laufe der Zeit verloren gegangen, so erklärt ein Penziner: „De Pierkaa, dat sünd twei Buuerschstell.“ Die Bedeutung des Wortes ist ihm nicht mehr geläufig:

Tzjå, wo dee Nääm Pierkaa nu herkomm deht, dat weidick nich so genau. Vetellt wat ja, dat saal uude Franzosntiet herschtamm, Pierkaa. Wööt [= würd’t] seng, donn sünd dor Pier hött worn, ischå möglich, ick heff vielleicht ook all dacht, dat dat mit denn, mit disse Landschaft denn in Frankreich denn in Vebindung bröcht worn is, PIRR, PIRKAAIDIE [= Picardie]. Ischå möglich, oewer süss weidick dor oewer nix Genaues, wo dat herkomm deht.

Ähnlich verhält es sich mit einem Flurnamen bei Marnitz: Dort berichtet der erste Sprecher, er habe früher Wiesen „inne Mooster“ gehabt. Daneben benutzt er die diphthongierte Form „Mauster“. Der vierte verwendet den Namen ohne Artikel und meint einen Ortsteil: „Jå. Jå, wenn wie dee, dee Gemein, dee ingemeint sünd wie Ruhn un Jaachoo [= Jarchow] un Mooster, denn wann woll poor mehr, oewer süss in Maanitz rund sünd so duusnd, sünd dat bloß, ne.“ Das slawische Ursprungswort ist mit der Zeit jedoch stark verändert worden:

Man hielt früher die Mooster für die Appellativ-Benennung eines Moors. Es hat sich jedoch herausgestellt, daß es der Name eines untergegangenen Dorfes ist, welches auf dem weiten Raume zwischen Marnitz und dem östlich davon gelegenen märkischen Dorfe Redlin stand, und den Namen Damoster führte; hieraus ist die plattdeutsche Benennung „Demoster“ entstanden, welche im Laufe der Zeit in zwei Wörter „de Moster“ (= die Moster) getrennt ist, von denen man das erste fälschlich für den Artikel gehalten hat.²³⁷⁴

Andererseits halten sich in der Mundart teilweise bestimmte Bezeichnungen länger, die auch noch auf die ursprüngliche Bedeutung schließen lassen, so heißt „Hegede“, eine Straße in Wismar, noch heute „de Hääg“:

Hege ist bekanntlich ein Zaun, eine Bezeichnung, die auf unsere enge Straße wohl anwendbar scheint, zumal wenn man sich ihrer Entstehung erinnert. Anfangs dehnte sich nämlich der Markt westwärts und nordwärts bis an die äußeren Häuserreihen von Hege und „hinterm Rathhause“ aus, bevor für die hier ihre Waaren feilhaltenden Geschäftsleute feste Stände oder Buden errichtet wurden, die anscheinend im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts entstanden und nachweislich seit 1319 von der Kämmerei vermietet wurden. Sie waren einheitlich gebaut und architektonisch reich und schön gestaltet. Langgestreckt, nicht zu hoch und sehr schmal, waren diese Reihen einer Hege ähnlich genug, namentlich an der Seite, der das Rathhaus nicht vorgelagert war, und wo die neue Straße enger ausfiel als die andere.²³⁷⁵

²³⁷³ Vgl. hierzu Kap. 2.4.2, dort wird auf den Wandel von /d/ zur /r/ genauer eingegangen.

²³⁷⁴ Lisch, Georg Christian Friedrich: Die Feldmark Damoster oder Moster bei Marnitz, in: MJB 25 (1860), S. 266.

²³⁷⁵ Techen, Friedrich: Die Straßennamen Wismars, in: MJB 66 (1901), S. 67. Techen führt auch zwei Nachweise an, die die Lage der Straße beschreiben: „hereditas angularis in platea Lubicensi [d. i. die Lübsche Straße, A. K.] apud forum“ (1292) (ebenda, S. 91) bzw. „in domo angulari vulgariter de heghe versus plateam Lubicensem“ (1448) (ebenda). Dabei geht er auch auf die Entwicklung des offiziellen Namens ein: „Der Name erscheint noch bei Schröder (A. B. 1323) [d. h. Stadtbuch A und B, A. K.] richtig und wird im Plattdeutschen auch heutzutage so gesprochen; in Wasserleitungsacten zum Jahre 1653 begegnet schon das entstellte Hegede, das im N. Stb. [d. i. das neue Stadtbuch, A. K.] den amtlichen Stempel erhalten hat, während das A. Stb. [d. i. das alte Stadtbuch, A. K.] das Richtige bot und nur beiläufig hegde verzeichnete (aus dem Jahre 1541).“ (ebenda, S. 91).

Die Ortsteile Banzkows sind Länderbezeichnungen: „China“ und „Kamerun“. In Marnitz ist laut Sprecher eins eine Wiese nach dem letztgenannten Land benannt: „Dor weck nenn sick Kleewers Moor, weck nenn sick Grootn Föhr, weck nenn sick dee Iesland, watt nennt sick Kammeruun, un so hemm See all ehr Nâoms un dat, dee Ackerland ook.“²³⁷⁶ Zu diesen Länderbezeichnungen gehört wohl auch „Brumsil“ ([brumzɪl] Betonung auf der letzten Silbe), das u. a. „Brasilien“ bedeutet und das laut Sprecher fünf aus Demen die älteren Leute früher benutzt haben, um damit den heute nicht mehr existierenden Ort Neu Barnin (nd. „Nie Barnin“) zu bezeichnen, wobei er jedoch auch nicht mehr weiß, warum sie ihn so genannt haben. Bei anderen Bezeichnungen verblasst das Benennungsmotiv langsam, wie Sprecher zwei aus Schönberg andeutet:

[...] wie hemm noch twee Brügg'n oewer de Bäk, in Döörp un een is noch buudn, ne, dee watt, dee heet hüüt noch Bleekwischbrügg, oewer ick glöof, vää'l Schönbegger weedn nich miehr, weshalb dee Bleekwischbrügg heet. Dor wier neemlich so'n lütt Wisch, un dat wier dee Bleek [...].

Beim dritten Probanden aus Brudersdorf zeigt sich die Entwicklung von einer konkreten Bedeutung hin zum Eigennamen, dessen Benennungsmotiv heute aber verschleiert ist:

Also, mie is bekannt, also dat eigentliche Braudrersdöörp, dat is dat Döörp bääbm, dor drunn, wat sick ümme Kirch la, rüm lagert, denn hier unner, wo ick wähn, dor seggt man Hüüslerei, man seggt oewer ook von früher her Rööwershäägn, awer dat will wie uns natürlich nich giern seng loddn, denn dat hüürt sich so an, as wenn hier lüdder Rööwers wähn, un dat is nich dee Fall, dor bün ick vullkomm dorgegn. Denn dor bääbm, dee boewels Hüüslerei, dor seggt man ook noch Lieblingshäägn tau. Dat hüürt sick ja'n beddn bäädrer an, aber wur disse Nams eigntlich herschtamm, dat weidick ook nich.

Diese Bezeichnungen sind zumeist nur den Bewohnern selbst bekannt. Der Brudersdorfer deutet dabei auch Veränderungen in der Benennung an. Die mundartlichen Ortsnamen sind aber zumeist nur in einer bestimmten Region geläufig: „Stemhagen“ „Stavenhagen“ ist Sprecher fünf aus Demen beispielsweise nur durch Reuter bekannt, in Carolinenhof ist er hingegen auch aktiv in Gebrauch ([stɛmhø:gn]). „Parchim“ erscheint in Klockenhagen und Peetsch als „Paachiem“. Diese Aussprache herrscht sogar in Dobbertin, Mestlin sowie in Spornitz und Marnitz, die in der Nähe der Stadt liegen, noch vor. Im letztgenannten Ort und Lancken ist aber auch „Parchen“ ([pɑ:ɪn]) zu hören. Tarnow bemerkt in seiner Erzählung „'n lütten Afstäker in mien Jugendland“, „wi säden Parchen, as ick lütt wier, nich Parchim“.²³⁷⁷ Auch in Kossebad nutzen die Sprecherinnen die mundartliche Bezeichnung, wobei sie sie teilweise als [pɑ:gn] realisieren.²³⁷⁸ Unklar ist, warum in Spornitz ausschließlich der amtliche Name verwendet wird, denn der Ort befindet sich in unmittelbarer Nachbarschaft zu Parchim. Möglicherweise spielt hier der Ein-

²³⁷⁶ „China“ und „Kamerun“ sind schon im MWB für diese Orte verzeichnet: MWB, II, Sp. 186: „China Häuslerreihe SCHWBanzk.“ sowie MWB, IV, Sp. 73: „Kamerun“ öft. als FN. [Flurname, A. K.] für abgelegene Wiesen und Häuslereien, z. B. in LuZieg; PAMarn; HABak; RoWarn; SCHWBanzk; WiWakendorf.“

²³⁷⁷ Tarnow, Hoeg, S. 211.

²³⁷⁸ Die zweite Kossebaderin spricht den Personennamen „Jochen“ ebenfalls mit /g/ aus: [jo:gn]. Tarnow deutet die Varianten durch unterschiedliche Schreibweisen an: „Jochen Piest“ (Tarnow, Hoeg, S. 37) und „Jogen Stier“ (ebenda, S. 29).

fluss der Amtssprache eine größere Rolle, also der größere Kontakt mit den Behördenstellen in der Stadt oder die Sprecher nutzen ihn bewusst, weil ein Ortsfremder die Gespräche führt.

Die meisten mundartlichen Bezeichnungen stammen aus dem betreffenden Ort selbst oder zumindest seiner Umgegend. Bei einigen größeren und bekannten Ortschaften gibt es auch Nachweise aus entfernteren Dörfern, ein Lüttower sagt beispielsweise „Sternbarg“, wobei er die Lautung an seine Region anpasst. In Demen und Zahrendorf heißt die Stadt [ʃti:ɐnba:x] bzw. [sti:ɐnba:x].²³⁷⁹ Weiter entfernte Orte und andere geographische Namen, auch innerhalb Mecklenburgs, geben die Probanden mit der offiziellen Bezeichnung wieder: „Schaftnhaagn“ ‚Stavenhagen‘ (Satow), „Rhein“²³⁸⁰ (Niendorf, Warlin, Warnow), „Sachsn“ ‚Sachsen‘ (u. a. Bennin), „Frankreich“²³⁸¹ (Penzin, Schönbeck, Warlin, Zweedorf), „Schweiz“²³⁸² (Kölzow, Niendorf). Deutlich wird dieser unterschiedliche Gebrauch bei Sprecher zwei aus Triepkendorf, der über eine Urlaubsreise berichtet. Dabei verwendet er niederdeutsche und hochdeutsche Bezeichnungen. Für das in der Nähe gelegene ‚Fürstenberg‘ wählt er den mundartlichen Namen, „Förstenbarg“ ([fœstɪnba:x]). Bei den weiter entfernt liegenden unterscheidet er dann, so „verniederdeuscht“ er: „Henningsdörp“ ‚Henningsdorf‘, ‚Wilmersdörp‘ ‚Wilmersdorf‘, „Zeezieljennhoff“ ‚Cecilienhof‘ (Potsdam), „Niegn Gorn“ ‚Neuer Garten (Potsdam)‘, „Unner dee Linn“ ‚Unter den Linden (Straße in Berlin)‘. Für die Mehrzahl der Namen verwendet er jedoch die offizielle Bezeichnung, z. B. „Werniegeroode“ ‚Wernigerode‘, „Thale“, „Haatz“ ‚Harz‘, „Nordhaatz“ ‚Nordharz‘, „Südhaatz“ ‚Südharz‘, „Hexntanzplatz“ ‚Hexentanzplatz‘, „Rosstrabbe“ ‚Rosstrabbe‘, „Hexnkessl“ ‚Hexenkessel‘ usw. Der dritte Proband des Ortes nutzt für die nahe gelegenen Orte ebenfalls mundartliche Namen („Düüsterfüür“ ‚Düsterförde‘, „Kollhoff“ ‚Koldenhof‘). Dagegen verwendet eine Letschowerin wiederum die offiziellen Bezeichnungen, als sie von einem Urlaub auf Rügen erzählt, z. B. „Alt Reddewitz“ ‚Alt Reddevitz‘. Hierbei spielt es also keine Rolle, ob die Orte noch im Mundartgebiet liegen oder nicht, entscheidend ist die Entfernung, da den Probanden dann zumeist nur noch die offiziellen Namen bekannt sind, weil sie sich zumindest früher lediglich in der Nähe des Heimatortes aufhielten, also mit Mundartsprechern anderer Regionen kaum in Kontakt kamen. Auch Personenbezeichnungen weichen in der Mundart teilweise von denen der Standardsprache ab: ‚Karl‘ erscheint in Pritzier, Triepkendorf und Warlin zwar als [ka:l], häufiger ist jedoch [ko:ɐl]²³⁸³ bzw. [ko:ɐdl] (Marnitz). In Demen sind „Kaal“

²³⁷⁹ Zur Aussprache in Lüttow vgl. auch Kap. 2.1.3.

²³⁸⁰ So schon bei Lessen, Hellenia, S. 60, Str. 77: „Bet an den Rhein, un ävern Rhein“ : „seih’n“. In einem Brief aus dem Jahre 1485 wird berichtet, „dat unse voreldern, [...], hebben funderet dat groteste collegium in unser stad rostok vor twelff meister, un einem isliken meister togerekent XXX rinsche gulden jarlike“, zit. nach: Krabbe, Otto: Die Universität Rostock im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert. Erster Theil, Rostock 1854, S. 96, Anm. Ein von Ernst Moritz Arndt 1831 mitgeteiltes Lied enthält ebenfalls noch bloßes <i>: „As ick’t nu kunn, so musst ick man / An’n Rhin up de Franzosen.“ Crecelius, W[ilhelm]: De Burjung up Reisen, in: NdKbl 7, 3 (1882), S. 27. In den Hochzeitsgedichten sind beide Varianten greifbar: Hg. 24, 1 gibt als Druckort „Cöln am Rhien“ an, in Hg. 27, 4 wird „Rhein“ auf „seihn“ gereimt.

²³⁸¹ Vgl. hierzu bereits Reuter und Brinckman: Ersterer schreibt „Frankrik“, u. a. in „Ut de Franzosentid“ (Reuter, Werke II, S. 152), „Dörchlächting“ (Reuter, Werke V, S. 124) und „Ok ’ne lütte Gaw’ för Dütschland“ (Reuter, Werke VIII, S. 370), letztgenannter „Frankreich“ in „Uns Herrgott up Reisen“ (Brinckman, Werke II, S. 99). Bei Lessen findet sich ebenfalls noch die nd. Form: „Frankriick“ (Lessen, Hellenia, S. 80, Str. 157 bzw. S. 85, Str. 179), bei Günther, Hs., S. 46, Nr. 282, die hochdeutsche: „Hei läwt as’n Gott in Frankreich.“

²³⁸² Lessen, Hellenia, S. 64, Str. 95, verwendet das Wort ebenfalls: „Reiz“: „Doch’t s’ Naamdags was ick in dei Schweitz.“, darüber hinaus „Schweitzer“ (z. B. ebenda, S. 68, Str. 110).

und „Korl“ zu hören, Ersteres jedoch in hochdeutscher Rede.²³⁸⁴ Kolz macht dabei einen Unterschied zwischen Land- und Stadtsprache aus: „vor *rl* haben wir *o* in *ko* ^{rdl} ‚Karl‘, nur in der Lv, in der Lu *ka* ^{dl} hd.“²³⁸⁵ ‚Jochen‘ weist langes /o/ auf: [jo:ɤŋ]²³⁸⁶ bzw. [jo:ɤŋ]²³⁸⁷ (Kossebade, Möllin). Die zweite Kossebaderin nennt eine Tante „Fiegn“ ‚Sophiechen‘. Die meisten Namen sind jedoch bereits aus dem hochdeutschen entlehnt, z. B. „Friedrich“ (u. a. Welzin), „Heinrich“ (u. a. Brudersdorf) usw. Lediglich in der Bezeichnung für ein Gericht, das eine Jördenstorferin erklärt, hat sich eine niederdeutsche Namensform erhalten:

Ja, stoltn Hinrick wier dee, weck seng ook Flatschkaugn dortau, dat wier von dat Blaut, un dor keem sovääł Mähl mang, dat dat knäät wüür, un dei wüür in Wustkäddl käck, un in jedn stoltn Hinrick wüür ein Plumm indrückt, un dat kreen de morgns, dee Kinner to'n Kawwe ümmer ein stoltn Hinrick.

In Zweedorf heißt eine Art Brotpudding „groten Hinnerk“.

Nachnamen können ebenfalls mundartliche Lautungen aufweisen: „Käuhnk“ ‚Köhnke‘ (Demen, Marnitz), „Kräuger“ ‚Krüger‘²³⁸⁸ (Alt Jabel), „Möller“ ‚Müller‘ (Demen), „Ohrns“ ‚Ahrends‘ (Demen, Züsow),²³⁸⁹ „Teitoo“ ‚Tetow‘ (Pinnow).

Der ältere Trammer nennt auch einige Spitznamen früherer Dorfbewohner: „Flöter Fritz“, da er gern flötete, „Breie“, da er „breit“ sprach, „Kraug-Krischan“, weil er in einem ehemaligen Wirtshaus wohnte. Auch Räumlichkeiten wurden nach ihren Besitzern benannt und behalten diesen Namen selbst dann bei, wenn dort später ein anderer wohnt, so erzählt eine Zweedorferin: „Jå, dat wei so'n Stuuf. Dei hett früher Voss, dee Båunner, un dor hett Åogl dat von köfft, un dat wier dat Vosslock, dat allgemeine Vosslock seggt.“ Eine andere Frau aus demselben Ort zählt die Spitznamen einiger Bewohner auf: „Bååwersmund, awer worüm dadder Bååwers heit, ick weit ook nich. Un denn käum Schuln-Ziemann, dee Oll, dee weu früher woll Schult west. Na, denn käum Köster, dat wa mien Großvadrer un denn...“ Ähnlich wie bei den Ortsnamen überleben die Bezeichnungen teilweise Generationen, wobei dabei das Benennungsmotiv verloren gehen kann. Dabei dienen Eigenschaften, Beruf usw. einer Person zur näheren Bestimmung. Solch eine Präzisierung ist teilweise deshalb nötig, weil es im Ort Bewohner geben kann, die gleiche oder ähnliche Namen tragen, so erzählt ein Lüttower:

Un dor seggt dee Lüü hüüt noch, bett up dee Letztn, dee jüngerer Generåtion, dee weit dat nich mehr recht, süss dee Oll, dee säådñ ümmer noch Timmers-Fraank to uns. Un dat kümmt ook woll dorher, weil hier mehrere Fraankn wierdn, dee ein dee heit Slichtn-Frank, dat anner, dat wier Baagn-Frank [= Barga-Frank, hd. Berg].

²³⁸³ Nachweise gibt es aus Alt Jabel, Bennin, Lüblow, Lüttow, Marnitz, Möllin, Niendorf, Penzin, Retschow, Röbel, Warnow, Zahrendorf und dem außermecklenburgischen Sumte.

²³⁸⁴ Sprecher vier, eine Frau, sagt „Nëein, Opa, Kaal seinen Vadrer.“, aber auch „Dor, dor hett Unkl Korl doch nich wåhnt.“

²³⁸⁵ Kolz, S. 57.

²³⁸⁶ Diese Aussprache findet sich in Kieve, Marnitz, Peetsch, Röbel und Selmsdorf. Sie kommt aber auch in der hochdeutschen Umgangssprache vor, so sagt der Sohn von Sprecher zwei und drei aus Demen: „Joochn waa das?“

²³⁸⁷ Vgl. auch MWB, III, Sp. 1084, das beide Varianten angibt.

²³⁸⁸ Möglich wäre auch „Kröger“. Auf den Zusatzaufnahmen zu Warlin ist „Kröger“ zu hören, wobei unklar ist, ob der Proband „Krüger“ oder „Kröger“ meint. Vgl. auch Reuters Widmung in „Hanne Nüte und de lütte Pudel“: „Sinen ollen Fründ Korl Kräuger taum Gedächtnis an de schönen Jung's- un Schauljohren von den, de 't schrewen hett“ (Reuter, Werke VI, S. 6).

²³⁸⁹ Ähnlich ist die Aussprache auch in der Umgangssprache, dort lautet sie [ɑ:nst] (gegenüber mundartlichem [o:ɛns(t)])

Diese Bezeichnungen können auch bei den nachfolgenden Generationen fortleben, selbst wenn sich beispielsweise der Beruf geändert hat, teilweise entsprechen sie nicht einmal den „offiziellen“ Namen, wie der Sprecher weiter ausführt:

Baagn-Frank, ja. Dor is woll früher mål ein Baag up west, un so weern hier noch so vääle olle Nääms. Dee Buuern un ook 'n Deil vonne Bäänners, dee würdn aal nähre [= nâh de] Reihg gor nich mehr denn richtign Nääm nennt, dee haadn aal ein bie. Dor geif dat noch Gressmanns-Korl in Würklichkeit heider Grund, un denn heider, weer dor noch'n Köddersch-Johann, der heit ook Grund un so weerdn hier noch mehrere, dor wier ein Häägemann to denn säädn s' bloß Wääwer, obglick hei mit dee Wääwerie gor nix mehr to dauhn haa. Ook haa sick hier noch grâäd oewer uns, das ook 'n Bäännerie, dee heit eigentlich Stier, oewer dee, ein von dee ehr Vöröllern, dee sünd må Scheeper west, un dee heit hüüt un dissn Dagg noch Scheeper, obglick se gor nix mehr midde Schääp to dauhn hebbt, oewer wie seggt hüüt noch Scheepers an noch. Ääbmfalls is dor noch ein Bäännerie, Leimitz, is ook noch'n Unkl von mie, dor hebbt s' ümmer Räämogger-Leimitz tau seggt, dor's dee Urgroßvadrer mål Räämogger west, oewer dee heit noch bett nu, wo dee Jung an sünd, is je nich mehr so, oewer früher sään w' ümmer noch Räämogger-Leimitz.

Motive für diese Spitznamen sind Vorlieben („Ramm midde Koemwulst, der hat so gern Koem drunkn“, Zweedorf), Örtlichkeiten („Bargen-Frank“), die Tätigkeit bzw. der Beruf der betreffenden Person bzw. einer ihrer Vorfahren („Räämogger-Leimitz“) usw. Der Bezug zu den Vorfahren zeigt sich auch deutlich beim Namen einer Sprecherin aus Jördenstorf:

Ick heit jo, also urschprünklich heidick jo Lodde Schnitzer. Oewer in Jörnsdörp, dor kennt mie kein Minsch unner Lodde Schnitzer, denn in Jörnsdörp heidick Lodde Russ. Un dat kümmt je dorher, weil ick bie mien Großöllern upwussn bün. Un dorüm heidick Lodde Russ.

Diese Bezeichnungen sind nur den Einwohnern des Ortes bekannt, was teilweise sogar zu Problemen führt, wie dieselbe Probandin anmerkt:

Un wenn nu eine kümmt bie uns Pasternlüüët, dee je ümmer dauernd wessl dauhn un frâgn: „Ja, könn wir mal Fräulein Schnitzer schprechn?“, denn seng dei: „So ein wâhnt hier nich in, bie uns in Huus.“ Donn see weidn ümmer nich, wecke Fräulein Schnitzer is. Na, nu hewwick ehr dat eins veklort, daddick ook Lodde Russ heidn dauh.

Diese Spitznamen dienen aber auch dem Spott, wie der ältere Trammer erklärt:

Oewer Krei, Kree hett dee heidn, un sien Fruuch wier ook 'ne geborne Krei, dat weer Årebors Krei, weil dee Ådebor up dee Schüün von denn, ne, äh, 'n Nest haa. Dor wür nich Krei to seggt, wür Ådebor to seggt, ne, un hei wier Kree. So, un sien Fruuch kreeg kein Kiener [= Kinner], ne, kreeg kein Kiener, äh, Ådebor wie geseegt, ne. Donn hemm s' to em seggt: „Mensch, wat is mit die los, nich mål Kiener krisst fahrig, hest du mål erlääft, dat de, dat de Ådebor jung Kredn kriggt?“

Gerade die Flüchtlinge, die nach dem Zweiten Weltkrieg in die Dörfer kamen, konnten Real- und Spitznamen nicht auseinanderhalten, da unter den Dorfbewohnern besonders Letztere gebräuchlich waren. Der Trammer berichtet, dass ein Bauer im Ort „Kies-Peiter“ genannt worden sei, wobei „Kies“ sein Nachname, „Peter“ aber der Name eines Vorfahren gewesen sei. Den Flüchtlingen sei nur dieser Spitzname mitgeteilt worden, obwohl der Bauer ihn nicht mochte. Sie hätten dann anfangs, als sie ihn fragten, ob er sie nicht mit seinen Wagen mitnehmen könne, auch diesen Namen benutzt, worauf der Bauer böse geworden sei.

Mithilfe dieser Namensgebung können die Einheimischen eine Person genau identifizieren, wenn sich die Nachnamen der Bewohner teilweise ähneln oder identisch sind. Das Benennungsmotiv ist dabei fast immer nur den Einheimischen bekannt und

geht teilweise auf mehrere Generationen zurück. Die Aussagen der Jördenstorferin und des Trammers machen deutlich, dass damit aber für Außenstehende die Kommunikation erschwert wird, da sie oftmals entweder nicht mit diesen Namen vertraut sind oder gar nicht erkennen können, dass es sich nicht um den „offiziellen“ Namen handelt. Zudem werden diese Spitznamen teilweise nur in bestimmten Kommunikationssituationen gebraucht, in einigen scheinen sie unangebracht, besonders, wenn sie auch als Spottnamen fungieren, was sich für „Fremde“ aber nicht unbedingt erschließt.

4.3 Fachwortschätze

Einige der bereits behandelten, regional begrenzten Begriffe entstammen einem bestimmten Berufsfeld, der Landwirtschaft. Hierzu gehören die Bezeichnungen für das Kartoffelernten, aber auch spezielle, für die es in der Standardsprache keine Entsprechung gibt, z. B. „Los“/„Nahharkels“/„Schüdd“ ‚lose Getreidehalme, die beim Hocken übrig geblieben sind und zusammengeharkt werden‘. Viele Gesprächspartner auf den alten Aufnahmen kommen aus dem landwirtschaftlichen Betätigungsfeld und deren Erzählungen beinhalten auch Beschreibungen ihres Berufsalltags, so dass sie dafür auch bestimmte Begriffe verwenden. Daneben sind aber auch andere Berufsgruppen vertreten, z. B. Stellmacher, Schmied, Maurer, Fischer, Schafhirte usw. Diese Fachwortschätze sind Veränderungen unterworfen, die besonders durch den technischen Fortschritt hervorgerufen werden, wie bereits die Untersuchung zu den Bezeichnungen für das Kartoffelernten gezeigt hat. Die nachfolgende Darstellung wird sich deshalb auf diesen Wandel im Wortschatz konzentrieren.

Besonders die Umstellung der Landwirtschaft auf Maschinen hat einen großen Einfluss auf das Lexikon ausgeübt. Ältere Sprecher auf den Aufnahmen von 1962/63 hatten die Felder noch mit Pferden bestellt. Diese Gespanne waren unterschiedlich angeordnet, z. B. „vier lang“ (u. a. Letschow), d. h. jeweils zwei Pferde hintereinander, „drei breit“ (Retschow), d. h. drei Pferde nebeneinander. Die Tiere hatten dabei unterschiedliche Namen, wie der zweite Proband aus Broock erklärt: „Dor, wo dee Kutscher up siddn dee, dat wier dat linke Pier, dor säädn wie dat Saddlpier tau un dat rechte Pier, dat wier dat Haandpier. To dat Führpier [= Vörpier] säädn wie ook Lienpier“. Sprecher fünf aus Carolinenhof erwähnt „Lienpiert un, un Vörbiepiert, dat haan wie denn vör inne Vörwacht“. Ersteres nennt ein Retschower „Lieningpier“.²³⁹⁰ Zur Feldbearbeitung wurden „Plaug“ (bzw. „Ploog“), ‚Pflug‘, ‚Haken‘, ‚Haken‘ und ‚Ääg‘ bzw. ‚Äägd‘ (Nossentiner Hütte, Triepkendorf)²³⁹¹ genutzt. Als Transportmittel dienten ‚Buu-‘ und ‚Austwagen‘ (Kieve, in Demen auch ‚Austledderwagen‘ genannt). Einige Probanden können sich noch erinnern, dass früher mit ‚Döschfloegel‘ ‚Dreschflegel‘ gedroschen wurde. Mit dem technischen Fortschritt kamen jedoch neue Geräte auf, so ersetzen ‚Breitdöscher‘ (Bennin), ‚Rummel‘ ‚Maschine zum Reinigen des Korns‘ (in Lichtenhagen auch ‚Stöwer‘ genannt) und ‚Döschkasten‘ bzw. ‚Döschmaschin‘ ‚Dreschmaschine‘²³⁹² den Dreschflegel. An-

²³⁹⁰ Diese Bezeichnungen herrschen auch in Mecklenburg-Strelitz vor, vgl. Latendorf, Zeitschrift, S. 229: „Bei den Pferden unterscheiden wir gleichfalls: *Sädelpîrd* und *Handpîrd*; bei dem Viergespann heißt in der ersten Reihe das linke *dat Lînpîrd*, das rechte *Vo^erbîpîrd*, gleichsam ein Beipferd in der vorderen Reihe.“

²³⁹¹ Die Form mit <d> (lautlich /t/, im Plural /d/) ist nur in diesen Orten nachweisbar, das MWB, I, Sp. 219 gibt an, sie „ist im SO (WA, MA, STA) vorherrschend, in den übrigen Teilen des Landes selten“.

²³⁹² Hierbei handelt es sich um Synonyme. Die erste Variante kommt in Bennin, Demen, Dobbertin, Broock, Triepkendorf und Welzin vor, die letztgenannte in Alt Jabel, Klockenhagen, Letschow, Satow und Woez. In Bansow, Bennin und Broock nutzen die Probanden beide Bezeichnungen.

fangs trieb ein „Göpel“ ([gø:bl]) diese Maschine an. Er wurde auch „Rosswark“ „Rosswerk“ ([rɔsvɑ:k]) bzw. „Ümgang“ ([ymgɑŋk]) genannt. Diese Bezeichnungen sind jedoch seltener.²³⁹³ Hier liegen unterschiedliche Benennungsmotive vor: Während das erste Wort benennt, wer die Arbeit verrichtet, nämlich das Pferd, beschreibt das zweite diese.

Sprecher eins aus Tramm zählt auf den neuen Aufnahmen ein paar der damals eingeführten Maschinen auf: „Also, dei Sei kenn, dat sünd de Dreschkastn, ne, dee lang so, dor weer dee Rumml alles mit in. Un Breiddrescher, dor künn man bloot dee Gaabm rinnsmedn un wat üuner [= ünner] leeg, denn wūr't denn nähde Rumml bâbm rinnschürt.“

Die Pferde wichen zunehmend dem „Trecker“ ‚Traktor‘, ein Wort, das auch in der Umgangssprache gebräuchlich ist.²³⁹⁴ Die standardsprachliche Bezeichnung „Traktor“ ist auf den Aufnahmen nur selten zu hören, und zwar in Lüttow²³⁹⁵ und als Plural „Traktorn“ in Brudersdorf, Letschow und Mestlin. Der neu geschaffene Beruf heißt jedoch auch im Dialekt „Traktorist“. Damit veralteten aber auch andere Begriffe, weil die Gegenstände, die sie bezeichneten, nicht mehr verwendet wurden, z. B. die „Gaffel“ ‚Fork mit zwei Zinken‘ und deren spezielle Ausführung, die „Kloppgaffel“ (Klockenhagen, Lichtenhagen). Eine Warnowerin beschreibt sie so: „As wenn S' 'ne Fork hemm, bloß 'ne tweithändig Fork.“ Die „Kloppgaffel“ unterschied sich etwas, wie ein Sprecher aus Klockenhagen bemerkt, als er das Dreschen erklärt:

Un wenn dee Döscher denn mein deedn, nu wier dat woll, wier dat woll ruut, nich, denn wüür dat wedrer tosâmkräagn, ümmer so up Lobbms, un denn wier dor noch so'n Kloppgawwl, nennt sick dat, dee wier enger, wier ook so'n Twääl, dee wier oewer enger un schtärger, un dei wūr denn so hennschtell un anfätt, un dor wüür denn ümmer 'ne Handvull nomm von dit gedöschte Kuurn, nich, von dit gedöschte Schtroh, un denn wüür hee dornäh ümmer eins henn un her rümhaugt, dat ook dee letzte Kuurn noch ruutschpritzn dee, nich.

Die Bezeichnung „Loppen“ ‚ein Haufen‘ dient einem Züsower auch dazu, eine Maschine zu bezeichnen: „Jä, ick weit dat noch, midde Seeß kann ick mie nich mieh entsinn, mien Vadrer hett dat tiedig 'n Loppmmeiher hatt, dee haa so'n grootn Slööber“. Hier liegt allerdings eine engere Bedeutung zugrunde, als sie teilweise von den Wörterbüchern angegeben wird,²³⁹⁶ und zwar eine, wie sie ein Proband aus

²³⁹³ Das erstgenannte Wort ist nur in Bennin beim dritten Probanden zu hören: „Un denn haan wie so'n Rosswaak“, hochdeutsch erscheint es beim vierten aus Bristow. „Ümgang“ findet sich in Glaisin („denn wūr't Pier vör'n Ümgang kräagn“, Sprecher zwei) und Letschow („Jä, dat wier'n Gööbl, mit Gööblantrieb wier disse, disse landwirtschaftlichn Maschien, ne. Wie seng je plattdüütsch Ümgank.“ Sprecher fünf). „Göpel“ findet sich in Bennin, Dobbartin, Groß Lantow, Klockenhagen und Letschow. Ulrich Bentzien kommt in den 1960er Jahren zu einem ähnlichen Ergebnis: „Die durch Zugtiere bewegte Antriebsvorrichtung für Dresch- und Häckselmaschinen hieß allgemein (nicht ausschließlich) wie im Hd. *Göpel*. Weniger häufig ist das – im Gegensatz zur bei Göpel auch im Nd. durchaus möglichen Lautfolge – durch seinen ersten Bestandteil hd.e *Roßwerk* belegt.“ Bentzien, Ulrich: Wörter der modernen Technik in der mecklenburgischen Mundart, in: NdJb 87 (1964), S. 104.

²³⁹⁴ Herrmann-Winter bemerkt für den Kreis Greifswald: „Mundartliche Fachwörter als Bestandteil umgangssprachlicher Lexik konnten wir ebenfalls registrieren, so *Rummel* ‚Kartoffelsortiermaschine‘; *Trecker* ‚Traktor‘“. Herrmann-Winter, Renate: Studien zur gesprochenen Sprache im Norden der DDR. Soziolinguistische Untersuchungen im Kreis Greifswald, Berlin 1979, S. 102 (nachfolgend als Herrmann-Winter, Studien zitiert).

²³⁹⁵ Der Proband antwortet dabei auf Gundlachs Frage „Nu siddn S' wedrer up Traktor.“ mit „Nu siddick wedder ubbm Traktor“. Allerdings bevorzugt der Sprecher „Trecker“, denn als er gefragt wird „Nu, seggn S' mäl, See seggn nu aal aal Traktor hier, nich? Hett ja früher keiner seggt hier.“, sagt er: „'n Tregger.“

²³⁹⁶ Das MWB, IV, Sp. 976 definiert das Wort als „was mit einem Griff zu heben [...] ist, Hand-, Armvoll, bes. Stroh, Heu, Flachs, Wolle und dgl.“; Sibeth, S. 51, sieht darin „Flausch, Büschel“;

Broock angibt: „Dat is, dat is, dat is dat Gaam [= Garben], un dat sünd die Gaabm, bloß is kein Band rüm“. Der Proband aus Züsow geht auch auf das Benennungsmotiv selbst ein: „’n Lobbmmeiher, ’n Afleggermeschien, Ableger up Hochdüütsch, ne. ’n Afleggermaschien. Dat wier je neher all ’ne groode Errungenschaft. Ne, denn güng, leign dee Gaabm denn all schön in, in, in Lobbm, nich“. Die Bezeichnung greift dabei eine Tätigkeit auf (mähen) und das Resultat (Haufen). „Afleggermaschien“, das auch aus Kieve belegt ist, betont eine zweite Tätigkeit, das Ablegen. Der ältere Trammer nennt dieses Gerät „Floegelmaschin“, wobei er sich auf ein charakteristisches Bauteil bezieht, die Flügel, die von ihm „Floegel“ genannt werden. Bentzien erfasst hier nur hochdeutsches „Flügel“.²³⁹⁷ Eine Weiterentwicklung stellte der „Binner“ dar, der das Getreide mähte und es binden konnte. Auch hier wird der zweite Arbeitsvorgang hervorgehoben.

Die Art der Benennung ist also unterschiedlich, wobei bei „neueren“ Begriffen häufig Komposita bevorzugt werden. Dabei können dann auch individuelle Unterschiede in der Bezeichnung auftreten, da die Probanden teilweise bestimmte Aspekte betonen. Bentzien teilt die Fachbegriffe aus der Landwirtschaft in drei Kategorien, und zwar in

1. „eine Gruppe von Wörtern, die den technischen Gegenstand oder Vorgang relativ unabhängig von der hochsprachlichen Bezeichnung benennen“²³⁹⁸,
2. „eine breite Gruppe von Wörtern [...], deren Form überwiegend nd.-volks-sprachlich ist, die jedoch lediglich Verkürzungen, Übersetzungen und Umdeutungen der hochsprachlichen Bezeichnungen darstellen“²³⁹⁹,
3. „Ausdrücke [...], die in der offiziellen Form der Hochsprache in die mundartliche Rede übernommen wurden“²⁴⁰⁰.

Zur ersten zählen vor allem ältere Wörter, als Beispiele gibt Bentzien „Schit“ ‚Kunstdünger‘ an, das sich auf den Aufnahmen jedoch nur noch selten findet,²⁴⁰¹ des Weiteren „Döschkasten“ ‚Dreschmaschine‘ und „Ümgang“ ‚Göpel‘.²⁴⁰² Zur zweiten zählt er „Hungerhark“ ‚Hungerharke‘, „Koppdünger“ ‚Kopfdünger‘.²⁴⁰³ In der letzten Gruppe finden sich z. B. „Dünger“ und „Zapfwellenbinder“. Kaum zu ersehen ist jedoch, warum er „Breitdöschcher (Breitdreschmaschine)“ unter dem ersten Punkt abhandelt,²⁴⁰⁴ „Breitdöschmaschin“ aber unter dem zweiten.²⁴⁰⁵ Sprecher zwei aus Tramm verwendet in seiner Rede hochdeutsches „Breitdrescher“. Beide Wörter gehören damit derjenigen Gruppe von Wörtern an, wo die „nd. Form durch Laut-für-

Herrmann-Winter, plattdeutsch, S. 181, „Haufen, Büschel, Arm voll: ’n Loppen Stroh, Heu.“ Dähnert, S. 285, fasst den Begriff etwas weiter: „Ein Haufen, eine Menge von etwas“, vgl. MWB, IV, Sp. 976: „übertr. Haufen, Menge überhaupt“.

²³⁹⁷ Bentzien, Wörter, S. 104.

²³⁹⁸ Ebenda, S. 88.

²³⁹⁹ Ebenda, S. 97.

²⁴⁰⁰ Ebenda, S. 102.

²⁴⁰¹ Es gibt zwei Nachweise: Ein Proband aus Klockenhagen kennt den Begriff nicht mehr, als er danach gefragt wird, ein anderer Mann antwortet jedoch: „Ja, Schiet, dat hemm see seggt.“ In Groß Lantow meint Sprecher drei: „Schiet, jã, Schiet watt ook eis ook, aber in allgemein seng wie hüt Dünger dortau. Ja, Schiet seihdn, is ook oft seggt worn früher, ne.“ Bentzien, Wörter, S. 90, gibt an, „[d]er künstliche Dünger hieß bis in die 1920er Jahre hinein ganz allgemein und ernsthaft *Schit*“.

²⁴⁰² Bentzien, Wörter, S. 91.

²⁴⁰³ Ebenda, S. 99. „Koppdünger“ ist in Groß Lantow, Triepkendorf, Weisdin und dem außer-mecklenburgischen Sumte zu hören, „Hungerhaak“ in Klockenhagen, Kossebade, Penzin, Schönbeck. Eine Sprecherin aus Penzin bildet dazu auch ein Verb: „ein mösst ook in Faut stãhn, un de anner, dee mösstn, mösstn nãhungerhaagn“.

²⁴⁰⁴ Ebenda, S. 94.

²⁴⁰⁵ Ebenda, S. 98.

Laut-Übertragung [...] aus dem Hochdeutschen gewonnen wurde.²⁴⁰⁶ Das trifft auch auf den „Binner“²⁴⁰⁷ zu, der in hochdeutscher Rede „Binder“ heißt. Zwar liegt hier, wie Bentzien meint, „keine funktionelle Ähnlichkeit des technischen Vorgangs mit menschlich-tierischer Tätigkeit“ vor,²⁴⁰⁸ wichtiger aber ist, dass sich die Bildungsweise bei diesen Wörtern nicht allein auf die Mundart beschränkt, sondern im Hochdeutschen ebenfalls vorkommt. Fraglich ist also, ob es sich hierbei wirklich um mundartliche Übertragungen handelt oder nicht vielmehr eine einfache Verniederdeutschung vorliegt. Die Zuordnung ist also nicht immer zweifelsfrei.²⁴⁰⁹ Besonders Begriffe, die erst im 20. Jh. aufgekommen sind, gehören häufig der dritten Gruppe an, d. h., sie werden oftmals einfach der Standardsprache entnommen. Allenfalls finden sich noch Wort-für-Wort-Übersetzungen. So übernehmen viele Probanden „Mähdrescher“ einfach aus dem Hochdeutschen, z. B. in Bansow, Klockenhagen, Lüttow, Retschow und Züsow. Einige übertragen es in die Mundart, das daraus resultierende „Meihdösch“ findet sich in Groß Lantow, Möllin und Welzin. Bentzien sieht darin eine seltenere Variante des sonst in der Mundart allgemein üblichen hochdeutschen Wortes.²⁴¹⁰ Von der Hochsprache unabhängige Bildungen gibt es (fast) ausschließlich für ältere, heute nicht mehr oder nur noch kaum verwendete Gerätschaften und deren Teile: „Biepläuger“ ‚Hofgänger, der ohne eigenes Gespann pflügt‘²⁴¹¹, „Diestel“ ‚Deichsel‘ (u. a. Demen), „Kannbuddel“ ‚eine Art Flasche‘ (Retschow, dort als Plural „Kannbuddels“), „Horbahn“ ‚Schneide der Sense‘ (Klockenhagen), „Seißenstrick“ ‚Sensenstein‘ (Klockenhagen), „Start“ ‚Sterz des Hakens‘²⁴¹² (Schönbeck) usw. Das schließt auch bestimmte Tätigkeiten ein, z. B. „anmeihen“ ‚mit dem Mähen beginnen‘.²⁴¹³ Selbst als Maschinen aufkamen, musste lange Zeit noch vorgemäht werden, wie der zweite Proband aus Klockenhagen ausführt:

Un denn wür je ook rundrüm, bevör man middn Binner anfang kann to meihdn, müßt man ja ook midde Seiß rundrüm anmeihdn noch vör'n vier, fief Johr je noch, dormit man dat ierste Schwatt langmeihdn künn, süß müßt'n je dee Pier in't Kuurn langgäh'n, dee wü'n je aals kaputtper'n denn, ne.

Später war das nicht mehr nötig, wie aus Zweedorf zu hören ist: „Un inne Wisch, dor wür ja alles midde Maschien meiht, erst wür noch anmeiht, oewer dee jüngere

²⁴⁰⁶ Ebenda.

²⁴⁰⁷ Ebenda, S. 95.

²⁴⁰⁸ Ebenda, S. 94.

²⁴⁰⁹ „Binder“/„Binner“ folgen demselben Bildungsmuster, so dass durchaus vorstellbar ist, dass der mundartliche Begriff am hochdeutschen angelehnt sein könnte. Bei „Breitdösch“ scheint es nahe liegend, denn im Hochdeutschen ist die Verkürzung zu „Breitdrescher“ ebenfalls üblich, wie folgende Aufstellung eines Guts bei Friedrichswalde-Ottendorf aus dem Jahre 1907 zeigt: „Maschinen: Drill- und Mähmaschine, Breitdrescher, Trieur, Windfege, Normalsortierzylinder.“ Edler, [Wilhelm]: Der Preisbewerb für Getreidezuchtgenossenschaften 1907, in: Jahrbuch der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft. Band 22. 1907, Berlin 1907, S. 637.

²⁴¹⁰ Bentzien, Wörter, S. 104, verzeichnet in MWB, Nachtrag, Sp. 132: **Meihdösch** m. Mähdrescher allgem.“ Ein literarischer Nachweis findet sich bei Holst, R., S. 13: „en Ungetüm von Meihdösch“.

²⁴¹¹ Sprecher fünf aus Carolinenhof erklärt den Begriff folgendermaßen: „Dat, dat [d. i. das vierte Pferd] neh'm wedrer dee anner Knecht wedrer dee, oder dee Biepläuger, dee neh'm dat vierde denn mit tau, weil denn, dee mösst'n wenn nu drei, vier pläugn deen, denn geebm wie ja ook drei oder vier Pier af, dee Knechts, un dor, dat wür denn tohoop schpannt vör denn Biepläuger.“ Das MWB, I, Sp. 885, zeigt auf, dass es Unterschiede gab, welche Pferde er erhielt: „Hofgänger ohne Gespann, der in der Bestellzeit mit den Vorderpferden pflügt HADreil; Lütt; mit den Hinterpferden MAGnoi“.

²⁴¹² Siehe Jeppe, S. 152: „*Steert*. Schweif. Handhabe des Pflugs o Hackens“.

²⁴¹³ Vgl. auch Brinckmans Gedicht „Anmeigen“ aus dem „Vagel Grip“, Brinckman, Werke II, S. 328 f. Das Wort begegnet auch in längeren Komposita, so ging der zweite Sprecher aus Broock früher „nähdn Windergasstanmeihdn“.

Generation, dor watt oewerhaupt nich mehr anmeiht, dee meiht einmål rechts, einmål links rüm un fahdrig hett see dee Sook [= Sak].“ Ein Schönbecker erklärt jedoch noch: „Denn waan w' indeelt, möödn weck meihgn, anmeihgn, neher kümmt neher dee Binner“, d. h., Anfang der 1960er Jahre war es in einigen Regionen durchaus noch üblich. Heute veraltet ist „bihaugen“ ‚beihauen‘ (Klockenhagen): „Man bedient sich dazu der gewöhnlichen sogenannten Bügelsensen, womit das Korn so abgeschnitten wird, daß es keine ganz niederliegenden Schwaden bildet, sondern in etwas schräger Lage an der abgeschnittenen Stelle stehen bleibt“. ²⁴¹⁴

Daneben gibt es dann noch andere spezielle Bezeichnungen, für die es kein standardsprachliches Äquivalent gibt, z. B. die „Piggen“ ‚Grannen der Gerste‘ (lautlich [pɪŋ]), die die zweite Kossebaderin erwähnt.

Dagegen stehen die neueren Bezeichnungen, die nach Bentziens Einteilung nur noch der dritten, allenfalls der zweiten Gruppe angehören: „Fischgrädnmelkhuus“ ‚Fischgrätenmelkhaus‘ (Eldena), „Fischgrednmelkschtände“ (Schlagsdorf) (bzw. „Fischgrednmelkschtand“ [Penzin]), ²⁴¹⁵ „Fohrtüüg“ ‚Fahrzeug‘ (u. a. Zweedorf), „Gebläse“ (u. a. Warnow), „Hackelmaschin“ ‚Hackselmaschine‘ (Letschow), „Höögebläse“/„Heugebläse“ ‚Heugebläse‘ (Tramm), „Ketüfflvollerndekombein“ ‚Kartoffelvollerntekombi‘ (Welzin) ‚Kompressor‘ (Schlagsdorf), „Meihhäcksler“ (Welzin), „Pulsator“ (u. a. Schlagsdorf), „Twei-Toll-Filder“ ‚Zwei-Zoll-Filter‘ (Lüttow), „Rübenkombein“ ‚Rübenkombi‘ (Welzin) usw.

In den MWB-Sätzen übersetzt eine Satowerin ‚Kälber‘ mit „Nöllers“ und erklärt, als sie danach gefragt wird: „Nöllers sünd lüddn Kälwer.“ ²⁴¹⁶ Sprecher eins aus Bansow zählt den Viehbestand auf, den er früher hatte: „Tauierst, wie haan drei Käuh un 'ne Staak [= Stark, hd. Stärke, Färse] vielleicht, un denn haan w' twei Tuchsoehgn un vier Pölk“. Den jeweils ausgewachsenen Tieren (Kuh, Sau) stellt er dabei die jungen

²⁴¹⁴ Zit. nach: MWB, I, Sp. 862. Vgl. auch folgende Beschreibung von Sprecher eins aus Klockenhagen: „Wier dat Kuurn schtaak, denn wür dee Rong biehaut, seggt man dortau. Rannhaugt. Dor kann sick hüüt ook mancher kein Bild von moggn, dee Rong wür rannhaugt, un denn dee Fruugns, ick mütt, dee Fruugns mocktn je meistns dat Binn, dee haan 'ne Haak un gaafn em af von Hau un bünn em ümmer tosäm, schmiddn dee Gaaf af, un denn güng't wedrer wieder. Wenn dee Rong schtaak wier, denn haadn gewöhnlich hinner ein Meihher twei Binner aabeit.“

²⁴¹⁵ Als Erklärung dieser Bezeichnungen gibt ein Eldenaer an: „Ja, dee Käuh, dee stähn ja wie dee Fischgrädn dor in, ümmer haalf dornääbm so, so eng aneinander. Up jede Siet acht un denn waat ümmer up eine Siet vörbereit, un denn kümmt dat Melktüüg näh'n anner Siet roewer, ümmer acht to acht.“ Dieses Wort entstammt dem Hochdeutschen, wie der Plural aus Schlagsdorf zeigt, vgl. auch auch folgenden Titel einer Dissertation: Schlutow, Eckhard: Untersuchungen zur konstruktiven Gestaltung und Technologie des Melkens im Fischgrätenmelkstand, Diss. A, Univ. Rostock 1975.

²⁴¹⁶ Blume, S. 73, kennt dieses Wort als „Lockruf fürs Kalb“ aus Mecklenburg-Strelitz.

entgegen. Neben „Pölk“ ‚junges Schwein‘²⁴¹⁷ gibt es auch noch die „Lööpas“ [= Löper] ‚Läufer (junges, noch nicht gemästetes Schwein)‘ (Cammin). Bereits bei der Hausschlachtung zeigen sich einige Veränderungen, „früher hemm See dat Swien midde Ex vörn Kopp hoogt, oewer hüüt, hüüt hewwie so’n Schussding dortau, un wat schâdn [= schâten] hüüt, as Betäubungsmiddl, ne.“ (Pritzler). Der zweite Proband aus Lichtenhagen nennt das Gerät „Schussabberât“ ‚Schussapparat‘: „Kann ook midde Äx, oder man kann ook ’ne Scheit, ne, diddn, mit Rückschlagboltn, so’n Schussabberât“. Auf dieses Wort weicht auch ein Eldenaer aus, wobei er das Bolzenschussgerät beschreibt: „is je ’ne Patron in, dee drifft ja bloß den Boltn ut denn Schussapparat ruut, un dee Geegnfedrer treckt dat wedrer trügg“. Ein Kiever sagt „Pistool“ ‚Pistole‘. Die Mundart hat hierfür keinen adäquaten Begriff, so dass Wörter aus dem Hochdeutschen entlehnt werden, allerdings ist die eigentliche Bezeichnung, „Bolzenschussgerät“, nicht nachweisbar. Der Stock, an dem das Schwein aufgehängt wurde, hieß „Krummholt“ (Bansow, Röbel) bzw. „Hankholt“/„Hinkholt“ (Satow). Ein „Triechienbeschauer“ ‚Trichinenbeschauer‘ (u. a. Klein Trebbow) musste das Schwein dann begutachten, bevor es verarbeitet werden konnte. In Brudersdorf und Möllin heißt er auch „Fleischbeschauer“. Die Probanden nutzen also wieder standardsprachliche Wörter, was auch darauf zurückzuführen ist, dass diese Tätigkeit damals noch nicht so lange ausgeübt worden ist.²⁴¹⁸ Bei den Schlachterzeugnissen überwiegen Lexeme aus dem Dialekt: „Blautwust“ ‚Blutwurst‘ (u. a. Granzin), „Grüttwust“ ‚Grützwurst‘ (u. a. Klein Trebbow), „Lääwerwust“ ‚Leberwurst‘ (u. a. Bennin), „Lunkwust“ ‚Lungenwurst‘ (u. a. Brudersdorf), „Presskopp“ ‚Presskopf‘ (u. a. Mestlin) usw. Hochdeutsch erscheint nur die „Braunschweiger“, eine Wurstsorte. Die inneren Organe des Schweins nennt eine Frau aus Peetsch „Ingewei“, eine Alt Jabelerin verwendet den Ausdruck „Haatschlagg“, den sie auch erklärt: „Dat is de Luftstrütt, dor is dee Haat an un dat Lääwer, un dee Lääwer, dat nennt man Haatschlagg.“ Ein Dobbertiner verwendet den Begriff bei Wild, wobei auch er ihn näher erläutert: „Dee Försters ehr, dat wier dat Geweih un denn da, dat Haatslagg, wie man seggt, Lung, Lääwer un dww ä, Herz, ne, dat wier dee Förster, un dat anner Fleisch keem hierher.“ Ein Proband aus

²⁴¹⁷ Vgl. hierzu auch „Kasper-Ohm un ick“, wo es über das Erntefest heißt: „denn gew dat jo Gös un Aanten, un ’n Pölk künn denn ok all slacht’t warden“ (Brinckman, Werke I, S. 193), ein neuerer Nachweis bei Madauss, S. 110: „as ein utslacht’ Pölk“; zur Bedeutung siehe ferner Mantzel, Ruhestunden 25, S. 72: „Po°lck: ein Schweinchen, daß mehr als ein Ferckel.“ bzw. Jeppe, S. 131: „Pölk ein halbjähriges Schwein.“ Schumann, Wortschatz, S. 2, bucht das Wort auch für Lübeck, allerdings mit einer etwas anderen Bedeutung: „Pölk fettes Ferkel.“ Im Korrespondenzblatt behauptet Schumann, dass es auch in Mecklenburg ein Ferkel bezeichne: „Pölk bedeutet in Mecklenburg und hier f. v. a. Ferkel. S. Mi, Wtb. der Meckl.-Vorpomm. Mundart“, Schumann, C[olmar]. Polk (XXIV, 94), in: NdKbl 25, 1/2 (1904), S. 12. Der hier angeführte Sibeth, S. 64, notiert jedoch „Pölk, ein junges Schwein“, was nicht einfach mit Ferkel gleichgesetzt werden kann. Dähnert, S. 356, sieht in „Polk“ (bzw. „Po°lk“) „[e]in anwachsendes Schwein“. In anderen Dialekten kann die Bedeutung abweichen, so meint Sprenger, „[i]n Braunschweig wird der Ausdruck auch von den eben geworfenen Ferkeln gebraucht. So lefe ich in einer Braunschweiger Zeitung vom 5. April 1904: ‚8 Pölke (ein Wurf) zu verkaufen‘.“ Sprenger, R[obert].: Polk, in: NdKbl 24, 6 (1903), S. 94. Herrmann-Winter, plattdeutsch, S. 234, gibt als Bedeutung an: „größeres Ferkel, Jungschwein von 25 bis 50 kg Gewicht“. Das MWB, V, Sp. 527, wiederum meint, das Wort bezeichne ein ‚junges, noch nicht ausgewachsenes Schwein, das jedoch kein Ferkel mehr ist“.

²⁴¹⁸ Im Regierungsbezirk Merseburg ist solch eine Fleischbeschau beispielsweise 1875 obligatorisch geworden, Rupprecht, [Bernhard]: Der Nutzen der obligatorischen Fleischbeschau, in: Eulenberg, Hermann (Hrsg.): Vierteljahresschrift für gerichtliche Medicin und öffentliches Sanitätswesen. Neue Folge. XLII. Band, Berlin 1885, S. 111. Das Königreich Sachsen lehnte sie ab, denn „[s]ie erzeuge im Publikum das ungerechtfertigte Gefühl der Sicherheit“ (ebenda, S. 113). Rupprecht verwendet in seinem Aufsatz das Wort „Fleischbeschauer“ (z. B. auf S. 112), es ist also ebenso wie „Trichinenbeschauer“ einfach aus der Hochsprache in die Mundart übernommen worden.

Möllin umschreibt das Wort ähnlich.²⁴¹⁹ Auch für die Salzlake, in der das „Pökelfleisch“ eingelegt wird, herrscht eine mundartliche Bezeichnung vor: „Päk“ (Peetsch, Satow, Züsow).²⁴²⁰

Gerade bei den alten häuslichen Tätigkeiten dominieren noch mundartliche Wörter, eine Kieverin beschreibt z. B. eine Haspel: „Ja, dat wier 'n Floegel, is sönnne, sönnne groode Winn, un dee Schpaul von dat Flassschpauln wörn up sö'n Schpaulbuck stägn, un denn wör dat up dee Winn upwinnt, nich.“ Diese Ausdrücke veralten jedoch zunehmend, da die entsprechenden Arbeiten („Flassbrågn“ ‚Flachsbrechen‘ [Carolinenhof] bzw. „brågn“ [Glaisin] und „spinn“ [Lüblow]) nicht mehr ausgeführt werden, auch die damit verbundenen Ereignisse, z. B. die „Bråglköst“ (Glaisin) bzw. der „Brågerkaugn“ (Kieve) ‚Essen nach dem Flachsbrechen‘ sind verschwunden. Eine Glaisinerin berichtet, dass junge Männer während des Brechens kamen und die Frauen ärgerten, damit diese ihnen etwas zu trinken gaben. Diese bezeichnet sie als „Mäuker“:

Von ein Nähmeddagg biddn [= bet tau denn] annern Åämt, denn wür ååms wür bråkt. Ne, un denn käum dee jung Kierls, dee nu nich dor weern bie't Brågn, dee käum denn, achter'n Backååbm kråubm dei ümher un mäukertn denn, dat wiern dee Mäukers.“

Dabei sagten sie auch einen Spruch auf: „Mäuker, Mäuker, jaa, ein Sluck, ick heff sovåål Liefweihdååg, säåd'n s' denn, ne. Un denn, dee güng ook nich iehrer, dee müßt'n ook 'n Buddl Schnaps hemm denn, ne, kreign ook 'n Buddl Schnaps. Ja.“²⁴²¹

Vielfältig in der Bedeutung erscheint das Wort ‚Wagen‘: neben den landwirtschaftlichen „Austwåågn“ (Kieve), „Austledrerwågn“ (Demen), „Buuwågn“ (u. a. Demen), „Kastenwågn“ (u. a. Demen) verbinden die Sprecher es auch mit anderen Bestimmungswörtern, die unterschiedlichen Bildungsmustern unterliegen, so können die Lexeme das geladene Gut bezeichnen, z. B. „Brotwåågn“ ‚Brotwagen‘ (Nossentiner Hütte), „Höowåågn“ ‚Heuwagen‘ (Boldela), „Kawweewågn“ ‚Kaffeewagen‘ (Kieve), „Melkwåågn“ ‚Milchwagen‘ (Lancken), „Pungnwågn“ ‚Müllerwagen zum Transport der Kornsäcke (Pungen)‘ (Klockenhagen), „Veihwåågn“ ‚Viehwagen‘ (Groß Lantow) , zum Teil auch in recht allgemeiner Form, z. B. „Lääbmiddlwågn“ ‚Lebensmittelwagen‘ (Kieve), „Personwåågn“ ‚Personenwagen‘ (Schlagsdorf), „Proweantwågn“ ‚Proviantwagen‘ (Kieve). Das Bestimmungswort kann aber auch den Zweck angeben, so z. B. bei „Löschwåågn“ ‚Löschwagen‘ (Bansow), „Jagtwåågn“ ‚Jagdwagen (Pl.)‘ (Sanitz), „Reklamewågn“ ‚Reklamewagen (Pl.)‘ (Triepekendorf), „Wåhnwågn“ ‚Wohnwagen‘

²⁴¹⁹ Sibeth, S. 31, und Herrmann-Winter, plattdeutsch, S. 110, erfassen das Wort nicht. Dähnert, S. 177, begrenzt es auf „Schlachtvieh“: „Herz, Leber und Lunge vom Schlachtvieh, welches von den Schla^{ch}tern beysammen verkauft wird.“ Danneil, S. 81, gibt für das Altmärkische „Herts^lag“ an: „Herz, Lunge und Leber von geschlachteten vierfüßig. Thieren [sic] besonders vom Kalbe.“, so auch bei Niemann, S. 11: „Harts^lchlag. S. Pecorum cor, hepar et pulmones hoc nomine obveniunt.“ Das MWB, III, Sp. 481, versteht unter „Harts^lag“ „die inneren Teile eines Tieres, Herz, Leber, Lunge, bisweilen auch Milz mit Ausschluß des Magens und der Gedärme“, es formuliert also allgemeiner; vgl. auch „Harts^lchlagsupp“ im „Kasper-Ohm un ick“ (Brinckman, Werke I, S. 113).

²⁴²⁰ Nachweise für dieses Wort sind auch in der nd. Literatur zu finden, z. B. im „Kasper-Ohm un ick“: „Wat ehr Moder is, möt ehr noch van Tit to Tit de Schinkens det Morgens ut dat Solt halen un in frische Päk leggen, dat se nich hiddig warden, will ick Em man seggen.“ (Brinckman, Werke I, S. 87) und in „Ut mine Stromtid“: „Snid em den Hals af, Mudder, smit em in uns' eigen Päk!“ (Reuter, Werke III, S. 15). Im Hg. 20, 3 (1726) findet sich folgende Passage: „Nechst dem wünsch ick ju den ock in dem Huß de füll von Ribben / In de Peeck on in den Rook“.

²⁴²¹ Das MWB, IV, Sp. 1146 verzeichnet „Mauker“, wobei es auch die Etymologie des Substantivs und Verbs („maukern“) angibt: „maukern ist erst von *Mauker* abgeleitet, zu Grunde liegt *mauken* miauen, eine Intensivbildung zu *maugen*, die in dem besonderen Sinne des *Maukerns* fest geworden ist“ (ebenda, Sp. 1147).

(Alt Meteln), wobei auch das Einsatzgebiet bezeichnet werden kann: „Aggerwåågn“ ‚Ackerwagen (Pl.)‘ (Möllin). Bei einigen Komposita heben die Probanden bestimmte Eigenschaften hervor, z. B. wie er benutzt wird, wer ihn verwendet usw.: „Etåågnwåågn“ ‚Etagenwagen‘ (Zusatzaufnahme zu Warlin), „Fiefundördig-Vierdig-Zentner-Wåågn“ ‚35-40-Zentner-Wagen‘ (Kölnow) – hier wird also die Ladekapazität angegeben –, „Koopmannswåågn“ ‚Kaufmannswagen‘ (Nossentiner Hütte), „Rullwåågn“ ‚Rollwagen‘ (Spornitz), „Treckwåågn“ ‚Ziehwagen‘ (Pritzler). Auch ein Bestandteil des Wagens kann hervorgehoben werden: „Plånwåågn“ ‚Planwagen‘ (Nossentiner Hütte), „Pladdnwåågn“ ‚Plattenwagen‘ (Alt Meteln). Statt „gummibereifte Wåågn“ (Sanitz) bilden viele Sprecher das kürzere „Gummiwagen“. ²⁴²² Sprecher eins aus Schlagsdorf bildet dazu „Gummi-Omnibus“, wobei er damit einen (Post-)Wagen meint, der von Pferden gezogen wird. „Wagen“ kann verschiedene Transportmittel umfassen, zum einen den Teil eines Gespanns, auf dem etwas geladen wird („Austwagen“), aber auch Waggons: „Båånwåågn“ (Alt Meteln), nach Vorbild des standardsprachlichen Wortes auch als Spezifizierung „Gåuderwåågn“ ‚Güterwagen‘ (Letschow, Zusatzaufnahmen zu Warlin). Der vierte Proband aus Lüblow erwähnt den „Kienerwåågn“ ‚Kinderwagen‘. Daneben sind mit „Wagen“ aber auch ‚Kraftfahrzeuge‘ gemeint, Sprecher vier aus Triepkendorf bezeichnet damit das ‚Auto‘: „wie haan ja alles in, in denn Wåågn drinn, Kufferklapp upjemockt, dat is ja so mit Auto soanns ganz bequem“. Der Grimm geht noch von einem mit Pferden gezogenen Transportmittel aus: „gewöhnlich versteht man unter wagen ein auf rädern gehendes beförderungsmittel für gegenstände und personen, das von thieren, namentlich von pferden, gezogen wird.“²⁴²³ Diese Bedeutung ist jedoch nicht nur in der Standardsprache erweitert worden,²⁴²⁴ sondern auch in der Mundart, so dass einige der oben genannten Wörter, die noch überwiegend im Zusammenhang mit Pferdegespannen stehen (Personenwagen, Lebensmittelwagen usw.) heute eher Kraftfahrzeuge meinen. Ein Beispiel für diesen Wandel zeigt sich bereits bei „Reklamewagens“, denn der Proband bezieht sich hier bereits auf motorisierte Fahrzeuge: „dee wiern up Autobååhn noch nich füüat [= führt] un denn nu denn Interzoonvakiehr [= Interzonenverkehr] dor aal mit dee annern bunn, mit ehr Reklamewåågn dor aal“. Andererseits heißen die Transportmittel, die an einen Traktor, LKW usw. angehängt werden, „Håånger“: „Middn Tregger, Tregger un Håånger“ (Retschow).²⁴²⁵ Hier tritt also eine Bedeutungs differenzierung auf. Gerade bei den Gerätebezeichnungen gibt es Überschneidungen im Fachwortschatz unterschiedlicher Berufe, so z. B. im Vokabular des Stellmachers und des Schmieds. Die von ihnen verwendeten Begrifflichkeiten sind heute vielfach im Aussterben begriffen, da diese Berufe kaum noch ausgeübt werden. Hier werden also nicht wie in der Landwirtschaft alte Begriffe durch neue ersetzt, weil sich neue Bearbeitungs-

²⁴²² Dieses Wort ist in Alt Meteln, Bristow, Demen, Granzin, Kieve, Kölnow, Letschow und Triepkendorf belegt.

²⁴²³ Grimm, Jakob; Grimm, Wilhelm: Deutsches Wörterbuch, Bd. 13, Leipzig 1922, Sp. 380.

²⁴²⁴ Vgl. hierzu die Definition im Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in acht Bänden. Herausgegeben und bearbeitet vom Wissenschaftlichen Rat und den Mitarbeitern der Dudenredaktion unter Leitung von Günther Drosdowski. Band 8: Uri–Zz, 2. Aufl. Mannheim [u. a.] 1995, dort heißt es zunächst (S. 3823): „1. a) dem Transport von Personen od. Sachen dienendes, auf Rädern rollendes Fahrzeug, das mit einer Deichsel versehen ist u. von Zugtieren (bes. Pferden) gezogen wird“. Neben anderen Bedeutungen, die eigentlich Verkürzungen darstellen (S. 3824, Hand-, Kinder-, Servier- und Einkaufswagen) zählt das Wörterbuch auch auf (S. 3824): „2. von einer Lokomotive, einem Triebwagen gezogener einzelner Teil einer auf Schienen laufenden Bahn“ und erwähnt dann auch Wagen, die nicht mehr gezogen werden müssen (S. 3824): „3. Kraft-, Personenwagen“.

²⁴²⁵ Weitere Belege gibt es aus Bansow, Bristow, Groß Lantow, Klockenhagen und Zweedorf.

methoden, Maschinen usw. verbreiten, sondern der Beruf selbst „veraltet“ und damit auch sein Fachwortschatz.²⁴²⁶

Der Stellmacher benutzt beispielsweise Werkzeuge wie die „Handsaag“ ‚Handsäge‘ (Alt Meteln), die „Fuustsaag“, eine etwas schmalere Handsäge,²⁴²⁷ (Alt Meteln) und den „Richtscheit“ ‚Richtscheit‘ (Demen). Die wichtigsten Werkzeuge sind nach Auskunft eines Demener Stellmachers „Biel“ ‚Beil‘, „Stemmisen“ ‚Stemmeisen‘ und „Toggmesser“ ‚Zugmesser‘. Auch in diesem Beruf kamen aber im 20. Jh. Maschinen auf, z. B. die „Bandsaag“ ‚Bandsäge‘ (Demen) und „Handfräs“ ‚Handfräse‘. Der Demener vergleicht, wie anfangs die Geräte geschärft worden sind und dann später: „Nö, dat glöof man, dat weer ’n Schliepschtein, kennst’n Schliepschtein, mit Wäädrer, einer mösst dreihdn un de anner hett hool. [...] Un neher haan wie ja aal, hemm uns ’n Motor buugt“. Der Stellmacher führt verschiedene Tätigkeiten aus, z. B. die „Felgen uuts(ch)niedn“ (Alt Meteln, Demen), das „Rad ups(ch)peign“ (Alt Meteln, Demen, Sanitz), die „Naaf afdreihdn“ (Demen). Der Lehrling lernte zunächst „Äxnschtääle uutputzn“ (Demen), später auch die „Schpeigen putzn“, d. h., er glättet die Oberfläche mit der „Ziehkling“. Auch das „Geschier schaap moggen“ (Demen), z. B. das „Schemmiesn schliebm“ (Demen), war eine der ersten Arbeiten.

Die Herstellung von Rädern war vor allem früher eine der wichtigsten Aufgaben. Den gesamten Vorgang der Radherstellung beschreibt ein Kölzower Stellmacher:

Un dee Buss äh, ischa dat ierste, wa’ck oewerhaupt weidn mütt, üm oewerhaupt neher to dreihn, ja, wie schtaak dee Buss is, un ook dee Läng hemm dauh. So taugääbm inne Läng dauh’ck drei Zendimeder, un in Dörchmäter vonne Buss, dreimål so schtaak, wo de Naaf afdreihgt, nich. Jå, wenn’ck de Naaf denn heff afdreih, denn komm’ck bie un bohr se vonne Hinnerkant uut bitt Tweidriddl dörch, sodat ick dat Schpeignloch dörchkriegn kann, jå. Un dat Bohrn wat ja hüüt all to Däägs all midde Maschien mockt, Bohrn un ook Schemm. Ierst watt bohrt, neher kümmt de Bohrer wedrer ruut, denn kümmt ’n Schemmer rinner, nich. Denn waadn schemm. Un denn, wenn’ck denn fahdrig heff, dat’s noch tau frisch, un denn komm ierst bie un kock s’ uut, denn Eign hett sovää Loog in sich, so man seggt äh, Gerbsäure seggt man, nich. Un dat Loog so un wenn ick will nu dee Ring von Schmitt glik uptreggn loddn, denn müddick ja ierst bie komm, un denn haugt hei hüüt dee Ring mie rupp un, un moign krieg ick s’ wedrer, see dröögn denn uut, denn fall de Ring runner, bevör ick mien Schpeign rinnhaugn kann. Also dorüm dauh ich s’ ierst vörher uutkogn loddn, nich. Un denn beholl ick See ’n Äämt noch ruhig in Düstern, dormit see nich so riedn dauhn, nich. Un denn mock ierst in Ruh mien Schpeign fahdrig un mien Felgn fahdrig, un wenn ick denn dat so fahdrig, denn schickt s’ dee Nääm [= Narben] henn näh’n Schmitt, un denn wüer mie dee Ring ruppertreggn, denn wenn ick süss dee Schpeign rinnerhaugn dauh, denn ritt mie je de Nääf kapputt. Aber dee Schmitt dörf ook dee Bänn hinn nich tau dicht rannertreggn, denn wenn dee Schpeign süll beddn treggn, un dat hei hett se knasch bitt an’n Sctofß rannerdrääbm mie, denn hewwick ja kein Boddn nich, nich. Nå jå, is gaut, denn hau ick denn dee Schpeign rinn, wenn dee Näämring rupper sünd, dee Schpeignring rupper sünd, denn hau ick ’n Schpeign rinner, ein Mann mütt meistn dortau bie sinn, jå, dee Schpeign beddn vörhåål, beddn trügghåål unt, denn naher, wenn de Schp, wenn de Ratt upscheipt is, denn watt upfuugt, denn wadde Tabbm anschnäädn wovör bääbm vörde Felgn, un denn watt naher Felgn bohrt, Felgn verkielt un verdoehbelt dat Ratt, uutputzt, un denn kann de Schmitt dee vier Rää hennkriegn, dormit hei zosamschteggn kann wäägn dee Schpurwie [= Spurwiet].

Die Darstellung des Demeners ist ähnlich. Hierbei verdeutlicht der Kölzower auch, wie wichtig die Zusammenarbeit mit dem Schmied war. Auch bei der Herstellung

²⁴²⁶ Vgl. hierzu bereits den Eintrag „Stellmaker“ bei Herrmann-Winter, plattdeutsch, S. 307: „Da der Beruf des Radmachers im Aussterben ist, veralten auch beide Bezeichnungen [Radmaker u. Stellmaker, A. K.] im Sprachgebrauch.“

²⁴²⁷ Sprecher zwei aus Alt Meteln beschreibt sie näher: „Na, dat is ook ’ne Handsååg, bloodn is denn schmöller in Blatt todn Felgnschniedn, is ’n beddn länger ook wie dee annern, un dee wüer denn nich so schtött, sonnern wier von bäbm näh ünner, wüer ünner schnädn midde Sääg.“

des Hakens waren beide beteiligt, da dieser Holz- und Eisenteile enthielt, wie ein Schönbecker erklärt:

Deeje, dor moggn wie as Schtellmogger dee bei Vorråo [= Vörrad'] un dat Geschtell, wo de Boom upliggt. Un vörn wan poor Aam inschtemmt, un dor kööm denn dee Zugg an, wo dee Piert anhakt wörn. Un denn, denn kööm dee Boom, dee wier so annerthalf Meder laank, dor wür vörn noch 'n beddn Iesn unnerschläågn, dormit dat, weil dat ümmer schütüm deht doch dauernd un...

Das Betätigungsfeld der Stellmacher änderte sich jedoch im 20. Jh., neben diesen Arbeiten kamen später weitere hinzu, die eigentlich anderen Berufen, wie z. B. dem Tischler vorbehalten waren: „Jå, dat åh, is bedüüdnd anners worn, hüüt, wo wie dee Technik hemm dohn un so, damit erledigt waan, ne. In groodn genomm sünd wie ja ook bloß sotoseng Reberatuurwerkstätt, aber watt ook manches nie mockt, ne. Wie moggn Finstern un Döörn un.“ (Schönbeck). Der Demener hat anfänglich Zimmermann gelernt und meint: „Timmermann mööt mit groode Äx, hier [d. h. als Stellmacher, A. K.] mööst 'n beddn fien aabeidn.“

Im Gegensatz zum Fachwortschatz in der Landwirtschaft hat sich der des Stellmachers jedoch kaum gewandelt. Zwar gab es auch hier technischen Fortschritt, die wichtigsten Tätigkeiten haben sich jedoch nicht verändert und auch nicht die Werkzeuge, die er dazu benötigt. Vielmehr wurden die Gerätschaften, die er für die Landwirtschaft herstellte, mit der Zeit durch andere verdrängt, so z. B. das Holzrad durch gummibereifte Räder, schließlich die verschiedenen „Wagen“ durch „Hänger“, an deren Produktion und Reparatur er keinen Anteil mehr hat. Dadurch veränderte sich auch sein Betätigungsfeld, der Demener berichtet, dass er die Holzteile an Autos repariert habe usw.

Ähnlich ist es beim Schmied, dessen Hauptaufgabe das „Pierbeslagn“ ist. Wichtige Werkzeuge sind „Håmers“ ‚Hämmer‘, z. B. Setthåmer ‚Schmiedehammer mit ebener Bahn‘²⁴²⁸ (Pritzier) und „Vörslagghammer“ ‚Vorschlaghammer‘ (Pritzier),²⁴²⁹ er verfügt über „Slichtgeschiri“ (Pritzier), mit dem er glätten kann. Der „Amboss“ besteht aus der „Båhn“ ‚Bahn‘, dem „Holm“, dem „Rundholm, Vierkantholm“ (Warnow) und dem „Huurn“. Daneben bedient er sich auch verschiedener Zangen, z. B. der „Füüertang“ (Warnow), „Knieptang“ (Pritzier) und nutzt „Dorn“ (Pritzier) und „Meißl“ (Pritzier). Wie in der Landwirtschaft kamen auch hier neue Geräte auf, beispielsweise der „Krafthåmer“ ‚Krafthammer‘, den der Warnower näher beschreibt: „Das 'n, das 'n Fedderhåmer.“ Der Schmied aus Pritzier nennt ihn etwas anders: „Vödderhååmer is 'n Hååmer, dee is middn, drääbm, drääbm watt, un Motor drääbm watt un dee, dat Ding kloppt, also.“ Ein Sanitzer benutzt eine „Böögmaschien“ ‚Biegemaschine‘. Für die Herstellung von „Haufiesn“ ‚Hufeisen‘ ist das Schweißen sehr wichtig. Auch hier unterscheiden die Schmiede, und zwar in „Füüerschweißn“ ‚Feuerschweißen‘ (Pritzier, Sanitz, Prislích) und „elektrisch Schweißn“ (Sanitz):

Dat is mit einfachn Schteinkalk, watt denn füüerschweißt. Dor waadn Assn tohoobmschweißt, dor waadn Reifn tohoobmschweißt un so wieder. Man hett dat ja früher noch kein Autogeen-Abberåt hatt, un man hett ook kein elektrischn Abberåt hatt. Dat hett man früher mit Füüer tosåmschweißt. (Sanitz)²⁴³⁰

²⁴²⁸ MWB, VI, Sp. 285.

²⁴²⁹ Die Funktion beider Hämmer erläutert ein Schmied aus Pritzier: „Setthååmer is 'n Håmer, dee's ünn flach, un dor watt dat Iesn mit glatt sett. Wenn't nu mit Vörslagghammer uutmååd is, denn watt dat dormit glatt sett näher ubbm Amboß, dormit dat dee Hååmerslååg dor ruutkam uut dat Iesn, nich.“

²⁴³⁰ Etwas genauer auf das Feuerschweißen geht ein Prislícher ein: „Früher weern denn extra Griffloggger in, inne, inne Iesn, denn würdn åh, Füüer tosåmschweißt, denn wür dat in dat Füüer kräägn, un denn wür beidn åh, dit Iesn, dat Haufiesn un de Griff, dee wörn solang in Füüer ling loddn, also denn müßt man genau beachtn dat, bitt dat beidn flüssig weer, bitt dat schmöldn deeë, un denn

Für die neueren Schweißtechniken übernehmen die Probanden einfach die standard-sprachlichen Bezeichnungen: „dat audogeene Schweißen“ (Prislich), „Un nu hüt watt ja nu meist aals all elektrisch schweißt.“ (Pritzier) Das gilt auch für die Bezeichnungen für den Blasebalken, die durch den Ventilator ersetzt worden sind:

Früher hewwick 'n Kastnbalgn hatt. Dat geif Spitzbalgn un geif ook Kastblagn. Spitzbalgn sind dee lang, dee würn mit so'n Kett treckt, un dee Kastnblagn, dat is so'n vierkandign Kastbalg, natürlich uut Ledrer, dee wü'r schääbm, dor wü'r dat Ding also henn un hier [= her] schääbm. Un hüt hemm wie Windeläädor [= Ventilator] un donn Motor, dat blääst wie hüt mit. (Pritzier)

Einige Bezeichnungen nutzen sowohl Stellmacher als auch Schmied, da sie eng zusammenarbeiten, teilweise geht die Herstellung eines bestimmten Geräteteils auch von den einen auf den anderen über, so erzählt der Schönbecker Stellmacher, dass sein Großvater noch „hölterassige Wåogns“ gebaut habe, ein Kölzower erklärt aber: „Un wenn hei denn hett fahdrig, dee Assn, nich, denn krieg ick von Schmitt de Assn wedrer, weil ick mütt denn je noch dee Assn in Assholt inloddn, nich.“ Auch das „Striekbrett“, ein Brett am Haken war anfangs aus Holz, später aus Eisen: „Un dat Schtriekbrett, dat wier ook uut Holt. Un dee letztn wier ook all uut Iesn, so güng dat all beddn wiedrer, ne.“ (Schönbeck)

Aus dem Hochdeutschen entnommen ist „Griff“, Teil des Hufeisens, der vorne aufgeschweißt wird, damit das Pferd nicht rutscht'. Die Tätigkeiten, die der Schmied bei seiner Hauptaufgabe, dem Pferdebeschlag ausführt, beschreibt ein Sprecher aus Pritzier:

Also dee Stråohl utsnääd, dee Såohl utsnääd un dee Dråogrand, wo dat Iesn upliggt, watt plån mockt, watt graa mockt. Un denn watt dat Iesn wam mockt, un denn watt dat appasst, denn watt näher kollt mockt, un denn watt näher upnäågelt. Dor komm söss Näägl, soebm Näägl, je nachdem, wie der Hauf beschaffn is, wenn't nu'n spröödn, slechtn Hauf is, kümmt 'n Näägl miehr rinn, un is't gaudn Hauf, komm söss, höchstns soebm Näägl rinn. Un denn watt dat naher tauniet, un denn is dat fahdrig.

In dieser Schilderung finden sich vor allem Fachwörter der ersten Gruppe: „Såohl“, ‚Sohle (Teil des Pferdehufes)‘, „Stråohl“, ‚Teil der Sohle‘. Das ist auch in der Rede des Kölzower Stellmachers zu beobachten, als er die Herstellung eines Rades beschreibt. Zur zweiten und dritten Gruppe sind im Schmiedehandwerk wiederum die Neuerungen zu zählen, die verstärkt im 20. Jh. ältere Werkzeuge ersetzten, z. B. der „Krafthåmer“ oder das „elektrisch Schweißen“. Hier sind also dieselben Entwicklungen zu verzeichnen wie in der Landwirtschaft. Da sich aber bestimmte Tätigkeiten nicht änderten und dazu immer noch dieselben Werkzeuge verwendet wurden, fällt der Anteil der ersten Gruppe wie beim Stellmacher jedoch höher aus. Hochdeutsch sind nur einige Bezeichnungen, darunter der „Amboss“. Das böartige Pferd nennen die Landleute und der Schmied „Vebrecher“, ‚Verbrecher‘: „[...] dor haan wie mål so'n goodn Blauschimml, dat wier ein furchtbarer Vebrecher. Keddelig wier dee ganz bannig un wenn dee inne Schmää wier un hei lang dor uut, [...], dat weit hei sülbm, dat denn dat Iesn noch weggflöög, so'n Schlagg haa hei doch in siene Bein.“ (Sanitz).²⁴³¹

wü'r dat schnell uut Füüer ruutkräägn, am bestn weer't, wenn so beddn schprühn dee, müßt dat, ne, un denn wü'r dat middn Håmer ruppklöppt, oewer sönn Schweißen, Füüerschweißen, das is 'ne sehr große Kunst, also mehre kriggt dat gor nich trecht.“

²⁴³¹ Das Wort ist auch in Welzin belegt. Das MWB, VII, Sp. 787, gibt dafür niederdeutsches „Verbräker“ an. Dieses ist auf den Aufnahmen jedoch nicht zu hören.

In der Landwirtschaft änderten sich durch die Einführung neuer Maschinen auch die Bezeichnungen, nicht nur für diese und deren Bestandteile, sondern auch für die Tätigkeiten selbst, da der Arbeitsablauf sich änderte, z. B. bei der Getreide- und Kartoffelernte. Das bedeutete aber auch, dass Stellmacher und Schmied, die für die Fertigung und Reparatur der alten Geräte zuständig waren, langsam an Bedeutung verloren. Für die Instandhaltung der neuen Maschinen war nun der Schlosser zuständig. Über diese Veränderung berichtet ein Dobbertiner, dessen Vater noch Schmied war:

Ja, ick mütt seng, mien, mien Vadrer wier ja 'n beddn krank mit 'nen Määgn ümmer, un nu sa [= sää] hei ümmer, ümmer, ümmer to mehr [= mie], hee segg: „Mien Jung, Schmitt waadn, kaanst du nich, du, du, du mööst Schlosser waadn, nämlich, nämlich, früher wier dat *jo* midde Buuern, ganz früher, meihdn s' *ja* aal midde Hand un neher [= nahher] keem dee Binners up, un dor haa dee Oll wenig äh, Ähnung von, von dee, von dee Binderskrâm, un donn seggt hei to mie: „Du wass [= weißt] du, gehs, gehs, gehs henn nâh Gollbarg unt denn möös, möös, möös du liehrn, un, un dat hewwick dor liehrt in Gollbarg, Schlosser, also, also Maschienbuuger is dat eigentlich, Krämer heit dee Waakstätt, ne.

Die Bezeichnung für diesen neuen Beruf übernehmen die Probanden aus dem Hochdeutschen,²⁴³² wie es bei „Traktorist“ der Fall ist, wobei sie auch in Komposita vorkommt: „Landmaschienschlosser“ (Hoben), „Maschienschlosser“ (Klein Trebbow). In Hoben ist auch noch „Landtechniger“ dafür zu hören. Das Wort wird aber auch in die Wortbildung der Mundart mit einbezogen, so lautet seine Werkstätte „Schlosserie“ (Hinrichshagen).

Die Forstarbeiter nutzen ebenfalls spezielle Begriffe, so erklärt ein Hinrichshäger: „Ja, dat is nu, watt *ja* meistns ümmer, wenn disse Hochsommer sünd toierst, denn watt *ja* meistns Gruubmholt schlägn oder Fääserholt, Biergnfääserholz [= Birkenfaserholz], ääbm Fääserung un Bäugn fääserwoll, dat watt *ja* all schelln inne Lohtiet un Eignloh [= Eikenloh].“ Dabei führt er auch aus, was „Loh“ bedeutet:

Also, dee Loh, dor waat denn, watt denn, af, runn afdreih't von denn Boom, vonne Eich hauptsächlich un von dee Ficht. Un disse Loh watt denn meterwies määkt, un denn watt dat upschtâpelt to 'n Dröögn. Un dee watt denn velâädn un könn denn henn nâhde Gerberie, dor watt dat Ledrer mit gaaft.

Hochdeutsch erscheint der „Festmeder“ ‚Festmeter‘ (Hinrichshagen, Peetsch, Triepkendorf). Ein Alt Meteler erläutert die Tätigkeiten im Herbst: „Ja, nu hewwie denn ook veschiedne Holtordn hatt, wie hebbm, *te*, in Haast toierst güng dat meist los, wier Eignafroom [= Eikenafroom]. Afruum, dat is 'n Kâhlschlagg.“ Er nennt auch verschiedene Holzsorten, wobei er sie nach der Verwendung einteilt oder danach, wie sie bearbeitet wurden: „As Brennholt hewwie Fichtn hier gor nich verwendet, ne. Dorgegn dee Bäugn, dor würdn dee bestn Stämm, dee güng as Nutzholt, ne. Un dat oewrige, dat wüür denn ook aabeit to Brennholt, to Kloobmholt, Fäädnholt säädn wie hier, nich, un denn ook to Buschholt, nich.“ Im Frühling erfolgt dann die Neubepflanzung, die der Sprecher ebenfalls beschreibt, wobei er auch auf Fachbegriffe eingeht und diese erklärt:

Denn hewwie toierst, hewwie denn dee Bäüign [= Bäuken] nâhplant, dee Vejüngung, nich. Also dee Bäüik, dee watt so vemehrt, wenn ein gaudes Mastjohr is, also Mast nennt man dat, dee Baukeggern nich, also wenn dee gaut blâuhdn deht, ne, dee Slagg, dee denn vörseihn is, dee watt in Haast 'n beddn upaggert, ne, so dat dee Baukmast denn ünner is und, dat is, is denn dee natürlich Vejüngung, ne. Un denn mit dee Johnn, wenn dee, wenn dee Upschlagg, nennt man dee jung Plantn, grödder waadn, denn watt ümmer beddn mieh'r ruuthaagt [...].

²⁴³² Nachweise gibt es aus Dobbertin, Hoben, Klein Trebbow, Marnitz, Mestlin, Röbel und Welzin.

Die hier verwendeten Fachwörter stammen vorwiegend aus der Mundart. Veränderungen in der Lexik treten vor allem bei der Bezeichnung der Geräte auf, die auf technische Neuerungen zurückzuführen sind. So stehen sich beim Zimmermann bzw. z. T. auch beim Forstarbeiter auf der einen Seite „Äx“ ‚Axt‘, „Biel“ ‚Beil‘, darunter das „Breitbiel“ ‚Breitbeil‘, „Kaafsååg“ ‚Kerbsåge‘ (Jördenstorf), „Langsååg“ ‚Langsåge‘, d. i. eine Säge für zwei Arbeiter, „ein stünn ganz bååbm ubbe Bück un ein stünn ünn“ (Zweedorf), und auf der anderen „Modorsååg“ ‚Motorsåge‘ (Hinrichshagen) und „Kreissååg“ ‚Kreissåge‘ (Lüttow) gegenüber. Die Veränderungen in der Holzbearbeitung beschreibt ein Lüttower: „Un nähher, denn käum ja dee Gadder [= Gatter{-såge}], donn wür ja aals såågt. To-erst midde Kreissååg, richtig liehrt hewwick dat mit Breitbiel ook nich mieh, oewer ick heff dat doch noch ’ne ganze Tiet mitmockt, dat wie Holt behaagt hebbt mit Breitbiel.“²⁴³³

Der Beruf des Sattlers hat sich ebenfalls geändert, so berichtet ein Sanitzer darüber, wie er eine Couch bezieht, also als Polsterer arbeitet:

Un denn watt schnüürt, un wenn schnüürt is, denn kümmt Fedrerlinn roewer, un denn, denn giebt ’n Grundputz denn. Un up dat Grundputz, dor kümmt wedrer Linn, un denn watt ’ne Fassong mockt, dee Kautsch mütt ja ierst Fassong hemm. Un denn kümmt wedrer fien Pulster dorup, so fien Pulster, Rostogger, un Watte, un denn kümmt Nessel. Un wenn dee Nessel drup is, un aals trecht is, dee Lähn un Sitz und Siedndeils, denn, denn wadder betroggn. Un denn wür dat Sstoff tauschnääd, un denn geht Betreggn los. Un wenn dee Sitz denn betroggn is, denn waadn dee Siedndeile betroggn unt waadn tosaamschrååbm. Un denn kümmt’s in Lååd, denn gäh’t’s wegg.

Die Fachbegriffe stammen hauptsächlich aus dem Hochdeutschen bzw. sind über dieses vermittelt: „Fassong“ ‚Fasson‘, „Nessel“ ‚Nessel‘. Ursprünglich fertigte der Sattler jedoch das Pferdegeschirr an. Der Proband kann die Bestandteile des Zaumzeugs noch aufzählen, wobei er aber schon ein hochdeutsches Wort („Scheuleder“) nutzt:

Toom, dat is dat Baggnschtück, dat Gebiß watt dor ja rinnschnallt, un dor hinner dat Baggnschtück, dor kam, dor kümmt denn dee Koppstüch rinn, un denn sind denn dee Scheuleeder, sind denn anne Siet noch, noch mit inne Baggnschtügge, oewer dee sünd nich erforderlich, dat is nur, wenn dee Pier nu scheu sünd. Un denn sünd dor, vonne Scheuleeder gähn denn dee Schtiernbänner af, un denn is ook noch ’n Näsreim. Já, un dat is dee ganze Toom.

Gerade diese Bezeichnungen entstammen zum großen Teil noch der Mundart, lediglich „Gebiß“ ist hochdeutschen Ursprungs. Darüber hinaus nennt er noch „Bossblatt“ ‚Brustblatt‘, „Kammdeggl“ ‚Teil des Pferdegeschirrs; meist ein gebogenes, mit Leder überzogenes eisernes Gestell mit einem polsterartigen Kissen, das dem Kamm des Pferdes [...] aufliegt‘²⁴³⁴, ‚Schuftreim‘ ‚Riemen über dem Widerrist‘. Das Vokabular des Sattlers ist ähnlich wie das des Stellmachers also noch stark mundartlich geprägt, allerdings veralten diese Begriffe, da die Tätigkeit, die er ausübt, heute kaum noch benötigt wird.

Sprecher zwei aus Bennin erklärt, was ein „Pickdråht“ ist. Diesen muss der Schusterlehrling als Erstes herstellen können:

²⁴³³ Die Bearbeitung des Stammes mit dem Breitbeil erläutert Sprecher eins aus Zweedorf: „midde Äx wür dat langhaut, ungefähr so’n halbm Zendimeeder von Strich, un denn müss man natürlich ganz genau oewern Strich mit dat Breitbiel langhaun, dat wier ungefähr so’n dörrig Zendimeeder breit wie so’n Schaaprichterbiel“.

²⁴³⁴ MWB, IV, Sp. 77.

Jää, dor watt disse Fäädns, watt fief Fäädns nomm von dit Besteckgordn, segg wie dortau, Schausters, dor watt äh, je nähdem, haadn [= hadd ein] fieffoedschn [aus fünf Fäden bestehenden] Dräht un kannst 'n vier Foedn kann'n moggn, kann ook söss Fäädn, jee nähdem, wie staak hee sall un wat 'n dormit nehdn will, dor kommt dat up an, ne.²⁴³⁵

Das Schusterhandwerk weist sehr viele, noch mundartliche Begriffe auf: „Ort“/„Urt“ „Ahle“²⁴³⁶, „Ristband“ ‚Spitze des Pickdrahtes‘, „Spannreim“ ‚Riemen zum Festhalten des Arbeitsstückes‘. Auch der Schuh besteht aus mehreren Teilen, so beschreibt der dritte Proband aus Bennin den „Boden“: „Ja, dee Bodn is dee gesamte Bodn. Bodn beteiknt sick dit gesamte Bodn mit – dor hört Brandsähl tau, Twischnsähl, Langsähl un Absatz, dat beteiknt man alles Bodn, ne.“, wobei die „Brandsähl“ die Sohle ist, „dee binn in denn Schauh in sitt“. Hinzu kommen der „Schaff“ ‚Oberteil des Schuhs‘ und das „Gelenkstück“ ‚Lederstück zwischen Brand- und Laufsohle‘. Das erstgenannte Wort ist aus dem Hochdeutschen entlehnt und scheint niederdeutsches „Schacht“ zumindest bei diesem Sprecher verdrängt zu haben.²⁴³⁷ Auch „Absatz“ entstammt der Hochsprache. Der Proband grenzt sein Handwerk von dem des Sattlers ab:

Jå, dat is, dinn [= de] neiht anners, jå, dee hett 'ne, mien Vadrer säå, dor käum dat nich so genau up an bie denn, weil äh, bie'n Stääwl, dee wäädrerdicht doch sien sall, ne, dor mütt äh, nich so'n äh, groodn Ort hemm. Dee Säädler seggt je Süügl²⁴³⁸, ne. Wenn dee nu bie'n Sähl [Pferdegeschirr, A. K.] so wieder beddn gröddes Lock dörchkriggt, biedn Stääwl, dor mütt dee Pickdräht je ümmer stramm dörchgäh, dormit dat kein Lock gifft, ne.

Viele hochdeutsche Fachbegriffe finden sich bei Sprecher fünf aus Marnitz, der seine Tätigkeit als Friseur beschreibt. Zum Teil ist das darauf zurückzuführen, dass er der jüngsten Generation angehört und damit generell mehr standardsprachliche Wörter nutzt, z. B. „Zopf“, andererseits handelt es sich bei den Bezeichnungen, die er für Frisuren, Gerätschaften usw. nutzt, z. T. um relativ neue Wörter: „Dauerwellnwiggl“ ‚Dauerwellenwickel‘, „Flachwicklung“, „Messerformschnitt“, „Ondulation“, „Probewickler“, „Tresse“. Mundartlich sind dagegen „Scher“ ‚Schere‘,²⁴³⁹ „Seip“ ‚Seife‘, verniederdeutscht ist „Waadrerwell“ ‚Wasserwelle‘, nur leicht angepasst ‚Dauerwell“ ‚Dauerwelle‘. Niederdeutsche Lexeme erscheinen also vorwiegend als allgemeine Bezeichnungen, Fachbegriffe sind zumeist dem Hochdeutschen entnommen.

Der Bäcker unterteilt das Brot in „Fieënbrot“ ‚Feinbrot‘ (Klockenhagen) und „Groffbrot“ ‚Schwarzbrot‘ (Klockenhagen, Röbel), wobei diese Namen sich darauf beziehen, wie das Mehl gemahlen worden ist. Auf die Bestandteile beziehen sich „Mischbrot“ ‚Mischbrot‘ (Röbel), „Roggnbrot“ ‚Roggenbrot‘ (Klockenhagen, Röbel) und „Weidnbrot“ ‚Weizenbrot‘ (Klockenhagen, Röbel). Gerade bei Backwerk wechseln jedoch nieder- und hochdeutsche Begriffe, wobei deren Alter eine Rolle

²⁴³⁵ Auf den häufigen Gebrauch desselben macht Lauremberg, S. 9, aufmerksam: „Ey Schoster dat is wacker, / Na Traen und Pekedraet du stinckest“.

²⁴³⁶ Die erhöhte Form konnte auf den Aufnahmen nicht nachgewiesen werden, die einzigen Belege für das Wort stammen aus Bennin, wo die Probanden es noch mit /o/ sprechen.

²⁴³⁷ Das MWB, V, Sp. 1208, verzeichnet noch unter „Schacht“ ‚Oberteil eines Stiefels‘, vgl. auch Jacobs, Teuth. 2, S. 132: „sdä vlšaxt, sdrumpšaxt Stiefel-, Strumpfschaft“. Friedrich und Karl Eggers schreiben „Schecht“ ‚Schäfte‘: „en Poor Strippstēvel! / Ganz ni un blank! un Junge di! wat Schecht!“ (Eggers, S. 187).

²⁴³⁸ Das MWB, VI, Sp. 1062, unterscheidet nicht zwischen „Uurt“ und „Sügel“ (bzw. „Sugel“): „benutzt von Schuster und Sattler allgem.“. Herrmann-Winter sieht in „Sugel“ den „Schusterpfriem“ (Herrmann-Winter, plattdeutsch, S. 315), in „Uurt“ ‚Pfriem, Werkzeug zum Durchstechen des Leders‘ (ebenda, S. 355).

²⁴³⁹ In Marnitz ist die Erhöhung weitestgehend unterblieben, vgl. Kap. 2.2.2.

spielt; Gebäcke, die schön länger bekannt sind, tragen mundartliche Bezeichnungen, noch relativ neue Backwaren werden mit dem im Hochdeutschen üblichen Namen genannt: „Wie baggen vör aal Dingn ierstmal Schneggn [= Schnecken] un disse lüddn Kaugn, ook Schtrieb, Plåddnkaugn, ook noch Amerikåner, Rot-Weiß. Na, diddn Sandkaugn noch, Sandtordn. Tortn moggn wie ook.“ (Klockenhagen). Unterschiedliche Benennungen gibt es für das ‚Brötchen‘: „Wie seng ook Bröötchn oder Semml, gewöhnliche Semml, ne.“ (Klockenhagen). Auffällig ist dabei die Abweichung zur Umgangssprache, in der ‚Brötchen‘ vorherrscht.²⁴⁴⁰ Nachweise für ‚Semml‘ gibt es aus Granzin, Lüblow, Röbel und Weisdin. Der Trammer meint, „haadn [= harten] Semml säadn wie dortau, to Brötchn“ und kennt auch noch „weign Semml“, die rund waren. Eine Frau aus Röbel nutzt ebenfalls bereits das Wort ‚Brötchen‘, aber auch noch ‚Semml‘: „Un morgns help ick ook Brötchn upsedd un inschuubm un ook denn säudn Semml glasiern“. Der Bäcker aus demselben Ort gebraucht es ebenfalls: „Na, bie’t Weitngebäck, lütt Gebäck, Brötchn, Zöpp un Hörnchn, Roosnbröötchn, Solt koggn un sowat hemm wie dor aal mockt.“ Das umgangssprachliche Lexem wird also auch zunehmend im Dialekt genutzt und ersetzt das ältere mundartliche.²⁴⁴¹

Der besagte Röbeler sagt auch bereits ‚Hefe‘, lediglich eine Frau aus Satow verwendet noch die niederdeutsche Bezeichnung, wenn auch zusammen mit der standardsprachlichen: „Nee, dee watt mit Hefe backt, mit Gässt watt de backt.“ Der Trammer kann sich an diesen Begriff anfangs nicht erinnern, als er ihm gesagt wird, erkennt er ihn aber sofort. Der ‚Suuerdeig‘ ‚Sauerteig‘ setzt sich laut dem Röbeler aus drei Teilen zusammen: „Dor’s de Anfrischsuuer, de Grundsuer, de Vullsuuer, un denn watt de Deig mockt naher.“ Die Herstellung erfolgt nach einem ‚Suuerdeigschema‘. Bei den Öfen unterscheidet er zwischen ‚Dampfääbm‘ ‚Dampföfen‘ und ‚Füüerungsääbm‘ ‚Feuerungsofen‘. Der Bäcker aus Klockenhagen erklärt hingegen die Arbeit mit einem ‚Holtääbm‘ ‚Holzofen‘, wobei er besonders darauf eingeht, wie das Holz für diesen mit einem ‚Schlääg‘ ‚Holzklotz‘²⁴⁴² zerkleinert wurde.

Auch der Maurer besitzt ein spezielles Lexikon, so erläutert ein Pinnower beispielsweise, was ein ‚holländisch Verband‘ ist:

Also, dee Stein is nu mål fieftwinnig lang, sünd ja bloß fieftwinnig lang. Denn sünd dat twei sonne Stein in Längskant, un up jede Enn von dee beidn Stein, dor sitt sick ein Kopp-schicht in, ne. Un up anner Mal krüzt sick up denn Kopp, dor krüzt sick disse beiden längs rüber, dee oewernächste Schicht oewer, un denn näh [= nähher] sitt sick dee Kopp wedrer genau up, un dee laufm genau in Lotrichtung, ne.

Daneben verwendet er noch ‚Krüüzveband‘ ‚Kreuzverband‘²⁴⁴³, ‚Lööbers‘ ‚Läufer (Stein in Längsrichtung vermauert)‘, ‚Muuerverband‘ ‚Mauerverband‘.

²⁴⁴⁰ Vgl. auch die Karte in König, Walter: dtv-Atlas Deutsche Sprache, 15. Aufl. München 2005, S. 239, dort ist für ganz Mecklenburg fast ausschließlich ‚Brötchen‘ angegeben.

²⁴⁴¹ Sibeth, S. 79, kennt nur ‚Semmel, Semmel, Weißbrod‘, Reuter nutzt ebenfalls dieses Wort: „Hei drunk just Kaffee / un stiptt en drögen Semmel in.“ (Reuter, Werke I, S. 96), desgleichen Brinckman im ‚Kasper-Ohm un ick‘: „as Meister Lüth sin Semmels utgew“ (Brinckman, Werke I, S. 243), vgl. auch folgende Passagen bei Lauremberg, S. 30: „Gelyck als de Semmeln im Vastelaven“ bzw. „Man wenn de Semmel is geworden kolt“. Ältere Belege sind im MUB zu finden, z. B. ‚semellam‘, Verein für Meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde (Hrsg.): Meklenburgisches Urkundenbuch. X. Band 1346 – 1350, Schwerin 1877, S. 271, Nr. 6952. Der Schiller/Lübben, IV, S. 187, gibt für ‚semel‘ als Bedeutung ‚daraus [d. i. ‚das feinste Weizenmehl‘, A. K.] gebackenes Brot‘ an. Herrmann-Winter, hochdeutsch, S. 53, übersetzt hochdeutsches ‚Brötchen‘ mit ‚Semmel‘.

²⁴⁴² Der Sprecher beschreibt ihn so: „Dat is so’n Holtklotz, un dor sünd noch Ring so üm, dat hee nich utklöfft, un denn watt mit up dee Iesnkiel, denn watt ierst so beddn mit Biel vörhaut, un denn watt dor’n Iesnkiel so rinnsett, disse lüddn, dat gifft in veschiedne Gröddn ook noch“.

Bereits in den FT wurde von allen Probanden ein Wort abgefragt, dass der Schafzucht entstammt, der „Håml“ ‚Hammel (kastrierter Schafbock)‘. Dieses Wort bereitete in der Übersetzung kaum Schwierigkeiten, da die hochdeutsche Bezeichnung ähnlich lautet. Bei den ‚Schafhürden‘, die vor allem in den MWB-Sätzen des Südwestens vorkommen, weichen einige Sprecher bereits auf Ersatzbegriffe aus, d. h., der Gegenstand ist kaum mehr bekannt. Gundlach ließ ihn in einigen Orten auch nicht mehr abfragen, „weil die Sache und somit auch der Fachausdruck nicht mehr vertraut waren.“²⁴⁴⁴ In Warlin hat er Zusatzaufnahmen mit einem Schäfer angefertigt, um Fachausdrücke bei ihm abzufragen. Während des Gespräches nutzt dieser aber noch weitere, z. B.: „Aulamm“/„Zipplamm“ ‚weibliches Lamm‘, „Bucklamm“ ‚männliches Lamm‘, „Hess“ ‚Sehne an den Hinterbeinen über dem Huf‘, „Söögerbuck“ [= Sökerbuck] ‚Bock, der die brünstigen Schafe herausucht‘, „Süügerlamm“ ‚Lamm, das noch gesäugt wird‘, „Tietschåp“ ‚zweijähriges, noch nicht besprungenes Schaf‘, „Umbuggers“ ‚Bock für Schafe, die nach drei Wochen noch nicht tragen‘. Dabei erklärt der Proband auch einige Begriffe: „Urbuck, dat is ähm, dat wiern, na, wenn dee Urbuck to dee, dor weer ick mitmang, dee haan bloß een Oon [= Hoden], nich.“ Bei der Wolle unterscheidet er nach Qualität: „Dee Loggen [= Locken], un denn keem ja ook Mudrerwull un Jahrlingswull un Buckwull, un dat keem ja ook all alleen.“, wobei die „Rüingwull“ ‚Rückenwolle‘ die beste ist. Die „Loggn“, „dat is da dat Korte, dor, dat anner wier ja schönes Flus“, während die „Jahrlingswull“ von den einjährigen Schafen stammt. Überdies beschreibt er auch, wie die Schafe gehütet wurden: „Dee, dee Scheebermeister, dee hörr [= hödd‘] dee Lämmer, nich, un dee erste Scheeberknecht, dat wier dee ierste, dee nu all poor Johr Scheeber, dee hörr dee Mudrerschåp, un dee anner, dee hörr dee, dee Jahrlink un Tietschåp, dee wiern, nich, un.“

Die meisten Begriffe des Schäfermeisters stammen aus der Mundart, lediglich die Schafrasse ist einer anderen Sprache entlehnt: „Merienoo“ ‚Merino‘. Wie beim Stellmacher haben sich Tätigkeit, aber auch Gerätschaften des Schäfers kaum verändert, daher ist hier kaum hochdeutscher Einfluss feststellbar. Veränderungen gab es lediglich bei der Schafschur, so berichtet der Warliner aus seiner Schulzeit: „Un denn haan w’ ja früher ook vääł Teckn, Luuës, åååch, weet ick noch so, daß ick noch, naher ging man noch in School, un denn müßt’n dee Fruun Schåp schern, donn geef’t noch kein Berufschåpscherers.“ Dann übernahmen diese Aufgabe Frauen aus Sachsen: „Ein Fruu wier bie, dee wier Vörschteher, söss, soebm, acht Schtück, hm, hm, un dee schern mit dee Schier. Nich mit dee Maschiene. Bloß mit dee Schier.“ Später kamen auch hier Maschinen auf. Die Schafe kennzeichnete der Schäfer aber auch bereits mit einer „Tädowiermaschien“ ‚Tätowiermaschine‘. Wichtigstes Hilfsmittel beim Schafehüten ist der Hund. Ein Camminer Schäfer nutzte dafür eine „Zuul“ ([tsu:l]): „,na Zuul is, ’na Hündin seggt man jo, nich, oewa, wie seng Zuul up Plattdütsch.“ Die mundartlichen Fachbegriffe veralten aber zusehends, da der Schäferberuf bereits in den 1960er Jahren kaum noch ausgeübt wurde. Das zeigen bereits die Übersetzungen zu ‚Schafhürden‘ auf den alten Aufnahmen: Der Warliner bezeichnet sie als „Schåphördn“, das westmecklenburgische „Fläken“ ist jedoch schon relativ selten.

Beim Wortschatz der Fischer sind ebenfalls Veränderungen zu beobachten. Neben verschiedenen Bootstypen („Dülle“ [Hoben], „Gick“ bzw. „Kapitångick“

²⁴⁴³ Auch diesen Mauerverband erklärt er: „Krüüzveband, dat is nu einfacher, ne. Dor, dor drååpm sick alle föfftig Schicht drååpm sick ’n poor Lööpers, dee möödn denn, wenn dei nich Lot ståhn, dat süht ja keiner, wenn einer an Krüüzveband rankiegn deht, ne, aber wenn nu einer an holländischn Veband rankiegn deht, ne, dee süht dat gliek, ne.“

²⁴⁴⁴ Gundlach, Tonbandaufnahmen, S. 190.

[Wustrow], „Joll“/„Jöll“ [Hoben] „Zeis“ [Niendorf],) erwähnen die Probanden auch Gerätschaften und Tätigkeiten. Vielfältig sind dabei die Netzarten, die Sprecher eins aus Hoben aufzählt, und ihre Benennungsmotive. So sind einige nach dem Fisch benannt, der damit gefangen wird: „Döschnett“ ‚Dorschnetz‘. Auch das Material wird zur näheren Bestimmung herangezogen: „Blienett“ ‚Bleinetz‘, „Boomwullnett“ ‚Baumwollnetz‘, „Flachsnett“ ‚Flachsnetz‘, „Steinnett“ ‚Steinnetz‘. Letzteres erläutert der Hobener so:

Ja, früher, denn haa wie noch dee Neddn mit dee Stein denn, sogenannte Steinneddn. Dee würdn mit Stein beschwert ünner, dat se ubbm Grund güng. Nu is dat hier oewerall all wedrer wieder vörschrääbm, nu äh, hewwie dee Blienett, künnt [= kümmt] inne Blieschnuur in, un denn waan see rinnloddn, dee stähn ganz stramm in’n Wäädrer, so wie see instellt. Un dee, dee Steinnett früher, dei sünd schlappsett, ganz schlapp damit se mieh, dee Fisch mieh Gorn haan, damit se sich vewiggeln kün.

Des Weiteren unterscheidet er die Netze nach der Art, wie sie eingesetzt werden: „Standnett“ ‚Standnetz‘, „Stellnett“ ‚Stellnetz‘ und „Schleppneddn“ ‚Schleppnetze‘. Die Binnenfischer erwähnen die „Wåd“ (ausgesprochen [vɔ:]) ‚Zugnetz‘ und „Rüüs“ ‚Reusen‘, darunter „Åålrüüs“ ‚Aalreusen‘ und „Bungn“ ‚Bungen‘, die ein Röbeler erklärt. Er unterscheidet sie von den Reusen:

’ne Bung, dat’s ’ne dreiboeglich, dort komm poor Stöck gegn, up jede Siet ’n Stock oder up jede Enn ’n Stein waan dåol leggt, nich. Dor gâhn Slie in un Rottoog un, åober Houptfisch, dee leign [= leiken] da drin, dee gâhn dor in, nich. Un dat anna, dat sünd ja dee Rüü, sünd dee Åålrüüs. Dor sünd Leitnetz mit luuter Poehl, un donn kümmt dee Rüüs dor hinner.

Wie in der Ostseefischerei sind verschiedene Netzarten üblich, die auch denselben Benennungsmotiven folgen: „Brassnett“ ‚Brachsennetz‘ (Fisch), „Stååknettn“ (Art des Fischens).²⁴⁴⁵ Hinzu kommen die Tätigkeiten, die die Fischer während der „Drift“ ‚Fangzeit‘ (Niendorf) ausführen. In Niendorf und Wustrow ist neben „führen“ auch „fohren“ zu hören, wenn sich die Probanden auf die Seefahrt beziehen, so sagt der zweite Proband aus dem letztgenannten Ort: „Meistns fohrn wie von Wisma los, un denn geiht dat nâh Egüptn [= Ägypten] in Middlmeer.“ Er verwendet es jedoch nicht konsequent: „denn mööt’n twei Johr fuhr, äh, föhrn nich, als Matrose“. Allerdings überwiegt „fohren“. Der dritte verwendet dieses Wort aber auch einmal, als er sich auf die Fortbewegung zu Lande bezieht: „ick wier gliiek nachts Klock drei middn Audo, extra Taxe nah Huus fohrt“. In Röbel gilt für beides ausschließlich „führen“: „Müßt middn Kâhn roewerföhrn un dee Lüü dee Fisch dauhn.“ (Sprecher zwei). Mussäus meint bereits 1829 „fahren – fa^uern (fahren zu Schiffe wird fohren)“,²⁴⁴⁶ und Nerger bemerkt, „fohren“ sei „nur noch beim Seemanne gebräuchlich“²⁴⁴⁷, im MWB findet sich ein Zitat aus Eldena, das auch so unterscheidet: „*he fohrt seggen de Schippers, wi seggen he föhrt* LuEld“.²⁴⁴⁸ Auch der Vorpommer Gerhard Schmidt meint: „fōen stets vom Schiffe gebraucht z. B. tau zē fōen, Schifffahrt treiben“,²⁴⁴⁹ während er für „fy[̄]en“ die allgemeine Bedeutung ‚fahren‘ angibt.²⁴⁵⁰

²⁴⁴⁵ Vgl. hierzu die Erklärung im MWB, VI, Sp. 745: „das *Staknett* wird mit einer langen Stange (*Stakraud* ‚-schacht) ins Rohr geschoben, die Fische werden mit der *Plumpkül* [...], mit der man kräftig ins Wasser stößt, ins Netz getrieben“.

²⁴⁴⁶ Mussäus, Sprachlehre, S. 2.

²⁴⁴⁷ Nerger, S. 131.

²⁴⁴⁸ MWB, II, Sp. 1036.

²⁴⁴⁹ Schmidt, G., S. 57.

²⁴⁵⁰ Ebenda.

Der dritte Sprecher aus Röbel berichtet vom Fischen mit der „Wad“²⁴⁵¹, wobei zwei Kähne genutzt werden, dann „watt denn Wååo utfloegelt, un denn watt rannbunn bett nâh'n Kåohn, un denn watt tosåomführt, un denn watt treckt.“ Die „Iesfischerie“²⁴⁵² ‚Eisfischerei‘ erklärt der vierte, wobei auch hier spezielle Geräte zum Einsatz kommen: „Tuckangl is 'ne Schottangl ünn middn Bliefisch an, un ünn an Bliefisch is 'n Håkn an, nich wohr, dor watt denn gewöhnlichn lütt Stück Speck ruppstågn oder mål 'n Fiscoog, tja, un dat is eigentlich dee ganze Iesangelie, nich wa.“ In Hoben und Niendorf war im Winter das „Åålstågg“ ‚Aalstechen‘ beliebt: „Wie hemm jå 'n lang Stågg [= Staken], un denn hemm we so'n Iesn, Ååliesn seggn wie, sönn, sönn Schall, sönn spitzn Dinger an, un dor sünd Kelstn [= Kelsen] middn Wedrerhåkn, un denn watt stågg, ne.“ Auch hier finden sich wie bei den anderen Fischmethoden ausschließlich mundartliche Begriffe, z. B. „Ååliesn“ ‚Aaleisen‘, „Kelstn“ ‚spitze Zinken des Aaleisens‘, „Schall“ ‚stumpfe Zinken des Aaleisens‘, „Stågg“ ‚Stange‘. Der Proband aus Röbel nutzt „Schottangl“, um damit das Synonym „Tuckangl“ zu beschreiben, denn in diesem Falle ist es gar nicht möglich, einen hochsprachlichen Begriff dafür zu nennen.

Die hohe Zahl an Wörtern, die nach Bentziens Einteilung der Gruppe eins zugeordnet werden können, erklärt sich daraus, dass es sich hier um ältere Fangmethoden handelt, die die Fischer teils noch mit dem „Såglboot“ (Hoben), allenfalls mit dem „Motorboot“ (Hoben) durchgeführt haben.²⁴⁵¹ Die hochdeutschen Begriffe stammen bei den Segelschiffen z. T. aus dem Niederdeutschen, so dass diese sich gut gehalten haben:

Ja, wat denn, denn wüürer, wüür 'n beedn räåft, denn wüür wå, denn wüürn weck inbunn. Wie haan vier Rååf inne, inne Windsåågl. Jå. Un wenn't ganz hart wüür, ganz Sturm wüür, denn wüür he, he, wüür achter dörche Schoot dör, drüedd Rååf dörchtrect, un denn güün [= güng] vör Schoot, un wenn gor nich miehr wull, dee wür dat ook noch weggnomm. (Hoben)

„Rååf“ und „Schoot“ heißen in der Hochsprache beispielsweise „Reff“ und „Schot“.²⁴⁵² Auch die anderen Teile der Schiffe und Boote sowie die noch heute üblichen Seemannsbezeichnungen entstammen dem Niederdeutschen, so dass hier kaum Unterschiede zwischen dem Fachwortschatz der Mundart und der Hochsprache auftreten, auf den Aufnahmen finden sich z. B. „Ducht“²⁴⁵³ ‚Ducht, d. i. das Sitzbrett auf Segelbooten‘²⁴⁵⁴ (Hoben), „Fock“²⁴⁵⁵ ‚Fockmast‘ (Hoben), „Kombbüüs“ ‚Kombüse‘, (Wustrow) ‚Moosis“ ‚Moses‘, d. i. das jüngste Besatzungsmitglied (Wustrow)²⁴⁵⁶ bzw. „Brüggmoosis“ ‚Brückenmoses‘, d. i. der jüngste (hier: vierte) Offizier

²⁴⁵¹ Vgl. auch folgende Passage aus einer Urkunde aus dem Jahre 1483, in der die Gerätschaften für den Aalfang aufgezählt werden: „in desseme ållfange schall ehn numment hinder dōen mitt whâdenn, nettenn, koruen edder mitt andern instrumenten, dâr men åell mede fangen kan“, Lisch, G[eorg]. C[hristian]. F[riedrich].: Geschichte der Stadt Plau und deren Umgebungen, in: MJB 17 (1852), S. 351 (nachfolgend als Lisch, Plau zitiert). Wilke verwendet die Begriffe Anfang des 19. Jh.s ebenfalls: „Wat em de Wad' un de Bung un de Kesser bi Dag un bi Nacht schafft“ (Wilke, S. 121); „Wilt een Deel em de Maschen uplo'st an Waden und Ho'lker, / Tu'dert een ander de Aalsno'r in, un toritt em de Bungen“ (ebenda, S. 124).

²⁴⁵² Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in acht Bänden. Herausgegeben und bearbeitet vom Wissenschaftlichen Rat und den Mitarbeitern der Dudenredaktion unter Leitung von Günther Drosdowski. Band 6: Poz–Sik, 2. Aufl. Mannheim [u. a.] 1994, S. 2727 bzw. 2989.

²⁴⁵³ Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in acht Bänden. Herausgegeben und bearbeitet vom Wissenschaftlichen Rat und den Mitarbeitern der Dudenredaktion unter Leitung von Günther Drosdowski. Band 2: Bin–Far, 2. Aufl. Mannheim [u. a.] 1993, S. 776.

²⁴⁵⁴ Sprecher sechs aus Hoben erklärt den Begriff folgendermaßen: „Nâh'n, nâh'n, jå, wo rup siddn deht, donn seider bie ååbm up Såglbalk.“

²⁴⁵⁵ Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in acht Bänden. Herausgegeben und bearbeitet vom Wissenschaftlichen Rat und den Mitarbeitern der Dudenredaktion unter Leitung von Günther Drosdowski. Band 3: Fas–Hev, 2. Aufl. Mannheim [u. a.] 1993, S. 1127.

(Wustrow).²⁴⁵⁷ Stärkerer standardsprachlicher Einfluss ist bei neueren Bezeichnungen festzustellen, so erklärt ein Elektriker aus Lichtenhagen, bei modernen Schiffen würden „Schienwerwer“, „Scheinwerfer“, „vorn inne Bootsmannslast“ angebracht und „Asbest“ als Isoliermaterial verwendet.

Die Fachwortschätze im Mecklenburgischen weisen also sowohl mundartliche als auch aus dem Hochdeutschen entlehnte Wörter auf. Der Einfluss der Standardsprache ist aber von Beruf zu Beruf verschieden. In den alten Handwerksberufen ist er nicht so stark.²⁴⁵⁸ In Bereichen, wo sich die Arbeitsmethoden im 20. Jh. stark veränderten, ersetzen hochdeutsche Begriffe die alten mundartlichen, wobei sie oftmals direkt übernommen werden („Hänger“, „Mähdrescher“).²⁴⁵⁹ Einige passen die Sprecher an die Mundart an, z. B. „Raup“, „Raupe (Maschine)“ (u. a. Groß Lantow).

²⁴⁵⁶ Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in acht Bänden. Herausgegeben und bearbeitet vom Wissenschaftlichen Rat und den Mitarbeitern der Dudenredaktion unter Leitung von Günther Drosdowski. Band 5: Leg–Row, 2. Aufl. Mannheim [u. a.] 1994, S. 2308: „²Moses, der; -, - [nach ¹Moses, der als Säugling angeblich in einem kleinen Körbchen ausgesetzt wurde] (Seemannsspr.): **1.** (spöttisch) *jüngstes Besatzungsmitglied, Schiffsjunge*. **2.** *Beiboot einer Jacht*.“

²⁴⁵⁷ Ein literarischer Nachweis findet sich bei Brügge, S. 14: „So een Prow kannst du woll den' Moses anbeeden, œwer doch nich den' Käppen.“ Zu den Seemannsbegriffen vgl. auch „Kasper-Ohm un ick“, in dem Andrees von seinem Onkel über „Mufferdeischoner“, „Leik“ usw. abgefragt wird: „Een Mufferdeischoner is een Schoner mit vulltakelt Grotmast un Fockmast, mit Giek un Gaffel.“ (Brinckman, Werke I, S. 69). Brinckman nutzt in diesem Roman des Öfteren Metaphern aus der Schifffahrt: „Na, ick kam Sünnabends [sic] middags Klock twölw ut de Schol, idel vergnügt, un seil mit vulle Fohrt, Rewen ut un Leeseils bi, de Koffellerstrat dal, up den groten Middelsteen lanke, grade Kuurs in minen Ollen sin Hus Haben binnen, un dor schmit ick min ollen Scholschmökers an ehr oll Ankerstäd achter 'n Awen in de Schlapstuw.“ (ebenda, S. 41). „Un dormit grep he [d. i. „Dokter Spirrfix“, A. K.] nah Stock un Hot un seilt ut de Dör as 'n Smuggler mit Kunterband dörch de Tollkutters.“ (ebenda, S. 68).

²⁴⁵⁸ von Hahn stellt bei Tischlern aus Stade/Hamburg fest, „daß [...] noch etwa 95 % des terminologischen Materials aus Saß genau verstanden wird“, allerdings zeichnen sich beim Gebrauch Unterschiede zwischen Stadt und Land ab, da in Ersterer „außer von älteren Leuten auch in der Werkstatt nicht mehr nd. gesprochen wird“, „[a]uf dem Land dagegen gehört noch bis zu 80 % des Materials aus Saß zum aktiven Wortschatz. Die nicht mehr verstandenen oder benutzten Wörter betreffen zum weitaus größten Teil die Spezialwerkzeuge der Holzbearbeitung mit der Hand, die durch Werkzeugmaschinen überflüssig geworden sind.“ Daneben schwinden auch „die Bezeichnungen für Rohholz und dessen Vorbearbeitung, da überwiegend vorbearbeitetes, mindestens geschnittenes Holz bezogen wird.“ Alle Zitate: Hahn, Walther von: Fachsprachen, in: Cordes, Gerhard; Möhn, Dieter (Hrsg.): Handbuch zur niederdeutschen Sprach- und Literaturwissenschaft, Berlin 1983, S. 593. Im Hamburger Hafen habe sich die Situation hingegen stark verändert: „Von den rd. 200 genannten Wörtern und Wendungen sind heute nur noch gute zwei Dutzend gebräuchlich.“ (ebenda, S. 594). Gründe hierfür sieht von Hahn in „der grundlegenden technischen und organisatorischen Veränderung des Lager- und Umschlagsektors“ und dem generellen Rückgang des Niederdeutschen als Fachsprache im „Rahmen der Arbeitstätigkeit“ (ebenda).

²⁴⁵⁹ Vgl. Gernentz, System, S. 390. Im 19. Jh. konnte dagegen in einigen hochdeutschen Texten durchaus noch mundartlicher Fachwortschatz vorkommen, so z. B. in einem Artikel über das „Tu^odern des Rindviehs“: „weil die ganze Hude das ganze Terrain durchlaufen muß“; „Schweinehude“ (von „Haud“^o „Herde“), „mit 150 Haupt jungem und ju^ostem Vieh besetzt“; „als das ju^oste Vieh“, („jüst“^o „unfruchtbar“), „Schweine-Brink“ (alle Sp. 230), „Starken“^o „Sterken, Färsen“; „Wer weiß nicht, daß das Rindvieh sehr leicht durch angenehmes Futter verwöhnt und thu^r gemacht wird.“ („tür“^o „wählerisch“) (beide Sp. 229), alle Spaltenzahlen nach: X.: Vom Tu^odern des Rindviehes, in: Freimu^othiges Abendblatt, 14. Jg., Nr. 690, Schwerin 1832, Sp. 229 – 231. Auch die Verwendung von „Haupt“^o entspricht dem seit langem üblichen nd. Sprachgebrauch: „Höwt“^o „einzelnes Stück Vieh“, dazu folgende Belege: „Dar wart vs af to dele XXVII houede ryntvehes, dat houet vor I punt.“ Verein für Meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde (Hrsg.): Meklenburgisches Urkundenbuch. XVI. Band 1366 – 1370, Schwerin 1893, S. 617, Nr. 10111. In einem Bauerngespräch heißt es: „See wär'n als een Höftveh, un freten als en Schwien“ (Kohfeldt, Bauerngespräche, S. 163). Reuter schreibt in „Ut mine Stromtid“: „sall för en Höwt Veih en Plaster smert warden“ (Reuter, Werke III, S. 31), bei Tiek findet sich diese Formulierung ebenfalls: „denn steiht hei ünđer 'n Höwt Veih.“ Tiek, Korl: Wecke Leiw is de grötst? Tau Ihren van uns' leives, dütsches Vaderland, van de richtigen Dütschen, vörut ä-ver: de echten dütschen Mudders, Altona 1870, S. 36. In Wossidlos Volksüber-

Für Maschinen, die früher aufgekomen sind, verwenden die Probanden teilweise noch eigene Dialektwörter („Rummel“ ‚Maschine zum Reinigen des Getreides‘) bzw. bilden Komposita, um den Gegenstand zu bezeichnen („Lobbmmeiher“ ‚Mähmaschine, die das Getreide in Garben ablegt‘) oder übersetzen den hochdeutschen Begriff („Döschmaschien“ ‚Dreschmaschine‘). Herrmann-Winter prognostiziert 1974,

daß in absehbarer Zeit Begriffe wie *Melkschämel*, *-hüker*, *Melkemmer*, *-spann* und *Melksieh* aus dem Sprachgebrauch verschwinden werden. Anders verhält es sich mit denjenigen niederdeutschen Wörtern, die ihren Bedeutungsbereich so erweitert haben, daß sie heute einfach den neuen technischen Vorgang mitbezeichnen, etwa *meigen*, *döschen*, *melken*, *Dünger streuen* usw.²⁴⁶⁰

Viele Fachwörter aus dem Handwerk veralten auch, weil die Berufe mit dem technischen Fortschritt zunehmend aussterben, z. B. der des Stellmachers, Sattlers und Schmiedes. Das betrifft ihre Werkzeuge, aber auch die Gegenstände, die sie herstellen.²⁴⁶¹ In neueren Berufen überwiegen hochdeutsche Bezeichnungen.

lieferungen heißt es über das Kind: „Dat wasst up as dat will’ veh, as ’n höwt veh; as de wilden, as de heiden, as de zigeuner.“ (Wossidlo, Volksüberlieferungen 3, S. 127, Nr. 748).

²⁴⁶⁰ Herrmann-Winter, Auswirkungen, S. 180.

²⁴⁶¹ Das trifft z. B. auch für Windmühlen zu. In Selmsdorf stellt Sprecher eins ihren Aufbau dar und beschreibt ihre Flügel: „Na, un nu wei [= weiren, hd. waren] wie ja bie dat niee Krüüz. Denn is dee Bossstügge [= Boststücke]. Dee is denn ein so, un dee anner so. Un dit wier dat Huusbossstück un dat anner wier dat Feldbossstück, un so nenn see ook dee Flügels. Un dee Bossstügge hüüerdn in dit Vierkantlock, dat wiern so’n föfftig Zentimeter in Quâdrât, dei würdn dor in fast haut. Un up disse Bossstügge würdn dee Flüchtns oder Flügel upschrâbm. Und, denn mösstn ja dee Moehlbuugers uppassin, bie dee Lögger instemm vör dee Scheiðn un de, wie nennt man dat noch, dee Soomlatt, un ja, die Scheidn, dee müßte dee gewisse Snieg hebbm [...].“

4. 4 Der Einfluss gesellschaftlicher Veränderungen auf den Wortschatz

Die Untersuchung des landwirtschaftlichen Fachwörtertschatzes hat gezeigt, dass dieser Veränderungen unterlag und -liegt. Die ältere Generation auf den Aufnahmen aus den 1960er Jahren ist zwischen den 1870er Jahren und der Jahrhundertwende geboren. Ihr Leben umfasst also Kaiserreich, Weimarer Republik, Drittes Reich und die Frühzeit der DDR. Einher gingen damit gesellschaftliche Entwicklungen. In diesem Kapitel soll geklärt werden, inwieweit sie sich auf den Dialekt ausgewirkt haben.

Im Wortschatz der älteren, z. T. aber auch der jüngeren Probanden finden sich noch Wörter, die heute – bedingt durch die gesellschaftlichen Veränderungen – veraltet sind, z. B. „Aggerbörger“ ‚Ackerbürger‘ (Bristow, in Röbel als Plural ‚Aggerbörgers‘), ‚Bäunner‘, ‚Büdner‘ (u. a. Tramm), ‚Brinksitzer‘²⁴⁶², ‚Dagglöhner‘ ‚Tagelöhner‘ (u. a. Bansow), ‚Debetåkuurn‘ ‚Debutatgetreide‘ (Kölnow), ‚Domään‘ ‚Domäne (Herrschaftsgebiet des Großherzogs)‘ (Schönbeck, Warlin), ‚Hååfgänger‘ ‚Hofgänger‘, (Dobbertin, Warlin), ‚Hoffstattholler‘ ‚Hofstatthalter‘ (Cammin), ‚Hüüsler‘ ‚Häusler‘ (Klein Trebbow, Letschow, Retschow), ‚Hüüsung‘ ‚Recht auf Niederlassung‘²⁴⁶³ (Niendorf), ‚Koehderiedn‘ ‚Kätnereien‘²⁴⁶⁴, dazu ‚Ködders‘ ‚Kätner (Pl.)‘ (Brudersdorf), ‚Kombetenz‘ ‚Kompetenz‘ (Pachtland von der Gemeinde)‘ (Broock, Brudersdorf), dazu auch ‚Kombetenzagger‘ (Broock), ‚Mamséll‘ ‚Wirtschafterin‘ (u. a. Granzin, Lüttow, Marnitz), ‚Våågt‘ ‚oberster Tagelöhner‘ (Alt Meteln), ‚Viezbuuer‘ ‚ältester Sohn, der die Bauernstelle bekommen wird‘²⁴⁶⁵ (Retschow) usw.²⁴⁶⁶

Die Bezeichnungen lassen sich in rein mundartliche/niederdeutsche (z. B. Hüüsung), hochdeutsche bzw. über die Standardsprache vermittelte (z. B. Kompetenz) und Mischformen einteilen (z. B. Debetåkuurn). Die politischen Veränderungen nach

²⁴⁶² Den einzigen Nachweis gibt es aus Lüblow, Sprecher vier definiert den Begriff so: „Dat is ’n Twischnding twischn Häuslers un Bäunners“.

²⁴⁶³ Zur Bedeutungsgeschichte siehe Gundlach, Aant, S. 37. Sibeth, S. 35, gibt für „Hüüsung“ lediglich „Behausung“ an; Herrmann-Winter, plattdeutsch, S. 124, erfasst auch nur „Behausung, Wohnung, Obdach“ und fügt hinzu: „Als Titel eines Versepos von F. Reuter („Kein Hüüsung“) noch bekannt, aus dem aktiven Sprachgebrauch heute weitgehend geschwunden.“ Diese Bedeutung findet sich zwar auch bei Reuter (z. B. im übertragenen Sinne in „Ut de Franzosentid“: „De oll Schult kunn kein anner Hüüsung finnen, as in sin eigen Bux“ (Reuter, Werke II, S. 143 f.), aber im besagten „Kein Hüüsung“ umfasst sie mehr, denn im ersten Kapitel berichtet Jehann, wie er auf dem Amt darum gebeten habe, „[d]at s’ mi doch Hüüsung gewen deden“, er dort aber als Antwort bekommen habe, „[i]n’t Fürstlich dürwt kein rinnerteihn“, der „ut’t Ridderschaftlich wir“ (Reuter, Werke V, S. 268). Dass es sich dabei nicht um eine bloße Behausung handeln kann, sondern dass „Hüüsung“ mit bestimmten Rechten verbunden ist, deutet Mariken an: „Jehann, kein Hüüsung – keine Tru; / Uns giwwt kein Preister nich tausamen, / Wenn ein uns nich in Hüüsung namen.“ (ebenda, S. 268 f.). Brinckman formuliert in der „Fastelabendspredigt“ ähnlich: „wer weet, wennihr du Hüüsung kriggst, / wer weet, wennihr du frigen kannst.“ (Brinckman, Werke II, S. 385). In der Erstausgabe von „Kein Hüüsung“ findet sich folgende Bedeutungsangabe: „Hüüsung = Wohnung und demnächst das Niederlassungs-Recht“ (Reuter, Hüüsung, S. 6, Anm. 7).

²⁴⁶⁴ Über die Größe der Wirtschaft äußert sich ein Brudersdorfer: „Ja, dee Ködders, dei wiern, dei wier dee Grött, will ma seng twischn dee Buern un dee Bäunners. Dee Buern wiern ’ne Fief-Piert-Wie, -Wirtschaft.“

²⁴⁶⁵ Vgl. die Erklärung von Sprecher zwei aus Retschow: „Viezbuuer, dat is dee öllst Soehn, dee kriggt dee Buerstell, ne. Un de annern, dee möödn seihn, wo se dörchkomm.“

²⁴⁶⁶ Einen zeitgenössischen Überblick über die Strukturen in der Landwirtschaft gibt Balck, C[arl]. W[ilhelm]. A[ugust].: Domaniale Verhältnisse in Mecklenburg-Schwerin. Erster Band: Einleitung, Administrativbehörden, Grundbesitz und Landbevölkerung, Landwirthschaft. Cameralistische Abhandlung, Ludwigslust, Rostock, Wismar 1864, S. 77 – 200.

dem Ersten Weltkrieg führten auch zur Prägung neuer Begriffe, so bemerkt Sprecher zwei aus Sanitz: „dee wier hier Schult, hüt seggt man ja Bürgermeister, dormals geef'n Schuldn.“ Ein Schlagsdorfer führt das anhand seiner Familiengeschichte aus: „Donn is mien Vadrer Schult west bett neher nähdn Krieg, as dee Gemeinde, nie Gemeindeordnung ruutkomm dee, donn wür ja neher 'n Gemeindevörsteher wählt.“ Die Probanden übernehmen dabei zumeist den hochdeutschen Ausdruck „Bürgermeister“, allerdings mit Betonung auf dem Gundwort („-meister“), obwohl es bereits in mittelniederdeutscher Zeit den adäquaten Begriff „borgermester“ gab.²⁴⁶⁷ Lediglich der zweite Sprecher aus Klein Trebbow und der jüngere aus Tramm nutzen „Börgermeister“, wogegen eine Frau aus dem erstgenannten Ort „Bürgermeisterpostn“ ‚Bürgermeisterposten‘ sagt. Die Ausführungen der Probanden aus Sanitz und Schlagsdorf liefern jedoch eine Erklärung dafür: auf dem Lande gab es früher nur einen „Schult“ ‚Schulze‘ (u. a. Hoben), so dass sich keine Anschlussmöglichkeiten an das vor allem in städtischen Urkunden vorkommende mittelniederdeutsche Wort boten. Der Rostocker Lauremberg verwendet es im zweiten Scherzgedicht (1652) noch: „Darum ick en vo'r andern hoch erheve, / Und em mehr Ehre als mengen Bo'rgemeister geve.“²⁴⁶⁸ Im „Kasper-Ohm un ick“ der Werkausgabe von Kurt Batt finden sich „Börmeisterprük“ ‚Bürgermeisterperücke‘ (S. 52), „Börmeister“ ‚Bürgermeister‘ (S. 80, 111, 236, 238, 240), „Börgermeisters“ (S. 137, wörtliche Rede von Kasper-Ohm), „Börmeistergoren“ ‚Bürgermeistergarten‘ (S. 240), „Börmeistergorens“ ‚Bürgermeistergärten‘ (S. 222, 236).²⁴⁶⁹ Tarnow schreibt „Burmeister“.²⁴⁷⁰ Noch in einem „Geleitbreif dörch dat 725 Johr olle Bülow“ aus dem Jahre 1987 ist als Amtsperson ebenfalls der „Börgermeister“ aufgeführt.²⁴⁷¹ Das Wort kommt also vorwiegend in der Schriftsprache vor.

Das mundartliche Wort „Bäunner“ für den ‚Büdner‘ ist dagegen fast überall noch zu hören, da es auf dem Lande seit mehreren Jahrhunderten durchgängig in Gebrauch ist. An ihm zeigen sich auch die bereits dargestellten Lautentwicklungen (Diphthongierung, Assimilation). Ältere Belege des Wortes weisen noch <d> auf, z. B. in einer Urkunde aus dem Jahre 1513, in der die beiden Herzöge von Mecklenburg, Heinrich und Albrecht, den Einwohnern der Stadt Plau erlauben, „vann iderm hûsze drey Swyne vnnd iderm Bûdener eyynn Swyn“ zur Mast auf das herzogliche Feld Reppentin zu treiben.²⁴⁷² In diesem Beispiel ist noch die Bedeutung des „Budenbesitzers“ erkennbar,²⁴⁷³ auf dem Lande waren damit später aber Landstellenbesitzer gemeint.²⁴⁷⁴ Auch in der Mundartliteratur ist dies <d> z. T. noch nachweisbar, die

²⁴⁶⁷ Schiller/Lübben, I, S. 395. Diese Bezeichnung ist mehrfach belegt (wenn auch in verschiedenen Schreibvarianten), z. B. „Wy borgermestere vnde radmanne to Rozstok“ (1386) (MUB, XXI, S. 4, Nr. 11750), „wy borgermestere vnd ratmanne der stad tho Malchin“ (1386) (ebenda, S. 19, Nr. 11765) „borghermester thu Malchowe“ (1386) (ebenda, S. 41, Nr. 11787) usw.

²⁴⁶⁸ Lauremberg, S. 33.

²⁴⁶⁹ Die Seitenzahlen folgen Brinckman, Werke I.

²⁴⁷⁰ Tarnow, Hoeg, S. 211: „wi wieren jo Vörderstadt, wi harren twei Burmeisters“ (aus: 'n lütten Afstaker in mien Jugendland).

²⁴⁷¹ Siehe das Faksimile auf dem zweiten Datenträger im Ordner „Niederdeutsch im Alltag“.

²⁴⁷² Lisch, Plau, S. 352.

²⁴⁷³ Vgl. auch folgende Passage aus der „*Historie van her Johan Bantzgowen vnde her Hinrik van Haren*“ (16. Jh.): „Dar weren do alrede yppe den market vorbodet alle lose lude, wilde bursen, ammetknechte vnde suluesheren, ok kellerlouwen vnde bodeneres“, Techen, F[riedrich]: Die Wismarschen Unruhen im ersten Drittel des funfzehnten [sic] Jahrhunderts, in: MJB 55 (1890), S. 103 (nachfolgend mit Techen, Unruhen zitiert). Der Schiller/Lübben, I, S. 371, verweist unter „bodener“ auf „bodemann“, dem „*Bewohner einer bode*“ (ebenda, S. 369), merkt aber an: „*In Mekl. versteht man unter büdner, nnd. bödner [sic] denjenigen Dorfbewohner, welcher ein Haus und etwas Acker für ein Kaufpretium und einen jährlich zu zahlenden Grundzins erworben hat.*“ (ebenda, S. 369).

²⁴⁷⁴ Vgl. MWB, I, Sp. 666, dort wird auch auf die Veränderung der Bedeutung eingegangen: Demnach handelte es sich anfangs um „Käter“, also Besitzer einer Kate. Die Büdner, die die Probanden auf den

Probanden auf den Aufnahmen sprechen das Wort jedoch [bɔynɐ] aus.²⁴⁷⁵ Lediglich in Mecklenburg-Strelitz ist ausschließlich hochdeutsches „Büdner“ zu hören, allerdings gibt es nur zwei Nachweise („Büttner“, „Büttner“) aus Klein Trebbow.

Beim „Hüüsler“ handelt es sich dagegen um eine Verniederdeutschung von „Häusler“, da sie erst um 1840 in Mecklenburg eingeführt worden sind.²⁴⁷⁶ In Lüblow nutzt ein Proband der ältesten Generation das hochdeutsche Wort („Hier wahn Häuslers“), das MWB gibt für den Landkreis Hagenow „Hüsler“, für Ludwigslust „Häusler“ an.²⁴⁷⁷ Auf den Aufnahmen dominiert die Variante mit Monophthong.²⁴⁷⁸ Sibeth verzeichnet das Wort noch nicht,²⁴⁷⁹ Herrmann-Winter gibt nur halbhochdeutsches „Häuserie“ an.²⁴⁸⁰ Wie „Döschmaschien“ ist das Lexem also zumeist in den Wortschatz der Mundart integriert worden, während das auf dem Lande später aufgekommene Bürgermeister weitestgehend unverändert geblieben ist. Auch andere offizielle Namen erscheinen in hochdeutscher Lautung: „Reichsgericht“ (Dobbertin), „Reichswehr“ (Bansow), „Wehrmacht“ (Alt Jabel, Bansow, Niendorf). Sprecher eins aus Broock passt das „Erbhoffgesetz“ ‚Erbhofgesetz‘ geringfügig an die mundartliche Aussprache an.

Die Niederlage Deutschlands im Jahre 1945 bezeichnen die Probanden mit „Befreiung“ (Pinnow), „Tosååmbruch“ ‚Zusammenbruch‘ (Lancken, Möllin, Pritzier, Selmsdorf), „Ümschurz“ ‚Umsturz‘ (Granzin, Nossentiner Hütte, Sanitz) und „Ümwälzung“ ‚Umwälzung‘ (Niendorf). Das erste Wort ist in einem hochdeutschen Teilsatz zu finden und war in der DDR die offizielle Bezeichnung für dieses Ereignis: „Un denn wier dee Wirtschaft, un fünfunvierzig kommt die Befreiung.“²⁴⁸¹ „Ümwälzung“ greift die nachfolgenden Veränderungen auf; ein Terminus, der auch noch in der DDR-Verfassung von 1968 zu finden ist: Demnach sei der Staat „fest gegründet auf den Errungenschaften der antifaschistisch-demokratischen und der sozialistischen Umwälzung der gesellschaftlichen Ordnung“.²⁴⁸² Das erstgenannte

Aufnahmen meinen, „sind eine in der Mitte des vorigen Jahrhunderts [d. i. das 18. Jh., A. K.] entstandene Schöpfung der Herzöge Christian Ludwig und Friedrich, welche dadurch in dem durch lange Kriege und Auswanderungen entvölkerten Domanium Gelegenheit und Antrieb zu neuen Niederlassungen geben wollten.“ (Balck, S. 161). Einen kurzen Überblick über die weitere Geschichte und die Besitzverhältnisse liefern das MWB, I, Sp. 666 f. sowie Balck, S. 161 – 166.

²⁴⁷⁵ So z. B. bei Holst, R., S. 9: „De meisten Bädners läwten dorbie ok nich vål bäter“.

²⁴⁷⁶ Balck, S. 167: „In neuerer Zeit sind wieder ähnliche Häusler angesetzt, und nach den Kammer-Circularen vom 18. Mai 1846, 20. Februar 1857, 28. Januar 1862 noch in steter Ausbildung begriffen.“

²⁴⁷⁷ MWB, III, S. 909, vgl. auch Jacobs, Teuth. 3, S. 140.

²⁴⁷⁸ Das Wort „Hüüsler“ kommt in Klein Trebbow, Letschow und Retschow vor, der Plural „Hüüslers“ in Alt Jabel, Broock, Brudersdorf, Kieve, Klein Trebbow, Lüttow, Marnitz, Schlagsdorf und Zweedorf. „Hüüslerie“ ‚Häuslerie‘ findet sich in Badendiek, Brudersdorf und Kieve, der Plural „Hüüslerien“ ([hy:sləri:n]) in Nossentiner Hütte, in etwas abweichender Aussprache auch in Eldena ([hy:slərajin]). Daneben sind noch die Komposita „Hüüslerreih“ ‚Häuslerreihe‘ (Brudersdorf, Woez) und „Hüüslerkåddn“ ‚Häuslerkaten‘ (Alt Meteln) nachweisbar. Seltener ist die diphthongische Variante, sie ist außer in Lüblow nur einmal in Pinnow als „Häuslerstelln“ zu hören. In Demen und Kossebade herrscht „Hüüsler“ vor.

²⁴⁷⁹ Sibeth, S. 35.

²⁴⁸⁰ Herrmann-Winter, plattdeutsch, S. 111.

²⁴⁸¹ So heißt es in der Präambel der DDR-Verfassung (Fassung von 1974): „gestützt auf die Befreiung vom Faschismus“, Verfassung der Deutschen Demokratischen Republik, Berlin 1975, S. 5. Ein Staatsbürgerkundebuch schreibt: „Als die Sowjetarmee das deutsche Volk vom Faschismus befreit hatte, stand vor der Arbeiterklasse die Aufgabe, einen ganz neuen Weg einzuschlagen.“ Fromm-knecht, Helmut u. a.: Einführung in den dialektischen und historischen Materialismus, 3. Aufl. Berlin 1972, S. 376, vgl. auch ein Heimatkundebuch für die dritte Klasse: „8. Mai – Tag der Befreiung vom Faschismus“, Szudra, Ute (Hrsg.): Heimatkunde. Lehrbuch für die Klasse 3, 6. Aufl. Berlin 1989, S. 67.

²⁴⁸² Verfassung der Deutschen Demokratischen Republik vom 6. April 1968, Berlin 1970, S. 5.

Wort ist damit ein bereits vom neuen politischen System geprägter Begriff, beim zweitgenannten könnte zumindest eine Beeinflussung vorliegen. Die anderen beiden Ausdrücke dokumentieren hingegen, wie die Probanden das Kriegsende wahrgenommen haben, und drücken im Gegensatz zu „Befreiung“ negative Aspekte aus, die der offiziellen Darstellung entgegenstehen. Indiz für diesen Unterschied ist auch, dass der vom Staat genutzte Begriff in hochdeutscher Lautform erscheint. Die Sprecherin wechselt sogar im gesamten Teilsatz vom Nieder- zum Hochdeutschen, d. h., sie setzt ihn von dem, was sie vorher gesagt hat, deutlich ab, was der Aussage zusätzliches Gewicht verleiht. Die anderen Wörter werden dagegen zu einem gewissen Teil in das Sprachsystem integriert, lediglich der Banzkower nutzt rein hochdeutsches „Umschurz“.

Für die Menschen, die am Ende des Krieges aus Ostpreußen, Schlesien usw. flüchten mussten, haben die Probanden auch verschiedene Ausdrücke. Neben „Flüchtlinge“/ „Flüchtlings“ (Triepkendorf) ist auch „Ümsiedler“ (Kieve, in Welzin als Plural „Ümsiedlers“) zu hören, das in der SBZ und später in der DDR von der Verwaltung bevorzugt wurde.²⁴⁸³ Ein Sprecher aus Broock meint: „dor is meist ein Ehepartner, dat is'n Frömm, wenn ma seng soll, also entweder von Ostpreußn, also jee, jednfalls kein von hier.“ Er nimmt einen allgemeineren Begriff, der z. B. auch diejenigen Personen einschließt, die „uude Stadt“ kommen. Daneben wird auch einfach die Herkunft angegeben: „Ostpreußn sünd weck meist, ick heff dor, dee sünd von Ostpreußn, ein is von Pommern, un dee annern sünd hier in Mägglburk.“ (Hinrichshagen), „Ostpreußn un wo see denn aal her sünd, nich, Pommern un...“ (Möllin).

Das Wort „Ümsiedler“ zeigt aber auch, dass die Probanden einige neue Wörter an die Mundart anpassen. Dazu zählen u. a.: „Betriebskinnergorn“ (Granzin), „Buubriegää“ ‚Baubrigade‘ (Lüttow), „Genossenschaftsbuuer“ ‚Genossenschaftsbauer‘ (Letschow), „Kreisbuubetrieb“ ‚Kreisbaubetrieb‘ (Sanitz), „Niebuuer“ ‚Neubauer‘ (Zweedorf). Der vierte Sprecher aus Retschow schildert seine Schulzeit: „Dor wier 'n lüddn Liehrer, dat wierdn [= wir ein] Jungliehrer. Dei wier woll noch bie't Shtudiern sowat, ne, hewwick mie dat so dacht, dãmãls un denn dee Köster.“ Der schon etwas ältere Proband, der noch vor dem Zweiten Weltkrieg zur Schule gegangen ist, flicht hier einen neueren Begriff („Jungliehrer“ ‚Junglehrer‘) in die Darstellung mit ein, der erst nach 1945 aufgekommen ist, wobei er auch das ältere „Köster“ ‚Küster‘ noch nutzt.

Auf einen weiteren Wandel im Wortgebrauch macht ein Spornitzer aufmerksam: „Anne Wand, also dee Längssiet, dor stünn dee Bänk, un dor siddn dee beidn Knechts saal man ja hüüt nich miehr seggn, dee ook nich nörrig, oewer früher säã man Knecht, ne, dor hebbm dei bei [= beid'] seddn.“ „Knecht“ ist dennoch mehrfach zu hören, schon weil es die historische Bezeichnung für die Arbeiter auf den Gehöften war. Die Sprecher verwenden es auch in Komposita. Damit bestimmen sie zum einen den Aufgabenbereich, d. h., worum sich der Knecht zu kümmern hatte: „Kauhknecht“ ‚Kuhknecht‘ (Penzin), „Pierknecht“ ‚Pferdeknecht‘ (u. a. Carolinenhof), „Scheeberknecht“ ‚Schäferknecht‘ (Cammin, Warlin), „Swienknecht“ ‚Schweineknecht‘ (Niendorf), zum anderen kennzeichnen sie so auch die Rangfolge: „Grootknecht“ ‚Großknecht‘ (u. a. Groß Lantow) gegenüber dem unter ihm stehenden „Lüttknecht“ (Peetsch) bzw. „Halfknecht“ ‚Kleinknecht‘ (Lüttow), wobei

²⁴⁸³ Reich, Hans H.: Sprache und Politik. Untersuchungen zu Wortschatz und Wortwahl des offiziellen Sprachgebrauchs in der DDR, München 1968, S. 216: „**Ümsiedler**, neben *Neubürger* [...] übliche Bezeichnung für aus den Ostgebieten geflüchtete Deutsche; anfangs konnte daneben auch noch *Flüchtling* stehen [...]. Doch ist die offizielle Meidung dieses Wortes evident: In einem Zeitungsartikel vom April 1946 erscheint 32mal *Ümsiedler* (dazu neun Zusammensetzungen) und nur einmal *Flüchtlinge*, das alsbald als reines Westwort empfunden wurde“.

die Jungen nach der Schulzeit als „Grootjung“ anfangen: „dee Schaultiet wier denn vörbie, un as wie nu insäagnt würn, ’n Dagg näh Ostern, donn güng’t näh’n Buuern, toierst so beddn as Grootjung, hüüt seggt man Tweitknecht dortau, ne“ (Letschow). In größeren Betrieben (z. B. der Schafzucht) gab es auch den „Meisterknecht“ ‚erster Knecht‘ (Warlin).

Für die Frauen herrschte einfaches „Diern“/„Deern“ bzw. „Mäddn“/„Mäkn“ vor, genauer bezeichnet mit „Deinstdiern“ (Letschow, Lüblow) bzw. „Deinstmäddn“ (Carolinenhof)/„Deenstmäkn“ (Peetsch), wobei es auch hier Rangfolgen gab: „Grootmäddn“ (Letschow), „Lüttdiern“ (Letschow). Anhand des Satzes ‚Zum Fleischer kannst du doch euer Mädchen schicken.‘ aus dem FT zeigt sich, dass ‚Mädchen‘ deshalb nicht immer nur als ‚junge Frau‘, sondern auch als ‚Dienstmädchen‘ wahrgenommen wird, wie die Übersetzung „Deinstdiern“ in Lichtenhagen und Lüblow zeigt. Die ältere Kossebaderin antwortet auf die Frage, warum sie „Mäten“ gewählt habe, deshalb auch: „Ick heff so dacht: dee Mäddns, dee wiern ümmer bie’n Buuern in Stellung, dor heww ick an dacht.“

Bereits die Untersuchung des Fachwortschatzes hat gezeigt, dass bestimmte Berufe immer seltener ausgeübt werden, auf der anderen Seite aber auch neue entstehen. Während die älteren zumeist in mundartlicher Lautung vorliegen (Discher, Schauster, Smitt, Stellmogger/Rååmaker usw.), bedienen sich die Probanden bei den neugeschaffenen der hochsprachlichen Ausdrücke: „Elektriger“ ‚Elektriker‘ (Broock, Lüttow), worunter auch der „Betriebslektriger“ ‚Betriebslektriker‘ (Niendorf, Retschow) und der „Kraftfahzeugelektriger“ ‚Kraftfahrzeugelektriker‘ (Lüttow) fallen, „Elektromechaniger“ ‚Elektomechaniker‘ (Lüttow), „Scheemiemeister“ ‚Chemiemeister‘ (Lichtenhagen), „Scheemie-Innjenoör“ ‚Chemieingenieur‘ (Lichtenhagen), „Landtechniger“ ‚Landtechniker‘ (Hoben), „Schlosser“ (u. a. Dobbertin) – auch genauer spezifiziert als „Landmaschienschlosser“ ‚Landmaschinenschlosser‘ (Hoben), „Maschienschlosser“ ‚Maschinenschlosser‘ (Klein Trebbow) –, „Traktorist“, „Technische Zeichnerin“ (Klein Trebbow), „Vesuchstechniger“ ‚Versuchstechniker‘ (Welzin). Auch die Bezeichnung für den Berufsabschluss hat sich geändert: „Ja, man seggt Gesell, ja. Also Fachaabeider seggt man jetzt dortau, ne.“ (Niendorf). Dafür muss der Lehrling eine „Fachaabeiderprüfung“ (Lichtenhagen) ablegen. Für die daraus resultierende Berufsbezeichnung wird ebenfalls das Hochdeutsche bevorzugt: „Elektrofachaabeider“ (Lüttow), „landwirtschaftlicher Fachaabeider“ (Retschow). Dennoch kommt es auch in Komposita mit mundartlichen Wörtern vor: „Buufachaabeider“ ‚Baufacharbeiter‘ (Rastow), „Fachaabeiderbreif“ ‚Facharbeiterbrief‘ (u. a. Granzin).²⁴⁸⁴ Ebenfalls neu ist die Bezeichnung „Briegaadier“ ‚Brigadier‘ (u. a. Banzkow, Brudersdorf, Lüttow).²⁴⁸⁵ Borchert verwendet dafür kürzeres „Bridscher“.²⁴⁸⁶ Daneben gibt es auch einige Verniederdeutschungen: „Kraftfohrer“ (Bristow, Hinrichshagen, Prislich, Welzin), dazu auch die „Kraftfohrerie“ (Prislich), sowie den „Vekoopschtellneider“ (Selmsdorf), als Arbeitsstelle die „Läåbmiddlvekoopschtell“ (Schönbeck). Die Veränderungen im Schulsystem sind

²⁴⁸⁴ Herrmann-Winter hebt das Wort „Facharbeiter“ im Kapitel „Neologismen“ besonders hervor: „Am bekanntesten – und deshalb steht er hier für andere gebrauchte Fachausdrücke – ist die Ablösung des alten *Gesellen* durch den *Facharbeiter*, wobei die Neuprägung *Facharbeiterbrief* für das Abschlußzeugnis der Facharbeiteraus- bildung noch ganz bewußt an die alte Tradition des Gesellenbriefes anknüpft.“ (Herrmann-Winter, Studien, S. 81).

²⁴⁸⁵ In ihrer Analyse über die Umgangssprache im Kreis Greifswald stellt Herrmann-Winter fest: „Zu den Wörtern mit der höchsten Gebrauchshäufigkeit gehört *Brigade* in seiner DDR-Neubedeutung ‚Arbeitskollektiv/Arbeitsgruppe‘ mit 27 Belegen, daneben *Brigadier* als Leiter einer Brigade.“ (Herrmann-Winter, Studien, S. 76).

²⁴⁸⁶ Borchert, S. 17: „Un wenn de Bridscher Burtsdag hett un giwwt een ut, denn is he ok dor.“

ebenfalls durch neue Wortbildungen dokumentiert, der „Dörpschau“ (Penzin, Welzin, Züsow) bzw. „Volksschau“ stehen neue Schultypen gegenüber: „dunn müßtn wie nähde Berufsschau nah Daguun [= Dargun], as wie fahdrig wiern midde Grundschau, donn naher nähde Berufsschau näh Landwirtschaftsschau.“ (Brudersdorf). Daneben erwähnen einige Probanden auch die „Fachschau“ (u. a. Bristow). Der Wismarer hat die „Arbeiter- und Bauern-Fakultät“ besucht, die in Lüblow und Triepkendorf mit „ABF“ abgekürzt wird.

Gerade Abkürzungen treten gehäuft auf: „ABV“ ‚Abschnittsbevollmächtigter‘ (Weisdin), „BHG“ ‚Bäuerliche Handelsgenossenschaft‘ (u. a. Dobbertin), „DSG“ ‚Deutsche Saatgut-Gesellschaft‘ (Alt Jabel, Lüttow, Sanitz, Spornitz), „GHG“ ‚Großhandelsgesellschaft‘ (Letschow, Warlin), „HO“ ‚Handelsorganisation‘ (Letschow), „LPG“ ‚Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft‘ (mehrfach, u. a. Brudersdorf), dazu die Plurale „LPGn“ (Welzin) bzw. „LPGs“ (Nossentiner Hütte), „MAS“ ‚Maschinen-Ausleih-Station‘ (Lüblow), „MfS“ ‚Ministerium für Staatssicherheit‘ (Banzkow), „MTS“ ‚Maschinen-Traktoren-Station‘ (u. a. Bansow), „ÖLB“ ‚Örtliche landwirtschaftliche Betriebe‘ (Lüblow), „PGH“ ‚Produktionsgenossenschaft des Handwerks‘ (Banzkow, Lüttow), „UTP“ ‚Unterrichtstag in der Produktion‘ (Broock), „VEAB“ ‚Volkseigener Erfassungs- und Aufkauf-Betrieb‘ (Weisdin, dort [fe:ap] ausgesprochen), „Vdgb“ ‚Vereinigung der gegenseitigen Bauernhilfe‘ (Broock), „VEG“ ‚Volkseigenes Gut‘ (Welzin). Sie finden sich auch in Komposita: „BHG-Bereich“ (Nossentiner Hütte), „LPG-Buuern“ ‚LPG-Bauern‘ (Brudersdorf), „LPG-Leider“ ‚LPG-Leiter‘ (Lancken), „LPG-Hochschau“ ‚LPG-Hochschule‘ (Hoben), „MTS-Schtation“ (Warlin), „MTS-Schtützpunkt“ (Bristow), „VDE-Vörschriftn“ ‚VDE-Vorschriften‘²⁴⁸⁷ (Niendorf), „WG-Wähnugn“ (Bristow). Auch hier finden sich neben „Mischformen“ rein hochdeutsche Bezeichnungen, wie es auch bei offiziellen (oder halboffiziellen) Namen der Fall ist, so sagt eine Granzinerin: „up dit Volkseign Gut“. Die Sprecherin passt zwar die Deklination an die Mundart an, die Bezeichnung übernimmt sie aber vollständig aus der Standardsprache. Namenszusätze sind ebenfalls hochsprachlich, wie die Darstellung eines Schönbeckers zeigt:

Nu sünd wie ja all in dee LPG, wie hemm hier schon dee groode LPG von Tüp [= Typ] drei, dee denn größtn Andeel, un hemm denn ook noch dree LPGn von Tüp eins. Dor is de „Frohe Zukunft“ von Tüp eins, dee „Grüne Aue“ un ook dee LPG „Fritz Reuter“. Uns LPG, dat is dee LPG „Erster Mai“, dee hett nu ook dee Technik oewernäm.

Auffällig ist auch, dass die Typenbezeichnungen hochdeutsch sind, so stehen sich mundartliches „dree“ und hochdeutsches „Tüp drei“ gegenüber. In den meisten Orten entspricht durch die Diphthongierung das mundartliche Zahlwort dem hochsprachlichen. Auffällig ist hier jedoch auch die Verbindung „Tüp eins“: „Nee, dee hemm wie nich. Tüp eins nich, aber Tüp drei in Vachtien hett s’ ook.“ (Carolinenhof). Auch in der Schriftsprache zeigt sich der offizielle Charakter dieser Bezeichnung: „dor hebben sick etliche för Typ I entslaten, öwer dat’s nich von Duer, [...], dorüm sünd wi glik in Typ III gahn.“²⁴⁸⁸ Lediglich im außermecklenburgischen Sumte herrscht mundartliches „ein“ vor: „biedn Tüüp ein hett jeder sien Agger noch“. Bei anderen Betrieben wird ebenfalls zur näheren Bestimmung auf Teile der offiziellen Namensgebung zurückgegriffen, z. B. „näh’n VEB Bau“ (Bristow), „in Rostock in VEB Iesolier- [= Isolier-] un Kältetechnik“ (Lichtenhagen), „Im VEB Mastnbau Neubrannburg.“ (Nossentiner Hütte), „LPG ‚Meer des Friedens‘“

²⁴⁸⁷ VDE steht für „Verband der Elektrotechnik, Elektronik und Informationstechnik“.

²⁴⁸⁸ Holst, R., S. 16.

(Lichtenhagen). Hierbei handelt es sich dennoch um Verkürzungen, die Herrmann-Winter auch für die Umgangssprache im Kreis Greifswald ausgemacht hat:

Diese Tendenz zur Verkürzung der häufig recht langen Betriebsnamen ist allgemein. Ein Sprecher berichtet, daß er in einem Betrieb als Leitungskader tätig sei, *was heute das Holz- und Möbelwerk is*. Der offizielle Betriebsname lautet: VEB Möbelkombinat Nord Ribnitz-Damgarten, Werk 2, Holz- und Möbelwerk Greifswald.²⁴⁸⁹

Die Kurzformen werden besonders aus sprachökonomischen Gründen gewählt. Gerade bei der Abkürzung „LPG“ zeigt sich das deutlich, da viele Gespräche landwirtschaftliche Themen aufgreifen. Zumeist bezeichnen die Probanden den Betrieb im Dorf schlicht als „LPG“: „wie wie inne LPG gahn sünd“ (Brudersdorf), „wie hemm Kalf kräägn vonne LPG“ (Groß Lantow), „Eigentlich bün ick je ubbe LPG, nich.“ (Kölnow), „un dee Soehn, dei is, aabeit nu ubbe LPG as Traktorist in, hier in Zieroo [= Zierow]“ (Hoben), „ja wie mösstn all inne LPG“ (Warnow), „Nu führ ick hier Melk ubbe LPG.“ (Welzin). Eine genauere Kennzeichnung scheint nicht notwendig, da jeder Dorfbewohner weiß, welche gemeint ist. Allenfalls unterscheiden die Sprecher noch nach den Typen, wie z. B. die Carolinenhoferin. Die Präposition weist häufig daraufhin, ob die Institution selbst oder einfach die Arbeitsstelle gemeint ist, so erzählt eine Frau aus Granzin: „denn gäh ick noch, wenn in'n ganzn Sommer un Haast un Frühjohr noch ubbe LPG nâhmiddaggs“, wogegen „in“ bevorzugt wird, wenn die Institution selbst gemeint ist: „sechsnuffzig já, bün ick inne LPG gâhn.“ (Kölnow) bzw. „donn bün ick inne LPG anfung“ (Welzin).²⁴⁹⁰ Allerdings gibt es dafür keine feste Regel. Die Reduktion gilt auch für die Umgangssprache:

So wurde z. B. 27 mal eine einzelne landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft nicht mit Eigennamen, sondern nur als *LPG* bezeichnet, und sechsmal spricht man nur von der *Genossenschaft*, und allein aus dem Kontext geht hervor, daß damit einmal eine *PGH* und fünfmal eine *LPG* gemeint war. Die Reduktion eines Betriebsnamens auf das Appellativum *VEB* ließ sich nicht feststellen. Die exakte Realisierung eines etwas längeren Namens wie *LPG Friedrich Engels Kiesow* ist die Ausnahme.²⁴⁹¹

Die einzigen bereits zitierten drei Nachweise für „VEB“ weisen auch auf den Aufnahmen immer einen ergänzenden, hochdeutschen Namensbestandteil auf. Bei den anderen Bezeichnungen ergänzen die Probanden solche Zusätze nur, wenn sie für die Unterscheidung notwendig sind. Der Sprecher aus Schönbeck kennzeichnet damit die verschiedenen LPGs der Umgebung. Relativ häufig ist auch die Bezeichnung „Genossenschaft“ belegt.²⁴⁹² In den meisten Fällen ist damit ein landwirtschaftlicher Betrieb gemeint. Auf genauere Spezifizierungen verzichten die Probanden deshalb. Ein Hobener bezieht sich jedoch auf die Fischverarbeitung: „Donn Genossenschaft geif dat dor nich, nu ischâ 'ne Fischerhall dor, un dor an de Händlers an.“ In Nien-

²⁴⁸⁹ Herrmann-Winter, Studien, S. 93.

²⁴⁹⁰ Diese Scheidung deutet sich zumindest auf den Aufnahmen an: Mit „up“ beziehen sich die Sprecher häufig auf eine bestimmte LPG bzw. einen Arbeitsplatz: „Un nu bün ick vörign Sommer all ümmer ubbe LPG gâhn, up Tiep drei.“ (Carolinenhof); „De aabeit dor ubbe LPG“ (Hoben); „Eigentlich bün ick je ubbe LPG, nich.“ (Kölnow); „Un denn bün ick nahher ubbe LPG komm“ (Lüttow); „Naher heff'ck hier 'n poor Johr noch ubbe LPG aabeit, wa.“ (Schönbeck); „Nu führ ick hier Melk ubbe LPG.“ (Welzin). Dagegen verwenden sie oftmals „in“, wenn sie sich auf die Mitgliedschaft beziehen: „Nee, hüüt, nu sünd wie ja inne LPG, nu is dat anners.“ (Kieve); „dat dat da von früher all nich tosâm gehört, dee Ollstadt un dee Niestadt, un nu geht ook noch nich mál inne LPG ook noch nich.“ (Röbel); „Sietdääm ick inne LPG bün, das siet achtunföfftig, hewwick dee Swien hauptsächlich.“ (Schlagsdorf); „ja wie mösstn all inne LPG, ja“ (Warnow).

²⁴⁹¹ Herrmann-Winter, Studien, S. 94.

²⁴⁹² Nachweise gibt es aus Bennin, Carolinenhof, Hoben, Letschow, Lichtenhagen, Niendorf, Penzin, Röbel, Sanitz, Triepkendorf, Warlin, Welzin und Züsow.

dorf verweist eine Frau zunächst darauf, was für eine sie meint, wobei sie eine Bezeichnung wählt, die sowohl mundartliche als auch hochsprachliche Elemente aufweist: „dee käum denn inne nie Tiet rinn, wie dee FPG, dee Fischerie-Produktions-Genossenschaft gegründet wüür.“ Solch eine Variation ist jedoch selten, wie die anderen Beispiele gezeigt haben. Später verkürzt auch sie auf „Genossenschaft“: „dor hemm s’ so’n Genossenschaft gründt, wenn wie dat ook dauhn deedn un uns beddn tosammdauhn deedn, denn dee Stääät leiht uns ’n Boot“. Ein Mann aus Lichtenhagen bezieht sich wiederum auf die Landwirtschaft: „ick heff nu je dei Tiet, bün ick twee Jahr inne Genossenschaft“, wobei er feststellt: „Un so bün ick ubbe Besämungstechniger hier vör uns LPG ‚Meer des Friedens‘.“ Für die anderen Probanden (bzw. Kommunikationspartner im Dorf) ist ersichtlich, was für eine Genossenschaft gemeint ist. Sie müssen nicht zwischen den verschiedenen Arten (z. B. die in der Landwirtschaft, Fischerei usw.) unterscheiden. Das ermöglicht es ihnen, die oft langen Namen zu kürzen, sei es durch allen geläufige Abkürzungen oder indem sie Namensbestandteile weglassen. So erklärt sich auch die große Zahl an Abkürzungen in den FE.²⁴⁹³

Wie mit den hochdeutschen Bezeichnungen verfahren wird, ist aber auch vom jeweiligen Sprecher abhängig. Der Banzkower nutzt auf der einen Seite die hochdeutschen „Schlachtkombinat“, „Schtadtbaukombinat“ und „Bezirksbauamt“, wobei er die Aussprache nur geringfügig anpasst und der der umgangssprachlichen entspricht, zum anderen versucht er, einige Begriffe stärker in die Mundart zu integrieren, z. B. „Bezirksuutschuss“, „Bezirksausschuss“, „Schlachthoff“, „Schlachthof“.²⁴⁹⁴

Die Veränderung der Verwaltungsstruktur ist ebenfalls anhand der Aufnahmen ersichtlich: „Paateisekretär“, „Kreisreferentin“ (Granzin), „Rat des Kreises“ (u. a. Granzin), „Rat des Bezirkes“ (Klein Trebbow). Dabei finden auch neue Verben Eingang in die Mundart: „donn wüür’ck denn glik poor Dääg schpäädrer deelegiert [= delegiert] as Besämungstechniger“. In einem Staatsbürgerkundebuch wird „*die ständige Qualifizierung* zu den typischen sozialistischen Persönlichkeitsmerkmalen“ hervorgehoben.²⁴⁹⁵ Dieses Wort ist auch auf den Aufnahmen zu hören, so sagt ein Spornitzer: „nu wolln dee dat ja ümmer mit ehr Qualifizieren un so hemm dee dat ja wichtig, un mock ick dat ook mit, dat ich schtääätlich geprüfter Landwirt waa.“ Eine Warlinerin erzählt: „twee Jahr hewwick aabeit, un bün dunn nähher qualifiziert worn as Briegadier“. Sprecher eins aus Weisdin verwendet ebenfalls das Fremdwort: „Un denn vör all Ding dee Qualifizierung daaf man nich vegeddn dorbie, dee Hälfth

²⁴⁹³ Dabei ist es dann unerheblich, ob bekannt ist, wofür sie stehen, viel wichtiger ist, was damit gemeint ist. Dass sich die Sprecher nicht immer der Bedeutung der Abkürzung bewusst sind, zeigt das Kompositum „MTS-Schtation“ (Warlin), da hier die „Maschinen-Traktoren-Station“ tautologisch mit einem zweiten „Station“ verbunden wird. Auch das Grundwort „Schtützpunkt“ in „MTS-Stützpunkt“ (Bristow) ist nicht unbedingt erforderlich. Der DDR-Duden kritisiert den übermäßigen Gebrauch solcher Abkürzungen: „Der Alltag macht den Gebrauch von Abkürzungen und Kurzwörtern verständlich; oft werden sie nicht mehr als solche empfunden. Zu einer regelrechten ‚Abkürsprache‘ (Abkürzungssprache) aber sollte man es nicht kommen lassen. Der oft ins Feld geführte ‚Zeitgewinn‘ wird mit Sprachverstümmelung, Sprachverarmung und häufiger Unverständlichkeit zu teuer erkaufte.“ Der Große Duden. Wörterbuch und Leitfadens der Deutschen Rechtschreibung, 16. Aufl. Leipzig 1969, S. 611, K 196. Spätere Auflagen (z. B. die 25. Aufl. von 1984, S. 634, K 196) haben einen fast identischen Wortlaut. Die Unverständlichkeit solcher Abkürzungen tritt fast ausschließlich bei Unterhaltungen mit Personen auf, die nicht aus demselben Umfeld stammen. Die Belege aus den Dörfern zeigen, dass sie unter den Bewohnern jedoch allgemein verständlich sind (vgl. Herrmann-Winter, Studien, S. 101).

²⁴⁹⁴ Vgl. hierzu auch folgenden Beleg bei Holst, R., S. 26: „kümmt de Leiter von de Bäuerliche Hannelsgenossenschaft“, wo die Bezeichnung kaum angepasst wird, etwas stärker verändert ist „Raiffiesen-vörstand“ [sic] (ebenda).

²⁴⁹⁵ Frommknecht u. a., S. 471.

sünd ja ümmer up School in Winda.“ Auch hier hat der „offizielle“ Wortschatz auf die Mundart eingewirkt.²⁴⁹⁶ Der Banzkower stützt sich ebenfalls noch darauf: „twischendörch haa ick mie all so'n beddn qualifiziert.“²⁴⁹⁷ Die meisten dieser neuen Wörter sind Substantive, als Beispiele auf den alten Aufnahmen seien genannt: „Fischkommbenât“ ‚Fischkombinat‘ (Hinrichshagen), „Interzoonvakiehr“ ‚Interzonenverkehr‘ (Triepkendorf), „Jaggdkollektiv“²⁴⁹⁸ ‚Jagdkollektiv‘, „Konsum“ (lautlich [kɔnzum], mit Betonung auf der ersten Silbe), „Konsumgastschtädde“ ‚Konsumgaststätte‘ (Granzin), „Kulturbarack“ (Granzin), „Pådschaftbetrieb“ ‚Patenschaftsbetrieb‘ (Bansow), „Planschtell“ ‚Planstelle‘, „Plenum“ (Lüblow), „Volkseign Betriebe“ (Retschow). Ein Sprecher aus Alt Meteln bezieht sich in seinen Ausführungen auch auf die Veränderungen im Wortgebrauch: „Also, aabeit hebb wie ümmer in Akkord, sää wie damals, hüüt sää, seggt man ja in Leistung, nich.“²⁴⁹⁹ Einige Begriffe veralteten bereits zu DDR-Zeiten, z. B. „freie Schpitzn“ ‚Erträge über dem Ablieferungssoll‘²⁵⁰⁰ (Tramm), „Jungliehrer“ (Retschow), „Lipsi“ (Name eines Tanzes) (Kölzow), „Niebuuer“ (Zweedorf), „LPG Tüp drei“ (Kieve, Peetsch, Zahrendorf).²⁵⁰¹

Eine Bedeutungsveränderung hat das Wort „Westdüütschland“ erfahren, wie an dem folgenden Dialog aus Triepkendorf deutlich wird:

Frau: Na, heff Schnieder liehrt un heff denn mien Öllern, mien Vatter hett hier ja tweeunachtzig Johr so mit dee Wiel, un dunn hemm wie, hewwick dee fläägn [= pflügen] müßt, Vatter un Mutta un heff ook vää l reist, mien Geschwister denn besöcht, dee wähtn all in Westdeutschland, un ick bün hier mit noch 'ner Schwesta alleen sittn bleebm.

I.: Ja, dat wier nu nah fiefunvierig aal.

Frau: Noe, nich nâh vierunvirzig, dat wier aal vör vierunvirzig.

I.: Ja, weil See da 'n Unnerschied moggn mit Westdüütschland.

Frau: Na jä, wo süll'ck denn nu seng, dat wie, is doch Westdüütschland.

I.: Ach so.

Zur rein geographischen Bedeutung, die die ältere Sprecherin noch meint, kommt eine politische, die ihr so gar nicht bewusst wird. Gundlach denkt diese bereits mit und sieht darin vor allem den anderen deutschen Staat, wie auch seine Bemerkungen am Ende der Aufnahmen zu Zweedorf verdeutlichen: „Äh, Zweedorf selbst äh, liegt im Fünf-Kilometer-Sperrgebiet und innerhalb des Fünf-Kilometer-Sperrgebiets in der Fünfhundert-Meter-Zone an der Grenze nach Westdeutschland.“ Die Ent-

²⁴⁹⁶ Herrmann-Winter, Studien, S. 81: „In der Aus- und Weiterbildung der Werk tätigen hat das Wort *Qualifizierung* eine besondere Bedeutung und tritt in vielen Zusammensetzungen als Bestimmungswort auf [...]“

²⁴⁹⁷ Vgl. hierzu auch folgenden Satz bei Herrmann-Winter, Auswirkungen, S. 148, Anm. 6: „Jahnke/Nacke 72 weisen darauf hin, daß sich in den letzten drei Jahren bereits mehr Frauen als Männer qualifizierten.“

²⁴⁹⁸ Zur Bedeutungsgeschichte des Wortes „Kollektiv“ vgl. Herrmann-Winter, Studien, S. 87, Anm. 112.

²⁴⁹⁹ Vgl. dazu noch die Redewendung bei Günther, Hs., S. 75, Nr. 442: „Wer in Accord vähl slöppt un sick in Daglohn dot löppt, dei is wiert, dat em de Schinner mit de Koar utführt.“

²⁵⁰⁰ Vgl. die Darstellung bei Holst, R., S. 9: „De meisten Båudners läwten dorbi ok nich vål bäter, dat ‚Soll‘ künnten se grad so ‚erfüllen‘, öwer hungern brukte keiner. Dei ut ehr Wirtschaft mihr ruterhalten, verköfft dat, wat öwer wier, meist an den'n Staat. Dat hett dunnmals ‚Freie Spitzen‘ heiten.“

²⁵⁰¹ „Außerdem ist der Landwirtschaft der größte Teil der veraltenden Neologismen zuzuordnen, wie ‚Bodenreform, Neubauer und Neubauernstelle, Siedlung und Siedlerstelle [...], Einzelbauer ‚der noch privat und nicht genossenschaftlich arbeitende Bauer vor 1960‘, MTS = Maschinen-Traktoren-Station, LPG Typ I.“ (Herrmann-Winter, Studien, S. 78.). Viele dieser Begriffe sind auf den Aufnahmen noch zu hören, teilweise passen die Probanden die Wörter auch an, z. B. „Einzbauer“ ‚Einzelbauer‘ (Brudersdorf).

wicklung dieser Konnotation lässt sich auch an dem Wort „Westen“ nachvollziehen: ein Niendorfer nutzt es als bloße Richtungsangabe: „dor hemm wie denn Kursus mockt anne Drei-Soebm-Flack [= -Flak], Scheitkursus mitmockt, ne, un denn käum wie nähher näh'n Westn däl, nich, näh'n Westn däl.“, wogegen beim ältesten Probanden in Zweedorf nicht mehr ausschließlich die geographische Lage gemeint sein dürfte: „oewer uns ganzn Verwandtn sünd aal anner Siet in Westn, dee sünd nich weggloobm“. Deutlich wird das auch bei einer Frau aus Warlin: „Na, nu kemm wie naher, soemunvirzig keem wie hier wedrer trügg, wie wiern ierst noch droebm in Westn, un wie haan so'n Heimweh hier näh Walien, nich“.²⁵⁰² Diese Entwicklung zeigt sich auch bei „droeben“, so handelt es sich bei den folgenden Beispielen um eine bloße Richtungsangabe: „ierstmål bün ick dor droebm grää, wo ick je, wo wie jetzt, wo ick wähn, dor grääoewer bie denn Smitt, dei hie komm süll, dor bün ick in Stellung west“ (Bennin), „ick heff soebm Johr in dat blaue Haus in wäht dor droebm“ (Carolinenhof), „wenn ick iers rinnkomm, wenn ick nu von droebm komm, wenn uns nu to Frühschtück hier sind“ (Lancken), „in dat Huus, dat is hier droebm, gliek hier gäänoewer“ (Eldena), „Hier droebm.“ (Schönbeck), „Nee, ick heff mie sülbst 'n Stää besorgt un bün droebm roewer ubbe anner Siet von Wäädrer näh Dummersdörp.“ (Selmsdorf), „dat wier dee Bäunner hier droebm“ (Welzin) usw. Das Lokaladverb kann aber auch die anderen deutschen Besatzungszonen bzw. die daraus entstandene Bundesrepublik Deutschland meinen: „Un mien Mann, dee wier, ne [= nah] droebm, aber hei is denn roewerkomm“ (Bennin), „weck hemm sich jo ook afsett näh droebm“ (Carolinenhof). Dieselbe Entwicklung hat auch in der Umgangssprache stattgefunden: „Umgangssprachliche Variantenreihen, d. h. unterschiedliche Wörter für das gleiche Denotat konnten wir bei unseren Sprechern registrieren, wenn sie die BRD bezeichneten: *Westdeutschland*, *Westen*, *drüben*, wobei das letzte Wort am häufigsten vorkommt.“²⁵⁰³

Mit dem Untergang der DDR veralten jedoch viele der hier angeführten Wörter. Rolf Holst verwendet in seinem autobiographischen Text „Dat wier einmal...“ noch viele dieser Begriffe: „Bodenreformland“, „Einzelbuernwirtschaft“, „Einzelbauerwirtschaft“ (beide S. 8), „Feldbubrigad“, „Feldbaubrigade“²⁵⁰⁴ (S. 15), „Grot-LPG“, „Groß-LPG“ (S. 18), „Jugend-Ernte-Komplex“ (S. 29), „Kaderabteilung“ (S. 23), „Kreisdelegiertenkonferenz“ (S. 31), „LPG-Koek“, „LPG-Küche“ (S. 17), „Min Kollektiv“ (S. 26), „Niebuern mit Kauhgespann“ (S. 9), „Pflichtawlieferungssoll“ (S. 8), „ÖLB-Acker“, „ÖLB-Betrieb“ (beide S. 13), „De Typ I-Betrieb“ (S. 17).²⁵⁰⁵ Dafür kommen neue hinzu, so schreibt er: „Ganz niege Begriffe kemen in Mod so as: Flächenstilllegung, Sponsoren, Mar-keting [sic], Baulöwe, Ossi und Wessi, Konkursverwalter, Finanzhaie, Scheinkonto, kreditwürdig, abzocken, Geldwäsche, ABM.“²⁵⁰⁶ Zwar handelt es sich hierbei ausschließlich um hochdeutsche Ausdrücke, einer ist aber auch im niederdeutschen Text zu finden: „So müßt ok ick mi henstöckern, mal ABM, mal arbeitslos [...]“.²⁵⁰⁷ Der erste Sprecher aus Rostock

²⁵⁰² Vgl. auch folgenden Satz bei Holst, R., S. 8: „Von dei fief Grootbuern haugten twei bi Nacht un Näwel nah den'n Westen af.“

²⁵⁰³ Herrmann-Winter, Studien, S. 89.

²⁵⁰⁴ Auf den Aufnahmen ist nur das hochdeutsche Wort zu hören: „Feldbaubrigade“ (Woez). Auch „Feldbau“ selbst bleibt unverändert. Es ist in Hoben, Retschow, Welzin und Züsow zu hören.

²⁵⁰⁵ Alle Seitenzahlen nach: Holst, R. (s. Anm. 1930).

²⁵⁰⁶ Ebenda, S. 36. Teilweise werden in der DDR veraltete Wörter heute wieder aktuell, so schreibt Herrmann-Winter, Studien, S. 92, noch: „So ist für unsere Sprecher *Arbeitslosenzeit* längst ein Historismus, für die Menschen in der BRD hat dieses Lexem jedoch zunehmend an Aktualität gewonnen.“ Zu den damals nur noch im historischen Sinne verwendeten Substantiven gehörten auch die heute wieder üblichen „Vorpommern“ und „Sachsen-Anhalt“ (ebenda, S. 91).

²⁵⁰⁷ Holst, R., S. 37.

integriert ebenfalls neues Wortgut: „Johnny hett sörf [= surft].“ Der zweite meint über diesen Ausdruck: „ick heff dor kein plattdüütschn Begriff“.²⁵⁰⁸

Einige Begriffe aus der DDR sind auch bei Jürgen Borchert zu finden: „Buernkongress“ (S. 23), „Johresendprämje“ ‚Jahresendprämie‘ (S. 17), „Kaderminsch“ ‚Kadernensch‘, „Konfliktkommission“ (beide S. 18).²⁵⁰⁹

4.5 Hochdeutscher Einfluss und Wortneubildungen

Die vorangegangenen Untersuchungen haben gezeigt, dass sehr viele neue Wörter vor allem aus der Standardsprache stammen. Viele davon werden kaum oder gar nicht verändert. Daneben werden aber auch mundartliche Lexeme durch hochdeutsche ersetzt. Ältere neuniederdeutsche Beispiele im mecklenburgischen Sprachgebiet sind „Kark“ ‚Kirche‘ und „Wäk“ ‚Woche‘. Brückner schreibt 1775: „Mutta het sick dat nu man körtlings ut dat Kårkenboock vöalesen laten.“²⁵¹⁰ Bei Jeppe findet sich aber bereits Ende des 18. bzw. Anfang des 19. Jahrhunderts daneben das hochdeutsche Wort: „Datt iss so wiss, ass Amen in de Kirch, (oder Kaark)“.²⁵¹¹ Ritter unterscheidet zwischen Stadt und Land: „In den meisten Fa’llen sollte es plattdeutsch rk sein, [...], aber in allen diesen Fa’llen ist rk nur in der Landsprache erhalten, wie: Kark’ (Kirche), Lewark’ (Lerche).“²⁵¹² Albert Reinhold geht zum standardsprachlichen Wort über: „Kirchenlierer“ ‚Kirchenlieder‘ (1834),²⁵¹³ desgleichen Reuter, denn in den „Läuschen un Rimels“ heißt es beispielsweise: „Dunn kemen s’ endlich œwerein / Un deden s’ in de Kirch uphängen“.²⁵¹⁴ Günther vermerkt in seiner Sprichwortsammlung „de Gägelosche [sic] Kirch“.²⁵¹⁵ Bei Brinckman herrscht im „Kasper-Ohm un ick“ ebenfalls „Kirch“ vor: „In de Kirch würd dat mitdes dodigenstill.“²⁵¹⁶ Bei Stillfried ist u. a. „Kirchhof“ ‚Friedhof‘ zu lesen.²⁵¹⁷ Tarnow bevorzugt anfangs auch „Kirch“, geht aber bei „Köster Klickermann“ zu „Kark“ über.²⁵¹⁸ Gerade dieser Wechsel zeigt, dass er bewusst die ältere Form wählt, die neuere, aus der Standardsprache stammende hatte sich damals schon durchgesetzt.²⁵¹⁹ Das gilt auch für ‚Woche‘, das Tarnow ebenfalls noch als „Wäken“ (Pl.) realisiert: „Un hüt wiern ’t grad vier Wäken her“.²⁵²⁰ Im Hg. 28, 2^a (1742) heißt es „Nu hefck färwahr in dörtig Weecken, / Kuhm eenen Drapen Branwien keecken“. Im „Botter-

²⁵⁰⁸ Bereits auf den alten Aufnahmen sind aus dem Englischen entlehnte Wörter nachweisbar: „Hobby“ (Lichtenhagen, Welzin), „dee männitscht [= managed] dat Ganze“, lautlich: [mentʃt] (Wustrow), „okay“ (Gundlach, Aufnahme zu Marnitz). Auch das Französische hat einen Einfluss auf die Mundart gehabt, jedoch veralten viele dieser Begriffe zunehmend, z. B. „Coupé“ (lautlich [ku:pe:]) ‚Pferdewagen‘ (Warlin), „Klüür“ ‚Farbe‘ (Zusatzaufnahmen zu Niendorf), „Pilleriene“ ‚ärmelloser Umhang‘ (Alt Meteln), „Pinksnee“ ‚Pincenez (Brille ohne Bügel)‘: „Dee Knieber is ja so, dee Pinksnee is ja grödder, ne.“ (Selmsdorf).

²⁵⁰⁹ Alle Seitenzahlen nach: Borchert (siehe Anm. 599).

²⁵¹⁰ Kahl, S. 116.

²⁵¹¹ Jeppe, S. 26.

²⁵¹² Ritter, S. 44.

²⁵¹³ Reinhold, A., S. 68.

²⁵¹⁴ Reuter, Werke I, S. 265.

²⁵¹⁵ Günther, Hs., S. 7, Nr. 65.

²⁵¹⁶ Brinckman, Werke I, S. 47.

²⁵¹⁷ Stillfried, Felix: De unverhoffte Arwschaft. Erzählung, Leipzig, Stuttgart 1898, S. 9.

²⁵¹⁸ In „De Wihnachtprädigt“ heißt es z. B. „As nu de Wihnachtsklocken gahn / Strömt nah de Kirch ganz Lutheran, / De ganze Kirch is schraben vull“ (Tarnow, Hoeg, S. 49), im besagten „Köster Klickermann“: „Un denn harrn se de Kark verlaten“ (Tarnow, Köster Klickermann, S. 73).

²⁵¹⁹ Kolz, S. 38, erfasst noch verkürztes „kasb’lb’ouk* ‚Kirchspielbuch‘, das Sternchen weist jedoch darauf hin, „daß das Wort selten und veraltet ist“ (ebenda, S. 18).

²⁵²⁰ Tarnow, Köster Klickermann, S. 74.

Vagel“ schreibt der „Herutgewere“ „soß Weken“,²⁵²¹ nennt die Zeitschrift im Untertitel aber „[e]n nyes Wochenblad“. ²⁵²² Bei Reuter kommt ebenfalls das hochdeutsche Wort vor, z. B. in „Ut mine Stromtid“: „un vergangen Woch was ik mit de nige Fru Amtmannen tausam“. ²⁵²³ Günther notiert als Wetterregel (nach 1840): „Rägent Sünndag vör 'e Miß, / Rägent in 'e Woch gewiß.“²⁵²⁴ Brinckman schwankt: „Du sühst jo as 'n Schur ut, / dat up Sœbnbröder gütt, / dat sœben Wäken anhöllt“²⁵²⁵ gegenüber „Woch“ : „noch“²⁵²⁶ (beide Nachweise aus dem „Vagel Grip“) bzw. „un de willen hier negste Woch, wur jo de Hauptwoch is, Vörstellungen dorvon gäwen“ („Kasper-Ohm un ick“).²⁵²⁷ Die Eggers-Brüder verwenden das niederdeutsche Wort: „Un de vörhollen müst vör mennich Wēk“.²⁵²⁸ Stillfried nutzt in „Ut Sloß un Kathen“ wieder das hochdeutsche: „dat de Nigen-Krambsers de ganze Woch' äwer nich vel Frömds vör Ogen kregen“.²⁵²⁹ Sibeth verzeichnet noch „Kark“ und „Wäk“.²⁵³⁰ Gillhoff schreibt Letzteres 1889 noch in einem Beispielsatz: „denn *södder elk Weken* hatte *sorer* Wind geweht“.²⁵³¹ 1887 gibt Latendorf an, „Wēke verschwindet vor Woche fast ganz.“²⁵³² Er kennt es noch aus einem Schwank aus Userin bei Neustrelitz, der folgenden Spruch enthält: „vier wēken, de sünd gôr nich to reken“.²⁵³³ Krause bemerkt ein Jahr später jedoch noch: „Auch um Rostock ist es noch nicht verschollen; ich hörte (wie im Bremischen) von der Gefahr der Wöchnerin: ‚Sös wēken / Hebben sös ecken‘. Auch Middewēken etc.“²⁵³⁴ Jacobs hat das Wort Mitte der 1920er Jahre nur noch „in den Randdörfern der Jasnitz“ gehört: „Kirch-Jesar, Moraas, Strokirchen“, „*mirvä-gy* Mittwoch ist etwas mehr gebräuchlich. Dies fand ich auch noch in Raduhn: *s'mirvä-gys* Mittwochs [sic].“²⁵³⁵ Das MWB gibt an, das Wort sei „um 1920 noch im SW belegt“, aber „1974 nicht mehr erfaßt“.²⁵³⁶ Die Transkription der Grammophonaufnahmen für das südwestliche Leussow weist jedoch bereits in den 1920er Jahren hochdeutsches „*mitvo,x*“ nach.²⁵³⁷ Der Wechsel zwischen den niederdeutschen und den hochdeutschen Varianten in der Mundartliteratur liegt auch darin begründet, wie konservativ der jeweilige Schreiber ist. Die Entscheidung für das früher gebrauchte, teilweise schon veraltete Lexem trifft er damit aber auch bewusst, da er sich damit über den üblichen Sprachgebrauch hinwegsetzt. Sprecher eins aus Rostock, Ehrenvorsitzender des dortigen Plattdeutsch-Vereins, verwendet in seiner FE noch „Petrikark“ ‚Petrikirche‘. Selbst die älteste Generation auf den alten Tonbandaufnahmen sagt hingegen „Kirch“, so z. B. ein 84 Jahre alter Mann aus Pritzlar. Das niederdeutsche Wort ist dagegen nur ein einziges

²⁵²¹ Botter-Vagel, S. 3.

²⁵²² Ebenda, S. 1.

²⁵²³ Reuter, Werke III, S. 209.

²⁵²⁴ Günther, Hs., S. 22, Nr. 140.

²⁵²⁵ Brinckman, Werke II, S. 310.

²⁵²⁶ Ebenda, S. 327

²⁵²⁷ Brinckman, Werke I, S. 134 f. In diesem Werk verwendet Brinckman ausschließlich „Woch“, z. B. „veer Wochen“ (S. 51, 54), „vier Wochen“ (S. 59), als Wochentag: „Middwoch“ (S. 77, 78), „Middwochs“ [sic], „Middwochen“ (beide S. 78) usw.

²⁵²⁸ Eggers, S. 8.

²⁵²⁹ Stillfried, Ut Sloß un Kathen, S. 9.

²⁵³⁰ Sibeth, S. 39 bzw. 104.

²⁵³¹ Gillhoff, Idiotismen, S. 7.

²⁵³² Latendorf, Formen, S. 44.

²⁵³³ Ebenda. Latendorf verwendet für das offene /e/ ein Diakritikum, das leider nicht in den gängigen Zeichensätzen vorhanden ist, deshalb wird hier auf <e> ausgewichen.

²⁵³⁴ Krause, K[arl]. E[rnst]. H[ermann].: 10. Wēke (s. XII, 44), in: NdKbl 13, 1 (1888), S. 6. Leider ließ sich auch hier das besagte Zeichen nur mittels <e> darstellen.

²⁵³⁵ Jacobs, Teuth. 3, S. 131.

²⁵³⁶ MWB, VII, Sp. 1108.

²⁵³⁷ Mecklenburgisch II, S. 20.

Mal belegt: eine alte Frau aus Bennin verwendet es im Namen für die Schlüsselblume: „Dor sää mien Mudrer Kaaknslöddl tau, to dee Slöddlblaum.“ Bornewiek verwendet das Wort noch 1865: „Nu bleühdn blot irst Tulken un Karkenslötels, Tilöschen un Zitzen“.²⁵³⁸ Bei Oldörp ist der erste Wortbestandteil in einem Text aus dem Jahre 1931 gar nicht mehr zu erkennen: „wenn All’s äben gräun wardt, dei *Karnslaetels* un de Kauhblaumen up dei Wischen bläuht [Hervorheb., A. K.]“.²⁵³⁹ Die niederdeutsche Variante war damit mindestens seit Mitte des 20. Jh.s veraltet und lebte allenfalls noch in Eigennamen fort, die aber auch bereits veralteten. Brinckmann hat das Wort aber noch in sein Wörterbuch mit aufgenommen.²⁵⁴⁰ Der Proband aus Rostock wählt es also bewusst. Im passiven Wortschatz ist es hingegen selbst heute noch vorhanden.²⁵⁴¹ Ein weiteres Beispiel ist „Veeinsmâtn“ ‚Vereinsmitglieder‘, das auch in der FE des besagten Sprechers vorkommt. Hier dominiert auf den übrigen Aufnahmen bereits „Mitglieder“, in Marnitz ist „Veeinsmitglieder“ belegt. Das Grundwort ist lediglich einmal bei einem Alt Meteler zu hören: „Nu is dat Böömafneem ja ook ers ’n beddn gefährlich, also dee Vöraabeider watt denn beupdrägt oder man kriggt ein Oll ierst as Måoddn [= Maten], nich.“ Seit dem Schreibsprachenwechsel, aber auch davor, gab es mehrere niederdeutsche Wörter, die durch hochdeutsche verdrängt worden sind, in diesem Kapitel soll aber die aktuelle Sprachentwicklung im Vordergrund stehen.²⁵⁴²

²⁵³⁸ Bornewiek, S. 5.

²⁵³⁹ Oldörp, Lucht, S. 530.

²⁵⁴⁰ Brinckmann, S. 48.

²⁵⁴¹ Die zweite Kossebaderin hat in einem leider nicht aufgezeichneten Gespräch keinerlei Schwierigkeiten, das Wort zu verstehen und antwortet, als sie gefragt wird, was „Karkhoff“ bedeute, dass heute dazu „Kirchhoff“ gesagt werde.

²⁵⁴² Einige Wörter sind heute bereits vollständig durch hochdeutsche ersetzt. Da diese Arbeit sich vorrangig mit dem gegenwärtig gesprochenen Mecklenburgisch beschäftigt, seien nur ein paar aufgeführt: „**elk**“ ist nicht häufig belegt, es findet sich z. B. in einem Festgedicht von 1785, das anlässlich des Einzuges des dänischen Erbprinzen mit seiner Gemahlin in Schwerin geschrieben und dort gedruckt worden ist, jedoch weist es einige mundartfremde Züge auf: „an elker Siet“ N. S. [nach MWB, II, S. III Babst?]: Schrieven van eenen Fro^mden uth dem Nedderwaarschen an sienen gohden Frund van wegen den Intog den Ihro koⁿikligen Hoheit de Arwprinz Friederik van Daⁿnmark un Siene Gemalinn Sophia Friederika gebahrne Hertoginn to Meklenborg gehalten hebben to Swerien den 22 Jul. 1785, Swerien [1785], S. 2 (da der Druck keine Seitenzahlen aufweist, wird vom Titelblatt beginnend fortlaufend gezählt). Untypisch für das Sprachgebiet schreibt der Autor aber „vo^r Ju^m“ ‚vor ihnen‘ (ebenda, S. 3), so dass ungewiss ist, ob es sich hier wirklich um einen mecklenburgischen Verfasser handelt, so behauptet er selbst: „allschonst ick wedder Daack noch Faack / Im Mekelnborgschen hew, un uth de Fro^mde bin“ (ebenda, S. 4). Dähnert, S. 105, verzeichnet „Elk. Elk een. Ein jeder.“ Mussäus, Sprachlehre, S. 34, berichtet, „zuweilen elk Mann fu^r jeder Mann, aber nur im Nominativ“, gehört zu haben. Sibeth, S. 101, erwähnt das Wort etwas entstellt in seinem Wörterbuch, d. h., er ist sich selbst nicht mehr über die Bedeutung sicher: „**verelk**, gut wohlthuend (vielleicht = **för elk**, für Jeden), **Melk up Win is vernin**, (giftig); **Win up Melk is verelk**, ist gut; (das Wort ist ziemlich in Vergessenheit gerathen)“. Gillhof, Idiotismen, S. 7, schreibt „denn *södder elk Weken* hatte ein *sorer* Wind geweht“, wobei er zu dem besagten Wort hinzufügt: „Einige, etliche, in der Verbindung mit ‚södder‘ bei den Alten sehr gebräuchlich“ (ebenda, S. 7, Anm. 6). Kolz, S. 146, gibt 1914 an, „ein alter Mann kannte noch das Wort *elc e lc* ‚jeder‘“. Das MWB, II, Sp. 718, meint, es „war bis 1910 nur noch in wenigen Spuren nachweisbar, heute wohl völlig verschollen.“ „**faken**“: In den Hochzeitsgedichten ist das Wort noch mehrfach belegt, z. B.: „so vacken“ (Hg. 8, 2), „vaken“ (Hg. 12, 2), „ich [sic] bünn vacken wat vergetern“ (Hg. 20, 3), „macken“ : „vacken“ (Hg. 29,2^a). In Hg. 10, 2 ist daneben auch „offt“ zu finden: „Will Die vaken gäven Küß“; „Bähn un Keller oft bekrupe“. Mantzel, Ruhestunden 7, S. 34, schreibt „Faaken: foepe“. Im „Botter-Vagel“ heißt es: „Vaken a^wer, wenn in swo^len Tiden“ (Botter-Vagel, S. 4), aber auch „Oft, wenn de Oll so wat an ehr vermarkte“ (ebenda, S. 6). Bei Mussäus, Sprachlehre, S. 58, steht „raken (oft)“, womit aber „vaken“ gemeint sein dürfte. Sibeth verzeichnet das Wort nicht mehr. „**Frucht**“ ‚Furcht‘ bzw. „**früchten**“ ‚fürchten‘: das MWB, II, Sp. 1105, gibt für das Substantiv an, „erst gegen Ende des 19. Jahrh. beginnt die hd. Form im Volksmund vorherrschend zu werden, nur bei MANTZ[el]. begegnet schon zweimal *Furcht*“. Das Hg. 21, 2 (1727, also vor Mantzel) hat bereits beide Formen, wobei Kohfeldt die niederdeutsche als

Der Einfluss des Hochdeutschen zeigt sich bereits deutlich bei den Wortbildungsmorphemen *haupt-*, *-lich*, *-schaft*, *-tum*, *-ung*. Die niederdeutschen Varianten sind nicht mehr nachweisbar. Sie sind schon seit einiger Zeit veraltet. Das MWB erfasst für „*hovet-*“ überwiegend Belege aus mittelniederdeutscher Zeit,²⁵⁴³ späteres „*Höwdsak*“ ‚Hauptsache‘ bezeichnet es als „nicht volksläufig“.²⁵⁴⁴ Auch in anderen Verbindungen ist ausschließlich die hochdeutsche Variante zu finden: „*behauptn*“ (Letschow), „*oewerhaupt*“ ‚überhaupt‘ (u. a. Boldela).

Neben *-lich* galt laut Dietz Anfang des 19. Jh.s auf dem Lande noch *-lick*.²⁵⁴⁵ Im Hg. 34 (1759) sind noch „*hartlik*“ ‚herzlich‘, „*schiklik*“ ‚schicklichen‘, „*warlik*“, ‚wahrlich‘ (alle S. 2^b) usw. zu lesen, im nachfolgenden, etwas später entstandenen „*höflick*“ ‚höflich‘ (Hg. 35, 2), „*holdseelick*“ ‚holdseliges‘ (Hg. 35, 1) usw. Dagegen

Druckfehler ausmacht: „wat süht man nich vam Rugen-Klaaß all sprecken? / Wo he den losen Gähr'n Frucht [!] int Lieff jagen kan“ gegenüber „Noch gröter iß de Furcht wenn Rubbert sick lett hören“. Ein noch früherer Beleg für „fürchten“ findet sich bei Schlue (1606): „Vnd fu^rchtest dy o^uel in der welt“ (Schlue, S. 62), allerdings steht daneben mehrfach noch die niederdeutsche Form: „Ick fru^chte“ (ebenda, S. 64), „fru^ctet he“ (ebenda, S. 20), selbst im Titel „Gottfru^chtigen“, dort auch in einer Hochdeutschpassage: „wie sie ihre Eltern vnd Præceptores ehren / fru^chten“ (beide Zitate ebenda, S. 1), in der hd. Vorrede steht wiederum „Gottesfrucht“: „derselbige mich in guter zucht vnd Gottesfrucht gehalten“ (ebenda, S. 6). Deshalb kann es sich hier auch um einen Druckfehler handeln. Ein Bauerngespräch (um 1728 – 1730) enthält „Se fürchtet sick nich vel“ (Kohfeldt, Bauerngespräche, S. 163), allerdings weist der Text auch Hochdeutschpassagen auf, die diese Form begünstigt haben könnten. Mantzel verwendet die hd. Wörter mehrfach: „He fu^rchtet sick vo^r een natt Jahr.“ [Mantzel, Ernst Johann Friedrich]: Bu^tzowsche Ruhestunden, gesucht, in Mecklenburgschen, vielentheils, bisher noch ungedruckten zur Geschichte und Rechtsgelahrtheit vornehmlich geho^rigen Sachen. Sechster Theil. Erster Band, Bu^tzow 1762, S. 78; „Furcht wahr dat Holt: item de Heyde.“ (Mantzel, Ruhestunden 24, S. 61); „Wor keene Furcht iß, dar iß ock keine Ehr.“ (ebenda, S. 62). Niemann, S. 8, verzeichnet hingegen noch „*Frucht*. S. Timor.“ und „*Früchten*. V. Timere.“ Ackermann, Sprache, S. 29, meint 1794 über den Landmann, „Frucht verwechselt er immer mit Furcht“, siehe auch Ackermann, Verzeichniß, S. 272, dort ist neben dem Substantiv auch das Verb „Fru^chten“ verzeichnet. Im Botter-Vagel, S. 8, heißt es: „Ick fu^rcht, ick fu^rcht“. In dem Gedicht „Gretens Eh'stands-Klag' aus dem Jahre 1828 findet sich bereits „Furcht“: „Wenn se stets in Furcht möt schweben“ (Zierow, S. 165), ebenso bei Reinhold, A., S. 13: „Uht Furcht, dat kuⁿn em ohk so gähn.“ und Reuter: „Ut Furcht vör dat Franzosentüg“ (Läuschen un Rimels, in: Reuter, Werke I, S. 300 bzw. Reuter, Volks-Ausgabe II, S. 35). Bei ‚fürchten‘ schwankt er: „ahn sick im Geringsten tau fürchten“ (Ut mine Festungsid, Reuter, Volks-Ausgabe IV, S. 332) gegenüber „Dor frucht't ick mi nich bi“ bzw. „früchtst Du Di denn so“ (De Reis' nah Bellingen, Reuter, Volks-Ausgabe III, S. 153 bzw. S. 154). Die Ausgabe von Gaedertz und Neumann beseitigt diesen Wechsel zugunsten des hochdeutschen Wortes (Reuter, Werke II, S. 335 bzw. Reuter, Werke VI, S. 357). „Dei Reis' nah Bellingen“ (2. Aufl. 1858) hat wie die Volksausgabe noch „frücht“ und „früchtst“ (Reuter, Bellingen, S. 254 bzw. 255). Bornewiek nutzt 1865 „Furcht“ (Bornewiek, S. 34) und „sei fürcht sick vör Heinerich“ (ebenda, S. 43). Gilow, Leitfaden, S. 32, schreibt 1868 „r wird zuweilen versetzt, in Frucht, statt Furcht; fruchten, fürchten“, vgl. auch Gilow, Diéré, S. 170. Helmuth Schröder schwankt Ende des Jh.s: Im Gedicht „Fräden“ wählt er die nd. Form: „Dei vör Weltlarm sik deit fruchten“ : „Lüchten“ (Schröder, H., S. 76), in „De Kirchhoff is ehr Blaumengorden“ jedoch die hd.: „Dei sik fürchten dauhn vör'n Dod“ (ebenda, S. 77). Noch in der ersten Hälfte des 20. Jh.s verwendet Karnatz, S. 12, die niederdeutsche Form: „Oewersten all Lüd' fruchten sick vör den Deuwel“, allerdings ist bereits eine Anmerkung vonnöten: „= fürchten (alte Form!)“ (ebenda, Anm. 4). **Lucht**: Mantzel meint in seinen „Ruhestunden“: „Nofri pro Luft dicunt soepe Lucht“, (Mantzel, Ruhestunden 9, S. 47). Chytraeus, Sp. 18, vermerkt aber bereits 1582 nur „*Aer. Cic* : [sic] Lufft“, vgl. auch Sp. 19: „*Cæli aspiratio*, dat anweient des hemmels/ effte de lufft.“ Eine Wortliste von 1795 verzeichnet aber „Lucht, Luft; lüchtig, windig, kalt“ (– – s, Monatsschrift 5, 1795, S. 149), darüber hinaus den Satz „De Lucht is flo^hmig, die Luft ist tru^ebe.“ (ebenda, S. 147). Niemann, S. 16, erfasst ebenfalls nur „*Lucht*. S. Aër.“ Jeppe kennt in seiner Wortsammlung beide Varianten: „Luft oder Lucht hahlen, athmen.“ (Jeppe, S. 98). Nachweise für „Lucht“ finden sich noch im Botter-Vagel, S. 4 u. 9. Mussäus, Stände, S. 137, notiert ebenfalls noch „Lucht – Luft“, wie auch Sibeth, S. 51, und für Vorpommern Hoefler, Lautverhältnisse, S. 391; Reuter wechselt aber bereits: „Lucht“ : „Bucht“ (Hanne Nüte un de lütte Pudel, Reuter, Werke VI, S. 59); „kamm hei baben ut de Luft“ (Dörchläuchting, Reuter, Werke V, S. 13, so auch in Reuter, Volks-Ausgabe V, S. 3), ebenso Brinckman, z. B. im „Vagel Grip“: „man baben is de Lucht so rein un klor“ (Brinckman, Werke II, S. 324), „Swart is de Lucht“ (ebenda, S. 332), „Un din Lucht du [sic] halst du so swer“ (ebenda, S. 369)

heißt es in dem von 1790 „däglich“ ‚täglich‘ (Hg. 36, S. 2^b), „ihrlich“ ‚ehrllich‘ (Hg. 35, 2^a), „rieklich“ ‚reichlich‘ (Hg. 35, 2^b) usw. Die hochdeutsche Variante ist allerdings auch in älteren Gedichten nachweisbar, z. B. in einem von 1742: „temlich“ ‚ziemlich‘ (Hg. 31, 2^a), „ricklich“ ‚reichlich‘ (Hg. 31, 2^b). Vereinzelt ist es selbst in den ältesten zu finden, im zweiten (1676) z. B. wegen eines Reimes: „nich“ : „süverlich“ (Hg. 2, 3), dagegen heißt es ohne Reimzwang „Fin süverliken heer“ (ebenda). In Hg. 5, 2 (1698) kommen „schicklich“, „trefflich“ und „temlich“ ‚ziemlich‘ vor. In einem Bauerngespräch von 1718 heißt es „Christlik“ ‚christlich‘ (S. 630), „fahrlick“ ‚gefährlich‘ (S. 628), daneben aber „fahrlich“ (S. 629 bzw. 630) und „grülich“ ‚fürchterlich‘ (S. 629).²⁵⁴⁶ Ein jüngeres von 1734 weist auch beide Formen auf: „Fürstliken“ ‚fürstlichen‘ (S. 160) „dütlich“ ‚deutlich‘ (S. 162), „frylich“ ‚frei-

gegenüber „hoch ute Luft vun baben dal“ (ebenda, S. 360). Der Strelitzer Carl Reinhold verwendet „Luft“: „wenn se se ook glatt und gar uht de Luft gräp'n hebb'n“ (Reinhold, C., S. X), ebenso Bornewiek, S. 60: „un scheüt in dei Luft rin“. Holst, C., S. 150, verzeichnet für Ivenack „luft“. Gildemeister, S. 5, nutzt ebenfalls diese Form: „Fram halte swer Luft“. Der aus dem Fürstentum Ratzeburg stammende Joachim Voß verwendet sie 1910 im Kompositum „Luftlöcker“ (Voß, S. 45). Kolz, S. 68, gibt für Westmecklenburg ebenfalls „luft f. ‚Luft‘ an, meint aber auf S. 133: „rbg. luft f. ‚Luft‘, in der Lv hört man von älteren Leuten *luxt* noch ziemlich häufig, besonders in der Redensart *ub' lux heb'm* ‚(es) auf der Luft haben, kurzatmig sein‘; Jacobs, Teuth. 2, S. 132, kennt noch „*luxdiç* (zu mnd. luft, lucht) luftig, mit Zwischenräumen; *u-dluxdn* auslüften“, „*luxt*“ sei nur noch im Westen in der auch von Kolz angegeben Wendung zu hören (Jacobs, Teuth. 3, S. 147). Die Transkriptionen der in den 1920er Jahren angefertigten Grammophonenaufnahmen verzeichnen im ersten Wenkersatz für Schönberg „luft“ (Mecklenburgisch II, S. 8), für Leussow hingegen noch „luxt“ (ebenda, S. 15). In der Literatur hält sich die nd. Variante noch länger, als Beispiel sei Schröder, H., S. 76, genannt: „Eigensucht“ : „Hest du uprüm, dat giff Lucht!“ (aus dem Gedicht „Fräden“), Hartmann schreibt in der ersten Hälfte des 20. Jh.s schon mehrfach „Luft“: „wenn baben in dei Luft noch stickt dei Snei“ (Hartmann, Leigen, S. 58), „Harstluft“ ‚Herbstluft‘ (ebenda, S. 53), „Sommerluft“ : „Kluft“ (ebenda, S. 54), während Bernhard Oldörp 1931 eine Geschichte mit dem Titel versieht: „Dor liggt wat inne Lucht!“ (Oldörp, Lucht, S. 529). Das Wort verwendet er auch mehrfach im Text, z. B.: „mit Snei un Is un de frische Lucht“ (ebenda, S. 530). „**Mauder**“/„**Moder**“: In den Hochzeitsgedichten ist das Wort noch mehrfach belegt, z. B.: „een idder Mauder Kind“ (Hg. 8, 2 [1711]), „Dien leeve Mauder“ (Hg. 10, 3 [1712]), „Moder“ (Hg. 14, 2 [1712]), „unner Moder Rock“ (Hg. 21, 2 [1727]), „Sin hartleef Moderken“ (Hg. 34, 2^a [1759]). Brückner verwendet bereits „Mutta“ (Kahl, S. 116). Ein Geburtstagsgedicht für Friedrich Franz I., das 1828 im „Freimüthigen Abendblatt“ abgedruckt worden ist, enthält noch das nd. Wort, allerdings ist damit die Ehefrau gemeint: „Ja, Moder, la'wt un is gesund“ (e, Sp. 1034). Auch heute noch können „Mudder“ und „Vadder“ den jeweiligen Ehepartner bezeichnen (ein Nachweis findet sich z. B. in Alt Jabel: „donn geht uns Mudrer rin in de Geschäfte“). Mussäus, Sprachlehre, S. 3, kennt für „Mutter – Mauder und Mutter“. Albert Reinhold schreibt „Morer“, z. B. „'Ne [sic] sanfte Warnung von de Morer“ (Reinhold, A., S. 38), „Dien' Morer spund all Flaß fo'r Geld.“ (ebenda, S. 62). Ein Maschenmerkreim (nach den Angaben Mielcks von einem um 1830 verstorbenem Wismarer vorgetragen) enthält bereits beide Varianten: „mudder Reifersch“, „oll moder säd“ (beide Mielck S. 66). Reuter nutzt „Mutte“ in den Polterabendgedichten (Reuter, Julklapp, S. 46), später vielfach „Mudder“ bzw. „Mutter“, die Schreibung weicht in den Werkausgaben untereinander ab (z. B. in „Ut mine Stromtid“, Reuter, Werke III, S. 15). Daneben findet sich aber auch noch „Mauder“: „Un wat ehr Mauder säd“ (De Reis' nah Bellingen, Reuter, Werke VI, S. 314); „æwer sin Vader un sin Mauder in de Ird“ (Dörchläuchting, Reuter, Werke V, S. 147). Bei „Hanne Nüte un de lütte Pudel“ unterscheiden sich die Ausgaben: in der von 1865 ist „Sin Vader süs, sin Mauder süs“ zu lesen (Reuter, Hanne Nüte, S. 53), in der Volksausgabe und bei Gaedertz/Neumann jedoch „Moder“ (Reuter, Volks-Ausgabe IV, S. 35 bzw. Reuter, Werke VI, S. 43). Im selben Kapitel kommt aber auch „Mudder“ (Reuter, Werke VI, S. 42)/„Mutter“ (Reuter, Hanne, Nüte, S. 52; Reuter, Volks-Ausgabe IV, S. 34) vor. In Brinckmans „Kasper-Ohm un ick“ wechseln ebenfalls niederdeutsches „Moder“ und hochdeutsches „Mutter“: „Moderbroder“ ‚Onkel mütterlicherseits‘ (Brinckman, Werke I, S. 38), „vör min eegen Moder“ (ebenda, S. 49), „min selig oll Moder“ (ebenda, S. 51 u. 63), „schreg min Moder“ (ebenda, S. 51), „as min Moder“ (ebenda, S. 53) usw. gegenüber „Eikatern sin Mutter“ (ebenda, S. 63), „nah Mutter Meyersch von de Altona“ (ebenda, S. 111), „bi Mutter Petermannsch odder Dielsch“ (ebenda, S. 120), „Mutter Schulten“ (ebenda, S. 121), „din eegen Mutter“ (ebenda, S. 147), „Wat Mutter sick“ (ebenda, S. 198) usw. Bornewiek, S. 2, schreibt „Mauder Natur“, ansonsten aber „Mudder“ (z. B. ebenda, S. 10). Wiggers, S. 13, erfasst „mutter für moder“; Sibeth hat „**Mauder**“ (Sibeth S. 54), „**Moder**“ (ebenda, S. 55) und „**Muttersähning**“ (ebenda, S. 57), unter

lich' (S. 161).²⁵⁴⁷ In allen Fällen variiert zumindest die Schreibung. Welche Aussprache vorherrschte, lässt sich anhand dieser Belege jedoch nicht sagen, da hier mehrere Faktoren eine Rolle spielen, z. B. Einfluss der hochdeutschen Schriftsprache, auf der anderen Seite könnten aber auch bewusst noch ältere Formen gewählt worden sein. Bei Lessen findet sich *-lich*, z. B. in „südlich“ : „nüdlich“.²⁵⁴⁸ Mussäus schreibt „etzliche“.²⁵⁴⁹ Albert Reinhold nutzt nur die hochdeutsche Endung, z. B. „du^ehtlich“ ‚deutlich‘, „fro^ehlich“ ‚freundlich‘.²⁵⁵⁰ Auch bei Reuter herrscht sie ausschließlich vor, z. B. in den „Läuschen un Rimels“: „fründlich“ ‚freundlich‘.²⁵⁵¹ Niederdeutsches *-schop* findet sich noch in Hg. 20, 1 (1726): „Fründschop“ ‚Verwandtschaft‘. Dähnert schreibt ebenfalls „Fru^endschoop“.²⁵⁵² A. Reinhold verwendet

„**Mutting**“ steht als Beispielsatz: „**bi Muttern is't am besten**“ (ebenda). Der Vorpommer Gilow kennt 1868 „Maurer, Mauder, Moder, Mutté“ (Gilow, Leitfaden, S. 34), als Deminutivform „Mutting, Mütting“ (ebenda, S. 45); Hoefler, Lautverhältnisse, S. 391, gibt 1851 nur „môder“ an. Schumann erfasst für Lübeck 1907 „Moder, Mudder“ (Schumann, Wortschatz, S. 67), „S.[wiger]moder“ (ebenda, S. 68), „Stefbroder, -dochter, -kind, -moder“ (ebenda) auch „Möm“ (ebenda, S. 67), allerdings nur „Grot-, meist Großmudder“ (ebenda). Kolz, S. 119, gibt ebenfalls hochdeutsches „mur“ an, „mou-r“ stuft er als veraltet und selten ein (ebenda, S. 92). Der aus Barth, also Vorpommern, stammende Gerhard Schmidt meint 1912, „maurə, f. Mutter, as. mōðar ist verdrängt durch das hd. murə.“ (Schmidt, G., S. 55), wobei er sich auf seinen Heimatort bezieht. Helmuth Schröder schwankt in „Hartnack“ zwischen „Moder“: „Wulfen Moder“ (Schröder, H., S. 183) und dem hd. Wort: „Mudder Waßmuthsch“ (ebenda, S. 189), „Mudders“ (ebenda, S. 192), als (substantiviertes) Adjektiv nutzt er das hd. Wort: „Denn födder ick van em min Mütterlich“ (ebenda, S. 188). Hartmann verwendet ebenfalls die hd. Variante: „uns Mudders“ (Hartmann, Leigen, S. 51), „Oh, Mudder, Mudder“ (Hartmann, Vertellers, S. 61). Die nd. Form kommt noch im Gedicht „Dor har sei't her“ vor: „Swart-Maudersch hett sik gor nich ziert“ (ebenda, S. 32). Unter Reimzwang schreibt er auch „Wildantenurgrotmauder“ ‚Wildentenurgroßmutter‘: „Rauder“ ‚Ruder‘ (Hartmann, Leigen, S. 102). Der ältere Clasen verwendet das nd. Wort hingegen noch durchgängig (z. B. Clasen, S. 2). Die Koseform mit *-ing* erscheint früh beim hochdeutschen Wort. Reuter und Brinckman nutzen es häufig, z. B. „Sin Mudding kakt dat Abendbrot“ (Hanne Nüte, Reuter, Werke VI, S. 43), „Vatting un Mutting – Mutting in swartsiden Mantel“ (Kasper-Ohm un ick, Brinckman, Werke I, S. 71), daneben auch „Möding“ bei Brinckman (z. B. im „Vagel Grip“): „un Möding hett di nog nu küßt“ (Brinckman, Werke II, S. 292), „De Mand is dat, Möding!“ ‚Ach nee, min leew Möding!‘ (beide ebenda, S. 341). Sibeth, S. 57, verzeichnet nur „**Mutting**“. Teuchert, Mudding, S. 90, behauptet 1953, dass „*Moder Mauder* noch heute in unbeeinflusster Mundart zu hören sei“, auf den Aufnahmen ist es jedoch nicht mehr nachweisbar. Jacobs, Teuth. 2, S. 117, gibt bereits Mitte der 1920er Jahren für Broock an, „das lautgesetzl. *mourə* ist gänzlich ausgestorben.“ Ein Beleg außerhalb der Mundartliteratur findet sich noch für die (vermutlich) erste Hälfte des 20. Jh.s in einer Besprechungsformel, dort in der Bedeutung von ‚Gebärmutter‘. Allerdings ist das Wort bereits kleingeschrieben, was vermuten lässt, dass nicht mehr bekannt war, was es eigentlich bezeichnen soll: „Du maurer Kolik du sollst barsten“ (Anonym, Besprechungsformeln, S. 4). Der Wolgaster Warnkross erfasst das nd. Wort 1912 ebenfalls in solch einem Spruch, hier hat es sich durch den Reim halten können: „*bü'st dü p̄f̄foŋ in faurp̄ / zō help dī jots maurp̄*“ (Warnkross, S. 73). In einer Variante eines Pfingstspruches heißt es noch, durch den Reim bedingt etwas entstellt „Gaud'n Dag, gaud'n Dag, Fru Mauderin“ : „Fauder in“ (1934) (Suhrbier, S. 427), vgl. dazu auch Teuchert, Sprachschichten, S. 5. Das Vordringen des hd. Wortes ist auch daran ersichtlich, dass dieses häufig als Basis für die Koseform *-ing* verwendet wird; Teuchert, Mudding, S. 90, verzeichnet nur einen außerliterarischen Nachweis für „*Moding*“ aus dem Jahre 1925 „aus dem Munde einer 80jährigen Frau“ aus „Dierhagen, Kreis Rostock“. Alle niederdeutschen Wörter, die hier behandelt wurden, können selbst auf den Aufnahmen von 1962/63 nicht mehr nachgewiesen werden.

²⁵⁴³ MWB, Bd. III, Sp. 818 f. Das Substantiv hat sich etwas länger gehalten, im Hg. 8, 3 (1711) heißt es beispielsweise: „Un wurd van Höhfft tau Faud da tau gantz Kater natt.“ Wilke, S. 69, schreibt im Gedicht „De Harke“: „Kortum he is van Ho^efd to Foot / Jezund binah nich mehr to kennen“ (1812). Ritter, S. 9, beschränkt es auf das Vieh, Jacobs, Teuth. 2, S. 118, ebenfalls und kennt es ansonsten noch im Kompositum „*häg nhö^ft* Kopfende der Harke“ (ebenda). Diese Aussage deckt sich mit der Kruses, der für Südmecklenburg angibt: „*hö^ft* (mnd. *hö^vet*, *hö^ft* Haupt) nur noch erhalten in *häg η^hhö^ft* m. Kopfende der Harke und *hö^ft-sto^u* 7 m. (mnd. *hö^vet-stöl* m. [...] [der vorangegangene Abschnitt ab der Klammer nochmals abgedruckt, ein Druckfehler, deshalb ausgelassen, A. K.] Kapital)

das hochdeutsche Suffix: „Gesellschaft“, „Herrschaft“²⁵⁵³, Reuter ebenso: „Un wat min Fründschafft [hier: Verwandtschaft, A. K.] is“ (Läuschen un Rimels).²⁵⁵⁴ Bereits Schlue schreibt „gesellschaft“.²⁵⁵⁵ In einer Predigt aus dem 18. Jahrhundert aus Zapel kommt „Fihnschafft“ ‚Feindschaft‘ vor.²⁵⁵⁶ Ackermann beklagt 1794, dass Landleute unter „Leidenschaften“ ‚Leiden‘ verstünden und es so auch in niederdeutscher Rede verwendeten: „dei so all Leidenschaften naug hett“.²⁵⁵⁷ Hofer gibt 1851 für Vorpommern an, „[d]ie Endung schop für schafft ist selten geworden, doch hört man sie noch“.²⁵⁵⁸ Günther notiert nach 1840 noch folgende Redewendung: „Hei wier in de Gesellschop as de Uhl mank de Kraien.“²⁵⁵⁹ kennt aber bereits „Varerschaft“.²⁵⁶⁰ Reuter schreibt „de Gesellschaft paßt em nich“.²⁵⁶¹ Die niederdeutsche Form ist noch gelegentlich in der Mundartliteratur anzutreffen, dann aber bewusst von den Autoren eingesetzt: Helmuth Schröder gibt einem Gedicht den Titel „Fründschop“,²⁵⁶² in „Nimm, as ’t kümmt“ nutzt er aber „Fründschafft“.²⁵⁶³ Hartmann

Gesamtvermögen an Grund und Boden und barem Geld“, Kruse, Erich: Dialektgeographie von Südmecklenburg und den angrenzenden Elbmarschen Brandenburgs und Hannovers. Auszug aus der Inaugural-Dissertation der Philosophischen Fakultät zu Rostock, Halle (Saale) 1923, S. 4. Gehalten hatte sich das Wort zudem als Bezeichnung für einen Teil der Kornharke (vgl. Blume, S. 10). Mantzel, Ruhestunden 15, S. 34, macht diese Unterscheidungen noch nicht: Ho^{ft}: das Haupt, pars superior capitis, diverfi conceptus a Kopf, qvæ vox cum τω caput originis ejusdem est.“ Er nennt darüber hinaus Ortsbezeichnungen, die dieses Wort enthalten: „dat Klu^tzer Hoef: Brunsho^fen“ (ebenda), Letzteres ist noch bei Wossidlo, Reise, S. 136, zu finden: „In Bruunshöven knarren de Lüd’ mit ’t Grootheck, dormit dat de Schöp up Strand lopen soelen“. Der Ort wird auch in den Aufnahmen zu Carolinenhof genannt, dort aber in hochdeutscher Lautung „Brunshauptn“. Reuter verwendet dat nd. Wort ebenfalls noch: „üm Höwt un Schuller un Lenden leggt“ (Ut mine Festungstid, Reuter, Werke II, S. 246), „un as nimodsche Niobe dat Höwt verdecken kunnt“ (De Reis’ nah Konstantinopel, Reuter, Werke VII, S. 460) usw. Das MWB, III, Sp. 817, führt noch einen Nachweis von 1887 an: „denn’ spaakt dat in dat Höwt er ist verrückt“. Auf den Aufnahmen nutzten die Sprecher stattdessen „Kopp“, z. B. „bünn sick ’n Dauk üm Kopp“ (Kieve). Bereits Reuter nutzt dieses Wort sehr häufig, im „Dörchläuchting“ heißt es beispielsweise „sei läd ehren Kopp an ehre Swester ehre Bost“ (Reuter, Werke V, S. 252). Mit „Höwt“ drückt Reuter in diesem Werk hingegen „Erhabenheit“ aus, er verwendet es ähnlich wie das hochdeutsche „Haupt“: „hei gung ok nich, hei swewte; un hei was doch irst blot in de Vörhall von all de Seligkeit, de hei sik utmalt hadd, un de hüt noch in vullen Gøten cøwer sin glücklich Höwt süll utgaten warden“ (ebenda, S. 198). Als Präfix nutzt er die hochdeutsche Form, z. B. „Hauptperþonen“ (ebenda, S. 197). Bereits Babst, Naschrapels, S. 6, schreibt „Hauptmann“ [sic].²⁵⁴⁴ MWB, III, Sp. 530.

²⁵⁴⁵ Dietz, S. 127: „Die Endsilbe *lick* wird von den Städtebewohnern heutiges Tages häufig *lich* gesprochen, wie im Hochdeutschen. Der Bauer aber sagt gemeiniglich *mägelk* statt möglich u. dgl., sonst *lick*, auch *lich*.“

²⁵⁴⁶ Die Seitenzahlen beziehen sich auf Rösler, Bauerngespräch (siehe Anm. 1512).

²⁵⁴⁷ Die Seitenzahlen beziehen sich auf Kohfeldt, Bauerngespräche (siehe Anm. 1036).

²⁵⁴⁸ Lessen, Hellenia, S. 47, Str. 24.

²⁵⁴⁹ Mussäus, Sprachlehre, S. 31.

²⁵⁵⁰ Reinhold, A., S. 5 bzw. S. 4.

²⁵⁵¹ Reuter, Werke I, S. 259.

²⁵⁵² Dähnert, S. 135.

²⁵⁵³ Reinhold, A., S. 35 bzw. S. 39.

²⁵⁵⁴ Reuter, Werke I, S. 338.

²⁵⁵⁵ Schlue, S. 9: „Den hyr ys eine fyne gesellschaft vtherlesen“.

²⁵⁵⁶ K., S. 152: „dat ji minnichmal in Striht un Fihnschafft lev’t“.

²⁵⁵⁷ Ackermann, Sprache, S. 29.

²⁵⁵⁸ Hofer, Lautverhältnisse, S. 378.

²⁵⁵⁹ Günther, Hs., S. 27, Nr. 171 (nach seiner Zählung, eigentlich Nr. 172).

²⁵⁶⁰ Ebenda, S. 44, Nr. 269.

²⁵⁶¹ Reuter, Werke III, S. 354.

²⁵⁶² Schröder, H., S. 91.

²⁵⁶³ Ebenda, S. 50: „Slüttst du hüt Fründschafft up Leben un Dod“.

verwendet „Gesellschop“²⁵⁶⁴ aber auch „Fründschaft“²⁵⁶⁵ und „Wissenschaft“.²⁵⁶⁶ Bei Oldörp findet sich noch „Wannerschopp“.²⁵⁶⁷

Das Suffix *-dom* hat sich dagegen etwas länger gehalten, es ist sowohl bei A. Reinhold („Riekdohm“ ‚Reichtum‘²⁵⁶⁸) als auch Reuter („Rikdaum“, z. B. in „Hanne Nüte un de lütte Pudel“²⁵⁶⁹) nachweisbar. Letzterer nutzt überdies „Eigendaum“ ‚Eigentum‘, z. B. in „Dörchläuchting“²⁵⁷⁰ daneben ist aber auch einmal „Nationaleigentum“ in „Ut mine Stromtid“ zu lesen.²⁵⁷¹ Lessen schwankt zwischen monophthongischer und diphthongischer Schreibung: „Riickdom“ gegenüber „Oellerdaums“.²⁵⁷² Helmuth Schröder schreibt in „Schulten Fiken“ „Riekdaum“.²⁵⁷³ Der einzige Nachweis auf den Aufnahmen hat das hochdeutsche Suffix: „Un dat is nu ehr Eigentum“ (Lancken). Mensing vermerkt für das Schleswig-Holsteinische die niederdeutsche Variante sei „in *Riek-doom* und *Egendoom* gebräuchlich, sonst wenig volkstümlich.“²⁵⁷⁴

Der Übergang von *-ing* zu *-ung* lässt sich an den Hochzeitsgedichten nachvollziehen.²⁵⁷⁵ Lauremberg bevorzugt noch die niederdeutsche Variante: „Mening“ ‚Meinung‘ (S. 6), „waning“ ‚Wohnung‘ (S. 12), „wercking“ ‚Wirkung‘ (S. 11) usw.²⁵⁷⁶ Das Hg. 8, 3 (1711) hat bereits *-ung*: „In Hapnung eenen Schillneck [sic] daby noch up tau stehcken“. „Mening“ ist dagegen noch 1742 nachweisbar (Hg. 28, 2^b). Ein Gedicht von 1724 enthält „Geeft Achtung“ und „in Oerdning“.²⁵⁷⁷ In einem

²⁵⁶⁴ Hartmann, Leigen, S. 11: „un ’n anner Mal in acht Daach nähmt wi de ganze Gesellschop mit na Hus.“

²⁵⁶⁵ Ebenda, S. 24, im Titel einer Geschichte: „Dor hürt dei Fründschaft up“.

²⁵⁶⁶ Ebenda, S. 25: „as hei mit sien Wissenschaft vör’t Daachslicht käum“.

²⁵⁶⁷ Oldörp, Nümmser, S. 271: „Dei kunn ganz bannig vetelln, van sien Wannerschopp, van dei Jagd, un wat dat süß noch so giff.“

²⁵⁶⁸ Reinhold, A., S. 62.

²⁵⁶⁹ Reuter, Werke VI, S. 21.

²⁵⁷⁰ Reuter, Werke V, S. 187.

²⁵⁷¹ Das Wort erscheint im niederdeutschen Text: „dat Schosseegeld möt afschafft un vör National-eigentum möt sorgt warden“ (Reuter, Werke IV, S. 215).

²⁵⁷² Lessen, Hellenia, S. 185, Str. 578 bzw. S. 145, Str. 418.

²⁵⁷³ Schröder, H., S. 163.

²⁵⁷⁴ Mensing, Otto (Hrsg.): Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch (Volksausgabe). Erster Band. A bis E, Neumünster 1927, Sp. 766.

²⁵⁷⁵ Ungewöhnlich mutet die Schreibung „Ordenung[e]“ in Gryses „Spiegel des Antichristischen Pawestdoms“ an, denn sie kommt darin mehrfach vor, z. B. „Na Ordenung der V. Ho^uetstu^ccke“ (im Titel) und S. Mm iij^a: „darnah volgen in der Ordenunge“, was einen Druckfehler kaum plausibel erscheinen lässt. Ansonsten herrscht aber *-inge* vor, z. B. „Vo^re vns nicht in vorso^kkinge.“ (S. Rr ij^a), alle Seitenzahlen nach: Gryse, Nicolaus: Spiegel des Antichristischen Pawestdoms / vn Lutterischen Christendoms / Na Ordenung der V. Ho^uetstu^ccke unsers H. Catechismi vnderscheiden. [...], Rostock 1593. Auch in Rostocker Verordnungen findet sich schon diese Endung, so beginnt der Titel einer Hochzeitsfestverordnung mit „Ordenung des Ersamen Rades tho Rostock“, und es findet sich „vormidung“ ‚Vermeidung‘ (S. Aj^a) darin, im Text selbst heißt es dann aber „einer billyken vnd rechtmetigen Ordeninge“, mit *-ing* erscheinen „allerley schade vnd vnordening“, „vmme beforderinge gemeines besten / ock tho vorho^ddinge vnno^diger vnkoste“ (alle Zitate S. Aj^b), alle Seitenzahlen nach: Ordenung des Ersamen Rades tho Rostock / wo ydt henferner / vnd na dessem dage / mit den Brudtlachtes kosten [...] schal geholden vnd [...] na gele^uet werden [...], [Rostock] [1567] (nachfolgend als Hochzeitsordnung zitiert). Vermehrt findet sich die Schreibung dann 1572: „Ordenung der Bru^wer vnd Schopenbru^wer.“ (S. A iij^a); „Ordenung der Dreger.“ (S. A iij^b); „Ordenung der Fohrlu^de.“ (S. A iij^b) usw., wobei das Wort aber auch im Text vorkommt: „Desse vo^rgesettede Ordenung“ (S. A v^a); „Jdt wil ein Erbar Radt desse Ordenung tho mindern / tho mehren vnd tho vorandern / jeder tydt sick hyrmit vo^rbeholden“ (S. A v^c), jedoch heißt es auch hier „dorch vnordeninge“ (S. A ij^c), d. h., die Schreibung <ung> ist nur auf ein einziges Wort beschränkt, was hochdeutschen Einfluss vermuten ließe, alle Seitenzahlen nach: Ordenung Eines Erbar Rades der Stadt Rostock / wat Schniddekern / Timmerlu^den / Mu^hrlu^den [...] an Lohne schal gegeuen werden [...], [Rostock] 1572.

²⁵⁷⁶ Die Seitenzahlen beziehen sich auf die Ausgabe von Braune (siehe Anm. 1502).

²⁵⁷⁷ Beide Nachweise: Anonym, Preester-Paar, S. 2.

Bauerngespräch aus dem Jahre 1734 gibt es weitere Belege für *-ung*²⁵⁷⁸: „Regerung“ ‚Regierung‘, (S. 161) „tidung“ ‚Nachricht‘ (S. 160), „Schälung“ ‚Meinung‘ (S. 161). *-ing* erscheint noch in „reckning“ ‚Rechnung‘ (S. 162). Mantzel verzeichnet hingegen „Scheelen“ und „Scheeling“²⁵⁷⁹ daneben z. B. noch „Hackenwending“²⁵⁸⁰. Dähnert schwankt: „Haapning“ ‚Hoffnung‘ (S. 174), verzeichnet aber neben „Mening“ auch „Menung“, die Beispiele weisen nur *-ung* auf, z. B. „Ick sede em du^gtig mine Menung“ (S. 304), „Scheling“ ‚Ungleichheit‘ (S. 403), „Tidung“ ‚Nachricht‘ (S. 485).²⁵⁸¹ Dahl erfasst in einem hochdeutschen Text hingegen noch 1756 „*Heuwinning*“²⁵⁸². In einer niederdeutschen Predigt (vor 1783) ist „Beetrung“ ‚Besserung‘ zu lesen.²⁵⁸³ Niemann kennt bereits „*Inbillung*. S. Imaginatio.“²⁵⁸⁴ bei Ackermann findet sich die Wendung „hei hett va^oel Inbillungskraft.“²⁵⁸⁵ Jeppe schreibt um die Jahrhundertwende, möglicherweise etwas davor, „Schäl od Schäling. Entschuldigungs Gründe, Rechtfertigung.“²⁵⁸⁶ aber auch „Ahnwending“ bzw. „Ahnwennung“²⁵⁸⁷. Mussäus verwendet das hochdeutsche Suffix: „so mäuten Sie [sic] mi ’n lütt’ Bescherung gäwen“²⁵⁸⁸ Lessen z. B. in: „Verführung“²⁵⁸⁹ und A. Reinhold ebenfalls: „Wannerung’n“ ‚Wanderungen‘.²⁵⁹⁰ Bei Reuter und Brinckman findet sich *-ing* nur noch in wenigen Wörtern, z. B. bei „Wenning“ ‚Wendung‘.²⁵⁹¹ Ersterer schreibt zudem „Ahnwennig“²⁵⁹² ‚die Stirnseite eines Ackerstückes, wo der Pflug wendet‘²⁵⁹³, das laut MWB „oft aber neuartig *-wennung*, *-wendung* (so namentlich im SO)“ heißt.²⁵⁹⁴ Nerger bemerkt im Wörterverzeichnis zum Gedichtband „Tremsen“ der Brüder Eggers: „Wennung, f., Wendung; die ältere Wortform Wenning besteht noch in An’wenning“²⁵⁹⁵. Sibeth erfasst wiederum nur „**Wenning**, Wendung, **Ahnwennung**“²⁵⁹⁶ obwohl beide Wortsammlungen aus derselben Zeit stammen. Für Pommern und Vorpommern erfasst Asmus 1894 die Varianten „Änwäng’ (fem.)“, „Änwinning“, in andern Gegenden Pommerns Winnig’ und Älwäng’, auf Rügen Änwennung.“²⁵⁹⁷ Reuter schreibt in seiner Erzählung

²⁵⁷⁸ Die nachfolgenden Seitenzahlen beziehen sich auf Kohfeldt, Bauerngespräche (siehe Anm. 1036).

²⁵⁷⁹ Mantzel, Ruhestunden 3, S. 52.

²⁵⁸⁰ Mantzel, Ruhestunden 4, S. 48.

²⁵⁸¹ Alle Seitenzahlen nach Dähnert (s. Anm. 10).

²⁵⁸² Dahl, Niederdeutsches, S. 77.

²⁵⁸³ K., S. 154.

²⁵⁸⁴ Niemann, S. 12.

²⁵⁸⁵ Ackermann, Sprache, S. 31.

²⁵⁸⁶ Jeppe, S. 149.

²⁵⁸⁷ Ebenda, S. 1 bzw. S. 7, vgl. auch Günther, Hs., S. 32, Nr. 211: „Wer sick up de Ahnwennung behelpen kann, de bliev von t grot Stück!“

²⁵⁸⁸ Mussäus, Stände, S. 121.

²⁵⁸⁹ Lessen, Hellenia, S. 68, Str. 109.

²⁵⁹⁰ Reinhold, A., S. 54.

²⁵⁹¹ „un makt ’ne halwe Wenning“ (Ut de Franzosentid, Reuter, Werke II, S. 61), „Otto Bold hadd blot ’ne halwe Wenning von’t Finster tau dat Vagelburken tau maken“ (Ut mine Festungstid, ebenda, S. 231) bzw. „un wur de Tung sick dorto in de Mund mit ’n halw Wenning dreigen müßt“ (Brinckman, Werke I, S. 91).

²⁵⁹² Reuter, Werke II, S. 56: „un hei möt taurüggtrecken un hier en Kil utspitzen un dor ’ne Ahnwennung nahhalen“ (Ut de Franzosentid).

²⁵⁹³ MWB, I, Sp. 399.

²⁵⁹⁴ Ebenda, Sp. 400.

²⁵⁹⁵ Nerger, Karl: Sprachliche Erläuterungen und Wörterbuch, in: Eggers, S. 382.

²⁵⁹⁶ Sibeth, S. 106.

²⁵⁹⁷ Asmus, [Ferdinand]: Sprachliches aus Pommern, in: Haas, A[lfred].; Knoop, O[tto].: Blätter für Pommersche Volkskunde. Monatsschrift für Sage und Märchen, Sitte und Brauch, Schwank und Streich, Lied, Rätsel und Sprachliches in Pommern. II. Jahrg., Nr. 3, Stettin 1. Dezember 1893, S. 47.

„Woans ik tau 'ne Fru kamm“ „Wennung“: „makte mit 'ne halwe Wennung 'ne Ort von Knicks“.²⁵⁹⁸

Brinckman nutzt im „Kasper-Ohm un ick“ überdies „Tiding“: „un wenn denn de Warremannersch kem un de Tiding bröcht“.²⁵⁹⁹ Die oben genannten Nachweise für „Tiding“ aus dem 18. Jh. zeigt jedoch, dass die Form mit niederdeutschem Suffix bereits rückläufig gewesen ist.²⁶⁰⁰ Helmuth Schröder schreibt 1907 „Nietieden“.²⁶⁰¹ Im 19. Jh. hatte sich *-ung* weitestgehend durchgesetzt, bei Brinckman finden sich beispielsweise „Meenung“ und „Betreckung“ ‚Beziehung‘.²⁶⁰²

Die Beispiele haben gezeigt, dass die hochdeutschen Endungen in das Wortbildungssystem der Mundart vollständig integriert sind, sie also auch mit mundartlichen Wörtern verbunden werden. Auf den Aufnahmen gibt es mehre Nachweise dafür, z. B. „Haupt-, äh, -inkööbm“ ‚Ort, wo vorrangig eingekauft wird‘ (Broock), „Hauptfang“ (Niendorf), „Hauptfest“ (Eldena, Glaisin, Möllin, Pinnow), „Hauptfestdääg“ ‚Hauptfesttage‘ (Alt Jabel), „Hauptfrucht“ (Eldena), „Hauptjohr“ ‚Hauptjahr‘ (Möllin), „Hauptschmää“ ‚Hauptschmiede‘ (Granzin), „Hauptschträät“ ‚Hauptstraße‘ (Groß Lantow), „Hauptschul“ ‚Hauptschulze‘ (Alt Meteln). Eine besondere Bedeutung hat „Haupt“ selbst erhalten, denn es bezeichnet das Wichtigste, die Hauptsache: „Fisch wier je dat Haupt bie uns in Kiff, wie hemm ja denn schön Kiwwer See hier, dor geef't'n Fisch, dee goot schmeckn deeden“ (Kieve); „wür ook noch 'n lüddn drunkn, dat wier je dat Haupt mit dat Ganse bie tau“ (Kieve); „dat kann man denn müür [= mör] bradn, un dat ischa ümmer dat Haupt erstmal“ (Möllin); „Holtünnerricht, dat hewwe liehrt, dat weer dat Haupt“ (Welzin). Für *-lich* seien nur ein paar Belege angeführt: „eegentlich“ ‚eigentlich‘ (u. a. Schönbeck), „rieklich“ ‚reichlich‘ (u. a. Badendiek), „tähmlich“ ‚ziemlich‘ (u. a. Jördenstorf), bei „nüülich“ ‚neulich‘ (Sanitz, Schlagsdorf, Zweedorf) zeigt sich zudem eine Endung, die beispielsweise auch bei „oewerst“ ‚aber‘ (Alt Jabel, Marnitz, Zweedorf sowie im außermecklenburgischen Sumte) zu finden ist. *-schaft* ist u. a. zu hören in „Aafschaft“ ‚Erbschaft‘, „Nähwerschaftn“ ‚Nachbarschaften‘ (Boldela), „Wannerschaft“ ‚Wanderschaft‘ (Cammin). *-tum* ist recht selten, es findet sich im bereits angeführten „Eigentum“. Für *-ung* gibt es zahlreiche Belege, da dieses Suffix häufig zur Bildung von Substantiven verwendet wird: „Afdeilung“ ‚Abteilung‘ (Bennin), „Meenung“ (Triepekendorf), „Teiknung“ ‚Zeichnung‘ (u. a. Kölzow), „Woehnung“ ‚Wohnung‘ (u. a. Carolinenhof)²⁶⁰³. Das erste Glied kann dann teilweise ebenfalls von einem hochdeutschen Morphem verdrängt werden, so ist in Bennin bereits „Erbschaftsstüuer“ ‚Erbschaftssteuer‘ zu hören, in Groß Lantow „up Erbschafts wäägn“.²⁶⁰⁴ Neben „Hauptsäk“ kommt bereits „Hauptsach“ vor, Ersteres

²⁵⁹⁸ Reuter, Werke VIII, S. 100. Die Volksausgabe hat „makt“ statt „makte“ (Reuter, Volks-Ausgabe III, S. 208).

²⁵⁹⁹ Brinckman, Werke I, S. 71.

²⁶⁰⁰ Vgl. auch Hg. 33, 1 (1746): „Wenn Rademacker Finck nich hat de Tiedung bröcht“.

²⁶⁰¹ Schröder, H., S. 163. Wossidlo, Reise, S. 100, erfasst dieses Wort noch mit *-ing* in der Seemannsprache: „Dee hollen sik eenen, dee ehr Nietidingen bringt von de Mannschaft.“ Bereits 1715 kommt jedoch die endungslose Form vor: „riden“ : „ikk moot eenst hörn / wat't gift för neje Tiden“ (Hg. 16, 2). (Der Schrägstrich bezeichnet in dem Zitat die Virgel.) Der Rügener Lehmann-Schiller, S. 10, verwendet *-ig* statt *-ing*: „Had hei Nitidigen oäwer dinen Vadder“; weitere Belege siehe auch MWB, V, Sp. 114. Bereits im „Rügianischen Wolfslied“ aus dem nahe angrenzenden vorpommerschen Sprachgebiet ist „De Tidung is nich godt“ zu lesen, Bentzien, Ulrich: Das Rügianische Volkslied, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Rostock. 7. Jahrgang 1957/58. Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe. Heft 1, S. 65 (Str. 40). Bentzien setzt als Entstehungszeit das Jahr 1660 an, „trotz einiger Sprachformen, die in das 18. Jh. weisen“ (ebenda, S. 59).

²⁶⁰² Beide Nachweise: Brinckman, Werke I, S. 75.

²⁶⁰³ Zur Verteilung „Wähnung“/„Woehnung“ vgl. Kap. 2.4.1.

²⁶⁰⁴ Hier ist jedoch nicht sicher auszumachen, ob das ganze Wort der Standardsprache entnommen wurde oder einfach nur noch das Bestimmungswort. In Nossentiner Hütte heißt das Wort „Aafschaft“.

überwiegt jedoch.²⁶⁰⁵ Die zweite Form wird wohl von „hauptsächlich“ gestützt, von dem es keine alternative niederdeutsche Variante gibt. In Lancken nutzt Sprecher drei „Nachborschaft“ ‚Nachbarschaft‘, das an das standardsprachliche Wort angelehnt ist. Hier vollzieht sich bei einigen Lexemen eine ähnliche Entwicklung wie bei den Suffixen selbst, nämlich die Verdrängung der niederdeutschen Formen.

„Nachbor“ kommt jedoch nicht nur in Verbindung mit *-schaft* vor, häufiger ist es ohne die Endung belegt, und zwar in Badendiek, Hoben, Kölzow und Rastow. Dabei übernehmen die Probanden hochsprachliches „Nachbar“ und passen es teilweise an die mundartliche Lautung an, allerdings nicht vollständig. Das ältere „Nähwer“ ist jedoch häufiger zu hören.

Eva-Sophie Dahl hat bei der Bildung der Komposita einige Abweichungen festgestellt, wobei sie sich hauptsächlich auf die Einträge im MWB stützt.²⁶⁰⁶ Neben dem auch in der Standardsprache üblichen Fugenelement *-s-* (in den Aufnahmen u. a. in „Koopmannslådn“ ‚Kaufmannsladen‘ [Bansow], „Lääbmsünnerholt“ ‚Lebensunterhalt‘ [Boldela], „Wiehnachtstiet“ ‚Weihnachtszeit‘ [Eldena] zu hören²⁶⁰⁷) erwähnt sie *-el-*,²⁶⁰⁸ das auch auf den Aufnahmen zu hören ist, so verwendet der ältere Trammer z. B. „Bagglitrogg“ ‚Backtrog‘ und „Ööglnäâm“ ‚Spitzname‘. Auch *-er-* kommt vor, so z. B. in „Kleederschap“ ‚Kleiderschrank‘ (Jördenstorf; nur im FT: Marnitz), „Hauhnerschall“ (Kölzow, Sukow)/„Häuhnerschtall“ (Lancken) ‚Hühnerstall‘ usw. Daneben ist dieses Element jedoch auch bei einigen Wörtern nachweisbar, wo es in der Standardsprache unüblich ist: eine Jördenstorferin nennt z. B. die „Tüwwelraggartiet“ ‚Zeit der Kartoffelernte‘, ein Marnitzer erwähnt die „Tüwwlraggermaschien“ ‚Kartoffelerntemaschine‘. Die Beispiele zeigen, dass die Zusammensetzungen aus mehreren Wortarten bestehen können, hier z. B. aus jeweils zwei Substantiven und einem Verb. Dass der Bestandteil „-racker-“ hier durchaus als Verb aufgefasst werden kann, macht die Wortbildung des Marnitzers deutlich, denn hier scheint eher der Vorgang des „Rackens“ gemeint zu sein als der „Racker“.²⁶⁰⁹ Eine besondere Bildungsweise liegt bei „Melkenkäh“ ‚Milchkühe‘ (Kieve, Welzin) vor. Auf den Aufnahmen kommt aber „Melkkäh“ ebenfalls vor (Eldena, Lancken, Pinnow, Schönbeck). In Groß Lantow sind beide Formen belegt. Dahl führt die Form mit *-en-* auf „*melken* milchen“ zurück, wobei die Endung keine Fuge, „sondern die Endung des Partizip Präsens, aus *-end*“, darstelle.²⁶¹⁰ Dieses Beispiel verdeutlicht, dass bei einigen Komposita verschiedene Bildungsweisen konkurrieren können. Im Gegensatz zur Standardsprache weist das Mecklenburgische kaum *-e-* als Fugenelement auf, Dahl führt „*Swerenot* ‚Schwerenot‘, bes. Epilepsie; *Swereleed* schweres Leid“ an,²⁶¹¹ Brückner schreibt jedoch bereits „Schwernoth“ und „Schwerangst“.²⁶¹² In reinen Substantivverbindungen ist es gar

²⁶⁰⁵ Die Variante mit „-sák“ kommt in Bansow, Carolinenhof, Hinrichshagen, Lüblow, Möllin, Pritzier, Welzin und Züsow vor, die mit hochdeutschem „-sach“ in Glaisin, Schönbeck, Warlin, Welzin und auf den Zusatzaufnahmen zu Niendorf. In Retschow sind beide Formen nachweisbar.

²⁶⁰⁶ Dahl, Komposita, S. 32.

²⁶⁰⁷ Hinzu kommen auch Bildungen mit *-s-* bei „Swien“/„Schwien“, wo in der hochdeutschen Umgangssprache stattdessen häufig ein *-e-* bevorzugt wird: „Swiensblaut“ ‚Schweineblut‘ (Züsow), „Swiensbrådn“ ‚Schweinebraten‘ (Kieve), „Swiensohr“ ‚Schweineohr‘ (Bennin) usw.

²⁶⁰⁸ Dahl, Komposita, S. 31 f.

²⁶⁰⁹ Vgl. ebenda, S. 32: „Es ist möglich, von Zusammensetzungen zweier Substantive auszugehen: *Binnerdauk* Kopftuch der Binderin; *-hark* Harke der Binderin“; *Melkerdracht* Eimertragholz der Melkerin. Jedoch die Mundartssprecher stellen diese logische Zuordnung nicht her. *Binnerdauk* ist Syn. für *Binneldauk* und *Binn'dauk*, *Binnerhark* desgl. für *Binnelhark* und *Binn'hark*, *Melkerdracht* für *Melkdracht* und *Melkendracht*; *Drinkerbuddel* ist nicht die Flasche eines Trinkers, sondern die *Drinkbuddel*.“

²⁶¹⁰ Ebenda.

²⁶¹¹ Ebenda, S. 30.

²⁶¹² Kahl, S. 116 bzw. S. 117.

nicht mehr vorhanden.²⁶¹³ Bis auf *-er-* bei Verben und *-el-* weist die Mundart jedoch dieselben Bildungsmuster wie die Hochsprache auf.

Bereits im Kapitel über die regionalspezifischen Unterschiede hat sich gezeigt, dass Begriffe, die stark von den entsprechenden standardsprachlichen abweichen (Bier, Marrick, Wädick usw.), ersetzt werden. Der neue Ausdruck kommt in seiner Lautung der hochsprachlichen näher (Ääwer, Räägnworm, Erbl). Diese Entwicklung wird durch die veränderte Kommunikationssituation begünstigt: während im 19. Jh. auf dem Lande das Niederdeutsche im mündlichen Bereich dominierte, kam im 20. Jh. das Hochdeutsche auch hier als Konkurrenz auf.²⁶¹⁴ Die Sprecher wechseln heute zwischen zwei Registern, dem plattdeutschen Dialekt und der hochdeutschen Umgangssprache. Dementsprechend fällt die Wahl dann zumeist auf das mundartliche Wort, das der Umgangs- bzw. Standardsprache näher steht, da sich der Registerwechsel dann einfacher gestaltet. Während der Proband z. B. bei „Ääwer“ nur eine geringe Anpassung zum hochdeutschen „Eber“ vornehmen muss, stellt „Bier“ ein eigenständiges Formativ dar, für das es keine Entsprechung gibt, wenn er zur Umgangssprache wechselt. In älteren standardsprachlichen Texten finden sich deshalb diese Mundartausdrücke manchmal wieder, da den Schreibern kein anderes Wort geläufig war: „Man gebraucht eine Sau nicht länger als höchstens sechs Jahre zur Zucht, einen Kempen aber, wenn es sein kann, nicht länger als zwei Jahre“ (1768).²⁶¹⁵ „Kemp“ wird heute wie gleichbedeutendes „Bier“ ebenfalls von „Ääwer“ verdrängt. Diese Tendenz lässt sich auch anhand der Übersetzungstexte nachvollziehen. Beispielsweise übertragen viele Probanden ‚festhalten‘ mit ‚fastholl‘, es sei hier stellvertretend Sprecher zwei aus Boldela genannt. In seiner FE hat er zuvor ein anderes Wort dafür benutzt: „Uns Nähwer Benntien hett s’ to hooln un höölt se [das Schwein, A. K.] nu an Stiert wiss“. In den MWB-Sätzen ist dieses Wort in denjenigen Orten, wo es abgefragt worden ist, jedoch selten zu hören.²⁶¹⁶ ‚tränken‘ umschreiben vor allem die Probanden auf den neueren Aufnahmen mit ‚to suubm gääbm‘, obwohl sie auch ‚bör(d)n‘ kennen.²⁶¹⁷ Die zweite Kosebaderin antwortet auf die Frage hin, ob sie noch ein anderes Wort für ‚Frosch‘ kenne, sofort mit ‚Kollducks‘. In diesen Fällen zeigt sich, dass viele hochdeutsche oder der Standardsprache nahestehende Wörter ohne weiteres integriert werden können. Einige mundartliche Lexeme sind dagegen nur zu hören, wenn die Probanden sie bewusst wählen konnten (so z. B. ‚Marring‘ bei einer Demenerin) bzw. sie nachträglich abgefragt werden. Andererseits verleitet die Vorlage aber auch zu diesen den hochdeutschen Wörtern nahestehenden Varianten, obwohl die andere Form noch in Gebrauch ist (‚fast‘ statt ‚wiss‘; ‚Fleischer‘ bzw. in Mecklenburg-Strelitz [Schönbeck, Warlin] und beim Wismarer ‚Fleescher‘ statt ‚Slachter‘/‚Schlachter‘, der jüngere Trammer verwendet ‚Metzger‘; ‚üm teihdn‘ statt ‚Klock teihden‘ [z. B. bei

²⁶¹³ Dahl, Komposita, S. 31.

²⁶¹⁴ Vgl. dazu Kap. 6.3.

²⁶¹⁵ Zit. nach: MWB, IV, Sp. 221.

²⁶¹⁶ In Woez ist es bei zwei Sprechern nachweisbar, in Boldela bei einem, desgleichen in Pinnow (hier als ‚wissfää‘). In den FE ist das Wort häufiger belegt, so sagt z. B. Sprecher drei aus Pritzier: „Jå, ein höölt denn achter an Strang wiß, denn watt ’n Strang an Bein bunn, dee höölt em wiß“. Dabei wechselt er auch zwischen beiden Wörtern: „Wenn man’t nich wiß höölt un ollig fast höölst, denn bruukt dat bloß einmal antofoddn, un denn isse fahrig.“

²⁶¹⁷ Blume, S. 80, gibt für Stargard noch ‚vetarn‘ an, verzeichnet jedoch einen Rückgang zugunsten von ‚bö, rn‘. Er erfasst für beide Wörter ‚[s]üdnlich Userin-Dabelow‘ jedoch bereits ausschließlich ‚das umschreibende zūpm krīj‘ ‚Saufen erhalten‘ (ebenda). Gilow kennt aus dem südwestlichen Vorpommern ‚bö, rn. das Vieh tränken‘ (S. 68) und ‚wätörn, wässern; wätért, wässert, gewässert, getränkt‘ (ebenda, S. 105).

Sprecher drei in Bennin];²⁶¹⁸ „träädñ“ statt „peddn“/„perrn“ [u. a. Sprecher vier in Warlin, Sprecher eins in Tramm]²⁶¹⁹).

Relativ häufig ist auch „siehr“ in der Bedeutung von ‚sehr‘ belegt, und zwar nicht nur in den Übersetzungstexten, sondern auch in den FE: „sönn Bernhaadiener, un dee intressiertn mie ümmer siehr dull“ (Boldela), „Dat is ’ne siehr schwiere Aabeit wess“ (Kieve), „meistns räädt man nich so siehr vääld dor oewer“ (Lichtenhagen) usw. Das MWB gibt als Hauptbedeutung noch „wund, krank“ an und behauptet „als verstärkendes Adv. nicht volksläufig, doch unter hd. Einfluß möglich [...], üblich statt dessen Verstärkung durch *bannig, dull, furchtbor, gräsig, gefährlich, heil, mächtig*“.²⁶²⁰ Wossidlo macht diese Verwendungsweise auch in der Mundart aus, bemerkt aber: „Zur Verstärkung des Positivs wird *siehr* dagegen sehr selten angewandt.“²⁶²¹ Die zahlreichen Nachweise für ‚sehr‘ im FT bestätigen standard-sprachliche Einwirkung,²⁶²² doch lässt sich die Bedeutung auch in älteren Texten nachweisen, so z. B. in der Chronik des M. Johann Werkmann (16. Jh.): „Do was dar ein mank, de em sere gunstich was vp de tiid“.²⁶²³ In einem Frauenbrief aus dem 16. Jh., der bereits mit Hochdeutsch durchsetzt ist, heißt es: „dar my herzlich ser nah verlanget“.²⁶²⁴ Schlue schreibt 1606: „Dewyle auerst ock tucht vnde ehr, / Tho Rome wurt hoch gepryset sehr“.²⁶²⁵ Raupach zitiert aus der Bibel „Itt as ein Mynsk, wat dy vörset is un fret nich tho seer“ (Sirach 31, 19).²⁶²⁶ Das Hg. 5, 2 von 1698 schreibt „Un de anner bloß sehr grof“, in einem von 1712 findet sich „Wenn man jug thau sehr will plagen“ (Hg. 11,4), 1739 lassen sich „seir oft“ ‚sehr oft‘ und „seir vell“ ‚sehr viel‘ nachweisen (Hg. 25, 2); in einem von 1741 heißt es „nich so siehr vör ävel nehmen“ (Hg. 27, 3). Im Bittschreiben eines Studenten heißt es 1732: „Tho Dy hebb ick fehr groot Vertruen“.²⁶²⁷ Auch Reuter macht bereits häufig Gebrauch von der Partikel,²⁶²⁸ so lautet ein Gedicht in seinen „Läuschen un Rimels“: „Dat sünd up

²⁶¹⁸ Einige Probanden übersetzen sogar „üm teihdn Uhr“, z. B. Sprecher fünf in Marnitz.

²⁶¹⁹ Hier ist folgender MWB-Satz gemeint: „Er muß erst mit dem linken Fuß auf die Leitersprosse treten.“ In diesem Zusammenhang herrscht „peddn“/„perrn“ vor. Im Sinne von ‚vor Publikum usw. auftreten‘, ‚herantreten‘, ‚vertreten‘ usw. wird ausschließlich „träädñ“ genutzt: „donn bün’ck in, in Ruhestand träädñ“ (Jördenstorf); „donn bün ick in mien eistn Uutstand [hd. Streik, A. K.] träädñ“ (Niendorf); „Kannst du uns nich mä veträädñ?“ (Marnitz); „dee wier afhaut, so dat ick ääbm veträädñ künn“ (Lüblow), „Dee sünd denn woll in, inne achtziger Johr, nich, donn sind dee lesnassn upträädñ“ (Groß Lantow). „perrn“ meint hingegen eher das Treten mit den Füßen usw.: „dee perrt doch sovääld Kuurn dääld“ (Bristow); der erste Sprecher aus Selmsdorf gebraucht es im übertragenen Sinne: „Und denn hett dee Oll mie sovääld perrt, dat ick Buuer waadn sull“, d. h. ‚er hat mich gedrängt‘; der dritte aus Marnitz ebenfalls „Entweder du schaffst dee Landwirtschaft af, oder ick perr mie’n Stieg!“, d. h. ‚oder ich gehe fort‘. Auch hier liegt jedoch die Vorstellung des Tretens zugrunde. Gundlach, Aant, S. 50, geht ebenfalls auf diesen Bedeutungsunterschied ein: „Wenn wir in einem alten Kalender noch lesen: *He tritt up ’n Steel*, ‚er trat auf den Stiel‘ einer Harke, so würde es heute heißen: *Hei pedd’t up ’n Stäl*.“ Brinckman verwendet im „Kasper-Ohm un ick“ noch beide Formen nebeneinander: „denn de Bälgenträder füng an to pedden“ (Brinckman, Werke I, S. 109), wogegen es im außermecklenburgischen Sumte auf den Tonbandaufnahmen heißt: „Müt denn olln Klinkbüudel ümmer rümloobm, denn määkst Du dat Bälknperrdn! Un nu heit je sönn Bälknperrer, dee waat ook Windmäker seggt, dee wür’t je denn ook denn Wind, niedn vör dee Orgelpiepm.“

²⁶²⁰ MWB, VI, S. 296.

²⁶²¹ Wossidlo, Richard: Einige beachtenswerte Wortbedeutungen im Mecklenburger Platt, in: Festschrift zur Feier des fünfzigjährigen Dienst-Jubiläums des Herrn Gymnasialdirektors Dr. Nölting herausgegeben von dem Lehrerkollegium der Grossen Stadtschule zu Wismar, Wismar 1886, S. 171.

²⁶²² Vgl. die Kap. 2.1.3, 2.2.2 und 2.3.2.

²⁶²³ Techen, Unruhen, S. 117.

²⁶²⁴ Grotfend, Frauenbriefe, S. 185.

²⁶²⁵ Schlue, S. 10.

²⁶²⁶ Raupach, S. 128/129.

²⁶²⁷ Walther, S. 32.

²⁶²⁸ Das MWB, VI, S. 296 geht dabei von einem Adverb aus. Der Grammatik-Duden ordnet „sehr“ den Partikeln zu, einer „Rest- und Sammelklasse“ (Duden, Bd. 4, S. 345), der es als Adverb angehört

Stunn's sihr slichte Tiden“.²⁶²⁹ In Wossidlos Volksüberlieferungen ist sie ebenso nachweisbar.²⁶³⁰ Dähnert erfasst es nur als Adverb, in seinem Beispiel ist „sehr“ jedoch ein Adjektiv: „Seer, adv. Sehr. Een seer Keerl. Ein tüchtiger Kerl.“²⁶³¹ Sibeth bringt „sihr“ kaum mehr mit ‚krank‘ bzw. ‚wund‘ in Verbindung, sondern in erster Linie mit der Steigerungspartikel ‚sehr‘, wie sein Beispiel und die Übersetzung dazu zeigen: „**sihr**, sehr; **mi is sihr**, ich leide sehr an Etwas, fühle mich krank, schwach“.²⁶³² Gilow gibt für Vorpommern 1868 „sier, sehr“ an.²⁶³³ Wossidlo verzeichnet die Bedeutung ‚krank‘ noch in dem Wundsegen: „Häusterblatt, heile dat, hüüt sihr, morgen bäter“,²⁶³⁴ und meint dazu: „Sihr kommt in unserer Mundart noch heute in der ursprünglichen Bedeutung vor.“²⁶³⁵ Kolz stellt jedoch 1914 für den Westen fest: „zi⁹ *, ‚wund‘. Ich habe das Wort nur einmal gehört von einem ganz alten Schäfer, der es noch aus früheren Zeiten her kannte“.²⁶³⁶ Seine Angabe, dass hingegen die Bedeutung ‚sehr‘ nur in der Stadtsprache vorkomme, trifft für die Aufnahmen nicht mehr zu.

Es seien weitere Beispiele genannt, wo hochdeutsche Wörter bzw. Begriffe, die den standardsprachlichen nahe stehen, die mundartlichen verdrängen oder in Konkurrenz zu ihnen auftreten: In den FE ist in Granzin und Kölzow jeweils einmal „Flasch Bier“ zu hören, in Niendorf „Flasch Bierer“, obwohl das MWB unter dem Lemma „Flasch“ noch schreibt: „mod. für Glasflasche nicht volksläufig, dafür *Buddel*“.²⁶³⁷ Letzteres überwiegt in den FE auch noch, in Granzin kann z. B. auch „Buddl Bier“ nachgewiesen werden. In Alt Jabel, Welzin und Wustrow ist hochdeutsches „Getreide“ zu hören, in Dobbertin als Kompositum „Getreideordn“, ‚Getreidearten‘. Das jüngere „Frisör“ kommt bereits häufiger als mundartliches „Bebutsch“ vor.

Diese Entwicklung lässt sich anhand des mundartlichen Wortes für ‚Peitsche‘ nachvollziehen: Das MWB sieht in „Swäp“ den allorts gebräuchlichen Ausdruck dafür,

(ebenda, S. 354). Helbig/Buscha grenzen die Partikeln von den Adverbien ab, was eine genauere Einteilung ermöglicht (vgl. Helbig/Buscha, S. 420). „sehr“ sehen sie als „Steigerungspartikel“ an (ebenda, S. 423).

²⁶²⁹ Reuter, Werke I, S. 333.

²⁶³⁰ „klappermann leep noch so sihr, / klippermann keem doch noch ihr.“, ohne Reim: „klapperjahn klappert noch so sihr, klipperjahn is ümmer vör.“ Wossidlo, Richard: Mecklenburgische Volksüberlieferungen. Im Auftrage des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde gesammelt und herausgegeben. Erster Band: Rätsel, Wismar 1897, S. 63, Nr. 117 a bzw. b; ähnlich: „Buköhken leep so sihr“ : „ihr“, Wossidlo, Richard: Mecklenburgische Volksüberlieferungen. Im Auftrage des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde gesammelt und herausgegeben. Dritter Band: Kinderwartung und Kinderzucht, Wismar 1906, S. 37, Nr. 100. Die Konstruktion „leep sihr“ – „keem doch noch ihr“ ist von Wossidlo mehrfach auch in anderen Sprüchen aufgezeichnet worden (vgl. Wossidlo, Volksüberlieferungen 1, S. 62, Nr. 113 b; S. 63, Nr. 114 a; S. 286, Nr. 117); weitere Nachweise für die Bedeutung ‚sehr‘: „wer dit raden kann, is sihr behinn“ (Wossidlo, Volksüberlieferungen 1, S. 36, Nr. 58 g); „dat smeckt sihr“ (ebenda, S. 98, Nr. 217 a); „En buurfru, de *bannig* nerrig wier [...], eet bi de mahltiden *sihr* wenig [Hervorheb., A. K.]“ (ebenda, S. 187, Nr. 957 b); „En mann, de sihr arm is“ (ebenda, S. 223, Nr. 974, 2); „schier“: „bidd di so sihr“ (ebenda, S. 100, Nr. 653); „is dat stoppel noch sihr wiet“ (Wossidlo, Volksüberlieferungen 2, S. 86, Nr. 560 c); „dor is dat sihr confuse“ (ebenda, S. 241, Nr. 1623); „Sankt Jehannsland is de Swastörper herren wol sihr unbekannt“ (ebenda, S. 404); „Ik weeg' se bald sihr, ik weeg' se bald sacht“ : „mag“, eine ähnlicher Spruch reimt auf ‚sehr‘: „ik weeg' so sacht, ik weeg' so sihr“ : „wier“ (beide Wossidlo, Volksüberlieferungen 3, S. 16, Nr. 35 a); „Dee süht sinen vadder sihr ähnlich“ (ebenda, S. 130, Nr. 785).

²⁶³¹ Dähnert, S. 420.

²⁶³² Sibeth, S. 79. Vgl. auch Nergers Wörterverzeichnis in Eggers, Tremsen, S. 354, dort ist nur „adv., sehr“ als Bedeutung angegeben.

²⁶³³ Gilow, Leitfaden, S. 19.

²⁶³⁴ Wossidlo, Volksüberlieferungen 3, S. 105, Nr. 544.

²⁶³⁵ Ebenda, S. 360, Nr. 544.

²⁶³⁶ Kolz, S. 104.

²⁶³⁷ MWB, II, Sp. 952.

er sei „selten in WA, STA, sonst allgem.“²⁶³⁸ „Pietsch“ hingegen erscheine „erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrh.s“ in Mecklenburg, „REUT[er]., BRI[nckman]., EGG[ers]. gebrauchen es nicht“, wobei es den ersten literarischen Nachweis auf 1887 (Stillfried) datiert und Sibeths Wörterbuch (1876) als Erstbeleg anführt.²⁶³⁹ In der Volksausgabe der Werke Reuters aus dem Jahre 1877 ist jedoch im Gedicht „De russ’schen Rubeln“ („Läuschen un Rimels“) zu lesen: „Ok hirvon wull de Russ’ nicks hüren, / Ret Pietsch un Lin em ut de Hand“.²⁶⁴⁰ Weitere Nachweise finden sich z. B. in „Kein Hüsung“ (Ausgabe 1877: „Un wo hei möt de Pietsch regiren“)²⁶⁴¹, in „Ut de Franzosentid“ (Ausgabe 1878: „dunn hadd hei Gottswurt in de Pietsch bunnan“)²⁶⁴² und in „De Reis’ nah Konstantinopel“ (Ausgabe 1878: „un as Mutter em nu mit de Pietsch von ehre Fragen ümmer up ein’ un dat sülwige Flag drop“).²⁶⁴³ Frehse erfasst das Wort bereits 1867 in seinem „Wörterbuch zu Fritz Reuter’s sämtlichen Werken“.²⁶⁴⁴ In der Erstausgabe der „Läuschen und Riemels“ (1853) heißt es: „Na, dat wier gaut, dei beiden Mähren tögen, / Jehann bruukt goa kein Pietsch tau rögen“.²⁶⁴⁵ Zumindest in der Batt-Ausgabe der Werke Brinckmans kommt im „Kasper-Ohm un ick“ das besagte Wort einmal als Simplex („un kreg Hanning Düveln sin Pietsch fat’t“)²⁶⁴⁶ und einmal als Kompositum vor („wurväl Kubikfot up ’n duwwelten Pietschenknall gahn“)²⁶⁴⁷. Brinckman notiert zudem in seiner Sprichwortsammlung folgende Redewendung: „Mit egen Pitsch un fram Pird is got führen.“²⁶⁴⁸ Der Eintrag bei Sibeth²⁶⁴⁹ zeugt also davon, dass das Wort damals durchaus bekannt war. Er liegt nicht vor dem ersten literarischen Beleg, wie im MWB zu lesen ist.²⁶⁵⁰ Mussäus erwähnt 1837 „Pietsche – Peitsche“.²⁶⁵¹ A. Reinhold verwendet das Wort 1834, darüber hinaus auch als Kompositum „Riedpietsch“.²⁶⁵² Brückner schreibt 1775: „Jürn hett gisten all na nie Pietsch ut d’Stadt mitbring’n müst.“²⁶⁵³ Ein noch früherer Beleg findet sich bei Mantzel: Dieser gibt in der Wortsammlung der „Ruhestunden“ „Schwepe“ an,²⁶⁵⁴ in einem Sprichwort heißt es jedoch bereits: „Dat klappt, aß wenn man den Dreck mit Pietschen hauet. Wird gesagt, von schlechter Musik; auch moralisch, von unschicklicher Rede.“²⁶⁵⁵ Der Nachtragsband

²⁶³⁸ MWB, VI, Sp. 1141.

²⁶³⁹ MWB, V, Sp. 399.

²⁶⁴⁰ Reuter, Volks-Ausgabe I, S. 353.

²⁶⁴¹ Reuter, Volks-Ausgabe II, S. 323.

²⁶⁴² Reuter, Volks-Ausgabe III, S. 230.

²⁶⁴³ Reuter, Volks-Ausgabe V, S. 364.

²⁶⁴⁴ Frehse, S. 54: „Pietsch, Peitsche.“

²⁶⁴⁵ Reuter, Läuschen, S. 16.

²⁶⁴⁶ Brinckman, Werke I, S. 187. Der Text fußt auf „John Brinckmans plattdeutsche Werke, herausgegeben von der Arbeitsgruppe der Plattdeutschen Gilde zu Rostock, 1924 ff.“ (ebenda, S. 4), welche wiederum das MWB nutzt (vgl. MWB, V, S. VII).

²⁶⁴⁷ Brinckman, Werke I, S. 67, vgl. z. B. auch „Höger up“, dort heißt es: „sonn Klappen mit de Pietschen“ (Brinckman, Werke II, S. 36).

²⁶⁴⁸ Römer, S. 27, Nr. 206. Diese Sammlung findet sich am Ende des Manuskripts des „Generalrheders [sic]“ und ist „im zweiten Lustrum der fünfziger Jahre entstanden“ (ebenda, S. 20).

²⁶⁴⁹ Sibeth, S. 63.

²⁶⁵⁰ MWB, V, Sp. 399.

²⁶⁵¹ Mussäus, Stände, S. 136.

²⁶⁵² Reinhold, A., S. 5: „Un, wenn denn Ehner will entwischen; / Hu’hrt man de Pietsch knadall’n.“ Auf S. 42 findet es sich in einer Zusammensetzung: „’Ne [sic] su’lwern Riedpietsch, blank un nett“.

²⁶⁵³ Kahl, S. 116.

²⁶⁵⁴ Mantzel, Ruhestunden 8, S. 60.

²⁶⁵⁵ [Mantzel, Ernst Johann Friedrich]: Bu’tzowsche Ruhestunden, gesucht, in Mecklenburgschen, vielentheils, bisher noch ungedruckten zur Geschichte und Rechtsgelahrtheit vornehmlich geho’rigen Sachen. Achtzehnter Theil: Dritter Band, Bu’tzow 1765, S. 18.

des „Mecklenburgischen Wörterbuches“ führt immerhin Nachweise von Reuter an.²⁶⁵⁶

Wossidlo vermerkt im dritten Band seiner Volksüberlieferungen (1906) folgenden Ausspruch: „Wisst de pietsch noch länger hebben? – Ja. – Denn dreih di wat vör.“²⁶⁵⁷ Eine ältere Frau aus Glaisin deutet in ihrer FE die Veränderung im Wortgebrauch an: „Dee Jungs nemm dee Pietschn. Nich, Swebbm sääd'n se hier dunn. Swebbm sääd'n see un hemm denn – na, kenn Se, dat Ballern kenn Se doch, ne?“ Hierbei handelt es sich aber um die einzigen Belege für „Swäp“. In Bennin, Letschow und Züsow heißt es bereits „Pietsch“. Schumann verzeichnet 1907 für Lübeck noch „Swep Peitsche. Swepenstel Peitschenstiel“, meint aber, „Pietsch bürgert sich immer mehr ein.“²⁶⁵⁸ Jacobs stuft „swäp“ in den 1920er Jahren bereits als „veraltet“ ein.²⁶⁵⁹ Schon Reuter schwankte zwischen beiden Wörtern.²⁶⁶⁰ Begünstigt hat diese Ausbreitung auch das Hochdeutsche, denn hier hat „Peitsche“ bereits im 15. Jh. Eingang in die Dialekte gefunden.²⁶⁶¹ Richey hat dafür nur „Swepe“, wobei er das Wort mit „Peitsche, insonderheit der Fuhr-Leute“ erklärt,²⁶⁶² während das Bremische Wörterbuch schon „Pietske“ vermerkt,²⁶⁶³ das Holsteinische Idiotikon verzeichnet es als „Pietsch“.²⁶⁶⁴ Für Vorpommern erfasst Dähnert das Wort ebenfalls bereits im 18. Jh.²⁶⁶⁵ Das Wort ist also östlich und westlich von Mecklenburg damals schon belegt. Die Nachweise bei Brückner und Mantzel zeigen, dass es zu dieser Zeit ebenfalls in dem hier behandelten Mundartgebiet benutzt wurde, zumal nach Aussage des MWB „Sache und Wort in der hd. Verwaltung des Landes im 18. Jahrh. geläufig“ waren.²⁶⁶⁶ In Kieve, Lüttow und Triepkendorf herrscht „ielig“ für ‚eilig‘ vor, in Alt Meteln nutzt der vierte Proband „hillte“ ‚eiligste‘, allerdings auch nur auf Gundlachs Frage, was die „hillste Tiet“ im Jahr sei, d. h., er spricht das Wort quasi nach. Der Rastower sagt angelehnt an das hochdeutsche Wort „nigierig“ ‚neugierig‘,²⁶⁶⁷ in Cammin ist „Mohrrööbm“ ‚Mohrrüben‘ zu hören, die diphthongierte Variante „Mohrräubm“ in Satow, in Triepkendorf verkürztes „Rööbm“, wofür in Hoben, Lichtenhagen und Nossentiner Hütte „Wöddl“ gilt.²⁶⁶⁸ „tosām“/„tausām“ ist sehr viel häufiger belegt als „tohoop“/„tauhoop“.²⁶⁶⁹ Noch seltener ist das letztgenannte Wort Bestandteil von Komposita: in Zweedorf kommt es in „Tohoobmhollt“ ‚Zusammenhalt‘ vor, in

²⁶⁵⁶ MWB, Nachtrag, Sp. 148.

²⁶⁵⁷ Wossidlo, Volksüberlieferungen 3, S. 241, Nr. 2062.

²⁶⁵⁸ Schumann, Wortschatz, S. 27.

²⁶⁵⁹ Jacobs, Teuth. 2, S. 109.

²⁶⁶⁰ In „Kein Hüsung“ finden sich z. B. „Swäp“ (Reuter, Volks-Ausgabe II, S. 257) und „Pietsch“ (ebenda, S. 323).

²⁶⁶¹ Pfeifer, S. 986.

²⁶⁶² Richey, S. 301.

²⁶⁶³ Br. Wb., III, S. 324

²⁶⁶⁴ Schütze, Johann Friedrich: Holsteinisches Idiotikon, ein Beitrag zur Volkssittengeschichte; oder Sammlung plattdeutscher, alter und neugebildeter Wo'rter, Wortformen, Redensarten, Volkswitzes, Spru'chwö'rter, Spruchreime, Wiegenlieder, Anekdoten und aus dem Sprachsatze erklä'rter Sitten, Gebra'uche, Spiele, Feste der alten und neuen Holsteiner. Mit Holzschnitten. Dritter Theil, Hamburg 1802, S. 209 (nachfolgend abgekürzt als Schütze mit entsprechender Bandangabe).

²⁶⁶⁵ Dähnert, S. 348: „Piitsch“. 1912 verzeichnet Schmidt, G., S. 30, für Barth „pīt“.

²⁶⁶⁶ MWB, V, Sp. 399.

²⁶⁶⁷ Bereits Gildemeister verwendet dieses Wort: „vör de Ogen von nigierige Minschen“ (Gildemeister, S. 15), daneben aber auch „nilich“ (ebenda, S. 25), vgl. auch Seemann, der ebenfalls schwankt: „Un kickt bescheiden un nigierig in dat Düster“ (Seemann, S. 5) gegenüber „Un nilich Minschen treckt in groten Schaugen“ (ebenda, S. 104).

²⁶⁶⁸ Vgl. Blume, S. 74.

²⁶⁶⁹ Ersteres ist in allen Untersuchungsorten zu hören, Letzteres in Alt Jabel, Alt Meteln, Brudersdorf (als „tohoobm“), Carolinenhof, Demen, Eldena, Hinrichshagen, Kieve, Lüblow, Lüttow, Marnitz, Peetsch, Sanitz, Zweedorf (als „tohoobm“), den Zusatzaufnahmen zu Warlin sowie im außer-mecklenburgischen Sumte.

Peetsch als „Tohoopkomm“. Für das letztgenannte Beispiel gilt ansonsten ausschließlich „Versammlung“. Als Grund für die Bevorzugung von „tosâm“ ist die Ähnlichkeit zum hochdeutschen Äquivalent „zusammen“ anzunehmen. „tohoop“ hat dagegen in der Standardsprache keine ähnlich lautende Entsprechung, die heute noch in derselben Bedeutung verwendet wird.²⁶⁷⁰

Häufig verwenden die Probanden auch hochdeutsches „heizen“ statt „bäuten“. Letzteres ist in Alt Jabel, Cammin, Klein Trebbow, Pritzier, Satow, Warnow und Züsow zu hören. Auf den neuen Aufnahmen verwendet es noch die erste Probandin aus Demen. Die hochdeutsche Variante findet sich in Klockenhagen, Lancken, Letschow, Lichtenhagen, Marnitz, Röbel, Sanitz, Satow und Schönbeck, überwiegt also bei der Anzahl der Orte bereits leicht. Für die „Heizung“ (Letschow, Demen) gibt es hingegen gar kein eigenes mundartliches Wort. Noch seltener ist „wiesen“ für ‚zeigen‘ belegt: „dee Orn, dee wiesn mie direkt in’t Gesicht“ (Pritzier); „oewer ümmer Geld wiest“ (Letschow). In übertragener Bedeutung erscheint es in Marnitz: „wie hei tau mien Mudrer seng deht: ‚Du, dee geht nich wedrer henn! Dei is, dei’s kuriert dorvon.‘ Awer denn hewwick dat doch wiest“. Das hochdeutsche Verb „zeigen“ ist in Alt Jabel, Eldena, Kossebade, Mestlin, Lüblow, Pinnow, Spornitz, Warlin, Warnow, Welzin, Woez, Wustrow und im außermecklenburgischen Sumte belegt.

Bei neueren Begriffen lassen sich zwei Tendenzen ausmachen, die in den vorangegangenen Kapiteln bereits angedeutet worden sind: Einige „übersetzen“ die Probanden mit Mundartwörtern. Sprecher zwei aus Demen berichtet, wie er bei seinem LKW „denn ganzn Uutpuff inkleedt“ habe, in Boldela ist „Fautball“ ‚Fußball‘ (Boldela, Welzin) belegt. Der ‚Kindergarten‘ erscheint als „Kinnergordn“ (u. a. Mestlin), das ‚Schlagzeug‘ als „Schlaggtüüg“ (Zahrensdorf). Weitere Ausdrücke stammen aus dem Straßenverkehr: „Fohrliehrer“ ‚Fahrlehrer‘ (Welzin), „Stoppsträä“ ‚Straße, an der angehalten werden muss‘ (Zahrensdorf). Dass hier nicht einfach Lautanpassungen vorliegen, verdeutlicht das Wort „dat Kählschapp“ ‚der Kühlschrank‘, das in Kossebade und Demen geläufig ist. Ein literarischer Nachweis findet sich bei Jürgen Rogge: „In dat Kählschapp föl mi de Schöttel mit dat Hauhnerbein, Ketüffel un Arwten in de Ogen.“²⁶⁷¹ Auch bei „Trügglagg“ ‚Rückstoß beim Gewehr‘ (Marnitz) ist eher an eine Lehnübersetzung zu denken. Weitere Beispiele sind „Borgeld“ ‚Bargeld‘ (Nossentiner Hütte) und „handperrt“ ‚mittels Treten den Motor des Motorrads starten‘ (Niendorf).

Viele Wörter übernehmen die Sprecher aber auch einfach aus der Hochsprache, wobei sie sie gegebenenfalls ein wenig anpassen, z. B. „Thermossflasch“ ‚Thermos-

²⁶⁷⁰ Das entsprechende hochdeutsche „zuhauf“ bezeichnet heute eher eine große Menge. Adelung erfasst nur „Zu Haufe bringen, in Menge versammeln, wo man nicht leicht Haufen sagt.“ Adelung, Johann Christoph: Grammatisch-kritisches Woörterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen. Mit D. W. Soltau’s Beyträgen, revidirt und berichtigt von Franz Xaver Schönberger. Zweyter Theil, von F–L, Wien 1811, Sp. 1006. Auch bei Goethe scheint diese Vorstellung im „Faust II“ schon zu überwiegen, wenn er schreibt: „O! Welch ein Schatz liegt hier zuhauf!“, Goethe, Johann Wolfgang: Goethes Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Herausgegeben von Erich Trunz. Band III. Dramatische Dichtungen I. Textkritisch durchgesehen und kommentiert von Erich Trunz, 16. Auflage München 1996, S. 325. Der Grimm vermerkt unter dem Lemma „zuhaufen, zuhauf“: „gilt noch für STIELER 1088 als gleichwertig mit zusammen, auch in Zusammensetzungen, ist aber ganz ausser gebrauch gekommen, während sich nd. to hope zäher gehalten hat. nur als poetisches, besonders als reimwort ist zuhauf lebendig geblieben, wohl dank dem festchoral“ (Grimm, Jakob; Grimm, Wilhelm: Deutsches Wörterbuch, Bd. 16, Leipzig 1954, Sp. 452).

²⁶⁷¹ Rogge, S. 7, verzeichnet auch bei Herrmann-Winter, niederdeutsch, S. 142; Herrmann-Winter, hochdeutsch, S. 132; Sass, S. 107 bzw. 329 (als „Köhlschapp“) sowie MWB, Nachtrag, Sp. 110: „**Kählschapp** n. Kühlschrank (1977) Wi.“

flasche' (Lancken), „E-Anlång“ ‚E-Anlage' (Niendorf). „Flaschenzug“ (Spornitz) folgt der Aussprache in der hiesigen hochdeutschen Umgangssprache. Nahezu unverändert sind „Anlasser“ (Niendorf), „Anreiz“ (Zweedorf), „Fernsehn“ (Marnitz, Prislich, Satow), „Geigerzehler“ ‚Geigerzähler' (Retschow), „Gerichtsvollzieher“ (Welzin), „Hydraulik“ ([hy:draʊlik]), „Schwermaschienbau“ ‚Schwermaschinenbau' (Rastow), „Tågung“ ‚Tagung' (Zweedorf) ‚Wirkungsbereich“ (Zweedorf) usw. Bentzien ordnet dieser Gruppe auch „Fahrrad“ zu,²⁶⁷² es ist auf den Aufnahmen jedoch ausschließlich als „Fohrratt“ belegt.²⁶⁷³ In Penzin und Züsow nennen es zwei alte Sprecherinnen auch noch „Fielezepee“ bzw. „Fieloozopee“ ‚Veloziped'. Auch Typenbezeichnungen werden oftmals einfach übernommen, z. B. „P siebzig“ ‚P 70 (Auto)' (Niendorf, Prislich), „H drei A“ ‚H3A (LKW)' (Bristow, Kölzow, Prislich). Teilweise passen die Sprecher sie an die Mundart an, z. B. „G fief“ ‚G 5 (LKW)' (Bristow). Gerade die Bezeichnungen für neuere, im 20. Jh. aufgekommene Gegenstände, Verfahren usw. sind häufig einfach der Standardsprache entnommen:

Einzelteile neuer Maschinen und Fahrzeuge werden oft durchgängig hd. bezeichnet, so am Traktor die Teile des Motors, des Fahrersitzes, der Gummibereifung. Die offiziellen hd. Wörter dominieren unter den Bezeichnungen für die Teile des Automobils (*Kühler, Kolben, Anlasser*) und des Motorrades sowie für fast alle mit der Elektrizität zusammenhängenden Details.²⁶⁷⁴

Rein mundartliche Prägungen sind selten und als reine Spottbezeichnungen nicht unbedingt in Gebrauch, z. B. „Hulbessen“ ‚Staubsauger' und „Kikschapp“ ‚Fernseher'.²⁶⁷⁵ Sie sind auf den Aufnahmen jedenfalls nicht belegt. Eine größere Verbreitung hat lediglich „Rucksackbull“ ‚Besamungstechniker' erfahren, das in Lichtenhagen und Schlagsdorf zu hören ist.²⁶⁷⁶

Die hochdeutschen Wörter werden dabei in die Wortbildung integriert: „Fernsehkiegn“ ‚das Fernsehprogramm schauen' (Marnitz), „Fernsehkieger“ ‚Fernsehzuschauer' (Demen), „Fohrerlaubnis“ ‚Fahrerlaubnis“ (u. a. Bristow), „Fohrrattbereifung“ ‚Fahrradbereifung' (Retschow), „Gewerbeschaul“ ‚Gewerbeschule' (u. a. Satow), „Zentralschaul“ ‚Zentralschule' (u. a. Lancken).

Auf den Aufnahmen stehen sich außerdem hochdeutsche und niederdeutsche Varianten häufig gegenüber, obwohl es sich etymologisch gesehen um dasselbe Morphem handelt, so z. B: „aabm“ (Nossentiner Hütte) – „Erbe“ (u. a. Letschow), „biedn“ (Pritzler) – „Gebiss“ (Sanitz), „Hauptsäk“ (u. a. Bansow) – „hauptsächlich“ (u. a. Bansow), „Königscheidn“ (Gundlach, Zahrendorf) – „Königschuss“ (Zahrendorf), „Maut“ (u. a. Boldela) – „gemütlich“ (u. a. Badendiek), „Rauh“ (u. a. Satow) (neben „Ruh“ [u. a. Bennin]) – „ruhig“ (u. a. Satow), „sluudn“ (u. a. Carolinenhof) – „Schloss“ (u. a. Carolinenhof), „weidn“ (u. a. Glaisin) – „Wissen-

²⁶⁷² Bentzien, Wörter, S. 105.

²⁶⁷³ Nachweise gibt es aus Alt Jabel, Boldela, Jördenstorf, Letschow, Marnitz, Nossentiner Hütte, Penzin, Retschow und Züsow. In Dobbertin, Nossentiner Hütte, Penzin und Züsow ist zudem der Plural „Fohrroehr“ belegt. Bentzien stützt sich bei seiner Untersuchung „vor allem [auf] die Fragebogenantworten aus der Enquête von etwa 1930 im Archiv des Meckl. Wb.s [...]“; ferner die Originalbelege Richard Wossidlos und seiner Beiträger“ (Bentzien, Wörter, S. 87, Anm. 1) sowie eigenen „unsystematischen Erkundungen“ (ebenda), d. h., er nutzt zum überwiegenden Teil schriftliche Quellen.

²⁶⁷⁴ Bentzien, Wörter, S. 104 f.

²⁶⁷⁵ Vgl. hierzu Gundlach, Aant, S. 36: „Hulbessen, Kikschapp, Drahtäsel und Schosseeespenn werden als Gelegenheitsbildungen kaum allgemeine Verbindlichkeit erhalten, wie es einmal bei der *Rummel*, der ‚Kornreinigungsmaschine', und dem *Döschkasten*, der ‚Dreschmaschine', der Fall gewesen ist.

²⁶⁷⁶ In Demen und Kossebadde ist der Ausdruck ebenfalls bekannt. In Penzin nennt Sprecher zwei den hochdeutschen Begriff.

schaft“ (u. a. Glaisin). Das beobachtet Anfang der 1980er Jahre Wolfgang Dost in den Kreisen Röbel und Wittenburg besonders bei neueren Bezeichnungen:

Anschauliches Beispiel für den Ablauf dieses Ausgleichsprozesses sind solche Wortfamilien, die Gegenstände verschiedenen Alters bezeichnen. So heißt ‚dreschen‘ döschēn, ‚Dreschkasten‘ Döschkasten, die ‚Dreschmaschine‘ Döschmaschin, aber der in den 50iger Jahren in unserer Landwirtschaft eingeführte ‚Mähdrescher‘ unverändert wie in der Hochsprache. Ähnlich ist es bei ‚Staub [sic], ‚Staub wischen‘ und ‚Staubsauger‘: Stof und Stof wischen steht ‚Staubsauger‘ gegenüber.²⁶⁷⁷

Diese Entwicklung lässt sich jedoch schon im 19. Jahrhundert nachvollziehen, so zählt Wigger u. a. auf: „Eszig und Etk“; „faten, Fatt, Gefäsz“; „fléten, Flét, Flusz“; „géten, Gæt, Gusz“; „hassen, hätsch“; „schéten, Schusz“; „Slot, Slöszer“ ‚Schlosser‘; „spreiten, Sprosz“.²⁶⁷⁸ In Retschow benutzt Sprecher drei „dröppt“ ‚trifft‘ und „Treffpunkt“. Als Adjektiv, das auf den Aufnahmen nicht zu hören ist, ist das Wort in hochdeutscher Form noch früher belegt, z. B. bei Lauremberg: „Ey welck ein schoⁿ discours, welk trefflike Parabel!“²⁶⁷⁹ und im Hg. 5, 2 (1698): „de dritte trefflich fin un klen“.²⁶⁸⁰ Beim Verb macht A. Reinhold einen regionalen Unterschied aus: „De Strelitza seggt: Ik kann dat nich treffen! / Un de Swerina^e: Ik kann dat nich dräpen!“²⁶⁸¹ Die hochdeutsche Variante nutzt auch Brückner, allerdings konjugiert er sie etwas anders, als es heute in der Standardsprache üblich ist: „wenn he de Mearn in’t Kurn truff“.²⁶⁸² Hoefler verzeichnet 1846 „treff“, *truf*, *troffen*“ für Vorpommern,²⁶⁸³ Gilow kennt „ji dräpt, ji trifft“ als Präteritum „drö[^]p, trüff, truff“.²⁶⁸⁴ Reuter verwendet es in der Erstausgabe der „Läuschen und Riemels“ im Gedicht „De Frigeri“: „Na, Levin trüff mit Abrahamen / In Güstrow mal eins up den Maark tausamen.“ und „Dunn treffen sei ok bald tausamen“.²⁶⁸⁵ Spätere Ausgaben drucken „dröp“, die zweite Textstelle ist nicht mehr vorhanden.²⁶⁸⁶ Das hochdeutsche Wort steht aber noch des Reimes wegen in „Wat ut en Scheper warden kann“: „Un knapp man hett hei ’t richtig truffen“ : „knuffen“.²⁶⁸⁷ Es findet sich auch in Rätseln, z. B. „dat ik di hier treff weenen“.²⁶⁸⁸ Auf den Aufnahmen ist jedoch nur „drapen“ belegt,

²⁶⁷⁷ Dost, Wolfgang: Zur Einwirkung der kommunikativen Bedingungen in der DDR auf die regionale Abgrenzung im Bereich der Umgangssprache und der Mundart, dargestellt an der Entwicklung im Raum Wittstock-Röbel, in: Akademie der Wissenschaften der DDR. Zentralinstitut für Sprachwissenschaft (Hrsg.): Linguistische Studien. Reihe A. Arbeitsberichte. 75/II. Das Niederdeutsche in Geschichte und Gegenwart, Berlin 1981, S. 123. Auch in der Mundartliteratur zeigt sich dieser Wechsel, so schreibt Holst, R., S. 30: „In de *Aust* wier sünnabends meist *Erntestabssitzung*, wo fastleggt wür, woans de Beupdragten de *Anst* [sic] bi de Betriebe leiten süllen [Hervorheb., A. K.]“

²⁶⁷⁸ Alle Beispiele: Wigger, Grammatik, S. 11.

²⁶⁷⁹ Lauremberg, S. 30. Insgesamt kommt das Wort noch zweimal vor: „So ru^eckt idt trefflick wol“ (ebenda, S. 28), „idt wert ock trefflick nu^t“ (ebenda, S. 71).

²⁶⁸⁰ Vgl. auch die Nachweise im MWB, VII, S. 243, die noch älter sind.

²⁶⁸¹ Reinhold, A., S. XVI.

²⁶⁸² Kahl, S. 117.

²⁶⁸³ Hoefler, Verbum, S. 382.

²⁶⁸⁴ Alle Nachweise: Gilow, Leitfaden, S. 72.

²⁶⁸⁵ Reuter, Läuschen, S. 85 bzw. 86.

²⁶⁸⁶ Reuter, Werke I, S. 138; Reuter, Volks-Ausgabe I, S. 244.

²⁶⁸⁷ Reuter, Werke I, S. 364; Reuter, Volks-Ausgabe II, S. 99.

²⁶⁸⁸ Wossidlo, Volksüberlieferungen 1, S. 92, Nr. 193. Allerdings macht er keine Ortsangabe für den betreffenden Spruch, sondern schreibt lediglich „L.“ (wohl für Friedrich Latendorf) (ebenda) und vermerkt: „Sonst nicht bekannt“ (ebenda, S. 294). Gillhoff erfasst ihn etwas früher und gibt die „Mecklenburgische Zeitung“ als Quelle an: Gillhoff, Johannes: Das mecklenburgische Volksrätsel. Gesammelt, eingeleitet und mit den Varianten herausgegeben, Parchim 1892, S. 51, Nr. 317, siehe auch S. VIII: „Meckl. Zeitung, Jg. 1862. (Bringt von Nr. 32 ab eine ziemlich umfangreiche Rätselsammlung von Herrn Oberl. Dr. Latendorf-Schwerin.)“ Seine Schreibung weicht zudem etwas von der Wossidlos ab: „dat ick di hir treff weinen“ (ebenda, S. 51, Nr. 317). Latendorf selbst stammte aus

wobei es für Mecklenburg-Strelitz keine Nachweise gibt, weder für die nieder- noch für die hochdeutsche Variante. Der Übergang zum Hochdeutschen vollzieht sich also nicht immer vollständig beim Morphem, sondern teilweise nur bei einigen Komposita. Siemssen bezeichnet 1794 die ‚Feldlerche‘ einfach als ‚Lewaark‘, die ‚Haubenlerche‘ heißt jedoch ‚Töppellerch, Heidlerch‘²⁶⁸⁹. Gilow gibt 1871 ‚Lerch‘ und ‚Lewark‘ an, dazu ‚Baumlerche, – Bômlerwark, – Bômlerch; – Heidlererche, – Heidlerch; Haubenlerche, – Töppellerch, – Drecklewark‘, in den Beispielen findet sich jedoch nur das hochdeutsche Wort: ‚Erhäw di bî’n Lerchengesang!‘; ‚Dat is de Lerch, de Herold von’n Morgen‘; ‚De Lerch was’t, un nich de Nachtigall‘ usw.²⁶⁹⁰ Babucke notiert für Mecklenburg-Strelitz 1892 ‚Lewark‘.²⁶⁹¹ Holst gibt 1907 für Ivenack die Aussprache ‚la^ex‘ an, also die hochdeutsche Variante.²⁶⁹² 1914 stuft Kolz ‚leiva:k‘ als selten bzw. veraltet ein.²⁶⁹³ Jacobs gibt für den Südwesten Mecklenburgs Mitte der 1920er Jahre an, ‚lei-rk Lerche wird nur noch innerhalb 67–73+45–42+28+27+31+38+64+63 (Wulfsahl lei-ηk) [ein Gebiet, das u. a. Dütschow, Spornitz, Groß und Klein Godems, Karrenzin, Liegendorf, Möllenbeck, Herzfeld, Barkow, Stolpe und Brenz umfasst, A. K] gesprochen, sonst le-æχ.²⁶⁹⁴ Blume kennt aus Mecklenburg-Strelitz 1934 ‚lerχ‘,²⁶⁹⁵ für die Gegend ‚um Feldberg (Dabelow, Mechow, Fürstenhagen) larx‘,²⁶⁹⁶ behauptet aber, ‚in Schwer. gilt noch lēvark (mnd. lêwerke) im Norden, lairk im Süden. Die Haubenlerche heißt lēvark, ganz im Norden tō.pallēvark wie in Schwer., daneben tō.pallērχ. Im Süden ist nur lerχ und tō.pallērχ (wie in der Uckerm.) bekannt.²⁶⁹⁷ Er macht aber keine Angaben, ob die rein niederdeutschen Bezeichnungen noch aktiv verwendet wurden. Hartmann, dessen Texte aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts stammen, ist bereits zu ‚Feldlerch‘ übergegangen.²⁶⁹⁸ Die Nachweise bei Siemssen zeigen, dass sich das hochdeutsche Wort nicht immer sofort überall durchsetzt, sondern z. T. erst bei bestimmten Bezeichnungen, hier z. B. in Komposita.

Reinholds Anmerkung zu ‚treffen‘ zeigt wiederum, dass es durchaus zu regional bedingten Unterschieden beim Gebrauch hochdeutscher Wörter kommen kann. So findet sich beispielsweise das Wort ‚Fass‘ nur in Cammin und Peetsch, als Kompositum ‚Fleischfass‘ auch in Granzin. Die Form erstreckt sich damit nur auf strelitzische Orte, ansonsten herrscht ‚Fatt‘ vor.²⁶⁹⁹ In den FT ist ein weiterer Unterschied hörbar, der auch in der FE nachweisbar ist: im überwiegenden Teil des Untersuchungsgebietes heißt das Reflexivpronomen ‚sick‘. In den strelitzischen Orten lautet es durchgängig ‚sich‘. Auch in Brudersdorf, Carolinenhof, Granzin und Kölzow herrscht Letzteres noch größtenteils vor. In den übrigen Orten ist diese Variante nur vereinzelt zu hören, vor allem bei jüngeren Probanden. Zudem sind ‚sich‘ und ‚sick‘ nicht immer deutlich zu unterscheiden, so dass hier nur die ungefähre Ausbreitung angegeben werden kann. Das MWB ordnet die rein hoch-

Mecklenburg-Strelitz (vgl. Latendorf, Erpel, S. 51).

²⁶⁸⁹ Siemssen, Handbuch, S. 104 bzw. S. 109, vgl. auch Mantzel, der meint ‚Z. E. eine Lerche heissen wir einen Lewarck‘ (Mantzel, Ruhestunden 6, S. 70). Brückner schreibt ein wenig später ‚De Lewarck piept all.‘ (Kahl, S. 117).

²⁶⁹⁰ Alle Zitate: Gilow, Diéré, S. 335.

²⁶⁹¹ Babucke, S. 84.

²⁶⁹² Holst, C., S. 149.

²⁶⁹³ Kolz, S. 101.

²⁶⁹⁴ Jacobs, Teuth. 3, S. 151.

²⁶⁹⁵ Blume, S. 19.

²⁶⁹⁶ Ebenda.

²⁶⁹⁷ Ebenda.

²⁶⁹⁸ Hartmann, Vertellers, S. 18.

²⁶⁹⁹ Die niederdeutsche Variante ist in Alt Jabel, Hoben, Kieve, Letschow, Lüblow, Marnitz, Möllin (in ‚Bierfatt‘) und Retschow zu hören.

deutsche Variante dem Südosten Mecklenburgs zu.²⁷⁰⁰ Herrmann-Winter meint, „im südöstl. u. östl. Sprachraum (einschließlich Vorpommerns) herrscht schon länger das hd. *sich*.“²⁷⁰¹ Der Rostocker Brinckman schreibt „sick“, z. B. im „Kasper-Ohm un ick“: „un hadd sick von den veritabeln Türkschen instoppt“. ²⁷⁰² Reuter nutzt z. B. in „Ut de Franzosentid“ ebenfalls diese Variante: „Sei freu'n sik woll ok“. ²⁷⁰³ In den älteren Polterabendgedichten heißt es dagegen noch „sich“: „Un sich tau nehmen so'n Schniere“ (S. 1), „Un ick sall tauseihn, wo sich dat regiert“ (S. 2), „Un dat hürt sich vähl bäte an“ (S. 5) usw. ²⁷⁰⁴ d. h., erst mit der Umstellung der Orthographie bevorzugt er die niederdeutsche Form. Der Wechsel lässt sich für Mecklenburg-Strelitz anhand der Texte von Brückner und Reinhold nachvollziehen: Ersterer verwendet noch durchgängig „sick“: „Mutta het sick“, „dat sick 'n Steen“ (beide S. 116), „lett sick nich“, „hett sick't Been braacken“ (beide S. 117). ²⁷⁰⁵ Bei A. Reinhold heißt es dagegen „sich“: „Wie sich 'ne Sâk ku'nn ba'ter fu'g'n“. ²⁷⁰⁶ Sein Bruder schreibt wieder „sick“: „sull sick de Poet“, „de mag sick kratzen“ usw. ²⁷⁰⁷ Ein älterer Beleg für „sich“ aus den Hochzeitsgedichten ist dem Reim geschuldet: „Id wil *sick* schicken *nich*“ : „By goden Lüden hir / deet deyt / de scheme *sich* [Hervorheb., A. K.]“ (Hg. 2, 2 [1676]). ²⁷⁰⁸ In Hg. 5, 2 (1698) findet sich die hochdeutsche Form innerhalb des Textes, doch kommt das Reflexivpronomen nur einmal vor, so dass es sich auch um einen Druckfehler handeln könnte: „Worüm Se sich leverst nicht paaren wenn de Weiten bleiht“.

Standardsprachlichem Einfluss unterliegen auch die Zahlen: „Dee kostn fuffzig Dâoler, zwanzig Dâoler hewwick weck köfft, ne.“ (Welzin), wobei teilweise mundartliche und hochsprachliche Varianten nebeneinanderstehen können: „donn kreegn see dat Geld, dat see nach achtzehn [Jahreszahl = 1918, A. K.] so ungefiehr noch up, na, twei-, bei dreidusnd Maak jâhrlich keem.“ (Dobbertin). Dieser Wechsel tritt besonders bei Datumsangaben auf, so sagt die zweite Kossebaderin: „Mien Mudrer is 'n soefteihntn August, Quatsch, November un mien Vadrer denn neunzehntn März [gestorben, A. K.]“. Auch bei älteren Sprechern zeigt sich diese Neigung, denn auf die Frage, wann sie geboren sei, antwortet eine Pinnowerin: „Zwei... Tweiunachtzig.“ Eine Demenerin verfährt umgekehrt: „Tweiuntwinnig. Neunzehnhundertzweiunzwanzig.“ Hier wirkt die zusätzliche Angabe wie eine Bekräftigung, um jedes Missverständnis auszuräumen. Dieses Schwanken ist damit zu erklären, dass Zahlen auch relativ häufig in der gesprochenen Sprache verwendet werden. Im 20. Jh. nahm die Anzahl derer, die sich nur noch auf Hochdeutsch verständigen, stark zu, so dass auch Niederdeutschsprecher es häufig hören und sprechen, z. B. beim Einkauf, auf Ämtern usw. Zuvor hatte bereits die Schriftsprache auf die Mundart eingewirkt. Der dritte Proband aus Lancken unterscheidet zwischen geschriebener und gesprochener Sprache. So liest er aus einer Rechnung für eine Hochzeit vor: „Schlachter Schröder schlachtet fümfmâ, acht, achtun wier, also zweiunzwanzig Achtl oder dreihunnertsechsunfuffzig Lider Bier. Viernzwanse, Viernzwanzig Flaschn Portwein; siebzig Flaschn Rotwein; vittzig Flaschn Rotwein“.

²⁷⁰⁰ MWB, VI, Sp. 290.

²⁷⁰¹ Herrmann-Winter, plattdeutsch, S. 296.

²⁷⁰² Brinckman, Werke I, S. 37.

²⁷⁰³ Reuter, Werke II, S. 12. Die Schreibung variiert in den Ausgaben, so hat die Volksausgabe „sick“ (Reuter, Volks-Ausgabe, III, S. 227).

²⁷⁰⁴ Die Seitenzahlen beziehen sich auf Reuter, Julklapp (siehe Anm. 872).

²⁷⁰⁵ Die Seitenzahlen folgen der Ausgabe von Kahl (siehe Anm. 875).

²⁷⁰⁶ Reinhold, A., S. 1, weitere Nachweise: „wenn sich dat so dro'pt“ (ebenda, S. 2), „Let sich ihrst mit enn in“ (ebenda, S. 6), „De sich so h'nin geflickt“ (ebenda, S. 7), „Et let sich allmâl nich so twingen“ (ebenda) usw.

²⁷⁰⁷ Beide Nachweise: Reinhold, C., S. XI.

²⁷⁰⁸ Der Schrägstrich („/“) kennzeichnet hier Virgeln, nicht das Versende.

Deutlich zeigt sich der Wechsel zwischen (geschriebener) Hochsprache und (gesprochener) Mundart, als er die Gesamtsumme vorliest: „Dit Ganze hett kost dāmāls ... eintausndvierhunnertdreiunneunzig Maak.“ In mündlicher Rede nutzt er danach jedoch vorwiegend die niederdeutschen Bezeichnungen:

Dunn kreeg wie man vör de, vör 'ne Staak tweihunnert Maak, ne, un vör 'ne Kauh denn tweihunnertuntwinnig Maak un äh, dee Swien wirrn ja mitünner hoch in Pries, dat äh, senkt ümmer nich, denn güng må runner un ook wedrer hoch, dat weer ümmer veschiedn. Von sössundördig bett soemzig Maach [= Mark] ungefiehr.

Dieses Wechselverhältnis herrscht bis heute vor, allerdings wirkt die hochdeutsche Umgangssprache nun zusätzlich auf die Mundart ein, so dass vermehrt auch bei den Zahlen bedingt durch Zahlungsverkehr usw. standardsprachliche bzw. umgangssprachliche („fuffzig“) Benennungen zu hören sind.²⁷⁰⁹ Die Häufigkeit ist jedoch von Sprecher zu Sprecher verschieden, zumindest auf den alten Aufnahmen ist sie teilweise auch vom Alter abhängig, d. h., jüngere Probanden neigen eher dazu, die hochdeutschen Äquivalente zu nutzen. Neben diese eher spontanen Wechsel zeigt sich anhand der MWB-Sätze, dass bei einigen Numeralia regionale Unterschiede bestehen. Abgesehen von unterschiedlichen mundartlichen Varianten, z. B. „dörteihn“ und „drütteihn“ ‚13‘ zeigt sich in einigen Orten stärkerer hochdeutscher Einfluss. Die Zahl „35“ übersetzen die Probanden in Bansow, Bristow, Brudersdorf, Carolinenhof, Jördenstorf, Kieve, Nossentiner Hütte, Röbel und Satow mit „fiefundördig“.²⁷¹⁰ In den strelitzischen Orten einschließlich Granzin sagen die Sprecher dagegen „fiefundreiβig“. Zwar kommt „dreißig“ auch in westlicher gelegenen Ortschaften vor, doch handelt es sich dann immer um rein hochdeutsche Wörter, eine Frau aus Carolinenhof sagt anfangs „fümundreiβig“, als sie den Satz nochmals vorlesen muss, geht sie zu „fiefundördig“ über. Die zweite Kossebaderin wählt beim spontanen Übersetzen ebenfalls die standardsprachliche Bezeichnung, als sie jedoch nach der niederdeutschen gefragt wird, geht sie ebenfalls zur „-dördig“ über. Auch in den FE nutzen die Strelitzer ausschließlich „dreißig“ als Grundwort: „von soemuntwintig bett eenundreiβig“ (Klein Trebbow), „tweeundreiβig“ ‚32‘ (Peetsch), „sössdreiβig“ ‚36‘ (Triepkendorf), „Fiefundreiβig“ ‚35‘, „näägnthunnertfiefdreiβig“ ‚1935‘ (Schönbeck), „Näägnteihghunnertdreiβig“ ‚1930‘, „soemundreiβig“ ‚37‘ (Warlin), „dat wiern so, so dreiβig, fiefundreiβig Maak“ (Zusatzaufnahme zu Warlin). Die Belege für „dreißig“ in den anderen Ortschaften weisen hingegen kein niederdeutsches Kompositionsglied auf: „Bodnwiertzähl fümundreiβig, fiefndördig bitt vierdig“ (Broock). Meistens steht aber „dreißig“ dann für sich: „Dreiβig Penning 'n ganzn Dagg“ (Bristow).²⁷¹¹ Hierbei handelt es sich wie bei den oben genannten Fällen um spontanen Gebrauch des hochdeutschen Numerals, in Bristow ist daneben (wenn auch von einem anderen Sprecher) „fiefundördig, sössndördig“ zu hören, hier liegt also nicht dieselbe Regelmäßigkeit vor wie in Mecklenburg-Strelitz, d. h., im überwiegenden Teil Mecklenburgs heißt beispielsweise ‚35‘ in der Ortsmundart „fiefundördig“, in den Dörfern des Stargarder Landes jedoch „fiefundreiβig“.

Auch bei den sich anschließenden ‚vierzig‘, ‚fünzig‘, ‚sechzig‘ und ‚siebzig‘ herrschen in diesen Orten hochdeutsche Bezeichnungen vor, z. B. „fiefunvirzig“ ‚45‘ (Triepkendorf), „tweiunvirzig“ ‚42‘ (Granzin); „tweehunnertfuffzig“ ‚250‘ (Cammin,

²⁷⁰⁹ Vgl. Gernentz, Niederdeutsch, S. 93.

²⁷¹⁰ Das zweite /d/ geht dabei oftmals zu /r/ über, vgl. Kap. 2.4.2.

²⁷¹¹ Nachweise außerhalb von Mecklenburg-Strelitz gibt es in Carolinenhof, Hinrichshagen (hier in rein hd. Lautumgebung: „bis zu dreiβig Durchmesser“), Lancken, Letschow (nur als Bezeichnung für einen Traktor), Lüblow, Röbel und Satow.

Klein Trebbow); „näagnteihnhunnertsechzig“ ,1960' (Cammin); „Achteihgnhunnertsiebzig“ ,1870' (Warlin), „fiefunsiebzig“ ,75' (Warlin). Die hochdeutschen Grundwörter sind auch außerhalb von Mecklenburg-Strelitz nachweisbar, allerdings handelt es sich wie bei „dreißig“ um rein hochdeutsche Zahlen, z. B. „Über virzig Jahre.“ (Warlin)²⁷¹²; „dor is Höchstgeschwindigkeit fuffzig“ (Bristow); „Dee kostn fuffzig Däoler, zwanzig Däoler hewwick weck köfft, ne.“ (Welzin);²⁷¹³ „up de Audobahn Höchstgeschwindigkeit sechzig“ (Bristow); „Un in Winder sechzig.“ (Satow); „fuffzig, sechzig Zenterfuhrn“ (Satow); „bloß sechzig Fennig“ (Schlagsdorf). „siebzig“ erscheint nur als Namensbestandteil für ein Auto: „P 70“ (Niendorf, Prislich).

In Mecklenburg-Strelitz zeigt sich damit teilweise größerer Einfluss des Hochdeutschen als im übrigen Untersuchungsgebiet.²⁷¹⁴ Die hier behandelten Bezeichnungen „dreißig“, „virzig“ ([fretsɪç]) usw. sind bereits vollständig in die Mundart integriert und werden mit anderen niederdeutschen Zahlwörtern verbunden.²⁷¹⁵ Im übrigen Untersuchungsgebiet sind diese Zahlen entweder nur in rein hochdeutschen Komposita zu finden oder sie stehen für sich allein, „Mischformen“ sind äußerst selten.²⁷¹⁶ Dennoch zeigt sich auch in diesen Orten der Einfluss der Standardsprache bei den mundartlichen Ausdrücken, so überwiegen bereits „soemzig“ und „näagnzig“. Die rein niederdeutsche Form „soemtig“ ist nur noch in Dobbertin, Niendorf und im außermecklenburgischen Sumte zu hören,²⁷¹⁷ „näagnzig“ in Bristow, Jördenstorf und Lüttow.²⁷¹⁸ Auf den neueren Aufnahmen sagt der Banzkower noch „dreiunsoemtig“ ,73', seine Frau aus Sukow jedoch „soemzig“. Die letztgenannte Form ist in sechzehn Orten belegt, „näagnzig“ in zwölf.²⁷¹⁹

²⁷¹² Ansonsten ist das Wort nur in den strelitzischen Ortschaften belegt.

²⁷¹³ Weitere Nachweise finden sich nur noch bei Sprecher drei aus Satow: „Un dunn kost dee Zentner Schwienfleisch sechsunfuffzig Maak.“; „haan see fuffzig, sechzig Zenterfuhrn ubbm Boehn“; „Kuurn, wie hemm ungefiehr buugt achthunnert, siemhunnertfuffzig bitt achthunnert Zentner Katowwl.“; „Siemhunnertfuffzig bitt achthunnert Zentner“. Er nutzt aber auch einmal die niederdeutsche Form: „tweiunföfftig Pfund“. Der erste Proband, eine Frau, verwendet sie ausschließlich, und zwar zweimal „hunnertföfftig Pond“.

²⁷¹⁴ Dieser war bereits in der ersten Hälfte des 19. Jh.s merklich größer als im Mecklenburgischen des schwerinschen Gebietes, vgl. dazu folgende Aussage aus dem „Freimüthigen Abendblatt“ (1825): „Der Hr. Prof. Flo'rke giebt selbst ihr [der niederdeutschen Sprache, A. K.] ein eignes Wesen zu, und wollte man sagen, daß in dem Strelitzischen, besonders nach der preußischen Grenze zu, das Niederdeutsche mit dem Hochdeutschen verschmelze, so ist dieß gerade so, wie das Deutsche mit dem Franzö'sischen verschmilzt, wenn man im Elsassischen z. B. eine Magd zu andern sagen ho'rt: ich gehe nur zum cordonnier, hol ein Paar souliers, komm gleich retour. Der Hamburger (der beila'ufig das reinste Niederdeutsch spricht) und der Mecklenburg-Schweriner wird die Verfa'lschung dort so leicht ho'ren, wie jeder andre Deutsche in diesem Elsassischen.“ Anonym, Abendblatt 331, Sp. 338.

²⁷¹⁵ Daneben gibt es auch in diesen Ortschaften rein hochdeutsche Bezeichnungen: „seit fuffzig, seit neunzehnhunnertfünfzig“ (Warlin). Hier setzt der Sprecher den im Dialekt üblichen, hochdeutschen Ausdruck sogar nochmals vom standardsprachlichen ab.

²⁷¹⁶ Z. B. in Badendiek: „dee's zweinnäagnzig wordn“.

²⁷¹⁷ Die Zahl ist in Dobbertin und Niendorf nur jeweils einmal belegt: „fiefunsoemtig Penning 'n Dagg“ (Sprecher eins) bzw. „dei wier soebmunsoemtig Jahr ollt“ (Sprecher eins), in beiden Fällen handelt es sich um den ältesten Probanden. In Sumte gibt es insgesamt drei Nachweise, wiederum von den beiden älteren Personen.

²⁷¹⁸ In Bristow ist zweimal „fiefunnäagnzig“ ,95' vom zweiten Probanden (mittlere Generation) zu hören, in Jördenstorf nutzt ein jüngerer ebenfalls diese Zahl, in Lüttow verwenden die beiden ältesten „näagnzig“ mehrmals: „näagnzig“ ,90', „achtunnäagnzig“ ,98', (Sprecher eins); „achteihnhunnertnäagnzig“ ,1890', „achtteihnhunnerttweiunnäagnzig“ ,1892', „sössunnäagnzig“ ,96' (Sprecher fünf).

²⁷¹⁹ Die Zählung schließt auch Komposita ein. „soemzig“/„-soemzig“ erscheint in Bennin, Bristow, Carolinenhof, Groß Lantow, Hoben, Klockenhagen, Lancken, Lüttow, Marnitz, Nossentiner Hütte, Pinnow, Prislich, Welzin, Wustrow, Zahrendorf und Züsow. „näagnzig“/„-näagnzig“ ist zu hören in Badendiek, Brudersdorf, Groß Lantow, Hoben, Klockenhagen, Letschow, Möllin, Penzin, Pritzler,

Bei einigen Wörtern messen die Probanden dem hochdeutschen Wort eine andere Bedeutung zu als dem niederdeutschen Äquivalent. Für den Wismarer bezeichnet „Schapp“ eher einen kleinen Küchenschrank, in dem sich die Tassen usw. befinden, während im größeren „Schrank“ Kleidungsstücke u. Ä. aufbewahrt werden. Auch der Proband aus dem außermecklenburgischen Woltersdorf verbindet mit dem niederdeutschen Wort eher einen „lüddn Schrank“, „’n Schauschapp“ ‚Schuhschrank‘. In den übrigen Untersuchungsorten entspricht „Schapp“ jedoch von der Semantik her dem standardsprachlichen Wort, wie auch die Zusammensetzung „Kleederschapp“ ‚Kleiderschrank‘ (Jördenstorf, Marnitz) zeigt.

Der Wortschatz im mecklenburgischen Sprachgebiet nähert sich nicht zuletzt durch den Einfluss der Standardsprache immer weiter an, mundartliche, nur auf bestimmte Regionen beschränkte Begriffe werden oftmals durch dem Hochdeutschen näher stehende Wörter ersetzt, teilweise kommt es auch zu Neubildungen, die Lehnübertragungen der hochsprachlichen Ausdrücke sind, z. B. „Wääfstauhl“ ‚Webstuhl‘ (Kieve), den eine alte Frau aus Zweedorf noch „Wääftüüg“ nennt,²⁷²⁰ in Mecklenburg-Strelitz „Schüünfack“ statt „Tass“, wobei Ersteres zudem das im übrigen Sprachgebiet übliche Wort darstellt.²⁷²¹ Daneben ersetzen standardsprachliche Lexeme zunehmend mundartliche, z. B. ist vermehrt „Grenz“ statt „Schei“/„Scheier“ zu hören.²⁷²² Besonders die Staatsgrenze, namentlich die zwischen Bundesrepublik und DDR, ist ausschließlich mit dem hochdeutschen Begriff besetzt: „Ick bün ook all tweimål anne Grenz west nu“ (Letschow); „so schrääg roewer all bitt dütschn Grenz un denn näh de polnischn Grenze“ (Lichtenhagen). Dabei erscheint das Wort in dieser Bedeutung schon wie ein Eigenname, der keiner weiteren Erläuterung mehr bedarf: „un wie dee Grenz noch nich wür“ (Zweedorf). Deutlich wird das auch, als der Schlutuper von der Zeit vor der Teilung berichtet: „un ook an de Schee, also wo anne Grenz, dor hewwie ümmer seggt anne Schee“. Als er jedoch von der Nachkriegszeit erzählt, sagt er: „ja, un dor äh, äh, weer doch dee Grenz, jå, dee ehe, dee ehemalige Grenz vonne DDR sotoseng“. Hier wirkt also der offizielle Sprachgebrauch auf die Mundart ein. Auch in Zweedorf ist solch ein Unterschied festzustellen: Zwar ist dort ebenfalls „Grenz“ zu hören, jedoch meint die Sprecherin damit die Staatsgrenze, als sie sich auf Ackerland bezieht, nutzt sie das mundartliche Wort: „oewer dee hett früher nich so gaut wirtschaftn kunnt, un dee hier bie uns west is,

Sanitz, Schlagsdorf und Zweedorf.

²⁷²⁰ Das MWB, VII, Sp. 67, führt für dieses Wort einen Beleg von 1415 aus Wismar an: „up der werkmestere towe maken“, des Weiteren Nachweise aus hochdeutschen Texten, z. B.: „ein Grob-Leinweber mit drey Tauen“ (ebenda). Das Wort ist aber bereits in der Entstehungszeit des Wörterbuches stark rückläufig gewesen: „Wäwtaug“ gilt mit seinen verschiedenen Lautformen vor allem im SW, wo sich die Tradition der Hausweberei am längsten hielt, während im Hauptteil des Landes schon das jüngere *Wäwstauhl*, *-stohl* vorherrscht.“ (ebenda, Sp. 67 f.), vgl. auch Jacobs, Teuth. 3, S. 141, der noch zahlreiche Lautvarianten für „Wäwtaug“ angibt, wogegen „vā^hfsdo^ul oder *-sdōl*“ in den Städten vorkomme. Ein literarischer Nachweis findet sich in Helmuth Schröders Erzählung „Hartnack“: „kein Döschflegel un Wewtau rög sich un ok kein Swäp“ (Schröder, H., S. 183). Die besagte Frau aus Zweedorf gibt an, nicht mehr selbst gewebt zu haben: „Wie’ck noch to Huus wier, jå dor, wie’ck Kind wier, dat weiddick, dor hett ’n, hebbt wie dor ümmer Flass hatt un hebbt ook inne Stuuf groode Wääftüüg hatt, un hebbt noch wääft, oewer ick nich miehr, ick heff nix, un ook kein Spinn hewwick ook nich miehr liehrt.“ Dagegen war das Weben in Kieve auch im 20. Jh. noch üblich, eine Frau dort meint: „Im allgemein haa jeder Huusschtatt [= Husstand] ’n Wääfstauhl. Wie hemm vör teidn Jahr noch wääft.“

²⁷²¹ Vgl. auch Gernentz, System, S. 390, der ebenfalls unterscheidet in „1. Übernahmen ohne lautliche und semantische Veränderungen (*Feldfrüchte, Großbetrieb, siedeln, dauernd*), 2. Übernahmen mit lautlicher Assimilation oder Teilassimilation (*Melkmaschinen, Verköperin, Landwarenhus, gliedmäßig*).“

²⁷²² So z. B. in Lancken, Letschow, Lichtenhagen, Lüblow, Zweedorf und auch im außermecklenburgischen Sumte.

dee hett ääbm gaut wirtschaft, un denn hebb see dee Schei ääbm beddn wiederer näh rechts roewer gähn, un dee anner is ganz iningt worn.“ Jedoch kommt das hochdeutsche Wort auch in diesem Zusammenhang schon vor, ein älterer Lüblower sagt anfangs „dor sall gewisse Nächtn nachts ümmer dee füürig Dråk treggn mit 'ne Kääer. Ne. Dat Schei [= Scheid'] sall nich richtig wäsn.“ Später bekräftigt er aber: „Un dörbm [= dorüm] treckt dor nachts ümmer dee Dråk in gewisse Nachtn mit 'ner Kää un wull dee Grenz reeguulieren.“ Teilweise werden beide Wörter tautologisch miteinander verbunden, so erklärt der besagte Sprecher, als Gundlach ihn nicht verstanden hat: „Dee Scheier, dee Grenzscheier.“ Rolf Holst verwendet dieses Kompositum ebenfalls: „Besonnens wür ok dorup acht, dat nich tauväl afpläugt wür von'n Nahwer sin Grenzscheid.“²⁷²³ Im übertragenen Sinne herrscht das hochdeutsche Wort vor: „Oewerall, wo wat geif. Grenzn hewwick nich kennt.“ (Welzin).²⁷²⁴ Das MWB meint, es trete „zuweilen statt nd. *Scheid*“ auf,²⁷²⁵ wobei aber bereits Chytraeus notiert: „*Fines agri, Virg: grentze efft schede des ackers*“.²⁷²⁶ Das Wort ist also zumindest in der mittelniederdeutschen Schriftsprache schon belegt, wie auch eine Urkunde aus dem Jahre 1525 zeigt: „wo dat sulue gûdt in allen zînen scheyden vnnnd grentzen bolegen“.²⁷²⁷ Gryse benutzt es ebenfalls, als er aus der Bibel zitiert: „Godt bestediget de grentze der Wedewen“.²⁷²⁸ Auf den Aufnahmen nutzen es die Probanden aber vor allem als Bezeichnung für die deutsch-deutsche Grenze.²⁷²⁹ Es handelt sich bei den hier dargelegten Veränderungen in der Lexik um einen seit Jahrhunderten andauernden Prozess, der sich allerdings besonders seit Ende des 19. Jh.s beschleunigt hat, besonders im Fachwortschatz einiger Berufe.²⁷³⁰ Dennoch

²⁷²³ Holst, R., S. 9 f. Ein weiteres Beispiel für eine tautologische Verbindung ist „Gewehrscheit“ ‚Gewehr‘ (Bennin).

²⁷²⁴ Vgl. hierzu auch Rudolf Hartmann, der einem Gedicht den Titel „Alls hett sien Grenzen“ gibt (Hartmann, Vertellers, S. 41).

²⁷²⁵ MWB, III, Sp. 280.

²⁷²⁶ Chytraeus, Sp. 49.

²⁷²⁷ [Lisch, Georg Christian Friedrich]: Urkunden-Sammlung, in: MJb 23 (1858), S. 252, Nr. XXXIX.

²⁷²⁸ Gryse, Nicolaus: WEdewen Spegel. Darinne klerliken gesehen vnd eigentlick erkandt wert eine rechte Godtfruchtige vnd ock eine Godtlose Wedewe. Den Framen tho einer Trostlehre / Den Bo'sen thor ernstlikē Warnings, Rostock 1596, S. E ij^a.

²⁷²⁹ Das Wort kommt in Lancken, Letschow, Lichtenhagen, Lüblow, Zweedorf und dem außermecklenburgischen Sumte vor; lediglich in Lüblow und Lichtenhagen verwenden es die Probanden nicht in diesem Zusammenhang.

²⁷³⁰ Die Entwicklung kann hier nur kurz angedeutet werden: Bereits in einem Frauenbrief aus dem Jahre 1584 heißt es: „eyne herzeliche frouwede“, „dar my herzlich ser nah verlanget“ neben „ein hertlich frouwede“, „myn hertealderleveste leve herzekē“, alle Belege: Grotefend, Frauenbriefe, S. 185. Am Ende des Briefes nehmen hochdeutsche Wörter zu: „euwer ganzen frundtschafft ville gudes“ (S. 186) gegenüber „yuwen breff“ (S. 185) am Anfang des Briefes. Anhand dieser Briefe ist auch der Schreibsprachenwechsel sehr gut nachvollziehbar. Gryse verwendet ebenfalls bereits hd. Wortgut: „Dyn selige Mann [...] *schaffede* int Huß Botter / Tallich/ Soldt / Holdt vnde Kalen [Hervorheb. A. K.]“ (Gryse, WEdewen Spegel, S. H ij^b). Wenn daher im Botter-Vagel, S. 14, und bei Tarnow, Köster Klickermann, S. 67, noch „schapen“ zu lesen ist, so spiegelt das nicht unbedingt den Wortgebrauch in der Mundart wider. Auch in Gryses „Leien Bibel“ lässt sich hd. Einfluss feststellen: „du schalt van dynem donde laten aff/ dat Godt syn Werck in dy schaffe“ (S. P^a); „tho Mentz offentlig int werck gerichtet“ (S. A 3^b), alle Seitenzahlen nach: Gryse, Nicolaus: Leien Bibel. In Hundert Fragen vnde Antwortt vnderscheden vnd in III Deelee gedelet. Dat I. Deel [...], Rostock 1604, vgl. auch Gryse, Pawestdom, S. A^b: „in offentligken druck vorferdiget“. Schlue wechselt in seiner „Comedia“ zwischen Hoch- und Niederdeutsch. Aber auch in Niederdeutschpassagen kommen bereits hochdeutsche Wörter vor: „Dergleichen“ (Schlue S. 10), „gesellschaft“ (ebenda, S. 9), „von Herten frowede“, „hertzlich“ (beide ebenda, S. 10), „o'ffentlich“ (ebenda, S. 9), „treffede“ ‚träfe‘ (ebenda, S. 12) usw. Einige Wörter sind auch auf Reimzwang zurückzuführen: „sagen“ : „klagen“ (ebenda, S. 28), aber „Ick segge dy“ (ebenda, S. 59), „leist“ ‚leistest‘ : „befleist“ (ebenda, S. 54), „fleiß“ : „preiß“ (ebenda, S. 59), aber „tydt“ : „flyt“ (ebenda, S. 52) und „will dy prysen“ (ebenda, S. 59). Nicht zu erklären ist damit „hertz“ : „smertz“ (ebenda, S. 13), an anderer Stelle reimt er „herten“ : „schmerzen“ (ebenda, S. 21). Hd. Ein-

vollzieht er sich nicht gleichmäßig, sondern ist regional unterschiedlich.²⁷³¹ Bentzien geht davon aus, dass „die Volkssprache nicht die Kraft und Zeit gehabt hat“ neuere Bezeichnungen in die Mundart zu übertragen.²⁷³²

Neben dem Moment der für die sprachliche Verarbeitung notwendigen (hier fehlenden) Zeitspanne dürfte häufig die Kompliziertheit der betreffenden Sache eine umfassende Bewältigung durch die Volkssprache verhindert haben. Außerdem könnte Reizverblässung der technischen Sache im Zusammenhand stehen; andererseits aber scheinen gerade die Faktoren der äußeren Reizwirkung, also etwa der Auffälligkeit eines oft unerheblichen Details auch heute – im Zeitalter der Technikbeherrschung durch das Volk – eine gewisse wortbildende Kraft noch nicht gänzlich eingebüßt zu haben.²⁷³³

Einer der wichtigsten Faktoren, warum heute überwiegend hochdeutsche Begriffe für neuere Maschinen, Gegenstände usw. verwendet werden, ist die Zeit, denn viele Neuerungen traten und treten unmittelbar nacheinander auf, einiges ist bzw. war nach wenigen Jahrzehnten bereits wieder veraltet. Natürlich trägt in einigen Fällen auch die „Kompliziertheit“ der Sache dazu bei, erklärt aber nicht, warum die Bezeichnung „Fernseher“ einfach aus der Hochsprache entlehnt wird, es aber „dat Kählschapp“ gibt. Gerade der stetige Wechsel neuer Bezeichnungen und der gestiegene Bildungsgrad fördern die einfache Übernahme hochdeutscher Begriffe, da sie nicht als „fremd“ empfunden werden, es also oftmals auch gar kein Bestreben gibt, sie mit

fluss unterliegt auch die Diminutivform („fyn“ :) „Soⁿnelin“ ‚Söhnchen‘ (ebenda, S. 35), ansonsten schreibt er *-ken*: ‚kerlken‘ ‚Kerlchen‘, ‚Wyueken‘ ‚Frauchen‘ (beide S. 67). Ein Rostocker Scherzgedicht von 1650 reimt ‚hetzken‘ ‚Herzchen‘ (vgl. Krause, Scherzgedicht, S. 50) auf ‚schetzken‘ ‚Schätzchen‘ (Krause, Scherzgedicht, S. 51, zu ‚hetzken‘ vgl. ebenda, S. 50). Lauremberg nutzt bereits ‚Bißwilen‘ ‚bisweilen‘ (Lauremberg, S. 69), ‚etwas‘ (mehrfach, u. a. ebenda, S. 8), ‚offentlyck‘ (ebenda, S. 68), ‚trefflick‘ (ebenda, S. 28), ‚Zier‘ (ebenda, S. 15), ‚zierlick‘ (ebenda, S. 9), ‚zierlike Red‘ (ebenda, S. 11), ‚in ein Hus gezieret hoch und nedden‘ (ebenda, S. 5), ‚zieren‘ (ebenda, S. 31), ‚Zierlicheit‘ (ebenda, S. 48) usw. In den Hochzeitsgedichten findet sich ebenfalls hochdeutscher Einfluss: ‚bißwilen‘ ‚bisweilen‘ (Hg. 2, 2 [1676]), ‚Beschluß‘ (Hg. 10, 4 [1712], bei Schluë, S. 86, und Lauremberg, S. 68, noch ‚Beschluth‘ bzw. ‚Beschlucht‘), ‚Fürst‘ (Hg. 11,3 [1712], vgl. auch Kohfeldt, Bauerngespräche, S. 164, im zweiten Gespräch [um 1728 – 30] kommt das hochdeutsche Wort ebenfalls vor, sowie Rösler, Bauerngespräche, S. 629: ‚Fürsten Recht‘ [1718], während Hg. 33, 1 [1746] noch ‚Först‘ hat), ‚gelassen sien‘ (Hg. 36, 2^a [1790]), ‚Hertzens Glückwunsck‘ ‚Herzenglückwunsch‘ (Hg. 35, 4 [nach 1759]), ‚Zierracht‘ (Hg. 29, 2^b [1742]), ‚Zwar‘ (Hg. 11, 3 [1712]). Hg. 33 (1746) schwankt zwischen hd. ‚spähd‘ (S. 2) und nd. ‚spaad‘ (S. 4, Reim auf ‚Schad‘) und enthält ‚Abruch‘ (S. 2). In einem Bauerngespräch (um 1728 – 30) ist ‚he let ehm nich in Stich‘ zu lesen (Kohfeldt, Bauerngespräche, S. 162), in einem von 1734 ‚Hertzog‘ (ebenda, S. 160). Lessen schreibt ‚Ablaß‘ (Lessen, Hellenia, S. 190, Str. 596), ‚begrüßt‘ (ebenda, S. 89, Str. 194), ‚Frühstückäten‘ (ebenda, S. 48, Str. 29), ‚Griechenland‘ (ebenda, S. 41, Str. 1; vgl. hingegen Lauremberg, S. 5: ‚Grekenland‘), ‚schafft‘ ‚geschaffen‘ (ebenda, S. 56, Str. 62), ‚schuf‘ (ebenda, Str. 61), ‚Smerz‘ : ‚Erz‘ (ebenda, S. 189, Str. 594) usw., vgl. auch Dahl, Hellenia, S. 124 f. A. Reinhold nutzt bereits viele hochdeutsche Wörter: ‚bu^eßen‘ : ‚gru^eßen‘ (Reinhold, A., S. 24), ‚etwas‘ (ebenda, S. 3), ‚Griechenland‘ (ebenda, S. 4, erste Anm.), ‚Herzen‘ : ‚verschmerzen‘ (ebenda, S. 37, ansonsten schreibt er aber ‚Hart‘, z. B. auf S. 46), ‚Biederkeit‘ : ‚Leid‘ ‚Leid‘, ‚nützen‘, ‚Pflichten‘ (alle ebenda, S. 26), ‚Ruh‘ (ebenda, S. 67, vgl. Brückner, der noch ‚Rauh‘ schreibt [Kahl, S. 117]; Reinhold verwendet aber noch ‚raugen‘ ‚ruhen‘ : ‚Hemdesmaugen‘ ‚Hemdsärmel‘ [Reinhold, A., S. 45]; Jeppe, S. 141, verzeichnet Anfang des 19. Jhs. ‚Rist un Ruh‘, Hg. 34, 2^a [1759] enthält bereits ‚Doch lah’t de Doden ruhn‘), ‚Spruch‘ (Reinhold, A., S. 21), ‚zittert‘ (ebenda, S. 23).

²⁷³¹ Als Beispiel sei hier der an Südmecklenburg angrenzende prignitzsche Raum genannt. Dost, S. 122, stellt fest, dass dieser Prozess im Kreis Wittstock, der zum prignitzischen Sprachraum gehört, ‚wesentlich schneller‘ verlaufe als im Kreis Röbel, ‚[s]elbst da, wo früher in beiden Mundarten die gleichen Wörter zur Bezeichnung bestimmter Gegenstände verwendet wurden, sind durch das höhere Tempo der Ablösung in der Ostprignitz Synonymgegensätze entstanden, die zeitlich sicher aber sehr begrenzt sind.“

²⁷³² Bentzien, Wörter, S. 105.

²⁷³³ Ebenda.

mundartlichen Wörtern umzusetzen.²⁷³⁴ Dies geschieht nur bei einigen wenigen Begriffen. Ähnliche Tendenzen zeigen sich heute in der Standardsprache, so heißt es z. B. „Airbag“, „Computer“, „Compiler“, „Hardware“, „Software“ usw., obwohl sie auch als Schriftsprache fungiert und deshalb gerade dazu genutzt wird, komplizierte Sachverhalte zu erklären. Hier spielen also auch außersprachliche Faktoren eine Rolle, die nicht unbedingt auf das Defizit, „von der Thematik her mit den eigenen sprachlichen Mitteln alles auszudrücken“²⁷³⁵ herrühren, sondern eher Bildung, gesellschaftliche Veränderungen, „Modeerscheinungen“ usw. betreffen. Bentzien nennt z. B. die mundartlichen Bezeichnungen für die Teile einer Dreschmaschine: „*Staker* (Strohelevator), *Kaffpuster* und *Binner* (Strohbindevorrichtung)“²⁷³⁶, die Zentrifuge

besteht zunächst aus dem Bassin, d. h. dem *Gehüs*, *Pott*, *Kätel*, *Küben*, (*Melk*)*kübel* oder *Kumm* (alles alte Gefäßbezeichnungen), ruht auf dem *Faut*, hat im Innern die *Tellers* und außen die *Wrang* oder den *Swengel*. Die Sahne bzw. die entrahmte Milch kommen aus den *Pipen* oder *Tippen*, also der *Rohmpip* oder der *Melkpip* (auch *Melkhüürn*).²⁷³⁷

Im Gegensatz zum neueren „(Verbrennungs-)Motor“ hat die Mundart hier eigene Bezeichnungen für die Teile, die „Kompliziertheit“ scheint dabei kein Hinderungsgrund gewesen zu sein, Begriffe dafür zu finden.

4. 6 Exkurs: Über die Semantik einiger Wörter

Die nachfolgende Darstellung beschäftigt sich mit semantischen Auffälligkeiten (z. B. Abweichungen gegenüber der Wortbedeutung in der Standardsprache usw.), die bei einigen Lexemen festzustellen sind. Sie strebt nicht an, vollständig zu sein, sondern kann nur ein paar ausgewählte Beispiele näher behandeln.

Das Wort „breit“ gibt im Allgemeinen eine räumliche Dimension an, z. B. „denn Sack gaut breit upmoggn“ (Bristow), „Dat wiern Hübels, dee wiern ’n Meder breit un Meder hoch un söss Meder lank.“ (Jördenstorf). Es erscheint in Wendungen, z. B. „Hei wier ja ook wiet un breit bekannt.“ Sprecher zwei aus Spornitz verwendet es jedoch in einem Zusammenhang, in der Räumlichkeit – auch im übertragenen Sinne – kaum eine Rolle spielt:

Un hier saal dat ja nu mål eins üm uns oll mägglbörger Sprääk gähn, un ick haa hier nu anfangs noch ganz breit snaggn liehrt, as uns Mudrersprääk wier un uns Großmudrer vör aal Ding, dei wier denn ja noch vääal bie uns un Großvadrer, un dor lehrdn wie dat ja nu noch richtig breit. Na, un näägnteihnhunnert... achteihn, dor kööm ick dunn näh Pachimm [= Parchim] to Schaul, un dor müßt ick mie mien Breitspreggn afwenn...

In dieser Weise gebraucht es auch eine Sukowerin, als sie den Unterschied ihres Heimatortes zum Nachbarort Banzkow kennzeichnet:

[...] un mien Fründin is ook näh Banzkow gähn un so, un de, von mien Fründin de Schwiegeröllern, de wiern ook so dull breit, ne, un de sääden denn ümmer: „So, äh, äh, nu willen wi mål Meddag äten, un denn äh, wenn Heiner noch nich to Huus is, denn stellst du em de Sauß inne Rühr!“

²⁷³⁴ Vgl. dazu auch die Aufstellung bei Dahl, Interferenz, S. 361 f.

²⁷³⁵ Sanders, S. 33.

²⁷³⁶ Bentzien, Wörter, S. 94.

²⁷³⁷ Ebenda, S. 90 f.

In der hochdeutschen Literatur über das Mecklenburgische kommt das Wort ebenfalls vor, so schreibt Kolz:

Demgegenüber hält die Sprache des Landes und die der städtischen Arbeiter zäher am altererbten Wortbestande und ändert sich mehr und mehr in ihrem Lautbestande, da sie nicht durch das Hochdeutsche bestimmt wird. [...] Ich stelle dieses „breitere Platt“, wie der Städter, stolz ob seines „ordentlichen Platts“, sagt, der Lu gegenüber als die *Lingua vulgaris* = Lv.²⁷³⁸

Sibeth meint damit ebenfalls die Mundart der Landleute,²⁷³⁹ während Mussäus sich auf die Laute bezieht: „Das Platte mit den vielen Doppellauten wird vorzugsweise das breite genannt.“²⁷⁴⁰ Die Landbewohner bezeichnen mit „breit“ aber nicht immer die Diphthonge, eine Frau aus Lüttow erklärt beispielsweise: „Ja, dat klingt noch alles so’n beddn breider as wie hier in Lüddoo. Wie seggt nu Eier, un dee [die Valluhner, A. K.] seggt Eër. Wie hemm schön Eërlieköör [= Eerlikör] mockt.“ Der ältere Trammer bezieht sich ebenfalls auf den Monophthong /e/: „dee, dee Breidn seggn Eër, nich Eier“. Wiggers versieht das lange /e/ ebenfalls mit diesem Attribut, allerdings geht aus seiner Darstellung nicht hervor, was er darunter verstanden wissen will, da er Schreibung und Lautung miteinander vermischt, so macht er für das Mecklenburgische „den kurzen Laut (kennen kennen, kemmen kämnen) und den breiten Laut des langen e (mel Mehl, spelen spielen)“²⁷⁴¹ aus,

während das hd. e einen dreifachen Laut darstellt: den kurzen (Ente), den langen und breiten (Rede), den langen und scharfen (Rhede, gegen, ewig, wehen), und zwar die beiden ersteren unter Concurrenz von ä und eh (Lämmer, Schäfer, stehlen), den letzteren unter Concurrenz von ee (Seele).²⁷⁴²

Die Probanden auf den Aufnahmen weisen „breit“ hier jedoch keinen spezifischen Lautwert zu, sondern beziehen sich auf Besonderheiten des Westmecklenburgischen, so beschreibt der Spornitzer die Aussprache, die er von seinen Großeltern gelernt hat, folgendermaßen: „Na, oewer nu in Paachiem. Dor kööm wie nu an, mit, also to teihdn, wo wie hüüt teihdn seggn, see, säädn wie tedn un to vier säädn wie veier un to führn säädn wie fäühern, na un noch so vääle anner Uutdrügge.“

Ebenfalls weiter zu fassen ist „Kierl“, das nicht einfach der hochdeutschen Bedeutung ‚Kerl‘ entspricht,²⁷⁴³ sondern auch neutral für ‚Mann‘ steht: „Wier uns Köster, já. Ool Kierl all.“ (Bristow); „Bün oewer as veheirätter Kierl ook noch dor west.“ (Klein Trebbow); „ick wier donn ’n Kierl von näägnundördig Johr“ (Nien-dorf). Ein Sprecher aus Pritzler verwendet es zusammen mit ‚Männer‘, ohne dass ein Bedeutungsunterschied erkennbar ist:

Dee Kerls, dei wiern denn midde Seeßl dorbie un höög[n] [= gemeinmeckl. haugen] meistns dreimål tau, un dat drüedde Mål schwäädn se denn uut, ne. Also, denn wür dat glatt hennleggt. Nu is dat so ganz veschiedn midde, midde Männer oder midde Kierls. Diese moggn de ein Wies ook bäädrrer wie de anner.

Des Weiteren kann es auch den ‚Ehemann‘ bezeichnen, wiederum ohne weitere Konnotation: „Un denn ååms, denn möödick ja noch ümmer wedrer Veih faudren,

²⁷³⁸ Kolz, S. 3.

²⁷³⁹ Sibeth, S. 1 (Vorwort): „nicht aber so Alle im breiteren oder Landplatt“.

²⁷⁴⁰ Mussäus, Stände, S. 135.

²⁷⁴¹ Wiggers, S. 15.

²⁷⁴² Ebenda, S. 15 f.

²⁷⁴³ Bei den folgenden Beispielen kann „Kierl“ im Hochdeutschen durchaus mit „Kerl“ wiedergegeben werden: „Un wenn wat los wier, denn wier dee Smitt håålt, un dee müßt sien Gautachtn afgåbm, un so’n Kierl wull ick ook mål waadn.“ (Selmsdorf); „Oewer süß, dat wier ein grääsign Kierl.“ (Züsow).

mien Kierl kümmt ja ook eist vonne Aabeit, dee is Treggerfohrer biede Muurerkomplexbriegååde“ (Boldela); „denn hett mien Kierl noch'n niedn Driller köfft“ (Demen). Bereits Adelung urteilt über die Verwendung des Wortes im Hochdeutschen, es habe „ehedem eine jede Person männlichen Geschlechtes, in engerer Bedeutung aber theils einen tapfern, starken Mann, theils aber auch einen Ehemann“ bezeichnet, aber

[i]n allen diesen Fällen ist es in der anständigen Sprechart veraltet, weil es vermuthlich durch den langen Gebrauch einen verächtlichen Nebenbegriff bekommen hat, und daher nur noch in der niedrigen, höchstens niedrig-vertraulichen Sprechart, am häufigsten aber von geringen Personen gebraucht wird.²⁷⁴⁴

Der Grimm hält die neutralen Bedeutungen ebenfalls nur noch im Niederdeutschen für möglich: „*die bed. ehemann gilt noch in nd. volksrede, in Ostfriesland z. b. sind mann und frau kerl un wif* (FROMM. 4, 133), *und zwar ohne jede spur von verächtlichem oder grobem, das wir uns weg zu denken oder vielmehr zu fühlen kaum im stande sind.*“²⁷⁴⁵

Für „rechtlich“ gibt das MWB eine adjektivische und eine adverbiale Bedeutung an, nämlich „dem sittlichen Recht gemäß lebend“ bzw. „auf rechtmäßige Weise“, letztere findet sich nur in der „a[lt]en Spr[ache]“. ²⁷⁴⁶ Das Wort ist in Bennin, Demen, Kölzow, Marnitz und Niendorf zu hören. Die Verwendungsweise entspricht jedoch nicht der Definition im Wörterbuch, so bezieht sich der vierte Sprecher aus Marnitz eher auf die juristische Seite:

Seng nu as so, wenn ick fief Minuudn kabbeln dauh un segg denn nâh, denn nâhm ick em [den Brief, A. K.] doch mit, jâ, denn is je ook noch, nich, denn hewwick je gor nix oew, oew, nöö, denn dat. Dat s, rechtlich sall ick dat eigntlich nich. Wenn denn hier de Post in Döörp is, denn sall je jeder henngåhn un sall sick de Breif upliewern.

Beim zweiten aus Niendorf wirkt es wie ein Füllwort, wobei es auch hier weder als Adjektiv fungiert, noch „sittliches Recht“ eine Rolle zu spielen scheint: „un denn bün'ck nâhher in Hamburg, heck mie in Hamburg rechtlich wiederer mockt, allerdings bei der Flack [= Flak]“. Der zweite aus Bennin berichtet, wie er 1918 als Soldat in Schwerin eingesetzt worden ist: „Morgn früh, paß up, sünd we hier! Na, bie't Wegggåhn säder: ‚Heiner, denn büst du morgn früh rechtlich hier!‘“ Hier erscheint es eher in der Bedeutung von ‚wirklich‘. Ein Kölzower verwendet es im Sinne von ‚eigentlich‘: „Ja. Rechtlich fümf [Kinder, A. K.], nich, eins is oewer doot, ne.“, ein Demener ebenfalls: „Inne Hock wiern rechtlich immer twölf, äh twölf Gaabm.“ Häufig zu hören ist das Wort „bäten“: „Is all beddn von Hochdüütsch beddn, ne.“ (Groß Lantow), „dee lüdding beddn ook so beddn Meeklenburgisches Platt so könn“ (Jördenstorf). Dabei kann es „eine geringe Menge oder einen geringeren Grad“ bezeichnen²⁷⁴⁷: „denn bruukt man ook 'n beddn Luurbeerblatt“ (Peetsch). Da es sich jedoch um eine unbestimmte Angabe handelt, ist für den Außenstehenden oftmals gar nicht abzuschätzen, was der Sprecher mit ‚bisschen‘ meint: „Dee Wilddeif sünd dor so'n beddn to Gang west“ (Boldela)“, denn teilweise bezeichnet er damit gar keine so geringe Menge bzw. keinen so geringen Grad: „In Winder ischa bloß beddn Faudrer ranntoführn vör dat Veih“ (Nossentiner Hütte); „dee ein Mann wier ook schon so'n beddn ollt un so'n beddn tüdderig, hei künn dat nich mieh so richtig oewerseihn, wanner wat mockt hett, dat güng grundsätzlich vekiehr't bie em“

²⁷⁴⁴ Adelung, Bd. 2, Sp. 1551.

²⁷⁴⁵ Grimm, Dt. Wb. 5, Sp. 574.

²⁷⁴⁶ MWB, V, Sp. 826.

²⁷⁴⁷ MWB, I, Sp. 656.

(Welzin). Besonders vor einem Adjektiv kann das Wort dessen Bedeutung sogar verstärken, so meint eine Zweedorferin, dass Esskartoffeln „eigentlich ümmer beddn bannig Geld bröcht“ hätten, ein Mann aus Klockenhagen verwendet „bäten“ ebenfalls, um damit einen höheren Grad auszudrücken: „Oewer mit meist wiern uns [Teerschwäler, A. K.] ’n beddn dull uutbrennt“. Welche Bedeutung dem Wort zukommt, ist nur dann für den Kommunikationspartner abzuschätzen, wenn der Sprecher zusätzlich genaue quantitative Angaben macht oder beide dieselbe Kenntnis über das Thema besitzen: „Issn bloß dat Dack, dee ierstn twei Meder, dee sünd ’n beddn kaputt gâhn, oewer süss naher Schuur sülbm is heil blääbm, nich.“ (Broock); „Un denn waan se ååmts, in Sömmer waan se [die Kühe, A. K.] ååmts ook rinnhåålt, denn blieb se nich dor, weil dee Kobbl beddn wiet wegg is. Dee sünd, is oewer ’n Kilomededer woll, henn nâhde Kobbl un denn wedrer trügg ook.“ (Kieve). In einigen Aussagen ist kaum mehr eine Grad- oder Mengenangabe gemeint, vielmehr betont es allenfalls einen Sachverhalt oder dient nur mehr als „Füllwort“: „ierst inne Schaultiet haa ick so beddn Lust to Muurer“ (Badendiek). Es kann sogar in Verbindungen stehen, wo eine Quantifizierung nicht mehr sinnvoll erscheint, so dass es z. T. ironische Bedeutung annimmt: „Je, Herr Paster, mien Mann is ok ’n bäten doot blâben.“²⁷⁴⁸ Ein Mann aus Pritzier verwendet es ebenfalls mit dieser Konnotation, die Fügung „beddn klauk“ steht hier eher für „neunmalklug“, wie der Zusammenhang zeigt:

Un dei ha, wier nu ook ’n beddn klauk, un dei sää denn: „So, wie fâuhdn hûüt so, dat jie nich mâl ’n Stück Brot eddn könn.“ Un denn wûrn sick dee Kierls so einig inne Meßbucht, up de annern drei Wåågns wûrn wenig smâddn, wûr wenig uplâå, un denn de ganze Besatzung dor rann nâh denn Wåågn un lâå em dor so ’n Fäurer [hd. Fuder, A. K.] up, un dat nich ein Fäurer ’n ganzn Dagg henndörch. [...] Un hei hett sick dat nâhher späåderhenn ook nich wedrer utsitt, dat hee seggt: „Jie söllt nich mâl sovåål Tiet hemm, dat jie juuch Brot upeddn könt.“

Auch an der Verbindung „(’n) lütt bäten“ ‚ein kleines bisschen‘ ist nicht immer ersichtlich, welche Menge oder welcher Grad gemeint ist, so erzählt z. B. ein Mann aus Röbel:

Ierstmâl will ma seggn, wie wer nu sovåål kräägn hett, dadder dat Getränke vielleicht betâohlt hett, oewer, wenn minnmåol so twinnig, dödrig Mann so beddn an Disch, beddn Frühstück hedder gääbm müßt, so as wie so seihn hebbm. [...] Also lütt beddn fiananzkräftig hedder ook sinn müßt.

Ebenfalls stark subjektiv geprägt ist die Bedeutung von „inne Frömm“: „Du mööst oewer ook inne Frömm gâhn.“ (Nossentiner Hütte). Die Probanden meinen damit ein unbestimmtes Gebiet außerhalb der Heimat, meistens Orte, wo sie gelernt haben. Diese können relativ weit entfernt liegen: „Denn bün’ck ook ’n poor Johr inne Frömm west, weer in Hannoower, in Hamborg bün’ck west.“ (Pritzier). Allerdings bezeichnet ein Selmsdorfer bereits das nahe gelegene, nichtmecklenburgische Dummersdorf als „Frömm“, und ein Welziner berichtet, „mit soebmteihn Johr kömm ick inne Frömm, nâh Elmhorst henn“ (Welzin), welches nur wenige Kilometer vom Heimatdorf entfernt liegt. Auf Poel meint der älteste Niendorfer gar: „Ick bün ook

²⁷⁴⁸ Wossidlo, Richard: Aus dem Lande Fritz Reuters. Humor in Sprache und Volkstum Mecklenburgs. Mit einer Einleitung über das Sammeln volkstümlicher Überlieferungen, Leipzig 1910, S. 95. Das MWB, I, Sp. 657, verzeichnet weitere Belege: „dee is ok ’n bäten dot blâben STA Wulk“, „dee is ’n bäten dot RoKühl“, „nu is se (meine Frau) ’n bäten inslapen gestorben WiNKlost“. Deutlich wird die ironische Konnotation in Brinckmans „Uns Herrgott up Reisen“: „un dor de [die Töpfer, Kunstschlosser und Klempner, A. K.] sick dat hewwen infallen laten, en bäten dot tau bliwen“ (Brinckman, Werke II, S. 151), vgl. auch Blum, Max: Spaßig Läusechen, Berlin 1892, S. 3: „Wenn hei nich mihr smöken mag, denn sall hei sick up ’n Rüng’n leggen un ’n beten dod bliwen.“

nâh Mägglborg nâh'n Buuern un müßt dor Schååp, Kâuh, Swien un Gössl, alles dett [= dit] Krååm, wat de Buuer so haa, dat müßt ick hâuïdn.“ Dazu gibt er folgende Erklärung: „Wie ween gor nich Määglborg, wie ween Pâul, un dat wei Mägglborg. Pâul wei ja nâhmlich donn noch âh, nich vör fast an Mägglborg anslâdn.“ In Wustrow werden die „Fremden“ auch als „Isenbahner“ bezeichnet, wie eine Frau erklärt:²⁷⁴⁹ „Ja, dee Iesnâhner. Ick an un vör mie nich, oeber, oewer ick hûür dat hûüt noch ruut, denn weck sünd, un Frömm, dat willn S' ook nich seng, Iesnâhner“.²⁷⁵⁰ „Spies“ erscheint ausschließlich in der Bedeutung von ‚Nachspeise‘ (‚Süßspeise‘): „denn letztn Gang woll kuum noch eddn künn, dee Spies“ (Kieve); „un Schpies moggick meist ook ümmer glieks söös un acht Schåål fahdrig“ (Lancken) ; „un hinnerher denn Ies un Spies noch“ (Woez)“. Die allgemeinere Bedeutung findet sich in „Spieskâmer“/„Spieskammer“ ‚Speisekammer‘ (Nossentiner Hütte, Züsow) bzw. „Spieskammerdöör“ ‚Speisekammertür‘ (Nossentiner Hütte).²⁷⁵¹

²⁷⁴⁹ Vgl. MWB, III, Sp. 1037, das als Bedeutung u. a. angibt: „der mit der Eisenbahn gekommene Badegast“.

²⁷⁵⁰ Das Misstrauen gegenüber diesen Fremden schildert sie ebenfalls: „Ja, in groodn un ganzn hemm se je hier in Dörp oder inne Umgegd heirâtt. Also jo bloß kein, bloß kein, kein Uutlänner, bloß kein Iesnâhner. Also die, denn Iesnâhner hemm see nich truugt.“ Als Grund für dieses Misstrauen gibt sie an: „Un ick kann dat mie woll denkn, also dee Iesnâhner hemm ook woll manchmål dat Mâddnkopp heit mockt un sünd wedrer afgâhn, un dee anner hemm sick dat nich truugt, dee wiern dor, sünd doch woll beddn, Iesnâhner wiern je dor siene Zeit up Schaul, oewer Iesnâhn hemm hier schwer to kämpfm hatt, up eine, up jede Ort un Wies.“ Ein Bericht über den Bau der Eisenbahnstrecke Lübeck – Bad Kleinen drückt diese Ablehnung ebenfalls aus: „Wir haben die Aussicht, daß das in der Umgegend gefürchtete Eisenbahnvolk oder die sogenannten ‚Isenbahners‘ unsere Gegend bald immer mehr verlassen und sich westwärts hin ziehen werden. Der Grund, daß die Arbeiter an der Eisenbahn gefürchtet werden, ist wohl der, daß nicht allein Mecklenburger, sondern Preußen, Polen und Schweden hieselbst in Arbeit stehen. Man kann die verschiedenen Nationen so recht in den Feiertunden beurtheilen, wenn sie sich schaaren- oder colonnenweise an den Wegen gelagert haben und sich in ihren verschiedenen Sprachen unterhalten. In der Regel aber streifen sie in den nächsten Dörfen und auf den Höfen umher, um Butter, Brot oder Speck zu kaufen, da denn die Leute ihre liebe Noth haben, weil sie das Kauderwälsch [sic] der Käufer nicht verstehen können.“ Anonym: Notizen zur Landeskunde, in: Archiv für Landeskunde in den Großherzogthümern Mecklenburg. Achtzehnter Jahrgang, Schwerin 1868, S. 480 f.

²⁷⁵¹ Vgl. hierzu auch Reuter: „un wo em namentlich de Postmeisters mit Spis' un Gedränk ihrfürchtig unner de Arm' grepen hadden“ (Ut mine Festungstid, in: Reuter, Werke II, S. 324).

5. Syntax

5.1 Gesprochene Sprache vs. Schriftsprache

Der Satzbau im Mecklenburgischen ist der der Standardsprache sehr ähnlich, häufig ist die Stellung der Satzglieder sogar gleich: „Jå, denn hewwick noch gaut kennt.“ (Hinrichshagen) ‚Ja, den habe ich noch gut gekannt.‘ Daher können viele FT und MWB-Sätze Wort für Wort übersetzt werden: „Dei Snei is soguor disse Nacht ling blääbm un is ierst hüüt morgn smöllt.“ ‚Der Schnee ist sogar diese Nacht liegen geblieben und ist erst heute morgen geschmolzen.‘ (Letschow). Viele Unterschiede beruhen darauf, dass Mecklenburgisch vorwiegend gesprochen wird, so z. B. die Reihung von Hauptsätzen und Einschübe: „Ick heff hier mål ubbe Säägerie aabeit, un dor wüür dat Huus buugt, ’n Huus buugt, un dor haa dee Säägerie to sniedn dat Holt.“ (Hinrichshagen). Oftmals ist nur anhand des Tonfalls und Pausen zu erkennen, wann der Satz endet, der Sprecher kann ihn beliebig lang gestalten, zusätzliche Parenthesen einfügen, einen Teilsatz einfach abrechnen und eventuell später wieder aufnehmen, so dass der Gesamtsatz mitunter sehr lang sein kann, wie z. B. bei einer Demenerin:

Ick weit bloßn, wat mien Großmudrer von mien Vadrers Mudrer west is, dei wier in Pinnow, un ehr Öllern sünd ja tiedig dootblääbm, un denn mösst se bie ehrn Unkel ümmer Gäus häudn an Pinnower See, un denn hett se ümmer schtrickt dorbie, un denn hemm mie dee Lüü vertellt hier, kiek, wie wiern donn ja ook, mien Großmudrer is dootblääbm, donn wier ick, donn wier ick ierst näagn, ja, un mien Mudrer is dootblääbm, donn wier ick teihdn, ja.

Dabei bedienen sich die Sprecher gleichartiger Satzbaupläne, häufig werden die Teilsätze mittels „un“ verbunden, wobei sie dann ein Adverb folgen lassen, z. B. „donn“/„dunn“/„denn“, „dor“: „Also, hier sünd ja dee oll Buuerhüüser, un dor wür so’n ool Sääål upsläägn, un dor wür denn diëse, würdn denn disse Fest afholl, ne.“ (Möllin); „Nee, donn kreign se näh [= nähher] so Heu ubbe Röpp [= Röp], un denn wier’t Schluss.“ (Alt Meteln). In diese Sätze werden dann Parenthesen eingefügt, wobei die Teilsätze, die den eigentlichen Sachverhalt beinhalten, ähnlich aufgebaut sind, teilweise werden sie einfach asyndetisch hintereinandergestellt. Ein Mann aus Peetsch reiht sie teils mit, aber auch ohne Konjunktion aneinander:

Un ick heff seldn Piert länger führt as acht Johr, mit achtjährig, denn sünd se noch so, dat see dat vulle Geld bring dohn, un denn heff s’ ich verköfft, un denn hewwick mie jedes Johr in Haast, nich jedes Johr, will ick nich seng, oewer in’n Schnitt een oder twee, ja immer wedrer’n tweeeunhalbjährign anschpannt, un denn hewwick denn Winder oewer nich tovääł dohn loddn, un dunn früher wierer dat dreejährig, un denn ginger naher mit dee Mudrerschtoot tohoop, dat wier denn een Geschpann, un twee haa ick denn, dee wiern beddn öller, dat wiern fief- un sössjährign, dat wiern denn dee Piert, dee mocktn alle schwere Aabeit to, wie man so in Buermund seng deht, dee könn dörch dick un dünn gähn. So, un dee annern bei, dat wiern dee Piert, dee määktn dee leichte Aabeit.

Die Länge des Satzes richtet sich dabei nach dem geschilderten Sachverhalt. Dabei vergisst der Sprecher dann manchmal auch, nach den Einschüben wieder auf den eigentlichen Inhalt zurückzukommen, so dass ein Teilsatz unvollständig bleibt, wie das Beispiel der Demenerin zeigt, aber auch folgende Aussage eines Mannes aus Röbel:

Tjå, un denn seedn see ja Klock teihdn, dee letzt'n keem half elbm, nich, un dor kaan jo, Fritz Fick is ja dee einzigst nu von dee Oll, dee nu noch lääbm deiht, dee weit dat ja an best'n beurteil, dee haa ook sien Dauhn un Not, dee müscha [= müßt ja] ook ubbm Dagg dreimål henn nâh em, ne.

Diese Bildungsweise ist auch in der hochdeutschen Umgangssprache anzutreffen, der zweite Proband aus Demen sagt beispielsweise auf einer Geburtstagsfeier:

Du, und er hat sich da ein abgewühlt midde Schaufel, ne, untn drin, er waa ja noch 'n bißchn schtabil, und der kuckt da rein, der Oberst, wir hamm Kibber gefahn, un denn hat der Kran immer langsam, dat er ihm nich bescheedigt, langsam rauf bei uns auf'm Kran – ja, Joochn noch –, und er kuckt denn so hoch, und der Oberst seggt: „Machen Sie 'n Krag'n zu!“

Sie findet sich auch in anderen Dialekten, z. B. dem Altmärkischen:

wenn we faardich wären muß all(e)s we(dd)er schön sauwer wäarden | denn hem'm wee | all(e)t afflütchert | un 't kaff inmaakt in de säck | un denn wörd | kaarn uplaad't | un schtroh bom'm [oben, A. K.] up öfter noch 'n wagen hinnerhäär | un denn jing 't denn lous naa huus | nöch | un dat was ook ümmer schön²⁷⁵²

Bernhardt macht dieselben Beobachtungen für die Mundart von Glücksstadt, die er als Grundlage für seine Darstellung der niederdeutschen Syntax gewählt hat:

Die niederdeutsche Umgangssprache liebt nicht viel untergeordnete Sätze, sondern macht lieber Hauptsätze [...]. Dabei bleibt die logische Abhängigkeit oft ohne grammatische Bezeichnung (was übrigens auch im Hochdeutschen vorkommt) z. B. ‚das Korn war so hoch, dass sich ein ziemlich grosser Mensch stehend darin verbergen konnte‘ *dat koorn weer so hoch, dâr kunn sich n gâtlichen minschen in stân in förstêken* [...].²⁷⁵³

Hierin zeigen sich die Besonderheiten gesprochener Sprache. Sie beschränken sich dabei nicht nur auf das Mecklenburgische oder Niederdeutsche allein, sondern sind auch in der hochdeutschen Umgangssprache zu hören. Dazu gehört auch die Vermeidung komplexer Satzstrukturen, z. B. von Nebensätzen unterschiedlichen Grades, zumeist findet sich nur einfache Unterordnung:

Un wie hemm uutprobiert, wegge Sordn dee höchstn Erdrääg bringt, wegge Düngung dee höchstn Erdrääg bringt un woran dat denn Bodn mangelt, ob Kalk mangelt, Kali, Phosphor un so wieder, würdn ook Boudnprobm nomm un up Kali un Phosphorsäure un Kalk ünnersöcht, un disse Vesäuge, dee würdn ganz exakt dörchführt, jede Pazell weer fiefontwinnig Quadratmeeder groot un wedrerhäär sick vier bett sössfach, un dee Pazell würdn nâhher, wenn se riep wiern, afmeiht, orn't un uutwiert, un dat wür nâhher in Winder up 'ne Vesammlung dörchsproggn. (Welzin)

Auch in diesem Beispiel dominieren Hauptsätze, Nebensätze zweiten Grades gibt es nicht, stattdessen reiht der Sprecher die ersten Grades einfach in einer Aufzählung aneinander. In der Standardsprache ist der Satzbau oftmals durch unterschiedliche Abhängigkeiten gekennzeichnet: „Und wir haben ausprobiert, welche Sorten und welche Düngung den höchsten Ertrag bringen und woran es dem Boden mangelt, indem Bodenproben genommen worden sind usw.“²⁷⁵⁴ Solche Sätze sind auf den Aufnahmen eher selten zu hören: „Wenn man dat dee hüütige Jugnd vetellt, wie

²⁷⁵² Schönfeld, Helmut: Gesprochenes Deutsch in der Altmark. Untersuchungen und Texte zur Sprachschichtung und zur sprachlichen Interferenz, Berlin 1974, S. 193.

²⁷⁵³ Bernhardt, J[ulius].: Zur Syntax der gesprochenen Sprache. (Ein Versuch.), in: NdJb 29 (1903), S. 21.

²⁷⁵⁴ Vgl. Helbig/Buscha, S. 576; Duden, Bd. 4, S. 666 f.; Sommerfeldt/Starke, S. 242 – 244.

schwer dat uns Ööler [= Öllern] uns früher groot mockt hebbm, dat glööbm se gor nich.“ (Boldela). Bernhardt meint deshalb:

Besonders fehlt dem Niederdeutschen der grammatische Ausdruck für kompliziertere logische Denkopoperationen, z. B. ‚er trat heran, indem er ehrerbietig grüßte‘ (der Form nach Gleichzeitigkeit, dem Sinne nach Modalität) *he keem neeger un mäk n deepen diener*; ‚er ist zu geizig, als dass er sich, selbst an einem Festtage, ein Stück Weissbrot zu essen gestattete‘ *he is to gizich, he temt sich ni mäl tot fess n stück stuten*.²⁷⁵⁵

Dieser Gegensatz liegt vor allem im Verhältnis Mündlichkeit – Schriftlichkeit begründet, da die niederdeutschen Dialekte vorwiegend mündlich gebraucht werden. In der Schriftsprache ist ein komplexerer Satzbau üblich. In plattdeutschen Texten erscheinen Sätze, die solch eine Struktur aufweisen, Mundartsprechern jedoch fremd und stoßen auf Ablehnung:

Manche ‚Verfasser‘ scheinen sich damit zu begnügen, hochdeutsch Gedachtes wörtlich ins Niederdeutsche zu übertragen, und dann meinen sie [sic] ein niederdeutsches Dialektwerk geschaffen zu haben. Man muss allerdings zugeben, dass an eine Litteratursprache andere Anforderungen gestellt werden müssen, als an eine lediglich gesprochene Sprache [...].²⁷⁵⁶

Diese Einfachheit wird oftmals als Besonderheit hervorgehoben, z. B. von Klaus Groth im Gedicht „Min Modersprak“: „Min Modersprak, so slicht un recht, / Du ole frame Rēd!“²⁷⁵⁷ In älteren schriftsprachlichen Texten ist der Satzbau dagegen differenzierter ausgestaltet, z. B. in einer Urkunde aus dem Jahre 1386, wo mehrere Nebensätze voneinander abhängen:

Wy ratman der stat tho Wezenberghe bokennen openbare vor alle de ghene, de dessen bref sen, horen edder lesen, dat vor vns gewesen heft Meynardus van Wezenberghe, Meynen sone, deme god gnedich si, vnde heft vor uns bokant, dat de vyfvndetwintich mark pennighe, de he lent hadde vnseme perner her Nicolaus tho Wezenberghe, dar de sulue perner eme vore tho hadde screuen laten IIII houen tho Arnesberghe mid aller rechticheit lyke sick suluen, also de bref vtwiset, den Henninch van Sweryn darvp ghegheuen heft, des heft Meynardus mid vnser perner vorbonomet vor vns ghewesen vnde heft bokant, dat de perner heft em de XXV mark vinkenoghen penninghe weder ghegheuen, vnde ene vor vns der losghelaten, vnde heft den perner vorbonomet de IIII houen quyt vnde allenen tho hebben wederlathen, also he se em heft thoscreuen laten; vnde wor de houen de perner let, edder weme he se let vnde wor se tho laten werden, dar heft se Meynardus to laten vnde heft vor vns den perner macht gheuen tho du^ovnde vnde tho latende in den houen; wes he dar macht ane heft.²⁷⁵⁸

²⁷⁵⁵ Bernhardt, S. 21.

²⁷⁵⁶ Ebenda, S. 1, Anm. 1.

²⁷⁵⁷ Groth, Klaus: Quickborn. Volksleben in plattdeutschen Gedichten ditmarscher Mundart, 3. Aufl. Hamburg 1854, S. 2; vgl. auch Reuters Eikbom-Lied in „Hanne Nüte un de lütte Pudel“ (Reuter, Werke VI, S. 102 f.). Tarnow betont ebenfalls diese Schlichtheit: „Wo flütt so warm, so slicht dat Wurt“ (Tarnow, Burrkäwers, S. 83). Bereits zuvor erklärt der Botter-Vagel, S. 2: „De platte Sprak, se is so wek, so kort dru^ockt man sick ut in ehr; se is so rik; so malerisch un klingend ehr‘ so^oter Mund, dat wy, vo^or allen, se gar hartlich lewen!“ Diente solch eine Charakterisierung noch als Legitimation für die Verwendung des Niederdeutschen (als Literatursprache) wurde diese Eigenschaft später auch in rassekundlichen Büchern aufgenommen: „Was ganz Niedersachsen am stärksten eint, stärker als Hausform und Augenfarbe, ist die Sprache, in ihrer Derbheit und Weichheit, ihrer klaren Anschaulichkeit, ihrer Sachlichkeit und Einfachheit, der kräftigste und lebendigste Ausdruck der gemeinsamen Eigenart: uns plattdütsche Spraak is’t un Ort.“ Alpers, Paul: Die Niedersachsen, in: Wähler, Martin (Hrsg.): Der deutsche Volkscharakter. Eine Wesenskunde der deutschen Volksstämme und Volksschläge, Jena 1937, S. 28. In all diesen Fällen wird die Einfachheit als Vorzug gepriesen.

²⁷⁵⁸ MUB, XXI, S. 50 f., Nr. 11799.

Solche Satz­längen sind auch heute noch im Niederdeutschen möglich, allerdings handelt es sich dann oftmals nicht um ein solch komplexes Satzgefüge. Auch hier zeigt sich neben Veränderungen im Sprachsystem (z. B. Schwund des Genitivus partitivus usw.) ein Unterschied, der in dem Verhältnis Mündlichkeit – Schriftlichkeit begründet liegt. Auf den Aufnahmen sind Sätze mit mehreren voneinander abhängigen Nebensätzen seltener:

Wegger nu ein rern mööt in, mientwääg, wenn Huus brennt, wo noch Lüüd in sünd oder Kinner in sünd, dee nich ruut könn, dor hemm wie je denn Gurt dor un, un, un Seil, wo w' uns anseil könn, dat wie dee ruuderhää, un Gassmaskn dörch Qualmentwicklung, dat un dor ook nix passiern kann. (Bansow)

Beim Niederschreiben eines Textes ist es leichter möglich, kompliziertere Satzstrukturen zu entwickeln, da hier auch im Nachhinein verändert werden kann. Das Themengebiet kann den Satzbau ebenfalls beeinflussen, die Häufigkeit von Nebensätzen hängt auch davon ab, wie komplex der Erzählgegenstand ist, Unterschiede zur Hochsprache sind deshalb oftmals nur „quantitativ und offenbar hauptsächlich dadurch bedingt, daß bei abstraktintellektuellen Auseinandersetzungen die Ma. sehr viel seltener als die Standardsprache zur Verwendung kommt.“²⁷⁵⁹ Beim Reden können vergessene Sachverhalte allenfalls durch Einschübe nachgetragen werden. Dadurch entstehen aber teilweise auch unvollständige Sätze, da der Sprecher vergisst, was er ursprünglich schildern wollte. Die Einfachheit ist daher nicht zwangsläufig eine typische Eigenschaft des Niederdeutschen, sondern resultiert daraus, wo es vorwiegend gebraucht wird, nämlich im mündlichen Bereich. Im Hochdeutschen ist solch ein Satzbau bei einer Unterhaltung auch häufig, wogegen in der Schriftsprache heute noch komplexere Gefüge möglich sind, so schreibt z. B. Thomas Mann in „Doktor Faustus“:

Ich überlese die vorstehenden Zeilen und kann nicht umhin, ihnen eine gewisse Unruhe und Beschwertheit des Atemzuges anzumerken, die nur zu bezeichnend ist für den Gemütszustand, in dem ich mich heute, den 23. Mai 1943, zwei Jahre nach Leverkühns Tode, will sagen: zwei Jahre nachdem er aus tiefer Nacht in die tiefste gegangen, in meinem langjährigen kleinen Studierzimmer zu Freising an der Isar niedersetzte, um mit der Lebensbeschreibung meines in Gott ruhenden – o möge es so sein! – in Gott ruhenden unglücklichen Freundes den Anfang machen, – kennzeichnend, sage ich, für einen Gemütszustand, worin herzpochendes Mitteilungsbedürfnis und tiefe Scheu vor dem Unzukömmlichen sich auf bedrückendste Weise vermischen.²⁷⁶⁰

Daher sind einige syntaktische Eigenheiten, die im Folgenden herausgearbeitet werden, nicht allein auf das Mecklenburgische beschränkt, sie finden sich auch in anderen (nieder-)deutschen Dialekten und der hochdeutschen Umgangssprache. Dazu gehört neben dem Anakoluth, das mehrfach auf den Aufnahmen vorkommt, auch das Apokoinu: „dee heit Mollie heit dee“ (Hoben); „un bün üm dee gaanze Ümgegnd von Lüüd Räädn un Waanoo [= Warnow] bün ick afführt“ (Warnow); „Wie hemm hunderte Meders hemm wie bruukt.“ (Klockenhagen); „Na unt, denn hewwick jetzt dee lütt RT [d. i. eine Motorradmarke, A. K.] hewwick denn noch behool dunn“ (Prislich); „aber dat heet schon mal Bortbrook haan wie dat nennt“ (Schönbeck). In der Rede eines Sprechers aus dem Kreis Salzwedel ist es ebenfalls zu finden: „wir jing(en) dänn als där unterricht zu ende war jing ich noch met där

²⁷⁵⁹ Saltveit, S. 286.

²⁷⁶⁰ Mann, Thomas: Doktor Faustus. Das Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn erzählt von einem Freunde, Frankfurt a. M. 1994, S. 7 f.

klasse runter“.²⁷⁶¹ Der Sohn von Sprecher zwei aus Demen nutzt es ebenfalls im Hochdeutschen: „Du waast der letzte Dreck waast du doch!“

5. 2 Hauptsätze, Nebensätze, Satzgefüge

Häufig wird zwischen einem Substantiv, wenn es als Subjekt fungiert, und der finiten Verbform ein „dee“/„dei“ bzw. „dat“ eingeschoben: „un denn sien Vadrer, dee wier donn ook inne soemtign“ (Bennin), „un dee annern fief Mann, dee schtähn üm denn Schimmel rüm“ (Cammin), „Dat Iesn, dat is meist ferdig, nich.“ (Granzin). Wiggers verzeichnet diese Konstruktion ebenfalls, wobei er sie als „pleonastisch“ ansieht: „de mann de seggt der Mann sagt“²⁷⁶² bzw. als Relativsatz, der mit dem vorangehenden Hauptsatz „koordinirt“ werde: „Dor wieren lüd, de frögen na em (für: de na em frögen) es waren Leute da, die nach ihm fragten.“²⁷⁶³ Herrmann-Winter, die sich vor allem auf Vorpommern bezieht, hebt diese Konstruktion ebenfalls hervor:

Häufig ist, wie auch in der Umgangssprache, die Wiederaufnahme des an der Satzspitze stehenden Substantivs durch ein Demonstrativpronomen noch anzutreffen: *dei Meihdöscher, dei schafft wat weg*, auch die entsprechende Wiederaufnahme eines Infinitivs: *ümmer tau Hus blieben, dat wull sei nich*, oder eines Subjektsatzes: *wat 'n düchtigen Vörsitzenden is, dei kümmert sick üm allens*.²⁷⁶⁴

Der Einschub des Pronomens betont zum einen das Subjekt, wirkt aber auch so, als würde der Gedanke nochmals vom Sprecher aufgenommen werden. Er kommt auch in den Hochzeitsgedichten vor: „De Kaiser / Schwed un Pahl / de sünt nu all entschlafen“ (Hg. 1, 2)²⁷⁶⁵; „Min Weerth de wul der ock met siner Lisen hen“ (Hg. 6, 2); „De Sprack de flücht uht beiden Backen“ (Hg. 29, 2^b). In einer Bauernkomödie von Lauremberg findet sich eine ähnliche Formulierung: „use Knappral unde use Sküersandt [Sergeant, A. K.] de nehmen mick met gewalt int Schipp“.²⁷⁶⁶ Der Einschub ist bereits im Mittelniederdeutschen nachweisbar, so heißt es in der Chronik von M. Johann Werkmann: „Men Jesup de sprak“.²⁷⁶⁷ Auch hier wird das Thema wie in den neuniederdeutschen Beispielen auf den Tonbandaufnahmen nochmals aufgegriffen. Das zeigt sich besonders bei längeren Passagen, wo das Subjekt vom übrigen Satz getrennt ist: „men Groteeke, de der borghere wort helt, de let dat do na.“²⁷⁶⁸ In Marnitz verwendet Sprecher eins ebenfalls diese Konstruktion: „dee lütn Lüüer, dee nu ein Kauh haadn un ging up Aabeit, dee dreebm dor“.

Bei den Nebensätzen wird ein Rahmen gebildet, wobei das Verb gewöhnlich die letzte Stelle einnimmt: „as dee gneedig Fruu to Huus komm dee“ (Carolinenhof); „wenn ick mål in Rostock bün“ (Kölnow). Fällt dieser jedoch zu groß aus, können Teile des Satzes auch im Nachfeld stehen: „weil ick já wedrer to Huus bruukt wör inne Wittschaft“ (Kieve); „Un weil ick süss ümmer vääln inne Landwittschaft noch nääbmbie helpm mösst bie mien Öllern“ (Lüblow). Die Bildung dieser Teilsätze folgt also der der Standardsprache.²⁷⁶⁹ Sie können dabei eine Position vor („Wenn dat

²⁷⁶¹ Schönfeld, S. 195.

²⁷⁶² Wiggers, S. 108.

²⁷⁶³ Ebenda.

²⁷⁶⁴ Herrmann-Winter, Auswirkungen, S. 176.

²⁷⁶⁵ Die beiden Schrägstriche stellen hier Virgeln dar, keine Versenden.

²⁷⁶⁶ Jellinghaus, Possen, S. 94.

²⁷⁶⁷ Techen, Unruhen, S. 126.

²⁷⁶⁸ Ebenda, S. 125.

²⁷⁶⁹ Vgl. u. a. Sommerfeldt/Starke, S. 245 f.

to Orndbier gähn dee, denn wier ja richtig wat los.“ [Boldela]) oder nach dem Hauptsatz einnehmen („Awer dat wier ääbm ook Abeit noog in, wenn man so alleen is.“ [Klein Trebbow]) bzw. diesen auch unterbrechen („Un denn nahher, wenn’t äh, uutköhlt is, denn watt tauhaugt.“ [Groß Lantow]).

Die Probanden bedienen sich dabei unterschiedlicher Arten von Nebensätzen: Relativ häufig ist der Kausalsatz. Er wird zumeist mit der hochdeutschen Konjunktion „weil“ eingeleitet: „Weil dunn nich alles in dee Molkerei liewern dehn, dee verköpden dee Bodrer aal selbst“ (Alt Jabel); „’n unruhiges Piert duuert denn beddn länger, weil dat nich so schtåhn will“ (Granzin); „Je, dat künn ick nich, weil ick so ollt a [= all] wier.“ (Lancken); „Ja, ’n Beruf künn ick donn nich lehrdn, weil ick to Huus helbm müßt“ (Lüttow); „Weil dor dee Kriegstiet twischn west is un hee noch introggn is, donn hedder nähher nähliehrt, asser wedrer entloddn wūr, weil hee nich dee Notprüfung dormåls moggn wull.“ (Selmsdorf). Er kann auch ohne Hauptsatz stehen, wenn die Probanden direkt auf eine Frage antworten: „Jå, weiler in elektrischn Dråht is, ne.“ (Penzin). Relativ selten sind „wiel“ und „dor“ ,da’: „Un wiel hee sich nu all ümmer so in dat Räubernt hervordåhn hett“ (Sprecher eins aus Cammin),²⁷⁷⁰ bzw. „oewer nåhdem, äh, dor mien Vadrer fall weer“ (Marnitz). Manchmal leiten die Sprecher mit „weil“ einen Hauptsatz ein: „meist Tiet sünd dee Bein je ook gaut lang naug, weil dee loddn s’ so lang ling, bett dee Iesn upsiddn“ (Nossentiner Hütte); „Ja, un erst weer dat ja ook beddn, beddn hibbelig dorbie, weil nu süll dat nu aal richtig waadn.“ (Pritzier); „awer bie mie hett dat eigntlich ja nich vääł uutmockt, weil ick heff ja so noch nie vääł lehr [= lehrt].“ (Spornitz). Diese Bildungsweise kommt auch im Hochdeutschen vor und orientiert sich anscheinend an der Konjunktion „denn“,²⁷⁷¹ die zwischen Hauptsätzen ein kausales Verhältnis herstellt: „Dor mösst ick so dee Haufbeschlagprüfung moggn, denn ick wull un mösst dat Geschäft wiedererführn“ (Bansow); „dat wie vör aal Ding Ruh un Ordnung schaffn soll un holl soll in Schwerin, denn äh, dat kunn ja up kein Fall gåhn“ (Bennin); „Wie kreegn ja nix von Huus, denn sovääł vedeint mien Vadrer ja ook nich as Pierknecht“ (Carolinenhof).

Temporalsätze lassen sich wie im Hochdeutschen nach dem Verhältnis zwischen Haupt- und Nebensatz einteilen. Vorzeitigkeit drücken die Sprecher oftmals mit „wenn“ aus: „un wenn denn ååms nåh Huus komm dee, denn güng dee Huusaabeit in Huus wedrer los“ (Bennin); „Meistns, wenn de Aust fahdrig is, August, September.“ (Letschow); „Wenn Fröhjah anfang deihtn, na jå, nu sonne Fröhjahsbeschtellung, Vöraabeit waan ja in Haast all mockt“. Das Beispiel aus Letschow zeigt, dass auch hier der Nebensatz allein stehen kann, wenn er sich direkt auf eine Frage bezieht (in diesem Falle „Austbier seng See hier. Wat is dat?“). Der Hauptsatz muss dann mitgedacht werden (hier z. B. „denn wier Austbier“). Seltener kommt „nahdem“ vor: „Nahdem hei dat einigermåßn kann“ (Marnitz); „Nåhdem mien Vadrer ook Schtellmogger liehrt haa“ (Warlin). Nachzeitigkeit stellen „bet“ ,bis’ und „bevör“ ,bevor’ her: „bett ick Rentn kreeg“ (Badendiek); „bett düüster watt“ (Bansow); „bett ick inberaubm wūr“ (Bennin); „bett dee Kinner uut School komm deedn“ (Peetsch); bzw. „bevör man dat Ratt upscheign deht“ (Alt Meteln); „bevör dee Winder kümmt“ (Brudersdorf); „bevör hei wedrer wat ruuthåål kann“ (Glaisin). Daneben

²⁷⁷⁰ Insgesamt gibt es noch drei weitere Belege: „awer wiel ümmer noch nåh dat ool Schprichwuurt“ (Sprecher drei aus Carolinenhof); „wiel dee Muurers aal suubm dohn“; „wiel ehr dat so Schattn deht inne Schtuubm rinn“ (Sprecher eins aus Klein Trebbow). Daneben nutzen aber bis auf den Klein Trebbower alle Probanden auch „weil“.

²⁷⁷¹ Helbig/Buscha, S. 414, führen daneben einen inhaltlichen Unterschied an: „faktisches *weil* hypotaktisch mit Verbletzstellung vs. epistemisches *weil* parataktisch mit Verbzweitstellung; Sachverhaltsbegründung vs. Äußerungsbegründung“. Der Duden, Bd. 9, S. 811, ordnet diese Bildungsweise ausschließlich der gesprochenen Sprache zu.

kommt auch „ihrer“ bzw. „ehrer“ ‚eher‘ vor: „iehrer dat ein dor wat liehrt waa“ (Broock); „oewer iehrer ick mie dor dörchaabeit haa“ (Züsow). Häufig geht der Konjunktion ein „ihrer“ („ehrer“) ‚eher‘ im Hauptsatz voraus: „manchmål geiht ook iehrer ’n Kauh wedrer kaputt, iehrer man ’n Lüddn wedrer sowiet hett“ (Bansow), „An un für sick dörfst hee dat ja nich ehreer keputtsniedn, ehreer dee Trechieninkieker dat bekäken hett.“ (Alt Jabel); „denn wür nich iehrer de Laamp anstäggn, dee Peeetrootolumm-Laamp [= Petroleumlamp], iehrer wie Ååmbroot kriegn deedn“ (Hoben).

Gleichzeitigkeit drücken die Probanden mit „während“ aus, das aber nur zweimal in dieser Funktion belegt ist: „Währnd hier bie uns ubbm Lann doch meistns Pier mit gesunn Häuf sünd“ (Broock); „währnd man hüüt bloß anknippsn deiht“ (Letschow). Diese Konjunktion kann darüber hinaus auch ein adversatives Verhältnis markieren: „Un dee Unnerscheid to’n Ploog is woll hauptsächlich dat, dee Ploog, dee schmitt näh een Siet denn Agga, währnd dee Håokn, dor treggn se rupp un runn, leng em ees näh links, un wenn s’ wedrer trüggkomm, leng s’ em näh rechts.“ (Schönbeck).

Die Konjunktion „as“ ‚als‘ steht bei Vor- oder Gleichzeitigkeit: „Dee Meschien, dee kömm naher erst up, as ick hier wier.“ (Penzin) bzw. „Ja, as ick denn sönn Jung wier“ (Boldela); „Na, as ick noch to School ging“ (Weisdin). Daneben findet sich häufig „wie“, das ebenfalls beide temporalen Verhältnisse ausdrücken kann: „Un wie ick denn nu dreiuntwindig, näägntennhunnertdreiuntwinndig uude Schaul komm bün“ (Vorzeitigkeit, Badendiek); „Wie ick uute School wier, dunn wull ick giern Vekäuferin liehrn“ (Vorzeitigkeit, Klein Trebbow); „Un ganz früher, wie ick noch schjung [= jung] wier un näh Schaul güng bald un späädrehrhenn noch“ (Gleichzeitigkeit, Hoben). Im Hochdeutschen kommen ebenfalls beide Konjunktionen vor, wobei der Grammatik-Duden „wie“ aber der Umgangssprache zuordnet.²⁷⁷²

„wenn“ leitet auch Konditionalsätze ein: „wenn dee Kuurn bruugn müßt, ne, to’n Seihdn un so, denn wüür dat uuddöscht“ (Lichtenhagen); „wenn See em bruugn könn, denn könn wie em ook bruugn“ (Schlagsdorf); „Och, wenn’t nich mit Maschien geht, watt ook mit Seiß mockt.“ (Schönbeck). Nur einmal belegt ist „falls“: „Un falls se nich dröög schtåhn oder to kott, denn maakt man dat meistndeils in de Leistung dat neechste Johr.“ Ein weiterer Nachweis findet sich im außermecklenburgischen Sumte: „Un falls dat nich in Haafst mehr rinnkümmt“. Diese Adverbialsätze können aber auch ohne Konjunktion gebildet werden, indem das Verb vorangestellt wird. Sprecher eins aus Hinrichshagen verwendet beide Konstruktionsmöglichkeiten in einem Satz: „un wenn ick die wedrer sowiet heff, geihst du wedrer wegg, un kümmt du wedrer, denn büst du noch gråå sowiet as du wegghåhn büst“.

Konzessivsätze leiten die Probanden bevorzugt mit „obglik“ ‚obgleich‘ ein: „obglik hei mit dee Wääwerie gor nix mehr to dauhn haa“ (Lüttow); „Obglik hei poormål denn Vesåuk må, mockt hett“ (Marnitz); „obglik dat ook Drill wier“ (Nossentiner Hütte); „obglik dat Buuerläåbm ja ümmerhenn ein suer Lååbm is“ (Sanitz). Sprecher vier aus Lüblow nutzt die Konjunktion in einem Hauptsatz: „obglik Wåådrer weer dor“. „obwohl“ ist nur einmal in einem Nebensatz belegt: „obwohl ick dee Fohrerlaubnis haa“ (Bristow). Ansonsten ist es nur noch zweimal in Hauptsätzen zu finden: „un dordörch müßte ick ja nu hierbliebm, ne, obwohl ick haa ja hier kein Lust“ (Kölsow); „Obwohl, dor mütt man ollig liehrn bie, denn geiht dat

²⁷⁷² Duden, Bd. 4, S. 700; vgl. auch folgenden hochdeutschen Satz, den der Sohn von Sprecher zwei und drei aus Demen sagt: „Die kann doch nicht schon geschtorb sein, wie, wie einer von uns geborn is?“ Seine Mutter formuliert den Satz ähnlich auf Niederdeutsch: „Eine is doot blååbm, wie, wie ein von dee Dierns gebuurn is.“

ook.“ (Lichtenhagen). Einmal kommt „obschon“ vor: „obschon ick sche [= je] schon ollt bün so“ (Züsow).²⁷⁷³

Die Konjunktion „(so) dat“ kennzeichnet wie ihr hochdeutsches Äquivalent „(so) dass“ Konsekutivsätze: „so dat man mit nie Geschier anfang deht“ (Broock); „so dat mien Aabeitstiet ümmer redlich gut füllt wier“ (Kieve); „so dat dat Iesn tosääm klääbm deër“ (Pritzier) bzw. „dee watt ja gliek so drillt, dat man twischn hackn kann“ (Weisdin).

Finalsätze leitet „dormit“ ‚damit‘ ein: „dormit ick ehr beschäftign dee“ (Carolinenhof); „dormit man ook seihn könn“ (Niendorf); „dormit man naher nich dälfall dee“ (Zweedorf). Einige Sprecher verbinden die Konjunktion mit „dat“: „dormit dat wie denn denn ganzen Tagg, Dagg hier hergähn künn to’n Aabeidn in Amtsgordn“ (Dobbertin); „Man mütt ümmer erst genau Wass hemm, dormit dat man Wääbm moggn kann inne Kastns“; „dormit dat se nich von diddn Kastn in annern Kastn rinnghähn“ (Glaisin); „Denn dormit dat see kein Soldädn miehr denn waan“ (Jördenstorf); „dormit dat dat denn nich schläogn kann“ (Peetsch). Teilweise ist bereits hochdeutsches „damit“ zu hören: „damit dee Meschien nich sovää to veaabeidn hett“; „damit dee nich wedrer ünnerschtülp würr“ (Schönbeck); „damit se sich vewiggeln künn“ (Hoben). Das niederdeutsche Wort überwiegt jedoch.²⁷⁷⁴

Einige Sätze mit „dat“ können ebenfalls einen finalen Sinn annehmen: „also möödn sovää Saun noch rinn, dat dee Schwienpilz grää vull is“ (Cammin); „sind twei Grubbm, ne, to jede Grupp gehüörn näägn Mann, wenn denn mål grödderen Brand is un so, dat wie in twei Grubbm anträäd könn“ (Zahrensdorf).

Bei Objektsätzen ist neben niederdeutschem „wo“ auch hochdeutsches „wie“ zu hören.²⁷⁷⁵ „dat wei’ck nich, wo ollt dee west is“ (Hoben); „hei wüßt ja nich, wat dat bedüüd dee, wo lang dat ’n Piep Teback utholl dee“ (Lüttow); „kann ook all seng, wo’t heetn hett“ (Klein Trebbow) gegenüber „kümmt je ümmer bie, wie dat Wäädrer is“ (Bansow); „ick weit oewer nich miehr, wie dee Mann hüüt noch heit“ (Spornitz); „ick heff dat seihn, wie dat reidn watt“ (Klockenhagen). Daneben nutzen die Probanden auch „woans“: „dat weidick ook nich, woans see sick dat nennt hemm“ (Retschow), „Nee, ick weit nich, woans dat dat herkeem“ (Satow); „nu wösst [= wüßt] hei oewer ook gor nich, woans hei dit woll so fahdrig kriegen künn“ (Warnow). In Granzin verwenden Sprecher eins und zwei halbhochdeutsches „wieans“: „denn waader sich ierst bekäggn, wieans dat hei up dee Bein geht“ bzw. „dat weidn Se jo, wieans dat dat ubbm Döörp is“. Die Beispiele aus diesem Ort und Satow zeigen außerdem, dass die Konjunktionen ebenfalls mit „dat“ verbunden werden können. Daneben kommt auch „indem“ vor, allerdings nicht sehr häufig: „denn hemm wie uns ook veteidigt, indem dat wie mit dee Hunn losgähn sünd“ (Boldela); „Denn haan wie middn Bäger ’n Vetrugg, ook middn Möller Vedrugg, indem dei viddl Jahr veher [= vörher] ehr Kuurn kreegn.“ (Carolinenhof); „Dat Veih bringt je miehr, indem man biekomm deht un man dee, dee Feldfrüchte oder dat Kuurn dörch’n Veihwäägn veedeln deht.“ Eine Satowerin antwortet auf Gundlachs Frage „Nu ünnerscheid sick nu dee Sünndagg von Alldagg?“ mit „Ja, indem dor ick Sünndagg miehr Aabeit heff wie Olldaggs.“ Als Konkurrenzform tritt „dordörch dat“ auf, allerdings nur einmal:

²⁷⁷³ Im Standarddeutschen kommt „obschon“ seltener als „obwohl“ vor, vgl. Duden, Bd. 4, S. 379. Helbig/Buscha, S. 409, ordnen es der gehobenen Sprache zu.

²⁷⁷⁴ Insgesamt gibt es dreizehn Belege für „damit“; „dormit“ ist dagegen in 38 Orten zu hören, teilweise sogar mehrfach.

²⁷⁷⁵ Bereits Albert Reinhold verwendet mehrfach das hochdeutsche Wort und zwar in Modal- als auch Fragesätzen: „Uht folgenden Versen is licht to ersehn; wie man Ä von A un ä^ von a^ biem Uhtspräken to ünnerscheiden het“ (Reinhold, A., S. XIV); „Wie ku’nnst Du Di ohk so verra’k’n?“ (ebenda, S. 14).

„dee gähn je ümmer mieh in Hinnergrund, dordörch, dat dee Treggers sick dörchseddn ubbm Dörbm“ (Broock).

Noch stärker ist der Einfluss der Standardsprache beim Lokalsatz, den die Probanden fast ausschließlich mit „wo“ bilden: „dee weidn ümmer gor nich, wo dat liggt“ (Boldela); „wie hemm, also, wo wie wäht hemm“ (Retschow); „uns Lokåol, wo wie all tosåom dor wiern“ (Klein Trebbow). Niederdeutsches „wur“ ist hingegen nur dreimal nachweisbar: „aber wur disse Nams eigntlich herschtamm, dat weidick ook nich“ (Brudersdorf); „Jä, wur dat herkömmt, dat wei'ck nich.“ (Groß Lantow); in Pritzier beendet der Sprecher den Satz nicht: „un denn, wur dat nu dat lange Enn, donn wiggl ick mie 'n beddn äh, Lumpmwaak oewer“.²⁷⁷⁶ Manchmal werden „wur“ und „wo“ auch schon vertauscht; in der Mundartliteratur steht es manchmal für hochdeutsches „wie“: „Wur süll ick em denn antwurten koenen“ gegenüber „Wo is dei Weg tau dei Wahnung von 't Licht“.²⁷⁷⁷ Reuter schreibt 1853 dementsprechend: „wua: breit für wo und wie.“²⁷⁷⁸

Neben Adverbialsätzen verwenden die Probanden häufig Objektsätze, die sie mit „dat“, „ob“ oder einem Fragepronomen einleiten: „Na, nu will wie noch mål vesäugn, ob ick noch 'n Friegåbeschien krigg“ (Granzin); „Un to'n annern wier uns dat naher denn doch noch leed, dat w' uns denn Sünddagsbrådn to Huus entgähn loddn hemm“ (Penzin); „dei nu aal ünner uns sünd, dei weidn jo, wegger nu mit gemeint is“ (Röbel); „Hett dâmåls sick nu nich all wunnert, dat ick eins nich dat Pladdütsch schon läasn künn, ne.“ (Welzin); „ick will nich seggn, dat ick allein lüddn drunkn heff“ (Woez); „Na, wie will hoffn, dat dat nich ümmer wedrer vörkümmt.“ (Wustrow). Reuter und Brinckman verwenden für indirekte Fragesätze neben „ob“ auch „wat“: „ob de Goren em Schatten gew', ob em dor Blaumen bläuhten, was em gewaltig glikgültig“ („Ut mine Stromtid“)²⁷⁷⁹ gegenüber häufigem „wat“ in „De Reis' nah Konstantinopel“: „Wat Apen ok snacken kaenen?“²⁷⁸⁰ Im „Kasper Ohm un ick“ heißt es: „Ob dat nu dorvon kem, dat he so oft in Batavia wäst wir“,²⁷⁸¹ wohingegen Kasper Ohm meint: „Alleen oewersten dat kann er nich weeten, wat sin eegen Vader nich all lang uplopen is bi Schagen“.²⁷⁸² Wiggers nennt als Beispielsatz für diese Bedeutung von „wat“ „ik weet nich, wat he di spreken will, ich weiß nicht, ob er dich spreken will“.²⁷⁸³ Sibeth verzeichnet sie ebenfalls: „**wat dat woll tau Stann kümmt?** ob das wohl zu Stande kömmt?“²⁷⁸⁴ Saltveit bemerkt, „in mehreren nd. Ma. leitet *wat* auch die indirekte Satzfrage ein, steht also für ein hochsprachliches ‚ob‘. Dieser Gebrauch wird von Grimme nur für Meckl. angegeben (Grimme, 119), er ist aber auch in Hbg. und Schl.-Holst. recht verbreitet“,²⁷⁸⁵

²⁷⁷⁶ Reuter benutzt schon mehrfach „wo“, z. B. in „Ut de Franzosentid“: „un Friedrich wis't mit de Pietsch nah de Bäuk, wo noch dat Stroh liggt“ (Reuter, Werke II, S. 52), Albert Reinhold ebenfalls: „De glieken in den Jähren Ollen, / Wo 't Oeller oft noch wied.“ (Reinhold, A., S. 26). In Hg. 32, 2 (1742) erscheint neben „wor“ einmal „wo“ als Interrogativpronomen: „Wo is min Ohl?“, in einem von 1739 bedeutet es ‚wohin‘: „Gouden [sic, Gedichtanfang] Nawend, Brouder Claas, wo ylstu nu denn so?“ (Hg. 25,2). Gilow, Leitfaden, S. 55, gibt für Vorpommern beide Wörter an: „wuf, wo, wo“.

²⁷⁷⁷ Homuth, Karl: *Dat Oll Testament plattdütsch. Dei Lihrbäuker, Altenburg* [1963], S. 17 (Hiob 9, 14) bzw. S. 63 (Hiob 38, 19); vgl. auch Brinckman, der in einem Erzählbruchstück schreibt: „Wua he heeten deiht, dat weet ick nich mihr“ (Römer, S. 33). Bereits Lessen nutzt „wur“ für ‚wie‘ und ‚wo‘: „Un wist Du weiten, wur mi't ging“ (Lessen, Hellenia, S. 39); „Bet ick na Tiirenwise kehm, / Wur ick miin Nachtquatiir hüüt nehm.“ (ebenda, S. 47, Str. 25).

²⁷⁷⁸ Reuter, Läschen, S. 30, Anm. 3.

²⁷⁷⁹ Reuter, Werke III, S. 117.

²⁷⁸⁰ Reuter, Werke VII, S. 299.

²⁷⁸¹ Brinckman, Werke I, S. 39.

²⁷⁸² Ebenda, S. 51.

²⁷⁸³ Wiggers, S. 93.

²⁷⁸⁴ Sibeth, S. 105.

²⁷⁸⁵ Saltveit, S. 326.

während die „Mundarten westlich der Elbe“ „anscheinend *ob/of*“ vorzögen.²⁷⁸⁶ Diese Aussage trifft zumindest heute nicht mehr zu, denn auf den Aufnahmen dominiert „ob“. Es tritt bereits Ende des 17. Jahrhunderts auf:

In Hg. 3, 2 von 1678 stellt der Autor die Frage, „[e]fft men een Junffer / efft eene Wedwe nehmen schold“.²⁷⁸⁷ Ein thematisch ähnliches Gedicht aus dem Jahre 1708 enthält ebenfalls noch das niederdeutsche Wort: „Efft man ehn Jungfercken efft Widtfu nehmen schuldt“.²⁷⁸⁸ Bereits 1698 ist jedoch die hochdeutsche Konjunktion nachweisbar: „frog he ob ick mit wull fahren“ (Hg. 5, 2). Sie ist auch in anderen Hochzeitsgedichten belegt: „Ick wet nich ob ick gah (Hg. 6, 2 [1705])“; „Bald kümt eener un will weiten / Ob wie Schwedsch efft Dänisch heiten?“ (Hg. 11, 3 [1712]); „Un frog: Ob he wol kün myn Kind tom Wisken kriegen?“ (Hg. 23, 2 [1734]) usw. Im 19. Jahrhundert standen „ob“ und „wat“ in Konkurrenz zueinander, wobei sich Ersteres heute weitgehend durchgesetzt hat.²⁷⁸⁹

Der Nebensatz kann aber auch als Subjekt fungieren: „Ob dat Aabeitsschauh ood, oder, oodrer wat dat is, watt dat aal klääft un ein Reihg rümnågelt.“ (Bennin); „Na, nu wör ja kägn, wegger denn Schleier nu nich hoch kriegn dee.“ (Kieve); „denn, wegger denn nu twee Lämmer haan, dee müßt alle inschpunnt waan“ (Zusatzaufnahmen zu Warlin).

Die Bildung der hier dargestellten Nebensätze folgt größtenteils derjenigen in der Standardsprache, d. h., die Verwendungsweise der mundartlichen Konjunktionen entspricht zumeist der der standardsprachlichen Äquivalente, z. B. leitet „dormit“ Finalsätze ein, „so dat“ Konsekutivsätze usw. Teilweise ersetzen die hochdeutschen Wörter die niederdeutschen, so bilden die Probanden Kausalsätze häufig mit „weil“ statt „wiel“, Lokalsätze mit „wo“ statt „wur“. Dadurch sind Letztere oft nur noch durch den Kontext von Modalsätzen zu unterscheiden, da das Einleitewort gleich lautet: „dat wei’ck nu ook nich miehr, wo dat Ding heidn deht“ (Modalsatz, Hinrichshagen) gegenüber „nah dei un dei Abteilung, wo wie henn süll“ (Lokalsatz, Letschow). In einigen Fällen ist jedoch kaum zu unterscheiden, welche adverbiale Bedeutung dem Nebensatz zukommt: „hei bröcht mie dat Bett mit henn un wull sich dat je ook ankiegn, wo sien Dochder nu unnerbröcht wier“ (Granzin).

²⁷⁸⁶ Ebenda.

²⁷⁸⁷ „/“ bezeichnet hier eine Virgel.

²⁷⁸⁸ Deiter, S. 143.

²⁷⁸⁹ Herrmann-Winter, Auswirkungen, S. 175, stellt 1974 fest, dass in indirekten Fragesätzen „ob“ das heimische *wat* fast völlig verdrängt habe. Zumindest in der Mundartliteratur begegnet „ob“ aber schon recht früh, wie die Beispiele aus den Hochzeitsgedichten gezeigt haben. Albert Reinhold verwendet es ebenfalls: „Ob he ohk Kinner har?“ (Reinhold, A., S. 9), sein Bruder schreibt „of“: „Fragt Jie mie, of et eene wahre Geschicht is“ (Reinhold, C., S. X). Bei Wossidlo finden sich ebenfalls Nachweise: „As de herr em fraagt, ob he wol hoffen ded“ (Wossidlo, Volksüberlieferungen 1, S. 247, Nr. 992, 3), „Dor fragen se de fru, ob se gegen geld un goot wuurt ok ’n bäten to äten kriegen können“ (ebenda, Nr. 993, 1). Dennoch fassen einige niederdeutsche Autoren „ob“ noch immer als „fremdartig“ auf, so behauptet Wolfgang Mahnke: „Wenn du nich weißt, ob mir, ob mich, schnack platt-dütsch, denn blamierst’ di nich’, sett sick dei Jury wedder mit einen Fähler (Plattdütsch lütt schräwen) un Missingsch in’e Nettel, denn dat Wurt ‚ob’ giwt in’t Plattdütsche nich. Dorför seggt dei Mäkelborger, wenn’t passt [sic] ‚wat’ orer hei ümschriwt dat. ‚Wenn du nich weißt, heit dat mir orer mich, schnack Plattdütsch, denn blamierst’ di nich’, harr dat, as Bispill, heiten künnt.“ Mahnke, Wolfgang: Dat’s oewer pienlich! Kritik zu ‚Dat Plattdütsche Wurt 2008’, in: Mecklenburg-Magazin. Regionalbeilage der SVZ, der NNN und des Nordkuriers. 17. Juli 2009 / Nummer 29, S. 26. „wat“ findet sich beispielsweise noch in der Erzählung eines Tagelöhners zwischen Röbel und Wittstock: „dunn het dei Mönknkönig den fērmann fragt, wat hei ok woll weiten dēd, wen’n dat hei füert had.“ Fabricius, Gustav: 1. Volkserzählungen aus Mecklenburg, in: NdKbl 15, 4 (1891), S. 51.

Hinter den Konjunktionen fügen die Probanden manchmal ein „dat“ ein: „dormit dat“, „indem dat“, „obglick dat“, „woans dat“, „weil dat wie nu aal grååde wie früher hemm“ (Hinrichshagen), was in der Standardsprache nicht üblich ist.²⁷⁹⁰

Keine Entsprechung in der Hochsprache hat auch ein Nebensatz, der mit „wat“ eingeleitet wird und wie eine Ergänzung bzw. Hervorhebung wirkt: „Och Gott, nich aaltovåål, dat is, wat dee hiesign noch sünd von hier, dat sünd Plattdüütsche“ (Möllin); „Nee, nee, dee, wat dee Dagglöhners wiern, dee müßt'n döschn ehr fuurts so as see von Feld håålt haan“; „oewer, wat mien Öllern sünd, dee müchtn giern denn Swienskopp so ååms waam“ (Satow); „Wat dee Windersordn sünd, dee sünd in.“ (Weisdin). Er kann nach Fragen auch alleine stehen: „Jå. Wat dee Oll so sünd.“ Der Sprecher aus Hinrichshagen antwortet damit auf „See kenn sich hier woll aal inne Gegnd, nich?“. In der niederdeutschen Literatur kommt dieser Nebensatz ebenfalls vor, z. B. in Brinckmans „Kasper-Ohm un ick“: „Wat üns Vetter Lüth is, Hans, wenn de man noch läwen deit, de is Bäcker dor“²⁷⁹¹ und Reuters „Ut de Franzosentid“: „wat min Swigervader is, de geiht ok all sid ihrgistern abend in Aewerlegging rümme“.²⁷⁹² In diesen Fällen fungiert er als Subjektsatz, doch kann er auch als Attributsatz auftreten: „dat sünd ja nu aal åh, Rentners, wat dor in wåhn, dordörch hemm wie nu sovåål Inwåhners.“ (Carolinenhof).²⁷⁹³ In der Schriftsprache verwendet ihn u. a. Jürgen Borchert: „Ne, mine Fru, wat de Elsbetten is, de hett to mi seggt“.²⁷⁹⁴ Die Standardsprache nutzt diese Umschreibung nicht: „wat dee Dagglöhners wiern, dee müßt'n“ heißt einfach „die Tagelöhner mussten“ bzw. „meine Frau Elsbeth hat zu mir gesagt“ statt „wat de Elsbetten is“.²⁷⁹⁵ Durch den Nebensatz wird das Satzglied, z. B. das Subjekt, jedoch betont.²⁷⁹⁶ Es handelt sich also um ein stilistisches Mittel, denn auch in der Mundart wäre es möglich, den Sachverhalt kürzer auszudrücken: „de Dagglöhner (, de) müßt'n“. Den Attributsatz im Beispiel aus Carolinhof leitet in der Hochsprache das Relativpronomen „die“ ein: „Rentner, die dort wohnen“ für „Rentners, wat dor in wåhn“, d. h., hier weicht einfach die Konjunktion ab.

Häufig bedienen sich die Probanden auch einfacher Hauptsätze, die mittels Adverbien in Beziehung zueinander gesetzt werden. Temporale Zusammenhänge zeigen „donn“, „dunn“ und „denn“ an: „Un dunn wier'ck je ierst noch bie mien Vadrer ubbe Wittschaft, un donn bün'ck dor weggmockt.“ (Letschow); „Na, un jeder Woch

²⁷⁹⁰ Diese Konstruktion ist auch in der niederdeutschen Literatur zu finden: „wil dat he scharp, flink un richtig denken lihrt“ (Kasper-Ohm un ick, in: Brinckman, Werke I, S. 73); „wil dat hei kein Französch verstunn un em dat schanierlich wir, intaugestahn“ (Dörchläuchting, in: Reuter, Werke V, S. 34); „un Fru Pasturin Lining hülpe em tru dorbi, indem dat sei em ümmer unnerbrök“; „indem dat hei dor rümmerjachert hadd“ (beide Zitate aus Ut mine Stromtid, in: Reuter, Werke IV, S. 369); „'ne Vörred', dormit dat mi nahsten kein Nahred' dröppt“ (Dörchläuchting, in: Reuter, Werke V, S. 11). Bei Dahl, Interferenz, S. 383, gebraucht ein Mann sie sogar in hochdeutscher Rede: „Und ich hab' (den Ärzten) gesagt, warum daß ich das denn nich an das, an dem gutn Bein“.

²⁷⁹¹ Brinckman, Werke I, S. 226.

²⁷⁹² Reuter, Werke II, S. 165.

²⁷⁹³ Wiggers, S. 108, ordnet diese Sätze den Relativsätzen zu, macht aber keine Angaben über die Funktion, die sie innerhalb des Satzgefüges innehaben. Er sieht in ihnen aber ebenfalls ein Mittel, mit dessen Hilfe „auf das Subject oder Object ein besonderer Nachdruck gelegt werden“ kann (ebenda).

²⁷⁹⁴ Borchert, S. 51, vgl. auch Reuters „De Reis' nah Konstantinopel“: „un Birnhard, wat min Öllst is“ (Reuter, Werke VII, S. 359) sowie folgende wörtliche Rede Kapitän Pötts im „Kasper-Ohm un ick“: „Er künn noch eens Perfesser Knallerballer, wat min wierten Fründ is, sinen Posten kriegen“ (Brinckman, Werke I, S. 62).

²⁷⁹⁵ Niederdeutschsprecher nutzen die Konstruktion jedoch manchmal in hochdeutscher Rede, so z. B. ein 65 Jahre alter Mann im Jahre 1969: „Ja, was der Älteste, ... jä, der schüttelt sich alles so aus 'm Arm“ (Dahl, Interferenz, S. 383).

²⁷⁹⁶ Saltveit, S. 329, kommt zu demselben Schluss und sieht darin ein Mittel „zur Hervorhebung oder Präzisierung“.

eenmål åomts, denn haan wie'n Tohoopkomm, un denn müßt ümmer eener, nee, eener nich, dree müßt denn ümmer 'n Vördragg holl.“ (Peetsch). Lokale Beziehung drücken die Sprecher mit „dor“ aus: „Hier wüür'n Telt upslågn, ne, un dor wüür dat 'n afholl, ja.“ (Möllin); „denn wüürn dee Schansn meddn, un dor kippte mie dat üm“ (Warnow); „Un dor wiern ja nu ook von alle Herrn Länder weck, un dor füng denn ook mitunner weck Platt an un weck hochdüütsch, dor weer genau dee selbe Theadder, wa.“ (Schönbeck). Kausale Bezüge werden mit „dorüm“, seltener mit „deshalb“ hergestellt: „Vör't Pierfaudern krisst gor nix, dorüm sünd doch dee fiefontwinnig Penning.“ (Alt Meteln); „Ja, dat mockt nu dee Waldluft un denn dee schöne Bådestrand, dee dor is, un dorüm watt dat woll ümmer bekannter.“ (Nossentiner Hütte) bzw. „un denn to'n gröttstn Deil schpaldn denn dee Felgn up, un deshalb nimmt man denn Siednbåål“ (Alt Meteln). Daneben kann „dorvon“ solch einen Zusammenhang ausdrücken: „Dorvon sünd ja ook aal dee Wochnenders hierher komm, nich, aal an See, an Pinnower See“ (Pinnow); „un dorvon müßt wie denn ook helbm“ (Röbel); „Jå, dee Håokn, de is ja hauptsächlich uut Holt, un dorvon is dat ook woll, weil see duntomål dat Iesn noch nich so haan.“ (Schönbeck); „Holtünnerricht, dat hewwe liehrt, dat weer dat Haupt, dorvon mütt wie dingsdaggs un friedaggs ümmer ein Stunn to Schaul.“ (Welzin). „oewer“ (z. T. auch hd. „aber“) stellt adversative Bezüge her: „un ick wull dee Buerschtell jå ook ees oewernåhm, oewa nu is dat ja all anners komm“ (Cammin); „na ischa woll binnah 'n twindig Kielomeeder von hier, oewer morgns üm soebm müßdn wie dor sinn“ (Lüttow); „ick weit nich, oewer ick freu mie dor recht woll“ (Prislich). Sprecher zwei aus Boldela nutzt daneben auch einmal „man“ ‚aber‘: „dee Ülzo, man nee, Grüttmogger heider“. Längere Sätze haben sowohl parataktischen als auch hypotaktischen Bau, wobei aber bei letzterem oft nur Nebensätze ersten oder zweiten Grades auftreten. Dabei werden immer wieder Hauptsätze eingeschoben: „Un deshalb hüürt sich dat bald ma bie mie komisch an, wenn ick mie wat mit jemandn vertell, denn räå'ck dree Sätze Hochdüütsch un dree Sätze Plattdüütsch hinnerher, dat kümmt denn manchmål beddn dörchnanner, oewer trotzdem kann ick dat fließnd.“ (Klein Trebbow); „Solang, wie ick dor west bün, hebbt wie siehr våål Trebbm mockt, wenn wie ne, Wåhnhüüser mockt hebbt, dee Trebbm hebbt wie aal selbst mockt, dor kümmt kein Trebbmbuuger, kein Discher un nix henn, wüürn aal von uns selbst mockt, ne.“ (Lüttow).

Die Zeitenfolge wird dabei nicht immer eingehalten: „Wie dat in Suukoo [Sukow, A. K.] west wier, dat wei'ck nich mieh.“ (Pinnow). Ein Warliner bildet sie in einem Temporalsatz dagegen gemäß der Hochsprache: „Nåhdem mien Vadrer ook Schtellmogger liehrt haa un ook aal in anner Waakschtell wåäst wier, hett hee nåågn, achteihnhunnertnåågnunneunzig sich veheuratt.“

Die Satzgliedstellung in den Hauptsätzen folgt weitestgehend der in der Standardsprache. Zumeist lautet sie Subjekt, finites Verb, eventuell Objekt und adverbiale Ergänzungen, bei zusammengesetzten Tempora entsteht ein Rahmen: „Schlagsdörp wüür 'ne Gemeinde“ (Schlagsdorf); „ick weer bie mien Vadrer“ (Woez); „Wie hemm dor sooft fischt“ (Röbel); „dee hett noch'n Bund Rööbm köfft“ (Triepkendorf); „un wie schpanntn uns nu dee poor Piert an“ (Peetsch). Sie ist aber variabel: „Meistns watt dat nich mieh mockt.“ (Mestlin); „un donn hett hee dor an aabeit“ ‚und dann hat er daran gearbeitet‘ (Spornitz). Wenn die Probanden ein bestimmtes Satzglied oder Teile davon betonen wollen, steht dieses am Anfang des (Teil-)Satzes: „liehrt hemm wie dat ja ook noch aal“ (Bristow); „Gefåhrlich wier dat“ (Möllin); „Geld haan s' ja früher ook nich“ (Nossentiner Hütte); „fett mockt hemm wie nich våål.“ (Retschow); „Vier un half Johr wier ick as Knecht bie mien Unkl“; „Unt Hüüslers hebbt wie hier eigentlich nich kennt“ (Schlagsdorf); „Na ja sehn künn w' nu nich

miehr vää“ (Triepkendorf); „Bie mien Vadrer wüürn vää Kutschwågns un Aggerwågns buugt. (Warlin)“. Die Bildung erfolgt in all diesen Fällen wie in der Hochsprache.²⁷⁹⁷ Daneben verkürzen die Sprecher die Sätze teilweise auch, so lassen sie das Subjekt fort: „Komm eins nâh Gråboo [= Grabow] nâh'n Friesör“ (Prislich); „Künn mie doch nich bruugn.“ (Klein Trebbow). Häufig kann die finite Verbform im Hauptsatz auch an erster Stelle stehen: „Na, heck mie denn erkunnigt wäägn äh, Umschüler oder Anlehrlinge“; „Sünd dee Kriegsjohr donn noch twischn komm“ (Röbel); „Na, un hemm w' noch enns logiert wedrer in Blankenburg.“ (Triepkendorf); „Müßt ick wedrer henn“ (Welzin). In der Standardsprache müsste ein Adverb vor dem Verb stehen, damit diese Konstruktion möglich ist, z. B. im Zitat aus Welzin: „Dann musste ich wieder hin.“ Es kann aber auch die finite Verbform ausfallen: „seggt'e, hei dor ünn in, ne“; „Hei dee Schüffel, ratz, batz, hadder Schtääl afbråkn.“ (Demen, Aufnahmen auf einer Feier); „un ick henn un kreeg dee Soehg an'n Stiert to hool“ (Lüblow); „Jå, wenn ick denn uude Schaul wier, donn Buddl Koehm geköff un denn ümmer sung vör sien Huus, hin un her.“ (Welzin).²⁷⁹⁸ All diese Bildungsweisen sind jedoch nicht nur auf den Dialekt beschränkt, sondern kommen auch in der hochdeutschen Umgangssprache vor, so sagt der Sohn von Sprecher zwei aus Demen in einem Gespräch: „Na ja, kannst nix sagn.“ Er spricht im Gegensatz zu seinem Vater kein Niederdeutsch mehr, sondern beherrscht es nur noch passiv.

5.3 Tmesis bei Adverbien

Innerhalb der Sätze gibt es ebenfalls Besonderheiten gegenüber der Standardsprache, die aber nicht immer auf das Verhältnis Mündlichkeit – Schriftlichkeit zurückzuführen sind. So können in der Standardsprache nur bestimmte Adverbien getrennt werden:

Statt der Richtungsadverbien *woher* und *wohin* in Verbindung mit einem Bewegungsverb wird heute häufig das Lageadverb *wo* in Verbindung mit einem [Bewegungs]verb, das mit *her* oder *hin* zusammengesetzt ist, gebraucht. Diese Ausdrucksweise ist oft umgangssprachlich gefärbt.²⁷⁹⁹

Diese Trennung kommt auch im Mecklenburgischen vor: „Wo kümmt du her Jung?“ (Hoben) gegenüber zusammengesetztem „woher saal ick dat noch weitn.“ (Mestlin). Sie zeigt sich bereits beim FT-Satz „Wo gehst du denn hin?“: der vierte Sprecher aus Selmsdorf folgt der Wortfolge des hochdeutschen Satzes: „Wo geihst du denn henn?“; der erste nutzt jedoch die zusammengesetzte Form: „Wohenn gehst du?“ Die letztgenannte Übersetzung ist aber sehr selten, denn sie kommt nur noch bei einem Schlagsdorfer vor. Auch andere Komposita mit „wo“ werden getrennt, so z. B.:

²⁷⁹⁷ Vgl. Helbig/Buscha, S. 485 – 491.

²⁷⁹⁸ Vgl. auch Bernhardt, S. 20: „In lebhafter Rede wird das Verbum (Hülfsverbum) ausgelassen: *ick hin* ich eilte hin [...].“, sowie folgenden Satz einer Weihnachtsgeschichte aus dem Ludwigscluster Amtsblatt: „He rin in de Schonung.“ (Wedemeyer, S. 11). Nachweise finden sich auch bei Wiese, S. 7: „Nå, ick denn nu ok hen dor“ bzw. „Nå, ick mi nu denn bi ehr up't Sofå sett', un dat Kattenveih näben mi hen.“ (ebenda).

²⁷⁹⁹ Duden, Bd. 9, S. 825; vgl. auch Duden, Bd. 4, S. 353, der diese Trennung „v. a. in der norddeutschen Umgangssprache“ ausmacht.

,womit': „Oewer sönn, wo ook jeder mit neihdn kann, nich bloß du“ (Bennin); „wo dat Iesn mit in Füüer holln waa.“ (Broock); „all schöne Maschien, wo wie alles mit moggn könn“ (Schönbeck);

,wonach': „ook'n Schpuurschtock, nich, wo hei sich näh richtn deiht“ (Kölnow);

,woran': „dee Tunnball, wo miehr oder weniger dat ganze Döörp an deilnimmt“ (Wustrow); „Dat is dee Schtamm, wo dee Kroon [= Kron] an is.“ (Triepkendorf);

,worauf': „Dor, wo dee Kutscher up siddn dee“ (Broock); „wo man dor aal up achtn mütt“ (Glaisin); „dee Schåpweid, wo ick dee Schåp up hött heff“ (Peetsch); „ook 'n ollign Knorm in, wo see denn ook noch orrig beddn up timmern könn“ (Wustrow);

,woraus': „Zellholt, wo Papier uut mockt waat“ (Triepkendorf);

,worin': „Ja, dor, wo ick nu in wåhn dauh.“ (Badendiek); „wenn Huus brennt, wo noch Lüüd in sünd oder Kinner in sünd“ (Bansow);

,worunter': „bett se denn Poot kaputt haadn, wo dee Duuf ünner wier“ (Welzin);

,worum': „in Gefäß schtäggn, wo Dråht, sonne lüdde Gåse rüm sünd“ (Glaisin);

,wovon': „dee Schtähl, wo dee Någls von mååkt wörn, nich“ (Groß Lantow); „un veständige Lehrers, wo hüüt to'n Deil noch weck von läåbm“ (Spornitz); „wo wie nix mehr von sehn will“ (Triepkendorf);

,wozu': „wo wie Hochschpannung to seng“ (Bristow); „wo du dat woll to bruukn dehst“ (Cammin).

Hier unterscheiden sich dann auch teilweise die Pronomina im Vergleich zur Standardsprache: „Wedrer bie dee Firma, wo hee bie liehrt.“ ,Wieder bei der Firma, bei der er lernt (bzw. ,wo er lernt').“ (Klein Trebbow); „un denn mien Tande, wo ick noch bie wier“ ,meine Tante, bei der ich noch war' (Schlagsdorf); „oewer dor weern ook noch vååle Buuern, wo wie bie aabeidn deedn“ ,viele Bauern, bei denen wir arbeiteten' (Zweedorf). Die Trennung ist auch bei Fragen vorhanden: „Wo man mit anfang mööt?“ (Lancken).

Analog zu „wo-“ erfolgt die Trennung auch bei Adverbien mit „dor-“ ,da-“, ,dar-“, so z. B.

,daran': „Dor liggt gor nich an.“ (Schlagsdorf); „Dor hett nich an läågn“ (Züsow);

,dabei': „dee mösst em dor denn all bie helbm“ (Boldela);

,dadurch': „un dor kümmt 'n Reip dörch“ (Granzin); „dor güng die Tochstang dörch“ (Selmsdorf);

,dafür': „dor geif dat nix vör“ (Bennin); „dor weern äåbm dee Pier vör“ (Lichtenhagen); „våål heck [= heww ick] dor nich vör oewrig“ (Mestlin);

,dagegen': „Un dor schien [= schiente] dat Licht denn gegn“ (Bennin); „dor schtunn wie aal gegn“ (Letschow); „Dor is nix gegn to woll.“ (Sanitz);

,dahin': „dor wull'ck henn“ (Eldena); „dor mööder woll henn“ (Hinrichshagen); „un denn geht hee dor erst wedrer henn“ (Klein Trebbow);

,dahinter': „dor süünd ook weck achter hier [wohl = her] west“ (Boldela); hochdeutsch beeinflusst: „dor fött man hinner an“ (Klockenhagen); „dor kann Weidn hinner anbuugn“ (Züsow);

,damit': „un dor sünd wie donn mit anfungn“ (Eldena); „oewer dor heff nich vål mit in in Sinn hatt“ (Weisdin); „oewer Draachdn, dor wei'ck kein Bescheid mit“ (Zusatzaufnahmen zu Niendorf);

,danach': „Dor watt Raps näh seiht.“ (Möllin);

,darauf': „Wu, dor gåhn hüüt soebm Mann up“ (Jördenstorf); „Dor gåhn s' ook nich up in.“ (Wustrow);

,daraus': „un dor sünd lüddn Stell uut mockt worn.“ (Broock);

,darin': „Dor gåhn Slie in un Rottoog“ (Röbel); „un dee's dor noch hüüt in“ (Möllin);

darüber': „dor hemm wie gor nich oewer nâhdacht“ (Carolinenhof); „Un dor künn ick mi ümmer so oewer amesiern“ (Sukow);

darum': „dor wiern twei Ring üm“ (Jördenstorf); „Dor bruukdn wie uns nich üm kümmer“ (Carolinenhof);

darunter': „dor hemm wie noch, ook tähmlich dull ünner to liedn hatt“ (Bansow); „dee is dor nich ünner to vestâhn“ (Broock)

davon': „dor wei'ck noch woll mieh'r von“ (Bristow);

dazu': „dor bün'ck doch 'n beddn dumm tau“ (Möllin); „dor's gor kein Tiet to“ (Woez)

dazwischen': „Oewer hett dor Schläoppulwer mang mockt“ (Cammin); „wenn dor einer so dwatsch mang snackt.“ (Pinnow); „dor käum denn 'ne Lies [= Liest] mang“ (Zweedorf) bzw. „un dor wier ein Schtellmogger twischn“ (Bristow); „dor liggt ja noch 'ne ganze Tiet twischn“ (Brudersdorf); „de Saun, dee dor noch twischn sünd“ (Cammin).

Diese Tmesis kommt auch in anderen niederdeutschen Dialekten²⁸⁰⁰ und der norddeutschen Umgangssprache vor.²⁸⁰¹ Sie ist jedoch in Letzterer nicht bei allen Formen möglich, dann wird zumeist auf ‚da‘ in Kombination mit einer verkürzten Zusammensetzung zurückgegriffen, z. B. bei ‚darin‘, ‚darauf‘ und ‚daraus‘. Als Beispiel sei der Sohn von Sprecher zwei aus Demen angeführt: „Da waan Schtärkn drinne.“ Im Niederdeutschen ist auch hier Trennung möglich: „Dor wiren Starke in.“ Daneben kommen aber auch zusammengesetzte Formen vor: „dee süll mie dorbie helbm“ (Badendiek); „nu hemm s' uck all 'ne Schellmaschien dorvör“ (Hinrichshagen), „as wie dormang wiern“ (Kieve); „Weil kein Lust haa dortau“ (Lancken); „tweimål müßdn wie dorhenn“ (Niendorf); „kreecher mie anne Wand to holl, drückte mie dorgegn“ (Penzin). Das gilt auch für die Verbindungen mit ‚wo‘, z. B. „Jä, wovon ein in Winder lääft“ (Niendorf). Allerdings werden die Adverbien, deren zweiter Bestandteil einen Vokal im Anlaut enthält, zumeist lautlich nicht zusammengezogen, wie es in der Standardsprache der Fall ist, so sprechen die Probanden ‚daran‘, ‚darauf‘, ‚daraus‘, ‚darin‘, ‚darunter‘ immer noch deutlich getrennt aus, selbst, wenn sie diese zusammenrücken: „poor sünd noch dor ünner“ (lautlich [døʁ¹ynø], Alt Jabel); „un Sommers is denn dor up to achtn“ (lautlich [dø:ʁ¹up], Alt Meteln); „denk aber in denn Moment ook nich dor an“ (lautlich [dø:ʁ¹an], Cammin); „denn hewwick 'ne schöne Måserung dor in“ (lautlich [døʁ¹m], Dobbertin); „den Nutz, den ick dor uut troggn heff“ (lautlich [dø:ʁ¹u:t], Welzin). Bei ‚darum‘ ist diese Aussprache ebenfalls zu hören, wenn es als Pronominaladverb fungiert (lautlich [dø:ʁ¹ym]): „Da hewwick mie dor üm beworbm“ (Kölnow); „Wat ick dor üm truet [= truert] heff“; „Hei hett sich allerdings, dat möödick seng, dor üm bemäht“ (Marnitz); „un hei bää noch dor üm“ (Niendorf); „un ick binn die so'n lütt beddn Dräht dor üm“ (Zahrensdorf). Als Kausaladverb erscheint es dagegen als Kompositum (lautlich [dø:ʁ¹rym]): „Un dorüm is dor nu dor bääbm dee Jung up“ (Bristow); „un dunn hewwick mie mien Mann anschafft un dorüm bün ick in Sadoo blääbm.“ (Satow); „Nee, dat waat ja nu, dat ischa rein, dorüm is ja ook Schmutzwull, dorüm waat ja ook 'n beddn weniger betäht“ (Zusatzaufnahmen zu Warlin). Auch bei ‚wo‘ bevorzugen die Sprecher die getrennte Aussprache, wenn der zweite Bestandteil Vokal im Anlaut aufweist: „wo up siddn gâhn künn“ (Penzin); „Wo up danzt wüür.“ (Welzin). Eine zusammengesetzte Form ist nur einmal in Hoben belegt:

²⁸⁰⁰ Vgl. dazu Lindow, u. a., S. 204 f. Sie ist bereits im Mittelniederdeutschen häufig: „Dar hebben ze vs rede vor ghegheuen twehundert mark Lub. [...]“ (1386) (MUB, XXI, S. 70 f., Nr. 11818).

²⁸⁰¹ Herrmann-Winter, Auswirkungen, S. 176 f.; Duden, Bd. 4, S. 353 bzw. Duden, Bd. 9, S. 173 u. 599.

„worup siddn deht“. „wo-“ und „dor-“ entsprechen sich also in ihrer Bildungsweise, d. h., sie gehen mit denselben Präpositionen Verbindungen ein.²⁸⁰² Auch bei „hier-“ ist solch eine Trennung möglich: „Sünst kann man hier ook saubre Aabeidn mit moggn“ (Klockenhagen); „un ook hier immer wedrer her“ (Lancken).²⁸⁰³

Der Umfang des Rahmens, den diese Pronomina bilden, hängt laut Wiggers von ihrer Position innerhalb des Satzes ab: Stehen sie an erster Stelle, dann würden sie „in der Satzverbindung durch das Zeitwort und Subject“ getrennt, jedoch „die relativen durch das Subject allein“.²⁸⁰⁴ Als Beispiele gibt er u. a. „wur [sic] kümmt he her? woher [sic] kommt er?“ und „Dor weet ik niks van davon weiß ich nichts“ und „He snackt van saken, wur niks up ankümmt er spricht von Dingen, worauf (auf die) nichts ankommt.“²⁸⁰⁵ Dieser Unterschied erklärt sich durch die Satzarten: In den ersten zwei Beispielen stehen die Pronomina in einem Hauptsatz, in dem die finite Verbform häufig an zweiter Stelle steht, im letzten in einem Nebensatz, wo sich die Stellung des finiten Verbs ändert und es damit außerhalb des Rahmens steht. Da wie im Standarddeutschen ebenfalls einige Präfixe von den Verben getrennt werden können, häufen sich am Ende des (Teil-)Satz die „Präpositionen“²⁸⁰⁶: „dor finn'ck gor nich mang dörch“ (Bansow); „dor paßt de Löö ook dull vör up“ (Lichtenhagen); „oewer dor kiegn wie já nich nâh henn“ (Satow). Teilweise kürzen die Sprecher jedoch und lassen „dor“ weg, so dass der zweite Bestandteil für sich steht: „un denn kümmt denn wedrer 'n Schpritz twischn“ (Bansow); „Wiern noch 'n poor Hochdüütsche mang.“ (Bennin); „un kriegn se Kuurn vör“ (Carolinenhof); „dee Hoff hörde nich tau“ (Schlagsdorf).²⁸⁰⁷ Wiggers meint, „[d]as dor wird, wenn ihm ein Wort vorangeht, in de oder bloßes 'e verkürzt: wenn 'e wat up ankümmt wenn etwas darauf ankommt“.²⁸⁰⁸ Diese Kürzung findet sich auch auf den Aufnahmen, z. B. in Möllin: „Gefährlich wier dat, wener denn scheidn deedn“, allerdings ist nicht immer zu entscheiden, ob die Sprecher „dor“ meinen oder ein anderes Wort, z. B. „ja“: „Nee, dat isse [= is ja bzw. is dor] so heit, dor watt man so schweidn bie“ (Badendiek); „Nee, is noch 'n lütt up, Inschrift isser [= is ja bzw. is dor] ook noch.“ (Spornitz). Auch beim Satz „Un ick kann 'e up sitten gahn, wo mi dor nah is.“²⁸⁰⁹ in Madauss' „Hinning 2“ kommen diese beiden Deutungsmöglichkeiten in Betracht.²⁸¹⁰ Die Kürzung (lautlich [dø]) kann jedoch auch am Anfang des (Teil-)Satzes vorkommen: „Dee Ååbm, Bruno, dat glööfst du nich, de [= dor] wiern dee Fuugn mit Lumbm uutstäggn, ne.“ (Schlagsdorf).²⁸¹¹

²⁸⁰² Die Listen sind auch nicht vollständig, sondern enthalten lediglich Nachweise, die auf den Aufnahmen zu hören sind. „wo“ kann beispielsweise wie „dor“ mit „oewer“ stehen, vgl. u. a. folgende Passage im „Kasper-Ohm un ick“: „bet wi an dat Westerspill ranne wiren, wur ok noch de Schin von dat Föer oewer weg föll“ (Brinckman, Werke I, S. 242). Reuter nutzt in „Ut mine Stromtid“ dagegen ein Kompositum: „von wo ut sei so oft up den Abendstirn seihn, woroewer sik ümmer stille Nacht deckt hadd“ (Reuter, Werke IV, S. 346).

²⁸⁰³ Vgl. auch Saltveit, S. 323.

²⁸⁰⁴ Wiggers, S. 90.

²⁸⁰⁵ Ebenda.

²⁸⁰⁶ Zwar handelt es sich eigentlich nicht um eigenständige Präpositionen, doch kommt zumindest den Verbpräfixen eine präpositionale Bedeutung zu, vgl. Barz, Irmhild; Fleischer, Wolfgang: Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache. Unter Mitarbeit von Marianne Schröder, 2. Aufl. Tübingen 1995, S. 318.

²⁸⁰⁷ Saltveit, S. 323, stellt diesen Schwund besonders bei „bī“ fest, die Beispiele belegen jedoch, dass er auch bei anderen Bestandteilen vorkommt.

²⁸⁰⁸ Wiggers, S. 90.

²⁸⁰⁹ Madauss, S. 114.

²⁸¹⁰ Das trifft auch auf folgende Beispiele zu: „der [= dor bzw. dee] wiern äh, twei Junggesell, unt dee wulltn nu je ook Nähkomm hebbm“ (Hoben)

²⁸¹¹ Des Weiteren seien genannt: „un dunn heff ick dacht, de [= dor] waan oewerall Konnsomm upmockt“ (Warlin); „De [= dor] hemm se immer'n gaansn Schlagg mit afmeßt.“ (Zusatzaufnahmen zu

5. 4 Kürzungen

Im Mecklenburgischen treten zahlreiche Kürzungen auf, vor allem aus sprachökonomischen Gründen. Sie sind vor allem von der Satzstellung abhängig, besonders bei Personalpronomen: Steht es an erster Stelle, dann erscheint es zumeist vollständig, z. B. bei Sprecher vier, einer Frau, aus Jördenstorf „Hei hett ’n Fiedl hatt un ’ne Fläut.“; „Un hei ha allerlei hatt, einmål hedder sich middn Bēdiener [= Boddiner] Paster vetüürt.“. Das betrifft auch Teilsätze, so sagt die Probandin: „Un dee Herr, dat wier’n gaudn Kierl, hei günn sien Lüüer ook aal wat“. Sie verwendet die vollständige Form auch in Nebensätzen: „Un denn hett hee seggt, wo hei sich schacht haa“. Steht das Pronomen jedoch nicht an erster Stelle im Hauptsatz, dann kürzt sie auch: „donn isse middn Knübbel achter ehr komm un hedde aal ruutschacht.“ Diese Aussprache wird durch die Satzintonation gefördert, denn an dieser Position wird „hei“ nicht mehr betont. Das deutet sich bereits im Hauptsatz des zuvor genannten Beispiels an, denn dort spricht die Probandin nicht mehr „hei“, sondern bereits „hee“, d. h., sie schwächt den Diphthong ab, während sie im Nebensatz noch „hei“ sagt. Im Gegensatz zu Mecklenburg-Strelitz, wo der Großteil der Untersuchungsorte ausschließlich monophthongisches „hee“ nutzt, realisiert sie das /e/ aber etwas kürzer. Diese Variante tritt auch in anderen Orten auf, in denen die Probanden ansonsten [haj] bevorzugen, im Hauptsatz zumeist aber nur dann, wenn das Pronomen nicht an erster Stelle steht: „dor is hee middn Handkuwwer afgåhn“ (Bennin); „Un hier hett hee uck all etliche Schtelln hatt.“ (Badendiek); „Hett hee uutschalt nu?“ (Letschow); „Mit sien Fruuch tausamm möök hee dee schlimmstn Dinger“ (Kölow); „hett hee seggt“; (Schlagsdorf) „Bie’t Mehdn midde Seesl hett hee denn Mett dörchsnådn.“ (Zweedorf, MWB-Satz) usw. In Nebensätzen kommt diese Form ebenfalls vor: „wenn hee to lang ubbm Halm schteht“ (Groß Lantow); „dat hee ümmer lütt Båunnerie kööpm künt hett“; „dat hee sick dat Bein bråkn hett“ (Spornitz, FT); „siene Sordn, dee hee tüchtn dee“ (Welzin). Zwar findet sie sich im Hauptsatz auch an erster Stelle, doch gibt es dafür weniger Belege: „Hee hett dat oewer vepacht, weil hee jetzt Rentner is, ne. (Selmsdorf); „Na, hee möök sick dat Messer schaa“ (Zahrensdorf); „un hee haa ook miehre Bråuder“ (Retschow). In Sanitz kommt sie auf dieser Position einmal vor: „hee hett sick denn Been bråkn hatt.“ (FT), sechsmal aber nicht, d. h., die Probanden nutzen sie entweder in einem Nebensatz („dat hee nåhher schon loobm künn“) oder nach dem Verb im Hauptsatz („denn kann hee ’n beddn flodder lååbm“). Auch in den anderen Untersuchungsorten fällt das Verhältnis zumeist åhnlich aus.²⁸¹²

Warlin); „De [= dor] hebbt se hier våål dit Holt von hier wedrer mitnomm“ (Zweedorf). Sie kommt auch im außermecklenburgischen Sumte vor: „de wei [= dor wier] mål Reichsdagswåhl“.

²⁸¹² Insgesamt gibt es neben Sanitz achtzehn Ortschaften, in denen „hee“ auch an erster Stelle nachweisbar ist, in Klammern ist die Zahl der Nachweise dafür angegeben, wobei die erste Zahl die Anzahl der Belege angibt, in denen „hee“ die erste Stelle im Hauptsatz einnimmt, die zweite Zahl für diejenigen, in denen „hee“ in einem Nebensatz oder nach der finiten Verbform im Hauptsatz vorkommt, z. B. für Sanitz (1:6), d. h., es gibt einen Nachweis für die Erstposition im Hauptsatz und sechs Belege, in denen sie nicht auf dieser zu hören ist bzw. Bestandteil eines untergeordneten Satzes ist. Alt Meteln (1:6), Bansow (1:2), Bristow (1:2), Broock (2:13), Dobbertin (1:3), Eldena (4:7), Granzin (2:2), Groß Lantow (2:7), Hinrichshagen (3:3), Hoben (1:2), Lüblow (2:15), Lüttow (3:2), Möllin (1:3), Penzin (3:14), Pritzier (1:6), Retschow (1:15), Röbel (1:8), Schlagsdorf (3:4), Selmsdorf (7:6), Wustrow (1:3), Zahrensdorf (1:2). In den meisten Orten nutzen die Probanden „hee“ also in Nebensätzen oder sagen es nach der finiten Verbform, d. h., „hee“ ist an zweiter oder dritter Stelle im Hauptsatz zu finden. Lediglich in Lüttow und Selmsdorf ist das Verhältnis umgekehrt, in Granzin und Hinrichshagen ist es ausgeglichen. In einigen Ortschaften ist „hee“ in Hauptsätzen nicht einmal an

Bei [zaj] und [ze:] ‚sie (3. Pers. Sg. und Pl.)‘ wird der Diphthong bzw. Monophthong oftmals zu [ə] gekürzt, wenn das Pronomen in einem Nebensatz oder nicht an erster Stelle im Hauptsatz steht: „dee moggn denn Veträäg dormit, un dee vekööbm se, un kriegn se Kuurn vör, un dee vekööbm se denn nähher.“ (Carolinenhof); „Dor wier se furchtbor giezig in“ (Niendorf); „Wascht hett se naher miene Mudrer.“ (Weisdin). Das gilt auch, wenn es als Objekt fungiert: „dor kreig dee äh, dee Hogger drei Mann hinner, dee müß se uphoggn“ (Alt Meteln); „Dat schäädt se nich“ (Badendiek); „wenn man se anröhr“ (Peetsch). Im FT findet sich diese Variante häufig im Teilsatz „die wollen sie abliefern“: „dee will se abliefern“ (Warlin); „dee wöll se afliewern“ (Zweedorf).

‚wi‘ ‚wir‘ erscheint zuweilen in denselben Positionen als [və]: „denn hemm we de Aabeit naug neher“ (Bansow); „Na, toletzt, toletzt hemm we enn doch ruutkräägn.“ (Klein Trebbow), „wenn we nu ein anschluut“ (Schlagsdorf). ‚hee‘, ‚de‘ und ‚we‘ korrespondieren in ihrem Gebrauch also miteinander. Die Position eines Wortes innerhalb des Satzes kann so auch die Aussprache des betreffenden Lexems beeinflussen. Für die Veränderung einzelner Phoneme sind also nicht nur phonologische, sondern auch syntaktische Kriterien heranzuziehen. Langes /e/ wird im Mecklenburgischen deshalb nicht immer zwangsläufig zu /aj/; die Diphthongierung ist nicht nur von Lauteigenschaften abhängig, sondern auch vom Wort selbst und in welcher syntaktischen Umgebung es steht: Zumeist stellen die Probanden das, was sie betonen möchten, immer an den Anfang des Hauptsatzes. Steht eines der drei Pronomina an dieser Position, so erscheint es häufig ungekürzt, also als ‚hei‘, ‚sei‘ bzw. ‚see‘ und ‚wi‘. Rückt es aber weiter nach hinten oder steht es in einem Nebensatz, neigen die Sprecher manchmal dazu, „unbetonte“ Varianten zu nehmen: ‚hee‘, ‚se‘, ‚we‘.

Häufig kürzen sie jedoch weiter, so wird [haj] zu [v] bzw. [ə] und [a], wobei diese Laute dann mit dem vorangehenden Wort verbunden werden: „Ick weit nich, obber nich dansn künn oder wadder nich künn, oewer hei wier vör dissn Kräm nich.“ Sprecher eins aus Letschow kürzt das Pronomen in den Nebensätzen, da es hier nur eine untergeordnete Rolle in der Satzintonation einnimmt, im nachfolgenden Hauptsatz jedoch nicht, da ‚hei‘ hier wieder an einer Stelle steht, die stärker betont wird. Das lässt sich auch an den lautlich ähnlichen Konjunktionen „denn“ und „wenn“ zeigen: „Denn hei kann ja kein Naaf nich dreihgn, wenn hei hett keine, keine mmh, Bussnmaåtn nich, nich.“ (Kölnow). Nach „wenn“ kürzen die Probanden aber auch, hinter „denn“ jedoch nicht, obwohl sich die Lautumgebungen ähneln: „un wanner sien Tiet denn läågn hett, dadder dröög naug is“ (Groß Lantow) gegenüber „Dat hei denn bäådn dee, denn hei wier aam“ (Niendorf). Fungiert „denn“ jedoch als Adverb, verändert sich die Position des Pronomens innerhalb des Satzes, d. h., es rückt an die dritte Stelle, wo es auch in gekürzter Form auftritt: „denn kanner afkåogn naher“ (Klein Trebbow). Die Kürzung des ‚hei‘ ist unabhängig von der vorangehenden Wortart: In Nebensätzen wird sie mit Konjunktionen verbunden: „dadder dee Form ruutkrigg“ (Bennin); „Un denn nähher, wieër mit dit Dörp runn wier“ (Broock); „un asser dor rannkümm“ (lautlich [azv], Cammin); „weiler to ollt wier“ (Carolinenhof); „woër langkomm dee“ (Möllin); „bedder toletzt dat doch fastkriegn dee“ (Penzin); „wanner to Holt gåhn dee“ (Züsow). Bei längeren Wörtern unterbleibt sie jedoch:

erster Stelle belegt, z. B. in Alt Jabel (3), Badendiek (9), Bennin (8), Boldela (10), Brudersdorf (1), Carolinhof (1), Jördenstorf (15), Klockenhagen (8), Kölnow (1), Lancken (1), Letschow (5), Mar-nitz (10), Mestlin (1), Niendorf (3), Nossentiner Hütte (5), Pinnow (1), Prislich (1), Spornitz (4), Warnow (8), Welzin (6), Woez (1), Züsow (1) und Zweedorf (4). Die Zahlen in den Klammern geben die Anzahl der Belege für ‚hee‘ an.

„obglick hei früher Gärtner lehrt haa“ (Marnitz); „woans hei dit woll so fahdrig kriegn künn“ (Warnow). Hier entstünde eine Lautstruktur, die dem Probanden kaum „Ersparnis“ beim Sprechen brächte. In Hauptsätzen folgt sie dem finiten Verb: „wie heider [= heit hei]“ (Glaisin); „Denn hedder naher mit twei Pier führt“ (Kieve); „Dee letzte Johr, donn kunner dat ook“ (Lüttow), „Nee, denn wadder [= ward hei] ja noch steckn, denn mööder [= mööt hei] bläuden“ (Mestlin); „denn kümmdē so antodriebm“ (Röbel); „oewer denn wuller uck eins wedrer anne Ostsee führn“ (Triepkendorf); „Seit dee Tiet süller nich wedrer komm sint.“ (Weisdin).

Bei anderen Personalpronomina ist sie ebenfalls nach diesen Wortarten anzutreffen, z. B. bei

„sie“: „hemm denn ook ümmer seihn, dat s' hier sick beddn tosämklaat [= tosamenklarrt] hemm“ (Bansow); „wenn s' aal hemm to freddn, un wenn s' denn wedrer affreddn hemm, denn kriegn s' Zuuerblatt [= Suerblatt]“ (Brudersdorf); „oewer ick weit nich, wo s' afblääbm is“ (Lichtenhagen) bzw. „denn dee äh, hemm inn, hemm s' keen Fudder miehr, un denn müddn s' buudn sehn, wo s' wat finn dohn“ (Peetsch); „hier ubbe Granziener Möll [hd. Mühle], veschtähn S' dat nich?“ (Granzin).“

„wir“: „un Seil, wo w' uns anseil könn“ (Bansow); „dat w' denn Weidn denn von Fell kriegn“ (Groß Lantow) bzw. „Tweimål hemm w' Urlaub kräägn“ (Eldena); „Winderweidn seihn [hd. säen] w' bie uns gor nich miehr“ (Groß Lantow).

Das vorangehende Wort und die Kürzung verschmelzen häufig miteinander, d. h., „dat s““, „hemm s““, „kriegn s““, „wo w““ usw. aus den Beispielen erscheinen lautlich gesehen als [dats], [hems], [kri:gns], [vo:f]. J. H. Heinrich Schmidt hebt diese Tatsache beim bestimmten Artikel sogar hervor, da in niederdeutschen Texten teilweise ein Spatium zwischen der Kürzung und dem vorangehenden Wort zu finden ist: „Man darf nicht so trennen: **u, t 'n hū, s, up 'n bet** u. dgl. Schon di Aussprache ist dagegen; aber auch di ganze pd. Wortstellung, Satzbau [sic] Modulazion.“²⁸¹³ Bei der 1. Pers. Sg. fallen bei vorangehenden Wörtern, die auf /x/, /l/ und /t/ enden, diese Konsonanten sogar aus: „Awer bün noch nich sowiet komm, da'ck ein truugt heff.“ ([dak], Carolinenhof); „dat wei'ck ok nich“ ([vajk], Alt Jabel); „Wat, wo sa'ck nu wedrer anfang?“ ([zak] Pritzier); „da eck [= ät ick] nix von“ ([ek]); „dat ma'ck hüüt noch nich“ (Satow); „donn wu'ck ook 'n beddn wieder“ ([vuk], Selmsdorf).

Hierbei handelt es sich um Aussprachehilfen. Bei Wörtern, die auf /n/ ausgehen, ist sie jedoch nicht nötig und es bleibt erhalten: „Un wenn'ck mie hüüt dunn mien Dochder ankiegn dauh“ (Broock); „un nähher künn'ck denn 'ne Stää as Kraftfohrer ankomm“ (Prislich). Bei /f/ variiert die Aussprache: „Ook noch, jå, Landwittschaft heff'ck ook hatt.“ (Granzin); „Un heff'ck naher Fahrerlaubnis mockt, un von zweiunfuffzig an führ'ck nue Trecka.“ (Weisdin) gegenüber „dunn heck mie neher veheirått“ (Hinrichshagen); „Von söss Johr an heck Gäus hött.“ (Lüblow), wobei die zweite Variante häufiger ist. „heff'ck“ ist vorwiegend in einigen östlichen Orten zu hören.²⁸¹⁴ Bei anderen Verben bleibt /f/ jedoch erhalten: „Nu lääf'ck as Rentjee.“ (Triepkendorf). Erscheint „ick“ in ungekürzter Form nach Wörtern, die auf diesen Konsonant enden, wird er oftmals stimmhaft, wobei sich „ick“ unmittelbar daran anschließt, d. h., es entsteht ein zweisilbiges „Wort“, in dem /v/ als Silbengelenk fungiert: „un hüüt lääwick Rentjee“ (Granzin), „Un so hewwick denn mien acht Johr so vebröcht.“ Wie bei den zuvor behandelten Personalpronomen ist die Kürzung des

²⁸¹³ Schmidt, Laut-Tafel, S. 14.

²⁸¹⁴ Nachweise gibt es aus Dobbertin, Granzin, Hinrichshagen, Jördenstorf, Klein Trebbow, Lancken, Letschow, Peetsch, Satow, Schönbeck, Triepkendorf und Weisdin. In den westlicher gelegenen Orten ist es nur einmal in Lüblow zu hören. Dabei konkurriert es in den betreffenden Dörfern oft mit „heck“, lediglich in Peetsch, Triepkendorf und Weisdin herrscht einzig „heff'ck“ vor.

„ick“ von der Stellung innerhalb des Satzes abhängig. Als Beispiel sei Sprecher zwei aus Kölzow angeführt: „Ja, denn möö'ck oewer ierst henn näh'n Schmitt, mål seihn, da'ck dee Assn kriegn dauh, denn süss kann'ck je gor nich anfang, weil ick mütt mie jå dornäh dee Naabm dreihgn.“; „ick heff't ook seihn, aber ick kann em hüüt ook selbst mie gor nich so entsinn nich“. Nach einigen Wörtern kürzen die Probanden wegen der Lautstruktur nicht oder nur selten, so bleibt z. B. „ick“ nach „weil“ erhalten: „weil ick so ollt a [= all] wier“. Ob die Pronomina gekürzt werden, hängt aber auch vom Sprecher ab, d. h., er kann nach Belieben Lang- und Kurzformen verwenden: „Na, nu schtaunt dee Schaullehrer jå, dat hei dit aal wüßt, dor frögger em“ (Bansow); „Trotzdääm wull mien Vadrer gern, dat ick Liehrer waan süll, oewer dor haa'ck kein Lust tau, dor heck noch nie Lust tau hatt tau denn Kräm.“ (Marnitz).

Die 2. Pers. Sg. erscheint in unbetonter Position und in Nebensätzen manchmal als [də]: „mitünner haast de [= du] oewer ook weniger in.“ (Alt Jabel), „Du hest ja alles wedrer vesweit, wadde [= wat du] vegang Jahr liehrt hest!“ (Hinrichshagen); „Wenn de [= du] nich wist, hier!“ (Letschow). Reuter meint 1853 in der Erstausgabe der „Läuschen und Riemels“: „De – statt Du, in schneller Rede durchaus gebräuchlich.“²⁸¹⁵ Das Pronomen kann auch ausfallen, wenn es nicht die erste Stelle im Hauptsatz einnimmt: „Denn hest ook noch kennt, Heinz, ne?“ (Broock); „denn dor hest ja ook keen Ruh mehr mit“; „wat mockst nu?“ (Cammin); „dat schtimmt, dor hest recht.“ (Niendorf). Der Sprecher entscheidet aber auch hier, wann er es fortlässt: „Hest du so'n höört?“ (Bennin). Aufgrund der Gesprächssituation ist die 2. Pers. Sg. in den FE kaum belegt, oft nur in wörtlicher Rede: „Weitn jie wat?“ (Brudersdorf). Da die beiden Probandinnen aus Kossebade zusammen befragt worden sind, konnte sich manchmal auch ein Gespräch zwischen ihnen entwickeln. Dabei verwendet die ältere dieses Pronomen, wobei auch hier teilweise Kürzungen zu hören sind: „Eign Agger is am niedn Kirchhoff west, dor hemmsch [= hemm ji] eigen Agger hatt“.²⁸¹⁶

Auch bei der Aussprache des Artikels „dei“/„dee“ ‚der, die (Sg./Pl.)‘ spielt die Stellung im Satz eine Rolle. Nach Präpositionen erscheint er oftmals als [də]: „ünner de Pilleriene“ (Alt Meteln); „Ick stüün [= stünn] bett oewer de Knei in't Wäädrer“ (Hoben); „dee hett vääł midde Kirch to dauhn“ (Jördenstorf); „Un donn keem'ck nähde Kasern“ (Kölzow); „wie ick denn uude Schaul keem“ (Lancken); „ick will biede Soldådñ gån“ (Peetsch); „oewer ick föhr nu oft Melk dormit un denn ook so vörde LPG Transport“ (Woez). Manchmal ist diese Form auch hinter Verben zu hören: „denn wadde [= ward de] Honnig suuer“ (Glaisin); „noch so näåmbbie 'n Nerzfaam upmockt“ (Hinrichshagen). Dabei kann der Artikel auch mit dem vorangehenden Wort verschmelzen, um die Aussprache zu erleichtern: „ubbe LPG“ (Granzin); „dor anne Kirch“ (Kieve); „ümme Eck“ (Penzin); „inne Hand“ (Prislich); „vonne Motordñ“ (Zahrendorf). [də] kann aber auch am Satzanfang stehen: „De Båhn is, de bääbm up is.“ (Warnow). Die anderen beiden Aussprachen ([de:], [daj]) sind ebenfalls in all diesen Positionen zu finden. In den strelitzischen Untersuchungsorten ist jedoch nur monophthongisches [de:] üblich, eine Ausnahme bildet lediglich Granzin.²⁸¹⁷ In den anderen Regionen ist diese Form aber ebenfalls vorherrschend, [daj] ist sehr viel seltener, wobei die Häufigkeit sprecherabhängig ist. Als Artikel erscheint am Satzanfang zumeist [de:], die anderen beiden Varianten sind seltener. Je nach Redegeschwindigkeit wechseln vor allem die monophthongischen Formen, spricht der Proband etwas schneller, so wählt er manchmal [də]. Ansonsten

²⁸¹⁵ Reuter, Läuschen, S. 2, Anm.

²⁸¹⁶ Gilow, Leitfadens, S. 110, verzeichnet u. a. „frö'j, frög'j“ ‚fragtet ihr‘, „hå'j, haa'j, haad'j“ ‚hattet ihr‘, „wa'j, wat'j“ ‚was ihr‘ usw.

²⁸¹⁷ Vgl. Kap. 2.2.1.

herrscht sie dann vor, wenn die Betonung auf anderen Wörtern liegt. Das ist beispielsweise der Fall, wenn der Artikel einer Präposition folgt. [daj] ist als Artikel seltener zu hören: „Tau dei Tiet müssn wie dor sien“ (Alt Meteln) „in dei Tiet hett mien Mann denn schon faudrer“ (Lancken); „jednfalls, dei Mann wier vör uns veantwortlich“ (Niendorf); „wie kriegn bloß dei schlechteren Bäugn kann man seng“ (Sanitz). Es kommt auch als Pronomen vor: „un dei will sick dor ’n Prinzessunnerrock kööbm“ (Letschow); „Denn seggt dei“ (Schlagsdorf); „Dei’s oewer beddn besobbm“ (Wustrow). Wie oft diese Variante verwendet wird, hängt vom Probanden ab, einige nutzen sie gar nicht, z. B. der vierte Sprecher aus Schlagsdorf. Das könnte auch daran liegen, dass sie mehr „Artikulationsenergie“ erfordert als z. B. [də]. Daher wird sie auch stärker betont als die Form mit Schwa und stellt z. B. das Substantiv, auf das sie sich bezieht, stärker heraus. Deutlich wird das auch, wenn sie doppelt vorkommt: in den FT nutzen einige Sprecher [daj] im Satz: ‚Und bei der Frau, die euch helfen sollte [...]‘ und übersetzen ihn mit ‚Un bie dei Fruu, dei juuch helpm saal‘ (Brudersdorf). Häufig begegnet sie bei ‚die wollen sie abliefern‘: ‚dei will se afliewern‘ (Bristow). In diesen Beispielen steht ‚dei‘ an erster Stelle des Teilsatzes, also an der Position, der die größte Aufmerksamkeit zukommt. Daher wirkt ‚dei‘ an anderen Stellen oftmals wie eine Betonung: ‚Dat wier dei ierste Technik, dee wie hier im Lann in Gang keem.‘ (Bansow); ‚un dee Dochder, dee in Boiznborg wäht, dei is näägnunvierdig.‘ (Bennin); ‚Dei Dobbierer Aabeiders, dei dor wohn deedn in Dobbien‘ (Dobbetin). Die Aufmerksamkeit des Kommunikationspartners wird dabei auf die diphthongische Form gelenkt, das macht auch folgende Aussage von Sprecher eins aus Kieve deutlich: ‚mien Vadrer wier Timmermann, dee [d. i. die Häuslerei] hett dei uns buugt‘. Hier scheint zumindest für den Hörer der Erbauer wichtig. Werden in diesem Beispiel ‚dee‘ und ‚dei‘ vertauscht, so ergibt sich ein anderer Eindruck, nämlich, dass das Haus im Vordergrund steht: ‚dei hett dee uns buugt‘. In den FT tritt es bei einigen Probanden gehäuft auf, z. B. bei Sprecher vier aus Demen: ‚Dei schöne Goordn mit dei vää Appelbööm.‘ Eine Erklärung bieten die Umstände, unter denen diese Ausnahmen entstanden sind: Gerade bei den Übersetzungstexten wird z. T. mehr auf die Aussprache geachtet, die besagte Person ist beispielsweise bemüht, langsam und deutlich zu sprechen, so dass im Grunde jedes Wort betont werden kann, was aber in lockerer Unterhaltung nicht vorkommt. Teuchert stellt hingegen strelitzisches ‚dē‘ dem schwerinschen ‚daj‘ gegenüber,²⁸¹⁸ seine Behauptung, dass in diesem Falle aus ‚Mnd. ê⁴ (= germ. ê², as. io, -eha-, -ê) a) strel. ē / schveri. aī‘²⁸¹⁹ wurde, trifft nur bedingt zu, denn die monophthongische Form [de:] dominiert selbst im Diphthonggebiet. Bereits Reuter fallen die stellungsbedingten Unterschiede beim Artikel und dem Personalpronomen ‚er‘ auf, jedoch schränkt er noch zu sehr auf die Wortart ein: ‚,‘e‘ steht als Abkürzung für den weiblichen Artikel und auch für ‚hei‘ = er, wenn es dem Verbum folgt, z. B. ‚weit‘e‘ = weiß er.‘²⁸²⁰

Bei ‚see‘/‚sei‘ spielt ebenfalls die Betonung eine Rolle, so ist Letzteres ebenfalls seltener zu hören als die monophthongische Form. Einige Sprecher nutzen die diphthongische gar nicht, z. B. Sprecher zwei aus Welzin. In Carolinenhof kommt sie ausschließlich in den FT vor. Ähnlich wie bei ‚dei‘/‚dee‘ obliegt es also dem Sprecher, ob er ‚sei‘ oder ‚see‘ verwendet: ‚oewer sei hemm em sick soo’n beddn köfft‘ (Boldela) gegenüber ‚oewer see hemm kein Häkt miehrr funn‘ (Bristow). Obwohl ‚sei‘ im Gebrauch mit ‚hei‘ korrespondiert und auch eine ähnliche Laut-

²⁸¹⁸ Teuchert, Lautstand, S. 3 f.

²⁸¹⁹ Ebenda, S. 3.

²⁸²⁰ Reuter, Hüsung, S. 5, Anm. 3.

struktur aufweist, folgt es in der Aussprache eher „dei“, d. h., beide Wörter werden bevorzugt mit /e/ und nicht mit /aj/ realisiert. Der Zwielauftritt tritt nur vermehrt im FT auf, wo die Probanden zumeist langsam und deutlich sprechen, im freien Gespräch dominieren die Formen mit /e/ und /ə/, so dass die diphthongische Aussprache oftmals wie eine Hervorhebung auf den Zuhörer wirkt.

„dat“ erscheint nach Präpositionen gekürzt: „Jå, dicht unner't Fell“ (Bansow); „Dee künn dee, dee dat äh, leeg an't Veh“ (Klein Trebbow); „In Winder hemm wie ja denn dee Iesn vördn Griff inschweiß in't Füüer“ (Pritzier); „Denn geef't mitunner noch weck up't Leder.“ (Retschow); „dunn ging nix oewer't Piert bie mie“ (Weisdin). Nach Verben ist es dann allenfalls noch dadurch zu erkennen, dass das /t/ etwas länger ausgesprochen wird, in schneller Rede ist es aber zuweilen gar nicht mehr herauszuhören: „Dat gifft ook.“ (Pinnow). „denn“ ,dem, den' und „ein“ ,ein, einen, einem' kürzen die Sprecher zu „'n“: „un denn güng dat ümmer wieder un denn bitt nâh'n [= nah denn] Kraug neher henn“ (Letschow); „dor wâhnt 'n Buuer Hâhn“ (Marnitz). „eine“ wird zu „'ne“: „nu ischâ 'ne Fischerhall dor“.

Die 3. Pers. Sg. Präs. von ‚sein‘ verkürzen die Probanden nach Pronomen: „dee's noch heil blääbm“ (Broock); „hei's annerwärts henntreckt“ (Granzin); „Sei's ook krank west.“ (Jördenstorf, FT). Bei „dat“ ,das' ist neben „dat's“: „dat's dee gröttst bitt jetzt west“ (Bansow) auch häufig „das“ ([das]) zu hören, d. h., hier sind beide Wörter miteinander verschmolzen: „das oewer vör mien Tiet west“.

Es können auch mehrere Kürzungen hintereinander auftreten: „donn hedder't [= hett hei dat] letzte deckt“ (Hoben); „un denn hedder'n [= hett hei den] Melkwâgn ääbm führt“; „un denn kreeg s' 'n [= kreenen see ein] Plottkaugn“ ([kre:çsɲ], Kieve); „Jå, manchmål heck't [= heww ick dat] noch hüürt.“ (Penzin).²⁸²¹

Kürzungen kommen vor allem dann vor, wenn das entsprechende Wort nicht an erster Stelle steht. Dort sind sie nur beim Personalpronomen „dat“ und dem unbestimmten Artikel „ein“/„een“ bzw. „eine“/„eene“ nachweisbar: „Nee, 't wier dee Großvader.“ (Alt Meteln); „'t wier ja bloß Sommers de ehr Tiet“ (Dobbertin) bzw. „'n tweitn, dee wier twölf, dee seit.“ (Bennin); „'ne Last haa nämlich sössundördig Zentner.“ (Groß Lantow). Bei „dat“ ist sie an dieser Position jedoch seltener,²⁸²² wie bereits Schmidt für die Gadebuscher Mundart bemerkt:

‚T is ist nur falsche Schreibart derer di das Hd. unbewußt nachahmen. Pd. sagt man also z. B. auch nicht (wi man so oft geschriben findet): **T is gout**, sondern vielmehr **Dats gout**, also mit Enklisis, nicht Proklisis. Der ganze Satzbau fordert es außerdem gebiterisch.²⁸²³

Hier spielt also die Betonung ebenso eine Rolle wie bei den Personalpronomina. Da der Artikel nur als Begleiter des Substantivs fungiert, steht er deshalb auch hinter diesem zurück, und kann deshalb auch am Satzanfang gekürzt werden. Dagegen tritt die ungekürzte Form immer dann auf, wenn es gesondert als Numerale hervorgehoben werden muss: „denn lâtn wie uns ein bett twei Swien lingn“ (Alt Jabel); „Ein Kauh haadn wie, ja.“ (Alt Meteln); „dat jing ümmer uut een Duur ruut, in'n annern wedrer rinn.“ (Cammin) bzw. „oewer wie hemm so meist aal mit gaut, un ook ein mit siehr gaut beschâhn.“ (Badendiek); „Un ook up dee Jefohr hinn, dat ick wohl, woll een drinkn will“ (Klein Trebbow). Nimmt es wie in den beiden letzten

²⁸²¹ Für Vorpommern vgl. die Beispiele bei Gilow: „wuf'j't, wuf ji dat, wo ihr es“ (Gilow, Leitfaden, S. 110), „wâ'k't, werde ich es“ (ebenda, S. 112); „wu'wt, wuwwt, wullen wi dat, wollten wir es“ (ebenda, S. 115).

²⁸²² ‚t wier‘ ist beispielsweise nur noch in Pinnow, Selmsdorf und Pritzier zu hören, in Granzin und Lancken ist ‚t weer‘ nachweisbar, in Schlagsdorf ‚t wei‘, Im äußermecklenburgischen Sumte ist ‚t weier‘ zu hören. ‚wier't‘ allein findet sich hingegen in 45 Ortschaften.

²⁸²³ Schmidt, Laut-Tafel, S. 14.

Beispielen sogar die Funktion eines Satzgliedes wahr, dann kommt es ausschließlich in der Langform vor. In den anderen Fällen ist entscheidend, was der Proband sagen will, was er betonen will, z. B. dass es sich um einen einzigen Kollegen handelt: „ein Kollegn von hier haa'ck noch müt“ (Eldena), also um zwischen unbestimmtem Artikel und Numerale deutlich zu unterscheiden oder dass das Substantiv, auf das sich der Artikel bezieht, besonders wichtig ist: „donn wier hier ein groodn oder ein fürchterlichn Schturm“ (Eldena). In beiden Fällen sind auch Kurzformen möglich: „dor kümmt 'n Pund Sirup an“ (Eldena) bzw. „dat wiern 'n grootn Brink dor“ (Bristow). Ob gekürzt wird, hängt also nicht zuletzt vom Sprecher selbst ab. So erklären sich auch die unterschiedlichen Formen im FT-Satz ‚Ein schlechtes Wetter hatten wir auf dem Heimweg!‘: „Un schlechtes Wädrrer wier dat up denn Trüggwegg.“ (Sprecher zwei, Pinnow); „'n schlechtes Wädrrer haan wie up denn Trüggwegg.“ (Sprecher zwei, Röbel); „Ein schlechtes Wädrrer haadn wie up, up denn Trüggwegg.“ (Sprecher vier, Pinnow). Daneben stellen einige Probanden den Satz um, da ihnen das Objekt nicht so wichtig erscheint: „Wie haan slecht Wädrrer ubbm Trüggwegg.“ (Sprecher eins, Pritzier); „Ubbm Trüggwegg haadn wie leeg Wädrrer.“ (Sprecher eins, Züsow). Manchmal wird auch nur /aj/ bzw. /e:/ zu /ε/ gekürzt: „Ja, enn [= ein] Imker mütt minnestns erst tweidusnd Maak rinnschtäggn“ (Glaisin); „Enn schlichtes Wädrrer haan wie ubbm Trüggwegg.“ (Weisdin, FT). Diese Form kommt jedoch nur sehr selten auf den Ausnahmen vor.²⁸²⁴

Die Kürzung von ‚idt‘ bzw. ‚dat‘ ist schon bei Lauremberg nachweisbar: „Als went vam Hemmel wehr gekahmen“ (S. 6), „wat kandt den syn“ (S. 8), „Dat he kene Arstodie int Lyff innehenen künde“ (S. 11).²⁸²⁵ Sie findet sich auch im zweiten und dritten Hochzeitsgedicht: „laht gyt juw nich verdreten“, „dat ickt nich seggen kan“ (beide Zitate Hg. 2, 3), „Denn kant nich anners syn“ (Hg. 3, 2). In späteren sind auch andere zu finden: „aßne Bruht“ (Hg. 8, 2), „taum Rost“ ‚in Rostock‘ (Hg. 8, 3), „Un wen'k von Abend schull bi goje Frünje bliwen“, „un wennk di raden kann“ (beide Zitate Hg. 16, 2), „Drüm will'k nig mit di töörn“ (Hg. 16, 3), „bald wer'ck verdreven“ (Hg. 20, 3), „Wat fangk mit myner Tryne an?“ (Hg. 22, 2^a), „hefck“ ‚habe ich‘; „kunck“ ‚konnte ich‘, „wen'ck“ ‚wenn ich‘ (alle Hg. 28, 2^a), „Schalckt weten“ ‚soll ich das wissen‘ (Hg. 35, 2) usw. In einer Bauernkomödie kürzt Lauremberg ebenfalls ‚ick‘: „wenck dat begünde tho seggen“,²⁸²⁶ „Ick dencke, wennck meene, datck de Bottermalleck im Live hadde“. ²⁸²⁷ Dietz zählt als Beispiele ‚dat will'k‘/‚dat wick‘ ‚das will ich‘, ‚wijjy?‘ ‚wollt ihr?‘, ‚wo süjy?‘ ‚wo seid ihr?‘ auf,²⁸²⁸ Flörke stellt mecklenburgisches ‚Wat wij ji mi? gegen das hochdeutsche: was wollt ihr mir?‘²⁸²⁹

Von der Stellung innerhalb des Satzes ist auch die Aussprache von ‚zu‘ abhängig: In unbetonter Stellung lautet sie meist [tə] bzw. [tə]²⁸³⁰: „Ach Gott, dor is nich vää to vetell west.“ (Groß Lantow). Das betrifft auch Zusammensetzungen, z. B. „denn wür dat neher tosåmsett“ (Bristow). In diesem Falle begünstigt der Wortakzent die Reduktion. Nimmt das ‚zu‘ jedoch eine Stelle im Satz ein, die eine stärkere Betonung verlangt, so erscheint es im Großteil des Untersuchungsgebietes als [təu], in

²⁸²⁴ Zu den Kürzungen vgl. auch die Zusammenstellung bei Gilow, Leitfaden, S. 108 – 115.

²⁸²⁵ Die Seitenzahlen beziehen sich auf die Ausgabe von Braune (siehe Anm. 1502).

²⁸²⁶ Jellinghaus, Possen, S. 94.

²⁸²⁷ Ebenda, S. 95.

²⁸²⁸ Alle Nachweise: Dietz, S. 127.

²⁸²⁹ Flörke, Abendblatt 322, Sp. 173.

²⁸³⁰ Die Aussprache ist nicht immer genau zu unterscheiden, manchmal ist aber noch der Ansatz eines reduzierten /o/ wahrnehmbar. Manchmal ist auch die ‚volle‘ Form zu hören: „un dat ganze Schtroh is denn ook noch tau feucht“ (Klockenhagen).

Mecklenburg-Strelitz überwiegend als [to:]. Als Beispiel sei ein Satz aus Bennin genannt, wo beide Varianten nebeneinanderstehen: „Dor sää mien Mudrer Kaaknslöddl tau, to dee Slöddlblaum.“ In Komposita erscheint die diphthongische Variante dann, wenn es sich um den betonten Wortbestandteil handelt, z. B. in „dortau“: „Wäädholt seggn wie dortau.“ (Jördenstorf).²⁸³¹ In den meisten strelitzischen Untersuchungs-orten ist langes /o/ zu hören: „haa oewer ook keen rechtn Lust too“ (Klein Trebbow) bzw. „un dortoo dee noodige Nummern“ (Cammin).

5. 5 Weitere Besonderheiten innerhalb des Satzes

Der unbestimmte Artikel steht manchmal auch vor Zahladjektiven, wobei er aber immer gekürzt auftritt: „na, ’n sösstig Kielomeder bett hier“ (Groß Lantow); „so’n, so’n twindig – åh fiefundtinnig beddn [= bet ’n] dördig Mann“ (Penzin); „dor biedn sösshunnert Zentner ’n Dagg“ (Satow). Bernhard sieht darin die Möglichkeit, „eine Vielheit als Einheit hinzustellen, vgl. hd. *ein hundert, ein tausend*.“²⁸³² Allerdings benutzen vor allem ältere Menschen diesen Artikel, jüngere lassen ihn dagegen zu- meist fort.²⁸³³ Die Sprecher schwanken also, was kaum auf Bernhards Deutung zurückzuführen ist. In Schlagsdorf erscheint die Entfernungsangabe beim zweit- ältesten Probanden so, wie sie auch im Standarddeutschen üblich ist: „ungefähr zwei Kielomeeder hier von af“; „dat is söss Kielomeeder von uns af“, in Bennin sagt der zweitjüngste jedoch: „dat weer ungefährdn [= ungefähr ein] dödrig, fiefundördrig Kilomedr“. Die älteste aufgezeichnete Person in Züsow, eine Frau, benutzt beide Möglichkeiten: „dat sünd söss soebm Kilomedr“; „Dat wierdn [= wier ein], na, ’n vier Kilomedr“. Ob hier wirklich ein intendierter Bedeutungsunterschied vorliegt, lässt sich kaum ausmachen.

Für Mengen verwenden einige ältere Sprecher aber auch noch eine andere Konstruktion, die in der Hochsprache nicht vorkommt, z. B. für das Alter: „So as Jung so von Johrer elbm“ ‚als Junge von elf Jahren‘; „Un so middn Johrer vier“ ‚so mit vier Jahren‘ (Alt Meteln); „un as ick denn ’n Johrer tehdn wein“ ‚als ich dann elf Jahre war‘; „dat wier’n Jung von Johrer soebm“ ‚ein siebenjähriger Junge‘ (Welzin). Ein Kiever gibt so die Uhrzeit an: „wierer denn wedrer trügg, so Klockner ein“ ‚so ein Uhr‘. Diese Konstruktion findet sich aber auch bei anderen Mengenangaben: „So’n Schtügger fie, söss“ (Broock); „wiern woll so’n Stückner fie“ (Kieve); „So’n Stügger teihdn vkrübbeldn Dann“ (Marnitz). Bernhard führt noch „*n miler dree* (etwa drei Meilen)“ an, „wörtlich eine Meile oder drei“.²⁸³⁴ Diese Deutung ist aber kaum mehr auf die zitierte Uhrzeitangabe übertragbar, da sie dann ‚so ein Uhr oder eins‘ lauten müsste. Reuter meint in „Dei Reis’ nah Bellingen“, „[d]as Unbestimmte bei der Zahl, Maaß, Gewicht u. s. w. wird stets durch die Anhängung von „ne“ ausgedrückt. So: Dahlerne, Pundne u. s. w.“, als er den Ausdruck „Faut’ne söss“ erklärt.²⁸³⁵ Latendorf macht eine Verbindung zum Kosesuffix *-er* (vgl. „Soehner“ [Niendorf, Weisdin]) aus, und sieht

²⁸³¹ Vgl. Jacobs, Teuth. 2, S. 122, der jedoch verallgemeinernd schreibt „Mnd. *tô, te-* > *tə-*, reduziert aus *to, u*, das je nach dem Affekt noch gehört wird“.

²⁸³² Bernhard, S. 3.

²⁸³³ Teilweise wird diese Konstruktion auch auf die hochdeutsche Umgangssprache übertragen, so sagt ein 65jähriger Mann aus Parkentin 1969: „Ja, ich war immer jedn Tag ’n zwölf Stundn unterwegs.“ (Dahl, Interferenz, S. 383).

²⁸³⁴ Bernhard, S. 3.

²⁸³⁵ Reuter, Bellingen, S. 24, Anm. 1.

in dem Ausdruck *'n Manner tein*, d. h. etwa 10 Mann, nicht sowohl eine grammatische als eine rhythmische Einheit, so daß das *er* eine bloße euphonische Füllung ist, ähnlich wie es entsprechende Erscheinungen in der Zusammensetzung gibt, die theils als anorganische, theils als uneigentliche Composita bezeichnet zu werden pflegen.²⁸³⁶

Er stellt daher zusammen: „Ik bün ganz *allener* blēben; ik bün nu ganz allēn. Dat 's' mīn ūtga-*er*-dag. He kam so *klocker* fiben; daneben klok fiv. Wat sünd dat *vonner* willen dīrns.“²⁸³⁷

In der Mundartliteratur ist diese Mengenangabe ebenfalls nachweisbar, so z. B. bei Reuter: „dat ik em dor mal eins so bi weg'lang en Stückener drei oder vier in't Gnick gewen künn“.²⁸³⁸ Helmuth Schröder gibt damit die Höhe an, die ein Bach überwinden muss: „un aewer en Stau son Fauter drei dalspringt“,²⁸³⁹ und Rudolf Hartmann drückt damit eine Zeitspanne aus: „Oewer hei har leiwer noch'n Wäkener drei, veir täuben sult“.²⁸⁴⁰ Sie ist heute noch bei Madauss belegt: „So bi Klock 'ner teihn rüm“; „bit nachts Klock 'ner twei“.²⁸⁴¹ In einer Weihnachtsgeschichte aus Glaisin heißt es: „wohl Stücker 12 – 14 Bengels“.²⁸⁴² Dabei steht sie immer in Konkurrenz zu den anderen Ausdrucksmöglichkeiten: „donn wier ick höchstns ierst teihdn *Johr*“ (Boldela); „donn wür ick 'n Jung von tehdn *Johr*“ (Pritzier); „dee watt *ja* 'n näagn, teihdn un elbm un twölf *Johr*“ (Möllin). Madauss schreibt auf derselben Seite „bi Klock elben rüm“.²⁸⁴³ Altersangaben werden manchmal auch mit „von“ angeschlossen, wie bereits das Beispiel aus Pritzier gezeigt hat: „As ick donn jung wier von elbm *Johr*“ (Hinrichshagen); „dat ick denn all von twölf *Johr* ungefiehr wier“ (Kieve) „un denn hemm w' noch so'n lüddn Nähkömmling von söss“ (Klein Trebbow).

Vor „weck“ ‚welche‘, ‚einige‘ kann der bestimmte Artikel stehen: „Dee weck, dee haan *ja* nich maa Klockn.“ (Demen); „dieës haan nämlich dee weck uut Leihmkluudn“ (Hoben); „dat dor dee weck, so dee Hälftn von denn ganzn Schütznzumft in dee gräun Uniform maschiern deedn“ (Röbel); „Jå, dee weck nehm beddn grödder“ (Satow); „dee weck wiern goot“ (Warlin). Im Standarddeutschen ist diese Konstruktion nicht möglich. Der Artikel wirkt dabei wie eine Betonung, denn das Pronomen kann auch ohne ihn stehen: „dor wiern weck inkleedt, dee sulln ruut“ (Bennin); „see hemm oewer ook weck määkt von, von nie Iesn“ (Groß Lantow); „weck haadn twei Ponnies [= Ponys]“ (Kieve). Auch in der Mundartliteratur kommt diese Konstruktion vor, z. B. in „Ut mine Stromtid“: „de weck verstahn 't, kœnen't œwer nich maken, de weck verstahn 't nich, kœnen 't œwer maken, un de weck verstahn 't nich un kœnen 't ok nich maken“²⁸⁴⁴ und den „Tremsen“ der Brüder Eggers: „De weck na 'n Kookenjung, de weck vör de Dör.“²⁸⁴⁵

Die Präpositionen entsprechen in ihrem Gebrauch nicht immer ihren standardsprachlichen Äquivalenten.²⁸⁴⁶ ‚zu‘ drückt in der Hochsprache die zielgerichtete Bewegung auf etwas aus, sie dient ‚zur Kennzeichnung einer Hinwendung vor allem bei

²⁸³⁶ Latendorf, Endung, S. 206.

²⁸³⁷ Ebenda.

²⁸³⁸ Reuter, Werke VII, S. 502.

²⁸³⁹ Schröder, H., S. 159.

²⁸⁴⁰ Hartmann, Vertellers, S. 24.

²⁸⁴¹ Madauss, S. 190 (beide Zitate).

²⁸⁴² Wedemeyer, S. 11.

²⁸⁴³ Madauss, S. 190.

²⁸⁴⁴ Reuter, Werke III, S. 332.

²⁸⁴⁵ Eggers, S. 194.

²⁸⁴⁶ An dieser Stelle erfolgt nur ein kleiner Überblick recht häufiger Erscheinungen, keinesfalls soll Vollständigkeit angestrebt werden. Einen deutlich umfangreicheren Überblick über die Verwendung der Präpositionen gibt Wossidlo, Richard: Die Präpositionen und präpositionalen Adverbien in der Mecklenburger Mundart, in: NdJb 20 (1894), S. 40 – 56.

Personennamen und -bezeichnungen“²⁸⁴⁷ während ‚nach‘ diese Funktion vor „Lokaladverbien, Orts- und Ländernamen“ wahrnimmt.²⁸⁴⁸ Die Probanden verwenden „nah“ ebenfalls vor geographischen Namen: „Näägteihghunnertfiefuntwinnig ging ick nah Hamburg“ (Warlin); „wenn man nah Boiznburg fäuhn deht“ (Zweedorf). Sie nutzen die Präposition aber auch vor Personen: „Dat bröchdn se, bruuktn se woll nich miehr hennbring nah’n Möller, ne.“ (Lichtenhagen); „denn mösstn wie nah’n Buuern henn“ (Retschow). „nah“ kann dabei auch vor anderen Begriffen stehen, die in der Standardsprache ein „zu“ verlangen, d. h., es übernimmt also dessen Funktion: „denn bring ick em nah Lääger, nah Reinigung“ (Bansow); „Na, denn güng’t mit Musik nah’n Dreisch.“ (Boldela); „Komm eins nah Gráboo [= Grabow] nah’n Friesör“ (Prislich); „un denn ünn nah’n Hoff henn“ (Woez); „Bloß af un too nochmáol ees nah Döschn“ (Weisdin); „neher bün nah Schaul west“ (Züsow). Es erscheint auch vor Pronomen: „Denn gâh’ck dor henn nah em“ (Pritzler); „Dor keem oewer dee lütt Kórling middn Hand vull Wiedn nah ehr ranner“ (Retschow). Diese Verwendungsweisen finden sich auch in der norddeutschen Umgangssprache,²⁸⁴⁹ darüber hinaus in der hochdeutschen Schriftsprache norddeutscher Autoren, so schreibt Fontane z. B. in seinem Gedicht „Würd es mir fehlen, würd ich’s vermissen“: „Kleine Mädchen gingen nach der Schule“,²⁸⁵⁰ Storm nutzt „nach“ im „Schimmelreiter“ mehrfach anstelle von „zu“.²⁸⁵¹ Manchmal ist aber – unter Anlehnung an die Hochsprache – „to“ zu hören: „gâh doch ruhig eins to Hermann Möller henn“ (Jördenstorf). In den FT zeigt sich diese Beeinflussung auch, so übersetzen einige Probanden ‚zum Fleischer‘ mit „to’n Slachter“ (bzw. ‚Schlachter‘ oder einem anderen Wort), z. B. eine Frau aus Bennin, die in ihrer FE aber „dee müßt doch nah’n Holtkraug“ sagt. „nah“ ist im Mecklenburgischen und anderen niederdeutschen Dialekten also vielfältiger als im Standarddeutschen einsetzbar,²⁸⁵² so sagt ein Benniner: „dee keik dor rinn nah’n Speigl“. In der Hochsprache wäre hier „in“ üblich (‚der schaute dort in den Spiegel‘).

Als Ausnahme von der hochsprachlichen Regel führt der Duden „nach Hause“ an, „um es so als Richtungsangabe von *zu Hause*, das die Ruhelage (= im Hause) bezeichnet, zu unterscheiden.“²⁸⁵³ Diese Fügung ist auch mehrfach auf den Aufnahmen zu hören: „un gâhn gliek nah Huus“ (Bristow); „bün nah Huus gâhn“ (Niendorf); „un wie wull denn annern Dagg sowieso wedrer nah Huus“ (Triepkendorf). Daneben kommt aber auch „to Huus“ vor, um die Bewegungsrichtung anzugeben: „Un wenn wie denn vieruntwinnigstn Oktober wedrer to Huus komm deedn“ (Boldela); „as dee gneedig Fruu to Huus komm dee“ (Carolinenhof); „Un dee Mestliner, dee güng denn to Huus“ (Mestlin).²⁸⁵⁴ „tau“/„to“ konkurriert hierbei also mit „nah“, eine strenge

²⁸⁴⁷ Duden, Bd. 9, S. 384.

²⁸⁴⁸ Helbig/Buscha, S. 379.

²⁸⁴⁹ Der Duden, Bd. 9, S. 384, hebt dabei hervor, dass dieser Gebrauch standardsprachlich nicht korrekt sei: „In diesem Sinne muss es auf Hinweisschildern u. dgl. auch *Zum* (nicht: *Nach dem*) *Bahnhof*, *Aussichtsturm* heißen.“

²⁸⁵⁰ Fontane, Theodor: Gedichte. Gedichte (Sammlung 1898). Aus den Sammlungen ausgeschiedene Gedichte. Herausgegeben von Joachim Krueger und Anita Golz, in: Fontane, Theodor: Große Brandenburger Ausgabe. Herausgegeben von Gotthard Erler, 2. Aufl., Berlin 1995, S. 27.

²⁸⁵¹ Es seien nur ein paar Beispiele angeführt: „und er ging nach seiner Schatulle“ (S. 22); „der an des Deichgrafen Werfte nach der Geest hinaufbog“ (S. 45); „der durch die Fennen nach der Geest hinaufführte“ (S. 46) usw. Alle Seitenzahlen beziehen sich auf folgende Ausgabe: Storm, Theodor: Der Schimmelreiter. Novelle. Anmerkungen von Hans Wagener, Stuttgart 1998.

²⁸⁵² Lindow u. a., S. 224, unterscheiden zwischen Substantiven mit und ohne Begleiter (z. B. Possessivpronomina) „Ortsnamen im weitesten Sinne“ und Personennamen. Bernhard, S. 11, betont die Verwendung vor Personen: „Bei Personen sagen wir nie *to*, was in anderen niederdeutschen Mundarten der Fall sein soll.“

²⁸⁵³ Duden, Bd. 9, S. 384.

Unterscheidung wie im Standarddeutschen gibt es nicht.²⁸⁵⁵ Die älteste Probandin aus Demen sagt beispielsweise: „Kumm, wie gån nah Huus!“ und „un ååms in Düüstrn [= Düstern] kãm s' wedrer to Huus“.²⁸⁵⁶ Die Richtung kann auch „bi“ ‚bei‘, z. B. in Verbindung mit „kamen“ ‚kommen‘, angeben, so sagt dieselbe Probandin: „dee kööm ümmer bie dee Nähwers“, was in der Hochsprache mit „zu den Nachbarn“ ausgedrückt wird.²⁸⁵⁷ „Bei“ steht auf die Frage: wohin? mit dem Accus. oft bei Luther, jetzt noch in der Volkssprache. Vgl. Sett den Pott bi't Für, dé Pott stét bi'n Für.“²⁸⁵⁸

Auch die Verwendung von „up“ korrespondiert nicht immer mit der von ‚auf‘ im Standarddeutschen: „dee hett hier ff, von achteihn Johr up an deckt“ ‚seit achtzehn Jahren‘ (Hoben); „Un süß wier je Dörpjungd je ook so tosãm, so umm [= up den] Ååmt un so, ne.“ ‚am Abend‘ (Retschow); „Un so bün ick ubbe Besåmungstechniger“ ‚bei den Besåmungstechnikern‘ (Lichtenhagen); „hemm ook up Priese schoddn“ ‚um Preise‘; „wenn ick nu up miene Kindheit noch denkn kann“ ‚an meine Kindheit‘ (Sanitz); „Von Generation up Generation, ne“ ‚von Generation zu Generation‘ (Schlagsdorf), vgl. auch folgende Redewendung „Wenn einer nich orrig ubbe Luft is“ ‚nicht richtig atmen kann, Atembeschwerden hat‘ (Hinrichshagen).²⁸⁵⁹

Bernhard führt weitere Abweichungen gegenüber dem Standarddeutschen auf, die auch auf den Aufnahmen zu hören sind, z. B. dass „gegen“ und „æber“ jeweils die Bedeutung von ‚gegenüber‘ annehmen können²⁸⁶⁰: „Oewer dat geht nich, weil dee Schweriner See, dee liggt ja woll to hoch gegn den Pinnower“ (Pinnow); „un ick stünn dor'n Enn gegn em“ (Röbel) bzw. „Nee, dee hett graaoewer wåhnt.“ (Demen, Aufnahme einer Feier).²⁸⁶¹ Allerdings kommen einige seiner niederdeutschen Beispiele auch durchaus im Standarddeutschen vor: „an'e eer auf der (die) Erde“,²⁸⁶² „he trock mit'e schullern er zuckte die Achseln“.²⁸⁶³ In beiden Fällen wären auch die Übersetzungen „an der Erde“²⁸⁶⁴ und „er zuckte mit den Schultern“ möglich.

Als Kasus treten hauptsächlich Nominativ und Akkusativ auf, der Dativ ist fast nicht mehr nachweisbar: „dee wie hier im Lann in Gang keem“ (Bansow); „denn müßte

²⁸⁵⁴ Wossidlo, Präpositionen, S. 50 nennt weitere Beispiele mit „to“: „wennihr geht de omnibus to Rostock?“, „dor lep he all wedder to stadt in.“

²⁸⁵⁵ Auch in der hochdeutschen Umgangssprache nutzen Niederdeutschsprecher die entsprechende Konstruktion, z. B. eine sechzigjährige Frau aus Groß Stove auf einer Aufnahme von 1969: „Er kommt manchmal gar nich zu Hause.“ (Dahl, Interferenz, S. 384). Sie kommt teilweise heute noch vor, z. B. bei Sprecher drei aus Demen.

²⁸⁵⁶ Als Beispiele für ältere Nachweise für „to“ seien Schlue (1606): „Also ick nu wedder tho huß quam“ (Schlue, S. 71) und eine Bauernkomödie Laurembergs angeführt: „Kundestu nich ene Flasche vull mit di tho Huse bringen“ (Jellinghaus, Possen, S. 94).

²⁸⁵⁷ Auf den alten Aufnahmen gibt es ebenfalls Nachweise für diese Konstruktion: „dor kümmt dee Postagent Lock kümmt bie mie“ (Marnitz); „Un wenn nu eine kümmt bie uns Pasternlüüët“ (Jördensdorf).

²⁸⁵⁸ Wigger, Grammatik, S. 109.

²⁸⁵⁹ Siehe des Weiteren Wossidlo, Reise, S. 17: „So 'ne Fohrt wier früher up Wismar.“ und die Aufstellung bei Wossidlo, Präpositionen, S. 52 f.

²⁸⁶⁰ Bernhardt, S. 10 bzw. 11.

²⁸⁶¹ „gegen“ für „gegenüber“ ist auch in einem auf Missingsch verfassten Brief zu lesen: „so ward ick recht stuhr gegen ihn, klagte u'ber Kopfwehtage und Zahnwehtage, worauf er queedlich ward, und sich empfahl“ (Anonym, meckl. Hd. 2, Sp. 154).

²⁸⁶² Bernhardt, S. 10.

²⁸⁶³ Ebenda, S. 11.

²⁸⁶⁴ Der Duden, Bd. 9, S. 52, kennt diese Konstruktion für die Hochsprache: „Mittelhochdeutsches und frühneuhochdeutsches *an* hat sich in dieser Verwendung in bestimmten Fügungen erhalten: *an der Erde, am Boden, am Lager*.“ Goethe verwendet sie beispielsweise in den „Wahlverwandtschaften“ mehrfach: „Sie findet Ottilien an der Erde“, „Ottilie liegt noch an der Erde“ (beide Zitate: Goethe, Werke VI, S. 458).

hee woll am miehtrstn betähl“ (Jördenstorf); „Dee Buuer mütt ääbm ook gebuurn sinn toom [= to dem] Buuern“ (Peetsch). In all diesen Fällen ist jedoch anzunehmen, dass die Sprecher von der Standardsprache beeinflusst worden sind, weil sie teilweise den jüngeren Generationen angehören. Deshalb handelt es sich wahrscheinlich nicht um „alte“ Dativformen.²⁸⁶⁵ Seine Aufgaben übernimmt der Akkusativ: „to denn Buern“ (Badendiek); „wie dei Insassn von't Heim ook“ (Dobbertin); „bie't Uutknääd“ (Glaisin); „Un so hemm se sich bie denn Kierl ängst.“ (Jördenstorf); „wie sünd denn Preister mal inne Iebern [=Irdbeeren] west“ (Kieve). Dementsprechend drückt dieser Kasus bei den Präpositionen „an“, „up“, „achter“/„hinner“ usw. Lage als auch Richtung²⁸⁶⁶ aus: „Dee toletzt in't Huus wier.“ ,im Haus war' (Marnitz) – „käum in't Huus rinne“ ,kamen ins (bzw. in das) Haus' (Zweedorf); „Ja, dei wier in, ünner'n Hierd“ ,war unter dem Herd' (Züsow) – „denn mösst dee König sick sien Königin

²⁸⁶⁵ Bei Reuter ist der Dativ noch in einigen Wendungen vorhanden: „Kunst, de dummsten Streich slagen männigmal taum Gauden ut“ (Dörchläuchting, in: Reuter, Werke V, S. 247); „wi kriegen am En'n hüt doch noch en Gewitter“ (ebenda, S. 236); „de am meisten in Upruhr geröd“ (Ut mine Stromtid, in: Reuter, Werke III, S. 144). Brinckman verwendet im „Kasper-Ohm un ick“ ebenfalls Dativ: „de Barnstörpsch schenkt di am Enn wedder 'n Papphahn to Markt“ (Brinckman, Werke I, S. 164). Er schwankt jedoch: „man sonn Barribal von Jungmann, de achter mi stünn, säd dunn to 'n annern Hannmaat“ (ebenda, S. 107). Manchmal nutzt er „tüm“: „tüm Pingsten“ (ebenda, S. 108). Albert Reinhold verwendet „tum“: „tum Angriff bläsen“ (Reinhold, A., S. 5), „tum Wieken“ ,zum Weichen (Nachgeben)' (ebenda, S. 6), „Ik mäk en tum Afkät'n!“ (ebenda, S. 10). Bei ihm kommt der Dativ auch noch häufiger vor: „up dem Pindus“ (ebenda, S. 4), „Up dissem Bahrg“ (ebenda, S. 5), „Mit ehnem Tuhn u'mrickt“ (ebenda, S. 7), „up dem Lann'n (ebenda, S. 8), „In dissem Jähr“ (ebenda, S. 9), „von dem Sä^hn“ ,von dem Sohn' (ebenda), „Wat uht dem Jung sall wad'n?“ (ebenda, S. 10), „Mitunner will ehn Dummerjân / Dem Paster mäl wat weht'n“ (ebenda, S. 21) usw. Er unterscheidet dabei auch zwischen „en“, „ihn“ und „em“, „ihm“: „Se wüßt en du^chtig do^rchtostrips'n (ebenda, S. 11)“ – „mit em“ (ebenda). Dass Reinhold aber den damaligen Gebrauch wiedergibt, ist unwahrscheinlich, denn Lessen nutzt bereits Akkusativformen: „bi miinen Bort“ (Lessen, Hellenia, S. 116, Str. 300), „As wenn hei all in'n Himmel wiir“ (ebenda, S. 70, Str. 117). Der Dativ hat sich noch bei „Dei Landschaft was tum mahlen“ (Lessen, Hellenia, S. 164, Str. 493) gehalten. Dahl, Hellenia, S. 118, sieht im <u> eine „Lautabschwächung von unbetonten Vokalen“. Sie stellt ebenfalls die Verdrängung des Dativs bei Lessen fest, führt aber auch noch eine Reihe von Belegen für diesen Kasus auf (ebenda, S. 119) und stellt fest: „Lessen verallgemeinert also weniger als das heutige Niederdeutsch den Akkusativ. Eine Durchsicht der Gedichte des Diederich Georg Babst zeigt, daß Lessen und Babst hierin etwa auf der gleichen Stufe der Sprachentwicklung stehen.“ (ebenda, S. 120). Brückner, der wie Reinhold ebenfalls aus Mecklenburg-Strelitz stammt, nutzt vorwiegend Akkusativformen: „ut dat Kärkenboock“, „mit dien'n Vara“ (beide Kahl, S. 116). Dieser Wandel ist bereits in den Hochzeitgedichten nachvollziehbar: „Biet Friegend“, „Na'n Krohg“ (beide Hg. 36, 2^a), „uht enen Pott“ (ebenda, 2^b). Hg. 35, 2 (nach 1759) hat außerdem neben „ub dat Uhr“ ,auf das Ohr' „mit mienen Mund“ ,mit meinem Mund'. Das Hochzeitsgedicht von 1759 weist noch Dativformen auf: „van Sienem Vetter“ (Hg. 34, 1) „im Arm“, „vam Brägam“ ,vom Bräutigam' (beide Hg. 34, 2^a), allerdings konkurrieren sie bereits mit „nan sötten Freier“, „naht Kloster“, „ant Freien“, „se speel mit em int Gras“ (alle Hg. 34, 2^a) usw. Das Hg. 33 (1746) wechselt ebenfalls: „mit Synem Ehestand“, „wünscht dem Printzen Glück“ (beide Hg. 33, 1), gegenüber „in unsen Lande“, „Se sitten in dat Holt“, „na unsen Naber Multen“ : „na den Schulden“ (alle Hg. 33, 2) usw. Dagegen ist in einem von 1742 „nam Kroge“ zu lesen, aber auch „krank vant Kniepen“ (beide Hg. 32, 2). Solche Schwankungen kommen aber bereits in einem Gedicht von 1676 vor: „uht minem Kahten“, „bim **Lecker-volck**“ (Hg. 2, 2), daneben heißt es aber auch „Mit eenen jungen Keerl“ (Hg. 2, 3). Diese Unsicherheit äußert sich auch in der hd. Schriftsprache, Dahl, Niederdeutsches, S. 79, verzeichnet für den Zeitraum 1752 – 1771 u. a. „*bey die Jäger, Pl.; wegen das . . . Wohnhaus; mit feines Salz; mit sein neues Schiff; daß du . . . ihr heimlich . . . verlassen*“ usw. Hofer, Lautverhältnisse, S. 394, gibt 1851 für Vorpommern an, „m“ sei „im Auslaut des Dativs [...] zu n geworden, ausser etwa in em ihm.“ Auf den Aufnahmen herrscht weitestgehend Akkusativ vor: „ein nu tau'n Wiehnachtn“ (Bennin), „denn hedder je an meistn Rauh hatt“ (Klockenhagen). Teilweise tritt hier Dativ auf, jedoch verwenden diesen besonders jüngere Personen, z. B. Sprecher vier aus Züsow, der der jüngsten Generation angehört: „am miehtrsten“. Hier scheint eine Verbindung zum alten Dativ ausgeschlossen.

²⁸⁶⁶ Für die Standardsprache vgl. hierzu Duden, Bd. 4, S. 367 – 369; Helbig/Buscha, S. 358 f.; Sommerfeldt/Starke, S. 145.

ünner'n Aam nemm“ ‚unter den Arm nehmen‘ (Boldela); ‚wenn dee Rieders up dat Piert hing“ ‚auf dem Pferd hängen‘ (Wustrow) – ‚sett hee sick up dat Huusdach“ ‚setzt er sich auf das Hausdach‘ (Penzin) usw. Die Kürzung „ubbm“ verweist nicht auf den Dativ, sondern ist eine Ausspracheerleichterung.²⁸⁶⁷ „dee Lüü ubbm Lann“ ‚die Leute auf dem Lande‘ (Cammin) – ‚drückt man ubbm Knoop“ ‚drückt man auf den Knopf‘ (Granzin). Sie liegt wohl auch bei Neutra vor, bei denen nach der Präposition „dat“ (bzw. „t“) folgen müsste: „ubbm Piert hängn“ (Wustrow). Bei ‚Herz‘ zeigt sich jedoch noch eine Flexionsendung: „ick heff wat ubbm Haadn“ (Selmsdorf).²⁸⁶⁸ Um zu verdeutlichen, welche der beiden Bedeutungen gemeint ist, verwenden die Probanden manchmal eine zusätzliche Präposition, wie das Beispiel aus Zweedorf zeigt. Dabei verdoppeln sie diese einfach: „dat hüüerte hier aal an Kloster an“ (Dobbertin); „un dörch'n Flur dörch“ (Bristow); „dörch denn schön Wegg dörch“ (Groß Lantow); „Un nu müßt'n wie dor denn dörch'n Holt dörch, nich.“ (Jördenstorf), oder sie kombinieren sie mit einer, die eine ähnliche Bedeutung aufweist: „Suhr, dor krigg ick dor nich ruut uut denn Boom.“; (Hinrichshagen) „un donn wuller nich oewer'n Grääbm roewer“ (Hoben); „poor Bänke so rüm üm Disch“ (Glaisin); „un ick mücht seng as eenzigst Mägglburger mang dee Preußn dormang“ (Peetsch); „dat kümmt ubbm Disch rupp“ (Pritzier); „donn kööm ick ja ook nich mieh vää rinn inne Landwittschaft“ (Boldela); „Denn keemer denn rinn inne Stuuf“ (Kieve).²⁸⁶⁹ Solch eine Anhäufung findet sich aber auch bei adverbialen Bestimmungen: „un wie leegn dor mirrn twischn“ (Boldela). Teilweise konkurrieren Präpositionalgefüge mit bloßem Kasus: „donn sää ick to ehr“ – „Donn haa ick ehr seggt“ (beide Zitate: Sprecher zwei, Nossentiner Hütte).

Nur bei wenigen Wendungen ist der Dativ noch an der Länge des Stammvokals einiger Substantive zu erkennen, so lautet nicht nur der Plural von [dax] ‚Tag‘ [dɔ:x] ‚Tage‘ (z. B. „drei Dääg“ ‚drei Tage‘, Bristow), sondern diese Aussprache ist auch bei „an Dääg“ ‚am Tage‘ von vielen Probanden zu hören, wobei aber auch „an Dagg“ vorkommt.²⁸⁷⁰ Der Ausfall des /e/ hat Längung verursacht, wie die Varianten [daxsœ:və] und [dɔ:xsœ:və] ‚tagsüber‘ zeigen, wobei Letzteres häufiger belegt ist.²⁸⁷¹ Auch bei ‚Hof‘ zeigt sie sich, so lautet der Nominativ [hɔf], Sprecher zwei aus Warlin sagt aber auf den Zusatzaufnahmen: „dat ick söss Johr to Hääf gähn heff müß“. Allerdings ist der Langvokal nur noch in Verbindung mit dieser Wendung zu hören, denn er sagt auch: „lööbm see ubbm gaan [= ganzen] Hoff rüm“ bzw. „dor

²⁸⁶⁷ Vgl. Kap. 2.4.2.

²⁸⁶⁸ Siehe Kap. 3, wo genauer auf die Kasus eingegangen wird.

²⁸⁶⁹ Vgl. Herrmann-Winter, Auswirkungen, S. 176: „In der Mundart gibt es nach wie vor die Wiederaufnahme der ortsbestimmenden Präposition nach dem Substantiv, wie überhaupt die Häufung von Ortsbestimmungen: *hei sitt up den Trecker up*.“ Diese Kombinationen finden sich auch in der Mundartliteratur, z. B. bei Reuter: „Hei gung rin in de Lauw.“ (Ut mine Stromtid, in: Reuter, Werke III, S. 113); „dat is en Glück von Gott, dat wi rut ut de Mœhl sünd“ (Ut de Franzosentid, in: Reuter, Werke II, S. 53); „æwer jo nich ræwer æwer de Grenz“ (Dörchläuchting, in: Reuter, Werke V, S. 16); „as müßte hei mit beide Beinen dörch den Damm hendörch“ (Ut mine Stromtid, in: Reuter, Werke III, S. 153). Auch andere Autoren nutzen sie, z. B. Brinckman („So güng dat dörch dat Mönkweder Holt hendörch.“ Kasper-Ohm un ick, in: Brinckman, Werke I, S. 190), Stillfried („un mit Gewalt binah schöw hei ehr vörwarts un 'rin in de Kapell“, Stillfried, Ut Sloß un Kathen, S. 156), Madauss („æwer mal ens möt dei Minsch rut ut sien antreckt Fell“, Madauss, S. 202 bzw. „un wi möten grad roewer oewer den 'Bahn-Oewergang“, ebenda, S. 25) usw., vgl. auch den bereits vormals angeführten Satz aus dem Ludwigscluster Amtsblatt: „He rin in de Schonung.“ (Wedemeyer, S. 11).

²⁸⁷⁰ Nachweise für „an Dagg“ gibt es u. a. aus Bansow (Sprecher zwei und drei), Boldela (Sprecher eins), Brudersdorf (Sprecher eins und zwei), Cammin (Sprecher zwei), Carolinenhof (Sprecher zwei und vier) usw.

²⁸⁷¹ „daggsoewer“ findet sich in Bristow, Broock, Dobbertin, Kieve, Marnitz, Penzin, Schönbeck, Spornitz, Triepkendorf, Weisdin und Züsow. „däägsoewer“ ist in 35 Orten zu hören.

kööm nich sovääł Meß henn von Hoff²⁸⁷², obwohl hier Dative vorliegen.²⁸⁷² Daneben tritt der lange Vokal noch im Kompositum [hɔ:fgeŋə] ‚Hofgänger‘ auf, das in Carolinenhof, Retschow und Warlin zu hören ist. In Dobbertin schwankt Sprecher eins zwischen dieser Form und [hɔfge:ŋə], wobei Letzteres überwiegt. Auch bei ‚Weg‘ kann die alte Dativform noch anhand der Wendung ‚zu Wege‘ erschlossen werden, so sagt ein Mann aus Dobbertin: „denn isser noch ümmer am bestn to Wääg“ (lautlich [vɛ:ç]).²⁸⁷³ In anderen Formulierungen herrscht jedoch wie im Nominativ Singular kurzes /ɛ/ vor: „Un ein leeget Wäädrer haadn wie up denn Trüggwegg.“ (FT desselben Mannes). Ein Proband aus Badendiek verwendet noch die gelängte Form, wobei der (gekürzte) Artikel aber schon /n/ aufweist: „Führ mie uudn Wääg!“ In anderen Kasus ist der Vokal aber auch bei ihm kurz: „Nu is da aber man ’n einspurign Wegg“.

Der Dativ zeigt sich auch noch bei der Aussprache [lan]: „hier so vör uns ubbm Lann“ (Bennin); „Umm Lann wier kein Bägger.“ (Lichtenhagen); „hemm dee Maschien ook hier ubbm Lann erst Intogg holl“ (Schönbeck). Die übrigen Singularformen lauten hingegen [lant]: „åber nächstn Dagg föhrn dee mit oewer Land“ (Hoben); „donn hemm wie ehr Land un Veih afgääbm“ (Lancken); „denn sien Land grenzt dor rann“ (Lüblow); „oewer schwärmt vör’t Land“ (Klein Trebbow). Texte aus dem 18. Jh. weisen noch <e> als Flexionsendung auf: In einem Bauerngespräch heißt es „im Lanne“, neben „im ganzen Land“;²⁸⁷⁴ Hg. 33, 2, das etwas jünger ist, enthält „in unsen Lande“. Der Vokal ist später jedoch ausgefallen, <d> zuvor durch Assimilation in <n> aufgegangen. Die hier beigebrachten Nachweise stehen dieser Chronologie scheinbar entgegen, doch muss damit gerechnet werden, dass sich die Schreiber z. T. nicht nur an der Lautung, sondern auch an Schreibtraditionen oder der hochdeutschen Schriftsprache orientiert haben.²⁸⁷⁵ Wäre zuerst Apokopierung eingetreten, würde das aber die Frage auf, warum dann nicht auch die anderen Singularformen heute [lan] ausgesprochen werden. Auch bei ‚Feld‘ ist solch ein Unterschied hörbar.²⁸⁷⁶ ‚Herz‘ hat noch eine Flexionsendung bewahrt: „ick heff wat ubbm Haadn“ (Selmsdorf), im außermecklenburgischen Sumte sagt Sprecher eins: „wein doch aal Lüü von Haatn vergnäugt“.

In Niendorf findet sich noch [slɔ:t], das ursprünglich eine flektierte Form von „Slott“ ‚Schloß‘ gewesen ist, jetzt aber eine spezielle Bedeutung angenommen hat: „Tweidusndfiefhunnert Minschn wiern dor ubbm Slååt, dor’s doch Platz naug. Slååt, dat åh, sünd dee Wälle dor hinn.“ Offensichtlich leitet es sich von Wendungen wie „ubbm Slååt“ (ursprünglich:) ‚auf dem Schloss(e)‘ her (mnd. slate bzw. slote)²⁸⁷⁷

²⁸⁷² Das wird beim besagten Sprecher zwei aus Warlin deutlich: „Un mien Schwester müßt to Hååf gån“; „ick fief Johr to Hååf gån müßt“; „ick heff ja hier fief Johr to Hååf gån hatt“

²⁸⁷³ Nachweise gibt es auch aus Boldela („Ach, nu isser gaut to Wääg“) und Pritzier („ick bün bäadrer to Wääg mit dei“).

²⁸⁷⁴ Kohfeldt, Bauerngespräche, S. 163 bzw. S. 162.

²⁸⁷⁵ Bei Babst findet sich „Lande“ noch im Titel: „van unsern ollen Recruten an sine Greth up den Lande“ (Babst, Naschrapels, Titelblatt).

²⁸⁷⁶ „denn müßter morgns ers mit nån’n Fell“ (Dobbertin); „ubbm Fell wierd ja’t bäadrer“ (Retschow); „von morgns bett åomts up Fell“ (Triepekendorf), im Westen ist teilweise Langvokal zu hören (also [fe:l] neben [fel]): „Un wenn mie Öölern [= Öllern] to Feel gån deedn“ (Boldela). Daneben kommt auch [fil] vor (z. B. in Carolinenhof). Zu diesen unterschiedlichen Lauterscheinungen siehe Kap. 2.4.1. Der Singular lautet ansonsten [felt]. Allerdings ist diese Aussprache auch schon bei den oben genannten Verbindungen zu hören.

²⁸⁷⁷ Vgl. dazu auch „up dem slate“, „vo’r einem Fo’rstliken Slate“ im MWB, VI, Sp. 374, sowie „tho Gustrow vp deme slate“ in: Wigger, F[riedrich]: Stammtafeln des Großherzoglichen Hauses von Meklenburg, in: MJB 50 (1885), S. 279; weitere Belege in Schiller/Lübben, IV (1878), S. 249.

und hat später eine neue Bedeutung erhalten, wobei es als eigenständiges Wort aufgefasst wird, denn dieselbe Sprecherin sagt auch: „Donn hemm wie all miehr von Schloß mitschrääbm.“ Das MWB erfasst darüber hinaus noch „**Slatkauh**, Pl. *-käuh* f. Kühe, die auf den Schloßwällen in Kirchdorf auf Poel geweidet wurden“.²⁸⁷⁸

Der Genitiv wird in seiner Funktion als Attribut häufig mit einem Akkusativ umschrieben:²⁸⁷⁹ „dee Buuern ehr Kinner“ ‚die Kinder der Bauern‘ (Penzin); „to mien Vadrer sien Tiet“ ‚zur Zeit meines Vaters‘ (Schönbeck); „mien Fruu ehr Großvadrer“ ‚der Großvater meiner Frau‘ (Welzin). Die Konstruktion tritt auch auf, wo im Standarddeutschen oftmals ein einfaches Possessiv- bzw. Demonstrativpronomen steht: „Denn sien, sien Instrument is keputt gähn“ ‚sein (dessen) Instrument‘ (Sanitz). In der hochdeutschen Umgangssprache ist solch eine Umschreibung ebenfalls zu finden, dort wird dafür der Dativ genutzt. Der Sohn von Sprecher zwei aus Demen meint beispielsweise: „Wo Oma Gerdchn ihr Haus war.“

Daneben kann „von“ diese Funktion übernehmen: „wier noch ’n oll Gesell von mien Vadrer“ (Badendiek); „dat Kinner von dee Forstaabeiders studiern künn“ (Lüblow); „Un man kann ook aal an dee Färbung von dee Reh sehn“ (Möllin). „von“ beschreibt auch partitive Verhältnisse: „wat dee jüngst von mien Bräudrer is“ ‚der jüngste meiner Brüder‘ (Carolinenhof). Nach Präpositionen steht der Akkusativ: „allein wäägn dat Kaugnbaggn“ (Broock); „ook wäägn dat Quattier [= Quartier]“ (Triepkendorf); „wäägn denn Konnjack [= Cognac]“ (Welzin). Lediglich in einigen Verbindungen ist noch der Genitiv vorhanden: „Von Rechts wäägn (Groß Lantow)“.

²⁸⁸⁰ Gelegentlich tritt er noch als Attribut auf, wobei er vor dem Bezugswort steht: „uns Vadrers Huus“ (Boldela); „wat mien Großmudrer von mien Vadrers Mudrer west is“ (Demen). In Temporalangaben ist er ebenfalls noch zu hören, vor allem bei ‚Tag‘: „dunn kloppt dee Oll mie denn doch eines Däägs ubbe Schullern“ (Marnitz); „wenn se mie hüüdign Däägs noch vörbiegähn deedn“ (Pritzier); „un ein gaudn Däägs, dor wier mien Unkl bie’t Holthaugn“ (Zahrensdorf). Saltveit kommt zu dem Schluss, „daß der Genitiv im Nd. wohl nicht sehr geläufig ist, daß aber Typen vorkommen, die im Vergleich zur Hochsprache altertümlich und ursprünglich sind“.²⁸⁸¹ Dazu gehört auch der (ansonsten nicht mehr nachweisbare) Genitivus partitivus in der Formulierung eines Lüttowers: „dat is so’n Piep Tebacks [= Toback] Wäägs, is dat“.

In substantivierten Adjektiven, z. B. „wat Slimmes“ sieht Saltveit ebenfalls einen partitiven Genitiv, da er „im Gegensatz zum entsprechenden hd. wegen des ausgebliebenen Zusammenfalls zwischen *s* und *z* (nd. *t*) distinktiv ist und nicht als Neutrumflexiv gedeutet werden kann“.²⁸⁸² Allerdings scheint diese Behauptung zumindest für das Mecklenburgische nicht zuzutreffen, denn hier gibt es zwischen beiden Formen gar keinen Unterschied, so heißt es neben den flexionslosen Formen im FT u. a. „slechtes Wäädrer“ (u. a. Pinnow), „leeges Wäädrer“ (u. a. Letschow). Deshalb ist auch nicht zu ersehen, dass in Saltveits Beispiel ein Genitiv vorliegen

²⁸⁷⁸ MWB, VI, Sp. 339.

²⁸⁷⁹ Saltveit macht darauf aufmerksam, dass diese Ausdrucksform schon recht alt sei und daher nicht „als bloße Umschreibung des Genitivs bezeichnet werden“ kann (Saltveit, S. 318), sondern „man es mit einem allmählichen quantitativen Zurücktreten der Flexionsformen zugunsten analytischer Ausdrucksweise zu tun“ (ebenda) habe. Dennoch scheint der Ausdruck „Umschreibung“ gerechtfertigt, wenn er der in der Hochsprache üblichen Konstruktion gegenübergestellt wird, denn dort dominiert der Genitiv.

²⁸⁸⁰ Vgl. Bernhard, S. 6. Mittelniederdeutsch ist sie u. a. belegt bei Lisch, [Georg Christian Friedrich]: Vermischte Urkunden, in: MJb 16 (1851), S. 223, Nr. IX: „wo se my don von rechtes wegen vör büten eder bôten scholen“ (um 1358).

²⁸⁸¹ Saltveit, S. 316.

²⁸⁸² Ebenda.

muss, denn /t/ kommt im Mecklenburgischen als Adjektivendung nur vereinzelt vor:²⁸⁸³ Ein Sanitzer sagt beispielsweise „Un to'n annern man bruukte jedes Johr niees Säätgut köbbm“, was mhd. <z> entspräche, während ein Mann aus Röbel das Substantiv verwendet: „nämlich wat Niejes un dee Wohrheit“, wo im Mhd. <s> stand,²⁸⁸⁴ d. h., die Verhältnisse sind hier wie im Hochdeutschen. Zwar könnte in Reuters „Ut mine Stromtid“ Genitiv gemeint sein, wenn er schreibt „du hest in de langen Johren vel Gaudes dörchset't“, schließlich heißt es dort auch „un de Fru Pastern sik des Dod's verwunnern wull“,²⁸⁸⁵ allerdings müsste dann auch in der Standardsprache von einem Genitiv ausgegangen werden, denn wie in dieser ist im Mecklenburgischen die Endung des Neutrumflexivs <s> und nicht <t>, wie an „Hanne Nüte un de lütte Pudel“ zu ersehen ist: „Sei öwer heww'n mi Gaudes dahn“,²⁸⁸⁶ wo eher von einem Akkusativ auszugehen ist. Die in Rostock erscheinende hochdeutsche Stadtzeitung „An'n Swanendiek“ führt den Untertitel: „Olles un Nieges ut Reutershagen, Hansaviertel, Stadtwied un de Gordenstadt“.²⁸⁸⁷ Auch hier handelt es sich nicht um eine Genitivkonstruktion. Daher liegt bei Ausdrücken wie „wat Nies“ (Triepkendorf) heute wahrscheinlich dieselbe Konstruktion vor wie in der Standardsprache. Bei Reuter scheint zumindest in dieser Passage aus „Dörchläuchting“ das Hochdeutsche mitgewirkt zu haben: „So wat Schönes, Grotos un Erhabenes hadden de dunnmaligen Nigen-Brambörger noch nich utfünnig makt“.²⁸⁸⁸ Auf den Aufnahmen verbinden die Probanden die Substantivierungen häufig mit „wat“, „nix“, so dass hier kaum ermittelt werden kann, um welchen Kasus es sich handeln könnte, jedoch stimmen diese Formen mit den standardsprachlichen überein, so dass sich die Frage stellt, ob hier wirklich differenziert werden sollte. Einen Hinweis auf eine Genitivkonstruktion böte lediglich „wat anners“: „nu müßt ick ook nääbmbie ook noch wat anners mitmoggn“ (Bennin), denn hier fehlt das /s/ beim Adjektiv: „lott dor måol 'n anner Glass inmoggn“ (Pritzier). Allerdings wird die Flexionsendung auch in anderen Kasus und Genera fortgelassen, so dass hier nur von einem erstarrten Genitiv ausgegangen werden kann: „un intwischn mockder denn dat anner Holt fahdrig“ (Bristow), „von ein Dörp to'n anner“ (Carolinenhof) Manchmal hängen die Probanden jedoch ein /n/ an, d. h., sie sind nicht so konsequent wie bei /s/: „dee annern“, die anderen (Nom. Pl.) (FT, u. a. Selmsdorf), „von ein Boom an annern anbröcht“ (Spornitz).

²⁸⁸³ Besonders bei jüngeren Sprechern ist manchmal /t/ zu hören, z. B. „wenn gaudet Wäädrer is“ (Hinrichshagen). „schlechtet“ kommt in Bansow, Lüblow, Demen, Niendorf, Pinnow, Röbel, Schlagsdorf, Schönbeck und Triepkendorf vor. Lediglich die Nachweise aus Niendorf und Triepkendorf stammen nicht von Probanden der jüngsten Generation. Dieses /t/ repräsentiert also keine ältere Form, sondern ist durch Unsicherheit entstanden, d. h., die Sprecher empfinden das /s/ wohl als hochdeutsch. Möglicherweise ist es z. T. auch auf südlicherem (märkischem, berlinerischem) Einfluss zurückzuführen. In der Kindergeschichte „Knöppi“ ist „nich blots een wildet [sic] sunnern ok een starket Pierd“ (Diedrich, S. 13) zu lesen, außerdem „Knöppis wildet Hart“ (ebenda, S. 17), aber auch „Knöppis rodes Hart“ (ebenda, S. 19). Rogge verwendet ebenfalls mehrfach <t>: „jedet Johr“ (Rogge, S. 25), „sünnern reinet Privatvergnügen“, „'n schönert Anwäsen“ (beide ebenda, S. 23). Etwas ältere Nachweise finden sich bei Seemann: „as 'n grotet Dier“ (Seemann, S. 4), „sin niget Nest“ (ebenda, S. 13).

²⁸⁸⁴ Es sei als Beispiel Walther von der Vogelweide angeführt: „dô si jæmerlich ir liebez kint sach tæten“ (S. 70, Nr. 12a, V = 37, 19) gegenüber „waz er uns allen liebes tuot“ (S. 32, Nr. 8, III = 17, 32), alle Angaben nach: Cormeau, Christoph (Hrsg.): Walther von der Vogelweide: Leich Lieder, Sangsprüche, 14. Aufl. Berlin, New York 1996 (Die erste Angabe nach der Seitenzahl bezieht sich auf die Zählung in der Cormeau-Ausgabe, gefolgt von der Strophenummer, die danach folgenden Notierungen verweisen auf die Ausgabe Lachmanns).

²⁸⁸⁵ Beide Zitate: Reuter, Werke IV, S. 250.

²⁸⁸⁶ Reuter, Werke VI, S. 137.

²⁸⁸⁷ Rostocker Freizeitzentrum e. V. (Hrsg.): An'n Swanendiek. Olles un Nieges ut Reutershagen, Hansaviertel, Stadtwied un de Gordenstadt. Nr. 5/2008, S. 1.

²⁸⁸⁸ Reuter, Werke V, S. 180.

Bereits Brückner umschreibt den Genitiv: „He wás't all bi dißen sien'n Vara“ ,bei dessen Vater'; „un nam de Utgewasch ehren Jung“ ,nahm den Sohn der Wirtschaftlerin'.²⁸⁸⁹ In den Hochzeitsgedichten herrscht dagegen noch der Genitiv vor: „van der Leefe Tunder“ (Hg. 34, 2^a), „de gröttste Först des Fredens“ (Hg. 33, 1), „up dißes Eddeln Paars / Gesundheit“ (Hg. 32, 4) usw. In einem Bauerngespräch von 1718 ist er noch mehrfach vorhanden: „des Junkers Huut“; „uut unses Preesters Mund“; „des Kaysers Hulpe“ usw.²⁸⁹⁰ In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts werden vermehrt Umschreibungen genutzt, während der Genitiv deutlich zurücktritt, wie folgende Ausführungen eines anonymen Verfassers im „Freimüthigen Abendblatt“ (1825) zeigen:

Der Genitivbegriff wird nach dem Gesetz der Sprache auf dreierlei Weise gegeben: a) durch Anhängung des s, wie im Engl., besonders bei nominib. propr. (diesen Genitiv ho'rt man besonders oft in Waren, Ro'bel und der Gegend), b) indem man hinter den Akkus. das pron. poss. sihn folgen la'ßt, c) durch eine Pra'pos. (von), wie im Engl. und Franz. (of, de).²⁸⁹¹

Der Rostocker Professor Flörke nennt für die zweite Möglichkeit auch einige Beispiele: „Jochens Hund heißt Jochen sihn Hund. Meines Vaters Haus – mihn Vatta^e sihn Huhs. Dessen Haus – den sihn Huhs ic. Deren – de ea^e.“²⁸⁹² Mussäus erfasst für den Genitiv ebenfalls nur noch die Umschreibung: „denn Mann sien –, dei Fruh ehr –, dat Kind sien“ usw.²⁸⁹³ Wigger stellt in seiner hochdeutschen Grammatik deshalb auch gegenüber: „Wessen (Wèn sin) Buch ist dies?“ bzw. „Wessen Bild ist dies? (Von wèn is dat én Bild?)“²⁸⁹⁴ Albert Reinhold ersetzt den Kasus mit den oben angegebenen Möglichkeiten: „De Kunst von dem Danzen“ (S. 15), „Den Oellern ehr Versehen“ (S. 38), nutzt ihn aber manchmal auch noch: „Solons Scha'tze“ (S. 18) „Kinner Israels“ (S. 33).²⁸⁹⁵ Ansonsten erscheint der Kasus noch in erstarrten Formen, Brückner verwendet „Z'nachts“,²⁸⁹⁶ Stillfried „sines Teikens“,²⁸⁹⁷ Brinckman nutzt ihn in einem Erzählbruchstück noch in „'n vittel Wegs“.²⁸⁹⁸ Bei Lessen ist der Genitiv auch nur noch in bestimmten Wendungen zu finden, z. B. „So het man s' Abens meure Feut“, wobei die ursprüngliche Konstruktion bei ihm bereits fest geworden zu sein scheint, so dass sie nicht mehr unbedingt als eigenständig empfunden wird, wie die Formulierung „Det s' Abens wü'r't mi suer“ (beide S. 42, Str. 4) zeigt. Bei der Formulierung „Don seeg'n wi eines Morgens denn“ (S. 99, Str. 232) ist unsicher, ob es sich um eine niederdeutsche Form handelt, denkbar wäre hier auch hochdeutscher Einfluss. Die Formulierung „Det Morrens“ (S. 42, Str. 4)²⁸⁹⁹ scheint hochdeutsch gedacht zu sein, denn offensichtlich hat er „des“ schon nicht mehr als mundartlich empfunden und dann verniederdeutscht.²⁹⁰⁰ Als Attribut kommt der Kasus aber noch sehr häufig vor, was wohl der Strophenform geschuldet ist: „Arkardiens bereuhmte Flur'n“ (S. 124, Str.

²⁸⁸⁹ Kahl, S. 116 (beide Zitate).

²⁸⁹⁰ Alle Nachweise: Rösler, Bauerngespräch, S. 628.

²⁸⁹¹ Anonym, Abendblatt 331, Sp. 344.

²⁸⁹² Flörke, Abendblatt 321, Sp. 149.

²⁸⁹³ Mussäus, Sprachlehre, S. 28.

²⁸⁹⁴ Beide Zitate: Wigger, Grammatik, S. 26.

²⁸⁹⁵ Alle Seitenzahlen nach: Reinhold, A. (s. Anm. 187).

²⁸⁹⁶ Kahl, S. 115.

²⁸⁹⁷ Stillfried, De unverhoffte Arwschaft, S. 27. Reuter verwendet ebenfalls noch den Genitiv in bestimmten Wendungen: „de vierte sines Namens“ (Dörchläuchting, in: Reuter, Werke V, S. 13), „nah sines Vaders Dod“ (ut mine Stromtid, in: Reuter, Werke III, S. 194), „De hett [...] narends sinesglikens“ (Läuschen un Rimels, in: Reuter, Werke I, S. 169).

²⁸⁹⁸ Römer, S. 33.

²⁸⁹⁹ Alle Seitenzahlen nach: Lessen, Hellenia (s. Anm. 839).

334), „Van Tripolizza’s nördlich Kant“ (ebenda, Str. 335), „Ick ging in Gottes Namen“ (S. 52, Str. 46); „van Frankfurt’s südlich Kant“ (S. 57, Str. 67); „Dat was uns’ Schippers Namen“ (S. 93, Str. 210).²⁹⁰¹

Die Verteilung von „as“ und „wie“ ist ebenfalls nicht so streng geregelt wie die von „als“ und „wie“ in der Hochsprache: „Während in der heutigen Standardsprache *als* die Ungleichheit, das Anderssein bezeichnet, kennzeichnet *wie* die Gleichheit.“²⁹⁰² Auf den Aufnahmen ist „as“ in beiden Fällen zu hören: „dunn ging vää fixer as nu“ (Granzin); „dee öller wiern as wie“ (Lüblow); „Dåmåls wier’t ja noch beddn schwerer as hüt in dee Forst to aabeidn“ (Schönbeck) bzw. „dee’s ääbm so groot as sei is“ (Boldela); „Donn wier dat noch nich so gefährlich as hüt.“ (Sanitz); „Denn Schnieëtmoehl hemm wie hier ja nich miehr sovää as früher“ (Triepkendorf). Daneben übernimmt auch hochdeutsches „wie“ diese Funktion, wiederum bei Gleichheit²⁹⁰³: „so olt wie ick bün“ (Eldena); „dee haa ’ne ganz Bauer [= Baud’], so groot wie dee Stuuf hier mit Blaumpött un so wieder“ (Marnitz), „ungefiehr so groot wie’n Fautball“ (Welzin); „dee lööpt ja nich so schnell wie’n Füüerwehrswågn“ (Zweedorf), aber auch bei Ungleichheit, wie es in Umgangssprache ebenfalls üblich ist²⁹⁰⁴: „groot Sääg ischa beddn schwerer wie dee le, wie sonne lütt, ne“ (Hinrichshagen); „’n bettn fedder un ’n bettn grödder wie hüt.“ (Mestlin); „weil dee Reifn lüdder is wie dat Ratt is.“ (Sanitz). Die beiden Vergleichspartikel können aber auch kombiniert werden: „Ja, dat klingt noch alles so’n beddn breider as wie hier in Lüddoo“ (Lüttow); „ick bin ook nich fiener as wie See“ (Nossentiner Hütte); „Bedüüdend leichter geegn, as wie geegn früher.“ (Pritzler).²⁹⁰⁵ Bei Vergleichen ist oftmals „as“ zu hören, wo in der Hochsprache „wie“ steht: „Dat dee schön egål wa un nich as’n Finger dick.“ (Lüblow); „stünn denn nu vör Gärtner Prießn as so’n begåtn Pudl“ (Marnitz); „dee hett as de Håås ümmer Rööbm gnatscht unnawäägns“ (Peetsch); „so dicht as moeglich“ (Triepkendorf). Es leitet dann auch entsprechende Nebensätze ein: „so as man dat von to Huus gewöhnt is“ (Broock); „solang as ick in School gahn heff“ (Peetsch); „so as uns vetellt weer“ (Weisdin). Es ist aber auch bereits „wie“ zu hören: „Oh, so wie’n Håås“ (Bristow); „dat is so wie so Alkehooll [= Alkohol] is dat woll“ (Lichtenhagen); „so wie so’n U is dat U-Iesn“ (Mestlin) bzw. „so wie man dat äbm hemm will“ (Alt Jabel); „so wie’t sich gehüürn dee“ (Granzin); „so wie Bohnstedt ierst all seggt hett“ (Nossentiner Hütte).

Verhältnisse zwischen zwei Teilsätzen können auch mit „desto“ ausgedrückt werden: „dee Dierns, dee kreign kein Prügl, aber desto miehr kreign dee Jungs.“ (Welzin); „wenn s’ ook beddn wiet von Huus wåhn dauhn, desto bäädrer is oder desto düller is dee Freu naher“ (Warnow). Für standarddeutsches „je – desto“ kann aber auch „wo – wo“ stehen: „un wo dull dee Rieder nu riedn deiht, also wo düller dat Pier löppt, wo miehr Schwung hedder, wo düller haugt ook, nich“ (Wustrow). Brinckman ver-

²⁹⁰⁰ Dahl, Hellenia, S. 121, vgl. auch den Beleg „’t Namiddags“ bei Piper, Middelkraug, S. 79, woneben sich auch „’s Morrns“ findet (ebenda, S. 8), sowie einen angeblich 1552 verfassten Eintrag eines Pfarrers in das Kirchenbuch von Lübow: „Vor dissen gaf dat ho^ltnes Geschirre, / Dorby was det Hartens gu^lidne Begierde, / Nu alles umbgekehret is, / De Gefa^te suⁿd Gold, / Un dat Harte is Hold.“ Zit. nach: St[udemund], Fr[iedrich]: Alte und neue Zeit, in: Freimu^tthiges Abendblatt, 1. Jg., Nr. 11, Schwerin 1818, Sp. 91. Gilow, Leitfaden, S. 112, kennt diese Form ebenfalls aus Vorpommern: „det, des“.

²⁹⁰¹ Alle Seitenzahlen nach: Lessen, Hellenia (s. Anm. 839).

²⁹⁰² Duden, Bd. 9, S. 46; vgl. Duden, Bd. 4, S. 304 f.; Helbig/Buscha, S. 277 f.

²⁹⁰³ Bereits Albert Reinhold nutzt das hochdeutsche Wort häufig: „He stund wie ehn beschniegter Hund“ (Reinhold, A., S. 14), „Dåbie wie im Dråwe se lohpen“ (ebenda, S. 15), „Ik holl mien nieges Testament, / Wie alle Christen mo^hten!“ (ebenda, S. 29) usw.

²⁹⁰⁴ Duden, Bd. 9, S. 46; Duden, Bd. 4, S. 305, Anm. 1.

²⁹⁰⁵ In der Standardsprache gilt diese Kombination als nicht (mehr) korrekt (Duden, Bd. 9, S. 46) bzw. als veraltet (Duden, Bd. 4, S. 304 u. 305).

wendet diese Konstruktion in „Uns Herrgott up Reisen“: „den gestrengen Herrn Burmeister wo ihre wo leiwer den Willen andaun wullen.“²⁹⁰⁶ Stillfried in „Ut Sloß un Kathen“: „un wo düller sick dat ünner einanner vertwählen ded – [...] – wo beter wir’t, wo düller wir de Herr Baron in sinen Fett“.²⁹⁰⁷ In Helmuth Schröders „Schulten Fiken“ (aus „Veer Vertellen“ [1907]) ist sie ebenfalls nachweisbar: „wo mehr Nietieden sei bröchten, wo vüller schenkt Schultenmoder de Gläs“.²⁹⁰⁸ Belege finden sich auch in volkskundlichen Sammlungen: In einem Rätsel über den Kohl heißt es aus Wittenburg: „wo köller de Wind weiht, / wo düller de Krickel de Krackel de Kruse sick reiht“.²⁹⁰⁹ Wossidlo notiert im dritten Band seiner „Volksüberlieferungen“ folgendes Sprichwort: „Wo düller man sik vör ’n düwel schug’t, wo ihrer haalt he eenen.“²⁹¹⁰ Madauss schreibt hingegen „wo – ’so“: „wo düller du em von Harten magst, ’so weniger kannst du dor denn noch bi daun“.²⁹¹¹ Mussäus erfasst eine Redensart, wo „je“ diese Aufgabe übernimmt: „Je dicker Drank, je fetter Swin“.²⁹¹²

Die Probanden verwenden manchmal auch doppelte Verneinungen, womit diese allerdings nicht aufgehoben wird. So bedeutet „Ick heff’t oewer nie nich kennt“ (Zusatzaufnahmen zu Niendorf) einfach ‚ich habe es aber nicht gekannt‘, d. h., „nich“ hebt – anders als in der Standardsprache – „nie“ nicht auf.²⁹¹³ Hauptsächlich ist sie auf den Tonbandaufzeichnungen in Verbindung mit „kein“ zu finden: „Ick heff ook kein Mink [hd. Sumpfotter] noch nich seihn in mien Oogn.“ (Bristow); „dat hett kein Doehs [= Doehg] nich hüüt ååmt“ (Brudersdorf); „Denn hei kann ja kein Naaf nich dreihgn“ (Kölnow); „sonst hett dat aal kein Sinn nich“ (Lichtenhagen); „geht bie uns ja kein Geschäft nich“ (Sanitz). Sie scheint allerdings rückläufig zu sein, denn auf den neuen Aufnahmen gibt es keinen Nachweis mehr.²⁹¹⁴

5. 6 Besonderheiten bei den Verben

Die Sprecher verbinden „gahn“ manchmal mit dem Infinitiv anderer Verben, zumeist mit welchen, die gar keine Bewegung ausdrücken, beispielsweise erklärt der zweite Proband aus Boldela ein Ballspiel so: „Un wanner nu drobbm deht, denn müdder sofort losloobm, bitt näh’t anner Enn, bitt, bevüür [= bevör] dee anner em middn Ball to hool kriggt, ne. Kriggt, waader aber afsmäddn, denn mööder ook achteran stähn

²⁹⁰⁶ Brinckman, Werke II, S. 158.

²⁹⁰⁷ Stillfried, Ut Sloß un Kathen, S. 93.

²⁹⁰⁸ Schröder, H., S. 163.

²⁹⁰⁹ Gillhoff, Volksrätsel, S. 50, Nr. 307.

²⁹¹⁰ Wossidlo, Volksüberlieferungen 3, S. 383, Nr. 1054. Als weiteres Beispiel sei ein Rätsel über das Kuheuter genannt: „wo strammer sei staht, / wo leiwer de lütten Dirns dornah gaht“ (Gillhoff, Volksrätsel, S. 7, Nr. 33), auch abgedruckt bei Wossidlo, Volksüberlieferungen 1, S. 128, Nr. 415, vgl. auch ebenda, Nr. 418, dort heißt es über die Haspel: „wo duller se lepen, wo dicker se würden“. Als literarisches Beispiel aus Vorpommern sei Heinrich Bandlow genannt: „un wo mihr wi anleggen, wo beter känen wi utsäuken“ (Bandlow, S. 171).

²⁹¹¹ Madauss, S. 154.

²⁹¹² Mussäus, Redensarten, S. 121, Nr. 16, vgl. auch Reinhold, F[riedrich]. L[udwig].: Zweiter Anhang zu den Spru^chwo^rtern des gemeinen Mannes, in: Nu^tzliche Beitra^ge zu den Neuen Strelitzischen Anzeigen. 37^{tes} Stu^ck. 15. September 1824, Sp. 289: „Je öller, je duller!“ Ein mittelniederdeutscher Nachweis findet sich z. B. in einer Hochzeitsordnung von 1567: „Nachdeme van dage tho dage / je lenger je mehr / ogenschynlick erspo^ret vnd befunden“ (Hochzeitsordnung, S. A^j^b).

²⁹¹³ Wigger, Grammatik, S. 113, hebt diesen Unterschied besonders hervor, so gelte im Hochdeutschen „eine verdoppelte Negation [...] für bejahend (positiv)“, wohingegen es in der „Volkssprache“ noch heiße: „Dat is kén Minsch nich. Ick hew em niks nich dán.“

²⁹¹⁴ Sie kommt jedoch sogar heute noch in der hochdeutschen Umgangssprache von Mundartsprechern vor, so z. B. bei einem alten Runower, der aber nicht aufgezeichnet worden ist.

gâhn.“ Die Konstruktion wirkt dabei wie eine Verlaufsform und entspricht in diesem Beispiel standarddeutschem ‚sich stellen‘. Sie findet sich auch in Verbindung mit anderen Verben: „wie haan ja’n Sâålpier [= Sadelpied], nich, un denn, dor wûr denn ook sittn gâhn“ (Carolinenhof); „Denn gâh’ck an’t Radio siddn un hör tau, wat dor in giff, ne.“ (Lüblow); „ling gâhn koen [hd. können]“ (Cammin). In der Hochsprache sind dafür ‚sich setzen‘ und ‚sich hinlegen‘ üblich. Eine Wortliste aus dem Jahre 1795 erfasst diese Konstruktion in der Redewendung: „In de Huhk sitten gahn, niederhocken.“²⁹¹⁵ Sprecher eins aus Sanitz verwendet ‚gehen‘ in Kombination mit ‚führen‘: „In Sommer, denn müßt’n de Lüddn führdn gâhn“. Reuter verbindet das Verb in „De Reis’ nah Bellingen“ mit „nahwern“ ‚den Nachbarn einen Besuch abstatten‘: „Hei was en beten nahwern gahn“,²⁹¹⁶ nutzt es aber auch wie die Probanden auf den Aufnahmen, z. B. im Gedicht „De Köster up de Kindelbir“ aus den „Läuschen un Rimels“: „Denn ik denk, dat geiht woll wedder œwer, / Wenn wi man irst sitten gahn.“²⁹¹⁷ Die Konstruktion war auch im Mittelniederdeutschen üblich, so heißt es in einem Gedicht aus dem 15. Jh.: „Hyr ghâ ik hen vôr dat schap stân vnde wyl wat eten“²⁹¹⁸ und ist auch außerhalb des Untersuchungsgebietes geläufig: Schumann erfasst für Lübeck beispielsweise „Sitten gan sich setzen“,²⁹¹⁹ im Niederländischen kommt sie ebenfalls vor.²⁹²⁰ In der hochdeutschen Standardsprache kann „gehen“

²⁹¹⁵ – – s, Monatsschrift 5, 1795, S. 148.

²⁹¹⁶ Reuter, Werke VI, S. 226. Diese Konstruktion ist auch in einem Maschenmerkcreim aus Wismar zu finden: „jumfer brut de wull ut navern gan“ (Mielck, S. 67).

²⁹¹⁷ Reuter, Werke I, S. 120, vgl. daneben beispielsweise Tarnow, Hoeg, S. 209: „stahn“ : „Ward ungiern dor up sitten gahn“.

²⁹¹⁸ Lisch, G[eorg]. C[hristian]. F[riedrich].: Zwei plattdeutsche Gedichte aus dem 15. Jahrhundert, in: MJB 22 (1857), S. 270. Er hält das Gedicht anfangs für einen Trinkspruch (ebenda, S. 269), jedoch macht ihn ein Pastor aus Demern darauf aufmerksam, dass Teile davon in einem Hochzeitsbitterlied vorkämen, das dessen Köchin noch aus Dechow kannte und diesem daraufhin diktierte, siehe Lisch, G[eorg]. C[hristian]. F[riedrich].: Ein ratzeburgisches Hochzeitsbitterlied, in: MJB 27 (1862), S. 275 f., die noch im 19. Jh. übliche Fassung auf S. 277 f. Die Konstruktion mit ‚gehen‘ ist noch in weiteren älteren Quellen zu finden, in einer Gottesdienstordnung von 1545 heißt es beispielsweise: „Tho düsser nhamyddages predyke schal de kerckhere nicht up den predichstoel stan, sündner vor dat chor stan gan an eynem bequemen ordt [...]“ Schnell, H[einrich]. (Hrsg.): Das Unterrichtswesen der Großherzogtümer Mecklenburg-Schwerin und Strelitz. Erster Band. Urkunden und Akten des mecklenburgischen Unterrichtswesens. Mittelalter und das Zeitalter der Reformation, Berlin 1907 (= Monumenta Germaniae Paedagogica, Bd. XXXVIII), S. 168. Des Weiteren seien genannt: „Alße ohre Mtt. vppe dath Radthus quemen, gyngen sie strax sittenn“ (Lisch, G[eorg]. C[hristian]. F[riedrich].: Tagebuch über den Reichstag zu Regensburg 1532, in: MJB 23 [1858], S. 92); „Dar gink de gude man sitten vppe sine knee“ (Chronik des M. Johann Werkmann [16. Jh.], in: Techen, Unruhen, S. 111); „Do wek de rat vppe de enen siden des ratstols vnde desse van den sostigen ghingen sitten iegen den rat in den ratstol vp de anderen siiden.“ (ebenda, S. 123); „dat se in den ratstol nicht dorfften sitten gan“ (ebenda, S. 128) usw. Das Redentiner Osterspiel hat ebenfalls mehrere Belege: „Ik ga ligghen in dat westen“; „Unde wil dar mede sitten gan.“; „Unde wil hir gan sitten.“ Schröder, Carl: Redentiner Osterspiel. Nebst Einleitung und Anmerkungen, Leipzig, Norden 1893 (= Niederdeutsche Denkmäler, Bd. V), S. 31 (alle drei Zitate). Anfang des 17. Jh.s schreibt Schlue „Ick wil in den Busch liggen gaen“; „Ick kan kume ane vallent liggen gahn“ (beide Schlue, S. 53); „Vnd ginck sitten vp dat Altar“ (ebenda, S. 69); „Vnd geist nu slyken“ (ebenda, S. 72). Lauremberg verwendet die Konstruktion in einer Bauernkomödie: „So gingen se ein na dem andern upt Peerdt sitten.“ (Jellinghaus, Possen, S. 98). Aus dem angrenzenden vorpommerschen Sprachraum sei das „Rügianische Wolfslied“ (17./18. Jh.) genannt: „De Puddebußer Amtmann ging dor stahn“ (Bentzien, Wolfslied, S. 59, Str. 2).

²⁹¹⁹ Schumann, Wortschatz, S. 81.

²⁹²⁰ Das „Woordenboek der Nederlandsche Taal“ erklärt beispielsweise eine Bedeutung von „afzitten“ mit dieser Konstruktion: „Zitten in de oude beteeknis van *gaan zitten*, en *Af* in den zin van *naar beneden*, met het bijdenkbeeld van *scheiding* [...]“ Vrijs, M. de; te Winkel, L. A.: Woordenboek der Nederlandsche Taal. Eerste Deel. A – Ajuin, ’s-Gravenhage [u. a.] 1882, Sp. 2018, vgl. auch die etymologische Herleitung desselben Verbs: „De natuurlijke beteeknis zon zijn *van het paard af gaan zitten*, alsof de ruiter, van ’t paard gestegen, terstond ergens zitten ging. Doch het woord is in zijn oorsprong en vorming anders te verklaren, en wel als de bloote tegenstelling van *opzitten*, d. i. op het

nicht mit „sitzen“ oder „stehen“ verbunden werden, sondern nur mit wenigen Verben, z. B. mit „spazieren“.²⁹²¹ In Texten des 19. Jh.s ist „sitten gahn“ hingegen noch mehrfach im Mecklenburgischen belegt: Bartsch verzeichnet es in einem Märchen aus Bellin: „denn sall sei man up ęr Botter sitten gan“.²⁹²² Wossidlo liefert mehrere Beispiele, z. B. von einem „Arbeiter in Waren aus Torgelow“: „dor maakt se de schört up, dor hett se söss lütt vœgel in; de oll is wechflagen, as se sitten gahn is.“²⁹²³ In einem Rätsel über den Hund heißt es bei Gillhoff: „Vier maken dat Bedd, / twei kiken tau, / un ein will in liggen gahn.“²⁹²⁴ Das MWB stellt jedoch fest, dass „diese Verbindungen vor der schriftmäßigen Ausdrucksweise bereits zurück[weichen]“.²⁹²⁵ Auf den neueren Aufnahmen sind sie auch nicht mehr belegt.²⁹²⁶ Einen literarischen Nachweis liefert Madauss in seinem 2002 erschienenen Buch „Hinning 2“: „Un ick kann ’e up sitten gahn, wo mi dor nah is.“²⁹²⁷ Enthält ein Prädikat mit „kamen“ ‚kommen‘ ein weiteres Verb, so wird dieses mit „tau“/„to“ angeschlossen und steht im Infinitiv²⁹²⁸: „un denn kümmt gråd so’n grootn Hund dor rümtloopm“; „donn kööm Horst Shtetter wedrer torüggtoführn“ (Demen) „un donn künn [= kööm] dee Swassdörber [= Schwasdörfer] Buuern mit twei Mann antoführn“ (Jördenstorf); „denn kümmdē [= kümmt hei] so antodriebm“ (Röbel). Oftmals handelt es sich um Verben, die ebenfalls eine Bewegung ausdrücken. Im Standarddeutschen folgt „kommen“ ein Partizip II ohne „zu“: „und dann kommt gerade so ein großer Hund angelaufen“.²⁹²⁹ Solch eine Konstruktion ist jedoch

paard gaan zitten, opstijgen.“ (ebenda, Sp. 2019).

²⁹²¹ Im Mittelhochdeutschen waren solche Kombinationen dagegen ohne Weiteres möglich, z. B. bei Walther von der Vogelweide: „Minne sol daz nemen für guot, / underwîlent sô si ringet, / daz ich sitzen gê.“ Cormeau, S. 121, Nr. 33, IV (= 58, 12 f. nach Lachmann), vgl. auch die Belege in Benecke, Georg Friedrich; Müller, Wilhelm; Zarncke, Friedrich: Mittelhochdeutsches Wörterbuch. Erster Band A – L, Leipzig 1854, S. 463 f.; neuhochdeutsche Nachweise bei Grimm, Jakob; Grimm, Wilhelm: Deutsches Wörterbuch, Bd. 4, Abt. 1, Teil 2, Leipzig 1897, Sp. 2415 f. Heute sind jedoch nur noch wenige dieser Konstruktionen üblich, Adelung, Bd. 2, Sp. 494, differenziert schon: „Die Absicht, warum man gehet, kann in einigen Fällen auch durch den Infinitiv des andern Zeitwortes ausgedrucket werden. Betteln gehen, spazieren gehen, schlafen gehen. Andere Ausdrücke dieser Art sind nur im gemeinen Leben üblich, wie spielen gehen, melken gehen, hausiren gehen, sitzen gehen, sich setzen.“ Wigger, Grammatik, S. 79, sieht „sitzen gehen“ und „liegen gehen“ als veraltet an und stellt Letzterem nd. „hen liggen gan“ gegenüber. Mantzel stuft „sitzen gehen“ bereits als Übertragung aus dem Niederdeutschen ein: „Daß wir, von geschickten Rednern zuvermeydende platdeutschismos haben, ist zugestehen. Z. E. jemand etwas ansinnen, oder anmuthen seyn: sitzen oder liegen gehen: sich bedancken: von abhañden kommen: Aufenthalt, statt Aufhalt.“ (Mantzel, Ruhestunden 4, S. 34).

²⁹²² Bartsch, Karl (Hrsg.): Sagen, Märchen und Gebräuche aus Meklenburg. Erster Band: Sagen und Märchen, Wien 1879, S. 119, Nr. 139.

²⁹²³ Wossidlo, Volksüberlieferungen 1, S. 214, Nr. 32, siehe auch „denn mööst ’n muskanten in ’n noors sitten gahn“ (ebenda, S. 149, Nr. 529 a); „Dor hett se enen esel ’n nett ünneiht un unner den buuk is se in sitten gahn“ (ebenda, S. 240, Nr. 2).

²⁹²⁴ Gillhoff, Volksrätsel, S. 12, Nr. 78.

²⁹²⁵ MWB, III, Sp. 12.

²⁹²⁶ Allerdings ist sie heute noch zu hören, der über zehn Jahre jüngere Bruder von Sprecher zwei aus Demen, auch Mundartsprecher, hat auf einer Feier sogar noch in der hochdeutschen Umgangssprache „sitzen gehen“ gebraucht.

²⁹²⁷ Madauss, S. 114, auf derselben Seite findet sich die Konstruktion nochmals: „Lat dei Olschen dor ruhig up ehrn Messwagen up sitten gahn“. Auf S. 153 findet sich ein Beleg mit ‚stehen‘: „Un up den’ Trüchweg nah Hatzfeld hen güngen wi achter mänich Busch orer Bom stahn“.

²⁹²⁸ Saltveit, S. 305, vermutet, „die Verbalform sei ursprünglich weder ein Infinitiv noch ein Part. Prät., sondern eher ein Part. Präs. wie bei entsprechenden Fügungen im Skand.“ gewesen. Da aber bereits im Mnd. Infinitiv und Part. Präs. „durch lautlichen zusammenfall [...] vermischt“ wurden (Lasch, Mnd. Gr., S. 227, § 420), ist schwer zu bestimmen, um was für eine Form es sich handelte. In der heutigen Mundart stimmt sie mit dem Infinitiv überein.

²⁹²⁹ Helbig/Buscha, S. 108. Niederdeutschsprecher übertragen die Konstruktion hingegen manchmal auch auf die hochdeutsche Umgangssprache, Dahl, Interferenz, S. 350, nennt z. B. „*der kommt an zu reiten als ’n großen Graf*“, vgl. auch die Beispiele auf S. 352.

auf den Aufnahmen sehr selten, so sagt ein Proband aus Boldela: „dor kööm uns oll Grüttmogger ook denn, langgegähn hier“. Sie findet sich noch in den Hochzeitsgedichten: „Krieg kümmt yligst angeflagen“ (Hg. 11, 3), zumindest ähnlich gebildet ist „kiecken“ : „Eva kam hertho gesliecken“ (Hg. 20, 3).²⁹³⁰ In Hg. 21, 2 folgt ein einfacher Infinitiv: „wenn Rumprecht kümt ansliken“. Bernhard kennt nur diese Bildungsweise: „Bei *kommen* wird dem Verbum die Präposition *an* vorgesetzt, die dann den Ton hat: *he keem anriden* er kam geritten, *dår kumt he anspringen, anlopen, anstaffen, anscheeten, ansetzen* usw.“²⁹³¹ Die Beispiele aus Demen zeigen jedoch, dass zwar oft ein Präfix in dieser Verbindung vorkommt, es aber nicht zwangsläufig „an“ sein muss.²⁹³² Im Hg. 36, 2^b von 1790 folgt dem Verb ebenso bloßer Infinitiv, dieser weist allerdings kein Präfix auf: „Denn kumt de Lohn mit Hupen rönnen“. An anderer Stelle ist aber „to“ zu lesen: „Kumt, datt wie watt to büssen kriegen, / De lütte Peter antostiegen“ (Hg. 36, 2^b). Ältere Nachweise für diese Konstruktion sind selten, da dem Verb auch bloßer Infinitiv folgen kann, wie es z. B. bei Lauremberg der Fall ist: „do quemen se darher stigen“,²⁹³³ „dar kumt en groot swart Baahr heerstygen“,²⁹³⁴ wobei er bei der infiniten Verbform aber schwankt: „Nu wart he mitner Grooten Lögen uppteende kamen.“²⁹³⁵ Schlue verwendet das Partizip II: „Su^e doch wor kumpstu her gedrauen“.²⁹³⁶ In Konkurrenz steht dazu aber bereits „to“, denn ein Rostocker Chronist vermerkt 1559: „In dissem yar quam yck tho wanen den XI. september“,²⁹³⁷ in einem Brief an zwei Gerichtsherren aus Wismar heißt es Anfang des 17. Jh.s: „do kam de koster dar auer tho gande“.²⁹³⁸ Eine Abschrift eines undatierten Andachtsbuches enthält die Formulierungen „do quam cayphas gande“ (Sp. 186 f.); „do quam pylatus ut fynen hufe gan“ (Sp. 188), aber auch eine Konstruktion mit „to“: „do ick to ftande quam“ (Sp. 189).²⁹³⁹ Ein märkisches Hochzeitsgedicht aus dem Jahre 1654 weist diese Formulierung ebenfalls auf: „Een Kerl kam mit darmanck un hen bi uns tho stahn“.²⁹⁴⁰ In Hg. 34, 2^b von 1759 ist zu lesen: „Doch as mann also deh kwem **Riklik** an to faren, / En nett un schiklik Mann.“ Mantzel notiert 1764 in seinen „Ruhestunden“ folgende Redensart: „Up eenen stufen Hund tho ryden kamen: Seiner unrichtigen Handlungen halber, des

²⁹³⁰ Ein jüngerer Beleg findet sich bei Holst, R., S. 15: „De Wirtschaftsleiter kem mit en Pierd up den Acker räden“.

²⁹³¹ Bernhard, S. 15.

²⁹³² Siehe auch folgende Belege: „dunn kümmt gråot eener dor mittn [= mit en] Schimml nâh'n Hoff uptoriedn“ (Cammin); „un dor käum Kirdl [= Kirl] ruuttostiegn“ (Zusatzaufnahmen zu Niendorf). Tarnow verwendet die Konstruktion ganz ohne Präfix: „dat näben Smidten / Diss' Osten kem an'n Disch tau sitten“ (Tarnow, Hoeg, S. 34), vgl. auch folgendes Sprichwort: „He kümmt mit de grot Döhr in't Hus to fallen“ (Günther, Redensarten, S. 199, Nr. 31).

²⁹³³ Jellinghaus, Possen, S. 95.

²⁹³⁴ Nissen, S. 147.

²⁹³⁵ Ebenda, S. 148. Sie ist auch in seinen Handschriften zu finden: „dat dar quam sacht her krupen“, Bolte, Johannes: Laurembergs handschriftlicher Nachlass, in: NdJb 13 (1887), S. 45.

²⁹³⁶ Schlue, S. 80. Im „Rügianischen Wolfslied“ aus dem angrenzenden Vorpommern ist ebenfalls die Konstruktion mit Part. II belegt: „Se kehmen da heran getagen“ (Bentzien, Wolfslied, S. 60, Str. 6).

²⁹³⁷ Lisch, G[eorg]. C[hristian]. F[riedrich].: Ueber die rostocker [sic] Chroniken des 16. Jahrhunderts, in: MJb 8 (1843), S. 188.

²⁹³⁸ Techen, Friedrich: Peter Regevardt gegen Hans Böle, in: MJb 82 (1918), S. 131. Der Brief ist nicht vollständig auf Niederdeutsch verfasst, es handelt sich um einen Mischtext mit hochdeutschen Passagen, z. B.: „Den es ist meine tidt vnde gelegenheidt nicht gewesen, dat ich konde fort kamen.“ (ebenda).

²⁹³⁹ Alle Spaltenzahlen nach: B–z: Abschrift eines alten Mecklenburgischen Andacht-Buches, zur näheren Kenntniß, sowohl der Sprache, Schreibart und Vortrages, als besonders der Religions-Begriffe, und Hoffnung unserer Vorfahren, in: Monatsschrift von und fu^r Mecklenburg. Zweyter Jahrgang, 2^{tes} Stu^{ck}, Schwerin Februar 1789, Sp. 185 – 190.

²⁹⁴⁰ Claußen, S. 66.

Orts, verwiesen werden.“²⁹⁴¹ aber 1765 auch „De Kranckheiten kamen ryden un gahn thofohd wedder weg.“²⁹⁴² Bei Babst heißt es 1788: „Dar kemen die ehn Paar von buten antojagen“²⁹⁴³ daneben nutzt er ebenfalls den bloßen Infinitiv: „Nu kam woll ehn Stieg Mann int Stehnduhr h’rin marcheeren“.²⁹⁴⁴ Albert Reinhold verwendet die Konstruktion mit „to“: „De Jud kehm to em antowanken“²⁹⁴⁵ vor ihm schon Lessen: „Kam ick taulezt heil meur un matt / Vör Nienborg antaupüstern“.²⁹⁴⁶ Sie ist auch bei Brinckman²⁹⁴⁷ nachweisbar, Borchert hat sie ebenso aufgezeichnet: „Du, töw mal, dor kümmt Nahwer Ohrns antostiegen“.²⁹⁴⁸ Für Westmecklenburg sei Rudolf Hartmann genannt: „Donn kümmt dei Hahn üm dei Huseck rümtaupern un up ehr tau.“²⁹⁴⁹ Dennoch ist auch noch bloßer Infinitiv möglich, denn Reuter verwendet sogar alle hier erwähnten Konstruktionen, in „Ut de Franzosentied“ ist zu lesen: „Dat is jo woll min Fiken un Jochen Vossen sin Hinrich, de dor antauführen kamen?“²⁹⁵⁰ in einem Satz in „Ut mine Stromtid“ lässt er „tau“ weg: „Un Fritz kamm anlopen.“²⁹⁵¹ in „De Reis’ nah Bellingen“ heißt es: „Dunn kümmt de Köster ringetreden“.²⁹⁵² Auf den Aufnahmen herrscht die Konstruktion mit „to“ vor, das MWB gibt jedoch auch außerliterarische Beispiele für bloßen Infinitiv an.²⁹⁵³ Daher ist zu fragen, ob „to“ noch, wie Saltveit meint, als „intensivierende Partikel aufzufassen“ ist²⁹⁵⁴ oder bereits ein fester Bestandteil in der Verbindung mit „kamen“ ist.²⁹⁵⁵ Das Verb „vermauden“ ‚annehmen‘, ‚vermuten‘, ‚erwarten‘ umschreiben der zweite Sprecher aus Boldela und der zweite aus Marnitz mit ‚sein‘: „Wie weern uns gor nix Leegs vemaudn.“ ‚Wir vermuteten nichts Schlimmes.‘ (Marnitz). In Zahrendorf ist eine flektierte Form zu hören, allerdings wird sie auch hier reflexiv gebraucht: „Wenn me, man äh, von Mittwoch un von Dunnersdagg in Brüül komm dee inne Geschäfte, denn künn man sick vemaudn, segg ma, dat kein Pund Zugger köfft kreeg.“ Die Umschreibung ist bereits in älteren Texten nachweisbar, so z. B. in einer Vorrede über das lübische Recht: „Dat me syck alßdenne jn uauolghender [sic] jnstantien nicht vele fruchtbares vor de appellerende partye dorff vormodende wesen“ (1509).²⁹⁵⁶ Das Fragment einer Predigt aus Zapel (vor 1783) enthält sie

²⁹⁴¹ [Mantzel, Ernst Johann Friedrich]: Bu^tzowsche Ruhestunden, gesucht, in Mecklenburgschen, vielentheils, bisher noch ungedruckten zur Geschichte und Rechtsgelahrtheit vornehmlich geho^rigen Sachen. Vierzehnter Theil, Bu^tzow 1764, S. 74.

²⁹⁴² [Mantzel, Ernst Johann Friedrich]: Bu^tzowsche Ruhestunden, gesucht, in Mecklenburgschen, vielentheils, bisher noch ungedruckten zur Geschichte und Rechtsgelahrtheit vornehmlich geho^rigen Sachen. Zwanzigster Theil, Bu^tzow 1765, S. 27.

²⁹⁴³ Babst, Naschraps, S. 4.

²⁹⁴⁴ Babst, Saken 1, S. 9.

²⁹⁴⁵ Reinhold, A., S. 32, vgl. auch S. 23: „De Wiewer kehmen antolohp’n“.

²⁹⁴⁶ Lessen, Hellenia, S. 46, Str. 20.

²⁹⁴⁷ Er nutzt sie beispielsweise im Gedicht „Don un laten“ aus dem „Vagel Grip“: „dunn kem dor sacht wat antoführen“ (Brinckman, Werke II, S. 351).

²⁹⁴⁸ Borchert, S. 23.

²⁹⁴⁹ Hartmann, Leigen, S. 27. Für die neuere Mundartliteratur sei stellvertretend Rogge, S. 50, angeführt: „As wi trügg föhrten, kem ik bi Dr. Feist tau sitten.“

²⁹⁵⁰ Reuter, Werke II, S. 117, vgl. auch folgenden Beleg aus demselben Text: „dunn kamm üm den Ümswang, [...], ’ne grote Kutsch antauführen“ (ebenda, S. 111).

²⁹⁵¹ Reuter, Werke III, S. 366.

²⁹⁵² Reuter, Werke VI, S. 232.

²⁹⁵³ MWB, IV, Sp. 67, z. B. „*he köm her riden* SCHÖGWalmst“.

²⁹⁵⁴ Saltveit, S. 305.

²⁹⁵⁵ Lierow, S. 10, erwähnt zwei der hier geschilderten Möglichkeiten, ohne auf Gebrauch oder Häufigkeit einzugehen: „Es wird entweder mit dem Infinitiv des Präsens und to, oder mit dem Partizipium des Präteritums im Passiv verbunden.“ Er stellt jedoch fest, „[i]n der Umgangssprache und im Altenburgischen kommt nur die Fügung mit dem Partizipium des Präteritums vor. Er kommt gegangen, gelaufen etc.“ (ebenda).

²⁹⁵⁶ Lisch, Buchdruckerei, S. 82.

ebenfalls: „dat de Dood oft schwin'n noog [...] ku^cmt, wenn de Minsch em noch gaar nich vermoden is^c“.²⁹⁵⁷ Ein neuerer Nachweis findet sich bei Madauss: „Kamen ümmer, wo uns'einer sick grad nicks vermauden is!“²⁹⁵⁸ Im Hochdeutschen mutet diese Konstruktion ungewöhnlich an, so dass ein anonymes Autor in einem Missingschtext auf sie aufmerksam macht: „Doch ging am Ende alles besser, wie ich anfangs vermuthen war“; „Das war ich mir nicht vermuthen, daß Sie auch bo^cse werden kö^cnten.“²⁹⁵⁹ Im Freimüthigen Abendblatt zitiert ein ebenfalls anonymes Verfasser die Klagen eines Landmannes, wobei er das Verb „anmuten“ umschreibt: „allein ich bin mir wol zu viel anmuthen gewesen, denn ich kann jetzt nicht mehr so stark arbeiten als vordem“.²⁹⁶⁰

Eine andere Wendung ist oftmals gar nicht in die Standardsprache übertragbar: „[...] un nu künner [d. i. der junge Storch, A. K.] je in Gordn nich nich so fix wedrer hochkomm, un donn hemm wie em gräbbm. *Un dor sünd wie biekomm* un hemm em 'n Hunnering ümmockt. [Hervorheb., A. K.]“ (Penzin). Die wortwörtliche Bedeutung ‚herankommen‘ passt in diesem Beispiel kaum, da die jeweiligen Personen bereits durch das Fangen näher gekommen waren. Sie findet sich bei Sprecher drei aus Pritzier: „[...] un denn nu näh'n Krieg, wie'ck denn wedrer kam dee, donn bün'ck nähher nich mehr bieghän biede Pier. Ick haa ook biekomm küünt, wenn'ck wollt haa, oewer denn wür'ck nich miehr bieghän.“ Der Penziner dagegen markiert mit „bikamen“ den Beginn einer Tätigkeit, d. h., er verwendet das Verb „zur Bezeichnung des Eintritts einer Handlung“.²⁹⁶¹ Im Standarddeutschen ist es allenfalls mit „daran machen“ zu übersetzen, häufig scheint solch eine Übertragung jedoch nicht nötig, so dass der gesamte Teilsatz mit dem Verb in der Übersetzung fortgelassen werden kann: „Dat Veih bringt je miehr, indem man biekomm deht un man dee, dee Feldfrüchte oder dat Kuurn dörch'n Veihwäägn *veedeln* deht.“ (Groß Lantow); „denn komm'ck bie un bohr se vonne Hinnerkant uut bitt Tweidriddl dörch“ (Kölzow); „Man saal hüüt nich biekomm un soll ook dat Iesn afrieten, mir nichts dir nichts“ (Sanitz). Sprecher vier aus Pritzier verwendet das Verb ebenfalls so: „Un ick käum bie, haadn [= harr 'ne] ool Sääg, un dee böög ick mie krumm“.

Das Verb „kriegen“ kommt in Konstruktionen vor, die nicht wortwörtlich in das Standarddeutsche umgesetzt werden können, so sagt die jüngere Kossebaderin auf einer Feier: „Donn kreecher dee Oogn wedrer äbm“ ‚dann öffnet er wieder die Augen‘. Teilweise verbinden es die Sprecher mit der Bedeutung ‚holen‘: „denn kreegn dee Muskantn dat groot Huurn her“ (Letschow).²⁹⁶² Es steht aber auch mit anderen Verben: Solche Konstruktionen können dann im Standarddeutschen oftmals nur mit Hilfe einer Umschreibung oder durch ein anderes Verb ausgedrückt werden: „Un äh, un, un nu haa, ke, kreigt hier disse Behnk dat to wettn“ ‚erfährt hier dieser Behnke das‘ (Bennin), „wie kreegn alle Johr vier Faagn köfft von'n Hoff“ ‚wir konnten alle Jahre vier Ferkel vom Hof kaufen.“ (Carolinenhof); „un ick henn un kreeg dee Soehg an'n Stiert to hool (Lüblow) ‚konnte die Sau am Schwanz ergreifen‘.²⁹⁶³ Bestandteil des Prädikats kann auch ein Substantiv sein: „dunn kreeg mien Vadrer mie 'ne Seiß inne Gank“ (Klockenhagen).²⁹⁶⁴ Dabei substantivieren die

²⁹⁵⁷ K., S. 154.

²⁹⁵⁸ Madauss, S. 54.

²⁹⁵⁹ Anonym, meckl. Hd. 2, Sp. 152 bzw. Sp. 156.

²⁹⁶⁰ Anonym: Klagen geringer Landleute, in: Freimu^cthiges Abendblatt, 6. Jg., Nr. 306, Schwerin 1824, Sp. 769, vgl. auch die Bemerkung in Mantzel, Ruhestunden 4, S. 34.

²⁹⁶¹ MWB, I, Sp. 863.

²⁹⁶² Vgl. hierzu bereits Schlue, S. 71: „Do krech ick myne Tasche heruo^cr“.

²⁹⁶³ Ein älterer Beleg findet sich wieder bei Schlue, S. 70: „Do krech he by dem koppe mynen Schapsbuck“.

²⁹⁶⁴ „inne Gang“, „tau Gang“ ist in seinen Einsatzmöglichkeiten vielseitig, vgl. Hartmann, Vertellers, S. 24: „Wenn hei kein Jung'n tau Gang' krägen hett“, d. h. ‚keine Jungen bekommen hat‘.

Probanden manchmal auch ein Verb, so sagt Sprecher zwei aus Demen: „Jå, jå, un donn hemm wie uns dat Vetüörn kräägn“. Ähnlich drückt es ein Niendorfer aus: „un denn heck mie dat Vetüörn kräägn“. Literarisch belegt ist diese Konstruktion u. a. bei Rudolf Hartmann: „un kunnen sik bi dei Kleinigkeit eirst dat vertürn [sic] bi kriegen“.²⁹⁶⁵ Gildemeister bedient sich auch substantivierter Verben: „Fiding [...] kreig dat Fragen un kreig dat Beden“.²⁹⁶⁶ Auch als Infinitiv mit „tau“/„to“ in Verbindung mit „hebben“ kann es von seiner Grundbedeutung abweichen, so bemerkt der ältere Trammer: „Moment, mööt ma genau oewerleng, hett Kreh heidn, ja, denn Schturm hett hier nix mit to kriegen“ ‚ja, denn der [Bauer] Sturm hat hiermit nichts zu tun‘. Hierbei handelt es sich um eine feste Wendung, die auch in anderen Aufnahmeorten vorkommt: „Dor haan wie gor nix mit to kriegen.“ (Carolinenhof); „Nee, dor haa’t nix mit to kriegen“ (Hoben); „Dor heww ick nix mit to kriegen hatt, nee.“ (Pinnow).

Die Probanden nutzen manchmal „dauhn“/„dohn“, um das eigentliche Verb im Satz zu umschreiben, d. h., Ersterem kommt keine semantische Bedeutung zu. Diese Konstruktion kommt in Hauptsätzen vor: „Ja, un uutrügggn dauhn wie meistns middn Tregger.“ (Bansow), „Upgääbm dehder’t noch nich.“ (Dobbertin); „Oewer den Winder mösster, dehder sick indegggn“ (Letschow); „Seng dauhn s’ dat je aal.“ (Retschow), wo sie jedoch seltener ist, zumeist findet sie sich in Nebensätzen: „un wanner denn nich passn deiht“ (Bristow); „denn wenn see ganz un gor geschützt schtähn dauhn“ (Glaisin); „solang bett Schwien bläudn deht“ (Mestlin). Neben dem Präsens kann aber auch das Präteritum damit ausgedrückt werden: „Un wenn se denn mål ein bruugn deedn“ (Bennin); „as wenn se pläugn deedn“ (Nossentiner Hütte); „dormidder alle hennkriegen dee“ (Zahrensdorf). Während diese Konstruktion im Hauptsatz die Handlung betont, da das umschriebene Verb am Anfang des Satzes steht, fällt ihr im Nebensatz diese Bedeutung nicht zu, denn sie kann ebenso durch das einfache Verb ausgedrückt werden, ohne dass ein Unterschied festzustellen wäre: „un dat man dat erst so hennkriegt“ (Triepkendorf). Sie ist in solchen Sätzen aber häufiger zu hören, d. h., die Probanden verwenden die Umschreibung vor allem dann, wenn die finite Verbform an letzter Stelle steht. Sie beschränkt sich aber auf die einfachen Zeitformen, da bei mehrteiligen die Konstruktion mindestens drei Verben umfasste und somit wohl zu „kompliziert“ wäre, d. h., sie vertritt das jeweilige Verb ausschließlich in dessen Aktivformen des Präsens und Präteritums. Saltveit führt das darauf zurück, dass „wohl die zweitletzte Stelle, also die Stellung vor dem Finitum, die ‚Ausdrucksstelle‘ des Konjunktionalsatzes“ sei,²⁹⁶⁷ „was u. a. aus der Stellung der immer stark betonten Partikel bei unfesten Verbzusammensetzungen hervorgeht, und gerade an dieser Stelle kommt das Satzverb im Konjunktionalsatz zu stehen bei der *doon*-Umschreibung.“²⁹⁶⁸ Dagegen sei bei mehrteiligen Tempora die „Zweiteilung Finitum–Infinitivum“ schon vorhanden und damit die Hervorhebung schon gegeben.²⁹⁶⁹ Daher ist für ihn die Verbalstellung entscheidend für die Umschreibung, nicht der Satztyp, wobei das angeführte Beispiel aus dem Mensing „*Wenn he dat Perd man köpen deit!*“²⁹⁷⁰ das nur bedingt veranschaulicht, denn hierbei handelt es sich um einen Ausrufesatz, der dieselbe Struktur wie ein Nebensatz aufweist.²⁹⁷¹ Die Häufung in untergeordneten Sätzen er-

²⁹⁶⁵ Hartmann, Leigen, S. 24.

²⁹⁶⁶ Gildemeister, S. 24.

²⁹⁶⁷ Saltveit, S. 302 f.

²⁹⁶⁸ Ebenda, S. 303.

²⁹⁶⁹ Ebenda.

²⁹⁷⁰ Zit. nach: ebenda, S. 303.

²⁹⁷¹ Daher wird er z. T. auch nicht als eigene Satzart angesehen, vgl. Helbig/Buscha, S. 620, die die Verbenstellung als typisches Merkmal dieser Sätze ausmachen, obwohl der Satzbau auch davon

klärt sich aber aus der Stellung im Satz. Das Nebeneinander von einfachen finiten Verbformen und der Umschreibung hat vor allem rhythmische Gründe, d. h., der Sprecher verwendet sie wohl nach seinem „Sprachgefühl“, weshalb sie bei einigen gehäuft, bei anderen wiederum seltener zu hören ist, denn eine eindeutige Verteilung auf bestimmte Verben, Arten von Nebensätzen usw. lässt sich nicht feststellen. Offensichtlich liegt in der zweigliedrigen Form in manchen Fällen schlicht ein gewisser „Wohlklang“, denn auf den Aufnahmen umfasst die Konstruktion nur zwei Glieder, „dahn“/„dohn“ und das entsprechende Verb. In der Mundartliteratur ist sie so auch mehrfach belegt,²⁹⁷² Brinckman umschreibt sie teilweise jedoch noch mit einem zusätzlichen „don“, so dass sie dreigliedrig ist, z. B. im Titel eines Gedichtes im „Vagel Grip“: „Wu de Dütsche sick trösten don deit“²⁹⁷³. Mehrfach nutzt er sie im „Kasper-Ohm un ick“: „wenn de Tunn Hiring soeben Daler un sößteihn Schilling kosten don deit“; „wat mi angahn don deit“ usw.²⁹⁷⁴ Konrad Reich führt einen Witz an, in dem ein Kutscher sagt: „em geht, as dat de meisten Landlud' upstunns gahn dauhn deit“.²⁹⁷⁵ Auf den Aufnahmen ist solch eine Häufung nicht belegt, das MWB macht sie nur in der Literatur aus.²⁹⁷⁶ Einmal umschreibt ein Proband das Verb „dahn“ selbst: „wo dat nu Not dauhn deht“ (Boldela). Diese Kombination findet sich auch bei Reuter und Madauss.²⁹⁷⁷ Wigger nutzt sie in einem Beispiel, um die Umschreibung im Haupt- und Nebensatz zu verdeutlichen: „Ick dacht, dat hé dat dön déd, légen dé hé nich.“²⁹⁷⁸ Für die Umschreibung lassen sich aber noch ältere Beispiele anführen, so verwendet sie bereits Albert Reinhold: „Wenn Buhren rieden dohn“²⁹⁷⁹. Das MWB gibt als ältere Belege nur zwei hochdeutsche Beispiele aus dem 16. Jh. an, der älteste stammt aus dem Jahre 1568.²⁹⁸⁰ Niederdeutsche Nachweise sind relativ selten, Lauremberg verwendet die Konstruktion nicht. Allerdings kommt sie bereits in einem Brief aus dem Jahre 1585 vor: „so wolde yck lever halff dodt syn, den Godt weth ydt ym hemmel, wo we dodt scheyden deit“.²⁹⁸¹

abweichen kann. Der Duden, Bd. 4, S. 560, zählt ihn zu den Aussagesätzen.

²⁹⁷² Es seien nur ein paar Beispiele angeführt: „Wat Schausters Mudder in der Kirch för Betrachtungen anstellen ded“ (Stillfried, Ut Sloß un Kathen, S. 17); „Woroewer he woll räden deiht?“ : „steiht“ (De Wihnachtsprädict, in: Tarnow, Hoeg, S. 49); „wurbie mi dat End in de Kähl glitschen ded“ (Dat Kapteinsexamen, in: Brügge, S. 14); „Un wenn du dat nich glöben deist“ (Bi Opa, in: Kurz, S. 49). In Gedichten nutzen die Autoren diese Konstruktion auch in Hauptsätzen des Reimes wegen, vgl. Reuter: „Königin“ : „Wat deiht dat för'n machtigen Eikbom sin“ (Hanne Nüte un de lütte Puddel, in: Reuter, Werke VI, S. 102) oder Kurz, die sogar die finite Verbform an die letzte Position verlegt, so dass ein Nebensatz entsteht: „Wenn mallürt nu süß noch wat, / mi't nich wunnern deit.“ : „steiht“ (Wohr di, de 13.!, in: Kurz, S. 24). Bereits Schlue nutzt in diesen Fällen die Umschreibung: „de Kreyen, / De doen de Eyer weldach vorneyen“ (Schlue, S. 83); „So deden se my mit Vu'rbrenden slan“ : „stahn“ (ebenda, S. 81).

²⁹⁷³ Brinckman, Werke II, S. 336.

²⁹⁷⁴ Brinckman, Werke I, S. 66 bzw. 76. Diese Konstruktion ist auch in einem Erzählbruchstück zu finden: „Un wen den Kante Hahn ut Rostock un den Gastgewe Burren in Warnemünn kennen dohn deit“ (Römer, S. 33). Bei Reuter ist sie im Gedicht „De Obserwanz“ des Metrums wegen zu finden: „Ik kam also tau di un frag di, ob / Du mi nich seggen könen dauhen deihst, / Wat unner Obserwanz du woll versteihst.“ (Reuter, Werke I, S. 95).

²⁹⁷⁵ Reich, Konrad: Dor führt ümmer ein den annern an. Zweihundertneunmal Humor auf Platt – wiederentdeckt, gesammelt und neu gefaßt, 3. Aufl. Rostock 1990, S. 81.

²⁹⁷⁶ MWB, II, Sp. 273.

²⁹⁷⁷ Madauss, S. 98: „wat dor in' Stall sick nu so daun deit“. Bei Reuter kommt sie mehrfach vor: „As wenn ehr Hart / Ehr weih dauhn ded.“ (De Reis' nah Bellingen, in: Reuter, Werke VI, S. 303); „oewer led dauhn deiht mi dat hüt un desen Dag noch nich“ (Ut mine Festungstid, in: Reuter, Werke II, S. 355); „Dat wüßt ik, dat dat weih dauhn ded.“ (Läuschen un Rimels, in: Reuter, Werke I, S. 272).

²⁹⁷⁸ Wigger, Grammatik, S. 79.

²⁹⁷⁹ Reinhold, A., S. 41.

²⁹⁸⁰ MWB, II, Sp. 273.

²⁹⁸¹ Grotefeld, Frauenbriefe, S. 188. Der Brief weist allerdings bereits einige hochdeutsche Elemente auf, jedoch überwiegt das Niederdeutsche noch stark.

Das Präteritum drücken die Probanden manchmal auch mittels „würden“ aus, wobei die Konstruktion „eine inchoative Bedeutung“ annimmt²⁹⁸²: „oewer nu wür dat je ümmer ’n beddn wiederer gâhn“ ‚aber nun ging das ja immer weiter‘ (Groß Lantow); „Dat wier oewer denn all tau’n Frühjohr, wenn dee Sünne aal ollig schien wür“ ‚wenn die Sonne schon ordentlich schien‘ (Kieve); „un wat denn dee Schütznkönig wier, dor wür, würdn dor denn ook Postn stâhn“ ‚un bei dem Schützenkönig standen auch Posten‘ (Sanitz).²⁹⁸³ Allerdings ersetzt diese Verbform auch den Konjunktiv II: „süss müßt je dee Pier in’t Kuurn langgâhn, dee wörn je aals kaputtperrn denn“ (Klockenhagen). Daher steht es manchmal auch in Sätzen, wo eigentlich Gegenwärtiges beschrieben wird. In einigen Fällen ist der geschilderte Sachverhalt jedoch nicht unbedingt als Möglichkeit aufzufassen, sondern quasi als Indikativ zu verstehen, d. h., die konjunktivische Bedeutung verblasst:

un wenn ick denn dat so fahdrig, denn schickt s’ dee Nåâm [= Narben] henn nâh’n Schmitt,
un denn wüerer mie dee Ring ruppertreggn, denn wenn ick süss dee Schpeign rinnerhaugn
dauh, denn ritt mie je de Nåâf kapputt (Kölnow).

Die Aussage einer Frau aus Möllin stünde in der Standardsprache im Indikativ Präsens, sie verwendet jedoch ebenfalls den Konjunktiv:

Frau: Ers scheidn, un denn wadde [= ward de] Kâhl dörchsnaädn.
I.: Ach so, un denn fang See.
Frau: Ja, denn wörn wie gliek dat Blaut upfang.

In Pritzier umschreibt „würden“ sowohl den Indikativ Präteritum als auch den Konjunktiv II, wobei nur anhand des Zusammenhanges ersichtlich ist, welche Bedeutung es hat: „Ick mein, wenn se mie hütidign Dââgs noch vörbiegâhn deedn, ick wür ehr nich wedrer kenn.“ (Konjunktiv II) gegenüber

Ick haa ook mâl ein, dee reit genau denn Halsreim ubbe Schoossee af. Wenn denn Audo
komm dee, goodn Laster ook mit so’n Lâgn [= Laken] dor up un dei wür so’n beddn
fladdern, denn hââl hei an un – dei reit bienâh denn Halsreim dörch. Hei hettn [= hett em]
sogor einmâl dörchreddn.“ (Indikativ Präteritum)

Wigger weist in seiner Grammatik deshalb auch explizit darauf hin, dass die letztgenannte Verwendungsweise im Hochdeutschen nicht üblich sei: „Dat wür rêgen hd. nicht: ‚es wurde regnen‘, sondern: ‚es fing an (begann) zu regnen‘.“²⁹⁸⁴

Mithilfe der Präsensform bilden die Probanden das Futur: „un dann waadn wie jâ allerhand Aabeit loswaadn“ (Lüblow), jedoch kann diese Konstruktion auch andere Tempora ausdrücken. In einer Erzählung wechselt ein Sprecher aus Boldela vom Präteritum ins historische Präsens, wobei er dann auch diese Konstruktion verwendet: „Na, unt âh, nu haa wie je Dösst. Un führn vüer [= vör] bie Ööster Hellwig, striegn vörschriftsmäßig af, moggn dee Lien fast un waadn denn ’n Glass Bier drinkn. Unt âh, dat möötn poor tovââl wordn sien.“ Die Grenzen zwischen zukunfts- und gegenwartsbezogener Bedeutung sind also nicht immer eindeutig auseinanderzuhalten: „Jâ. Bloß, dee Gummiwâogn is das, sünd ook Erleichterung vör dee Pier sind, aba meist vejett man ook ümmer, dat man dee Pierd dat erleichtern will, un waat nu seng „Och, is ja’n Gummiwâogn!“ (Triepkendorf). Ein Mann aus Groß

²⁹⁸² Saltveit, S. 294.

²⁹⁸³ Vgl. auch folgenden Satz eines Mannes aus Hoort in „Fiek’n hätt schrâb’n ut Hagenow...“: „Weer’n wi man âben ut’t Dörp ruut, würr’n all dei Schau drücken, datt güng oewer liekers wiere.“ (Karls, S. 81, Nr. 113).

²⁹⁸⁴ Wigger, Grammatik, S. 79.

Lantow flicht die Konstruktion in eine Schilderung über den Anbau von Kartoffeln und Getreide ein, obwohl er eigentlich eine allgemeingültige Aussage damit macht:

Jå, un denn kümmt dee ganze Plääg vonne Tüwvl, dee's natürlich denn beddn komplizierter as bie't Kuurn, mit Kuurn watt höchstns noch ein oder tweimål schriegelt, wenn't uploobm is, üm Unkruut tau venichtn. Dat watt natürlich so'n Tietpunkt sinn, dat dat Kuurn nich liedn deiht dor unner, unner dat Schriegl, oewer dat Unkruut mööt noch...

Lierow behauptet deshalb, „[d]ie mit werden gebildete Form kommt hier nur als Potentialis vor. Das Futurum wird dagegen immer mit sollen und wollen gebildet.“²⁹⁸⁵ Auf den Aufnahmen nutzen die Probanden jedoch „warden“ auch mit Zukunftsbezug: „Wie waadn uns dee Moehl pachtn in Dobbertien.“ (Dobbertin); „will mål seihn, wie waadn dat schon hennkriegn“ (Marnitz).²⁹⁸⁶ Die Verteilung der Tempora ist jedoch nicht immer eindeutig festgelegt, das zeigen auch die verschiedenen Übersetzungen für den MWB-Satz „Nach der Ernte war wieder mehr Korn im Scheunenfach.“: „Nåh dee Oornt waat wedrer miehr Kuon in Schüünfack sien.“ (Selmsdorf); „Nåh'n Aust waat wedrer dee Kuon in Tass miehr waan.“ (Triepekendorf). Die Probanden unterscheiden also nicht immer streng zwischen den verschiedenen Zeiten, zumal „warden“ und „würden“ unterschiedliche Funktionen wahrnehmen können und sich dieses Verb „teils dem Modussystem, teils auch einem grammatisch schwer unterzubringenden Aspektsystem anschließt bzw. nähert.“²⁹⁸⁷ In der Mundartliteratur füllt das Verb diese ebenfalls aus, so schreibt Reuter in „Ut de Franzosentid“: „un de Auditör beföhl, den Bäcker tau binnen, up den Wagen tau smiten un mittaunehmen; dat Widere würd sik finnen, hei hadd sik an den Franzosen vergrepen, un dat wir naug“²⁹⁸⁸ (Konjunktiv II) bzw. „in ganz Nedderdütschland würd 't späuken; keiner wüßt, woher 't kamm“²⁹⁸⁹ (Indikativ Präteritum). Auch bei „warden“ sind in dem Roman unterschiedliche Bedeutungen auszumachen: „Ik ward mi de Fingern nich klemmen.“²⁹⁹⁰ (Futur) gegenüber „Un dormit ward hei in de Kamer gahn, leggt sik dal, un snart slöppt hei los“²⁹⁹¹ (Indikativ Präsens). Tarnow nutzt „würden“ als Präteritumumschreibung, um damit den Reim zu erhalten, z. B. in „Dat Brüden geht üm“:

De Eddellüd, de gauden Fründ'n,
Wüld'n Osten dit von Harten günn'n,
Un würd ein Grienen un ein Hoegen,
Denn Osten würd nich einer moegen.²⁹⁹²

Das Verb dient aber auch dazu, das Passiv zu bilden, was die Probanden relativ häufig verwenden. Der vermehrte Gebrauch ist teilweise auf den Erzählgegenstand zurückzuführen: „Dee [Futerrüben, A. K.] möödn åh, midde Hand uptreckt waan, afköppt waan, tosåmschmådnn waan, is alles Handaarbeit, un ook midde Hand uplåådt waan un ook noch to'n groodn Deil aflåådt waan“ (Groß Lantow). Unabhängig davon nutzen die Sprecher aber häufig die unpersönliche Sichtweise, die das Passiv bietet, so dass sie nicht als Akteure auftreten: „un ååms wür denn hockt“ (Bennin); „dordörch sünd nu dee schlechtn Wääg un so, un watt sich nu mit

²⁹⁸⁵ Lierow, S. 9.

²⁹⁸⁶ Vgl. auch Saltveit, S. 294 f.

²⁹⁸⁷ Saltveit, S. 295.

²⁹⁸⁸ Reuter, Werke II, S. 95

²⁹⁸⁹ Ebenda, S. 91.

²⁹⁹⁰ Ebenda, S. 30.

²⁹⁹¹ Ebenda.

²⁹⁹² Tarnow, Hoeg, S. 35.

fastführt“ (Hinrichshagen); „denn wür't Pier vör'n Ümgang kräagn“ (Glaisin). Eine Glaisinerin erzählt beispielsweise von den Feierlichkeiten zu Pfingsten, wobei sie fast ausschließlich dieses Genus verbi verwendet:

Äamt vör Pingstn wür dat mockt un nâh henn, wenn denn dee Groodn, dee hemm denn Lauf buugt ubbe Strâât, wiern ubbe Strâât, würdn [= würd ein] Pingstelauf mockt. Un dor wür denn nâhmeddaggs, Pingste-Nâhmeddagg wat to drinken hennhâält, ne, dor wür denn drunkn. (Glaisin)

Damit rückt das Geschehen in den Vordergrund, die beteiligten Personen scheinen den Sprechern wiederum nicht so wichtig. Ein Kiever berichtet von seiner Tätigkeit als Milchfahrer, ohne dass er sich selbst erwähnt, wodurch eine eher allgemein gehaltene Schilderung entsteht:

Dee Vörstrât ging dââl bie uns, de poor Kann wûrn dor uplââdt, denn ging nâh dee Stâäg rinn. Inne Stâäg, dat Enn, dat Enn, ging dee Pier, dee Pier wûßt'n ja allein Bescheid, dee ging allein, Liew [= Lien] ümme Brems wickelt, unt âh, denn wûrn dee poor Kann rannsett vörher, bie't Rinnführn nâhde Stâäg wûrn dee Kann uplââdt, bie't Trüggführn, dee Pier wenn'n allein üm, bie't Trüggführn, denn wûrn dee Kann wedrer rannsett, denn ging't hier runn up anner Enn, Seestrât hier rinn. Wörn s' uplââdt un bie't Trüggführn wedrer rannsett, in Instrât trügg, un dee wûrn denn rasch bie uns wieder rannstell un dee ging nâh'n Dörp ruut, denn ging af, Tiet wier nich, un denn wier'n ümmer schön natt morgns, wenn dee all up haa, schön sweidig.

Bei den Verben ‚brauchen‘, ‚können‘, ‚müssen‘ steht in der Standardsprache ein Ersatzinfinitiv, wenn sie in einem Verbgefüge mit ‚haben‘ verwendet werden.²⁹⁹³ Die Probanden nutzen in all diesen Fällen das Partizip II: „Oewer mit twölf Johr, donn heff'ck noch keen Kuurn meihgn bruukt“ ‚habe ich [...] zu mähen brauchen‘ (Klein Trebbow); „Wie haan ja ook midde Postkutsch führn künnt“ ‚wir hätten [...] fahren können‘ (Marnitz); „dormâls hewwick ook noch Holt behaun müßt“ ‚habe ich [...] behauen müssen‘ (Zweedorf).²⁹⁹⁴ Diese Bildungsweise ist nicht nur auf das Mecklenburgische beschränkt, Saltveit bringt Beispiele aus anderen niederdeutschen Dialekten und meint abschließend, „[h]ier besteht offensichtlich auch ein Unterschied zum Nl.“²⁹⁹⁵

Nach „bruken“ ‚brauchen‘ folgt entweder sofort der Infinitiv oder dieser wird mit „to“ angeschlossen: „wie bruugn je guor nich wieder in Urlaub führn“ (Bansow); „dee bruugn ja nich miehr wassn“ (Cammin); „'n Deig bruugn wie ja nich midde Hand moggn“ (Röbel) bzw. „donn bruugn wie je nich mehr mit dee Seißl to mehndn“ (Bennin); „Also, dor bruugn se nich sovâäl, so oft to schöbbm“ (Hinrichshagen); „denn bruugn wie je ehr bloß vörmiddaggs noch Schtroh oder Klee to gäâbm“

²⁹⁹³ Duden, Bd. 4, S. 193; Helbig/Buscha, S. 98, siehe auch Wigger, Grammatik, S. 82.

²⁹⁹⁴ Unterschiedlich beurteilen die Grammatiken, wie bei einigen anderen Verben zu verfahren sei: Bei „heißen“ (im Sinne von ‚befehlen‘), „lassen“, „sehen“ ist nach Auffassung des Dudens der Infinitiv häufiger als das Partizip II, bei „fühlen“, „helfen“, „hören“ seien beide Formen üblich, das Partizip überwiege bei „lehren“, „lernen“ und „machen“ (Duden, Bd. 4, S. 193). Helbig/Buscha, S. 98, setzen den Infinitiv nach Modalverben, Wahrnehmungsverben, „brauchen“ und „lassen“, gehen aber nicht darauf ein, ob und wann auch Partizip II möglich ist. Auf den Aufnahmen ist bei „laten“ und „seihn“ nicht zu entscheiden, welche Form vorliegt, da Partizip II und Infinitiv übereinstimmen: „Ick haa mie vetell loddn“ (Lancken); für „seihn“ gibt es nur einen Nachweis von Gundlach selbst aus Zahrendorf: „Nu hewwick äâbm, as ick hier rinnkeem in dat Huus, 'n Füüerwehrhelm ling seihn“; „heiten“ ist in der Bedeutung ‚befehlen‘ nicht belegt. „helfen“ steht mit Partizip II: „Un nâäbmbie hedder natürlîch ook dee Nett mit dröög'n holbm“ (Hoben). Für „fâühlen“/„föhlen“ und „maken“ fehlen Nachweise, „hüren“ und „liehren“ ‚lehren‘, ‚lernen‘ stehen im Part. II: „ick heff dat ja vetell hüürt“ (Bennin); „un hemm naher bei [= beide] tosââm koggn liehrt up ein Gaut“ (Granzin).

²⁹⁹⁵ Saltveit, S. 295.

(Lancken). Das MWB behauptet, „*tau* fehlt selten“,²⁹⁹⁶ jedoch gibt es auf den Aufnahmen mehrere Belege ohne das Wort. Ähnlich wie „zu“ im Hochdeutschen scheint es langsam zu schwinden, wohl in Anlehnung an die anderen Modalverben.²⁹⁹⁷ Daneben gibt es Sätze, die nicht wortwörtlich in die Standardsprache übertragen werden können, so sagt eine Frau aus Carolinenhof: „ehr is krank“ ‚sie ist krank‘. Diese Konstruktion kommt auch im Hochdeutschen vor, wenn auch nicht mit ‚krank‘: ‚ihr ist schlecht‘. Folgender Satz, bei dem eine Jördenstorferin stattdessen ein Verb anfügt, folgt dieser Bildungsweise ebenfalls: „ehr is sweiden wordn“ ‚sie fing an zu schwitzen‘. Keine Entsprechung haben auch „dee haa ook sien Dauhn un Not“ ‚der hatte auch seine Arbeit und Not‘ (Röbel) und „dat hett kein Doehs [= Doehg] nich hüüt åämt“ ‚das hat keinen Sinn heute Abend‘ (Brudersdorf).

5. 7 Zusammenfassung

Viele Abweichungen im Satzbau des Mecklenburgischen im Vergleich zur Standardsprache lassen sich durch die unterschiedlichen Domänen erklären, in denen beide eingesetzt werden. Der Dialekt weist vor allem Eigenschaften der gesprochenen Sprache auf, während das Standarddeutsche bevorzugt – wenn auch nicht ausschließlich – als Schriftsprache verwendet wird. Anakoluth, Ellipsen und Kürzungen finden sich beispielsweise auch in der hochdeutschen Umgangssprache. Daher sind einige Besonderheiten, die hier behandelt wurden, nicht ausschließlich typisch „niederdeutsch“ oder gar „mecklenburgisch“, sondern resultieren daraus, dass die Mundart vor allem in der mündlichen Kommunikation genutzt wird. Dazu gehört auch das oftmals nachgeschobene „ne“ (lautlich [nə]) am Ende einer Aussage, mit dessen Hilfe der Sprecher quasi die Bestätigung sucht, ob der Kommunikationspartner ihn auch verstanden habe: „Nu is da aber man ’n einspurign Wegg, dor koen man ein föhrn, ne.“ (Badendiek); „Ne, also dat is’n Deil vonne Wacht, ne, de einzelne Deil.“ (Prislich); „Jää, dat is dünn west, oewer ’t, dat Bier weer ook ’n beddn dünn, ne.“ (Woez).²⁹⁹⁸ In Schönbeck und Weisdin nutzen die jeweils ältesten Sprecher dafür teilweise auch „wa“ (lautlich [va]): „Wenn wie uut School komm deen, ruut, Jöös höödn, wa.“ (Schönbeck); „Dat wier, Kanter Voß wier dat dunn, wa, dee oll.“ (Weisdin). Hinzu kommt auch, dass der Dialekt auf die Umgangssprache einwirkt, so führt die jüngere Kossebaderin den hochdeutschen Satz ihrer Tochter auf einer Feier weiter: „... dee Gustav Hauptstein doot blääbm is?“ Letztere ergänzt dann wieder auf Hochdeutsch: „Der’s doch aufe Silberhochzeit tot geblieben.“ Es ist also allein deshalb schon schwer zu entscheiden, was „typisch“ niederdeutsche Syntax ist, in der hochdeutschen Umgangssprache Mecklenburgs ist beispielsweise auch „sitzen gehen“ zu hören.

Auf einen Unterschied in der Wortstellung weist der ältere Trammer hin, als er seinen FT übersetzt: „Wie geht di dat? – Also hier, ‚Wie geht es dir?‘, aber ick segg ‚Wie geht die dat?‘, ne.“ Einige wenige Probanden verändern die Reihenfolge nicht, so z. B. der zweite Sprecher aus Lüblow sowie jeweils der vierte in Schlagsdorf und

²⁹⁹⁶ MWB, II, Sp. 18.

²⁹⁹⁷ Vgl. Duden, Bd. 4, S. 377, Anm. 1; Duden, Bd. 9, S. 153 f.: Danach gelte in der geschriebenen Sprache vorwiegend Infinitiv mit zu, in der gesprochenen werde „zu“ jedoch oft weggelassen. Helbig/Buscha, S. 98 u. 102, unterscheiden nicht zwischen diesen beiden Ebenen und geben nur die Variante mit „zu“ an.

²⁹⁹⁸ Vgl. auch Herrmann-Winter, Auswirkungen, S. 176: „Eines der auffälligsten Merkmale in der erzählenden Rede ist bis zum heutigen Tage der oftmals stereotype Gebrauch der Bestätigung suchenden Partikel *nə* ‚nicht‘ und der fortführenden *na* oder *na ja* u. ä.: *na, un eins kömen wi denn ok so æwer’n Barg, un mit mal steiht dor so’n groten Hirschbull, ne.*“

Welzin: „Wie geht dat die?“ (Lüblow), was aber auf die Vorlage zurückzuführen ist. Die Wortstellung ist hier allerdings durch das Wort „dat“ bedingt, in der hochdeutschen Umgangssprache ist ebenfalls „Wie geht dir das?“ möglich. Die Stellung ist nur deshalb „typisch niederdeutsch“, weil heute in vielen Dialekten „dat“ dieselbe Funktion wie hochdeutsches „es“ ausübt, in älteren Schriftzeugnissen, wo noch „et“ (bzw. „it“) vorkommt, stimmt die Wortstellung mit der hochdeutschen Vorgabe überein, z. B. in einem Bauerngespräch (um 1728): „Hans, wo geht et die, [...]?“²⁹⁹⁹ Sprecher, die das „es“ des Übersetzungstextes verniederdeutschen, behalten die Reihenfolge ebenfalls bei: „Wie geht ett die?“ (u. a. Demen, Granzin, Pinnow). Daneben gibt es aber syntaktische Merkmale im Mecklenburgischen, die nicht auf Mündlichkeit beruhen und auch nicht in der Umgangssprache zu hören sind, z. B. „dee weck“, „so'n Stücker fief“, die Umschreibung des Präteritums mit „würden“, kamen + to (tau) + Infinitiv usw. Einige Erscheinungen sind aber bereits rückläufig, so z. B. die besagte Mengenangabe, „sitten (bzw. stahn, liggen) gahn“, die doppelte Verneinung, andere halten sich – z. T. wohl auch, weil sie durch die Umgangssprache gestützt werden – länger, z. B. die Trennung der Adverbien oder die Umschreibung der Nebensätze mit „dauhn“/„dohn“.³⁰⁰⁰

²⁹⁹⁹ Kohfeldt, Bauerngespräche, S. 162.

³⁰⁰⁰ Menke, Niederdeutsch, S. 180, macht eine „zunehmende Aufgabe der *doon*-Periphrase“ aus, für das Mecklenburgische gibt es jedoch keinen wesentlichen Unterschied zwischen älteren und jüngeren Sprechern. Selbst auf den neueren Aufnahmen ist sie vielfach belegt, so sagt die jüngere Kosebaderin: „Ja, seggt s', wenn ick Geläagnheit heff, kann awer nich seng, da'ck komm dauh.“

6. Zur kommunikativen Bedeutung des Mecklenburgischen

6. 1 Gesprochener Dialekt vs. Literatursprache

Die bisherigen Untersuchungen haben gezeigt, dass viele heutige Besonderheiten des Mecklenburgischen auch in der Mundartliteratur vorkommen. Dennoch ist es problematisch, mit Hilfe dieser Schriftsprache Eigenheiten des gesprochenen Dialektes zu bestimmen, obwohl Teuchert behauptet:

Wenn daher allgemein geübter Brauch die Sprache eines einzigen mecklenburgischen Heimatdichters, Reuters nämlich, als Abbild und Vertretung der Mundart des ganzen Gaus nimmt, so besteht von Seiten der wissenschaftlichen Forschung kein Anlaß, dieses Verfahren zu beanstanden. Wohl zeigen die Schriften Brinckmans, Stillfrieds und Helmuth Schröders besondere Sprachzüge. Aber diese sind nicht so erheblich, daß sie den Ansatz von Sondermundarten, denen die Sprachform dieser Dichter zuzuweisen wäre, rechtfertigten.³⁰⁰¹

Anhand der Aussprache/Schreibung und der Lexik soll nun kurz auf einige Unterschiede zwischen den Aufnahmen und Mundarttexten eingegangen werden: Der Abschnitt über das Alter einiger Lauterscheinungen im Mecklenburgischen hat gezeigt, dass es teilweise recht schwierig ist, anhand von Schreibungen auf die Lautung zu schließen. Hinzu kommt, dass Sprecher oftmals inkonsequent in ihrer Aussprache sind, d. h., nicht immer ist diphthongiertes [haj] zu hören, während Autoren hingegen häufig eine Schreibweise im Text beibehalten, also z. B. immer „hei“ schreiben. Eva-Sophie Dahl bemerkt bei Lessen einen Diphthong im Präsens von ‚müssen‘, der mehrfach nachweisbar ist: „wenn man vörwärts meut“ : „Feut“; (S. 42, Str. 4); „Un meust französ'ch parliren“ (S. 45, Str. 17); „Hiir meut ick van sei afmaschiirn“ (S. 47, Str. 25).³⁰⁰² Diese Form ist auch bei Sibeth und im MWB belegt.³⁰⁰³ Nach Auffassung von Dahl erklärt sich <eu> „aus dem \hat{o}^1 der 6. Ablautklasse, das lautgesetzlich diphthongiert wurde, während das übliche *möt* wie bei den andern Verben der 6. Klasse durch Übernahme des \hat{o}^2 der 2. Klasse zu erklären ist.“³⁰⁰⁴ Teuchert leitet die

³⁰⁰¹ Teuchert, Sprachlandschaft, S. 158.

³⁰⁰² Die Seitenangaben beziehen sich auf folgende Ausgabe: Lessen, Hellenia (s. Anm. 839).

³⁰⁰³ Sibeth, S. 54; MWB, IV, Sp. 1263.

³⁰⁰⁴ Dahl, Hellenia, S. 117. Nicht zu deuten vermag Jacobs wiederum „das abweichende *ö* in *mö-dn* (mnd. *mö^ten*, as. *môtian*, got. *gamôtian*) hemmend entgegnetreten, abwehren (z. B. *kö-ü mö-dn*), *mö-dn* ist offenbar ein Lehnwort.“ (Jacobs, Teuth. 2, S. 118). Dietz, S. 126, erklärt ebenfalls, dass es wie „möten“ ‚müssen‘ Monophthong aufweise. Mussäus, Stände, S. 135, gibt „mäuten“ ‚müssen‘ als gängige Aussprache in Mecklenburg an, schreibt jedoch „möten – das Weglaufen hindern.“ Das Wort kam auf den Aufnahmen leider nicht vor. Jedoch zeigt sich in der Mundartliteratur auffällig <ö>, z. B. in Reuters „Ut mine Festungstid“: „ik müßt em up't Frisch wedder öwerlackieren un de Fleigen möten, bet hei ut mine Hän'n was“ (Reuter, Werke II, S. 262). Oldörp, Nümmser, S. 270, verwendet das Substantiv: „wenn em wat Frömms in dei Mööt kümmt“. Hartmann, Leigen, S. 50, versieht ein Gedicht mit dem Titel „Mudder möt dat Älend.“ Ein Nachweis für den Diphthong findet sich bei A. Distel: „Fäut“ : „De driw' s' man in 'e Mäut.“ (Distel, S. VII). Er schreibt auch bei ‚müssen‘ Zwie-laut: „Oa mäut Jeder fischen“ (ebenda, S. VI). Sibeth, S. 54, notiert „**Mäuten** [sic], (**äu-ö**), aufhalten, nicht durchlassen.“ Jacobs' Vermutung, es könne sich um ein Lehnwort handeln, scheint nicht plausibel, da er selbst die Formen aus den älteren Sprachstufen nennt. Im Redentiner Osterspiel heißt es z. B.: „Kumpt hir jemant here varen, / Deme wil ik alzo moten“ (Schröder, Redentiner Osterspiel, S. 31). Lauremberg verwendet das Substantiv in einer Bauernkomödie: „Wenn se man ufs nich wadder in de möte kamen.“ (Nissen, S. 147). Belege für das Verb finden sich in Hg. 16, 2 (1715) und Hg. 21,3 (1724) und in einer Wortliste aus dem Jahre 1795: „Mo^othen, aufhalten. In de Mo^oth kamen, einem in den Weg treten.“ (– – s, Monatsschrift 5, 1795, S. 149), vgl. auch Ackermann, Verzeichniß, S. 272, der 1796 das Verb und dessen Ableitungen „bemo^oten“ und „in de Mo^oht gahn“ erfasst. Jeppe,

westmecklenburgischen Präteritalformen ‚*dräug* ‚trug‘, ‚*näuhm* ‚nahm‘, ‚*leut* ‚ließ‘, die er allesamt bei Clasen gefunden hat, „mit Behrens aus dem umgelauteten und diphthongierten Vokal \hat{o}^1 der 6. Verbklasse“ her.³⁰⁰⁵ Behrens entnimmt seine Beispiele jedoch Kolz’ Arbeit und macht darin eine Regelmäßigkeit aus, die in der (heute) gesprochenen Mundart nicht festzustellen ist.³⁰⁰⁶ Für die Herleitung wurde also ausschließlich Mundartliteratur bzw. Sekundärliteratur herangezogen. Die von Teuchert erwähnten Formen sind auch auf den Aufnahmen zu hören: „up Bocholt sien Hochtiet noch’n, dräucher [= dräug hei] noch up Pladdüütsch ümmer wat vör“ (Welzin); „näuhm denn Ratt [= Fahrrad] un fäuhnt denn von ein Dörp in’t anner, ne“ (Glaisin); „Un mien Vadrer läut mie ook alle Aabeit moggn“ (Boldela). Allerdings ist diese Diphthongierung nicht so konsequent, wie Teuchert sie darstellt, so heißt es in Boldela „nöh“³⁰⁰⁷, in Penzin „näuh“ (Sprecher zwei), aber „löt“ (Sprecher vier), d. h., hier stehen sich diphthongierte und monophthongische Formen gegenüber. In Schlagsdorf ist „neih“ zu hören, dass mit Teucherts Ableitung überhaupt nicht zu erklären ist, da dieser Zwiellaut schwerlich aus \hat{o}^1 hervorgegangen sein kann. Bei der Präteritalform von ‚kommen‘ sind bei einigen Sprechern beide Varianten zu hören: „un donn nähher kööm dee Tosaambruch dortwischn“ gegenüber „denn käum man nähher dorbie“ (Sprecher vier, Selmsdorf). Diese Schwankungen sind mit den Lautgesetzen, die Dahl und Teuchert anführen, nicht zu erklären, denn es scheint kaum plausibel, dass die Probanden mal nach \hat{o}^1 diphthongieren, wenige Minuten später aber dieses nach \hat{o}^2 überführen und damit den Monophthong erhalten. Oftmals ist die Diphthongierung lexemabhängig, nur so erklärt sich nämlich die Reihe „läut“ – „nöh“ – „keem“ in Boldela, manchmal kommen bei einem Verb sogar mehrere Varianten vor.³⁰⁰⁷ Hier kann also allenfalls von Tendenzen gesprochen werden, nicht von „Lautgesetzen“, wie sie die Schreibungen in der Mundartliteratur suggerieren. Die Autoren halten sich in ihren Texten zumeist an eine Variante, d. h., sie wenden eine Art Rechtschreibung an, die eben konstante Formen hervorbringt. Schriftlich festgehalten sind diese Schwankungen bei „Fiek’n hätt schrüb’n ut Hagenow...“, dort finden sich in einem Text aus Vellahn u. a., „leup“ ‚ließ‘, „leuten“ ‚ließen‘, „meuken“ ‚machten‘, aber auch „anköm’n“ ‚ankamen‘.³⁰⁰⁸ In einem anderen aus Loosen heißt es „keumen“ ‚kamen‘, aber „mök“ ‚machte‘.³⁰⁰⁹ Selbst bei ein und demselben Wort treten wie auf den Aufnahmen unterschiedliche Varianten auf, so finden sich im Bericht eines Mannes aus Woosmer „Sei keum ok bloß bett Olljohrsabend.“, „Niejohr keum ‚Niejohrmurre‘, dei keum ass Engel verkleet“, „dei keum“ aber auch „köm dei Wiehnachtsmann bie uns“; monophthongisch sind

S. 106, verzeichnet es ebenfalls: „möthen abwehren, zurückhalten, behüten.“ In der „Monatsschrift von und für Mecklenburg“ finden sich „Bemo^oten, begegnen.“ (P. u. P. z. P., Nachtrag, Sp. 691) und „Mo^oht, eenem in de Mo^oht kamen“, S... [Siemssen?]: Einige Bemerkungen u^ober die genaue und ausschließliche Verwandtschaft unserer plattdeutschen Mecklenburgischen Sprache mit der Englischen, zur Erläuterung einiger plattdeutschen Wo^orter, welche aus keiner andern als der englischen Sprache zu erklä^oren stehen, in: Monatsschrift von und fu^or Mecklenburg. Zweyter Jahrgang. 11^{tes} Stu^ock, Schwerin November 1789, Sp. 1046. Die Belege zeigen vielmehr, dass das Wort seit dem Mittelniederdeutschen in Gebrauch ist. Selbst wenn es sich dann um eine (frühe) Entlehnung handeln sollte, stellt sich doch die Frage, warum die Diphthongierung so häufig unterlassen worden ist, denn sie ist zumindest im Westen auch bei einigen Fremdwörtern zu beobachten. Das lautlich ähnliche ‚heizen‘ zeigt Diphthong: [bɔydn̩].

³⁰⁰⁵ Teuchert, Beiträge, S. 233.

³⁰⁰⁶ Behrens, S. 216.

³⁰⁰⁷ Vgl. auch die Kap. 2.1.6 und 2.2.3, dort wird auf die Verbreitung der Diphthongierung genauer eingegangen.

³⁰⁰⁸ Alle Nachweise: Karls, S. 194, Nr. 348.

³⁰⁰⁹ Beide Nachweise: ebenda, S. 193, Nr. 345.

auch „gew“ und „kek“.³⁰¹⁰ Der bereits oben angeführte Vellahner nutzt in einer anderen Erzählung neben „keum ick“, „keum ‚Tante Köhler““, „ick keum“, „Dor geiw’t“ „mien Murre köm“ und „jeres Kind [...] gew“.³⁰¹¹ Aber selbst in der Mundartliteratur sind manchmal Schwankungen zu beobachten, die sich nicht mit Hilfe von Lautgesetzen erklären lassen: Clasen schreibt beispielsweise „reip“ (S. 6) und „reup“ ‚rief“ (S. 4), ‚monophthongisch‘ ist bei ihm „nöhmen“ ‚nennen‘ (S. 3) und dessen Partizip II „nöhmt“ (S. 1),³⁰¹² das Oldörp wiederum als „näumt“ ‚genannt‘ verschriftlicht.³⁰¹³ Hartmann nutzt überwiegend „käum“,³⁰¹⁴ in der Geschichte „Grotmudder vertellt“ jedoch „herkemen“, in selbiger heißt es auch „geschehn“, „Geschichtenböker“ ‚Geschichtenbücher‘, „leten“ ‚ließen‘, „söt“ ‚süß‘, aber ebenso „kreigen“ ‚kriegten, bekamen‘, „meint Ji“ und „Kräuger“ ‚Gastwirt‘³⁰¹⁵, wobei die „diphthongischen“ Schreibweisen überwiegen, und es stehen sich „Wohrheit“ und „Wohrhet“ gegenüber.³⁰¹⁶ Wilhelm Beckmann verwendet westmecklenburgisches „käum“, schreibt aber auch einmal „uttäuöwen“ ‚auszuüben‘.³⁰¹⁷ Bei Baade finden sich „seig tau“ ‚sah zu‘ und „käumen“ sowie die „monophthongischen“ „flögen“ ‚flogen‘ und „legen“ ‚lagen‘.³⁰¹⁸ Dass es sich in solchen Fällen immer um Druckfehler handeln sollte, scheint unwahrscheinlich, denn allein bei Hartmann ist der Variantenreichtum dafür doch zu groß. Mussäus verzeichnet 1837 neben „Fuder – Fäuder“, „hüten – häuden“ auch „fluchen – flöken“,³⁰¹⁹ in seiner Sprachlehre wiederum „fläuken“.³⁰²⁰ Lessen schreibt „Ick fleukt taulezt för dull un blind“.³⁰²¹ Es kann jedoch nicht ausgeschlossen werden, dass Verlage bzw. Herausgeber in die Schreibung eingreifen. Diese Anpassungen können eher „unbedeutende“ Änderungen sein (bei Reuter beispielsweise „sick“ – „sik“, „virte“ – „vierte“ „so un so“ – „sounso“),³⁰²² mitunter betreffen sie aber Fälle, wo den Schreibungen ein anderer Lautwert zukommen könnte: Die Volksausgabe von Reuters Werken, die Batt-Ausgabe von „Ut de Franzosentid“ und die Ausgabe von Gaedertz/Neumann haben allesamt „un ut *einen* Hals’ repen“³⁰²³. Die ersten beiden Textausgaben enthalten dann aber „röp hei“³⁰²⁴, während Gaedertz/Neumann „rep hei“ drucken.³⁰²⁵ Hier geht durch den Ausgleich eine „gerundete“ Form verloren. In einem photomechanischen Nachdruck einer Ausgabe von „Hanne Nüte un de lütte Pudel“ von 1865 ist „Mauder“ zu lesen,³⁰²⁶ Volksausgabe und Gaedertz/Neumann haben jedoch „Moder“³⁰²⁷. Ein Unterschied in der Konjugation ergibt sich, wenn die

³⁰¹⁰ Alle Nachweise: ebenda, S. 111, Nr. 170.

³⁰¹¹ Alle Nachweise: ebenda, S. 193, Nr. 346.

³⁰¹² Alle Seitenzahlen nach Clasen (s. Anm. 242).

³⁰¹³ Oldörp, Nümmser, S. 270.

³⁰¹⁴ Z. B. Hartmann, Leigen, S. 25.

³⁰¹⁵ Alle Belege: ebenda, S. 11.

³⁰¹⁶ Ebenda, S. 11 bzw. 12.

³⁰¹⁷ Beide Belege: Beckmann, W., S. 2.

³⁰¹⁸ Alle Nachweise: Baade, S. 59.

³⁰¹⁹ Alle Nachweise: Mussäus, Stände, S. 137.

³⁰²⁰ Mussäus, Sprachlehre, S. 3.

³⁰²¹ Lessen, Hellenia, S. 45, Str. 19.

³⁰²² Die hier angeführten Unterschiede sind im ersten Satz des ersten Kapitels von „Dörchläuchting“ zu finden, wobei die erste Variante der Volksausgabe von 1878 entstammt (Reuter, Volks-Ausgabe V, S. 3), die zweite der Gaedertz/Neumann-Ausgabe (Reuter, Werke V, S. 13).

³⁰²³ Reuter, Volks-Ausgabe III, S. 395; Reuter, Werke II, S. 186 (in beiden Ausgaben ist „einen“ aber wegen der Frakturschrift gesperrt statt kursiv gesetzt); Reuter, Franzosentid, S. 177.

³⁰²⁴ Reuter, Volks-Ausgabe III, S. 295; Reuter, Franzosentid, S. 178.

³⁰²⁵ Reuter, Werke II, S. 187.

³⁰²⁶ Reuter, Hanne Nüte, S. 53: „Sin Vader süs, sin Mauder süs“.

³⁰²⁷ Reuter, Volks-Ausgabe IV, S. 35; Reuter, Werke VI, S. 43: „Sin Vader süs, sin Moder süs“.

Volksausgabe von 1878 „unnerbrok“ druckt, Gaedertz/Neumann aber „unnerbrök“.³⁰²⁸ Zwangsläufig werfen solche Unterschiede die Frage auf, welche Änderungen vom Dichter autorisiert wurden und welche nicht, welcher Text als Maßgabe für die Beurteilung der Schreibweisen dienen sollte: Erstausgabe oder Ausgabe letzter Hand? Adolf Wilbrandt erläutert in der Einleitung der Volksausgabe, dass Reuter seine Schreibung mehrfach geändert habe, so dass er für die Werkausgabe folgende Konvention wählt:

Jedes zusammenhängende, größere Werk Reuter's ist nach der in ihm vorherrschenden Schreibweise einheitlich redigiert, und zwar so, daß in den älteren, namentlich den poetischen Werken: „De Reis' nah Bellingen“ und „Kein Hüsung“ mehreres von der früheren Schreibweise, was Reuter selbst später nicht ganz zu entfernen oder aufzugeben vermocht hat, beibehalten; in den mittleren und jüngeren hingegen (von „Hanne Nüte“ anfangend) überwiegend der späteren Schreibweise Reuter's der Vorzug gegeben; endlich: für eine Anzahl von Wörtern, deren Schreibung bisher am meisten hin- und herschwankte, eine einheitliche Schreibung für den ganzen Reuter-Text durchgeführt ist.³⁰²⁹

Doppelformen, die auch im Dialekt vorkommen, seien dagegen beibehalten worden.³⁰³⁰ Es ist daher kaum abzuschätzen, inwieweit die Reuter-Ausgaben die vom Dichter intendierte Schreibung wiedergeben. Anhand der Texte lässt sich Reuters wahre Aussprache also nur sehr bedingt rekonstruieren.

Beckmann erläutert in seinem Aufsatz über „Die Weiterentwicklung der Mecklenburger Mundart nach dem Tode Fritz Reuters“ die Verbreitung des Hiattilgers /g/ und behauptet, „[i]m äußersten Westen und Südwesten ist in diesen Fällen überhaupt kein Gleitlaut vorhanden; weder Stillfried noch Helmuth Schröder schreiben ihn.“³⁰³¹ Letzterer schwankt aber im Gebrauch:³⁰³² so schreibt er „nies Bauk“ (S. 47), „nieges Leben“ (S. 106), „en niegen Band Lyrik“ (S. 260, in einem auf niederdeutsch verfassten Brief an Wossidlo, dazu ist auch ein Faksimile-Abdruck beigegeben, wo deutlich <g> zu lesen ist [s. S. 261]), „raugt“ ‚ruht‘ (S. 53) und „Stämmemhau'n [sic]“ : „rauhn“ (S. 68). Nach <au> und <u> nutzt er teilweise <g>: „maugen“ ‚miauen‘ (S. 149), „Gottvertrugen“ : „Gruhen“ : „bugen“ (S. 76). <eu> und <äu> folgt dann <d>, mehrfach im Reim mit „bläuhden“ ‚blühen‘, so z. B. „freuden“ (S. 55), „streuden“ (S. 47), außerdem „verbläuden“ ‚verblühen‘ : „vergläuhden“ (S. 56), allerdings ist nicht immer Reimzwang für die Schreibung verantwortlich (wie bei „häuden“ ‚hüten‘ : „bläuhden“ [S. 34]), denn das <d> wäre bei diesen Paaren nicht notwendig, oder der Dichter hätte <g> nutzen können. Zudem kommen die Formen auch innerhalb der Verse vor, wo kein Reim vorliegt: „Dor bläuhden Veilchen ümmer“ (S. 70), „Uns Herrgott seeg den Adam / Sik mäuhden, mit en Spreit“ (S. 110); „Un streuden säute Dröm“ (S. 70), „Vergläuhden still ok Weih un Pin“ (S. 46). Auch nach <ei> herrscht der *d*-Einschub vor: „In'n Handümdreihden“ (S. 123); „Vant Meihden“ (S. 112), „krehiden“ : „dei Beiden“ ‚die beiden‘ (S. 149), im Prosatext „Schulten Fiken“ finden sich darüber hinaus „reiden Mund“ (S. 161), „up't Reiden“ (S. 162), in „Hartnack“ „achteidn Johr“ (S. 186), „aftauseiden“ ‚abzusäen‘ (S. 184), „neihden“ (S. 185), „en Johrer teidn“ (S. 184). Nur bei Reimzwang nutzt er <g>: „pläugt“ : „bläugt“ ‚blüht‘ (S. 57), „leigen“ ‚lügen‘ : „dreigen“ ‚drehen‘ (S. 125). Schwankungen treten nach <i> auf, <g> ist zu lesen bei „Friegt“ (S. 163, im

³⁰²⁸ Reuter, Volks-Ausgabe VII, S. 427: „indem dat sei em ümmer unnerbrok“; Reuter, Werke IV, S. 369: „indem dat sei em ümmer unnerbrök“.

³⁰²⁹ Wilbrandt, Adolf: Einleitung. Ueber Fritz Reuter's Sprache und Schrift, nebst sprachlichen Tabellen, in: Reuter, Volks-Ausgabe, S. XIII f.

³⁰³⁰ Ebenda, S. XVII.

³⁰³¹ Beckmann, Mecklenburger Mundart, S. 132.

³⁰³² Die nachfolgenden Seitenangaben beziehen sich auf: Schröder, H. (s. Anm. 475).

Prosatext „Schulten Fiken“), „friegen“ (S. 84, in der Erzählung „Hartnackt“) und im Gedicht „Krischan“ „Sall hei Fiken frigen?“ (S. 98), was er jedoch nicht reimt. In „Min Mekelborg“ heißt es innerhalb des Verses: „häuden“ : „Herr, lat *dihden*, – Herr, lat bläuhden [Hervorheb., A. K.]“ (S. 34). Daneben treten auch Formen ohne Einschub auf, teilweise durch den Reim bedingt: „fin“ : „fri’n“ (S. 59); „Gräun“ : „int Bläuhn“ : „freuen“³⁰³³ (S. 88). Wie bei den Aufnahmen sind die Einschübe offenbar von der Umgebung abhängig³⁰³⁴, d. h., es tritt nicht nur ein Tilger auf. Dabei verwendet Schröder auch das für den Südwesten typische <d>, was Beckmann offenbar nicht aufgefallen ist. Diesen Einschub erfasst zuvor bereits Ritter in „teden, ted’n“ ‚zehn‘.³⁰³⁵

In Stillfrieds „Ut Sloß un Kathen“ ist neben „bläuhn“, „freuen“ (beide S. 3) und „rein“ (S. 198) auch „frigen“ (S. 3), „Nigen-Krambs“ (S. 6) und „snigte“ (S. 178) zu finden, d. h., er nutzt <g>.³⁰³⁶ Die Probanden aus Lüblow und Rastow, beide Nachbardörfer von Stillfrieds Geburtsort Fahrbinde³⁰³⁷, verwenden jedoch /d/: „Kredn“ ‚Krähen‘, „redn“ ‚rein‘, „tedn“ ‚zehn‘; „schtröödn“ ‚streuen‘ (nur in Lüblow nachgewiesen) usw.³⁰³⁸ Zudem haben diese Wörter einen Monophthong, der Dichter schreibt jedoch <ei>. Weiterhin nutzt er „führten“ (S. 9), „Bir“ (S. 11) und „freut“ (S. 179), Ersteres sprechen selbst jüngere Personen noch [fɔydɪ], d. h. diphthongisch, aus, das zweite Wort lautet bei der älteren Generation teilweise noch [bajvə], das dritte realisiert der Rastower als [frø:t]. Da die ältesten Probanden aus Lüblow bereits um die Jahrhundertwende geboren sind, also zu der Zeit, in der der besagte Roman Stillfrieds erschienen ist, ist es unwahrscheinlich, dass diese Unterschiede auf das Alter zurückzuführen sind, denn dafür sind sie für diese kleine Zeitspanne zu groß. Eine 1882 geborene Pinnowerin berichtet, dass die alten Leute früher „tedn“ gesagt hätten, der Gleitlaut ist also im Westen schon seit längerem üblich. Offensichtlich hat sich Stillfried nicht an der Mundart seines Geburtsortes orientiert, sondern ist in seiner *Schreibung* Reuter gefolgt. Die westmecklenburgischen Eigenheiten sind kaum in der Schriftsprache zu finden,³⁰³⁹ als Beispiel sei hier die Serie „Fiek’n hätt schrüb’n ut Hagenow...“ genannt, in der auch Aufzeichnungen von Mundartsprechern aus dem Altkreis Hagenow zu finden sind, so heißt es dort von einem Mann „ut Lausen“ (Loosen): „Dei verköfft wi denn an ‚Eer-Penning‘, dei ok Eer unn Borrer uppköfft unn einmal in’e Woch nah Hamborg liewerte.“³⁰⁴⁰ Bei einem anderen „ut’n Jeiser“ (Kirch Jesar) findet sich noch „Fauhrwark“.³⁰⁴¹

³⁰³³ Vermutlich weicht „freuen“ nur durch die Schreibung ab, da das Reimschema abaab lautet (b hat aber immer „Mai“): „Holt“ : „stolt“ : „Middagsgold“ (1. Str.).

³⁰³⁴ Vgl. Kap. 2.4.2.

³⁰³⁵ Ritter, S. 35, zum Alter dieses Tilgers siehe Kap. 2.4.3.3.

³⁰³⁶ Die Seitenzahlen beziehen sich auf Stillfried, *Ut Sloß un Kathen* (siehe Anm. 1202).

³⁰³⁷ Seelmann, *Litteratur I*, S. 63.

³⁰³⁸ Zum besseren Vergleich sind der Aussprache möglichst nahe Verschriftlichungen gewählt worden.

³⁰³⁹ Teuchert, *Beiträge*, S. 221.

³⁰⁴⁰ Karls, S. 191, Nr. 344.

³⁰⁴¹ Ebenda, S. 80, Nr. 112. Nachweise liefert auch Rudolf Hartmann aus Demern, z. B. „reden Diamanten“ (Hartmann, *Leigen*, S. 28), „räuhrt“ ‚rührt‘ (ebenda, S. 18), „Fauhrmann“ ‚Fuhrmann‘ (ebenda, S. 75), „eirst“ ‚erst‘ (ebenda, S. 22), „weir“ ‚war‘ (ebenda, S. 11), siehe auch Kap. 2.1.4.

Die Strelitzer Brückner und Reinhold verwenden <e>, <o> und <ö> (bzw. <o^e>),³⁰⁴² was der Aussprache der meisten dort untersuchten Orte entspricht. Max Blum, der „in Wokuhl bei Neu Strelitz“ geboren worden ist,³⁰⁴³ schreibt zwar „besökswis“ ‚besuchsweise‘, aber auch „hei“, „kein’n“, „dauhn“, „Faut“, „Fäut“³⁰⁴⁴, obwohl in dem westlich von seinem Geburtsort gelegenen Triepkendorf bereits Monophthonge vorherrschen, ebenso im östlicheren Klein Trebbow. Die Rostocker Eggers-Brüder³⁰⁴⁵ und der ebenfalls aus dieser Stadt gebürtige Berthold Brügge bevorzugen wiederum „monophthongische“ Varianten.³⁰⁴⁶ Brinckman schwankt: im „Kasper-Ohm un ick“ und „Vagel Grip“ verfährt er wie die vorgenannten Autoren, in seinen eigenen Aufzeichnungen stehen aber verschiedene Varianten nebeneinander, so z. B. in folgender Redensart: „Klook Häuhne legt ook mennigmal in’t Nettel.“³⁰⁴⁷ Brügge scheint sich an Brinckman orientiert zu haben, denn beide schreiben „seilen“ für ‚segeln‘.³⁰⁴⁸ Dietz bemerkt jedoch zum Eintrag „seilen“ bei Richey, er habe das Wort nie gehört, stattdessen gelte „für jenes immer auch *fegeln* [sic] wie im Hochdeutschen“.³⁰⁴⁹ Wossidlo notiert von Mecklenburger Seeleuten: „Seilschäpen säd’ de Hamburger. Wi säden Sägelschäpen“.³⁰⁵⁰ In den Küstenorten Hoben, Niendorf und Wustrow nutzen die Probanden ausschließlich „Säägl“ ‚Segel‘ bzw. „säägl“ ‚segeln‘.³⁰⁵¹

³⁰⁴² Brückner schreibt u. a. „deent“, „dree un virtig“, „vemeed’t“ ‚verdingt‘; „dohn“, „Kärkenboock“, „to Mohd“ (alle Nachweise Kahl, S. 116); „spöcken“ (ebenda, S. 117); Reinhold, A., S. 1, z. B. „Erdehlen“ ‚erteilen‘, „kehnem“; „Bohk“; „so’hken“. Sein Bruder Carl bevorzugt ebenfalls diese Schreibweisen: „Bescheed“, „Schoollihra“, „Geographieböka“ (Reinhold, C., S. X), wobei er damit versucht darzustellen, wie „man dat Plattdütsche in Mäckelborg-Strelitz spreckt“ (ebenda, S. XIV) und dem von ihm gewählten „breet“ und „dohn“ schwerinsches „breit“ und „dauhn“ gegenüberstellt (ebenda).

³⁰⁴³ Seelmann, Litteratur I, S. 60.

³⁰⁴⁴ Alle Belege: Blum, S. 3.

³⁰⁴⁵ Seelmann, Litteratur I, S. 70 f.; siehe auch Nergers Erläuterungen, in: Eggers, S. 229.

³⁰⁴⁶ Bei Eggers, S. 5, finden sich: „alleen“, „deepste“, „eegen“, „ehr Doon“, „Mooder“, „To-Huus“, „Höönerstall“. Brügge, S. 12, schreibt „Breed“, „Breite“, „dree“, „eenen“, „Fleegen Hollänner“, „Peeksläden“, „tweet“, „got“, „Mannsmot“, „nahtomaken“, „Schosternahwer“ sowie S. 16: „Föt“.

³⁰⁴⁷ Römer, S. 22, Nr. 33. Gerade in dieser Sammlung ist der Wechsel häufig: „Vesöhk mahkt klauk Lühr, man keen riek Lühr.“ (ebenda, S. 24, Nr. 90). Auch in den Erzählbruchstücken sind Schwankungen zu verzeichnen: „rohren Behn“, „roten Beine“, „deep“, „eenmal“, „heel“, „Steendack“, „Bloom“, „dohn“, „Pohl“, „Pfuhl“, „to“, „vegnögt“ gegenüber, „dei“, „een Beihn“, „sei“, „tau“, „Käh“ (alle Nachweise Römer, S. 32). Insgesamt überwiegen die „monophthongischen“ Schreibweisen.

³⁰⁴⁸ Brinckman nutzt das Wort mehrfach im „Kasper-Ohm un ick“, z. B. „nah den Hoppenmarkt ruppe seilen ded“ (Brinckman, Werke I, S. 81); „un seil mit vulle Fohrt, [...], de Koßfellerstrat dal“ (ebenda, S. 41), „as Kasper-Ohm em so anseilen ded“ (ebenda, S. 42) usw. Brügge schreibt „Seilschäpen“ ‚Segelschiffe‘, „Wi seilten hart an den’ Wind“, „Besanseil“, „Besansegel“, „Marsseils“, „Marssegel“, „Unnerbramseils“, „Unterbramsegel“ (alle S. 30), „Dei Seils hängen an de Rahen“ (S. 34), „un de Wind sick in dat Sprietseil läd“ (S. 86) usw.

³⁰⁴⁹ Dietz, S. 126.

³⁰⁵⁰ Wossidlo, Reise, S. 19. Das Buch behandelt „[d]ie Segelschiffahrt der deutschen Ostseeküste von 1850-80“ (ebenda, S. 15), d. h., „[d]as Alter, das Wossidlo in den letzten Jahren seines Lebens für seine Gewährsmänner notiert, nähert sich meist schon stark den Jahren um achtzig, geht zum Teil noch erheblich darüber hinaus.“ (Beckmann, Paul: Einleitung des Herausgebers, in: Wossidlo, Reise, S. 8).

³⁰⁵¹ Es finden sich u. a. folgende Belege in den genannten Orten: „dat wier, je, ’n richtiges Säägl wier dat, Säägl un Fock.“; „Wie haan vier Rääf inne, inne Windsäägl.“ (Hoben); „Dor güng wie ümmer, säägl wie wegg“ (Niendorf); „Nu, dee Sääglshipfohrt, dee keem je dünn all uut, as ick uphüörn dee, nich“ (Wustrow). In Wustrow erläutert ein Mann den Aufbau einer Bark: „ne Baak is ’n drei, also ’n twei vulltäägelt Mastn, nich, also äh, Maassäägl [= Marssägel], un, un Brämsäägl [= Brahmsägel] un Rohsäägl [= Rahsägel] un dee letzte is denn Besäänsmast, nich.“ Eine ältere Frau dort nutzt das Wort ebenfalls in Komposita, wobei sie den Plural „Schäpen“, „Schiffe“ bereits durch „Schippen“ ersetzt: „Dat wiern ja Sääglbööt. Dat wiern ja aal Sääglshipbm.“

Der Schweriner Korl (Carl) Beyer³⁰⁵² bevorzugt Diphthonge: „hei“, „kein“, „Preister“, „sei“, „Tweiback“, „Brettstauhl“, „dauh“, „gaud“, „Kirchenbauk“, „tau“, „gliemäudig“, lediglich „verdretlich“ weist „Monophthong“ auf,³⁰⁵³ obwohl Gundlach und Teuchert für Schwerin in bürgerlichen Kreisen monophthongische Aussprache ausmachen.³⁰⁵⁴ Wossidlo notiert als Varianten eines Rätsels über das Euter: „Twischen twee schinken hängen vier tinken: *Klockenhagen*; twischen twee twälen hängen vier glälen: *Dobbertin*“.³⁰⁵⁵ Auf den Tonbandaufnahmen beider Orte herrschen jedoch Diphthonge vor. Teuchert bemerkt, „Wossidlo hat in seinen Aufzeichnungen und Vorträgen *ee* vorgezogen.“³⁰⁵⁶ Die Aufzeichnungen geben also nicht die Lautungen der beiden Orte wieder.

Die niederdeutschen Autoren verschriftlichen in ihren Texten also nicht immer die in ihrem Heimatort übliche Lautung.³⁰⁵⁷ Häufig dient(e) dabei Reuter als Vorbild,³⁰⁵⁸ wie die Ausführungen Otto Pipers erkennen lassen:

Um eines weiteren Leserkreises willen ist in diesem Buche im Wesentlichen die Sprech- und Schreibweise angewendet worden, welche durch Fritz Reuter zur sozusagen klassischen plattdeutschen Schriftsprache gemacht wurde. In Befolgung verlegerischen Wunsches glaubte ich das thun zu sollen ungeachtet des Uebelstandes, daß damit auch die Leute der „in’t Strelitzsch“ liegenden Stadt Pillnow – man würde sie freilich dort wie anderwärts vergebens suchen – eine ihnen fremde Abart des Plattdeutschen sprechen müssen.³⁰⁵⁹

³⁰⁵² Seelmann, Litteratur II, S. 66.

³⁰⁵³ Alle Belege: Beyer, Carl: *Swinegel-Geschichten*. Vertellt von Korl Beyer, 2. Aufl. Berlin 1901, S. 2.

³⁰⁵⁴ Teuchert, Beiträge, S. 217; Gundlach, Tonaufnahmen, S. 186, Anm. 30: „Umfragen, die Herr Otto Edner in Güstrow und Dr. Hugo Cordshagen in Schwerin anstellten, bestätigten für beide Orte die vorwiegend monophthongische Aussprache, die Verfasser auch für Wismar bezeugen kann.“ Beyer besuchte das Gymnasium in Schwerin, studierte in Rostock und Erlangen und war dann Lehrer in Schwerin und Pastor in Laage (Seelmann Litteratur II, S. 66).

³⁰⁵⁵ Wossidlo, Volksüberlieferungen 1, S. 128, Nr. 415.

³⁰⁵⁶ Teuchert, Beiträge, S. 217. Beckmann schreibt in der Einleitung zu Wossidlos „Reise, Quartier, in Gottesnaam“ daher: „Nur in lautlicher Beziehung macht, wie in allen seinen Werken, Wossidlo auch hier eine Ausnahme. Er bringt in der Regel nicht die diphthongierten Formen, wie sie im größten Teile Mecklenburgs gesprochen werden, sondern schreibt fast immer die langen Vokale, z. B. Gootwagen, leew usw. – Für den Sprachforscher ist das bedauerlich. Denn es wäre interessant, festzustellen, wie weit die diphthongierte Form sich auch in der Seemannssprache festgesetzt hat. Allgemein kann man wohl sagen, daß die nicht diphthongierte Form überwiegt, da sie in allen Küstenstädten der westlichen Ostsee gesprochen wird.“ (Beckmann, Einleitung des Herausgebers, in: Wossidlo, Reise, S. 12). In Hoben, Niendorf und Wustrow herrschen Diphthonge vor, d. h., die umliegenden Küstenstädte Wismar und Rostock haben keinen Einfluss auf die Aussprache, auch die küstennahen Dörfer Lichtenhagen, Hinrichshagen und Welzin weisen überwiegend Zwielaute auf, vgl. Kap. 2.1.1, 2.1.2 und 2.2.1.

³⁰⁵⁷ Dass Reuter nicht unbedingt lautnah schrieb, kritisiert der Gadebuscher Schmidt gegenüber Wossidlo und spricht sich für eine lautnahe Verschriftlichung des Dialektes aus. Dabei verweist er auf Latein und Griechisch, in denen z. B. Primärberührungseffekt, Assimilation, Ausfall von Lauten usw. dargestellt worden seien, was er an Beispielen zeigt (s. Schmidt, Laut-Tafel, S. 13). Wäre dort so verfahren worden, wie bei niederdeutsch „ik har“, „[d]ann wären auch di alten Sprachen ein Buch mit siben Sigeln, wi es einst di Sprache Reuters sein wird: in sich voller Widersprüche; Satzbau und Wortstellung nicht in Einklang mit den Wort-Monstra; Zusammenzihungen unbegreiflich; Modulazion ad libitum nach den Gesetzen di später im Deutschen herrschen werden.“ (Schmidt, Laut-Tafel, S. 13).

³⁰⁵⁸ Vgl. wiederum Stillfried, der in „Ut Sloß un Kathen“ nicht nur die kurzen Inhaltsangaben am Anfang eines jeden Kapitels übernimmt, sondern ihm auch in den Schreibweisen folgt. Als Indiz kann auch das Wort „Tüften“ (Stillfried, Ut Sloß un Kathen, S. 200) dienen, dass Reuter ebenfalls bevorzugt (z. B. in den „Läuschen un Rimels“, Reuter, Werke I, S. 290), während auf den Aufnahmen zu Lüblow und Rastow „Ketüwwel“ bzw. „Ketüwweln“ zu hören ist.

³⁰⁵⁹ Piper, Stadt, S. VII.

Um eine größere Leserschaft anzusprechen, verwendet Piper deshalb die reuterschen Diphthonge „ei, au und äu“, obwohl in der besagten Stadt und in Pipers Heimatort „ein langes e, bzw. o und ö gesprochen“ werde.³⁰⁶⁰ Auch beim Hiattilger scheint Reuter nachfolgende Generationen beeinflusst zu haben, so schreibt die Wittenburgerin Ursula Kurz³⁰⁶¹ in ihrem Gedichtband „Ick fleut di wat!“ <g> oder lässt ihn weg: „einen niegen Hit“ (S. 9), „nieglich“ (S. 8), „niegelich“ (S. 96), „rein“ (S. 35), „reinweg“ (S. 69) „antauseihn“ : „dreihn“ (S. 92), „freun“ (S. 98).³⁰⁶² Beckmanns Folgerungen beruhen daher auf der Schriftsprache, die aber in diesem Falle nicht den gesprochenen Dialekt wiedergibt, und daher auch nicht für die Verteilung von /d/ und /g/ herangezogen werden kann.³⁰⁶³ Auf vornehmlich schriftsprachlichen Zeugnissen scheint Gernentz' Urteil zu beruhen, dass sich durch die Verbreitung von Reuters Schriften „in neuerer Zeit auch im Westen des Mundartgebiets die g-Formen durch[setzen]“,³⁰⁶⁴ denn auf den Aufnahmen ist solch eine Entwicklung nicht festzustellen.³⁰⁶⁵

Auch beim Wortgebrauch kann für den gesprochenen Dialekt nicht einfach ein niedergeschriebener Text zugrunde gelegt werden, denn auch hier ist vor allem bei älteren Autoren nicht immer ersichtlich, ob es bei neueren Ausgaben nicht schon Anpassungen gab: so heißt es in der Gaedertz/Neumann-Ausgabe zwar noch „früst“ ‚friert‘ und „verlüst“ ‚verliert‘³⁰⁶⁶, in „De Reis' nah Bellingen“ steht aber „Dor fürcht't ik mi nich bi“,³⁰⁶⁷ während die Volksausgabe von 1878 noch „Dor frücht't ick mi nich bi“ druckt.³⁰⁶⁸ Außerdem neigen viele Autoren dazu, älteres Wortgut in ihre Texte aufzunehmen, das veraltend oder gar veraltet ist, so schreibt Reuter in „Ut mine Festungstid“: „Nich taum irsten-, ne! taum annernmal“³⁰⁶⁹, benutzt aber zuvor in den Polterabendgedichten bereits „taum zweiten Mal“.³⁰⁷⁰ Er verwendet schon die hochdeutschen „Kirch“ und „Woch“,³⁰⁷¹ während noch in einem Witz aus Manfred Brümmers „De platte Wiehnachtsmann“ zu lesen ist: „Na, Julia, wier de Wiehnachtsgottesdienst in de Kark nich schön?“³⁰⁷², in einem anderen steht „Dat hett poor Wäken düchtig froren“³⁰⁷³. Tarnow geht im „Köster Klickermann“ auf „hapen“, „schapen“ und „Kark“ über, während er in seinen früheren Gedichten beispielsweise noch „Kirch“ schreibt.³⁰⁷⁴ Inwieweit der jeweilige Text den tatsächlichen Wortgebrauch widerspiegelt, ist nicht immer eindeutig zu beurteilen, da hier künstlerische

³⁰⁶⁰ Ebenda.

³⁰⁶¹ Siehe das kurze Porträt in: Brun, Hartmut (Hrsg.): Johannes-Gillhoff-Jahrbuch 2006. Herausgegeben im Auftrag der Johannes-Gillhoff-Gesellschaft, Rostock [2006], S. 74.

³⁰⁶² Alle Seitenzahlen beziehen sich auf: Kurz (s. Anm. 735).

³⁰⁶³ Teuchert, Beiträge, S. 226, macht ebenfalls auf diesen Unterschied aufmerksam: „Der Gegensatz *-den/-gen* ist an der Mundart, wie sie gesprochen wird, stark ausgeprägt, bedeutet aber im plattdeutschen Schrifttum längst nicht so viel, da den Formen mit *-gen* in der Vereinsprache und der kleinen Schriftstellerei Vorschub geleistet worden ist.“

³⁰⁶⁴ Gernentz, Niederdeutsch, S. 89.

³⁰⁶⁵ Vgl. Kap. 2.4.2.

³⁰⁶⁶ Reuter, Werke I, S. 384: „Mi früst hüt morgen niederträchtig.“ bzw. ebenda, S. 340: „Un Kopmann Hahn verlüst dat Spill.“

³⁰⁶⁷ Reuter, Werke VI, S. 357.

³⁰⁶⁸ Reuter, Volks-Ausgabe III, S. 153.

³⁰⁶⁹ Reuter, Werke II, S. 288.

³⁰⁷⁰ Reuter, Julklapp, S. 21.

³⁰⁷¹ So finden sich in den „Läuschen un Rimels“: „Tweidusend Daler för de Kirch?“ (Reuter; Werke I, S. 339); „As in de negste Woch dunn wedder“ (ebenda, S. 282).

³⁰⁷² Brümmer, Manfred: De platte Wiehnachtsmann. Plattdeutsche Geschichten und Gedichte zum Weihnachtsfest, Grevesmühlen 2008, S. 38.

³⁰⁷³ Ebenda, S. 39.

³⁰⁷⁴ Tarnow, Köster Klickermann, S. 56: „As künn he hüt wat Grot's noch hapen“ : „apen“; „Mit dat vull Hapen un Vertrugen“ (ebenda, S. 67); „Un denn harrn se de Kark verlaten“ (ebenda, S. 73). Im Gedicht „Dat Kirchengahn“ erscheint dagegen mehrfach „Kirch“ (Tarnow, Hoeg, S. 104 und 105).

Aspekte und damit bewusste Wortwahl auch eine Rolle spielen. Gerade die Möglichkeit, über einzelne Lexeme nachdenken zu können, darf dabei nicht unterschätzt werden.³⁰⁷⁵ Selbst bei einigen Probanden auf den Aufnahmen gab es deshalb Abweichungen zwischen den Übersetzungstexten und ihren FE, so erklärt sich im Westen, warum manche [fajə] ‚vier‘ in den MWB-Sätzen sagen, in den FE dann aber zu [firə] übergehen dadurch, dass die Sprecher bei Ersteren Zeit hatten, die Sätze zu formulieren, während sie in der Unterhaltung oftmals spontan antworten mussten. Es ist deshalb problematisch, anhand mundartlicher Texte auf den gesprochenen Dialekt schließen zu wollen, denn es ist nicht immer feststellbar, welchen Konventionen die Autoren folgen, d. h., sie verschriftlichen nicht immer zwangsläufig die Mundart ihres Geburtsortes, der Westmecklenburger Stillfried folgt beispielsweise Reuter. Auf dessen Einfluss macht auch Bremer aufmerksam und plädiert in seinem orthographischen Regelwerk deshalb auch dafür, dass diese Schreibweisen beibehalten werden.³⁰⁷⁶ Dementsprechend kann Reuter auch nur bedingt als Beispiel für die im Westen oder Stargard übliche Sprachform herangezogen werden. Literarische Texte sind daher bei der Beschreibung eines Dialektes allenfalls eine Ergänzung zu den Aufnahmen von Mundartsprechern. Letztere haben ihn durch die Eltern bzw. Großeltern erlernt und geben das Idiom des jeweiligen Ortes besser wieder.³⁰⁷⁷

6.2 Domänen des Mecklenburgischen

Die Verbreitung des Mecklenburgischen ist vorwiegend auf den mündlichen Kommunikationsbereich beschränkt. Zumeist verwenden es die Mundartsprecher im privaten, vertrauten Rahmen. Dabei unterscheiden sie aber auch hier, mit wem sie Niederdeutsch sprechen. Während beispielsweise Sprecher zwei aus Demen auf einer Feier unbewusst vom Hochdeutschen zunehmend in seinen Dialekt verfällt,³⁰⁷⁸ wählt

³⁰⁷⁵ Deutlich wird das auch an einem Geburtstagsgedicht, das Brinckman für Ernst Moritz Arndt verfasst hat, denn dort streicht er „alltosam“ und „ganz“ und ersetzt die Wörter durch „alltohop“ und „hel“, was Teuchert mit der „Brinckmanfchen Neigung nach ältestem Sprachgut“ erklärt. Teuchert, H[ermann]: Zu John Brinckmans ‚Vagel Grip‘, in: NdKbl 46, 3 (1933), S. 37.

³⁰⁷⁶ Bremer, Regeln, S. 11.

³⁰⁷⁷ Dass der Mundartliteratur, vor allem Reuter, ein viel zu großer Einfluss eingeräumt wird, verdeutlicht auch Teucherts Behauptung, dass daher die unterschiedliche Lautung in Stadt und Land teilweise herrühre und nicht auf gesellschaftlichen Faktoren beruhe: „So zeigt sich ein Unterschied in der Sprache von Stadt- und Landvolk, dessen Ursache keine soziologische ist. Nicht aus dem verschiedenen Bildungsstande sind diese Sprachschichten hervorgegangen, sondern sie beruhen auf Fortschritt und Beharrung, doch im Wechsel. Beharrsam verhält sich die bäuerliche Mundart bei *eirst*, fortschreitet die städtische, indem ihr die neue Aussprache, zumal wenn sie der Lieblingsdichter des Landes vorschreibt, zusagt. *Bein* dagegen ist lautgeschichtlich jung, da ihm *Been* voraufgeht, die Stadt hält hier also am Alten fest. Nur finden sich diese Unterschiede in einer letzten Einheit wieder zusammen, in einer physiologischen Ursache nämlich: der gemächlichen Rede des Landmannes paßt sich der Diphthong an, der alte wie der neue.“ (Teuchert, Sprachschichten, S. 8) Reuter kann aber kaum eine Aussprache wie „ierst“ befördert haben, sie ist schon lange vor ihm aufgekommen. Nachweise dafür finden sich z. B. bei Babst (z. B. Babst, Saken 1, S. 8, daneben kommt aber auch noch mehrfach die nicht erhöhte Form vor, z. B. auf S. 6) und in den Hochzeitsgedichten (s. Kap. 2.4.3.2). Auch die physiologische Erklärung vermag diese Unterschiede nicht hinreichend zu erklären, denn in Stargard und Ostmecklenburg gab und gibt es ebenfalls Landleute, die aber allesamt zumeist „ierst“ sagen (für einen älteren Beleg vgl. Lessen, Hellenia, S. 48, Str. 28), in Mecklenburg-Strelitz herrschen überwiegend Monophthonge vor. Auch hier zeigt sich, dass Reuter keinen Einfluss auf die Lautung gehabt hat. Gerade der in Lüttow mitgeteilte Spottvers auf die Valluhner und der Bericht des Sportnizers über seine Schulzeit zeigen, dass bestimmte Aussprachen aufgrund des höheren Prestiges bevorzugt werden und die ehemals üblichen verdrängen können.

³⁰⁷⁸ Er nutzt anfangs Hochdeutsch, weil auch einige ihm nicht bekannte Menschen dort waren.

seine Frau strikt nach Adressatenkreis aus, so unterhält sie sich mit ihrem Sohn in der Umgangssprache, mit ihrem Mann und der Schwägerin jedoch in der Mundart:

Vater [= Sprecher zwei]: Wann is Oma Trebin doot blääbm?
 Mutter [= Sprecher drei]: Wat?
 Vater: Oma Trebin, wann is dee doot blääbm?
 Mutter: Dat weit ick doch nich.
 Sohn: Oma Gerdehn doch nich?
 Vater: Nee, wat. Nee.
 Enkel: Trebin. Die kennst du nicht mehr?
 Sohn: Wie waa die verwandt?
 Enkel: Na, Trebin!
 Mutter: (zum V.): Eine is doot blääbm, wie, wie ein von dee Dierns gebuurn is.
 Vater: Omas, Oma Friedas [Mutter: Mudrer.] Mudrer.
 Sohn: Nee, die kenn ich nicht.
 Mutter: Oma Trebin.
 Vater: Oma Trebin.
 Mutter: Dat wier sonne lütte...
 Sohn: Die kann doch nicht schon geschtorbm sein, wie, wie einer von uns geborn is?
 Vater: Nee, dee's iehrer scht...
 Sohn: Na!
 Vater: ...doot blääbm.
 Mutter: Un, un, un, un Opa Trebin?
 Vater: Opa, dat weiddick [= weit ick] noch, donn heww ick 'n Küüknbuugn [= Kükenburken] buugt.
 Sohn: Wer, Kaal [= Karl] Trebin?
 Mutter: (zu Sohn:) Nëein, Opa. [gleichzeitig Vater: Opa.] Kaal seinen Vadrer [gleichzeitig Vater: Vadrer].
 Sohn: Der middn, middn Bein, schteifes Bein?
 Mutter: Ja, ja.
 Vater: Ja.
 Sohn: Einunsechzig.
 Mutter: (zum Sohn) Das waa Onkl Kall [=Karl].
 S.: Der, wo denn immer im heißn Zimmer gelegen hat, da. Wo die Schternflockn da.
 M.: Da, da is Bärbel geborn, wie er geschtorbm is. Da waat ihr in Seehoof, ne?

Den Wechsel zwischen beiden Varietäten vollzieht die Probandin dabei manchmal noch im Satz, je nachdem, an wen sie sich wendet: „Und da hat Oma Tr, ick weit gaa nich, ob Oma Tr, Oma, ob die noch gelebt hat, wie Oma Gerdehn dor henntreckt is?“ Sie vermischt Dialekt und Umgangssprache hier deshalb nicht einfach wahllos, wie der Satz suggerieren könnte, hier ist die Kommunikationssituation entscheidend, denn anfangs spricht sie mit ihrem Sohn Hochdeutsch, um sich anschließend an ihren Mann zu wenden, mit dem sie sich grundsätzlich in der Mundart unterhält. Die Passage mit ihrem Sohn wird ebenfalls durch einen kleinen Niederdeutscheinschub unterbrochen, in dem sie „laut denkt“. Dabei übernimmt sie jedoch im Dialekt übliche Konstruktionen einfach in die Umgangssprache („Kaal seinen Vater“). Ihr Sohn, der die Mundart nur noch passiv beherrscht, hat diese Sprachmerkmale übernommen: „Ja, auf die Seite.“; „Wo Oma Gerdehn ihr Haus war.“ Der Ehemann wechselt ebenfalls zwischen beiden Varietäten, allerdings unwillkürlich, indem er nach einiger Redezeit von der Umgangssprache zunehmend in die Mundart verfällt.³⁰⁷⁹

Vater [= Sprecher zwei]: Und wenn die vom Mannöver kam, Waschanlägn, die hattn ja alles da, für die Raketen und, und denn waa dat Ding immer voll. Die hattn da, oh so tiefe Dinger

³⁰⁷⁹ Vgl. auch Schönfeld, S. 136 f., der das bei älteren Sprechern in der Altmark ebenfalls beobachtet hat.

da, ne, und e, denn mußtn wir da hin mit denn Seilzug - dee Kran, wie hedder noch heitn, Lothar?

Sohn: Zweiunsiebziger.

Vater: Zweiunsiebziger, ja. Seil runnerlassn, dat ging tief runder und den Sand, wat da alles reingespült wurde, ne, un denn mußte da einer rein, un der waa eingezogn as Resevist. Bald so, wie, wie hei so dick. Midde Schaufel rin, un da kommt der Oberst an, äh – wie hedder noch heidn, äh – er war ein Bekannter in Deem [= Demen] – Rommel haa'ck bald seggt, äh – Krosser [Sohn: Wer?], Krosser, Oberst, äh, Oberstleutnant oder ook, Krosser. Du, und er hat sich da ein abgewühlt midde Schaufel, ne, untn drin, [Sohn: Wollt der Oberst ihm helfm?] er waa ja noch 'n bißchn schtabil, und der kuckt da rein, der Oberst, wir hamm Kibber gefahn, un denn hat der Kran immer langsam, dat er ihm nich bescheedigt, langsam rauf [Sohn: Joochn waa das?] bei uns auf'm Kran – ja, Joochn noch –, und er kuckt denn so hoch, und der Oberst seggt: „Machen Sie 'n Krag zu!“ Haddern [= hat er ihn] hier aufgemacht, der hat geschwitzt, ne [Sohn: Hm, hm.], und hat 'n Knopf hier auf gehabt, du, da hat er den Bengel da untn – er waa Resevist, ne – zusammgeschissn, du: „Machen Sie ihern Krag zu!“ ne, un donn seggt: „Ich bin Resevist, der Krag geht nich zu, ich hab so'n dickn Hals,“ seggt, hei dor ünn in, ne.

Sohn: Ich dacht, der wollt ihm helfn. Hätt Joochn mit der Schaufel mal eins gebm solln!

Vater: „Machen Sie den Krag zu un holn sick 'n anner Hemd! De anner güng wegg. „Täuf man!“ seggt ünn in. Hei dee Schüffel, ratz, batz, hadder Schtääl afbråkn. „So, nu lott mie man rutt, ick heff denn Schtääl afbråkn, ich bün ferdig hier!“ Oh, der wier ook böös, du, ne. Ünn dat Hemd noch tau, ne, un dor ünn, hei hett doch aabeit, ne.

Allerdings unterscheidet er am Anfang zunächst auch zwischen beiden Ebenen, so beginnt er die Geschichte in der Umgangssprache, als er sich an den Sohn wendet, nutzt er jedoch den Dialekt, um dann wieder auf Hochdeutsch fortzufahren. Je länger er jedoch spricht und sich der Pointe nähert, desto größer wird der Anteil des Niederdeutschen, bis er am Ende nur noch dieses nutzt, ausgenommen sind lediglich ein paar Wörter davon.³⁰⁸⁰ Diese Alternanz beruht auf keiner festen Regelung, Herrmann-Winter stellt jedoch fest,

daß es häufig zu assoziativen Reihungen kommt, wenn zur Verständigung ein Wort aus den betreffenden anderen Sprachsystemen entlehnt werden muß, etwa hochdeutsch *Technik*, *SVK*, *Rente*, z. B.: *'n bäten tauverdeinen mütt men, die Rente reicht doch nich.*³⁰⁸¹

Bereits 1962 beobachtet Lisa Dittmar auf dem Fischland, dass sich hoch- und plattdeutsche Sätze im Gespräch abwechseln, „[e]s wird in den meisten Fällen so geantwortet, wie man angesprochen wird.“³⁰⁸²

Manchmal verwenden die Probanden das Hochdeutsche aber auch gezielt, z. B. um Ironie auszudrücken: „un denn dat gaanze Gesicht mit voll umrunzelt, un dor keign so'n poor Uulnoogn ruut. Ja, die Schönheit erster Ordnung.“ (Niendorf). In Pinnow betont die Sprecherin damit den offiziellen Sprachgebrauch: „Un denn wier dee Wirtschaft, un fünfunvierzig kommt die Befreiung.“ Teilweise wird die Mundart in hochdeutscher Rede verwendet, um das Gespräch aufzulockern.³⁰⁸³ Einige Probanden geben auch wörtliche Rede bewusst auf hochdeutsch wieder, wenn sie sie so gehört haben, z. B. die zweite Kossebaderin, die ihren Schwiegersohn zitiert:

³⁰⁸⁰ Bereits Graff hat solchen spontanen Wechsel 1867 beim Vortragen des „Erntekronengebets“ festgestellt: „Nun fangen die frommen Wünsche für die Saat zum nächsten Jahr in rührend komischer Weise an, sind aber so weit ausgesponnen und selbst dem lieben Herrgott unthunlich, [...], zumal bei diesem Segen an ‚frommen Wünschen‘ das bisher durchgeführte Hochdeutsch plötzlich (wahrscheinlich in der Erregung in gut Mecklenburger Plattdeutsch umschlägt“. Graff, Fr. L.: Sitten und Gebräuche des Mecklenburger Landvolkes, in: Archiv für Landeskunde in den Großherzogthümern Mecklenburg und Revüe der Landwirtschaft. Siebenzehnter Jahrgang, Schwerin 1867, S. 449.

³⁰⁸¹ Herrmann-Winter, Auswirkungen, S. 186.

³⁰⁸² Dittmar, S. 316.

³⁰⁸³ Siehe dazu Herrmann-Winter, Auswirkungen, S. 188.

Ick heff ook eins, ick stünn ook dor bie Lothaan vördn Auto, dor, wo sien Sitz is, un donn seggter: „Wist du fahn?“ „Nee“, segg ick. Seggter: „Ich würd’ dir mein Auto auch nich gebm,“ seggter, „denn würd’s auch gleich kaputt gehen.“³⁰⁸⁴

Andere verwenden auch hier ihre Mundart, obwohl die Person, deren Rede sie wiedergeben, eigentlich das Hochdeutsche benutzt hat, so sagt z. B. Sprecher zwei aus Demen auf einer Feier, als er einen jüngeren Bekannten zitiert, der das Niederdeutsche gar nicht mehr aktiv beherrscht: „Oh,‘ seggt Uwe, ‚den haa’ck mie uutsöcht.‘ Ick mein, haa Timmermann ook sengn künnt: ‚Nimm man mit, is gaut!‘, ne.“ Wie verfahren wird, ist also abhängig vom Sprecher selbst. Dennoch muss er immer zwischen mehreren Ebenen wechseln, zumindest zwischen Umgangssprache und Dialekt, da die Anzahl derjenigen, die Letzteren beherrschen, stark gesunken ist und er ansonsten nur im vertrauten Rahmen genutzt wird.³⁰⁸⁵ Er existiert also neben der Umgangssprache, wobei er sich trotz der Ähnlichkeiten immer noch deutlich von dieser unterscheidet, d. h., die Sprecher müssen zwei Idiome beherrschen. So erklärt sich auch, warum zunehmend eigentümlich mundartliche Wörter (z. B. „Marreck“ ‚Regenwurm‘, „Bier“ ‚Eber‘ usw.) durch die der Umgangssprache ähnlichen (z. B. „Räägnworm“, „Ääwer“) verdrängt werden, denn bei ihnen ist der „Abstand“ nicht so groß, so dass das Umschalten zwischen beiden Ebenen leichter vollzogen werden kann.³⁰⁸⁶

Außer in der Mundartliteratur dient der Dialekt kaum als Schriftsprache. Sprecher zwei aus Demen berichtet jedoch auf einer Feier, dass die Dorfbewohner früher das Niederdeutsche in begrenztem Umfang geschrieben haben: wenn ein Tier erkrankt war, dann wurde ein Gedicht „up Plattdüütsch“ aufgesagt:

Un denn hemm see dit Schwien dreimal rääkt, schträäkn, määkt, Gedicht upseggt, un denn wier dat, denn güng dat allmählich wedrer wegg. [...] Bloß Du müßt weitin, wat du sengst. Ne. Dee haan so’n Zeddl, dat hemm s’ aal uud’n Kopp lieht, Zeddl dörfst du, denn Zeddl dörfst du, mööst du kein annern oewergääbm. Ne, dat dee annern dat weidn deedn, süss, denn haast du’n Zeddl, denn mößt du inne, irgndwo verschtääg, wo denn keiner finn deht. Un dee wier nähher vewääst. Dee wier wegg. Dat dat kein anner weidn deht, dat dat ein, will seng, wiederergääbm künn an denn anner.

Auch hier wurde die Mundart so nur im engen Kreis verwendet, Außenstehenden war es kaum möglich, diese Sprüche zu erfahren. Mussäus erfasst einige davon, u. a. gegen Bauchschmerzen:

’n Stück von’n Matt,
 ’n Stück von’n Latt,
 ’n Stück von’n oll Wiew,
 dormit still ick din Bukwehdag in din Liew.³⁰⁸⁷

³⁰⁸⁴ Vgl. auch das Beispiel bei Herrmann-Winter, *Auswirkungen*, S. 187.

³⁰⁸⁵ Vgl. Herrmann-Winter, *Auswirkungen*, S. 187, die das auch an einer Brigadeversammlung verdeutlicht, wo ein Sprecher sich mit dem Nachbarn auf Niederdeutsch unterhält, dann aber für alle hörbar die hochdeutsche Umgangssprache benutzt.

³⁰⁸⁶ Vgl. Menke, *Niederdeutsch*, S. 180, der als Beispiel hochdeutsches „Schrank“ anführt, das als „lexikalische Parallelschaltung“ zwischen beiden Varietäten fungiert, d. h., „daß hochdeutsche Lexeme auch dann in den niederdeutschen Kontext eingebettet werden, wenn eigensprachliche vorliegen“. Ähnlich verhält es sich mit niederdeutschen Wörtern, die den hochsprachlichen ähneln, sie werden zunehmend gegenüber denjenigen bevorzugt, für die in der Standardsprache kein ähnliches Formativ existiert.

³⁰⁸⁷ Mussäus, J[ohann].: *Sympathien und andere Thorheiten*. Ein Beitrag zur Geschichte der Menschheit, besonders des Meklenburgers, in: *MJb* 5 (1840), S. 104.

Aus Kossebade ist solch ein Zettel erhalten geblieben, dort ist der Text ähnlich aufgebaut:

För Magen Stück von Sack Stück von Mag
Stück von oll Wien dormit still ick dien oll
Weihdag in Liev mit Namen Gottes³⁰⁸⁸

Daneben gibt es auch hochdeutsche Formeln, zumeist sind aber auch darin niederdeutsche Wörter zu finden, z. T. wohl auch, weil dafür kein adäquater hochdeutscher Begriff bekannt war, z. B. „Für Haben“³⁰⁸⁹, „Nachgeburt bei der Kuh“, oder es handelt sich um einen Mischtext:

Für Kolik nur für Menschen
Ich hab ein Stück vom schwarzen Tuch
ich hab ein Stück vom schwarzen Tischtuch
damit still ick die Bukbet im Namen
Gottes †††³⁰⁹⁰

Diese Sprüche wurden dann von einer Frau an einen Mann von diesen wieder an eine Frau usw. weitergegeben,³⁰⁹¹ wobei ein alter Mann aus Lüttow das näher erläutert: „Jåå, in Allgemein ja hett see mie't, hett dee Fruuch mie dat upschrääbm, uut dat so, wat so sproggn waat, nich, oewer dat geht ja aals in Gotts Nååm, ne. Dat is wiederer nix Leegs. Ja.“ Sie wurden dann im Krankheitsfall aufgesagt, wie er weiter ausführte: „Ja, in't, in, direkt seggt man wat, so, so swiestert [hd. ‚flüstern, undeutlich sprechen‘³⁰⁹²], un denn watt, 'n beddn, so Fiesimateedn bie mockt, beddn mütt dor ja bie wääsn, ne.“ Die schriftliche Überlieferung war deshalb u. a. notwendig, da die Sprüche nicht verändert werden durften:

Es darf auch kein Wort, kein Buchstabe vergessen, kein Wort versetzt werden. Besonders darum leisten manche Formeln keine Hilfe mehr, weil etwas davon ausgelassen ist, und die ursprüngliche Formel sich wohl gar nicht mehr findet. Daher ein pedantisches Ankleben an dem Hergebrachten.³⁰⁹³

Das Aufsagen dieser Formeln wird „puusten“ oder „bespräken“ genannt, älteres „bäuten“ dafür ist nicht mehr bekannt.³⁰⁹⁴ Rogge schreibt, „man geht tau 'n

³⁰⁸⁸ Anonym, Besprechungsformeln, S. 1 (eigene Zählung). Hierbei handelt es sich um eine zeilengenaue Transkription, siehe Faksimile im Anhang.

³⁰⁸⁹ Ebenda.

³⁰⁹⁰ Ebenda, S. 4.

³⁰⁹¹ Mussäus, Sympathien, S. 101. Vgl. auch folgende Aussage aus Lüttow: „Mann ubbe Fruuch oder von Fruuch ubbm Mann wedrer veaaft waat, ne. [...] Tjå, dat dörf ja ümmer kein leegn Minschn wääsn, dee müddn [= mütt ein] gau Gesinnung hebbm, ne, un gaudn Minschn wääsn, un an dee kann dat wiederer veaabm.“

³⁰⁹² MWB, VI, Sp. 1201.

³⁰⁹³ Mussäus, Besprechen, S. 101 f.

³⁰⁹⁴ Gundlach fragt den älteren Lüttower explizit danach: „Nich, kenn See denn Uutdruck „Bäutn“ noch?“, worauf der Mann antwortet: „Nee. Nee, besprägn.“ Auch die zweite Bezeichnung benutzt er: „Un so'n Deile giff dat vää, so wie ick eins seggt heff von dee Gürdraus, dor seggt de Dokter ook: „Ja, lott juuch dat måol puustn!““, vgl. auch die zweite Probandin aus Kossebade: „Denn dee äh, is doch ook nãh'n, nãh'n, nãh'n Puustn.“

Püstern“.³⁰⁹⁵ Wossidlo gibt hingegen noch an: „Böten = stillen ist bei uns noch allgemein üblich.“³⁰⁹⁶ Wiese verzeichnet diesen Ausdruck nur noch im Kindervers.³⁰⁹⁷ Vorrangig ist das Mecklenburgische heute als Schriftsprache in literarischen Erzeugnissen anzutreffen. Neben Autoren, die ihre Werke in Büchern veröffentlichen, wird es dazu auch im privaten Bereich und Verein genutzt, so z. B. in einem Eröffnungsgedicht zu einem plattdeutschen Abend in Kossebade.³⁰⁹⁸ Oftmals ist gerade bei Laiendichtungen starker Hochdeutscheinfluss feststellbar, da die Schreiber zwar Mundartsprecher sind, jedoch nur das Hochdeutsche als Schriftsprache kennen gelernt haben. Bei der Verschriftlichung ihres Dialektes „denken“ sie dann häufig „hochdeutsch“:

[...]
 Hüt ward allens gemeinsam schafft,
 hüt giwt dat nich mihr Herr und Knecht,
 mit Technik un klüger [sic] Wissenschaft
 hebban din Minschen dat sowiet bröcht.
 Dei Fortschritt³⁰⁹⁹ stehen kein Dag nicht still
 un rannhollen möt sick [sic] dei mit gahn will!
 Hüt giwwt dat abends kein Dämmerstündchen mihr,
 wo Großmudding uns Märchen vertellen der –
 Hüt [sic] sitt ein jeder für sien Flimmerkist
 un lauscht gespannt , [sic] wat all wedder Nies geschein.
 [...]
 Ick denk , [sic] dei Tied is nich mihr Fiern [sic],
 denn modernisiren [sic] wi di. Irst kreigt du ne schön gepflasterte
 Stratt, un denn ein funktionierenden Beleuchtungsapparat.³¹⁰⁰

Diese Texte folgen dann weitestgehend der schriftsprachlichen Syntax und enthalten auch hochsprachliche Wörter, für die es mundartliche Ausdrücke gibt (hier z. B.

³⁰⁹⁵ Rogge, S. 12, bei Wiese, S. 7 u. 9, weitere Belege für dieses Wort.

³⁰⁹⁶ Wossidlo, Volksüberlieferungen 3, S. 359. Jeppe gibt dafür Ende des 18. bzw. Anfang des 19. Jh.s ausschließlich dieses Wort an, vgl. folgenden Eintrag: „böthen, Feuer anmachen, innböten, einheiten. eenen innböten, jemanden zusetzen, quälen. it. zaubern, besprechen, z. B. Krankheiten durch sympathische Mittel heilen wollen.“ (Jeppe, S. 34 f.). Hoefer, Glossare, S. 153, verzeichnet für das Märkische 1841 ebenfalls noch „**Böten** als besprechen.“ Gilow, Leitfaden, S. 62, erfasst 1868 für „bäuten, böten“ „Feuer machen; püsten, blasen, stillen, sympathisch heilen“. Sibeth, S. 6, gibt nur noch die Bedeutung „heizen“ an. Cammin schreibt 1904 an Wossidlo, „sogar an Stillen, Böten u. s. w. glaubt jetzt fast keiner mehr. Als einziges Sympathiemittel kommt noch vereinzelt das Stillen beim Verfangen des Viehes ab u. zu vor. Stillen u. Püstern bei Menschen wohl gar nicht mehr im Gebrauch.“ (Brief Friedrich Cammins an Richard Wossidlo vom 8. 12. 1904, S. 2 [eigene Zählung]). Das langsame Verschwinden der Bezeichnung wird aber bereits 1864 durch Fromm und Struck bezeugt: „Die Worte ‚segnen‘ und ‚besprechen‘ kommen wohl im Volksmunde gar nicht vor; ebenso sagt man statt ‚böten‘ jetzt allgemein ‚blutstillen‘.“ Fromm, L[udwig].; Struck, C.: Sympathien und andere abergläubische Curen, Lebens- und Verhaltensregeln und sonstiger angewandter Aberglaube, wie er sich noch heute im Volke findet. Ein Beitrag zur Kenntniß des mecklenburgischen Volkes, in: Archiv für Landeskunde in den Großherzogthümern Mecklenburg und Revüe der Landwirthschaft. Vierzehnter Jahrgang, Schwerin 1864, S. 505. Gerhard Staak kann die Aussage Wossidlos aus eigenen „Beobachtungen nach dem Kriege [gemeint ist der Erste Weltkrieg, A. K.] nicht mehr bestätigen“, Staak, Gerhard: Beiträge zur magischen Krankheitsbehandlung. Die magische Krankheitsbehandlung in der Gegenwart in Mecklenburg, Rostock 1930, S. 12. Deshalb stellt er abschließend fest: „Die heute gebräuchlichsten Ausdrücke sind ‚stillen‘, ‚wat bruken‘, ‚pusten‘, ‚püstern‘, das zuweilen zu einem ‚püskern‘ wird (Gr. Uphal b. Grevesmühlen), und selten ‚besprechen‘. Für besondere Krankheiten gilt ‚Suchten bräken‘, ‚Fäwer afschrieben‘, ‚Fäwer, Suchten vermäten‘.“ (ebenda, S. 13). Zur Etymologie von „bäuten“ vgl. auch Pieken, Heinz A.: Böten, in: NdKbl 114, 2 (2007), S. 46 – 55.

³⁰⁹⁷ Wiese, S. 9.

³⁰⁹⁸ Siehe Anhang.

³⁰⁹⁹ Gemeint sind wohl die Landmaschinen dieses Namens, deshalb folgt danach Plural.

³¹⁰⁰ Apitz, S. 70. Das Gedicht wurde im Dezember 1967 verfasst (ebenda, S. 69).

„Dämmerstündchen“ statt „Schummerstund“³¹⁰¹ bzw. „Schuppstund“³¹⁰¹ „geplasterte“ usw.). Manchmal finden sich aber auch darin dialektale Eigenheiten, im zitierten Text z. B. „für“ ‚vor‘, das auch auf den Aufnahmen dieser Region zu hören ist. Dennoch ist selbst bei solchen Texten nicht immer abzuschätzen, inwieweit sie der jeweiligen Aussprache der Region folgen, so heißt es in der Weihnachtsgeschichte aus Glaisin „so seegen [= seggen] de Ollen“³¹⁰² – langes /e/ ist auch in den FE dieser Region belegt³¹⁰³ – „us“ ‚uns‘ jedoch nicht.³¹⁰⁴ Dabei können auch ältere, heute ungebräuchliche Wörter vorkommen, so heißt es im selben Text: „De Wihnachtsweek wer dor.“; „De [der Weihnachtsbaum, A. K] wür meistens ut den Woold holt.“ und „Hiligabend“³¹⁰⁵.

Im öffentlichen Bereich dient die Mundart dazu, heimatliche Verbundenheit zu signalisieren, so ist auf dem Weihnachtsmarkt in Schwerin zu lesen: „Gaude Wihnacht all tausam’n.“³¹⁰⁶ Zugleich soll die Verwendung des Dialektes Aufmerksamkeit erregen, da im schriftsprachlichen Bereich ansonsten das Hochdeutsche vorherrscht. Daher ist er in der Werbung und auf Speisekarten zu finden.³¹⁰⁷ Die Übertragung der Landesverfassung in das Niederdeutsche³¹⁰⁸ ist somit in einem kulturpolitischen Zusammenhang zu sehen,³¹⁰⁹ denn als Gesetzestext ist die hochdeutsche Fassung heute ausreichend, da Mundartsprecher die Standardsprache lesen und verstehen können.³¹¹⁰ Außerdem sind auch hier Unterschiede zum gesprochenen Dialekt feststellbar, so ist im Artikel 16 „Wätenschop“ zu lesen, während auf den Ausnahmen jedoch nur noch hochdeutsches „Wissenschaft“ zu hören ist (u. a. in

³¹⁰¹ „Schuppstunn“ ist z. B. in Hoben und Retschow zu hören, in Mestlin und Penzin ist „Schummerschunn“ belegt. Reuter verwendet in der „Urgeschicht von Meckelnborg“ „Schummerstun’n“: „un ik will [sic] de Schummerstun’n de Hän’n en beten in den Schot leggen“ (Reuter, Werke VIII, S.86 [in der Ausgabe fehlt „in“, vgl. Reuter, Volks-Ausgabe II, S. 441]), Cammin, Bilad’, S. 39, versieht eine Serie von Geschichten mit dem Titel „Ut dei Schuppstun“. Als Erklärung fügt er hinzu: „Stunde im Schummern (Abend).“ (ebenda). Bei Clasen, S. 6, findet sich „Schummertijd“.

³¹⁰² Wedemeyer, S. 11.

³¹⁰³ Für Glaisin selbst war die Datenmenge zu gering, jedoch ist in Pritzier zu hören: „wie wie hier seegn dortau“.

³¹⁰⁴ Hierbei kann es sich nicht um einen Druckfehler handeln, da diese Form mehrfach vorkommt: „von us Förster“, „ut us Dörp“, „Us Förster“ (alle Beispiele Wedemeyer, S. 11). Es ist nicht abzuschätzen, inwieweit die Herkunft des Autors, nämlich Ludwigslust (siehe die kurze Biographie in Wedemeyer, S. 11), eine Rolle für die Schreibung insgesamt spielt, doch zeigt sich ein relativ großer Anteil an <e>: „een“ (mehrfach, neben einem „Ein von uns“), „he“ „indeelt“, „keen“, woneben aber „tweite“ steht (alle Beispiele ebenda, S. 11).

³¹⁰⁵ Alle Zitate: Wedemeyer, S. 11.

³¹⁰⁶ Siehe die Bilder auf dem zweiten Datenträger.

³¹⁰⁷ Siehe die Bilder auf dem zweiten Datenträger.

³¹⁰⁸ Landtag Mecklenburg-Vorpommern Referat Presse- und Öffentlichkeitsarbeit (Hrsg.): Verfatung von dat Land Mäkelborg-Vörpommern. Int Plattdütsche oewerset’t von Dr. Jürgen Gundlach, Schwerin [o. J.] (nachfolgend abgekürzt mit LVMV [nd.]).

³¹⁰⁹ So steht in Art. 16 (2) LVMV (nd.), S. 21: „Dat Land steiht för de plattdütsche Sprak in un bringt ehr Pläg’ vöran.“

³¹¹⁰ Es ist damit auch Heinz-Werner Arens zu widersprechen, der im Vorwort der Schleswig-Holsteinischen Landesverfassung behauptet: „Die Menschen in Schleswig-Holstein sollten ihre Verfassung verstehen; um sie zu verstehen, muss man sie kennen; um sie zu kennen, muss man sie lesen. Und die Schleswig-Holsteinerinnen und Schleswig-Holsteiner lesen und sprechen zweisprachig: Hochdeutsch und Plattdeutsch. Deshalb haben wir uns entschlossen, unsere Landesverfassung, die ja das Grundgesetz von Schleswig-Holstein darstellt, auch auf Plattdeutsch herauszugeben, damit eines der wichtigsten Dokumente des Landes zweisprachig zu erhalten ist.“ Arens, Heinz-Werner: Vorwort, in: Der Präsident des Schleswig-Holsteinischen Landtages (Hrsg.): De Verfaten vun dat Land Sleswig-Holsteen. Die Verfassung des Landes Schleswig-Holstein. Op Plattdütsch und Hochdeutsch, Kiel 2000, S. 5. Zumeist *sprechen* die Menschen ihren jeweiligen niederdeutschen Dialekt, wohingegen ihn nur wenige *lesen*, die meisten haben sogar Schwierigkeiten, ihn gedruckt zu verstehen. Zweisprachigkeit herrscht also größtenteils nur im mündlichen Bereich.

Glaisin, Klockenhagen, Sanitz), der Übersetzer der Verfassung, Jürgen Gundlach, benutzt es in Glaisin und Sanitz ebenfalls. Sie bildet also nur bedingt die gesprochene Sprache ab. Auch die Übersetzung der Lehrbücher aus der Bibel³¹¹¹ ist nur unter dem Gesichtspunkt der Kulturpflege zu verstehen.³¹¹²

³¹¹¹ Homuth, Karl: Dat Oll Testament plattdütsch. Dei Lihrbäuker, Altenburg [1963].

³¹¹² Verständnisprobleme, wie sie noch im 17./18. Jh. auftraten, gibt es heute nicht mehr: Der Rat der Stadt Plau vermeldet beispielsweise 1608 über die hochdeutsche Probepredigt eines neuen Pastors, dass sich „die ganze Gemeinde über das ausländische Idioma und die hohe Sprache desselben nicht wenig beschweret, daß sie mit solcher unbekanntem Sprache nunmehr im Gottesdienste sollten versorgt und vorgestanden werden, sintemal der meiste Theil der einfältigen Bürger nebst Frauen und Kindern, auch anderm Gesinde davon das wenigste verstehen und behalten könnten; wenn auch der Herzog und dessen hochweise Rätthe den Subconector wohl verstanden, so komme dies daher, daß sie täglich mit solchem Idioma umgingen und solcher hohen Sprache gewohnt seien, dagegen der meiste Theil der Bürger in Plau Zeit ihres Lebens solche hohe Sprache nicht gehört; auch sei des Herrn Magisters Tochter bei solch einem ausländischen Gesellen schwerlich zu bringen, weil man sein Gemüth nicht erkannt, wie und welchergestalt er gesinnt und gegen männiglich sich verhalten werde.“ (zit. nach: Lisch, Plau, S. 167). Mantzel, Dissertatio, S. 21, berichtet Mitte des 18. Jh.s, dass ein Richter nicht verstanden habe, was ein Zeuge mit „Alfanzeryen“ ‚törichte Vorstellungen‘, in seiner Aussage meine. Boll widmet der „Volkssprache“ ein ganzes Kapitel in seiner „Geschichte Meklenburgs“, wobei er auch auf solcherlei Verständnisprobleme eingeht: „Als nun aber nach und nach die hochdeutsche Sprache in der Kirche die plattdeutsche zu verdrängen begann, so trat nun auf lange Zeit noch wieder derselbe Uebelstand hervor, der schon ausnahmsweise in der Reformationszeit sich gezeigt hatte, daß nämlich dem größten Theile der Gemeinde der Prediger völlig unverständlich blieb. ‚Man redete, so klagt G. Ackermann noch im J. 1794, zu dem gemeinen Manne in einer fremden Sprache; er verband mit hundert Wörtern, wobei der Prediger kaum an ein Mißverständniß dachte, entweder gar keine oder doch ganz andere, oft himmelweit verschiedene Begriffe; er schöpfte langsam hin und wieder eine Welle aus dem Strome, der in dem Vortrage an ihm vorüberauschte; er verstand gewöhnlich alles nur halb, nahm nur irrig gefaßte, verworrene Vorstellungen mit sich hinweg, und dies unordentliche Chaos sank bald wieder in sein Nichts zurück, und zog auch das wenige Helle mit in seinen Untergang. Man hatte stundenlang geredet und ihn bloß mit Schall genährt.“ Boll, Ernst: Geschichte Meklenburgs mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte. Erster Theil, Neubrandenburg 1855, S. 437 f. Mantzel, Ruhestunden 2, S. 35, berichtet 1761, dass der Bauer die Kirchenlieder nicht verstehe und umdeute: „Der Bauer, im breiten Verstande, singet die Kirchen-Lieder, auf die la^cherlichste Art. Z. E. in dem Liede: Alleine GOTT in der Ho^e sey Ehr, ho^ret man: Alle Fehl, (ist noch was) alle Freed hat nun ein Ende. Mag zuweilen sonst wol wahr genug seyn. Man hat eine sonderbare Erza^hlung, von einem alten Prediger, der u^ber seinen Kirchen-Stuhl gelanget und einen gemeinen Kerl, der, im Liede: Wir gla^uben alle an einen GOTT gesungen: Vo^r uns de wie warden verlahren, bey den Haaren gefaßt, und gerufen: Nich, de wie warden verlahren; suⁿdern, de die wa^ren verlahren.“ Im 19. Jh. scheint es aber immer noch Verständnisprobleme gegeben zu haben: 1825 berichtet ein Pastor aus Beidendorf, die Dorfjugend erlerne das Hochdeutsche „von Schulmeistern, denen das Hochdeutsche nicht viel gela^ufiger ist, als den Eltern der Kinder, fast ausschließlich nur mit Geda^chtni^ßübungen beschäftigt, kann diese Jugend es unmo^glich so weit in der Kenntniß der Sprache der Gebildeten bringen, daß sie dieselbe ganz verstehe oder gar spreche. Die katechetischen Unterredungen in den Dorfschulen sind gemeiniglich nichts, als ein Abfragen des Katechismus; und man muß oft froh seyn, wenn sie nur nicht mehr seyn sollen. [...] Wie bestu^rzt, und mit weit geo^offneten Augen den Prediger anblickend, stehen daher die Kinder da, wenn sie Fragen, die nicht im Katechismus stehen, in einer ihnen unbekanntem Mundart sich vorlegen ho^ren. Mit den allerbekanntesten Begriffen bleiben diese kleinen plattdeutschen Wesen unbekannt, so, daß niemand, als wer dieß Gescha^ft kennt, eine Vorstellung davon hat, welche Fragen vorgelegt werden mu^ssen, um einen Begriff vorzubereiten. So antwortete z. B. ein Knabe, bei der Unterhaltung u^ber das sechste Gebot, auf die wiederholte u^berflu^ssigg scheinende Frage: was ein Gemahl sei? – Wat up de Ma^hl makt wart! – Viel o^fter finden sich dergleichen Verwechselungen bei

6.3 Zur Bedeutung des Mecklenburgischen

Seit dem 20. Jahrhundert sinkt die Zahl der Niederdeutschsprecher in Mecklenburg stetig.³¹¹³ Gründe dafür geben die Probanden in ihren Gesprächen an: Einen großen Einfluss übte dabei die Flüchtlingsbewegung aus, die schon während des Zweiten Weltkrieges eingesetzt hatte, da vermehrt Menschen in die Dörfer kamen, die einen anderen (niederdeutschen oder mitteldeutschen) Dialekt sprachen. Dadurch wichen viele Sprecher auf das Hochdeutsche als Umgangssprache aus, wie eine Möllinerin erklärt: „Och Gott, nich aaltovää, dat is, wat dee hiesign noch sünd von hier, dat sünd Pladdütsche, ni [= ne], oewer süss dörchschnittlich watt miehr Hochdütsch schproggn wie Pladdütsch.“ Dabei führt sie als Grund für die Veränderung die Zuwanderung an: „Weil dee vää, meistn un vääle ook nich mehr von hier sünd. Ostpreußn un wo see denn aal her sünd, nich, Pommern un...“ Diese Zweisprachigkeit hielt auch dann an, wenn die Flüchtlinge im Dorf sesshaft wurden, d. h., sie haben den Ortsdialekt nicht angenommen: „Wenn se ook noch Pladdütsch vestaht schon ganze, aber mit dat Schprechn. Dat is nich dat richtige.“ Der in sich geschlossene Sprecherkreis, wie es ihn noch vor dem Kriege gegeben hat und wo im Ort und in der Familie ausschließlich Niederdeutsch gesprochen worden ist, löste sich damit auf, so dass die „Zweisprachigkeit“ nunmehr nicht mehr nur zwischen Schriftsprache und gesprochener Sprache existierte, sondern die Bewohner je nach Gesprächspartner auch im mündlichen Bereich zwischen Nieder- und Hochdeutsch

abstractis, wenn weise mit weiß, großmu^thig mit hochmu^thig, herablassend mit niedertra^chtig, rachgierig mit habsu^chtig ic. vertauscht wird.“ Grapengießer, [Heinrich Joachim David]: Zwei Sprachen in Mecklenburg, ein Hinderniß der Volksbildung, in: Freimu^thiges Abendblatt, 7. Jg., Nr. 348, Schwerin 1825, Sp. 634. Boll macht Mitte des 19. Jh.s dieselbe Beobachtung: „Aber ein völliges Verständniß des hochdeutschen Dialects ist unter den niederen Ständen noch immer nicht erreicht, wie jeder Prediger und Schullehrer, der mit ihnen in demselben zu verkehren hat, zu erfahren Gelegenheit gehabt haben wird. Noch immer verbinden sie mit so vielen aus der hochdeutschen Sprache in die Volkssprache hinübergenommenen Worten einen durchaus anderen Sinn, als derjenige ist, welcher diesem Worte ursprünglich zukommt; sodann ist ihre ganze Vorstellungsweise noch immer eine durchaus concrete und an abstractes Denken und den Gebrauch abstracter Worte können sie sich nicht gewöhnen. Die meisten Predigten, und zwar besonders die am kunstvollsten stylisirten, sind daher für den gemeinen Mann noch immer von wenig Nutzen; er beurtheilt ihren Werth nur nach Aeußerlichkeiten, ob nämlich der Vortrag ganz frei, mit lauter, fließender Stimme und von reichlichen Gesticulationen begleitet, gehalten wird [...]“ (Boll, E., S. 438 f.). Noch Anfang des 20. Jh.s sei nach Dittmar, S. 313, das Niederdeutsche auf dem Fischlande so üblich gewesen, dass es Bewohner gegeben habe, die Hochdeutsch nur in der Schule gelernt und danach nie wieder gesprochen hätten. Sie erwähnt auch eine Frau, „die 1934 im Alter von 83 Jahren gestorben ist“ und „auch mit Sommergästen plattdeutsch gesprochen und zur Verständigung einen Dolmetscher gebraucht hätte“ (ebenda). Für Anfang der 1960er Jahre gibt sie jedoch an, „[e]s gibt heute keinen Menschen auf dem Fischland und dem Darß, der sich nicht hochdeutsch verständigen kann.“ (ebenda, S. 314).

³¹¹³ Zur Situation in den westdeutschen Bundesländern vgl. Stellmacher, Dieter: Wer spricht Platt? Zur Lage des Niederdeutschen heute, Leer 1987, S. 26 f. Auch hier nimmt der Anteil der Niederdeutschsprecher – wenn auch von Region zu Region verschieden – stetig ab. Die Angaben aus den 1970er Jahren für den altmärkischen Sprachraum bei Schönfeld, S. 130 f., zeigen, dass es dabei auch auf die geographische Lage des Ortes ankommt, wie stark das Niederdeutsche noch vertreten ist: „in allen vier dörfern nehmen kenntnis und gebrauch eindeutig von der älteren zur jüngeren generation ab: die mundart ist in erster linie auf die einwohner über 44 jahre beschränkt, aber es zeigt sich ein deutlicher unterschied zwischen den orten [...]. in dahrendorf beherrscht und gebraucht teilweise auch die jüngere generation noch immer die mundart. um 1950 war sogar die mundart für die meisten kinder und jugendlichen dieses ortes das allgemein übliche kommunikationsmittel außerhalb der schule. ebenso war es in den benachbarten kleinen dörfern.“ (Schönfeld, S. 132). Schönfeld erklärt diesen Unterschied zu den anderen drei Ortschaften damit, dass Dahrendorf im Hansjochenwinkel liegt, „der früher sehr abgelegen war. auch heute ist der ort, ebenso wie die anderen benachbarten kleinen dörfer im nordwestteil des kreises salzwedel, nicht verkehrsbegünstigt.“ (ebenda, S. 128).

wechsell mussten.³¹¹⁴ Noch vor 1945 wurde Letzteres hauptsächlich in der Schule gesprochen, Boll schreibt Mitte des 19. Jahrhunderts:

Woher sollte ihm [dem ‚gemeinen Manne‘, A. K.] auch, besonders auf den Dörfern, ein Verständniß der hochdeutschen Sprache kommen? Er hörte sie nur in der kurzen Zeit seines Schulunterrichtes, und zwar meistens von Lehrern, welche selbst dieser Sprache nur sehr unvollkommen mächtig waren, ferner beim Confirmandenunterrichte und in der Kirche, und er selbst wendete sie nur an bei der Lectüre der Bibel und des Gesangbuchs.³¹¹⁵

Bereits in den 1950er Jahren macht Beckmann auf die Veränderungen in den Dörfern aufmerksam:

Der Zusammenbruch 1945 brachte dann die große Umformung, die die plattdeutsche Sprache an der Wurzel bedroht. Die 100000er der Umsiedler aus Ost und Südost wurden nun nicht mehr nur in Großstadt und Kleinstadt, sondern besonders häufig auf dem Lande untergebracht. Damit bekam zum ersten Male die Bevölkerung des flachen Landes ein anderes Gesicht, und es wandelten sich zunächst die sprachlichen Verhältnisse ganz.³¹¹⁶

Er berichtet, „[s]tellenweise schien es in den ersten Jahren nach dem Zusammenbruch, als ob das Plattdeutsche völlig verschwunden sei“,³¹¹⁷ er habe „mecklenburgische Bauernkinder kennengelernt, die kein Plattdeutsch verstanden“,³¹¹⁸ wobei er resümiert: „So war das Plattdeutsche nicht mehr die ausschließliche Berufssprache der ländlichen Arbeit.“³¹¹⁹ Dennoch meint er abschließend anhand der von ihm ermittelten Zahlen über den Gebrauch des Niederdeutschen bei Schülern: „Mir scheinen danach die Aussichten für die Zukunft des Plattdeutschen nicht ganz so verheerend, wie es zunächst sich 1945 anließ.“³¹²⁰ Der Sprachwechsel vollzog sich auch erst später, dann jedoch sehr konsequent, wie die Altersstruktur der neuen Aufnahmen zeigt.

Lisa Dittmar gibt für den Aufnahmeort Wustrow an (Stand: Januar 1960), dass 643 Einwohner in Wustrow und Umgebung geboren seien, 101 in Hamburg, auf Rügen oder Südmecklenburg, 60 stammten aus Hinterpommern, 413 jedoch aus einem nicht niederdeutschen Sprachgebiet, davon seien 252 Umsiedler gewesen, 70 hätten ihren Geburtsort nicht genannt.³¹²¹ Damit hatte sich die Bevölkerungsstruktur im Vergleich zur Vorkriegszeit deutlich verändert. Der relativ hohe Anteil derjenigen, die den Ortsdialekt nicht beherrschten, zwang also die eingewanderte Bevölkerung dazu, auf das Hochdeutsche auszuweichen.³¹²²

³¹¹⁴ Vgl. hierzu Dittmar, S. 313, die einen Gewährsmann aus Born anführt: „Hochdeutsch wurde nur in der Schule gesprochen, wo uns das eingepaukt wurde. [...] Nach dem zweiten Weltkrieg kamen viele Umsiedler in den Ort, die ihre Mundart mitbrachten. Um sich verständigen zu können, mußten die Hiesigen hochdeutsch sprechen.“

³¹¹⁵ Boll, E., S. 438.

³¹¹⁶ Beckmann, Mecklenburger Mundart, S. 132.

³¹¹⁷ Ebenda.

³¹¹⁸ Ebenda.

³¹¹⁹ Ebenda.

³¹²⁰ Ebenda, S. 133. Allerdings beträgt bereits 1954 die Anzahl der Schüler, die laut seiner Schulstatistik noch Niederdeutsch sprechen, in den ländlichen Orten gerade einmal 26 % (ebenda).

³¹²¹ Dittmar, S. 314.

³¹²² Diesen Umstand vernachlässigt Gernentz nahezu gänzlich, denn seines Erachtens veränderte sich zwar die Sprachsituation nach dem Zweiten Weltkrieg, „aber doch nur zeitweise und nicht grundsätzlich. Denn die Umsiedler, die in unserem Gebiet eine neue Heimat fanden, paßten sich, soweit sie es vermochten, relativ schnell dem bestehenden Sprachgebrauch an; und ihre Kinder unterschieden sich sprachlich schon seit den fünfziger Jahren nicht mehr von denen der Einheimischen.“ (Gernentz, System, S. 389). Dieser Behauptung widersprechen aber die angeführten Zitate auf den Aufnahmen. Schönfeld, S. 138, berichtet aus der Altmark, „in einigen Orten forderten die Umsiedler in den Jahren nach 1945 vom Bürgermeister öffentlich, daß man in den Versammlungen nicht mehr die nd. Mundart

Die Entwicklung ist in den Dörfern unterschiedlich gewesen, während in Möllin bereits in den 1960er Jahren auf der LPG vorwiegend Hochdeutsch geredet worden ist, berichtet in Hinrichshagen ein Mann: „Wie schnaggn nu meist Platt. Dee hemm sick dat nu ook an, angewöhnt, dee – geiht nu alles Platt, ne. Dee Pommer schnackt ja tähmlich, dee schnackt unser Platt ja ook, ne.“ Aber auch im familiären Bereich nahm durch die neuen Siedler der Anteil des Niederdeutschen ab, ein Proband aus Broock beschreibt diese Entwicklung bereits vor über vierzig Jahren:

Un wenn'ck mie hüüt dunn mien Dochder ankiegn dauh, dee's nu ook bienäh so ollt as ick – jä, ick mööt seng, see kann Plattdüütsch sovää'l as gor nich un Hochdüütsch gaut. Also seihn wie mäl an, wie doch so allmählich dat Plattdüütsche vedrängt wa. Ick nähm oewer an, dat kümmt ook vää'l dorher, dat, wenn wie uns må dee ganzn jungn Ehn hier be, ankiegn in Dörp, dor is meist ein Ehepartner, dat is'n Frömm, wenn ma seng soll, also entweder von Ostpreußn, also jee, jednfalls kein von hier. Entweder is dee Mann von hier un dee Fruu is von, uude Stadt oder süss von, von Ostpreußn, un dee räädn jä meist ook Hochdüütsch, un so kümmt doch, dat oewerall Hochdüütsch rää't wa, un dee Kinner hüürn dat, un dee räädn ook aal meist Hochdüütsch.³¹²³

Hinzu kommt ein verbesserter Schulunterricht, was Boll bereits Mitte des 19. Jahrhunderts andeutet.³¹²⁴ Eng damit verknüpft ist aber auch eine Entwicklung, die der Sprecher bereits angedeutet hat, nämlich das Sprachverhalten der Eltern. Nicht nur mit Kindern aus Familien, bei denen ein Elternteil Flüchtling war, wurde Hochdeutsch gesprochen, sondern auch in denjenigen, wo Mutter und Vater Mecklenburgisch als Muttersprache erlernt hatten und untereinander verwendeten. So redet Sprecher drei aus Demen noch heute mit ihren Kindern und Enkelkindern Hochdeutsch, ihr Ehemann zumindest mit Letzteren. Eine Frau aus Hoben erklärt, dass von ihren beiden Kindern nur noch eines den Dialekt aktiv beherrscht, und führt aus: „Ja, an un für sich, also wie schnaggn ja to Huus Plattdüütsch tosäm, oewer mit dee Kinner schnaggn wie ümmer Hochdüütsch.“ Damit wurde und wird der Gebrauch des Niederdeutschen weiter eingeschränkt. Diese Entwicklung setzte etwa 1950 ein. Als Beispiel sei hier die Entwicklung in Demen angeführt: der 1943 geborene Bruder von Sprecher zwei hat Niederdeutsch noch als Muttersprache erlernt, sein 1950 geborener Neffe kann es nur noch verstehen. Der 1948 geborene Sprecher vier aus demselben Ort beherrscht wie seine Mutter (Sprecher eins) den Dialekt ebenfalls noch aktiv, seine jüngeren Geschwister jedoch nicht mehr. Der noch jüngere Proband aus Rastow (1952 geboren), ist noch Muttersprachler, weil er bei seinen Großeltern gelebt hat. Er berichtet aber, dass die Klassenkameraden in seiner Schulzeit bereits Hochdeutsch gesprochen hätten. Die Eltern waren also darauf bedacht, mit ihren Kindern möglichst Hochdeutsch zu reden, die Mundart sprachen sie nur noch untereinander. Sprachverhältnisse, wie sie eine Granzinerin darstellt, waren dementsprechend bereits in den 1960er Jahren selten: „Na ja, dee [die Kinder, A. K.] räädn ja all Hoch. Oewer see [die Kinder der Sprecherin, A. K.] räädn ook Platt, ne. Wenn see hier to Huus sünd, räädn, räädn wie Platt, bloß wenn se naher so inne Schaul sünd un in't Internat, nich, denn räädn se jä Hoch.“ Die Eltern versuchten mit dem frühzeitigen Gebrauch des Hochdeutschen, ihren Kindern den Schuleintritt zu erleichtern, da sie selbst als Niederdeutschsprecher früher ab dem ersten Schultag

verwende, weil sie die sachlichen erörterungen sonst nicht verstünden.“ Die Flüchtlinge passten sich also in ihrem Sprachgebrauch nicht immer der heimischen Bevölkerung an, sondern diese war oftmals gezwungen, zum Hochdeutschen überzugehen, um überhaupt eine Verständigung zu ermöglichen.

³¹²³ Dagegen beobachtet Dittmar, S. 314, Anfang der 1960er Jahre in Wustrow, dass Niederdeutsch z. T. auch in diesen Ehen Verständigungsmittel wird, „wobei es häufig zu fälschen und mißverständenen Wort- und Satzbildungen kommt, wenn sich der hochdeutsch sprechende Ehepartner bemüht, plattdeutsch zu sprechen.“

³¹²⁴ Boll, E., S. 438.

Standarddeutsch sprechen sollten, was ihnen nicht immer leicht fiel.³¹²⁵ So berichtet die ältere Kossebaderin, dass sie einmal überlegen musste, was „Wisch“ auf Hochdeutsch heiße: „Dor heww ick mie ja denn Kopp oewer tebrkn nh unsre Schaultiet, wie Wisch up Hochdutsch heitn dee... Wisch, mein Gott heww ick dacht, wie heit denn Wisch?“ Aus Hagenow berichtet eine 1942 geborene Frau über Schwierigkeiten bei einem Diktat:

Ass ick so in dei 2. Klass gng, dor schreben wi ein Diktat oewer denn' Hhnerhoff. Ganz bedrückt kem ick nah Huus, denn ick harr in't Diktat ein'n Fhler makt. Ick schref „die Hhner gackern“, so sden mien Öllern datt je mmer. Mien Varre sggt: „Bie uns gackern dei Hhner und bie dei Lihrerin gackern die Hhner!“ Dunn hmm'n sei mütt mi kein Platt mihr snackt unn datt wier schae.³¹²⁶

Der Wismarer erzählt, dass die Lehrerin anfangs noch Niederdeutsch gesprochen habe, aber nach einiger Zeit plötzlich verlangt habe, dass die Kinder Hochdeutsch

³¹²⁵ Das Argument, dass frühzeitiges Erlernen des Hochdeutschen den Schuleintritt erleichtere, ist schon älter. Flörke meint 1825: „Wenn nun unsere jungen Leute, so wie sie heranwachsen, allerdings nach und nach auch das Hochdeutsche verstehen und sprechen lernen, so wird es ihnen doch bei weitem nicht so gelaufig, wie ihre eigentliche Muttersprache, das Platte, besonders da sie mit dem Hochdeutschen zugleich in einen ganz andern Ideenkreis treten, und eine Menge Sprachregeln beachten mussen, woran der Plattdeutschredende nicht im gerigsten [sic] dachte; wohin zum Beispiel die Unterscheidung des Dativs gehort, den die platte Mundart, so wie diese jetzt in Mecklenburg gesprochen wird, so viel mir wenigstens bewust ist, gar nicht kennt. Was kann dieß alles fur eine andere Folge haben, als daß unsere jungen Leute, wenn sie nicht von Jugend auf zum Hochdeutschen angehalten werden, im Gefuhl ihrer Unsicherheit in dieser Sprache, Scheu tragen, den Mund aufzuthun, und den Veranlassungen moglichst ausweichen, wo sie genothigt seyn mochten, Hochdeutsch zu sprechen.“ (Flörke, Abendblatt 321, Sp. 146). ber das in Mecklenburg gesprochene Hochdeutsch beschwert sich ein anonymer Schreiber in drei Beiträgen der „Monatsschrift von und fur Mecklenburg“, wobei er auch Briefe anfugt, die in Missingsch gehalten sind, z. B. einen an ihn gerichteten Brief einer Frau, die sich darüber beschwert, dass er einen (in ihren Augen angeblichen) Briefwechsel abdrucken ließ, und nun fordert: „Ich will mir das aufn andermal verbitten thun, daß Sie mich und andre ehrliche Leute nicht zusammenfuhren.“ und meint „Fi! wenn ich so dwalsch schriebe, so krazte ich mir ja selbst die Augen aus. Von ihnen ist das ausverschmt, und ich habe nichts als Nackenschlage davon.“ Beide Zitate: Anonym: Ueber das mecklenburgsche Hochdeutsch. Fortsetzung, in: Monatsschrift von und fur Mecklenburg. Dritter Jahrgang. 10^{tes} Stuck, Schwerin October 1790, Sp. 647. Das „Freimthige Abendblatt“ enthält mehrere Artikel darüber, ob Niederdeutschsprechen schädlich oder nützlich sei. Flörke sieht gerade den Dialekt als Hemmnis für die überregionale Verständigung und die Ausbildung einer „höheren“ Bildung und Kultur und fordert deshalb, dass die Deutschen „auf jeden elenden provinziellen Jargon verzichten“ sollten (Flörke, Abendblatt 322, Sp. 173). Die Position Flrkes verteidigt Grapengießer (Freimth. Abendblatt 7, Nr. 348, Sp. 633 – 638, s. Anm. 3112) und fhrt vor allem kommunikative Aspekte an, wobei er besonders auf den Katechismusunterricht und die Predigt eingeht, vgl. auch den anonymen Autor „F.“, der eine ähnliche Ansicht vertritt im Freimth. Abendblatt 11, Nr. 565, Sp. 918 f. (s. Anm. 971). Pries sieht hingegen auch Vorteile, da das Niederdeutsche die Unterscheidung der Plosive und den „Wohlklang“ im Hochdeutschen fördere und das Erlernen fremder Sprachen erleichtere, so betont er die Verwandtschaft mit dem Englischen und den skandinavischen Sprachen, Pries, J[ohann]., F[riedrich].: Ueber die Nachtheile des Plattdeutschredens fur Personen gebildetet Stande uberhaupt, und insbesondere fur Studirende, in: Freimüthiges Abendblatt, 7. Jg., Nr. 328, Schwerin 1825, Sp. 283. Eine vermittelnde Position nimmt ein anonymer Verfasser ein, der zwar die Schwierigkeiten im Schulunterricht anerkennt, aber die radikale Lösung Flrkes und Grapengieers ablehnt, da gerade durch das Beherrschen zweier Varietäten (die er allgemein „Mundarten“ nennt) „das Studium der deutschen Sprache uberhaupt befordert, indem derjenige, welcher die Schriftsprache mechanisch von der Amme lernt, weniger Aufforderung hat, sich mit ihrer Erforschung spaterhin ernstlich und wissenschaftlich zu beschäftigen als ein andrer“, Sprechern, die zwei Varietäten nutzten, ermögliche das die „Vergleichung zweier Mundarten, und die Bereicherung der einen aus der andern“, Fr...nn, Ulr.: Landessprache und Gausprachen, in: Freimüthiges Abendblatt, 7. Jg., Nr. 360, Schwerin 1825, Sp. 852.

³¹²⁶ Karls, S. 204, Nr. 363.

mit ihr sprächen. Oftmals gab es aber nicht einmal solch einen Übergang, einem 1919 geborenen Loosener fiel die Umstellung dennoch nicht schwer:

Tau Huus würr je bloß'n platt snackt, wiere gor nicks. Unn in'e Schaul würr mitmal hochdüütsch snackt. Dei Ümstellung wier enorm, iss mi oewer nich swor fall'n. Unn wenn wi werre nah Huus kam'n deden, würr werre platt snackt. In'e Schaul würr werre hoch snackt. Dei Lihrrers, dei uns ünnerricht't hämm'n, snackten uterhalb von'n Ünnerricht ok platt.³¹²⁷

In Demen hat der Lehrer manchmal Fritz Reuter vorgelesen, ansonsten wurde aber nur Hochdeutsch gesprochen. Schönfeld nennt für den Rückgang der Mundart in der Altmark dieselben Gründe,³¹²⁸ also mögliche Kommunikationsschwierigkeiten mit Personen, die den jeweiligen Dialekt nicht (mehr) beherrschen, und die damalige Meinung der Eltern, „daß die kenntnis und verwendung der mundart zum nachteil für die kinder in der schule und im späteren beruf sei.“³¹²⁹ Sie gelten also nicht nur für das Mecklenburgische, sondern auch für alle anderen plattdeutschen Dialekte. Die jeweilige Mundart wird nur noch im Bekanntenkreis verwendet, wobei auch hier der Ansprechpartner eine Rolle spielt: Unter Niederdeutschsprechern, die sich kennen, wird sie als Kommunikationsmittel eingesetzt, bei jüngeren Personen jedoch nicht mehr. So spricht der zweite Proband aus Demen zwar noch mit seinem Sohn Mecklenburgisch, weil er weiß, dass dieser ihn versteht, bei den Enkeln und Ur-enkeln nutzt er das Hochdeutsche. Seine Frau (Sprecher drei) verwendet Letzteres sogar beim besagten Sohn.³¹³⁰ Auch bei Unbekannten bedienen sich Mundartsprecher zunächst der Umgangssprache, erst, wenn der Kommunikationspartner zu erkennen gibt, dass auch er Niederdeutsch spricht, kann ein Wechsel erfolgen. Elsa Isaksson Biehl zeigt das anhand eines Sprechers auf Norderney, der befragt wird, wie er mit seiner Frau gesprochen habe, als er sie kennen gelernt hat:

Wi hemm eerst Hochdütsch mitnanner proot', wiel ick je neet wuß, of se n'Hochdütschen weer of neet. Hier lepen je sovöl Hochdütschen rum, de hier in Stellung weren [...] - un denn bün ik je gewohr worm, dat se n'Nörderneer weer un ok Platt kunn - un van doar off hemm wi bloot Platt mitnanner proot'.³¹³¹

Es ist daher auch kaum möglich, Mundartsprecher auf Hochdeutsch zu befragen, da sie dann oftmals in die (hochdeutsche) Umgangssprache wechseln, d. h., sie passen sich ihrem (fremden) Gesprächspartner an. Das Sprachverhalten ist jedoch verschieden und kann dabei recht kompliziert sein: so redet die dritte Probandin aus Demen mit ihrer Schwester Hochdeutsch, Letztere nutzt aber in Gesprächen mit dem Ehemann (= Sprecher zwei) der erstgenannten Niederdeutsch. Mit dessen Bruder unterhält sie sich dann wieder auf Hochdeutsch. Sprecher zwei und seine Frau (=Sprecher drei) verwenden dann jedoch das Niederdeutsche, d. h., die Eheleute sprechen unter sich und mit dem Bruder des Ehemanns Niederdeutsch, bei Gesprächen mit der Schwester der Ehefrau verhalten sie sich jedoch unterschiedlich, so wie auch diese zwischen den Kommunikationspartnern strikt unterscheidet. Der Bereich, in dem das Niederdeutsche gesprochen wird, hat sich also in den letzten

³¹²⁷ Ebenda, S. 191, Nr. 344.

³¹²⁸ Schönfeld, S. 132: „der gebrauch der mundart durch die kinder hat sich jetzt geändert, vor allem durch den besseren und längeren schulunterricht, durch den schulbesuch in den benachbarten dörfern sowie den zuzug von umsiedlern nach 1944, aber auch durch die veränderte einstellung der eltern zur mundart.“

³¹²⁹ Ebenda, S. 138.

³¹³⁰ Siehe den im vorigen Abschnitt zitierten Dialog.

³¹³¹ Isaksson Biehl, Elsa: Norderneyer Protokolle. Beobachtungen zu einer niederdeutschen Mundart im Rückgang, Stockholm 1996, S. 120.

siebzig deutlich verkleinert, und zwar sowohl durch äußere Einflüsse (Flüchtlinge) als auch durch die Sprecher selbst. Diese Entwicklung war bereits in den 1960er Jahren absehbar, wie die Ausführungen einer Frau aus Klein Trebbow deutlich machen:

Uns Kinner könn oewerhaupt nich Plattdüütsch. Also wenn dee Plattdüütsch räädn soel, denn bring se alles dörchnanner. Ick rää oft Plattdüütsch, ick heff schon, wie se noch ganz lütt wiern, wie se gräät iers räädn liehrt hemm, denn hewwick schon probiert, ob se dat veschtähn, wenn ick Plattdüütsch rää un heff Plattdüütsch mit ehr rää. Heff irgndwie wat seggt, äh: „Håål mie må denn Bessn her!“ oder irgnd sowat. See hemm up alles reagiert, see hemm alles mockt, un, un weetn ook alles, wat ick meen, oewer see könn mie nich up Plattdüütsch anwuurtn.

Diese „Zweisprachigkeit“ erfasste damals bereits das gesamte Dorf: „Man kann hier oewerleng, wo man will, dee Kinner räädn fast all Hochdüütsch. Hier sind siehr wenig Kinner, dee to Huus noch Plattdüütsch räädn.“³¹³² Dittmar bemerkt aber auch hier Anfang der 1960er Jahre örtliche Unterschiede, die auf die Lage der Dörfer zurückzuführen sind:

Ein Vergleich mit den Angaben in Wustrow zeigt, daß in Born noch mehr Kinder plattdeutsch sprechen können als in Wustrow. Ich habe in Wustrow nicht einmal gehört, daß sich Kinder untereinander plattdeutsch unterhalten haben. Sie sprechen nur ein oder zwei Sätze plattdeutsch. Dagegen hört man in Born häufig, vor allem von Jungen, daß sie sich in der Pause plattdeutsch unterhalten.³¹³³

Born hatte durch seine Lage „noch weniger Verkehrsmöglichkeiten nach anderen Dörfern und Städten“ als Wustrow, so dass „noch weniger Fremde“ dorthin kamen.³¹³⁴ Herrmann-Winter differenziert 1974 für Vorpommern und Mecklenburg-Strelitz noch, so sei die Mundart in den „Feldbaubrigaden mit mindestens zwei Dritteln ihrer Mitglieder“ noch stärker vertreten, dann folgten die Viehzuchtbrigaden, „deren Mitglieder überwiegend, d. h. mehr als die Hälfte, Mundart noch gebrauchen“, „doch nicht hauptsächlich und fast nie bei wichtigen Dienstgesprächen.“³¹³⁵ In den höheren Verwaltungsebenen sei jedoch „Hochdeutsch das einzig mögliche und einzig verwendete Kommunikationsmittel“,³¹³⁶ während in der Freizeit zumeist Niederdeutsch gesprochen werde.³¹³⁷ Allerdings hängt der Gebrauch von den Kommunikationspartnern ab:

In der Familie dagegen, und besonders in jüngeren Ehen, spielt die Mundart kaum noch eine Rolle. Vor allem mit Rücksicht auf die heranwachsenden Kinder wird der Gebrauch des Niederdeutschen auch dort bewußt eingeschränkt oder gar unterbunden, wo beide Elternteile in anderen Situationen viel plattdeutsch sprechen.³¹³⁸

³¹³² Gundlachs Einschätzung aus dem Jahre 1967 fällt noch optimistisch aus: „Die Kinder sprechen meist schon hochdeutsch untereinander. Aber es ist zu beobachten, daß die im Beruf heranwachsende Jugend sich vielfach nach dem Vorbild ihrer älteren Arbeitskollegen doch dem Plattdeutschen zuwendet, es also als eine Art Berufssprache gebraucht, so in handwerklichen Berufen, in den Industriebetrieben, im Transportgewerbe, bei der Reichsbahn.“ (Gundlach, Tonbandaufnahmen, S. 174).

³¹³³ Dittmar, S. 315, siehe auch die dort angegebene Statistik.

³¹³⁴ Ebenda, S. 313.

³¹³⁵ Herrmann-Winter, Auswirkungen, S. 182.

³¹³⁶ Ebenda.

³¹³⁷ Ebenda, S. 183.

³¹³⁸ Ebenda.

Obwohl die Mundartsprecher den Rückgang teilweise freiwillig herbeigeführt haben, hat das Mecklenburgische unter ihnen ein hohes Ansehen, sie sprechen es sehr gerne und bedauern, dass die Zahl der Kommunikationspartner abnimmt.³¹³⁹ Schon das Hören übt eine positive Wirkung aus, so berichtet eine Lehrerin über niederdeutsche Veranstaltungen zu DDR-Zeiten: „Ich bemerkte, wenn wir unsere Lieder [niederdeutsche, I. R.] im Altenheim, Blindenheim und Veteranenclub darboten, daß die älteren Menschen sich ganz besonders freuten und ihre Augen strahlten.“³¹⁴⁰

Die Sprecher unterscheiden aber sehr bewusst zwischen Niederdeutsch und Hochdeutsch, eine Granziner sagt über ihren Mann: „Aber Plattdüütscher isser já nich, nich, aber hei, hei veschtünn uns toletzt schon“. Diese Differenzierung umfasst aber nicht einfach nur rein sprachliche Aspekte: „Un nu wiern oewer dor Ostpreußn un Westpreußn un Sachs n un Lottringer-Elsasser [=Lothringer-Elsässer], dee oewerhaupt keen Wuurt Düütsch veschtáhn deen, wa, áh, áh, áh Plattdüütsch, wa.“ (Schönbeck); „wie sünd ja ook noch plattdüütsch Jungs von echtn Schrot un Kurn“ (Weisdin). Dagegen stehen die Hochdeutschsprecher: „Nö, sünd ook Hochdüütsche.“ (Hinrichshagen). Diese bewusste Abgrenzung geht aber über den eigenen Dialekt hinaus, das Niederdeutsche wird als eigene Sprache empfunden, was bei einem Niendorfer auf den Zusatzaufnahmen zu diesem Ort deutlich wird:

Un dordörch is, un dordörch is dat nich bloß 'n Dialekt, ne, sondern 'ne eign Sprääk. Wie Pommern, Mägglborg [= Mäkelborg], Schleswig-Hollstein [= Schleswig-Holstein], Westfääł [= Westfalen], ein Schtück von Hannoower [= Hannover], dat's aal Plattdüütsch. Dat kann sick in sien plattdüütsche Sprääk, obglick dee Mundordn doll veschiedn sünd, könn sick aal vestáhn. Also is't 'ne Sprääk vör sick. Dee plattdüütsche Sprääk, ick heff máł lääst, na, dat stimmt nu ook nich gaanz, denn in dee plattdüütsche Sprääk, dor würn je donn tovääł rinnetreckt, wat eigntlich gor nich hennhüürt. Dat sünd ook wedrer aal Spräägn vör sick. Dor würn dee Skandinääwjer [= Skandinavier], Engländer, Holländer, Flääm, dat würn dor all rinnetreckt, dat weer aal ein, dat weer 'ne vewandte Sprääk.

Allerdings handelt es sich hierbei nicht um eine genaue linguistische Klassifizierung, denn er bezeichnet selbst mecklenburgische Ortsmundarten als „Sprák“: „Nee, dit hier, dee olle Wismersche Sprääk, dor sään dee Wismersch, sään se: ‚auk‘ un ‚sau‘ un ‚Book‘ un so, das velorn gáhn, dat kenn dee Wismerrääner hüüt nich mieh.“³¹⁴¹ Dennoch ist ein gewisses Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen den Niederdeutschsprechern verschiedener Mundarten vorhanden, ein Niendorfer berichtet, wie er sich im Krieg mit einem Hannoveraner auf Platt unterhalten habe, die Rheinländer sie aber nicht verstanden hätten; die Schwiegereltern von der ersten Probandin aus

³¹³⁹ So erzählt die älteste Probandin auf den Aufnahmen zu Demen, dass sie selbst im Familienkreis teilweise schon Hochdeutsch sprechen muss, weil sie ansonsten nicht verstanden wird: „Dor möödick je ook Hochdüütsch schnaggn. Wat wisst moggn?“

³¹⁴⁰ Zit. nach: Rösler, Irmtraud: Niederdeutsch in der Schule, in: Herrmann-Winter, Renate (Hrsg.): Heimatsprache zwischen Ausgrenzung und ideologischer Einbindung. Niederdeutsch in der DDR, Bern u. a. 1998, S. 263.

³¹⁴¹ Eine solche Abgrenzung gab es bereits früher, allerdings auch nicht im sprachwissenschaftlichen Sinne, so unterscheidet Hermann Barckhusen zwischen „oberländischer“ und „mecklenburgischer Sprache“: „Ich mochte ok biden, so Juwe f. g. dar to gneget, my dar beneuen mochten gnedigen tor-kennen gheuen, ifft Juwe f. g. to der ouerlendischen edder mekelnborger sprake best geneget were: scholde my gelike vele wesen, dan ik my getruwe, sodans in vnse dudesch woll to wandelnde vnde nitchesdeweyniger im Ryme to bliuende.“ (zit. nach: Lisch, Buchdruckerei, S. 73). Am Ende einer Übersetzung der Bamburgischen Halsgerichts-Ordnung ist zu lesen: „To der ere gades. to heylsamer vn̄ fruchtbarer lere aller wertliken Richtere, vnde gemeynem̄ besten to gūde, js dyt halßgherichte vth deme ouerlendesschen jn dusse nedderlendesschē sprake gedützschet.“ (zit. nach: ebenda, S. 85), vgl. Lauremberg, S. 64 – 68, der im vierten Scherzgedicht die Stellung des Niederdeutschen heraushebt, zu den Benennungen siehe auch Lasch, Mnd. Gr., S. 5 f., § 6.

Demen kamen aus Oldenburg, wobei sie bemerkt: „Jå, dee schnagn so ganz anner Platt.“, das sie anfangs auch nur mit Mühe habe verstehen können, die Mundart der Flüchtlinge aus Ostpreußen bezeichnet sie als Ostpreußnplatt. Die Probanden grenzen die niederdeutschen Dialekte also nicht so stark voneinander ab, wie sie es mit den anderen hochdeutschen Varietäten tun, obwohl sich erstere so sehr unterscheiden, dass sie eine Verständigung zwischen Plattsprechern verschiedene Regionen erschweren. Sie bilden im Bewusstsein der Menschen, die sie sprechen, immer noch eine gewisse, wenn auch unbestimmte Einheit. Daher ist Gernentz zu widersprechen, der behauptet, „daß sie im gleichen Verhältnis zur deutschen Literatursprache wie die Mundarten des hd. Sprachgebiets stehen“,³¹⁴² denn das Sprachempfinden der Probanden trennt immer noch sehr strikt.³¹⁴³

Andere (Orts-)Dialekte sind aber auch Spott ausgesetzt, so berichtet ein Spornitzer, wie er von den Parchimer Schulkindern verspottet wird, weil er anders gesprochen hat: „Du mööst anners spreggn, oder büst'n Polaggn“.³¹⁴⁴ Dadurch wird aber auch Druck auf die Sprecher der jeweiligen Mundart ausgeübt, der zur Vereinheitlichung des Dialektraumes beiträgt, da ihre Aussprache als rückständig stigmatisiert wird. Wossidlo führt als weiteres Beispiel für solch eine Verspottung mundartlicher Merkmale den Dialekt der Warnermünder an: „Bei den ganzen Besatzungen unterschied man: Darßer Buern, Rostocker Volk, Warnminner Liet (= Lüd'). – Der letzte Ausdruck soll wieder die Sprache verspotten. Denn der Warnemünder sprach ü und ö ohne Lippenrundung wie i und e.“³¹⁴⁵ Einen Beleg für die andersartige Aussprache liefert Babst bereits 1790 im Gedicht „De Warnminner“: „Dies Liet de sint ehn Stenschen wiert“ : „Wiel se ook mit to Rostock hiert“.³¹⁴⁶ Mussäus bemerkt in seiner Sprachlehre, „in Warnemu^{nde} und einigen wenigen Seedo^{rfern} to^{nen} die Vocale, so weit es angeht, in e und i hinu^{ber} z. B. Werneminner ic.“³¹⁴⁷ Im „Kasper-Ohm un ick“ verdeutlicht Brinckman diese Eigenheit, indem er „Warreminersch“ ‚Warnemünderin‘ schreibt.³¹⁴⁸ Berthold Brügge erwähnt sie in der Geschichte „Dit un dat ut Warmünn“: „Warmünn un Rostock sünd tohopwussen, un ehr Börgers sünd middewiel gode Frünn worrn. Man eenen Unnerscheid giwwt dat lieker noch. De Rostocker fröggt: ‚Büst du Warmünner?‘ – ‚Nee‘, seggt de Warmünner, ‚ick bün Warminner.“³¹⁴⁹ Bereits Wossidlo meint, „[d]iese Spracherscheinung ist heute im

³¹⁴² Gernentz, Niederdeutsch, S. 86.

³¹⁴³ Gernentz, Niederdeutsch, S. 86, meint beispielsweise, es gebe zwischen dem Westfälischen und Mecklenburgischen „kein engeres Band mehr, das speziell diese beide Mundarten fester miteinander verknüpft“, so dass er folgert: „Das Bairische und das Mecklenburgische zum Beispiel unterscheiden sich in ihren Merkmalen zwar sehr deutlich, aber beide sind deutsche Mundarten, beide gehören sie in das Gefüge der sprachlichen Existenzformen des Deutschen.“ (ebenda), zuvor schon in Gernentz, Versuche, S. 139. Zwar weisen das Westfälische und Mecklenburgische sprachhistorisch gesehen unterschiedliche Entwicklungen auf, dennoch identifiziert der Niendorfer beide Mundarten als „Plattdüütsch“, wohingegen er das Bairische nicht dazu zählen und die beiden niederdeutschen Mundarten auch deutlich von der hochdeutschen Standardsprache trennen würde. Das Sprachempfinden unterscheidet also immer noch ungeachtet aller sprachlichen Veränderungen zwischen „Hochdüütsch“ und „Plattdüütsch“.

³¹⁴⁴ Vgl. auch Kap. 2.1.1 sowie MWB, VI, Sp. 1188 (Spottreim auf die Aussprache „Swerin“).

³¹⁴⁵ Wossidlo, Reise, S. 137. Beckmann, Mecklenburger Mundart, S. 131, stellt der in Mecklenburg üblichen Aussprache die des „Werminn'sch“ gegenüber: „statt *schöön scheen*, statt *Dösch* (Dorsch) *Desch*, statt *Soehn Sähn*, statt *Füer Fier*“.

³¹⁴⁶ Babst, Diederich Georg: Allerhant schnaaksche Saken tum Tietverdriew; afers Wahrheten un sick meeto to spegeln in unse Moderspraak van dem Prokerater Diederich Georg Babst, de den Rekruten maakt het. De Dru^{dde} Dehl, Rostock 1790, S. 83. Dort finden sich auch noch weitere Beispiele: „wu dat doch van kimt“, „De Manns-Lied“, „De Diewel kimmt mie ook nich recht, / Wenn's noch wat dichtigs geben.“ (alle ebenda).

³¹⁴⁷ Mussäus, Sprachlehre, S. V.

³¹⁴⁸ Brinckman, Werke I, S. 71.

³¹⁴⁹ Brügge, S. 68.

Aussterben begriffen“,³¹⁵⁰ Beckmann berichtet, er habe 1920 nur noch drei Warnemünder gekannt, die so sprachen, „[e]twa 1925 war meines Wissens diese Besonderheit, [...], ausgestorben.“³¹⁵¹ Seelmann schreibt noch 1917, es heiße dort „*Wernminne*“,³¹⁵² 1930 stellt er jedoch fest: „Heute ift das nicht mehr der Fall. Stets hört man vollklingende *ö, ü, äü*.“³¹⁵³ Diese Besonderheit ist aber heute noch teilweise in gedruckter Form im Ort zu finden, z. B. auf Speisekarten.³¹⁵⁴

Obwohl die Sprecher das Niederdeutsche also schätzen und auch gerne sprechen, korreliert diese Einstellung jedoch nicht mit dem Sprachverhalten, denn mit Hochdeutschsprechern, vor allem Enkeln und Urenkeln unterhalten sich die Probanden heute überwiegend auf Hochdeutsch. Diese Beobachtung wird auch durch Umfragen gestützt, z. B. aus den 1990er Jahren in einigen mecklenburgischen und vorpommerschen Orten: „So geben etwa 4/5 der Befragten an *sehr viel* (51x) bzw. *viel* (31 x) vom Plattdeutschen zu halten, während nur 4 Befragte *nichts* und 14 *nicht besonders viel* von der plattdeutschen Mundart halten.“³¹⁵⁵ Selbst bei den Hochdeutschsprechern überwiegt die positive Einstellung deutlich.³¹⁵⁶ Dagegen fällt die Zahl derjenigen, die „überwiegend Platt“ (10) bzw. „Platt/Hd. gleich“ (15) sprechen, relativ gering aus, da 53 „überw[iegend]. Hd.“, 22 „nur Hd.“ verwenden.³¹⁵⁷ Hauptgrund, warum auf das Hochdeutsche ausgewichen ist, „um verstanden zu werden“,³¹⁵⁸ d. h., die kommunikativen Bedingungen sind für die Sprecher häufig wichtiger als die Einstellung, die sie zum Dialekt haben. Daher wird das Mecklenburgische vor allem von jüngeren Sprechern, wenn überhaupt, zunehmend bewusst verwendet, da es durch die allorts verstandene hochdeutsche Umgangssprache verdrängt wird.

Die Sprachverwendung spielte aber auch früher eine besondere Rolle, so berichtet der Rastower, dass er auf Arbeit bestimmte Anliegen, z. B. Materiallieferungen, besser durchsetzen konnte, wenn er Niederdeutsch sprach. Der Dialekt diene also dazu, eine Vertrauensbasis aufzubauen und diese zu pflegen. Heute kann er dagegen

³¹⁵⁰ Wossidlo, Reise, S. 137.

³¹⁵¹ Beckmann, Mecklenburger Mundart, S. 131.

³¹⁵² Seelmann, Brinckman-Forschung, S. 14, Anm. 1.

³¹⁵³ Seelmann, Mundartliches, S. 47 f.

³¹⁵⁴ Schmidt, G., S. 22, Anm. 1, macht diese Aussprachen auch für Stralsund aus und nennt als Beispiele dieser „runden Mundart“ „*mîs*“ ‚Maus‘, „*bîdel*“ ‚Beutel‘, „*kêpen*“ ‚kaufen‘. Dabei zeichne sich die ‚breite Mundart‘ Barths dadurch aus, dass „die Glutturalvokale dunkel und volltönend“ seien, „in der ‚runden Mundart‘ dagegen sind sie heller gefärbt. In der ‚breiten Mundart‘ ist ferner die Tätigkeit des Unterkiefers energischer als in der ‚runden Mundart;‘ [sic] dagegen hat die ‚runde Mundart‘ eine weit stärkere Lippen- und Zungentätigkeit.“ (ebenda, S. 22). Böhmer verzeichnet 1833 in Stralsund „helle, du‘nne Vokale“ (Böhmer, S. 153) und bemerkt dazu: „Der Landmann verspottet diesen Dialekt in folgenden Redensarten: De Miese sind mi bi d’n Grittbidel west, un heben mi all dat Klietmehl upfräten. Ick will na de Brieg (Brücke) gohn, un Fisch kepen (kaufen.)“ (Böhmer, S. 162), vgl. auch Kn[oop]., [Otto]: 29. Spott über die Mundarten einzelner Ortschaften, in: Haas, A[lfred].; Knoop, O[tto].: Blätter für Pommersche Volkskunde. Monatsschrift für Sage und Märchen, Sitte und Brauch, Schwank und Streich, Lied, Rätsel und Sprachliches in Pommern. II. Jahrg., Nr. 9, Stettin 1. Juni 1894, S. 143: „So ruft man den Stralsundern, deren Mundart die dunkeln Vokale in helle, namentlich das ü in i verwandelt, zu: De Mies’ sind wedder bi’m Grittbidel (oder: Kliebidel) west.“

³¹⁵⁵ Rösler, Irtraud: ‚Dat Land steiht för de plattdütsche Sprak in un bringt ehr Pläg vöran.‘ Soziolinguistische Beobachtungen zur kommunikativen Geltung des Niederdeutschen in Mecklenburg-Vorpommern, in: Rösler, Irtraud; Sommerfeldt, Karl-Ernst (Hrsg.): Probleme der Sprache nach der Wende. Beiträge des Kolloquiums in Rostock am 16. November 1996, Bern u. a. 1997, S. 41 (nachfolgend mit Rösler, Beobachtungen abgekürzt). Diese positive Einstellung ist auch in anderen Mundartgebieten festzustellen: Potthast-Hubold gibt für Schinkel an, dass es für 83,9 % der Befragten wichtig sei, dass das Plattdeutsche erhalten bleibe. Potthast-Hubold, Elke: Dialekt und Einheitssprache im Niederdeutschen. Untersuchungen am Beispiel Schinkel, Leer 1979, S. 35.

³¹⁵⁶ Rösler, Beobachtungen, S. 41.

³¹⁵⁷ Ebenda.

³¹⁵⁸ Ebenda, S. 42.

auch genutzt werden, um sich abzugrenzen, da er nicht mehr von allen verstanden wird.

6. 4 Volkskundliches: Sprichwörter, Bräuche usw.

Auch der Erzählgegenstand kann heute die Wahl der Varietät beeinflussen: Berichten Niederdeutschsprecher über die Vergangenheit, so nutzen sie den Dialekt sehr viel eher, als wenn sie über das aktuelle Tagesgeschehen referieren. Der dritte Proband aus Demen erzählt beispielsweise auf einer Feier auf Niederdeutsch, wie abergläubisch die Menschen früher waren. In der Landwirtschaft dient den Probanden der Dialekt sogar als Fachsprache, so dass sie Vorgänge dann häufig einfacher in der Mundart darstellen können. Das betrifft dann aber vor allem frühere Tätigkeiten wie das Aufhocken, Garbenbinden usw.³¹⁵⁹ Hier greifen Sprache und Volkskunde unmittelbar ineinander. Daneben gibt es Bereiche, die ausschließlich der Standardsprache vorbehalten sind. Diesen Gegensatz schildert ein Pastor bereits 1825:

Nicht weniger Unbequemlichkeiten fu'r den Landprediger fu'hret mit sich der Gebrauch der plattdeutschen Sprache im gemeinen Leben, bei Amtsgeschäften. Ich will nur des Krankenbesuchs erwähnen. Der Prediger tritt in das Krankenzimmer. Natu'rlieh wird er sein Geschäfte mit einem Gespra'ch u'ber den ko'rperlichen und ha'uslichen Zustand des Kranken beginnen, und, um verstanden zu werden und Zutrauen zu erwecken, bei Menschen, welche keine andere Sprache in der Unterhaltung kennen, als die platte, wird er sich eben derselben bedienen mu'ssen. Kaum aber ist der Uebergang gemacht worden zu den geistigen Bedu'rfnissen des Leidenden, als der Redende auch sogleich geno'thiget ist, sich der ho'hem Sprache zu bedienen, weil es fu'r einen gebildeten Mann unmo'glich ist, von heiligen und go'ttlichen Dingen in der trivialen Volkssprache zu reden. Von dem Augenblick an verstummt auch gemeinlich der Kranke; und aus Furcht, sich schief und unrichtig auszudru'cken, pflegt er mir nichts, als mit Ja und Nein zu antworten. Das Innere des Kranken bleibt also dem Forschenden verborgen, weil die Sprache ein unu'bersteigliches Hinderniß bleibt zwischen ihm und der Seele, in welcher er gern ernste Gedanken erwecken und in welche er den Trost der Religion und ihre erhabenen Hoffnungen ausgießen mo'chte.³¹⁶⁰

Zum einen zeigt sich an dieser Schilderung, dass bestimmte Themengebiete bereits damals kaum mit Hilfe der Mundart ausgedrückt werden konnten, da diese fast ausschließlich dem Hochdeutschen zugefallen waren, zum anderen beeinflusst die Wahl, welche Varietät ein Sprecher wählt bzw. beherrscht, auch die Kommunikationssituation: Wiese, der 1999 bei älteren Menschen eine Befragung zum Aberglauben in Südwestmecklenburg durchgeführt hat, fiel ein Ehepaar auf,

dessen Kommunikationsgrundlage untereinander ausschließlich das Hochdeutsche ist, da der Mann 1945 als Vertriebener aus Schlesien nach Mecklenburg kam. Die Frau hinwieder, eine gebürtige Mecklenburgerin, spricht im dörflichen Umfeld plattdeutsch und äußerte sich auch bei der Befragung im heimischen Dialekt. Nach dem Ende des Gesprächs wunderte sich der Mann, dass er von allem, was sie über Zauberei und Aberglauben in ihrem Ort zu berichten wusste, nichts mitbekommen hatte. In diesem Fall war also nie über diese Themen ge-

³¹⁵⁹ Für die neuen Aufnahmen wurden gerade solche Themen bevorzugt gewählt, da sich beispielsweise in nicht aufgezeichneten Gesprächen mit der zweiten Kossbaderin zeigte, dass diese dann automatisch von der hochdeutschen Umgangssprache in das Niederdeutsche wechselte.

³¹⁶⁰ Grapengiesser, Sp. 636.

sprochen worden, wohl auch, weil die für die Frau vertraute, sprachliche Verständigungsgrundlage fehlte.³¹⁶¹

Dennoch ist – vielleicht z. T. auch bedingt durch die Themenwahl – kaum Sprichwörtliches zu verzeichnen.³¹⁶² Ein Selmsdorfer baut solch eine Wendung in einen Satz ein:

Un eines gaudn Däägs, denn komm ick inne Liehr un inne Liehrtiet hebbt wie jä ook – wat denn ein sien Uul, is denn annern sien Nachtigall – dee Smäarie wier vör mie kein Uul, oewer as ick ’n half Jahr dorbie wier, ook kein Nachtigall mehr, dat güng näämlich bannig kottrüm üm.

Oftmals fließen diese Redewendungen in die Darstellung mit ein: „Ja, dee Christgemeinn freute sick ook, magg ja beddn Schädnfreu dorbie west sinn, denn man seggt je ümmer: Dee Schädnfreu is dee uprichtigste, oewer see sing kräftig mit.“ (Wustrow). Dabei handelt es sich oft um Wendungen, die nicht nur auf die Mundart beschränkt sind, sondern auch im Hochdeutschen verwendet werden: „Un näher, dat, dat schrifft man sick so’n beddn näh dee Uhrn denn“; „Dat wier mit söss Mann un mit twei, will mie nich, dee Ääsl nenn sick ja toierst, ne, oewer wie keem mit twei Mann gaut dörch un dee annern, dee müßt’n nochmål wedrer anfang.“ (Sanitz). Dabei dienen sie dann auch dazu, um das Geschilderte zu verdeutlichen, es „bildlich“ darzustellen: „Dat is hier ’ne wüste Gegnd, hier hett sick Voß un Hääs gu’n Nacht seggt.“ (Granzin). Dabei kann sie auch das Gesagte kurz und prägnant zusammenfassen, so sagt ein Mann aus Groß Lantow, nachdem er erklärt hat, was „Näglteh schtreggn“ bedeutet: „Un dor wier denn so’n oll Smääspruch, dat heit näämlich: Slipestein treggn un Nägls dee, Nägltehn streggn, suuer Bier un schimmelt Brot, dat is dee Smääs ehr bidder Doot.“ Einige dieser Redewendungen sind dabei lexikalisiert, d. h., ihre Bedeutung kann nicht einfach aus den Wörtern erschlossen werden, sondern nur aus dem Zusammenhang oder die Semantik muss dem Kommunikationspartner auch bekannt sein, z. B. „Oewer ick heff’n Kopp noch näh bääbm.“, das ein Wustrower bei folgender Schilderung benutzt:

Un drei Monat, denn wier’ck Kaptein. Un dor heck bloß ’n poor Reismockt, un dor kreeg ick ’n Schlagganfall twei Stück, hinnern anner gliek, un dor wier’t uut midde christlichn Seefohrt³¹⁶³, ne. Oewer ick heff’n Kopp noch näh bääbm. Ick heff ümmer Maut hatt unt heff bitt hüüt [...].

Wörtlich zu nehmen ist auch nicht die Aussage eines Mannes aus Klockenhagen: „Wer dat nicht kennt, dee mütt dor von afbliebm un mütt ierst düchdig Liehrgeld betähl.“

³¹⁶¹ Wiese, S. 10, resümiert deshalb auch: „Ging es aber um die Erinnerung, blieb das Plattdeutsche die einzige Verständigungsgrundlage. Dementsprechend ergab sich kaum Gelegenheit, Hochdeutsches aufzuzeichnen.“ Darüber hinaus bemerkt er, dass „Überlieferung und Dialektkenntnis [...] nahezu deckungsgleich“ waren (ebenda), „[w]er um alte Sagen und Bräuche wusste, sprach in der Regel das Plattdeutsche im Alltag“ (ebenda).

³¹⁶² Bereits Gryse nutzt solche Redewendungen und bildhaften Darstellungen: „Se [die Witwe, A. K.] ys vnder den anderen Lu^eden also ein Schaep vnder den Wu^lffen vnde wert van velen Minschen geachtet / vnde gehalten vor ein anhu^chels also eine Vle manck den Kreyen.“ (Gryse, *Wedewen Spiegel*, S. B iii^j^b); „Wo eine Wedewe Ryck ys / so wil yderman / also men sprickt / van erem Kese schneiden“ (ebenda, S. B vj^a); „Eine Wedewe de arm ys / moth den Spot thom schaden hebben“ (ebenda, S. B vj^b).

³¹⁶³ Die Verbindung „christlich Seefohrt“ ist nicht ungewöhnlich, das Adjektiv ist hier ein einfaches Beiwort, vgl. folgendes Zitat bei Wossidlo, *Reise*, S. 128: „wenn en Kaptain utscheidt wier ut de christlich Seefohrt“ sowie MWB, II, Sp. 188.

Dabei verkürzen die Sprecher auch Sprüche, die im Dorf und der Umgebung geläufig sind, für Außenstehende aber weithin unbekannt, z. B. meint ein Proband aus Boldela: „Dee Müüs leegn in Brotschapp un weern doot. So knapp wier uns dat Brot manchmal.“³¹⁶⁴ Als Gundlach ihn nach dem betreffenden Vers fragt, antwortet er: „In Kummer is Hunger, un in Picher is Not, un in Ollt Krenzlien [= Alt Krenzlin] liggn de Müüs in Brotschapp un sünd doot.“ Solch einen Reim kennt auf den neuen Aufnahmen noch der alte Trammer: „Un denn haa’t jede sönn Döörp ’n Ööglnäâm, hier hett heidn: In Tramm gâhn dee Kaddn stramm. In Klinkn geef’t nix to drinkn. In Reduhn [= Raduhn] hängt die’t oewer’n Tuun.“

Im Südwesten des Untersuchungsgebietes spielte das Pfingstfest eine bedeutende Rolle. Am Pfingstsonntag gingen die Kinder von Haustür zu Haustür und mussten dabei einen Spruch aufsagen. In Alt Jabel gibt ihn ein Mann wie folgt wieder, wenn auch nicht ganz vollständig, wie die Reime zeigen:

Goodn Dagg, gudn Tagg, Fruu Bauerin,
hett juu oll Kauh noch Faudrer in,
wat möckdt denn juuch oll bunde Hund,
is juu oll Käder noch gesund?
Juuge Dääl is holl un boll,
drei poor hei, drei poor Eier heff jie woll,
drei in Grääbm [= Grapen], drei in Schräâbm [= Schrapen],
näâgn in uns oll Pingstekiep [= Pingstekiep],
jie waan seelig, un wie waan riek.
Gääf uns ’n Stück von, von Schinkn,
dor könn wie gaut nâh drinkn
un gääf uns ’n Stück von dee lange Mettwust
un lât dee kortn hängn,
und sünd see ook mâl tau lütt vör uns,
denn, nee... Also sünd tau lütt, denn lât dee lüttn hängn,
denn nehm wie ooch zwei vör ein.
Holl geboller up denn Disch,
gääf uns ’n poor Eier oodrer ’n Fisch,
lott uns hier nich länger stâhn,
wie will noch ’n Huus wiederer gâhn.³¹⁶⁵

Von diesem Spruch existierten mehrere Fassungen, eine aus Loosen ist in „Fiek’n hätt schrâb’n ut Hagenow...“ zu finden, die jedoch in einigen Punkten abweicht,³¹⁶⁶

³¹⁶⁴ Vgl. hierzu bereits „Dem hungern de Mu^cse im Schapp dodt.“ bei [Mantzel, Ernst Johann Friedrich]: Bu^tzowsche Ruhestunden, gesucht, in Mecklenburgschen, vielentheils, bisher noch ungedruckten zur Geschichte und Rechtsgelahrtheit vornehmlich geho^rigen Sachen. Dreyzehnter Theil, Bu^tzow 1764, S. 51.

³¹⁶⁵ In Lüblow ist auf der Aufnahme einer alten Frau nur der Anfang erhalten, doch zeigen sich hier bereits ein paar Unterschiede: „G’dn [= gauden] Dagg [hier unterbricht sie Gundlach, daher sagt sie den Gruß dreimal, A. K.], g’dn Dagg, g’dn Dagg, Fruu Bäuerin, hett juuch oll Kauh noch Faudrer in, wat möckdt denn juuch oll buunde Hund, is juuch oll Käder noch gesund? G’dn Dagg in juuch Huus. Juuch Dääl is so kruus, juuch Schâpstall is so holl un boll [...]“

³¹⁶⁶ Karls, S. 144 f., Nr. 256. Abgesehen von rein sprachlichen Unterschieden („Eer“ statt „Eier“) heißt es dort u. a. „Fruu Hüüslerin“, „juuch oll griese Hund“, „söss Poor Eer“ (alle Karls, S. 144), „söss in unse Pingstekiep“, „’n Stück von dei lange Wusst“ (beide Zitate, S. 145). Darüber hinaus ist hier der Reim erhalten, bei dem der Alt Jabeler stockt und ins Hochdeutsche verfällt („nehm wie ooch zwei vör ein“): „unn sünd dei Eer vâl tau klein, / denn nähm’n wi leiwer twei för ein.“ (ebenda, S. 145). Die Variante beinhaltet zudem noch zwei zusätzliche Verse, die am Ende folgen: „Unn wenn ji uns kein Eer gâben, / so sall uns Hahn juch Häuhner nich trâden.“ (ebenda, S. 145).

eine weitere teilt Suhrbier 1934 mit.³¹⁶⁷ Über die Feierlichkeiten berichtet eine Glaisinerin:

Ååmt vör Pingstn. Ååmt vör Pingstn wûr dat mockt un nâh henn, wenn denn dee Groodn, dee hemm denn Lauf buugt ubbe Strâât, wiern ubbe Strâât, würdn [= würd ein] Piengstelauf mockt. Un dor wûr denn nâhmeddaggs, Piengste-Nâhmeddagg wat to drinken hennhâält, ne, dor wûr denn drunkn. Un, un fieert ook. Un tweitn Dagg wier mehrste Tiet Mesik, denn gûng denn Daanzn, ne.

Dabei spielte dann auch die Reihenfolge, in der die Kuhjungen die Kühe auf die Weiden trieben, eine Rolle: „Un Piengstemorgn, denn wull je jeder dee ierst wâsn, dee midde Kâuh, dee, dee nu dee letzt weer, dat weer Pingstekaa [= Pingstkarr], wûr dortau sâ [= seggt].“ (Glaisin). Dieser Junge wurde dann gehänselt. In Loosen hielt sich der Pfingstbrauch bis 1980, dort wurde der Junge, der als letzter in die Pfingstlaube kam, zum „Pfingstochsen“ gekürt: „Zum Zeichen seiner ‚Würde‘ bekam er einen Blumenkranz umgehängt, den er auch den ganzen Tag über trug.“³¹⁶⁸ In Lüblow wurden auch diejenigen Jungen mit einem Namen versehen, die zuerst auf der Weide ankamen, wie eine Frau ausführt: „Oewer dat beste dee Pingstmorgn. Denn möddn wie morgns Klock drei midde Kâuh ruut, un ick mösste ook mit, ick wier je so’n Driewer, nich. Un denn hett dee ierst, wier Doogafsläper³¹⁶⁹, dee tweit wier dee König.“ Danach folgten „denn König sien Bediender“, und „dee viert weer de Kaiser denn wedrer. Un dee weer, dee kreeg ook ’n Bedeinder. Un dee annern nâhher so, dat wier dat gesamm, gesamte Volk“.³¹⁷⁰ Eine Bezeichnung für den Letzten kennt sie nicht.

Sie teilt auch noch einen Spruch mit, der aufgesagt wurde, damit sich die Weiden abziehen ließen, um daraus Flöten und Schalmeien anfertigen zu können, denn „[d]at wier dee Oewergloobm dorbie, dat dee Dinger raff gâhn süll“:

Jâ, hupp, hupp, pupp, pupp, Peisterjoochn, låât dee Fiedl un Flötn ook gâhn, låât see nich vedaabm, wedrer, wedrer waadn. In ein viddl Stuum [= Stund] geht dee Keddl to Gruun. Mudrer geht nâh’n Moehlerbaag, plant dee buntn Böhners in, Vadrers stiggt nâh’n Boehn rupp, håålt ’n glaadn Jung raff. Striek af, striek af miene Huppupp [hd. Schalmei, A. K.] salleraff [= sall raf]!

³¹⁶⁷ Dort heißt es noch „Fru Mauderin“, des Weiteren u. a.: „Is jug oll Stall ok holl un boll, / Föfteihn Eer hem’n ji woll, / Fief in’n Grapen, fief in’n Schap’n, / Fief in uns’ oll Piengstekiep“; „Snied’t ok’n Stück van’n Schienk’n“; „Snied’t ok’n Stück van dei Wust / Nähmt ok van dei langen’n / Un lat dei korte hang’n“ (alle Zitate Suhrbier, S. 427). Bei Wiese, S. 6, ist noch als weitere Variante „Fru Wauerin, hett juuch Kauh ok Wârer in?“ zu finden. Haas berichtet für das pommersche Gebiet über einen ähnlichen Brauch zur Fastnacht, wobei auch Gedichte vorgetragen wurden. Eine von ihm aufgeführte Fassung ähnelt den hier mitgeteilten Sprüchen, so finden sich darin die Verse: „Disse Dâhl is holl und boll, / Dree (vier, fief) Stieg’ Eier sünd doe woll. / Twee Stieg’ in miene Kiep – / Ick bün arm und Se sünd riek. / Hoch in de Höh (Bâb’n in’n Wiem’) / Hängt ’ne lange Mettwust (Hängen Speck und Mettwust); / Fru, schnied’n Se de längste af; / Lâten Se de kôrt’ste häng’n.“ Haas, A[lfred].: Fastnachtsbräuche in Pommern (Fortsetzung.), in: Haas, A[lfred].; Knoop, O[tto].: Blätter für Pommersche Volkskunde. Monatsschrift für Sage und Märchen, Sitte und Brauch, Schwank und Streich, Lied, Rätsel und Sprachliches in Pommern. I. Jahrg., Nr. 6, Stettin 1. März 1893, S. 7

³¹⁶⁸ Karls, S. 144, Nr. 256.

³¹⁶⁹ Wortwörtlich übersetzt bedeutet das Wort ‚Tauabschlepper‘, das MWB verzeichnet gleichbedeutendes „Dauafströper“ (MWB, II, Sp. 264) und „Dausläper“ (MWB, II, Sp. 275) sowie „die übliche Form des SW, *Dogsläper*“ (ebenda). Die Frau klärt auch über die Namensherkunft auf: „Jâ, dat schâdt em nix [dass es noch dunkel war, A. K.], wie möddn s’ denn ook denn Doog afslâbn. Dee, dee ierst wier ja dee Doogafsläper, dat wier mien Braudrer, nich.“ Vgl. auch die Beschreibung bei Karls, S. 145: „Vorne ging der ‚Doochsläper‘, der Tauschlepper. An einem Bein trug er einen Birkenbusch und streifte damit den morgendlichen Tau vom Gras, denn damals gab es noch keine Asphaltstraße. Die ihm nachfolgenden sollten sich ja keine nassen Füße holen.“

³¹⁷⁰ Vgl. dazu auch Suhrbier, S. 426 und Karls, S. 145.

Der Aberglauben spielte und spielt generell eine große Rolle im Leben, so berichten die Sprecher in Demen und Kossebade von den „Twölbm“, der Zeit zwischen Weihnachten und dem 6. Januar, wo beispielsweise draußen keine Wäsche aufgehängt werden solle.³¹⁷¹ Auch der Glauben an Hexen existierte zumindest noch bis ins 20. Jh. hinein, in Demen wurde eine ältere Bewohnerin, „Mudrer Blaumsch“ genannt, für eine solche gehalten, so berichtet eine Frau, dass ihr Vater sie als „drei-beinig Håås“ gesehen habe. Einige Bewohner mach(t)en sich daraus jedoch auch einen Spaß: Sprecher zwei aus Demen erzählt auf einer Feier, dass seine Großmutter abends im Dorf einen Stein auf die Fensterbretter gelegt habe, wenn die Fenster offen standen, so dass die betreffenden Personen am Morgen dachten, „dee Hexn sünd wedrer hier west“. Ein Lüblower stand noch Anfang der 1960er Jahre in Verdacht, „schwarze Magie“ zu beherrschen, wie er belustigt erklärt:

He, he, heff noch väärl erlääft in mien Lääbm, ick glöof, ick, ick waa ook noch ümmer väärl ankäggn, dat ick wat vonne swaat Kunst oder so vo, vo, von kann, nich, ick heff ook häufig mien Witz, nich. Tau'n Biespill haan s' uns ein Johr toodn [= tau den] Wiehnachtn inne Forst dee Äxn aal wegnohm, ne. Un denn segg ick so, denn keem wie, dat weer 'n Äämt so west, dee haadn Dannbööm klaut, ne. Un denn kääm wie annern Morgn, denn sünd dee Äxn wegg, un denn segg ick recht so wiß: „Dei mien Äx klaut hett, dee saal mie dee ubbm Wiehnachtermorgn vör dee Präädigt in Huus bring!“ He, he, he. Un dit glöof Kuhmann, hei is hüüt all doot, un dee hett mie näh ümmer scheif ankäggn, dee hett ümmer glööft, hei seggt denn to mie: „Wenn du dat kannst, denn dauh dat!“ Nich. Un he, he, he jaha. Un dee glööwick hett sien Lääbmstiet glööft, ick veståhn wat vonne swaat Kunst.

Die zweite Kossebaderin berichtet, dass ihr Onkel über der Tür eine Nadel angebracht habe als „drittes Auge“, damit er nicht behext werden könne.³¹⁷² Auch den Bewohnern bestimmter Ortschaften und Regionen wurden Eigenschaften beigemessen, so galten die Teterower als dumm³¹⁷³ und die Bewohner des Fischlandes als Seeräuber, worüber eine Wustrowerin sehr erbost ist, als Gundlach sie darauf anspricht:

...erstlich, wenn dit Gebet hier wäst is „Gott seegn uns Strand“, denn hemm se doch woll dee Fischerie dormit meint un nich dormit meint, dat hier 'n Schipp ubbm Strann saal, un ick mein, dee Wusstrooer haan ja aal sülbm Schääbm dunn. Woväärl Schääbm haan Wusstroo, ick weit nich, aber, dee haan doch, dee könn doch unmoeglich, Gott seechne unsn Strand, dat wiern je, dat wier ja eign Schadn. Nee, dat hemm, hemm s' ümdreihet. Oder is annerwääg, nu hier't nich, hier hemm s' deswegn nich so. Das ja unerhört direkt, nö. Nö, dat laddn wie nich up uns komm.

Bei Wossidlo findet sich diese Behauptung aber noch: „De Ribnitzer würden de Seeräubers nennt. Dat is een ut 't Röwernest, säden wi. Ribnitz sall jo früher Röwernitz heiten hebben.“³¹⁷⁴

Relativ selten sind auf den Aufnahmen Märchen, Sagen usw. zu hören, zumeist berichten die Probanden aus ihrem Alltagsleben. Erzählen sie Geschichten, so stammen

³¹⁷¹ Siehe auch Günther, Hs. S. 99.

³¹⁷² Vgl. Wiese, S. 9, der diese Abwehrzauber mit Hilfe einer Nadel auch für Südwestmecklenburg bezeugt. Darüber hinaus führt er aus: „Rund 63 % der Gewährspersonen gaben dreimaliges Aus-spucken oder das Aufsagen der umgangssprachlichen Alltagsformel ‚Lickst mi an'n Noors‘ als Abwehrzauber für den Fall an, einer verdächtigen Person auf der Straße zu begegnen.“ Sowohl Sprecher eins als auch zwei aus Demen geben an, dass dreimal „Lick mie an Noors“ gesagt werden musste, wenn einem „Mudrer Blaumsch“ begegnet war.

³¹⁷³ Vgl. im Anhang die Erzählungen eines Bristowers.

³¹⁷⁴ Wossidlo, Reise, S. 139.

sie aus der erlebten Vergangenheit.³¹⁷⁵ Auf den Aufnahmen finden sich nur noch wenige Beispiele der früheren Erzähltradition: Ein Camminer erzählt eine Räubergeschichte, ein Bristower berichtet von den Teterowern. In Sumte ist ebenfalls eine Erzählung zu hören.³¹⁷⁶ Dementsprechend sind die mit ihnen verbundenen Redensarten auch nicht mehr auf den Aufnahmen zu hören,³¹⁷⁷ Brinckman notiert z. B. „De Woch fängt schön an, sār de Dew Mandag, dunn süll he hängt warrn.“³¹⁷⁸

Die Probanden bedienen sich in ihrer Rede manchmal des Vergleichs, so z. B. Sprecher eins aus Lantow: „denn dor wier dor mitunner noch so’n oll swaat Schtell in, ne, hästebunt müßt dat uutseihn.“ Auf Gundlachs Nachfrage hin erläutert er, was er damit meint: „Hästebunt. Dee Häster süht ja ook so swatt un bunt uut, nich. Un, hästebunt.“ Auch in anderen Orten kommen besonders Tiere in Vergleichen vor, da mit ihrer Hilfe Dinge sehr einfach veranschaulicht werden können: „Denn komm ick dor rinn, Kopp wie so’n Pudderhähn“ (Schlagsdorf); „Hm, dee kann loobm as ’n Kaddeiger [= Katteiker]!“³¹⁷⁹; „haa ’ne Stimm wie’n Oss.“ (Wustrow).³¹⁸⁰

Umfangreich ist das Vokabular, mit dem die Probanden ‚Prügel‘ beschreiben, da oftmals die Schulzeit Thema ist. So heißt es direkt: „Ick haa ja leiwer’n Dracht Prügl nomm“ (Marnitz); „Wenn dat waast, denn krisst ’n Tracht Prügl!“ (Niendorf); „dee Dierns, dee kreign kein Prügl“ (Welzin). Dafür steht häufiger „Schacht“: „Oewer Schacht hett vääł gääbm früher.“ (Bansow); „Un donn soll ein von dee Jungs Schacht hemm,“ (Groß Lantow),³¹⁸¹ das auch als Verb vorkommt: „Un denn hett hee seggt, wo hei sich schacht haa“ (Jördenstorf). Der ältere Trammer umschreibt sie mit „Ladung“: „donn heck ’ne Ladung kräägn“. Daneben ist auch „Släg“ zu hören: „ick heff liegers ook kein Slääg kräägn“ (Boldela); „as wenn se dor noch Schlääg kreegn in Kinnergorn.“ (Granzin); „Schlääg krää [= kreeg] ick, jå wat denn, nich, nich.“ (Züsow). Ein Proband aus Bansow ergänzt es um eine Metapher: „Nee, nee, oh so, dor bün’ck nich henngähn, wo’t Schlääg giff. Nee, dat ma’ck [= magg ick] nich, ’n Ledrer vull.“ (Bansow). Diese Formulierung tritt mehrfach auf: „Dat, wenn bloß drei Fäblers in Diktåt, denn geef’t ook an Ledrer wohl“ (Bansow); „Drei, vier kreegn

³¹⁷⁵ Vgl. Gundlach, Tonbandaufnahmen, S. 183 sowie S. 187 f. Anm. 65.

³¹⁷⁶ Im Anhang sind die entsprechenden Texte abgedruckt. Der Sumter erzählt noch eine weitere Geschichte, die er sich aber zuvor notiert hatte. Sie ist deshalb nicht aufgeführt.

³¹⁷⁷ Sie sind aber teilweise noch bekannt, wie folgendes Gespräch zeigt:

I.: Kenn See’n Uutdruck dorvör, wat seng dee Lüü, wenn dor nu groot Lögger in dat Brötchn oder Brot in sünd?

Mann: Is dee Bägger dörchkrääbm, ne.

³¹⁷⁸ Römer, S. 26, Nr. 143. Sie ist mehrfach abgedruckt, u. a. im MWB, II, Sp. 283, das als Quelle Brinckman angibt, jedoch Änderungen vornimmt, die über die bloße Anpassung der Schreibweise hinausgehen: „*de Woch fängt schön an, sād’ de Deif Mandag, dunn süll hei hängt warden* BRV Volkssp. 26“, weitere Varianten sind unter dem Lemma „Wäk“ zu finden (MWB, VII, Sp. 1109). Herrmann-Winter erfasst sie ebenfalls, allerdings mit einigen Abweichungen: „De Woch fängt got an, secht de Spitzbub, do würd he an’n Sünddachmorgen uphangt“, Herrmann-Winter, Renate: Sprachbilder im Plattdeutschen. Redewendungen und Sprichwörter, Rostock 2002, S. 194, Nr. 2366, als weitere Abwandlung auch mit „Hex“ (ebenda, S. 196, Nr. 2391).

³¹⁷⁹ Gundlach, Ant, S. 39, gibt mehrere Beispiele für das Eichhörnchen an: „Diese possierlichen Tierchen regen immer wieder die Volkssprache zu Vergleichen an: *Fix as ’n Katteiker; flink as ’n Katteiker; upkratzt as ’n Katteiker; die flotte Tänzerin kann springen as ’n Katteiker*. Und ein Großmaul *hett dat in de Wüürden as de Katteiker in ’n Stiert*.“, vgl. zur letztgenannten Redensart auch Günther, Hs., S. 11, Nr. 83.

³¹⁸⁰ Gerade in Redensarten kommen solche Vergleiche auch vor, Günther, Redensarten, S. 199, Nr. 33, nennt z. B.: „Du löpst as ’n drachtig’n Swinegel: Du läufst wie ein trächtiger Igel; oder: Du treckst as de dühr Tiet: Du ziehest wie die theure Zeit; oder: Du sleist hin’n ut as ’n lahm Gössel: Du schlägst hintenaus wie ein lahmes Gänschen“.

³¹⁸¹ Weitere Nachweise gibt es in Marnitz („inne Schaul hemm wie kein Schacht kräägn“), Niendorf („ick komm nich henn, näh [= nähher] giff Schacht“), Retschow („Hett mitunner ook Schacht bie gääbm, ne.“) und Züsow („hewwick vääł Schacht kräägn“).

ümmer ehr Ledrer vull ååms“; „dunn geef dat je ook noch wat in't Ledrer“ (Marnitz); „dee haa ümmer so'n Reitstock, un dor geef't mächtig ümmer up't Ledrer“ (Sanitz). Das Wort scheint dabei die Haut zu bezeichnen, denn schon bei Lauremberg heißt es im zweiten Scherzgedicht: „Idt is doch alles van einerley arth Ledder, / Wat an den Minschen is up un nedder.“³¹⁸² Darauf beziehen sich auch die Umschreibungen mit „Fell“: „wenn hei böös is, denn kriggder düchdig weck in Fell.“ (Boldela); „dee hett uns doch määnigmål dat Fell verrömmst“ (Marnitz); „donn hett dee oll Ohrnst mie awer ierst richtig dat Fell uutwascht“ (Züsow). Die Sprecher spezifizieren manchmal auch das Körperteil, das Ziel der Prügel ist: „krieg ick 'n ierstn düchdign Hinnl, Hinnelstn vull“ (Kieve); „Un ick kreig glik denn ersdn Dagg weck von Hinnelstn“ (Welzin), darüber hinaus heißt es in Bristow: „denn geef't ååms noch weck ubbe Schwuodn“, in Badendiek wiederum „un manchmål geef dat uck ein achtere [= achter de] Uhrn dorbie.“³¹⁸³ Die ‚Ohren‘ können aber auch wiederum durch eine Metapher ersetzt werden: „denn geef dat gaanz bannig ein achter dee Läbbels, aber gaanz bannig“ (Sanitz). Ein Mann aus Badendiek umschreibt die ‚Prügel‘ mittels eines Bildes, das er anschließend erläutert: „Wier'n gansn schaapm Kierl, hei möchte, treckt ein so dee Büxn stramm un denn mit denn gääl Reitstock geef dat donn all weck.“ (Badendiek).³¹⁸⁴ Ein Zweedorfer benennt sie ebenfalls nicht direkt: „Un meistns güng dat ja noch scheif, dat man gegn, gegn Tuun föhrt, denn bröök 'n Dießl af, denn geif nähher lang Hååber von Meister, nich.“ (Zweedorf). Auf die Nachfrage Gundlachs hin, erläutert er aber die Wendung: „Lang Hååber, denn geif weck mit Lattenn [= Latten], up Düütsch geseggt, dat giff dat ja hüüt nich mehr.“ Nicht immer erwähnen die Probanden die ‚Prügel‘ explizit, sie findet sich im Indefinitpronomen „weck“, wobei dann entweder das Körperteil, das die Strafe bezieht, oder ein Teil der darüber liegenden Kleidung benannt wird oder aber der Gegenstand, mit dem die Schläge ausgeführt werden: „Dor geef dat ook öfters weck inne West.“ (Marnitz); „süss geef dat weck midde Pietsch“ (Letschow); „denn geif natürlich weck la, weck in Nagn, nich“ (Zweedorf); „Kreig öfter weck an Muul“ (Welzin). Auch die Tötung des Schweins umschreiben die Sprecher so, z. B. in Klein Trebbow: „un krieger weck vör'n Kopp“. Ein Sanitzer nutzt solch eine Umschreibung wiederum im übertragenen Sinne: „un Kleewer künn man ja ook nich, denn saa man aan un für sich, na also, in fief Johrn höchstns wedrer up denn selbm Schlagg bugn, weil dee Kleewer ganz schlecht mit sick sülbm vedrääglich is, wer dit nich genau beacht, dee kann manchmål weck an Piebmdeggl [d. i. der Kopf, A. K.] kriegn“.³¹⁸⁵

Einer Metapher bedient sich auch ein Sprecher aus Broock: „Früher wür ja all midde Seeß un midde Hand ook bunn un dat wier je manchmål ook beddn oewer Kriet [hd. Kreide, A. K.].“ Er erklärt sie mit „beddn oewere, oewere Kraft“, kann sie aber nicht mehr herleiten. Ihre Herkunft lässt sich jedoch anhand der Schilderung eines Zweedorfer Zimmermanns nachvollziehen: „un dee wür denn mit Roots [hd. Ruß, A. K.] uun [= ut den] Ååbm wür dee swaat mockt, un wör lang schüürt, un denn geif dat Snoorslagg“. Entlang dieser Linie behauten die Arbeiter den Baum:

Nu güng dat ja nähher los mit denn Holtbauerieg [= Holtbehauerie], midde Äx wür dat langhaut, ungefähr so'n halbm Zendimeeder von Strich, un denn müss man natürlich ganz genau oewern Strich mit dat Breitbiel langhaun, dat wier ungefähr so'n dörrig Zendimeeder

³¹⁸² Lauremberg, S. 23, vgl. auch die Nachweise im MWB, IV, Sp. 870.

³¹⁸³ In Letschow berichtet ein Mann über den Pfingstmarkt: „Na, ick heff dat ook erlääft, dat see uck mál ein minn [= mit ein] Åål achter de Uhrn haugt hett, ne.“

³¹⁸⁴ Ähnlich sagt es ein Marnitzer: „un denn ååms würn dee Hosn stramm treckt“.

³¹⁸⁵ Vgl. auch die zahlreichen Ausdrücke für ‚schlagen‘ bei Wossidlo, Richard: 3. 300 Ausdrücke für prügeln aus Mecklenburg, in: NdKbl 12, 5 (1887), S. 72 – 74.

breit wie so'n Schaaprichterbiel unt äh, donn olles Gedicht un Schprichwort seggt das man Juut [= Jude] west inne Stadt, un dee hett ook seggt, nich, hei sien Fingernäagl weern so swaat, un hei wull man denn, denn Fingernäagl direkt an denn Snauer hennhool un dee, dee Näägls weern beddn lang, hett ümmer seihn, dat dee Timmerlüü ümmer so genau an den Snoor langhaun deedn, nich. Un denn hedder ook glööft: „Ach, dat kannst du je leicht hebbm, du höllst ümmer vör dat Breitbiel denn Fingernägls henn, nich.“ Unt, nu hett dee Timmermann glööft, dat weern Knast un haut dor tau, un hauder middn halbm Duum weg, nich.

„oewer de Kriet“ meint im übertragenen Sinne also das Überschreiten einer Grenze. Weitere Wendungen dieser Art sind z. B. „Na, ick haa an sich dee Büxn vull, nich.“ (Cammin); „Na já, denn haan wie uck aal aal 'n lüddn inne Kroon von denn Wien“ (Kieve), wobei „Kroon“ hier den Kopf bezeichnet. Tarnow verwendet dieses Bild auch im Gedicht „Hest hürt?“: „Di is woll in de Kron wat schaten, / Dat kümmt von 't vüle Kaffesupen!“³¹⁸⁶ Der Banzkower meint, als er auf ein zukünftiges Ereignis hin angesprochen wird: „Já, dat duuert noch twee Johr, löppt noch vääł Wäädrer bei [das hd. Wort] af“ und umschreibt ‚Essen und Trinken‘ mit folgender Wendung: „Ganzn Dagg nich natt, nich dröög hatt“³¹⁸⁷.

Sprecher drei aus Demen erzählt auf einer Feier, „dee hemm uns ook dee Huuk vulllägn“. Bei Konrad Reich ist diese Wendung ebenfalls zu finden: „Twei olle Schippers sitten in Stettin in 't Terrassenhotel an 't Bollwark und leigen sik up Düwel kumm rut dei Huk vull.“³¹⁸⁸ Knoop erfasst für das Hinterpommersche „Einem de Huk vull leige“ an und überträgt es mit „einem tüchtig etwas vorlügen“³¹⁸⁹, Herrmann-Winter gibt als Übersetzung für „*de Huk vulleigen* sehr lügen“ an.³¹⁹⁰ Diese Wendungen können aber auch zu Missverständnissen führen, wenn ihre Bedeutung nicht bekannt ist. Ein Lüttower erläutert das anhand eines Erlebnisses:

Ick kann mie noch so gaut erinnern, dat wie einmål dee Käuh, dat weer so anfangs Mai, nähde Wee ruppdriebm wull, un donn begegnet uns ein recht so'n fien Stätschn mit so'n

³¹⁸⁶ Tarnow, Hoeg, S. 38.

³¹⁸⁷ Die Wendung findet sich auch bei Brinckman, Werke I, S. 209: „Dunn besünn sick oewersten min prächtig lütt Ollsch mit eens, wat ick woll noch nich Natt noch Drög krägen hadd, un woll mi abslut noch 'n Pannkoken backen; Deeg wir dor noch.“ Reuter, Werke III, S. 36 f., verbindet beide Begriffe mit „un“: „„Leiwer Gott!‘ rep de Husfru endlich, ‚ik verget jo woll rein allens? – Brösig, dor hadden Sei ok an denken künnt. Ji hewwt jo woll noch nich Natt un Drög kregen!‘ un dormit lep sei an dat blage Eckschapp un halte schönes, wittes Landbrot un frische Botter herute un lep nah buten un bröchte Mettwurst un Schinken un Kes‘ un en por Buddeln von dat starke Bier, wat ümmer för Großvadding separat bru't würd, un en Pott mit Melk för de Lütten“. Er verwendet das Wortpaar auch in übertragener Bedeutung: „Aewer Pomuchelskopp säd nich Natt un Drög“ (Reuter, Werke IV, S. 85), so auch Eggers, S. 183: „he simulird / Still vör sik hen un dacht nich natt un dröch“. Diese Konjunktion beanstandet Latendorf, „formell sollte es für un ‚noch, oder‘ heißen“. Latendorf, Friedr[ich].: 9. Fülle des Ausdrucks in Verbindung von Gegensätzen, in: NdKbl 3, 7 (1878), S. 78. Karl Eggers verteidigt diese Formulierung jedoch, denn er meint, „[s]ie klingt mir im Ohr, als wenn ich mit ihr aufgewachsen wäre; wenigstens hat die Wendung ‚nich natt un drög seggen‘, welche bei Reuter nachgewiesen ist, im Volksmunde volle Währung. Möglicher Weise ist ihre Verbreitung begrenzt und sie daher dem Herrn Einsender und dessen Freunden fremdartig klingend.“ Eggers, K[arl].: 3. Verbindung von Gegensätzen (s. III, 26, 77 ff.), in: NdKbl 3, 8 (1878), S. 86. Latendorf, selbst Muttersprachler, kennt weder Reuters noch Eggers' Formulierung und stellt fest: „Ebenso ist mir in diesem ganzen Zeitraum niemals in formelhafter Verbindung nach vorausgegangener Negation ein un, immer nur noch, oder begegnet“, Latendorf, Friedr[ich].: 1. nich nat noch droeg (s. III, 87), in NdKbl 4, 2 (1879), S. 10. Der Banzkower weicht jedoch von diesem Satzbau ebenfalls ab, indem er einen Parallelismus schafft.

³¹⁸⁸ Reich, S. 106.

³¹⁸⁹ Knoop, O[tto].: Plattdeutsches aus Hinterpommern. Mitgetheilt vom Oberlehrer O. Knoop aus Rogasen (Fortsetzung.), in: Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde (Hrsg.): Monatsblätter, Fünfter Jahrgang, Stettin 1891, S. 69, Nr. 64.

³¹⁹⁰ Herrmann-Winter, plattdeutsch, S. 122.

Haalfschau, un haa se noch so'n lüddn Reiskuwwer inne Hand, un fräug uns, haa dat bannig ielig, un fräug uns denn, wo wiet dat denn noch 'n Krauhns, näh'n Krauhnshoff [= Krohnshof] wier. Dat sünd ungefähr 'n, von uns woll 'n drei Kielomeeder. „Äh!“ säa dee Oll, „dat is so'n Piep Tebacks [= Toback] Wäägs, is dat.“ Na, dee Stäätsche mit ehr Halfschau, dee weer nähher noch gråäd so klauk, hei wüßt ja nich, wat dat bedüüd'n dee, wo lang dat 'n Piep Teback uutholl dee, denn dee weer noch so'n oll Snack, dee oll, dee smöök ook noch so'n Bossklobber, dor güng ja ook'n ganz Deil Teback rinn.

Sprecher zwei aus Warlin berichtet auf den Zusatzaufnahmen ausführlicher über das Schäferwesen. Als Gundlach erwähnt, dass ein Schäfer, wenn er sieben Lammzeiten überstanden habe, nicht mehr verrückt werde, entgegnet der Proband: „Denn kanner Vadrer un Mutt, Mudrer dootschläågn, sään s' ümmer, denn kann em keen Gericht beschträfn.“ Danach fügt er eine Redewendung hinzu, die das Verrücktsein bzw. Dummsein beschreibt: „Awer, ganz unrecht is dat ook wedrer nich, denn, dor wür früher ümmer seggt, dee Scheeber, dee hemm beddn an Busch hött.“ Er wiederholt sie dann nochmals und nennt einen weiteren Ausdruck dafür: „To dicht an Busch hött sääd'n s' denn, oder een vehött seng s' denn.“³¹⁹¹ Dass diese Wendung im übertragenen Sinne zu verstehen ist, also nicht wirklich das Hüten am oder im Wald gemeint ist, stellt er ebenso heraus, denn die hiesigen Schäfer konnten in diesem gar keine Schafe hintreiben, „dat wier ja alles Schtäätsforst“. Die Bedeutung erschließt sich auch anhand der Aufnahmen von Warlin, dort erklärt derselbe Sprecher, nachdem er die Wendung gebraucht hat: „denn wenn nu, dee Scheeber haa nu keen Knecht, ick kreeg denn, dee Inschpekter, dee schickt denn doehmlichstn näh'n Schåpschtall, dor lott sick immer denn Scheebermeister mit aagern“.

Bei der Abfrage alternativer Mundartwörter in den Übersetzungstexten (z. B. „Bir“ ‚Eber‘), kannten die Probanden diese häufig sogar noch, fügten aber oft eine Bemerkung hinzu, dass die Eltern, Großeltern oder einfach „de Ollen“ das noch so gesagt hätten. Beckmann schildert eine ähnliche Erfahrung: „Bei der Anfrage nach solchen seltenen Worten hörte ich meist: ‚Ja, kenn'n dauh ik dat, min Grootvader (in einem Fall von einem 80jährigen: mien *Ålervader*=Urgroßvater), dei sår noch so.‘“³¹⁹² So sagt die zweite Kossebaderin, ihre Mutter habe noch „Wäädick“ gesagt. Auf den alten Aufnahmen bringen einige Probanden ihre Darstellung früherer Ereignisse mit den „Ollen“ in Verbindung: „Denn will wie må up dat Olle torügggriem, so wie dee Oll vetellt hemm früher“ (Groß Lantow); „das noch vör mient Tiet west, so hemm dee Oll dat denn vetellt“ (Kieve); „Also is, dit is nu aal sowat, waddick so vonne Oll so erfohrn heff.“ (Nossentiner Hütte). Hier setzen sich die Sprecher quasi in eine Erzähltradition, die an ältere Heldensagen erinnert, z. B. an das Hildebrandslied („Ik gihôrta dat seggen“³¹⁹³) oder das Nibelungenlied („Uns ist in alten mæren wunders vil geseit“³¹⁹⁴). Sie können sich damit aber auch abgrenzen: „Un, früher, gaanz frühe Tiedn, uns Olln, uns Vadrer uck woll nich mehr, oewer Großvadrer, donn hemm se dat selbst noch flickt“ (Hoben).³¹⁹⁵ Gerade bei Wörtern, die sie zwar noch kennen, aber selbst kaum mehr gebrauchen, machen sie so auf den Unterschied im Gebrauch aufmerksam. Damit zeigen sie, dass sie das

³¹⁹¹ Wossidlo, Präpositionen, S. 50, verzeichnet eine ähnliche Wendung: „de het 'n lütten to busch sitten vom Schwachsinnigen.“

³¹⁹² Beckmann, Mecklenburger Mundart, S. 130, vgl. auch Wiese, S. 6: „Oft kam dann spontan die Ergänzung: ‚Ja, so hemm' de Ollen ümmer vertellt, æwer dat is all langen hier.‘“

³¹⁹³ Sonderegger, S. 116.

³¹⁹⁴ Weddige, Hilker: Mittelhochdeutsch. Eine Einführung, 4. Aufl. München 2001, S. 169.

³¹⁹⁵ Wiese, S. 7, bemerkt, dass die Gewährspersonen, wenn sie auf den Hexenglauben angesprochen worden sind, oftmals ausweichend antworteten, u. a. meinten sie: „Genau weit ick dat ok nich. Æwer de Ollen hemm' so ümmer vertellt.“

entsprechende Lexem als „unmodern“ empfinden³¹⁹⁶ oder dass es sich noch um „altes“ Platt handele, so sagt der alte Trammer, als er auf das Wort „Kemp“ ‚Eber‘ angesprochen wird: „Dat is ganz ollt.“ Ein Spornitzer beginnt seine Darstellung über die frühere Aussprache im Ort mit „Un hier saal dat ja nu mál eins üm uns oll mägglbörger Sprääk gáhn“. Hier hat „oll“ eine positive Konnotation, ebenso bei „dee olle Wismersche Sprääk“ auf den Zusatzaufnahmen zu Niendorf. In Groß Lantow bemerkt ein Mann deshalb auch in einem Gespräch mit anderen Dorfbewohnern: „Oewer richtig Platt is Muulworm.“ Auch in dieser Unterhaltung findet sich wieder der Bezug zu den Vorfahren und deren Wortgebrauch: „Já, Wäärick kenn ick, dat kenn ick guut. Dien Vadrer sää ook ümmer un dien Großmudrer ook.“, worauf der Angesprochene entgegnet: „Ick heff dat je gor nich anners liehrt, Wääding.“ Dabei ist das Wort „oll“ eher unbestimmt, d. h., es ist nicht ersichtlich, was für ein Alter oder eine Zeitspanne damit gemeint ist, ein Penziner sagt beispielsweise: „dat wier so’n oll Rentner“, ein Schönbecker: „Ook ubbm Hoff, dor haan s’ ja bloß een oll Trecker“ und ein Mölliner: „Ja, dat ischa nu slecht mit dee oll Wörm.“ Magere Schafe nennt der Schäfermeister auf den Zusatzaufnahmen zu Warlin „dee oll Schmäälschn“.

Als Attribut ist es sehr oft zu hören, vor allem vor Personennamen: „dat wier je dee oll Franz Ääbert“ (Alt Meteln); „un dee oll Heiner Huuksdörp uut Bandoo, dee oll Buuer“ (Letschow); „Wie haadn hier so’n oll Köster Smitt“ (Sanitz). Damit kann dann auch leichter zwischen Vater und Sohn unterschieden werden, wie Gundlach es auf den Zusatzaufnahmen zu Warlin macht: „Alder neununfünzig Jah, dat mööt sien Vadrer west sinn, Alder neununfünzig, dat is dee oll Randoo west.“ Dennoch zeigen die Beispiele auch, dass dem Wort teilweise kaum mehr eine konkrete Bedeutung zukommt, so dass es wie eine Tautologie oder zusätzliche Betonung wirkt; ein Röbeler nennt „oll Fritz Fick, dee oll Fischer“.

Als Substantiv kann es unterschiedliche Bedeutungen annehmen. So steht es für den ‚Vorgesetzten‘: „donn wier ick biede Genossenschaft für Metall, na, un dor heck denn so’n beddn wenig vedeint, auch die Oll, dee wier ook so kniggerig“ (Welzin); für den ‚Meister‘: „So, sünnäämts wier dee Tiet vör mie rüm, ick heff dee Smää schön uprümt, un denn kümmt dee Oll dor dörch dee Dör dörch vöddn rin.“ (Selmsdorf) oder einfach für einen ‚Mann‘: „Na, dit Johr moeg nu ’n poor miehr waadn, denn dee Oll, dee hier süss slacht hett, dee’s nu krank west“ (Pritzier). Häufig bezeichnen sie Sprecher aber damit den ‚Vater‘: „Näägteihnhunnertsoebmundördig hett de Oll afgääbm, un donn kreig ick dee Bännerie.“ (Lüttow); „uns Mudrer hett denn denn Oll sovää beaabeit“ (Marnitz); „Und denn hett dee Oll mie sovääl perrt, dat ick Buuer waadn sull“ (Selmsdorf). Die weibliche Form meint wiederum die ‚Frau‘, wobei sie dann auch speziellere Bedeutungen annehmen kann, die sich durch den Zusammenhang ergeben, z. B. die ‚Verkäuferin‘: „Na, mien Soehn, seggt dee Ollsch denn, ‚wist du die nich ’n Åål mitnäm?’“ (Letschow). Daneben bezeichnet sie die ‚Ehefrau‘: „sien Ollsch heit Maria, dee Fruu, Maria, nich“ (Niendorf) und die ‚Mutter‘: „Un dee Gans, wenn see freddn dauht, dee steht un pliert ümmer gegen Hääbm, ob dor ook Heesters un Krehdn un Habicht komm dauht, un die Lüddn wat wöllt, un wenn hee denn wat maagn deht, denn mellder [= mellt hei] sick, denn kruupt see rasch ünner dee Ollsch.“ (Selmsdorf). Mit „de Ollen“ können deshalb nicht nur einfach ‚alte Menschen‘ gemeint sein, sondern auch die ‚Eltern‘: „Un wenn denn, wenn denn dee Oll, dee wüßtn dat je dunn noch, wat dee Öllern wiern von uns“

³¹⁹⁶ So sagte eine Kossbaderin in einem Gespräch am Rande eines Plattdeutschabends, das leider nicht aufgezeichnet werden konnte, dass eine Bekannte noch „buuksch“ ‚bäuchig‘ nutze, was sie aber selbst nicht mehr sage.

(Satow); „un wier mien Broodrer sowiet, dee heiratt. Hett dee dee Siedlung kräägn, un dor sünd dee Oll ja ook nu bie hennghân“ (Schönbeck).

7. Schlussbetrachtung

Die Auswertung der Aufnahmen hat ergeben, dass eine klare Abgrenzung des Mecklenburgischen von den Nachbardialekten nicht so ohne weiteres möglich ist. Nach Vorpommern hin ist kaum eine Veränderung feststellbar.³¹⁹⁷ Der Hiatus wird im Mecklenburgischen mit /d/ und /g/ getilgt, in Mecklenburg-Strelitz ausschließlich mit dem letztgenannten Konsonanten, im Großteil des Landes tritt dieser nach /au/, /u/ und /o/ auf, während nach /aj/ und /ɔy/ – im (Süd-)Westen auch nach /e/ und /ø/ – /d/ bevorzugt wird. Nach /i/ schwanken die Sprecher zwischen beiden Varianten, so heißt es in Kossebade [ni:dŋ] ‚neuen‘, aber auch [fri:gŋ] ‚heiraten‘. Im Osten nimmt /g/ zu, allerdings ist der Übergang lexemgebunden, d. h., /d/ geht nicht in allen Fällen sofort zum /g/ über, so hält es sich beispielsweise in [tɑ:dŋ] ‚zehn‘ auch in östlichen Orten. Daneben treten aber auch einsilbige Varianten ohne Tilger auf, z. B. in Carolinenhof [tɑ:ŋ] ‚zehn‘.

Die in den Darstellungen über das Mecklenburgische (und Vorpommersche) angeführten Lautmerkmale sind in einigen Gebieten kaum oder gar nicht zu hören: die Erhöhung nimmt ab der Landesmitte nach Westen hin stetig ab und konkurriert in den Grenzorten mit diphthongierten und nicht erhöhten Formen, z. B. [fi:ø] mit [fajø] und dem mehrfach belegten [fe:ø] ‚vier‘. In Schlagsdorf und Zweedorf nutzen die Probanden häufig noch [pe:ø] statt [pi:ø] ‚Pferde‘, ebenso [hø:øt] ‚gehört (Part. II)‘ und [ko:øn] ‚Korn, Getreide‘. [me:ø] ‚mehr‘ ist – durch die Standardsprache begünstigt – selbst noch im Osten nachweisbar, wenn auch seltener als [mi:ø]. Gerade in Südwestmecklenburg ist noch des Öfteren [ve:ø] zu hören.³¹⁹⁸ Die Erhöhung ist also an das Lexem gebunden, bei einigen setzt sie weiter westlich ein, als bei anderen. So sagt der ältere Trammer noch [ve:ø] neben [vi:ø] ‚war, wäre‘, durchgängig [fɔyn] ‚fahren‘ sowie [rɔyt] ‚gerührt‘, aber [pi:ø] ‚Pferde‘ und [hy:øn] ‚hören‘. Die Erhöhung konkurriert zudem in einigen Fällen mit der Diphthongierung im Westen, [fi:ø] hat sich erst jetzt gegen [fajø] durchgesetzt, Letzteres ist den Sprechern dort zumeist aber noch bekannt. Im außermecklenburgischen Woltersdorf ist sie nur im durch die Standardsprache beeinflussten [bi:ø] nachweisbar. Ansonsten heißt es [fe:ø] ‚vier‘, [o:ø] ‚Ohr‘, [fø:øn] ‚fahren‘ usw. In den südlichen Prislich und Marnitz, die beide in der Landesmitte liegen, ist sie ebenfalls nur in dem besagten Wort nachweisbar. Beim Marnitzer Karl-Heinz Madauss, der in Spornitz aufgewachsen ist,³¹⁹⁹ ist sie auf dieses Wort beschränkt.³²⁰⁰ Helmuth Schröder, der in Spornitz geboren wurde und lange Zeit in Völkshagen lebte, vermeidet sie auch größtenteils.³²⁰¹ Eine Regelmäßigkeit dieses Lautwandels, wie Teuchert ihn anhand

³¹⁹⁷ Vgl. bereits Teuchert in seiner „Einleitung zum 1. Bande“ (MWB, I, S. IX).

³¹⁹⁸ Schriftlich dokumentiert ist das u. a. bei „Fiek’n hätt schräß’n ut Hagenow“, z. B. in einer Schilderung aus Bobzin: „An’n 2. August 1934 weer Hindenburg dotbläben.“ (Karls, S. 94, Nr. 132, dort mehrfach zu lesen, vgl. auch S. 101, Nr. 145 [Boizenburg] usw.)

³¹⁹⁹ Esch, Hans; Esch, Maria: Karl-Heinz Madauß, plattdeutscher Schriftsteller, in: Gemeinde Spornitz (Hrsg.): Spornitz im Wandel der Zeiten. Aus der 700-jährigen Geschichte des großen Bauerndorfes, [Spornitz] [2000], S. 296.

³²⁰⁰ Als Beispiele seien genannt: „dat erste Mal“ (Madauss, S. 6), „Groot-Deern“ (ebenda, S. 109), „Wär ok forts nah ’n Acker mit hen hüt (ebenda, S. 6), „Peerd“, „Peerd-Knecht“ (beide ebenda, S. 7), „hörst“ (ebenda, S. 109). Jedoch schreibt er „Koem un Bier“ (ebenda, S. 19) und „Ornbier“ (ebenda, S. 169, mehrfach).

der Sprachatlaskarten ausmacht,³²⁰² ist also vor allem für Westmecklenburg nicht gegeben.

Gernentz sieht den Ursprung der heute stark rückläufigen Diphthongierungen vor /r/ in Westfalen und führt sie auf die Siedlungsgeschichte zurück.³²⁰³ Rösler macht jedoch darauf aufmerksam, dass es nicht unproblematisch sei, „ursprüngliche Siedlungsverhältnisse und damalige Sprachzustände aus der modernen Dialektgeographie, z. B. den Wortkarten des Deutschen Wortatlas (vgl. Mitzka 1955) oder den Lautkarten des Deutschen Sprachatlas, eindeutig ablesen zu wollen (vgl. Teuchert 1957/58, 1959)“, denn

[z]wischen Besiedlungszeit und Erfassungszeit des Vergleichsmaterials liegen Jahrhunderte gesellschaftlicher, auch weiterer siedlungsgeschichtlicher und sprachlicher Entwicklung, so daß die Kartenbilder nicht als Widerspiegelungen der wortgeographischen Situation zum Ende der mittelalterlichen Besiedlungszeit aufgefaßt werden können.³²⁰⁴

Das trifft auch auf die Lautverhältnisse zu. Erste Belege, die auf eine diphthongische Aussprache schließen lassen können, liegen erst in den Hochzeitsgedichten vor (möglicherweise bereits in Hg. 9, 2 [1711]: „stafeiret“ : „bremeiret“ ‚mit Streifen besetzt‘). Gernentz räumt bei der Diphthongierung von „*Kauken, säut, Bein*“ sogar ein, dass es nicht möglich sei, diese auf das Westfälische zurückzuführen, „denn die Diphthongierung kommt in Mecklenburg erst nach der mittelniederdeutschen Zeit auf, also lange nach der Besiedlung.“³²⁰⁵ Das ist aber auch bei den Zwielaute vor /r/ der Fall. Gerade die große Zeitspanne zwischen Besiedlung und ersten Belegen sprechen gegen einen Zusammenhang von Besiedlungsgeschichte und Lautentwicklung. Dass den Siedlern aus Ostfalen eine Neigung zur Diphthongierung innegewohnt habe, die sich auch bei den anderen Kolonisten durchgesetzt habe, wie Teuchert behauptet,³²⁰⁶ ist kaum zu beweisen, die These wirft jedoch die Frage auf, warum es dann so lange gedauert hat, bis erste Nachweise dieser Zwielaute auftauchen. Diese Anlage kann nicht einfach fünfhundert Jahre unterdrückt worden sein,³²⁰⁷ um dann zum „Ausbruch“ zu kommen. Wird hier eine langsame Entwicklung angesetzt, so hätte sie sich doch in der Schriftsprache finden müssen (z. B. in Trinkliedern usw.). Außerdem ist Teucherts Erklärung, warum einige Stadtmundarten davon nicht betroffen waren, nicht zufriedenstellend und auch kaum zu beweisen. Denn obwohl der Siedlersprache eine Anlage zur Diphthongierung innegewohnt habe, ist diese z. B. in Rostock nicht durchgeführt worden, dort hätten die Bewohner „bei größerer geistiger Beweglichkeit nicht Zeit für ein solch langsames Sprechtempo“ gehabt, wie es bei der Landbevölkerung üblich gewesen sein soll.³²⁰⁸ Eine Untersuchung über die Sprechgeschwindigkeit hat es aber nie gegeben, die Be-

³²⁰¹ So ist in „Hartnackt“ zu lesen: ‚en Kraus Beer‘ ‚ein Krug Bier‘ (Schröder, H., S. 188), ‚Deerns‘ (ebenda, S. 183), ‚estemeeren‘ ‚schätzen‘ (ebenda, S. 184), ‚Keerl‘ (ebenda, S. 184), ‚Peer‘ (ebenda, S. 188), ‚so üm de Veertig‘ (ebenda, S. 183), ‚ne veerpeerdsch Buerstädt‘ ‚eine Bauernstelle mit vier Pferden‘ (ebenda, S. 184), ‚weer‘ (ebenda, S. 183 und passim); ‚Koorn‘ (ebenda, S. 184), ‚Ohren‘ (ebenda, S. 187), ‚Woort‘ (ebenda, S. 188); ‚hören‘ (ebenda, S. 190), ‚Wörd‘ ‚Worte‘ (ebenda, S. 185). Im Gedicht „Dei ole Linn“ reimt er jedoch „furt“ : „Wurt“ (ebenda, S. 53), schreibt aber dort auch „ik hör“ ‚ich höre‘ (ebenda).

³²⁰² Teuchert, Entwurf, S. 87.

³²⁰³ Gernentz, Niederdeutsch, S. 30.

³²⁰⁴ Rösler, Aspekte, S. 2705.

³²⁰⁵ Gernentz, Niederdeutsch, S. 30.

³²⁰⁶ Teuchert, Sprachlandschaft, S. 160.

³²⁰⁷ Teuchert, Entwurf, S. 87: „Da nun aber zur Zeit der Einwanderung im 12. Jahrhundert noch keine Diphthonge vorhanden waren, darf nur geschlossen werden, daß damals allein die Anlage zu diesem Lautvorgange übertragen worden ist.“

³²⁰⁸ Ebenda.

hauptung, die ländliche Bevölkerung spreche langsamer und bedächtig, ist vor allem von Städtern aufgestellt worden.³²⁰⁹ Außerdem ist überhaupt nicht sicher, ob die Geschwindigkeit mit derlei Diphthongierungen in Verbindung gebracht werden kann, im Neuhochdeutschen sind ebenfalls Zwielaute vorhanden, ohne dass hier auf solche Faktoren verwiesen wird. Die monophthongische Sprechweise der Städter ließe sich ebenso gut auf soziale Unterschiede zurückführen. Dementsprechend ist damit auch nicht sicher, dass die Ansiedler aus „dem ostfälischen Gebiet“ gekommen seien, anhand der heutigen Lautverhältnisse können die Besiedlungsvorgänge nicht rekonstruiert werden, da sich der Dialekt inzwischen sehr stark gewandelt hat; solch eine Ableitung setzte aber voraus, dass sich die Mundarten seitdem kaum verändert hätten, weder in Lautung noch Lexik.³²¹⁰

Die Diphthongierung der langen /e/, /o/ und /ø/ ist ebenfalls nicht immer konsequent. Neben Wörtern wie [ze:] ‚See‘, [bo:m], [o:k] betrifft das auch Wörter, die nach

³²⁰⁹ Vgl. hierzu Ritters, S. 33 f.: „Man ho’re bloß den Bauer mit Bedenklichkeit sein ja und ne (nein) aussprechen, es geht ja – au – o – u und ne – e – i, also durch alle verwandte Vocale. Diese wirkliche, durch Langsamkeit und Trägheit des Geistes hervorgebrachte Unart kann nicht in dieser Darstellung berücksichtigt werden; nur wahre, rasch gesprochene Diphthongen sind als Eigenthümlichkeit des Dialectes anzusehen.“ Negativ über diese Aussprache äußert sich auch Boll: „Dagegen Wörter wie dei, hei, sei – tau, kraug, genau etc. sind nur Unarten einer breiten, bäuerischen Aussprache statt des alten, ächten de, he, se – to, krôg, genôg“ (Boll, F., S. 626). Besonders deutlich drückt Lierow die Vorstellung der bäurischen Trägheit aus und will damit den regional unterschiedlichen Gebrauch von ‚haben‘ und ‚sein‘ bei Verben der Bewegung und Ruhe erklären, obwohl er sich in seinem Aufsatz vornehmlich auf schriftliche Quellen, nämlich Wossidlo, Brinckman, z. T. auch Reuter (Lierow, S. 4), stützt: „Der mecklenburgische Bauer stellt sich in seiner Schwerfälligkeit die einzelnen Momente der Bewegungstätigkeit so lebhaft vor, daß diese Verben für ihn gleichsam transitiv werden, das lebhaftere Temperament des Südens übersieht die Momente der Tätigkeit, ihm erscheint der durch Bewegung geschaffene Zustand als das Wichtigste.“ (ebenda, S. 9). Dass ‚haben‘ aber auch in den mecklenburgischen Städten bevorzugt wird (ebenda, S. 8), ignoriert er dabei völlig. Auch der Vorpommer Warnkross unterscheidet zwischen Wolgaster und umliegender ländlicher Mundart beim Sprechtempo: „Je weiter man sich von der Stadt entfernt, um so mehr bemerkt man die den Landleuten und Küstenbewohnern eigentümliche Neigung zum Breitziehen und die aus der langsamen, schlaffen Zungentätigkeit folgende Bildung von Diphthongen.“ (Warnkross, S. 6). Allerdings gibt er auch für die Stadt zwielaute Aussprache an, was mit dieser Behauptung nicht zu erklären ist (ebenda, S. 35, 37 f., 40).

³²¹⁰ Das nimmt Teuchert aber als gegeben an, ohne dafür Nachweise zu bringen: „Die Geschichte hat der Sprachlandschaft Linien eingepägt, deren Dauerhaftigkeit Erstaunen erweckt. Die Siedlungsvorgänge gewinnen Licht aus den Wortflächen, während die Lautkarten mehr von der starken einigenden Kraft des Staatengebildes, welches aus der Siedlung hervorgegangen ist, Zeugnis ablegen.“ (Teuchert, Sprachlandschaft, S. 164). Daher spricht er den g-Formen in der niederdeutschen Literatur Mecklenburgs das „Daseinsrecht“ ab: „Reuter hat mit seinem snigen eine vorpommersche Form verwendet. Daß diese von den Nachfolgern willig aufgenommen wurde, zeugt von der Rolle eines literarischen Vorbildes. Sprachgeschichtlich ist sie in der plattdeutschen Dichtung Mecklenburgs nicht berechtigt. All die Formen meiden ‚mähen‘, reiden ‚rein‘, teiden ‚zehn‘, niedlich ‚neugierig‘, bläuden ‚blühen‘ usw. sind als mecklenburgische Bildungsweisen anzuerkennen, die g-Formen haben hier kein Daseinsrecht.“ (ebenda, S. 164). Der Gegensatz zwischen -g und -d-Gebiet ist längst nicht so scharf, schon gar nicht scheint er politisch begründet, wie die Nachweise von /g/ auf mecklenburgischer Seite zeigen. Zudem sind die Belege für diesen Einschub sogar älter als die von /d/. Auch im Falle Mecklenburg-Strelitz‘ nimmt er an, „Wortgrenzen dieser Art scheiden in ihrem weiteren Verlauf Stargard von Schwerin, ein Zeichen für die gleiche Stammeszugehörigkeit der Siedler in dem geistlichen und dem markgräflichen Gebiet des Landes Stargard, ferner aber auch ein Zeugnis für das Beharren der Wörter aus der Siedlungszeit an ihren ursprünglichen Grenzen.“ Teuchert, Hermann: Die Sprachreste der niederländischen Siedlungen des 12. Jahrhunderts. Mit Würdigung und Bibliographie des Verfassers. Besorgt von Reinhold Olesch und Ludwig Erich Schmitt, 2. Aufl. Köln Wien 1972 (= Mitteldeutsche Studien, Bd. 70), S. 119. Beweise dafür sieht er in den Kirchenbauformen (ebenda, S. 118), schreibt jedoch dann, „daß das schwerinsche Wort *Fack* nach Osten vordringt,“ (ebenda, S. 119), „[n]icht anders steht es mit dem wichtigen Zubehör des bäuerlichen Wirtschaftsbetriebes, dem Ziehbrunnen, der Zierde von Hof oder Garten. Auch *Pütten* hat einst an der Bauernhausgrenze gestanden.“ (ebenda).

Teuchert langes δ^1 aufweisen,³²¹¹ oder bei denen das lange /e/ nicht auf germ. *aih* oder *aiw* beruht³²¹² – diese langen /o/ und /e/ hätten demnach zu Zwielaute werden müssen, doch gibt es Ausnahmen –, denn zum einen verbleibt der Großteil Mecklenburg-Strelitz³ hier beim Monophthong,³²¹³ zum anderen ergeben sich innerhalb des restlichen Untersuchungsgebietes Unterschiede. Im Westen werden langes /e/ und /ø/ teilweise auch in den Präteritalformen diphthongiert, z. B. [blajf] ‚blieb‘, [frajt] ‚fraß‘, [gajf] ‚gab‘, [krajç] ‚kriegte‘, [rajt] ‚ritt‘ bzw. ‚riss‘; [fçyt] ‚fasste‘, [kçym] ‚kam‘, [lçyp] ‚ließ‘, [slçyp] ‚schief‘ usw.³²¹⁴ In der Landesmitte und dem Osten herrschen dagegen fast ausschließlich monophthongische Formen vor. Diesen Unterschied erklären Teuchert und Dahl mit unterschiedlichen /o/, im Westen sei δ^1 der 6. Präteritalklasse erhalten und dementsprechend diphthongiert worden, der Rest des Landes sei dagegen zum δ^2 der 2. Präteritalklasse übergegangen, so dass hier monophthongische Aussprache vorherrsche.³²¹⁵ Die Aufnahmen zeigen jedoch, dass im Westen oftmals beide Varianten nebeneinanderstehen, und die Artikulation lexemgebunden ist, teilweise sogar sprechergebunden, so ist in Glaisin [mçyk] ‚machte‘ zu hören, aber auch [lø:t] ‚ließ‘, in Boldela heißt es wiederum [lçyt] und [mø:k]. Es scheint kaum vorstellbar, dass die Sprecher zwischen verschiedenen Präteritalklassen wechseln. Dieser Variantenreichtum ist z. T. auf Ausgleichsentwicklungen zurückzuführen, die in den Orten unterschiedlich weit vorangeschritten sind, aber auch auf örtlich begrenzte Entwicklungen. Der gesprochene Dialekt ist in vielen Fällen einfach inkonsequent, so dass allenfalls von Tendenzen gesprochen werden kann, nicht aber von „Lautgesetzen“. Jacobs stellt bereits in den 1920er Jahren fest:

Im Süden herrschen südlich 33+26–28+6+16 [eine Linie dicht an der Landesgrenze, ungefähr nördlich Kremmin – Werle – Balow – Brunow – Pampien bis nach Hülsebeck, A. K.] in beiden Klassen Diphthonge, in der V. *ei*, in IV b *ö,ü*, in IV a regellos *ei* neben *ö,ü*. Die *ö,ü*-Formen erfreuen sich großer Beliebtheit. In den meckl. Dörfern dieses diphthongischen Gebietes werden *n_ei-m*, *n_ö-m* und *n_ö,ü-m*, *k_em*, *k_ö-m* und *k_ö,ü-m*, *g_ef* und *g_ei-f*, *z_eχ*, *z_eiχ* und *z_ei-χ* nebeneinander gesprochen, niemals aber *dreip*.³²¹⁶

Auf slawische Ortsnamen, die z. T. ebenfalls diphthongiert werden, sind sie gar nicht anwendbar (z. B. [grçyno:] ‚Grünow‘, [k_auban] ‚Kobande‘), da hier ursprünglich gar keine germanischen Laute vorlagen. Nicht zu erklären sind damit auch Fälle wie [klet:] ‚Kleid‘ und [le:t] ‚leid, Leid‘³²¹⁷ und Schwankungen bei [hai]/[he:] ‚er‘, [zai]/

³²¹¹ Teuchert, Beiträge, S. 222.

³²¹² Ebenda, S. 217.

³²¹³ Was auch Teuchert, Beiträge, S. 217 u. 222 hervorhebt.

³²¹⁴ Vgl. auch die Beispiele bei Kolz, S. 90 f.

³²¹⁵ Teuchert, Beiträge, S. 233 bzw. Dahl, Hellenia, S. 117, die sich aber nur auf „meut“ – „möt“ bezieht, wobei der Fall aber ähnlich gelagert ist.

³²¹⁶ Jacobs, Teuth. 3, S. 133.

³²¹⁷ Vgl. Teuchert, Beiträge, S. 217, der diese Lautungen nicht deuten kann. Wrede fällt diese Besonderheit bei der Auswertung der Wenker-Sätze ebenfalls auf, wobei er die Lautung u. a. mit der Mehrsilbigkeit erklären will, auf die er auch den Unterschied zwischen „Seip“ (Mecklenburg) und „Seep“ (Vorpommern) zurückführt: „heifs, zwei, fleisch zeigten identisches *ei* längs der gesamten mecklenburgischen und pommerschen küste bis an den 36 [sic] längengrad, *kleider* zeigt ebenso consequentes *ē*; wenn *seife* die mitte zwischen beiden extremen hält und in Mecklenburg diphthongiert, in Pommern nicht, so muss das entweder auf verschiedenartiger ausgleichung beruhen (lautgesetzlich ist in jenen gegenden also zb. der sing. *kleid*, der plur. *klēder* zu erwarten) oder aber dieser unterschied lässt auf ein verschiedenes alter der apokope des endungs-*e* schliessen (es fehlt für *seife* in der ganzen hier in frage kommenden landschaft), die in Mecklenburg älter, in Pommern jünger wäre und deshalb dort bereits die diphthongierung zugelassen hätte, die hier noch fehlt. dasselbe gilt

[ze:]/[zə] ‚sie (Sg./Pl.)‘ und [dai]/[de:]/[də] ‚der, die‘. Hier ist die Häufigkeit der Varianten sprecherabhängig, einige nutzen bei den beiden letztgenannten Wörtern gar keine Diphthonge, während andere aus demselben Ort sie zumindest ab und zu sprechen, die monophthongischen Formen überwiegen aber insgesamt. Daneben ist auch die Satzstellung für die Aussprache entscheidend, [he:] steht beispielsweise häufiger in unbetonten Positionen im Satz als an erster Stelle.

Im (Süd-)Westen tritt aber auch der entgegengesetzte Fall auf: einige, wohl bereits im mittelniederdeutsch vorhandenen Zwielaute³²¹⁸ werden monophthongiert, so z. B. [kredŋ] ‚Krähen‘, [redŋ] ‚rein‘, [tedŋ] ‚zehn‘; [do:x] ‚Tau (Niederschlag)‘, [ho:gn] ‚hauen‘; [frø:t] ‚freut‘, [hø:] ‚Heu‘, [hø:dŋ] ‚Heu machen‘ usw. Teuchert sieht eine Verbindung zur westfälischen Schärfung.³²¹⁹ Allerdings ist diese sehr viel früher anzusetzen, denn sie ist bereits in mittelniederdeutschen Urkunden nachgewiesen,³²²⁰ wogegen die mecklenburgischen Formen erst bei Ritter erwähnt werden.³²²¹ Dietz nennt bäurisches ‚Höi oder Höig‘ ‚Heu‘, doch muss dieses nicht zwangsläufig heutiges [hø:] anzudeuten, denn ältere Probanden auf den Aufnahmen nähern /ɔy/ dem /ø/ an, womit es sich immer noch um einen Diphthong handelt.³²²² Teuchert erklärt die Monophthongierung damit, dass der alte germanische Diphthong *aii* erhalten geblieben sei und das zweite /i/ zum Konsonanten geworden sei und Kürzung verursache.³²²³ Bei älteren Probanden klingt aber auch beim heutigen Diphthong /aj/ /i/ nach, so dass hier eine ähnliche Entwicklung hätte eintreten müssen. Teuchert bringt als Beweis eine Aussage von Kolz bei, der meint, in den 1880er Jahren sei noch *i*-Nachschlag üblich gewesen, z. B. in *me'dn*.³²²⁴ Damit kann es aber aus diachronischer Sicht kaum in Verbindung mit der westfälischen Schärfung stehen, zudem hat Ritter beim *ei* der Landsprache hinter allen *e* ein *i* ausgemacht, das nachklinge, nicht nur beim alten Zwielaute.³²²⁵ Nur wenige Formen weisen kurzes /e/ auf, häufig handelt es sich um Langvokale: [be:] ‚beide‘, [e:r] ‚Eier‘, [me:] ‚Mai‘, [ve:] ‚Weide‘. Rudolf Hartmann deutet das in seinen Texten

für die gewaltigen abweichungen der nd. Diphthongierung westlich der Elbe; *seife*, das hier mit *kleider* geht, hat denn auch überall bewahrte endung.“ (Wrede, Berichte XII, S. 290 f.). Wredes Vermutung, der „stammsilbenvocalismus“ hänge „von der ein- oder mehrsilbigkeit des wortes“ ab (ebenda, S. 290), geht aber nicht mit der Aussprache [le:t] überein, denn dieses ist wie der Sg. von ‚Kleid‘ einsilbig, das mehrsilbige ‚leider‘ weist hingegen Diphthong auf, d. h., hier ist die Entwicklung ja gerade umgekehrt wie bei ‚Seife‘, ‚Fleisch‘ und ‚heiß‘. Der Zwielaute im mehrsilbigen Wort wäre dann nur dadurch zu erklären, dass das Wort aus dem Hochdeutschen entlehnt wäre, jedoch würde das den Monophthong im einsilbigen wiederum nicht erklären. Hier müsste dann also folgende Entwicklung angesetzt werden: Zwielaute in ‚leid‘ bleibt erhalten durch Analogie zu monophthongischem ‚leider‘, das dann aber durch das hochdeutsche Wort verdrängt worden wäre. Dann stellte sich aber die Frage, warum ‚leid‘ nicht analog dazu ebenfalls zum Zwielaute gewechselt wäre, neben monophthongischem ‚Kleid‘ gibt es (heute) keinen anderen Fall, wohl aber eben auch diphthongisches ‚heiß‘. Außerdem werden auch zweisilbige Wörter wie [pra:stə] ‚Priester‘ oder das von Wrede erfasste ‚fliegen‘ diphthongiert.

³²¹⁸ Lasch, Mnd. Gr., S. 80 – 83, § 118 – 126 (<ei>); S. 109 f., § 192 – 195 (<ou>, <eu>/<oi>) sowie Teuchert, Beiträge, S. 217.

³²¹⁹ Teuchert, Beiträge, S. 223 f.

³²²⁰ Vgl. die Belege bei Schophaus, S. 49 – 65.

³²²¹ Ritter, S. 35.

³²²² Dietz, S. 126.

³²²³ Teuchert, Beiträge, S. 224.

³²²⁴ Kolz, S. 90; Teuchert, Beiträge, 223.

³²²⁵ Ritter, S. 35.

manchmal durch ein <h> bzw. Geminat an: „Kreeh“ ‚Krähe‘³²²⁶, „Fröh“ ‚Freude‘³²²⁷. Hinzu kommen Fälle, die über den südwestmecklenburgischen Raum hinausgehen: [det] ‚tut‘, [ze:s] ‚Sense‘. Hier könnte ein Zusammenhang mit den oben genannten Monophthongen bestehen.³²²⁸

Auf den Westen beschränkt ist die Mouillierung. Inwieweit die Schreibung <nj> sie im 18. Jh. dokumentiert, ist nicht immer sicher festzustellen. Mussäus gibt 1837 „Länjer“ und „Hajnd“ an.³²²⁹ Ob sie die damit einhergehende Dehnung verursacht hat ([hu:ɪnt]) wie Teuchert behauptet,³²³⁰ kann anhand der schriftlichen Belege nicht ermittelt werden, es wäre auch denkbar, dass die Vokallänge vor der Mouillierung auftrat, so finden sich noch heute selbst in Kossebade [o:l] ‚alt‘ und [ko:lt] ‚kalt‘, Kolz erfasst für den Westen weitere Fälle, ohne dass dabei von einer vorangegangenen Mouillierung ausgegangen werden muss.³²³¹

Der Plural der Verben im Präsens Indikativ geht im Großteil des Landes auf *-en* aus, lautlich gesehen fällt das /e/ jedoch aus: [le:zɪ] ‚lesen‘, nach /b/ wird /n/ zu /m/: [le:bɪ] ‚leben‘, wobei dann jedoch noch weiter zu [le:m] bzw. [hɛm] ‚haben‘ gekürzt werden kann,³²³² teilweise ist die Endung allenfalls noch durch ein längeres Verharren auf /n/ hörbar: [kœ:n:], was aber in schneller Rede nicht immer wahrnehmbar ist. Dabei kann es sogar ganz ausfallen: „Wat will jie hemm?“ (Carolinenhof); „nu mööt jie oewer rin in dat Berrdn“ (Kölnow), „wat mock jie bloß“ (Züsow). *-en* herrscht auch bei der 2. Pers. Pl. vor: „Weitn jie wat?“ (Brudersdorf), „Ja, jie lachn“ (Boldela), auch im Perfekt: „dee jie mockt hemm“ (Broock). Gelegentlich kommt jedoch auch *-t* vor, das durch die Standardsprache gestützt wird und auch die anderen Zeitformen erfasst: „Wo kommt jie her“ (Niendorf); „as haat jie ehr dat gor nich seggt“ (Badendiek, FT). Im äußersten Westen nutzen die Probanden für das Präsens (und für die Hilfsverben der darauf fußenden mehrteiligen Tempora) vorwiegend *-t*. Der Wechsel zum *-en* vollzieht sich dann schrittweise, d. h., der Anteil von *-t* nimmt nach Osten hin immer weiter ab. In Möllin und Pritzier überwiegen bereits die Formen auf *-en*. Letzte Reste zeigen sich noch in Hoben: „dat wie alle poor Johr so’n, ein so’n Eck ruppdeggn dauht“. Es gibt also keine feste Grenze, nur einen fließenden Übergang. Das gilt auch für die angrenzenden Dialekte: so ist der Unterschied zum lauenburgischen Woltersdorf oder Sumte nicht so groß, auffällig ist hier vor allem das gänzliche Fehlen der Erhöhung, die Diphthongierung ist aber auch in diesen beiden Orten vorhanden.³²³³ Darüber hinaus ist in Sumte „schall“ ‚soll‘ und ‚jem‘ ‚ihnen‘ zu hören, auf den mecklenburgischen Aufnahmen heißt es „sall“³²³⁴ und „ehr“. Wiesinger grenzt das sich südlich von Dömitz an-

³²²⁶ Hartmann, Vertellers, S. 32, vgl. aber Hartmann, Leigen, S. 24: „Kre“.

³²²⁷ Hartmann, Leigen, S. 71.

³²²⁸ Eine Ableitung aus mittelniederdeutschen oder gar germanischen Lautverhältnissen ist deshalb problematisch, da die jüngeren mundartlichen wiederum zur Bestimmung der älteren herangezogen werden: „Die zunächst im modernen nd. beobachteten sprachentwicklungen sind auch für die mnd. zeit anzusetzen auf grund der tatsachen, dass auch in den teilen, die vorzugsweise *e*, nicht *ei* für *ê* schreiben, gewisse wörter vorwiegend mit *ei* vorkommen.“ (Lasch, Mnd. Gr., S. 82, § 123).

³²²⁹ Mussäus, Stände, S. 136.

³²³⁰ Teuchert, Beiträge, S. 213.

³²³¹ Kolz, S. 51.

³²³² Vgl. Holst, C., S. 152 u. 154.

³²³³ Vgl. für den Raum Dömitz auch Rösler, Irmtraud: Landesgrenze = Sprachgrenze? Das Niederdeutsche im Dömitzer Raum im Vergleich zu seinen Nachbarn, in: Museum Festung Dömitz (Hrsg.): Der Festungskurier. Beiträge zur Mecklenburgischen Landes- und Regionalgeschichte vom Tag der Landesgeschichte im November 2004 in Dömitz, Bd. 5, Rostock 2005, S. 41.

³²³⁴ <sch> ist im Mecklenburgischen bis Anfang des 20. Jh.s nachweisbar: 1795 heißt es z. B. „dat ick klagen scho“ll“ (– – s, Monatsschrift 4, 1795, S. 125); Mussäus, Sprachlehre, S. 45, notiert 1829 zu

schließende Wendländische vom Mecklenburgischen ab: „Keinen Einfluß auf das Wendland übt von Norden her das Mecklenburgische aus, denn seine spezifischen Eigenheiten enden vor oder an der Elbe.“³²³⁵ Ein deutlicher Unterschied ist nur zwischen Selmsdorf und Schlutup fassbar, da in Letzterem monophthongische Aussprache vorherrscht. Im Osten hebt sich der Großteil Mecklenburg-Strelitz' vom übrigen Untersuchungsgebiet ab, da auch hier die Diphthongierung unterbleibt.

Gerade die Vielfalt an Aussprachevarianten zeigt jedoch, dass Dialektkarten nur bedingt für die Auswertung geeignet sind. Daher ist fraglich, ob „sich eine vorläufige Übersicht doch aus den Karten des ‚Sprachatlas des Deutschen Reichs‘“ für das Mecklenburgische erzielen lässt, wie Teuchert meint.³²³⁶ So behauptet er, „[e]in Blick in das Kartenwerk des Sprachatlas lehrt die volksläufige Meinung, daß die mecklenburgische Mundart in sich einheitlich sei, als im wesentlichen richtig erkennen“³²³⁷, obwohl bereits Jacobs vor ihm feststellt, „[d]er SA versagt bei *kēm* vollständig. In unserm Gebiet ist überall *kēm* angegeben, *köü-m* beginnt erst westlich Hagenow – Wittenburg“³²³⁸, was sich nicht mit seinen Untersuchungsergebnissen deckt.³²³⁹ Eine Sprachkarte kann nur verallgemeinern, selbst wenn sie sämtliche

„so^elen“ und dessen Formen: „Sehr viele, ich mo^echte sagen, die Ha^elfte der niedern Klasse, sprechen das s ganz wie sch.“ Ritter, S. 91, ordnet „schall“, „schasst“ usw. der Landsprache zu. Günther, Hs., S. 1, Nr. 26, notiert (nach 1840): „dat schall gelln tüschen uns beir“, schreibt aber auch „sall“ (z. B. ebenda, S. 6, Nr. 60 u. S. 12, Nr. 92). Brinckman notiert die Form mit <sch> noch in Sprichwörtern: „Wenn de Prache keen Glück hebben schall“ (Römer, S. 22, Nr. 2, siehe auch S. 24, Nr. 88 u. 92 sowie S. 27, Nr. 178). Gilow, Leitfaden, S. 87, kennt beide Varianten: „ick schall, sall“, siehe auch die Nachweise bei Hoefler, Lautverhältnisse, S. 386 u. 394. Nerger, S. 169, meint, „[d]as Verbum *sælen* hat den Anlaut *sch* = älterm *sk* besonders an der lauenburgischen Grenze bewahrt.“ Sibeth, S. 73, verzeichnet nur noch „*sälen*“. Wossidlo, Volksüberlieferungen 3, S. 132, Nr. 802, notiert aus Redefin „Schall heimlich wäsen, hadd de jung secht, ik schall uns' grossmudder brammwien halen, hadd de buttel üm 'n kopp gahn laten.“ Jacobs, Teuth. 2, S. 133, gibt 1925/26 an, „[v]or etwa 60 Jahren sollen die Formen *šal*, *šæ-l* noch gebraucht worden sein.“ Das MWB, VI, Sp. 523, erfasst noch „*du schast* (1930) alte Leute in HAGranz“. Die Varianten mit einfachem <s> sind aber bereits im 18. Jh. nachweisbar, so z. B. in Hg. 19, 3 (1722): „Dat Se binnen Jahres Tyden vār sick wedder schaffen sall“ neben „Wo schäl wy den mit den Tyden doch na Junffern wol hengaan?“; Hg. 29, 2^a (1742): „De sall mie drie Pund Riemels maacken“. Brückner schreibt „un wat soe' w' sūs anfang'n?“; wogegen ein strelitzisches Gedicht von 1795 noch „Wua^et ju^emma^ehea^e schal spo^eken“ hat (Spöhk, S. 125).

³²³⁵ Wiesinger, Peter: Niederdeutsche und dravānopolabische Lautentwicklungen im Wendland und in der Altmark, in: Stellmacher, Dieter (Hrsg.): Sprachkontakte. Niederländisch, Deutsch und Slawisch östlich von Elbe und Saale, Berlin [u. a.] 2004 (= Wittenberger Beiträge zur deutschen Sprache und Kultur. Herausgegeben von Ingrid Kühn und Waltraud Timmermann, Bd. 3), S. 256.

³²³⁶ Teuchert, Sprachraum, S. 3 f.

³²³⁷ Ebenda, S. 4.

³²³⁸ Jacobs, Teuth. 3, S. 133.

³²³⁹ Vgl. ebenda, S. 132 f. Frühe Kritik am Atlas übte bereits Otto Bremer. Wenkers Erwiderung darauf und seine Verteidigung des Projektes verdeutlichen aber auch die Probleme, die mit den Verschriftlichungen einhergehen: „Nun, wir verschieben die Frage nach dem phonetischen Wert des *a* in *water*, bis wir Karten mit ursprünglichem *ā*, wie in ‚*schlafen*‘, und mit tonlangem *o*, wie ‚*kochen*‘, zur Vergleichung ziehen können. Dann wird sich ergeben, dass in bestimmten Gegenden Niederdeutschlands die Vocale dieser drei Wörter ganz gleich geschrieben werden, in andern werden bestimmte charakteristische Abweichungen bei ‚*schlafen*‘ oder bei ‚*kochen*‘ sich zeigen. Durch eine vorsichtige Combination, womöglich mit Hinzuziehung weiterer passender Wortkarten, lässt sich dann sehr wohl etwas Sicheres über den wirklichen Lautwert in den einzelnen Gegenden feststellen [...]“. Wenker, G[eorg].: Herrn Bremers Kritik des Sprachatlas, in: Der Sprachatlas des Deutschen Reichs. Dichtung und Wahrheit, Marburg 1895, S. 28. Zuvor stellt Wenker jedoch dar, dass die Karten keine Lautwerte darbieten: „Dem gegenüber muss ich bemerken, erstens dass uns diese Verschiedenwertigkeit sehr wohl bekannt ist, dass aber zweitens die Karte ‚*Wasser*‘ des Sprachatlas die Aufgabe hat, das in den Formularen Geschriebene zur Darstellung zu bringen, nicht aber irgend welche phonetischen Schlüsse, die wir aus diesem Geschriebenen mit oder ohne Hülfe der Litteratur hätten ziehen können. Br[emer]. verkennt wieder ganz den Zweck unserer Karten, dass sie nämlich zunächst nichts sein wollen als eine geographisch geordnete Reproduction des in den Formularen überlieferten schriftlichen Tatbestandes. Alles Weitere bleibt Sache zukünftiger Verarbeitung der

Ortsmundarten erfasst und „deren wichtigste Eigenheiten“ darstellt.³²⁴⁰ Dabei ist es dann auch Interpretationssache des Kartenerstellers, was er für wichtig ansieht und wo er – wie im Falle des Sprachatlas – Lautgrenzen zieht. Die Untersuchung hat jedoch gezeigt, dass es durchaus möglich ist, dass in einem Ort mehrere Varianten vorkommen können – hier zu entscheiden, welcher der Vorzug zu geben sei, ist eigentlich unmöglich. Deshalb stellen auch die Karten in dieser Arbeit immer nur einen kleinen Ausschnitt dar, sie konzentrieren sich oftmals auf eine bestimmte Erscheinung, was aber nicht heißt, dass nur diese in den Orten ausschließlich gilt. Heutige wortgeographische Verhältnisse können auch nicht für die Siedlungsgeschichte herangezogen werden, wie etwa Teuchert schlussfolgert: „Der Rückblick auf die geschichtlichen Vorgänge der Siedlung bietet allein die Erklärung für das Kartenbild von heute.“³²⁴¹ Gerade der Wortschatz ist immer starken Veränderungen

Karten.“ (ebenda, S. 24). Deutlicher drückt das Ferdinand Wrede in einem Vortrag aus: „Daraus folgt – und das ist der springende Punkt für das richtige Verständnis des ganzen Sprachatlas –: die Übersetzungen und demgemäß das, was auf den fertigen Karten steht, darf man nicht als phonetisch genaue Dialektwiedergaben auffassen, sondern jede Karte erfordert, grade so wie jede alte Handschrift, eine besondere, häufig recht schwierige Interpretation, wie die darauf verzeichneten Sprachenformen phonetisch zu übertragen sind. Wir liefern also nicht Karten mit den definitiven Dialektformen in phonetischer Transskription, sondern mit den Originalwiedergaben der Formulare, und erst eine besondere philologische Tätigkeit muss hieraus die genaue Dialektform zu abstrahieren suchen. Eine unrichtige Interpretation in diesem Sinne kann die größte Verwirrung anrichten, und auf ihr beruhen bisher jedesmal die angeblichen Fehler, die man auf den Karten glaubte konstatieren zu können. Aus den Karten unseres Sprachatlas müssen die Karten eines Sprachatlas an sich erst abgeleitet werden.“ (Wrede, Ferd[inand].: Über die richtige Interpretation der Sprachatlaskarten. Vorträge gehalten in der germanistischen Section der 43. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Köln am 26. September 1895, in: Der Sprachatlas des Deutschen Reichs. Dichtung und Wahrheit, Marburg 1895, S. 37. Wrede legt an diversen Wortbeispielen dar, dass einige Schreibungen nicht zwangsläufig Lautwert besitzen müssen, so sei das <ö> in „Flösch“ ‚Fleisch‘ im Preußischen nicht als gerundeter Vokal aufzufassen, denn die „Gewährsmänner wollten in *Flēs̄ch* u.s.w. geschlossenes *ē* bezeichnen, im Gegensatz zu anderen *ē* der Mundart mit offener Articulation; nun hat ihr Dialekt nhd. *ō* entrundet zu geschlossenem *e*, wie Sie es in Kēnigsberg täglich hören können, und so kamen unsre gewissenhaften Schreiber, die für *Flēs̄ch* und *hēt* und *Sēp* das indifferente *e* vermeiden wollten, auf den Ausweg, dafür *ö* einzusetzen, das jeder Ostpreuße sofort als geschlossenes *e* lesen und aussprechen würde.“ (ebenda, S. 43 f.). Gerade solche Verschriftlichungen und die daraus resultierenden Interpretationen zeigen jedoch, dass a priori von regelmäßigen Lautentwicklungen ausgegangen wird, d. h., dass wirklich jeder Schreiber dieses Dialektgebietes mit *ö* ein *ē* kennzeichnen wollte, was aber nicht zwangsläufig der Fall gewesen sein muss. Wrede räumt sogar ein, dass es Fehler in den Dialektübersetzungen gebe, meint dazu jedoch, „wir kennen diese genauer als jeder Andre und wissen uns mit ihnen abzufinden“ (ebenda, S. 35). Problematisch ist jedoch, dass er sein Wissen über die Mundarten teilweise aus den Verschriftlichungen ableitet, wie seine Ausführungen zu ‚müde‘ im Elsässischen zeigen: „Ich konnte daher vor Jahren in meinem Berichte über diese Karte noch sagen: ‚Im Elsass zeugt das consequente *miad* mit *i* für vollendete Vocalentrundung, während östlicher die wechselnden *ü*- und *i*-Schreibungen beweisen, dass die Entrundung hier im Vergleich mit dem Elsässischen noch nicht abgeschlossen ist.‘ Später, sobald die erste Karte mit altem *ū* (z. B. *Haus*) vollendet war, zeigte sich, dass ich einen vorschnellen Schluss gezogen hatte, dass das Elsässische jedes alte *ū* zu *ü* (*Hūs*) gewandelt hat und dass daher das diakritische Bedürfnis unserer vorsichtigen Übersetzer diese in *müde* trotz der schriftsprachlichen Vorlage das *ü* aufgeben und durch *i* ersetzen ließ. Ihre ostrheinischen Collegen jedoch, die jenes *Hūs* nicht haben, sondern altes *Hūs* bewahren, empfanden auch jenen Unterscheidungsdrang nicht und ließen ihr schriftsprachliches *ü* gelegentlich stehen, da es ja doch dort überhaupt kein *ü*, sondern nur entrundete *i* gebe. Aus der verschiedenen Wiedergabe im Westen und Osten des Rheins also lautliche Schlüsse für *müde* selbst zu ziehen, war voreilig. Trotzdem weist diese Wiedergabe auf einen mundartlichen Unterschied hin, aber er gilt nicht für *müde*, sondern – und darin lag die Schwierigkeit einer richtigen Beurteilung – für das mit *müde* gar nicht in Beziehung stehende *ū* in *Hūs* u. ä.“ (ebenda, S. 44 f.). Die Verteilung von [kɔym] hat zudem gezeigt, dass hier nicht nur Interpretationsfehler auftreten können, sondern einige Karten wirklich Fehler (zumindest in der Farbgebung und damit der Angabe des Gebietes) enthalten.

³²⁴⁰ Teuchert, Sprachraum, S. 3.

³²⁴¹ Teuchert, Sprachlandschaft, S. 161.

unterworfen, das haben die Verteilungen der Bezeichnungen von ‚Eber‘ und ‚Erpel‘ gezeigt. Das wiederum bedeutet, dass auch ältere Wortkarten, z. B. die um 1880 keinen Zustand festhalten, der seit Jahrhunderten konserviert worden ist, sondern immer nur einen Ausschnitt aus einem bestimmten Zeitabschnitt liefern. Als Beispiel kann hier das Wort „Spann“ ‚Eimer‘ dienen, das auf den Aufnahmen nicht mehr zu hören ist. Eine Karte im MWB macht noch ein größeres Gebiet um Rostock aus, wo dieses Wort gelten soll.³²⁴² Dabei war es zumindest im 18. und 19. Jahrhunderts noch im Gebrauch,³²⁴³ Mantzel notiert beispielsweise folgendes Sprichwort: „Se iß, aß eene Koh, de dat Spann vul Melck gift, un schleit et mit dem Foot wedder u^m.“³²⁴⁴ Eine Wortliste aus dem Jahre 1795 enthält das Wort ebenfalls noch,³²⁴⁵ und Jeppe notiert in seiner Wortsammlung „Spann. 1., Eimer. 2. Beklemmung.“³²⁴⁶ Brinckman nutzt das Wort im „Kasper-Ohm un ick“ mehrfach, daneben aber auch „Emmer“.³²⁴⁷ Beckmann berichtet 1954, dass das Wort durch das dem hochdeutschen näher stehende „Emmer“ verdrängt werde.³²⁴⁸ Welchen Raum es aber im 18. Jh. eingenommen hatte, lässt sich nicht mehr mit Gewissheit bestimmen. Aufgrund solcher Verschiebungen können heutige Wortgrenzen kaum Aufschluss über die Siedlungsverhältnisse geben, da nicht ermessen werden kann, inwieweit sie sich mit denen von vor drei- oder vierhundert Jahren decken, geschweige denn, ob selbst diese älteren dann noch das Sprachgut der eingewanderten Bevölkerungsschichten repräsentieren und damit ihren Siedlungsraum darstellen können.³²⁴⁹ Die Dialektgeographie in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist jedoch davon ausgegangen, dass die älteste Generation gerade solch einen Wortschatz noch bewahrt hätte, als sei er konserviert worden, was bei Blume (1933) deutlich wird, denn er meint, „entscheidend für den Erfolg wortgeographischer Arbeit ist nur das Wissen des über 60 Jahre Alten; schon der zweiten Generation ist ein hoher Hundertsatz alten Sprachgutes völlig unbekannt.“³²⁵⁰ Dass sich aber auch bei dem um 1870 geborenen Gewährsmann schon Veränderungen zeigen, wird ausschließlich auf moderne Einflüsse zurückgeführt: „Nur der Alte hat Altes treu und zäh bewahrt, aber oft liegt es tief verborgen unter einem Wust junger, angeflogener, farbloser Wörter – es muß erst wieder lebendig gemacht werden“,³²⁵¹ „bei der farblosen Wortfrage erhielt ich das junge Wort zur

³²⁴² MWB, VI, Sp. 561 f.

³²⁴³ Als Beispiel für einen älteren Nachweis sei die „börgersprack“ von Ribnitz genannt (1588), dort heißt es: „Ein jeder Börger schall holden sin tohgeornet lederspann (Feuereimer).“ (zit. nach: Kühl, S. 226).

³²⁴⁴ Mantzel, Ruhestunden 13, S. 53.

³²⁴⁵ – – s, Monatsschrift 5, 1795, S. 151: „Spann, ein Eimer.“

³²⁴⁶ Jeppe, S. 151.

³²⁴⁷ Hier sei z. B. auf Brinckman, Werke I, S. 149 f. verwiesen, dort sagt Kasper-Ohm: „Hal mal een reines Spann ut der Kœk, Greten! Fuck – fuck – fuck wir Gretenwäschen mit ’n Emmer dor. ‚Nu pomp Er mal dat Emmer eens vull, Jonge! Hört Er?’ Na, dunn pumpst ick jo nu ok dat Emmer vull. Kasper-Ohm böhrt dat Spann an sin Galion ranne.“

³²⁴⁸ Beckmann, Mecklenburger Mundart, S. 130.

³²⁴⁹ Als weiteres Beispiel könnte auch „Lei“ ‚Sense‘ angeführt werden, das nur noch auf den Aufnahmen von Schlagsdorf zu hören ist, dort markiert es der Sprecher aber auch bereits als veraltend: „donn wür noch midde Seeßl, midde Lei säädn wie früher, meiht“. Der Schlutuper benutzt bereits „Seiß“. Schumann, Wortschatz, S. 25, vermerkt 1907 für Lübeck jedoch noch „Le Sense. Lebom Sensenstiel mit Fottappen Handgriff. Lehoorn Sense schärfen“, kennt aber auch „Seis‘ Sense“ (ebenda, S. 26). Früher musste dieses Wort jedoch noch sehr viel weiter verbreitet gewesen sein (s. Karte im MWB, VI, Sp. 261 f.), 1411 heißt es aus Wismar: „20 sch. vor 2 lee, 13 sch. 4 pen. vor 1 zeysen“; hier liegt also sogar noch Bedeutungs differenzierung vor, Techen, Friedrich: Das Haus zum Heiligen Geiste zu Wismar, in: MJB 91 (1927), S. 203, vgl. dazu auch Gillhoff, Idiotismen, S. 8, Anm. 5, der ebenfalls zwischen „Leih“ und „Seiss“ unterscheidet.

³²⁵⁰ Blume, S. 4.

³²⁵¹ Ebenda, S. 5.

Antwort, das der Gewährsmann von Kindern und Enkeln gehört hatte“.³²⁵² Verantwortlich dafür seien die Veränderungen, die durch Industrialisierung und damit einhergehender Mobilität hervorgerufen worden seien:

Die unsichtbare Mauer, die die stillen, kleinen Welten, die hinter Kornfeldern und Kastanien schlummerten, voneinander schied, ist gefallen. Ein hastender Verkehr durchflutet wechselstromgleich das Land. Brauch und Sitte, nach denen zu handeln jahrhundertlang eine Selbstverständlichkeit war, ein Gesetz, das als solches nicht empfunden wurde, werden verlacht, wehmütige Erinnerung der Alten ist der einzige Zeuge. So eilt auch das Wort jäh und sprunghaft von einem Ort zum andern, hier kaum verweilend, dort bald vergessen, hier wieder gern gesehen und altes Sprachgut verdrängend, dort mißverstanden und dem Tode verfallen – ohne Bindung, ohne Gesetz.³²⁵³

Für die Behauptung, dass dieses „Gesetz“ jahrhundertlang gegolten habe, bringt Blume jedoch keinen Beweis. Ältere Texte zeigen gerade, daß die Verdrängung älteren Wortguts nicht auf die heutige Zeit beschränkt ist, dass die stärkere Mobilität und die Massenmedien diesen Vorgang zwar beschleunigt haben, aber nicht der einzige Grund sein können, da schon vor 1870 viele Wörter außer Gebrauch gekommen sind.³²⁵⁴ Viele Veränderungen, die in dieser Arbeit behandelt worden sind, wären kaum vorstellbar (z. B. die Diphthongierung, Erhöhung, Präteritalformen der starken Verben usw.), wenn die „Alten“ wirklich Bewahrer der alten Sprache gewesen wären. Wenn sich die Sprache jedoch auf lautlicher wie morphologischer Ebene geändert hat, dann ist es nur schwer vorstellbar, dass die lexikalische nicht auch davon betroffen war, dass sich der Geltungsbereich bestimmter Wörter nicht verschoben haben könnte.³²⁵⁵ Der unterschiedliche Wortgebrauch deutet zwar auf siedlungsgeschichtliche Zusammenhänge hin, jedoch kann er aufgrund der langen Zeitspanne nicht für die Siedlungsgrenzen der Kolonisationszeit herangezogen werden. Eine Bemerkung Nergers aus dem Jahre 1875 ähnelt beispielsweise der Blumes:

Es ist ja nicht zu verkennen, daß in unserm rasch lebenden Jahrhundert ein Menschenalter eben nicht spurlos an der Volksmundart vorüber geht: manche Form, manches Wort, das die ältere Generation noch oft genug gebrauchte, ist der jüngeren veraltet, vergessen.³²⁵⁶

³²⁵² Ebenda.

³²⁵³ Ebenda.

³²⁵⁴ Vgl. z. B. Botter-Vagel, S. 1 „Wochenblad“ gegenüber „so^eß Weken“ (ebenda, S. 3), was bereits einen Übergang andeutet.

³²⁵⁵ Die damaligen dialektgeographischen Arbeiten gehen jedoch von starren Grenzlinien aus, so schreibt Kruse, S. 2, „[e]in Teil der Dialektlinien geht noch auf die früheste ostelbische Kolonisationszeit, also in das 13. Jhd., zurück. Z. B. erkennt man in einer besonders stark hervortretenden mecklenburgischen Dialektlinie unzweifelhaft die nördliche Grenze der bereits 1306 eingegangenen Grafschaft Dannenberg wieder. Für die Mehrzahl der dialektischen Grenzen läßt sich die Herausbildung für die Zeit vom Schlusse des 14. bis Mitte des 16. Jhds. annehmen.“ Dabei scheinen ihm besonders die damaligen Landes- und Amtsgrenzen prägend (ebenda). Rösler, Aspekte, S. 2708, macht jedoch darauf aufmerksam, dass in Mecklenburg von 1160 – 1300 vorwiegend Latein als Schreibsprache fungierte, d. h., über die nd. Sprache der Kolonialzeit lassen sich kaum verlässliche Aussagen treffen, schon gar keine Wortgrenzen ermitteln. Vielmehr projiziert Kruse die Ergebnisse seiner Untersuchung auf die damalige Zeit, indem er versucht, sie mit historisch-politischen Entwicklungen in Einklang zu bringen, und so zu dem Schluss kommt: „Im ganzen konnten ca. 80 % der Sprachlinien geschichtlich erklärt werden.“ (ebenda, S. 3). Ob die Sprachentwicklung jedoch in kürzester Zeit von solcherlei Ereignissen massiv beeinflusst wird, lässt sich kaum ermitteln. Daher ist auch nicht zwangsläufig ein Zusammenhang gegeben, d. h., wann sich diese „Sprachgrenzen“ wirklich entwickelt haben, lässt sich daraus nicht ablesen. Vielmehr ist eine langsame Entwicklung anzusetzen, eine Wechselwirkung einzelner Regionen, wobei es auch zu Grenzverschiebungen gekommen sein kann, denn es scheint kaum vorstellbar, dass sich beispielsweise mit der Schaffung der Landesgrenze sofort ein sprachlicher Unterschied manifestierte.

³²⁵⁶ Nergers in Eggers, S. 229.

Dass gerade die Wortgrenzen nicht immer so scharf sind, wie Teuchert sie darstellt, macht das Beispiel „Vörjord/Aanwenning“ deutlich: Ersteres soll nur im Westen, Letzteres im „Hauptteil des Landes“ gelten,³²⁵⁷ des Weiteren sei für das Fürstentum Ratzeburg „die seltsame Form Jidder, Jirrer für das gemeinmeckl. Üder, Ürer n. ‚Euter‘ zu nennen; auch Jitt, das eigentlich ‚Ziege‘ bedeutet hat, ist anzuführen.“³²⁵⁸ Aber bereits 1929 zeigt Fritz Buddin in einer Rezension auf, dass einiges davon bereits veraltet war oder aber anders ausgesprochen wurde bzw. auch andere Ausdrücke dafür üblich waren:

Der Ausdruck Vörjott (S. 12) für den Wendestreifen auf dem gepflügten Ackerstück ist hier allgemein, aber man hört auch noch häufig Anwenn, Awenn oder kurzweg Wenn'. Jitt für Ziege ist wohl verschwunden und nur noch in einigen Flurnamen (so der Jittberg bei Boitin-Resdorf) vorhanden. Jirrer für Euter (S. 13) wird hier nicht gesagt, sondern Jierer, also mit langer Stammsilbe.³²⁵⁹

Schumann erfasst für Lübeck „Vörjörd, Vörwenn = Aanwenn.“³²⁶⁰ Offensichtlich lag hier zumindest Anfang des 20. Jahrhunderts gar keine starre Wortgrenze (mehr) vor. Die Ergebnisse Teucherts beruhen deshalb anscheinend auf schriftlichen Mitteilungen und nicht auf Unterhaltungen mit Einheimischen. Die seinem Aufsatz „Die mecklenburgische Sprachlandschaft“ beigelegten Karten (noch 1939 in zweiter Auflage so abgedruckt) enthalten beispielsweise Grenzen, die weder mit Befunden aus den Aufnahmen noch mit früheren Erkenntnissen übereinstimmen, z. B. der Verlauf der Scheide von *-t/-en* im Präsens Plural der Verben, die Schlagsdorf zum *-en*-Gebiet rechnet,³²⁶¹ obwohl die Mehrheit dort *-t* spricht. 1929 weist bereits Buddin darauf hin:

Sodann hat meines Wissens das ganze Fürstentum einschließlich Schönberg die Form *-t* (de Väögel fliegt); die fjordartigen Einbuchtungen von *-en* (de Väögel fliegen) in die Gegend von Ziethen, Campow, Schlagsdorf, [sic] sowie von Wahrsow, Lockwisch, Palingen, wie die Karte sie zeigt, sind wohl auf falsche Berichterstattung zurückzuführen.³²⁶²

Auch die von Teuchert angeführten schwerinsch-strelitzischen Gegensätze „Eil/Achel ‚Granne‘“ und „Aanwenning/Vörhöwt ‚Ackerwende, wo der Pflug wendet, die Stirnseite des Ackers“³²⁶³ sind nicht als feste Grenzen aufzufassen, Blume berichtet bereits 1933 (also vor Entstehung der meisten Aufsätze Teucherts):

Nds. *ail*, f., beherrscht auch die westtollensischen Dörfer, *axəl*, f. [...] reicht bis 54 + 6 + 5 + 2 [eine Linie östlich von Dratow, östlich von Minzow, nördlich von Vipperow, sie befindet sich auf schwerinschem Gebiet, A. K.], scheint aber, vielleicht in Anlehnung an allgemein geltendes *axəl*, m., ‚Bienenstachel‘ noch im Vordringen begriffen zu sein³²⁶⁴

bzw.:

³²⁵⁷ Teuchert, Sprachlandschaft, S. 161, siehe auch seine „Einleitung zum 1. Bande“, MWB, I, S. VIII, sowie den Lemmaartikel in MWB, I, Sp. 400: „Dialektgeographisch sondern sich vom *Anwenn*-Gebiet ab der äußerste NW (Land Ratzeburg) mit dem westlichen (ingwäonischen) Wort *Vörjord* und die beiden meckl.-brandenb. Mischzonen des Eldewinkels und des Landes STA“.

³²⁵⁸ Teuchert, Sprachlandschaft, S. 162.

³²⁵⁹ Buddin, Sprachraum, S. 45.

³²⁶⁰ Schumann, Wortschatz, S. 26.

³²⁶¹ Teuchert, Sprachlandschaft, S. 166, Sprachkarte 2. Derselbe Grenzverlauf ist bereits bei Teuchert, Sprachraum, S. 6, Sprachkarte 2, zu erkennen.

³²⁶² Buddin, Sprachraum, S. 45.

³²⁶³ Teuchert, Sprachlandschaft, S. 163

³²⁶⁴ Blume, S. 26.

fȫrhȫft, n. (mnd. vörhȫft), reicht in der ‚Ameisen‘linie an nördliches *fȫrhȫkals*, n. (zu nd. *hō,ky* ‚pflügen‘), heran, doch sind diesem Mechow und Triepkendorf zugefallen. Das schwer.-vorpom. *ō,ņvenij*, f. [...], ist heute bereits im ganzen Land bekannt, wird nördlich Neubrandenburg–Straßburg ausschließlich gesprochen, hat aber im Süden erst vereinzelt festen Fuß gefaßt.³²⁶⁵

Die Verhältnisse sind also oftmals sehr viel komplizierter, teilweise stehen sich mehrere Begriffe gegenüber, es gibt Mischgebiete usw. Daher ist auch kaum zu er-messen, inwieweit der von Teuchert angegebene Wortschatz wirklich solch strikte Trennlinien aufweist. Gerade Fragebogen erlauben ja zumeist nur eine Antwort, ob es also noch Synonyme gibt, kann so nicht ermittelt werden.³²⁶⁶

Problematisch ist in diesem Zusammenhang auch die Arbeit Foerstes, auf die heute oftmals zurückgegriffen wird, da sie weitere Verallgemeinerungen enthält. Einige entstammen den schon oben erwähnten Arbeiten Teucherts. Daneben ist die Dar-stellung in einigen Punkten fehlerhaft: „Auch in Einzelheiten bestehen vielfach Unterschiede, z. B. schwerin. *drāgen* : strel. *drēgen*; ebenso *māgen* : *māg* ‚Magen‘“.³²⁶⁷ Laut MWB ist [drɛ:gn] aber im gesamten schwerinschen Unter-suchungsgebiet vorherrschend, „die *ā*-Form des Präs. weicht im O mehr und mehr dem *-a-* aus der hd. Bildungssprache“³²⁶⁸, was sich aufgrund der geringen Beleg-dichte auf den Aufnahmen nicht bestätigen ließ. In Bristow ist /ɛ/ zu hören. Die endungslose Form von „Magen“ ist noch auf einer Besprechungsformel aus Kossebade zu lesen, ansonsten konnte sie gar nicht mehr nachgewiesen werden.³²⁶⁹ Die unterschiedlichen Formen beruhen jedoch nicht auf regionalen Gegebenheiten, wie [vɔ:x] – [vɔ:gn] ‚Wagen‘ zeigen.³²⁷⁰ Des Weiteren soll nach Foerste „ostmeckl.

³²⁶⁵ Ebenda, S. 77 f.

³²⁶⁶ Als weiteres Beispiel sei hier Teucherts Wortpaar „Schürr f. und dat Los‘/Risch n.“ (Teuchert, Sprachlandschaft, S. 163) genannt; das letzte Wort sei in Mecklenburg-Strelitz üblich. Die Wortkarte im MWB, IV, Sp. 981 f. verbucht für Meckl.-Strelitz aber neben Risch auch Harkels. In Demen ist „Nähharkels“ üblich, das wiederum Ähnlichkeiten mit dem strelitzischen Wort aufweist. Eine scharfe Wortgrenze ist teilweise überhaupt nicht vorhanden, denn das Wort, das der fünfte Demener angibt, ist auch der zweiten Kossebaderin bekannt, obwohl sie „Los“ dafür verwendet. Für sie handelt es sich einfach um ein Synonym. „Tüft“ wiederum erstreckt sich vornehmlich auf Mecklenburg-Strelitz, obwohl hier gar kein „Siedlungsstrom“ gewirkt haben kann, da die Bezeichnung erst in der Neuzeit aufkam (vgl. Pfeifer, S. 628). Weder politische noch geographische Scheiden können die Verbreitung zufriedenstellend erklären, denn einerseits reicht es über die stargardschen Grenzen hinaus, wie es auch bei anderen Begriffen der Fall ist (z. B. bei ‚Ameise‘), andererseits erfasst es auch Orte, die öst-lich des Tollensesees liegen, z. B. Carolinenhof. Allenfalls die Müritzkann hier als ungefährer Grenzpunkt dienen, was jedoch auch bei anderen Wörtern der Fall ist, vgl. z. B. die Verteilung bei ‚Ente‘. Die von Blume, S. 140, angegebene Bauernhauslinie „Friedland–Neubrandenburg–Liepz–Blankenförde–Lärz“ von 1860 mit einem „Mischgebiet beiderseits“ und die Kirchentypologie (ebenda, S. 141) lassen sich grob auch auf die von „Tüft“ anwenden, ohne dass diese Grenzverläufe eine Rolle für die heutige Verteilung gespielt haben dürften. Abweichungen davon wären dann mit einem Vor-dringen des Wortes bzw. seiner Verdrängung zu erklären, vgl. Blume, S. 81 f. über das ‚Scheunenfach‘ bzw. ebenda, S. 29 über den ‚Ziehbrunnen‘: „*zōt* ist demnach das junge angreifende Wort. Diese Annahme findet wieder ihre Bestätigung in der KMW, auf der der Sprachbefund für Stargard das für die Gegenwart charakteristische wechselseitige Überfluten beider Wörter zeigt, doch ist *zōt* weit stärker im *pü,tan*-Gebiet heimisch geworden als umgekehrt.“ Daher vermutet er, dass, obwohl ‚Brunnen‘- und Bauernhauslinie heute nicht übereinstimmen, die Möglichkeit bestehe, „daß sich beide Linien einstmals deckten“, „denn der Brunnen gehört ja unmittelbar zum Sachgebiet des Hauses selber“ (ebenda, S. 202).

³²⁶⁷ Foerste, Sp. 1877.

³²⁶⁸ MWB, II, Sp. 449.

³²⁶⁹ Anonym, Besprechungsformeln, S. 1; vgl. auch Jacobs, Teuth. 2, S. 107, der die endungslose Form ebenfalls noch aus Broock kennt.

³²⁷⁰ Foerste hat diese Angaben anscheinend Teucherts Aufsatz „Der Lautstand im Südteil des Landes Stargard“ entnommen, sie wohl aber falsch notiert, denn Teuchert, Lautstand, S. 6, schreibt: „10. a)

Arpel“ westmecklenburgischem „*wōrt* ‚Enterich‘ entsprechen,³²⁷¹ jedoch ist Letzteres auf keiner einzigen Aufnahme belegt. Wossidlo erfasst dieses Wort auch nicht, bemerkt aber: „Wart und drake sind in Mecklenburg völlig unbekannt.“³²⁷² Offensichtlich geht das erstgenannte Wort mit „*wōrt*“ zusammen.

Heute zeigt sich im Wortschatz ein starker Einfluss der Standardsprache, besonders in den Fachsprachen und der Verwaltungssprache. In Ersterer gilt das besonders für den Bereich der Landwirtschaft, andere Berufe sind heute wiederum nahezu ausgestorben, so dass auch die entsprechenden Begriffe kaum mehr Anwendung finden. Dass für viele neue Gegenstände keine mundartlichen Bezeichnungen gewählt werden, liegt nicht nur an den schnellen Veränderungen, die mit der Technisierung Einzug hielten, sondern auch mit der besseren Schulbildung. Bentzien führt neben der „(hier fehlenden) Zeitspanne“ auch „die Kompliziertheit der betreffenden Sache“ an,³²⁷³ jedoch haben die Aufnahmen gezeigt, dass die Probanden durchaus in der Lage sind, auch solche Sachverhalte mit der Mundart darzustellen. Offensichtlich besteht für die Sprecher aber kein Grund mehr, die hochdeutschen Begriffe ins Niederdeutsche zu übertragen, denn ein Verständnisproblem besteht für sie nicht, da sie auch so mit dem Hochdeutschen sehr häufig in Berührung kommen. Daher „übersetzen“ sie nur einige in die Mundart, z. B. „Fautball“ ‚Fußball‘, „Kühlschapp“ ‚Kühlschrank‘ und „Uutpuff“ ‚Auspuff‘. Durch die Beibehaltung der Bezeichnungen ist der Wechsel zwischen Mundart und Hochsprache für sie leichter, da nur noch ein Formativ beherrscht werden muss. In der Mundart zeigt sich das auch daran, dass Wörter, die den entsprechenden standardsprachlichen von der Lautung her nahe stehen, bevorzugt werden. Lexeme, die früher zur Binnendifferenzierung genutzt wurden, sind deshalb heute vielfach außer Gebrauch geraten, z. B.: „Bir“/„Kemp“ ‚Eber‘, „Wädick“/ „Wäät“/„Wänker“ ‚Erpel‘, für die „Ääwer“ bzw. „Erb1“ heute im Großteil des Landes gelten. Die hochsprachlich fernen Bezeichnungen werden nur noch vereinzelt verwendet, sind aber zumeist noch im passiven Wortschatz bekannt.

Syntaktische Besonderheiten des Mecklenburgischen sind zum Teil darauf zurückzuführen, dass es zumeist gesprochen wird, d. h., hierbei handelt es sich nicht um Eigenheiten, die ausschließlich für die Mundart oder das Niederdeutsche gelten, sondern auch für die hochdeutsche Umgangssprache. Daneben gibt es aber auch einige Erscheinungen, die sich fast ausschließlich im Dialekt und dem Plattdeutschen finden, z. B. „sitten/liggen/stahn gahn“, „hei kümmt antaulopen“, die Umschreibung des Präteritums mit „würden“ usw. Häufig ist auch die Umschreibung mit „dauhn“ in Nebensätzen. Dennoch stimmt die Syntax größtenteils mit der des Hochdeutschen überein. Außerdem sind einige Besonderheiten, z. B. „sitten gahn“, aber auch die doppelte Verneinung, rückläufig.

Einschneidender für den Dialekt sind jedoch die außersprachlichen Veränderungen, die nach dem Zweiten Weltkrieg eintraten: Da sehr viele Flüchtlinge aus dem Osten in die Dörfer kamen, waren die Mundartssprecher gezwungen, auf das Hochdeutsche

Strel. *fal*ˉ gefallen (*dē apl is fo_nˉ bōm fal*ˉ) / schwer. *fo_lˉ*; b) *drō_gη* tragen / *drē_gη*; c) *mō_gη* m. Magen / *mō_g* f.“ Er nennt also immer die strelitzische Form zuerst und dann die schwerinsche, Foerste hat diese jedoch vertauscht. Hg 33, 2 (1746) enthält bereits „un dragen vāl herut“, der Strelitzer Brückner schreibt 1775 „dat wi’n fōn doot na Hueß dragen müsten“ (Kahl, S. 116) und in der Erstausgabe der „Läuschen und Riemels“ ist diese Variante ebenfalls zu finden: „Em dragen kuhn noch siene Bein“ (Reuter, Läuschen, S. 48). Für *follen* : *fallen* ‚gefallen‘, *aidel* : *achel* ‚Granne‘“ (Foerste, Sp. 1877) stimmen die Angaben dann wieder, da er die schwerinsche Variante immer als Erstes anführt.

³²⁷¹ Foerste, Sp. 1878.

³²⁷² Wossidlo, Volksüberlieferungen 2, S. 378.

³²⁷³ Bentzien, Wörter, S. 105.

auszuweichen, Eltern fingen an, dieses ebenfalls im Gespräch mit ihren Kindern zu gebrauchen, um so ein in ihren Augen leichteres Lernen zu ermöglichen. Daher ist das Mecklenburgische heute stark rückläufig, mit dem Geburtsjahr 1950 hat die Anzahl der niederdeutschen Muttersprachler stetig abgenommen, jüngere Sprecher haben den Dialekt dann von ihren Großeltern gelernt. Binnen kurzer Zeit hat sich damit die Sprachsituation verkehrt: Konnte Gundlach 1966 noch festhalten, dass „der Zerfall der Mundart in Mecklenburg nicht so weit fortgeschritten ist, wie auf Grund der Situation in den anderen Landschaften vermutet werden könnte“, ³²⁷⁴ dominiert heute die hochdeutsche Umgangssprache. ³²⁷⁵ Zwar wird das Mecklenburgische gefördert, doch werden die verschiedenen Ortsdialekte in den nächsten Jahrzehnten allmählich verschwinden, so dass das Niederdeutsche wahrscheinlich mehr gelesen denn gesprochen wird. Diese Texte können aber kaum die Vielfalt an Unterschieden wiedergeben, wie sie die Aufnahmen repräsentieren, da sie zumeist vereinheitlichen und sich die Verfasser nicht selten an vorhandener Literatur orientieren. Einige Besonderheiten bestimmter Regionen sind zudem kaum verschriftlicht, z. B. die des Westens.

³²⁷⁴ Gundlach, Tonbandaufnahmen, S. 175.

³²⁷⁵ Schon Teuchert, Sprachschichten, S. 6, schreibt 1958, dass „dem Niederdeutschen der Untergang bevorsteht.“ Gernentz, Versuche, S. 140, meint 1964, „daß das Niederdeutsche heute bereits in seinem Bestand gefährdet ist.“ 1975 macht er es aber selbst in der Stadt noch „in zahlreichen Brigaden oder PGH“ aus, wobei die Mundart hier „so etwas wie eine ‚Betriebssprache‘ geworden“ sei, so „daß Neueintretende, z. B. Jugendliche, nd. lernen müssen, um voll anerkannte Mitglieder dieses Kollektivs zu werden.“ (Gernentz, System, S. 392).

Literatur

Verzeichnis der abgekürzt zitierten Werke

MJb	Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde, ab Bd. 69 (1904): Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde
MUB	Meklenburgisches Urkundenbuch. Herausgegeben vom Verein für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde, ab Bd. 22 (1907): Mecklenburgisches Urkundenbuch. Herausgegeben vom Verein für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde
MWB	Mecklenburgisches Wörterbuch
NdJb	Niederdeutsches Jahrbuch. Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung
NdKbl	Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung
Teuth., Teuthonista	Teuthonista. Zeitschrift für deutsche Dialektforschung und Sprachgeschichte

1. Quellen³²⁷⁶

1. 1 Ungedruckte Quellen

Wossidlo-Archiv:

Brief Friedrich Cammins an Richard Wossidlo (8. 12. 1904) (ein Faksimile-Abdruck befindet sich auf dem zweiten Datenträger).

Günther, Johann Christian Friedrich: Plattdeutsche Redensarten u. Sprichwörter – eine Fortsetzung zu den von J. Mussaeus gesammelten, Hs., [nach 1840] (ein Faksimile und die dazugehörige Transkription nebst Erläuterungen sind auf dem zweiten Datenträger enthalten, der dieser Arbeit beiliegt).

Jeppe, [Johann Christian?]: Sammlung plattdeutscher Wörter, Sprichwörter, Redensarten, Hs. (ein Faksimile und die dazugehörige Transkription nebst Erläuterungen sind auf dem zweiten Datenträger enthalten, der dieser Arbeit beiliegt).

Brief J[ohann]. H[ermann]. Heint[rich]. Schmidts an Richard Wossidlo (15. 7. 1905) (ein Faksimile-Abdruck ist im Anhang dieser Arbeit zu finden).

Schmidt, J[ohann]. H[ermann]. Heint[rich].: Laut-Tafel, Mitteilung an Wossidlo (1905) (ein Faksimile-Abdruck ist im Anhang dieser Arbeit zu finden).

³²⁷⁶ Berücksichtigt werden nur Werke, die ausschließlich als Quellengrundlage dienen. Die zeitliche Einteilung ist dabei nur ein Richtwert. Wossidlos Sammlungen erfassen z. B. einen Zeitraum, der eine genaue Einordnung unmöglich macht. Seine Werke sind, da seine Tätigkeit im 19. Jh. begonnen hat, auch unter diesem Jh. eingeordnet worden. Zu den nd. Texten wurden auch „Mischtexte“ gezählt, d. h. ältere Dokumente, die schon hd. Passagen enthalten. Jüngere Missingschtexte sind hingegen unter den hochdeutschen Quellen erfasst.

Aus Privatbesitz:

Anonym: Besprechungsformeln, Hs., [Kossebade] [ca. 1. Hälfte des 20. Jh.s] (ein Faksimile-Abdruck ist im Anhang dieser Arbeit zu finden).

[Prange, Erika]: Uns dörigste Plattdütsche Abend, Hs., Kossebade 2006 (ein Faksimile-Abdruck ist im Anhang dieser Arbeit zu finden).

1. 2. Ältere niederdeutsche Texte bis ca. 1650

Bolte, J[ohannes]: Hans unter den Soldaten, eine Posse des 17. Jahrhunderts, in: NdJb 12 (1886), S. 130 – 140.

Bolte, Johannes: Laurembergs handschriftlicher Nachlass, in: NdJb 13 (1887), S. 42 – 54.

Braune, Wilhelm (Hrsg.): Niederdeutsche Scherzgedichte von Johann Lauremberg 1652. Mit Einleitung, Anmerkung und Glossar von Wilhelm Braune, Halle 1879 (als Lauremberg zitiert).

B–z: Abschrift eines alten Mecklenburgischen Andacht-Buches, zur na^eheren Kenntniß, sowohl der Sprache, Schreibart und Vortrages, als besonders der Religions-Begriffe, und Hoffnung unserer Vorfahren, in: Monatsschrift von und fu^er Mecklenburg. Zweyter Jahrgang. 2^{tes} Stu^eck, Schwerin Februar 1789, Sp. 185 – 190.

Grotefend, [Hermann]: Neun Frauenbriefe aus der Wende des 16. und 17. Jahrhunderts, in: MJB 60 (1895), S. 184 – 198.

Gryse, Nicolaus: Leien Bibel. In Hundert Fragen vnde Antwortt vnderscheden vnd in III Deele gedelet. Dat I. Deel [...], Rostock 1604.

Gryse, Nicolaus: Spiegel des Antichristischen Pawestdoms / vn Lutterischen Christendoms / Na Ordnung der V. Ho^euetstu^ecke unsers H. Catechismi vnderscheiden. [...], Rostock 1593.

Gryse, Nicolaus: WEdewen Spiegel. Darinne klerliken gesehen vnd eigentlick erkandt wert eine rechte Godtfru^echtige vnd ock eine Godtlose Wedewe. Den Framen tho einer Trostlehre / Den Bo^esen thor ernstlik^e Warninge, Rostock 1596.

Jellinghaus, H[ermann]: Zwei plattdeutsche Possen von J. Lauremberg, NdJb 3 (1877), S. 91 – 100.

Krabbe, Otto: Die Universität Rostock im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert. Erster Theil, Rostock 1854.

Krause, K[arl]. E[rnst]. H[ermann]: Ein Rostocker Scherzgedicht von 1650, in NdKbl 11, 4 (1886), S. 49 – 51.

Kühl, Paul: Geschichte der Stadt und des Klosters Ribnitz in Einzeldarstellungen. Studien zur Landschaftskunde, Kolonisation, Kultur- und Wirtschaftsgeschichte der äußersten Nordostecke Mecklenburgs. Zum 700jährigen Bestehen seiner Heimatstadt, Neubrandenburg 1933.

Lisch, G[eorg]. C[hristian]. F[riedrich]: Buchdruckerei des rostocker [sic] Stadt-Secretairs Hermann Barckhusen, in: MJB 4 (1839), S. 63 – 91.

Lisch, G[eorg]. C[hristian]. F[riedrich]: Ein ratzeburgisches Hochzeitsbitterlied, in: MJB 27 (1862), S. 275 – 278 (die zwei Versionen des Gedichtes nochmals abgedruckt in: Götze, Th[eodor]: Alte Spur im Hochzeitsbitterlied, in: Mitteilungen des Heimatbundes für das Fürstentum Ratzeburg. Herausgegeben vom Schriftführer des Vereins. 15. Jahrgang. Nr. 2, Schönberg Mai 1933, S. 20 f.).

Lisch, G[eorg]. C[hristian]. F[riedrich]: Geschichte der Stadt Plau und deren Umgebungen, in: MJB 17 (1852), S. 3 – 358.

Lisch, G[eorg]. C[hristian]. F[riedrich].: Tagebuch über den Reichstag zu Regensburg 1532, in: MJb 23 [1858], S. 91 – 100.

Lisch, G[eorg]. C[hristian]. F[riedrich].: Ueber die rostocker [sic] Chroniken des 16. Jahrhunderts, in: MJb 8 (1843), S. 183 – 198.

Lisch, G[eorg]. C[hristian]. F[riedrich].: Urkunden der Johanniter-Comthurei Mirow, in: MJb 2 (1837), S. 213 – 290.

[Lisch, Georg Christian Friedrich]: Urkunden-Sammlung, in: MJb 23 (1858), S. 177 – 279.

Lisch, [Georg Christian Friedrich]: Vermischte Urkunden, in: MJb 16 (1851), S. 209 – 246.

Lisch, G[eorg]. C[hristian]. F[riedrich].: Zwei plattdeutsche Gedichte aus dem 15. Jahrhundert, in: MJb 22 (1857), S. 268 – 272.

Nissen, C[arl]. A[dolf].: Eine dritte plattdeutsche Posse von J. Lauremberg, in: NdJb 11 (1885), S. 145 – 150.

Ordnung des Ersamen Rades tho Rostock / wo ydt henferner / vnd na dessem dage / mit den Brudtlachtes kosten [...] schal gehalten vnd [...] na gele^euet werden [...], [Rostock] [1567] (nochmals abgedruckt, aber für diese Arbeit nicht verwendet, in: Monatsschrift von und fu^er Mecklenburg. Erster Jahrgang. 1^{tes} Stu^cck, Schwerin Julius 1788, Sp. 45 – 52).

Ordnung Eines Erbarñ Rades der Stadt Rostock / wat Schniddekern / Timmerlu^eden / Mu^ehrlu^eden [...] an Lohne schal gegeuen werden [...], [Rostock] 1572.

Schluë, Jochim: Comedia Von dem frommen / Gottfru^echtigen / vnd gehorsamen ISAAC. Aller frommen Kinder vnd Scho^eler Spiegel / darauß sie lernen / wie sie ihre Eltern vnd Præceptores ehren / fru^echten [sic] / ja auch biß in den Todt gehorsam sein sollen. Auß dem 22. Capittel des ersten Buchs Moyse gestellet vnd in druck vorfertiget, [Rostock] 1606, neu abgedruckt in: Freybe, Albert (Hrsg.): Des Bergenfahrer Joch. Schlu^e's [sic] Comedia von dem frommen, gottfürchtigen und gehorsamen Isaac. Ein Schriftdenkmal der deutschen Hansa mit Act IV und V aus Georg Rollenhagens Abraham. Zwei Zeugnisse lutherischen Glaubens, 2. Aufl. Leipzig, Norden 1892, S. 1 – 88.

Schmaltz, K[arl].: Die Begründung und Entwicklung der kirchlichen Organisation Mecklenburgs im Mittelalter (Schluß), in: MJb 73 (1908), S. 31 – 176.

Schnell, H[einrich]. (Hrsg.): Das Unterrichtswesen der Großherzogtümer Mecklenburg-Schwerin und Strelitz. Erster Band. Urkunden und Akten des mecklenburgischen Unterrichtswesens. Mittelalter und das Zeitalter der Reformation, Berlin 1907 (= Monumenta Germaniae Paedagogica, Bd. XXXVIII).

Schröder, Carl: Redentiner Osterspiel. Nebst Einleitung und Anmerkungen, Leipzig, Norden 1893 (= Niederdeutsche Denkmäler, Bd. V).

Techen, Friedrich: Das Haus zum Heiligen Geiste zu Wismar, in: MJb 91 (1927), S. 153 – 248.

Techen, F[riedrich].: Die Wismarschen Unruhen im ersten Drittel des funfzehnten [sic] Jahrhunderts, in: MJb 55 (1890), S. 1 – 138.

Techen, Friedrich: Ueber die Bede in Meklenburg bis zum Jahre 1385, in: MJb 67 (1902), S. 1- 73.

Verein für Meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde (Hrsg.): Meklenburgisches Urkundenbuch. X. Band 1346 – 1350, Schwerin 1877.

Verein für Meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde (Hrsg.): Meklenburgisches Urkundenbuch. XIV. Band 1356 – 1360, Schwerin 1886.

Verein für Meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde (Hrsg.): Meklenburgisches Urkundenbuch. XVI. Band 1366 – 1370, Schwerin 1893.

Verein für Meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde (Hrsg.): Meklenburgisches Urkundenbuch. XVIII. Band 1371 – 1375, Schwerin 1897.

Verein für Meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde (Hrsg.): Meklenburgisches Urkundenbuch. XX. Band 1381 – 1385, Schwerin 1900.

Verein für Meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde (Hrsg.): Meklenburgisches Urkundenbuch. XXI. Band 1386 – 1390, Schwerin 1903.

Wigger, F[riedrich].: Stammtafeln des Großherzoglichen Hauses von Meklenburg, in: MJb 50 (1885), S. 111 – 326.

1.3 Niederdeutsch nach 1650 bis 1800

Adam, Karl: Niederdeutsche Hochzeitsgedichte des 17. und 18. Jahrh. aus Pommern, in: NdJb 19 (1893), S. 122 – 130.

Anonym: Dat Gliেকে Preester-Paar/ Sag men recht apenbahr/ As De Carinsche Herr, Herr Wo°sthoff [...] Un Jumffer Linsen / Sick In Kuppendien leet truen [...], [o. O., Kuppentin?] 1724.

Anonym: Dat Spo°hk, in: Neue Monatsschrift von und fu°r Mecklenburg. Vierter Jahrgang. 4tes Stu°ck. Schwerin April 1795, S. 129.

Anonym: Do hier de nije Tieding qvehme, Dat Dumriek een smuck Wieffken nehme, Een Go°sselcken van da°gter Ahrt [...], Glückstadt 1749.

Babst, Diederich Georg: Allerhand schnaksche Saken tum Tiedverdriew, â°wers Wâhrheeten, ümm sick meeto to speegeln in unse Modersprak°. Im Auszug auf°s Neue herausgegeben, Rostock, Schwerin 1843.

Babst, Diederich Georg: Allerhant schnaaksche Saken tum Tietverdriew; afers Wahrheten un sick meeto to spegeln in unse Moderspraak van dem Prokerater Diederich Georg Babst, de den Rekruten maakt het, Rostock 1788.

Babst, Diederich Georg: Allerhant schnaaksche Saken tum Tietverdriew; afers Wahrheten un sick meeto to spegeln in unse Moderspraak van dem Prokerater Diederich Georg Babst, de den Rekruten maakt het. De twete Dehl, Rostock 1789.

Babst, Diederich Georg: Allerhant schnaaksche Saken tum Tietverdriew; afers Wahrheten un sick meeto to spegeln in unse Moderspraak van dem Prokerater Diederich Georg Babst, de den Rekruten maakt het. De Dru°dde Dehl, Rostock 1790.

[Babst, Diederich Georg:] Ehn beeten Naschrapels van dem Rostockschen Intog mit dem Afscheht un Testament by dem Holla°nschen Marsch van unsern ollen Recruten an sine Greth up den Lande, Rostock 1788.

Bentzien, Ulrich: Das Rûgianische Volkslied, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Rostock. 7. Jahrgang 1957/58. Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe. Heft 1, S. 57 – 68.

Claußen, Bruno: Ein märkisches Hochzeitsgedicht aus dem Jahre 1654, in: Teuthonista 4 (1927/28), S. 64 – 69.

Deiter, H.: Niederdeutsche Glückwünschgedichte des 18. Jahrhunderts, in: NdJb 26 (1900), S. 143 – 145.

Fischer, L. H.: Ein Königsberger Gedicht in niederdeutscher Mundart aus d. J. 1670, in NdJb 12 (1886), S. 141 f.

Goebel, Fritz: Ein niederdeutsches Lied auf die Schlacht an der Conzer Brücke am 1. August 1675, in: NdJb 31 (1905), S. 38 – 43.

K.: Fragment einer plattdeutschen Predigt, mit einigen Gedanken u^eber den Volkston des Predigers, in: Biester, J[ohann]. E[rich].; Gedike, F[riedrich]. (Hrsg.): Berlinische Monatsschrift. Zweiter Band. Julius bis December, Berlin 1783, S. 151 – 161.

Kahl, Paul: Adolf Friedrich Theodor Brückner: *De Pirdjungs* (1775). Eine niederdeutsche Dialog-Idylle zur Leibeigenenfrage in einem ‚Bundesbuch‘ des Göttinger Hains. Mit einem ungedruckten Brief Ernst Theodor Johann Brückners, in: NdJb 128 (2005), S. 115 – 133.

Kohfeldt, Gustav: Mecklenburgische, besonders Rostockische, plattdeutsche Hochzeitsgedichte des 17. und 18. Jahrhunderts, in: Beiträge zur Geschichte der Stadt Rostock 9 (1915), S. 107 – 113.

Kohfeldt, G[ustav].: Plattdeutsche mecklenburgische Bauerngespräche aus der Zeit der Karl Leopold'schen Streitigkeiten (1719–1734), in: NdJb 33 (1907), S. 159 – 164.

Kohfeldt, G[ustav]. (Hrsg.): Plattdeutsche mecklenburgische Hochzeitsgedichte aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Für die Rostocker Pfingsttagung des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung und des Hansischen Geschichtsvereins im Auftrag des Vereins für Rostocks Altertümer, Rostock 1908.

N. S. [nach MWB, II, S. III Babst?]: Schrieven van eenen Fro^emden uth dem Nedderwaarschen an sienen gohden Fru^end van wegen den Intog den Ihro ko^enikligen Hoheit de Arwprinz Friederik van Da^ennmark un Siene Gemalinn Sophia Friederika gebahrne Hertoginn to Meklenborg geholden hebben to Swerien den 22 Jul. 1785, Swerien [1785] (da der Druck keine Seitenzahlen aufweist, wird vom Titelblatt beginnend fortlaufend gezählt).

Rösler, Irmtraud: Kum, wi suupen eens tosamen, Schnack mi doch wat n^eyes v^or. Ein politisches Bauerngespräch aus dem Jahre 1718, in: Peter, Robert; Pütz, Horst P.; Weber, Ulrich (Hrsg.): Vulpis Adolatio, Festschrift für Hubertus Menke zum 60. Geburtstag, Heidelberg 2001, S. 625 – 637.

W[alther]., C[hristoph].: Drei ndd. Sprachproben aus dem 17. und 18. Jahrhundert, in: NdKbl 24, 2 (1903), S. 28 – 32.

Witt, Klaus: De truehartige Thorop. Ein Glückwunschgedicht aus dem Jahre 1743, in: NdJb 82 (1959), S. 118 – 121.

1. 4 Niederdeutsch 19. Jahrhundert

Anonym: Anekdote, in: Vespertinchen. Buntes Allerlei. Erster Jahrgang. Nr. 20, Schwerin 1849 (Beilage zum Freimüthigen Abendblatt Nr. 1630), S. 80.

Anonym: Gespräch zweier Wahlmänner, in: Freimüthiges Abendblatt, 30. Jg., Nr. 1567, Schwerin 1848, Sp. 788.

Bahrdt, J[ohann]. F[riedrich].: Scherz und Ernst. Eine Sammlung poetischer Versuche verschiedenen Inhalts. Erster Theil, Neustrelitz 1830.

Bartsch, Karl (Hrsg.): Sagen, Märchen und Gebräuche aus Meklenburg. Erster Band: Sagen und Märchen, Wien 1879.

Blum, Max: Spaßig Läuschen, Berlin 1892.

Bornewiek, Karl: Tau Hus un in dei Frömm', Jena 1865.

Brinckman, John: Werke I. Kasper-Ohm un ick. De Generalreeder. Peter Lurenz bi Abukir, 5. Aufl. Rostock 1990.

Brinckman, John: Werke II. Dat Brüden geiht üm. Höger up. Uns Herrgott up Reisen. Mottche Spinkus un de Pelz. Vagel Grip, 5. Aufl. Rostock 1990.

Creceus, W[ilhelm].: De Burjung up Reisen, in: NdKbl 7, 3 (1882), S. 26 – 28.

De Botter-Vagel. En nyes Wochenblad fo'r Stadt und Land; to'm Tidverdriv un ok to'r Lehr [Rostock, Schwerin] [1819].

Distel, A.: Waldmeister, Mäsch un Meserich ut Mekelborg un de Nawerschaft, Berlin 1871.

e.: Vader Niklas un siene Fru am 10ten Dezember 1828, in: Freimu^ethiges Abendblatt, 10. Jg., Nr. 519, Schwerin 1828, Sp. 1033 f.

Eggers, Friedrich; Eggers, Karl: Tremsen. Plattdeutsche Dichtungen in Mecklenburger Mundart. Herausgegeben mit sprachlichen Erläuterungen und vollständigem Wörterbuche von Dr. Karl Nerger, Breslau 1875.

Ehlers, J[ohannes].: Schleswig-Holsteensch Räthselbok mit 500 lustige Räthsels ol vun Anno een un niee. Mit einem Vorwort von Dr. Klaus Groth, Kiel 1865.

Fabricius, Gustav: 1. Volkserzählungen aus Mecklenburg, in: NdKbl 15, 4 (1891), S. 51 f.

Gillhoff, J[ohannes].: 23. Meklenburgifches Volksrätsel, in NdKbl 14, 6 (1889–90), S. 85.

Gillhoff, Johannes: Das mecklenburgische Volksrätsel. Gesammelt, eingeleitet und mit den Varianten herausgegeben, Parchim 1892.

Günther, [Johann Christian Friedrich]: Plattdeutsche Redensarten und Sprichwörter, eine Fortsetzung zu der Sammlung von J. Mussaeus in Jahrbüchern V., S. 120, in: MJb 8 (1843), S. 198 – 201.

Klütz, A.: Buhkäuing von Halberstadt, in: Haas, A[lfred].; Knoop, O[tto].: Blätter für Pommersche Volkskunde. Monatsschrift für Sage und Märchen, Sitte und Brauch, Schwank und Streich, Lied, Rätsel und Sprachliches in Pommern. I. Jahrg., Nr. 1, Stettin 1. Oktober 1892, S. 15 f.

Knoop, O[tto].: Plattdeutsches aus Hinterpommern. Mitgetheilt vom Oberlehrer O. Knoop aus Rogasen (Fortsetzung.), in: Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde (Hrsg.): Monatsblätter. Fünfter Jahrgang, Stettin 1891, S. 69 – 71.

Kosegarten, Friedrich Franz von: Spät-Rosen. Eine Sammlung Gedichte in zwei Bändchen. Erstes Bändchen, Reval 1842.

Kosegarten, Friedrich Franz von: Spät-Rosen. Eine Sammlung Gedichte in zwei Bändchen. Zweites Bändchen, Reval 1843.

Latendorf, Fr[iedrich].: 3. Volksreim aus der Umgegend von Neustrelitz, in: NdKbl 4, 3 (1879), S. 21 f.

Latendorf, Friedr[ich].: Ueber Alliteration und Assonanz im Plattdeutschen, in: Frommann, G[eorg]. Karl (Hrsg.): Die deutschen Mundarten. Eine Monatsschrift für Dichtung, Forschung und Kritik. Zweiter Jahrgang, Nürnberg 1855, S. 35 – 39; S. 221 – 232.

Lessen, Friedrich August: Hellenia. Ein Taschenbauck, Rostock 1824. Neu herausgegeben von Detlev Putzar, Rostock 2006.

Lessen, F[riedrich]. A[ugust].: Schilderung einer enthusiasmirten Reise nach Griechenland im Jahr 1822, Go^rrlitz 1823.

Mielck, W[ilhelm]. H[ildemar].: 3. Maschenmerkreim aus Wismar, in: NdKbl 4, 6 (1879), S. 64 – 67.

Mussäus, J[ohann].: Plattdeutsche Redensarten und Sprichwörter, in: MJb 5 (1840), S. 120 – 122.

Piper, Otto: In'n Middelkraug. 'ne plattdütsche Geschicht. Mit Biller von Georg Braumüller, Wismar 1900.

Piper, Otto: Ut 'ne lütt Stadt. 'ne plattdütsch Geschicht. Mit Biller von Georg Braumüller, Wismar 1898.

Quitow, Wilhelm Adolph: Meckelnbörger Geschichten. As Wisme wedder meckelnborgsch würd, Leipzig 1876.

Reinhold, Albert: Doktamedikus. Gedichte in plattdeutscher Mundart. 1sten Bandes. 1stes Heft, Wismar 1834.

Reinhold, Carl: De Holtrevolutschon to Holteck. Eine humoristische Erzählung in plattdeutscher Mundart, Wittenberg 1861.

Reinhold, F[riederich]. L[udwig]: Anhang zu den Spru°chwo°rtern des gemeinen Mannes in unsrer Gegend. Ein Beitrag zur Charakterisirung dieser Volksklasse (Fortsetzung des 21sten Stu°cks.), in: Nu°tzliche Beitra°ge zu den Neuen Strelitzischen Anzeigen. 23^{tes} Stu°ck. 4. Junii 1823, Sp. 177 – 182.

Reinhold, F[riederich]. L[udwig]: Einige Spru°chwo°rter des gemeinen Mannes in unsrer Gegend. Ein Beitrag zur Charakterisirung dieser Volksklasse, in: Nu°tzliche Beitra°ge zu den Neuen Strelitzischen Anzeigen. 48^{tes} Stu°ck. 30. November 1814, Sp. 377 – 382.

Reinhold, F[riederich]. L[udwig]: Zweiter Anhang zu den Spru°chwo°rtern des gemeinen Mannes, in: Nu°tzliche Beitra°ge zu den Neuen Strelitzischen Anzeigen. 37^{tes} Stu°ck. 15. September 1824, Sp. 289 – 396.

Reinhold, F[riederich]. L[udwig]: Zweiter Anhang zu den Spru°chwo°rtern des gemeinen Mannes. (Fortsetzung des 37sten Stu°cks.), in: Nu°tzliche Beitra°ge zu den Neuen Strelitzischen Anzeigen. 39^{tes} Stu°ck. 29. September 1824, Sp. 305 – 310.

Reinhold, F[riederich]. L[udwig]: Zweiter Anhang zu den Spru°chwo°rtern des gemeinen Mannes. (Schluß des 39sten Stu°cks.), in: Nu°tzliche Beitra°ge zu den Neuen Strelitzischen Anzeigen. 41^{tes} Stu°ck. 13. October 1824, Sp. 321 – 328.

Reinhold, F[riederich]. L[udwig]: Spru°chwo°rter des gemeinen Mannes in unsrer Gegend. 4te Fortsetzung, in: Nu°tzliche Beitra°ge zu den Neuen Strelitzischen Anzeigen. 48^{tes} Stu°ck. 29. November 1815, Sp. 385 – 392.

Reuter, Fritz: Dei Reis' nah Bellingen, poetische Erzählung in der in Mecklenburg und Vorpommern gebräuchlichen niederdeutschen Mundart, 2. Aufl. Anclam 1858.

Reuter, Fritz: Gesammelte Werke und Briefe. Herausgegeben von Kurt Batt. Dörchläuchting (Olle Kamellen VI) De meckelbörghschen Capuletti oder de Reis' nah Konstantinopel (Olle Kamellen VII). Bearbeiter: Heinrich Ehlers, 2. Aufl. Rostock 1995.

Reuter, Fritz: Hanne Nüte un de lütte Pudel. 'Ne Vagel- un Minschengeschicht, Ludwigslust, Wismar 1865 [photomechan. Nachdr. Rostock 1995].

Reuter, Fritz: Kein Hüsung, Greifswald, Leipzig 1858.

Reuter, Fritz: Läuschen un Riemels. Plattdeutsche Gedichte heiteren Inhalts in mecklenburgisch-vorpommerscher Mundart, Treptow 1853.

Reuter, Fritz: Reuters Werke in fünf Haupt- und drei Ergänzungsbänden. Herausgegeben von Karl Theodor Gaedertz. Neue, durchgesehene Ausgabe von Carl W. Neumann. Mit einer Einleitung von Dr. Hans Joachim Gernentz. Erster Band. Fritz Reuters Leben. Läuschen un Rimels I und II, Leipzig [ca. 1955].

Reuter, Fritz: Reuters Werke in fünf Haupt- und drei Ergänzungsbänden. Herausgegeben von Karl Theodor Gaedertz. Neue, durchgesehene Ausgabe von Carl W. Neumann. Mit einer Einleitung von Dr. Hans Joachim Gernentz. Zweiter Band. Ut de Franzosentid – Ut mine Festungstid, Leipzig [ca. 1955].

Reuter, Fritz: Reuters Werke in fünf Haupt- und drei Ergänzungsbänden. Herausgegeben von Karl Theodor Gaedertz. Neue, durchgesehene Ausgabe von Carl W. Neumann. Mit einer Einleitung von Dr. Hans Joachim Gernentz. Dritter Band. Ut mine Stromtid I und II, 1, Leipzig [ca. 1955].

Reuter, Fritz: Reuters Werke in fünf Haupt- und drei Ergänzungsbänden. Herausgegeben von Karl Theodor Gaedertz. Neue, durchgesehene Ausgabe von Carl W. Neumann. Mit einer Einleitung von Dr. Hans Joachim Gernentz. Vierter Band. Ut mine Stromtid II, 2 und III, Leipzig [ca. 1955].

Reuter, Fritz: Reuters Werke in fünf Haupt- und drei Ergänzungsbänden. Herausgegeben von Karl Theodor Gaedertz. Neue, durchgesehene Ausgabe von Carl W. Neumann. Mit einer Einleitung von Dr. Hans Joachim Gernentz. Fünfter Band. Dörchläuchting – Kein Hüsung, Leipzig [ca. 1955].

Reuter, Fritz: Reuters Werke in fünf Haupt- und drei Ergänzungsbänden. Herausgegeben von Karl Theodor Gaedertz. Neue, durchgesehene Ausgabe von Carl W. Neumann. Mit einer Einleitung von Dr. Hans Joachim Gernentz. Sechster Band. Hanne Nüte – De Reis' nah Bellingen, Leipzig [ca. 1955].

Reuter, Fritz: Reuters Werke in fünf Haupt- und drei Ergänzungsbänden. Herausgegeben von Karl Theodor Gaedertz. Neue, durchgesehene Ausgabe von Carl W. Neumann. Mit einer Einleitung von Dr. Hans Joachim Gernentz. Siebenter Band. Schurr-Murr – De Reis' nah Konstantinopel oder de meckelbörgschen Montecchi un Capuletti, Leipzig [ca. 1955].

Reuter, Fritz: Reuters Werke in fünf Haupt- und drei Ergänzungsbänden. Herausgegeben von Karl Theodor Gaedertz. Neue, durchgesehene Ausgabe von Carl W. Neumann. Mit einer Einleitung von Dr. Hans Joachim Gernentz. Achter Band. Urgeschicht von Meckelnborg. Kleinere Schriften – Lustspiele. Wörterbuch, Leipzig [ca. 1955].

Reuter, Fritz: Sämmtliche Werke. Volks-Ausgabe in 7 Bänden. Erster Band: Einleitung. – Fritz Reuter's Leben und Werke. – Ausgewählte Briefe. – Läuschen un Rimels I, Ludwigslust, Rostock, Wismar 1877.

Reuter, Fritz: Sämmtliche Werke. Volks-Ausgabe in 7 Bänden. Zweiter Band: Läuschen un Rimels II. – Ein gräflicher Geburtstag. – Memoiren eines alten Fliegenschimmels. – Kein Hüsung. – Urgeschicht' von Meckelnborg, Ludwigslust, Rostock, Wismar 1877.

Reuter, Fritz: Sämmtliche Werke. Volks-Ausgabe in 7 Bänden. Dritter Band: Reis nah Bellingen. – Olle Kamellen I, 1) Woans ick tau 'ne Fru kamm. 2) Ut de Franzosentid. – Briefe des Herrn Inspectors Bräsig. – Die Reise nach Braunschweig, Ludwigslust, Rostock, Wismar 1878.

Reuter, Fritz: Sämmtliche Werke. Volks-Ausgabe in 7 Bänden. Vierter Band: Hanne Nüte. – Olle Kamellen II.: Ut mine Festungtid. – Gedichte., Ludwigslust, Rostock, Wismar 1878.

Reuter, Fritz: Sämmtliche Werke. Volks-Ausgabe in 7 Bänden. Fünfter Band: Dörchläuchting. – De mecklenbörgschen Montecchi un Capuletti oder de Reis' nah Konstantinopel, Ludwigslust, Rostock, Wismar 1878.

Reuter, Fritz: Sämmtliche Werke. Volks-Ausgabe in 7 Bänden. Sechster Band: Schurr-Murr. – Eine Heirathsgeschichte. – Olle Kamellen III. Ut mine Stromtid, 1. Theil, Ludwigslust, Rostock, Wismar 1878.

Reuter, Fritz: Julklapp! Polterabend-Gedichte in hochdeutscher und niederdeutscher Mundart. Billige Ausgabe. Ergänzungsbände zu den Sämmtlichen Werken von Fritz Reuter. Zweiter Band: Julklapp!, Schwerin 1878.

Reuter, Fritz: Ut de Franzosentid, 4. Aufl. Rostock 1996.

Römer, A[ibert].: Eine Sammlung plattdeutscher Sprichwörter und Kernsprüche nebst Erzählungsbruchstücken von John Brinckman, in: NdJb 31 (1905), S. 20 – 35.

Stillfried, Felix: Ut Sloß un Kathen. Erzählung in niederdeutscher Mundart, Leipzig 1890.

St[udemund], Fr[iedrich]: Alte und neue Zeit, in: Freimu^cthiges Abendblatt, 1. Jg., Nr. 11, Schwerin 1818, Sp. 91.

Teuchert, H[ermann]: Zu John Brinckmans ‚Vagel Grip‘, in: NdKbl 46, 3 (1933), S. 34 – 37.

Tiek, Korl: Wecke Leiw is de grötst? Tau Ihren van uns' leives, dütsches Väderland, van de richtigen Dütschen, vörut ä' ver: de echten dütschen Mudders, Altona 1870.

Wilke, A[ndreas]: Gedichte. Scherzhafte Erzählungen und Idyllen enthaltend, Grabow 1812.

Wossidlo, Richard: 3. 300 Ausdrücke für prügeln aus Mecklenburg, in: NdKbl 12, 5 (1887), S. 72 – 74.

Wossidlo, Richard: Die Präpositionen und präpositionalen Adverbien in der Mecklenburger Mundart, in: NdJb 20 (1894), S. 40 – 56.

Wossidlo, Richard: Erntebräuche in Mecklenburg, Hamburg [1927] (= Quickborn-Bücher, 36. Band).

Wossidlo, Richard: Mecklenburgische Volksüberlieferungen. Im Auftrage des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde gesammelt und herausgegeben. Erster Band: Rätsel, Wismar 1897.

Wossidlo, Richard: Mecklenburgische Volksüberlieferungen. Im Auftrage des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde gesammelt und herausgegeben. Zweiter Band: Die Tiere im Munde des Volkes. Erster Teil, Wismar 1899.

Wossidlo, Richard: Mecklenburgische Volksüberlieferungen. Im Auftrage des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde gesammelt und herausgegeben. Dritter Band: Kinderwartung und Kinderzucht, Wismar 1906.

Wossidlo, Richard: Reise, Quartier, in Gottesnaam. Das Seemannsleben im Munde alter Fahrensleute. Illustrationen von Prof [sic] Armin Münch aus dem Zyklus ‚Gallionsfiguren‘, Rostock [2005].

Wuthenow, Alwine: Blumen ut Annmariek Schulten ehren Goren. Herausgegeben von Dr. Marx Möller, Greifswald 1896. Zum hundertjährigen Todestage von Alwine Wuthenow neu herausgegeben und mit einem Anhang versehen von Eberhard Schmidt, Rostock [2008].

Zierow, Ulrich: Sechs unbekannte plattdeutsche Gedichte der Biedermeierzeit, in: NdJb 62 (1936), S. 163 – 171.

1. 5 Niederdeutsch ab ca. 1900

Apitz, Grete: Min Goldenstädt, in: Gemeinde Goldenstädt (Hrsg.): Chronik der Gemeinde Goldenstädt, Schwerin [o. J.], S. 69 f.

Baade, W.: Vadder Krasch, in: Mitteilungen des Heimatbundes für das Fürstentum Ratzeburg. Herausgegeben vom Schriftführer des Vereins. 10. Jahrgang. Nr. 4, Schönberg November 1928, S. 58 – 60.

Bandlow, Heinrich: Ut de Hiringslak. Ne plattdütsch Schöttel ut Vöropommern, Wismar 1904.

Becker, Julius: Über einige plattdeutsche Redensarten u. A., in: NdJb 43 (1917), S. 49 – 55.

Beckmann, Wilh[elm]: Woans dat taugeht, dat von einen Schäpel Kurn fiew Fatt nahmen warn käönt, in: Heimatkalender für das Fürstentum Ratzeburg 1924 vormalis Schönberger Kalender, Schönberg 1924, S. 1 f. (da der Heimatkalender keine Seitenzahlen enthält, werden die Aufsatzseiten für sich gezählt).

Beyer, Carl: Swinegel-Geschichten. Vertellt von Korl Beyer, 2. Aufl. Berlin 1901.

Borchert, Jürgen: Muul und Mündchen. Norddeutsche Sprachbilder, Rostock 1997.

Brügge, Berthold: Mit Oll Topp bie Kap Huurn un anner Geschichten, Rostock 1977.

Brümmer, Manfred: De platte Wiehnachtsmann. Plattdeutsche Geschichten und Gedichte zum Weihnachtsfest, Grevesmühlen 2008.

Buddin, Fr[itz].: Wi in 't Fürstentum, in: Mecklenburgische Monatshefte. Zeitschrift zur Pflege heimatlicher Art und Kunst. Begründet von Johannes Gillhoff. 9. Jahrg. 100. Heft, Rostock April 1933, S. 214.

Cammin, Friedrich: Ut dei Bilad'. Plattdütsche Scharteken von öltlings un hüt in meckelbörger Mundort, [Güstrow] 1902.

Clasen, Jogen: Ut mien Jungstijd, in: Heimatkalender für das Fürstentum Ratzeburg 1924 vormals Schönberger Kalender, Schönberg 1924, S. 1 – 8 (da der Heimatkalender keine Seitenzahlen enthält, werden die Aufsatzseiten für sich gezählt).

Deutsche Mundarten. Mecklenburgisch. Bearbeitet von Hermann Teuchert, Berlin 1927 (= Lautbibliothek. Phonetische Platten und Umschriften. Herausgegeben von der Lautabteilung der Preußischen Staatsbibliothek. Nr. 21).

Deutsche Mundarten. Mecklenburgisch II und Pommersch. Bearbeitet von Hermann Teuchert und Alfred Schmidt, Berlin 1933 (= Lautbibliothek. Phonetische Platten und Umschriften. Herausgegeben von der Lautabteilung der Preußischen Staatsbibliothek. Nr. 35).

Diedrich, Susanne: Knöppi. Is dat Glück rod orrer blaßblag? Illustriert von Ines Höfs, Banzkow 1997.

Draehmpaehl, Hans: Dit un dat in Wismersch Platt, 2. Aufl. Rostock [2002].

Gildemeister, Karl: Dörpschult un Senater, Wismar [1908].

Hartmann, Rudolf: Dat Leigen mütt tau hürn wäsen. Heft 4 herausgegeben von Rainer Hartmann mit einem Vorwort des Herausgebers, Rostock [2005].

Hartmann, Rudolf: Vertellers, Riemels un Graffsprüch. Heft 1 herausgegeben von Rainer Hartmann. Vorwort von Dr. Jürgen Grambow, Rostock [2001].

Hartmann, [Joachim]: Von Scheper, Schap un Schillings, in: Mitteilungen des Heimatbundes für das Fürstentum Ratzeburg. Herausgegeben vom Schriftführer des Vereins. 12. Jahrgang. Nr. 2, Schönberg Mai 1930, S. 26 – 29.

Herrmann-Winter, Renate: Sprachbilder im Plattdeutschen. Redewendungen und Sprichwörter, Rostock 2002.

Hinz, Hannelore: Sonett för Plattdütsch Frünn', in: Schweriner Volkszeitung, Mecklenburg-Magazin. Regionalbeilage der SVZ, der NNN und des Nordkuriers. 31. August 2007 / Nummer 34, S. 25.

Homuth, Karl: Dat Oll Testament plattdütsch. Dei Lihrbäuker, Altenburg [1963].

Karls, Kuno (Hrsg.): Fiek'n hätt schräb'n ut Hagenow... Vom Kindermund bis zur Schulentlassung. Erinnerungen an die Kinder-, Kindergarten-, Schul- und Oberschulzeit im Altkreis Hagenow und Teilen der Griesen Gegend, Heft 11, Schwerin 2007.

Karnatz, Ludwig: Ut siene Brambörger Tied, Schwerin [1934].

Kossebader Liederbuch, [o. O.] [o. J.].

Kurz, Ursula: Ick fleut di wat! Riemels für lütte un grote Lüd, Rostock 2007.

Lehmann-Schiller, Paul: Ganz olle Kamellen ut Ithaka. Geschichten ut de Odysse plattdütsch vertelt, Stettin 1905.

Liliencron, Detlev von: Poggfred. Erster Teil: Einkehr in Poggfred. Zweiter Teil: Streifzüge um Poggfred, in: Liliencron, Detlev von: Ausgewählte Werke, Bd. 1, Berlin, Leipzig [1930].

Madauss, Karl-Heinz: Hinning 2. Trilogie. Episoden-Roman in Mecklenburger Platt, [Norderstedt] [2002].

Mahnke, Wolfgang: Dat's oewer pienlich! Kritik zu ‚Dat Plattdütsche Wurt 2008‘, in: Mecklenburg-Magazin. Regionalbeilage der SVZ, der NNN und des Nordkuriers. 17. Juli 2009 / Nummer 29, S. 26.

Oldörp, [Bernhard]: An uns' ‚Mitglieder‘, in: Mitteilungen des Heimatbundes für das Fürstentum Ratzeburg. Herausgegeben vom Schriftführer des Vereins. 16. Jahrgang. Nr. 1, Schönberg Februar 1934, S. 2 f.

Oldörp, Bernhard: Dor liggt wat inne Lucht!, in: Mecklenburgische Monatshefte. Zeitschrift zur Pflege heimatlicher Art und Kunst. Begründet von Johannes Gillhoff. 7. Jahrg. 11. Heft, Rostock November 1931, S. 529 – 531.

Oldörp, Bernhard: Wi Nümmser, in: Mecklenburgische Monatshefte. Zeitschrift zur Pflege heimatlicher Art und Kunst. Begründet von Johannes Gillhoff. 6. Jahrg. 6. Heft, Rostock Juni 1930, S. 269 – 272.

Puls, Karl: Magst mi lieden?, in: Mecklenburgische Monatshefte. Zeitschrift zur Pflege heimatlicher Art und Kunst. Begründet von Johannes Gillhoff. 1. Jahrg. 2. Heft, Rostock Februar 1925, S. 98 f.

Reich, Konrad: Dor föhrt ümmer ein den annern an. Zweihundertneunmal Humor auf Platt – wiederentdeckt, gesammelt und neu gefaßt, 3. Aufl. Rostock 1990.

Rogge, Jürgen: Brägenjogging. Episoden up Platt, Rostock [2009].

Rostocker Freizeitzentrum e. V. (Hrsg.): An'n Swanendiek. Olles un Nieges ut Reutershagen, Hansaviertel, Stadtwied un de Gordenstadt. Nr. 5/2008.

Schröder, Helmuth: Plattdeutsches Lesebuch. Lyrik und Prosa des Volkshäger Lehrers Helmuth Schröder. Ausgewählt und herausgegeben von Hans Erichson, Rostock [2008].

Seemann, August: Vierblatt. Ein viert Blatt plattdütsche Gedichte, Berlin 1909.

Suhrbier, Karl: Ut dei gries' Jeigend tau Grotvaren sien Tied, in: Mecklenburgische Monatshefte. Zeitschrift zur Pflege heimatlicher Art und Kunst. Begründet von Johannes Gillhoff. 10. Jahrg. 117. Heft, Rostock September 1934, S. 426 - 428.

Tarnow, Rudolf: Burrkäwers, 9. Aufl. Rostock 2004.

Tarnow, Rudolf: Köster Klickermann, 2. Aufl. Rostock 2001.

Tarnow, Rudolf: Lütt bäten Hoeg un Brüderie. Reimschwänke, Gedichte und Kurzprosa. Ausgewählt und herausgegeben von Arnold Hückstädt, Rostock 1987.

Voß, Joachim: In Duvennest. Dörpgeschicht ut Meckelbörgschen Lann', in: Schönberger Kalender (zugleich für das Fürstentum Ratzeburg) auf das Jahr 1910, Schönberg 1910, S. 45 – 48.

Wilken, Hans: Eier kaken. Geheim Middel – Solt, in: Mecklenburg-Magazin. Regionalbeilage der SVZ, der NNN und des Nordkuriers. 3. Juli 2009 / Nummer 27, S. 26.

1. 6 Hochdeutsche Texte

Anonym: Klagen geringer Landleute, in: Freimu^tthiges Abendblatt, 6. Jg., Nr. 306, Schwerin 1824, Sp. 769 f.

Anonym: Ueber das mecklenburgsche Hochdeutsch, in: Monatsschrift von und fu^r Mecklenburg. Zweyter Jahrgang. 10^{tes} Stu^{ck}, Schwerin October 1789, Sp. 951 – 960.

Anonym: Ueber das mecklenburgsche Hochdeutsch. Fortsetzung, in: Monatsschrift von und fu^r Mecklenburg. Dritter Jahrgang. 3^{tes} Stu^{ck}, Schwerin Ma^{rz} 1790, Sp. 149 – 156.

Anonym: Ueber das mecklenburgsche Hochdeutsch. Fortsetzung, in: Monatsschrift von und fu^r Mecklenburg. Dritter Jahrgang. 10^{tes} Stu^{ck}, Schwerin October 1790, Sp. 643 – 652.

Edler, [Wilhelm]: Der Preisbewerb für Getreidezuchtgenossenschaften 1907, in: Jahrbuch der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft. Band 22. 1907, Berlin 1907, S. 621 – 643.

Ehrlich, Friedlieb: Schreiben eines mecklenburgschen Bauers an seinen Prediger, in: Monatsschrift von und fu^r Mecklenburg. Zweyter Jahrgang. 9^{tes} Stu^{ck}, Schwerin September 1789, Sp. 867 – 876.

Fontane, Theodor: Gedichte. Gedichte (Sammlung 1898). Aus den Sammlungen ausgeschiedene Gedichte. Herausgegeben von Joachim Krueger und Anita Golz, in: Fontane, Theodor: Große Brandenburger Ausgabe. Herausgegeben von Gotthard Erler, 2. Aufl., Berlin 1995.

Fr.: Der Ku^ttick, in gewisser Hinsicht ein trauriger Vorbothe, in: Neue Monatsschrift von und fu^r Mecklenburg. Neunter Jahrgang. 7^{tes} und 8^{tes} Stu^{ck}. Schwerin Julius und August 1800, S. 257.

Frommknecht, Helmut u. a.: Einführung in den dialektischen und historischen Materialismus, 3. Aufl. Berlin 1972.

Goethe, Johann Wolfgang: Goethes Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Herausgegeben von Erich Trunz. Band III. Dramatische Dichtungen I. Textkritisch durchgesehen und kommentiert von Erich Trunz, 16. Auflage München 1996.

Goethe, Johann Wolfgang: Goethes Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Herausgegeben von Erich Trunz. Band VI. Romane und Novellen I. Textkritisch durchgesehen von Erich Trunz. Kommentiert von Erich Trunz und Benno von Wiese, 14. Auflage München 1996.

Holtz-Baumert, Gerhard: Alfons Zitterbacke, Berlin 1989.

Ihde, Rudolf: Amt Schwerin. Geschichte seiner Steuern, Abgaben und Verwaltung bis 1655, in: MJb 77 (1913) (Beiheft).

Lisch, G[eorg]. C[hristian]. F[riedrich].: Autobiographie und Testament der Herzogin Sophie von Lübz, Gemahlin des Herzogs Johann VII. von Meklenburg, in: MJb 15 (1850), S. 79 – 83.

Mann, Thomas: Doktor Faustus. Das Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn erzählt von einem Freunde, Frankfurt a. M. 1994.

Schlutow, Eckhard: Untersuchungen zur konstruktiven Gestaltung und Technologie des Melkens im Fischgrätenmelkstand, Diss. A, Univ. Rostock 1975.

Storm, Theodor: Der Schimmelreiter. Novelle. Anmerkungen von Hans Wagener, Stuttgart 1998.

Szudra, Ute (Hrsg.): Heimatkunde. Lehrbuch für die Klasse 3, 6. Aufl. Berlin 1989.

Verfassung der Deutschen Demokratischen Republik, Berlin 1975.

Verfassung der Deutschen Demokratischen Republik vom 6. April 1968, Berlin 1970.

X.: Vom Tu^dern des Rindviehes, in: Freimu^tthiges Abendblatt, 14. Jg., Nr. 690, Schwerin 1832, Sp. 229 – 231.

2. Idiotika, Wörterbücher, Wortsammlungen³²⁷⁷

2. 1 Mittelniederdeutsch

Lübben, August: Mittelniederdeutsches Handwörterbuch. Nach dem Tode des Verfassers vollendet von Christoph Walter, Leipzig, Norden 1888.

Lübben, August; Schiller, Karl: Mittelniederdeutsches Wörterbuch. Erster Band. A–E, Bremen 1875.

Lübben, August; Schiller, Karl: Mittelniederdeutsches Wörterbuch. Zweiter Band. G–L, Bremen 1876.

Lübben, August; Schiller, Karl: Mittelniederdeutsches Wörterbuch. Dritter Band. M–R, Bremen 1877.

Lübben, August; Schiller, Karl: Mittelniederdeutsches Wörterbuch. Vierter Band. S–T, Bremen 1878.

Lübben, August; Schiller, Karl: Mittelniederdeutsches Wörterbuch. Fünfter Band. U–Z, Bremen 1880.

2. 2 Ältere niederdeutsche Wortsammlungen (bis 1800)

– – s: Ueber das von Hrn. E. in Vorschlag gebrachte plattdeutsche Wo^rterbuch; nebst einem Beitrage zum Mecklenb. plattdeutschen Wo^rterbuche, in: Neue Monatsschrift von und fu^r Mecklenburg. Vierter Jahrgang. 5^{tes} Stu^eck. Schwerin May 1795, S. 146 – 152.

– – s: Ueber das von Hrn. E. in Vorschlag gebrachte plattdeutsche Wo^rterbuch, und u^eber das Wort: driftig; nebst einem Beitrage zum Mecklenb. plattdeutschen Wo^rterbuche, in: Neue Monatsschrift von und fu^r Mecklenburg. Vierter Jahrgang. 4^{tes} Stu^eck. Schwerin April 1795, S. 121 – 125.

Ackermann, G[eorg]. C[hristian]. B[enedikt].: Verzeichniß einiger Plattdeutschen Wo^rter, die sich auch im Schwedischen finden, in: Neue Monatsschrift von und fu^r Mecklenburg. Vierter Jahrgang. 9^{tes} und 10^{tes} Stu^eck. Schwerin September und October 1796, S. 270 – 274.

Chytraeus, Nathan: Nomenclator latinosaxonicus. Mit einem Vorwort von Gilbert de Smet, Hildesheim, New York 1974 (Nachdruck der Ausgabe Rostock 1582).

Dähnert, Johann Carl: Platt-Deutsches Wörter-Buch nach der alten und neuen Pommerschen und Ru^egischen Mundart, Stralsund 1781.

Mantzel, [Christian Gottfried]: Nachtrag zu dem naturhistorischen plattdeutschen Verzeichniß des Herrn Candidat Siemssen, in: Monatsschrift von und fu^r Mecklenburg. Vierter Jahrgang. 5^{tes} Stu^eck, Schwerin May 1791, Sp. 329 – 340.

[Mantzel, Ernst Johann Friedrich]: Bu^tzowsche Ruhestunden, gesucht, in Mecklenburgschen, vielentheils, bisher noch ungedruckten zur Geschichte und Rechtsgelahrtheit vornehmlich geho^rigen Sachen. Andrer Theil, Bu^tzow 1761.

[Mantzel, Ernst Johann Friedrich]: Bu^tzowsche Ruhestunden, gesucht, in Mecklenburgschen, vielentheils, bisher noch ungedruckten zur Geschichte und Rechtsgelahrtheit vornehmlich geho^rigen Sachen. Dritter Theil, Bu^tzow 1761.

[Mantzel, Ernst Johann Friedrich]: Bu^tzowsche Ruhestunden, gesucht, in Mecklenburgschen, vielentheils, bisher noch ungedruckten zur Geschichte und Rechtsgelahrtheit vornehmlich geho^rigen Sachen. Vierter Theil, Bu^tzow 1762.

³²⁷⁷ Hierunter fallen auch Werke, die nicht unbedingt eine Lemmaanordnung aufweisen. Des Weiteren sind der besseren Übersicht wegen die „Bützowschen Ruhestunden“ hierunter zu finden, obwohl einige Teile Sprichwortsammlungen enthalten und kein Idiotikon.

[Mantzel, Ernst Johann Friedrich]: Bu^tzowsche Ruhestunden, gesucht, in Mecklenburgschen, vielentheils, bisher noch ungedruckten zur Geschichte und Rechtsgelahrtheit vornehmlich geho^rigen Sachen. Sechster Theil. Erster Band, Bu^tzow 1762.

[Mantzel, Ernst Johann Friedrich]: Bu^tzowsche Ruhestunden, gesucht, in Mecklenburgschen, vielentheils, bisher noch ungedruckten zur Geschichte und Rechtsgelahrtheit vornehmlich geho^rigen Sachen. Siebender Theil, Bu^tzow 1763.

[Mantzel, Ernst Johann Friedrich]: Bu^tzowsche Ruhestunden, gesucht, in Mecklenburgschen, vielentheils, bisher noch ungedruckten zur Geschichte und Rechtsgelahrtheit vornehmlich geho^rigen Sachen. Achter Theil, Bu^tzow 1763.

[Mantzel, Ernst Johann Friedrich]: Bu^tzowsche Ruhestunden, gesucht, in Mecklenburgschen, vielentheils, bisher noch ungedruckten zur Geschichte und Rechtsgelahrtheit vornehmlich geho^rigen Sachen. Neunter Theil, Bu^tzow 1763.

[Mantzel, Ernst Johann Friedrich]: Bu^tzowsche Ruhestunden, gesucht, in Mecklenburgschen, vielentheils, bisher noch ungedruckten zur Geschichte und Rechtsgelahrtheit vornehmlich geho^rigen Sachen. Dreyzehnter Theil, Bu^tzow 1764.

[Mantzel, Ernst Johann Friedrich]: Bu^tzowsche Ruhestunden, gesucht, in Mecklenburgschen, vielentheils, bisher noch ungedruckten zur Geschichte und Rechtsgelahrtheit vornehmlich geho^rigen Sachen. Vierzehnter Theil, Bu^tzow 1764.

[Mantzel, Ernst Johann Friedrich]: Bu^tzowsche Ruhestunden, gesucht, in Mecklenburgschen, vielentheils, bisher noch ungedruckten zur Geschichte und Rechtsgelahrtheit vornehmlich geho^rigen Sachen. Funfzehnter Theil, Bu^tzow 1764.

[Mantzel, Ernst Johann Friedrich]: Bu^tzowsche Ruhestunden, gesucht, in Mecklenburgschen, vielentheils, bisher noch ungedruckten zur Geschichte und Rechtsgelahrtheit vornehmlich geho^rigen Sachen. Achtzehnter Theil: Dritter Band, Bu^tzow 1765.

[Mantzel, Ernst Johann Friedrich]: Bu^tzowsche Ruhestunden, gesucht, in Mecklenburgschen, vielentheils, bisher noch ungedruckten zur Geschichte und Rechtsgelahrtheit vornehmlich geho^rigen Sachen. Zwanzigster Theil, Bu^tzow 1765.

[Mantzel, Ernst Johann Friedrich]: Bu^tzowsche Ruhestunden, gesucht, in Mecklenburgschen, vielentheils, bisher noch ungedruckten zur Geschichte und Rechtsgelahrtheit vornehmlich geho^rigen Sachen. Vier und zwanzigster Theil: Vierter Band, Bu^tzow 1766.

[Mantzel, Ernst Johann Friedrich]: Bu^tzowsche Ruhestunden, gesucht, in Mecklenburgschen, vielentheils, bisher noch ungedruckten zur Geschichte und Rechtsgelahrtheit vornehmlich geho^rigen Sachen. Fuⁿf und zwanzigster Theil, Bu^tzow 1766.

Mantzel, Ernst Johann Friedrich: Dissertatio, continens, idiotici, Mecklenb^vrgensis, ivridico-pragmatici, specimen primum [...], defendit, Hans Carl Larson, Rostock 1757 (nochmals abgedruckt, aber für diese Arbeit nicht verwendet, in: [Mantzel, Ernst Johann Friedrich]: Bu^tzowsche Ruhestunden, gesucht, in Mecklenburgschen, vielentheils, bisher noch ungedruckten zur Geschichte und Rechtsgelahrtheit vornehmlich geho^rigen Sachen. Zehnter Theil, Bu^tzow 1764, S. 4 – 61).

Niemann, Theophilus: Specimen inavgvrale physico-medicvm, sistens prodromvm - idiotici Mecklenb^vrgensis cvm medicamentorvm domesticorvm indice, pro impetrando in academia Rostochiensi gradv doctoris exhibet Theophilus Niemann Hildesienis, Rostock 1798.

P. u. P. z. P.: Fortgesetztes Verzeichniß derjenigen plattdeutschen Wo^rter, welche auch in der englischen Sprache anzutreffen sind, in: Monatsschrift von und fu^r Mecklenburg. Dritter Jahrgang. 1^{tes} Stu^cck, Schwerin Januar 1790, Sp. 51 – 58.

P. u. P. z. P.: Nachtrag zum Verzeichniß derjenigen plattdeutschen Wo^rter, welche auch im Englischen angetroffen werden, in: Monatsschrift von und fu^r Mecklenburg. Dritter Jahrgang. 10^{tes} Stu^cck, Schwerin October 1790, Sp. 691 – 698.

Raupach, Bernhard: *De linguae Saxoniae inferioris neglectu atque contemptu injusto. Von unbilliger Verachtung der Plat-Teutschen Sprache 1704.* Übersetzung: Sievert Graf Wedel. Bearbeitung Wolfgang Lindow, Leer 1984.

Richey, Michael: *Idioticon Hambvrgenese oder Woörter-Buch, Zur Erkläung der eigenen, in und uem Hamburg gebrauchlichen Nieder-Saächsichen Mund-Art. Jetzo vermehret, und mit Anmerkungen und Zusätzen Zweener berühmten Männer, nebst einem Vierfachen Anhang, Hamburg 1755.*

S... [Siemssen?]: *Einige Bemerkungen über die genaue und ausschließliche Verwandtschaft unserer plattdeutschen Mecklenburgischen Sprache mit der Englischen, zur Erläuterung einiger plattdeutschen Wörter, welche aus keiner andern als der englischen Sprache zu erklären stehen, in: Monatsschrift von und für Mecklenburg. Zweyter Jahrgang. 11tes Stück, Schwerin November 1789, Sp. 1043 – 1050.*

Siemssen, A[dolph]. C[hristian].: *Beitrag zur Naturkunde Mecklenburgs, in: Monatsschrift von und für Mecklenburg. Dritter Jahrgang. 10tes Stück. Schwerin October 1790, Sp. 623 – 636.*

Siemssen, A[dolph]. C[hristian].: *Beitrag zur Naturkunde Mecklenburgs, in: Monatsschrift von und für Mecklenburg. Dritter Jahrgang. 12tes Stück. Schwerin December 1790, Sp. 815 – 832.*

Siemssen, M. Adolph Christian: *Die Fische Meklenburgs. Zum Behuf vaterländisch-akademischer Vorlesungen systematisch verzeichnet, Leipzig, Rostock 1794.*

Siemssen, M. Adolph Christian: *Handbuch zur systematischen Kenntniß der Meklenburgischen Land- und Wasservögel, Leipzig, Rostock 1794.*

Versuch eines bremisch-niedersächsischen Wörterbuchs, [...]: *herausgegeben von der bremischen deutschen Gesellschaft. I [sic] Theil. A – F, Bremen 1767.*

Versuch eines bremisch-niedersächsischen Wörterbuchs, [...]: *herausgegeben von der bremischen deutschen Gesellschaft. III. Theil. L – R, Bremen 1768.*

2.3 Niederdeutsche Wörterbücher und Wortsammlungen ab 1800

Bremer, Otto: *Regeln für die plattdeutsche Rechtschreibung nebst Textprobe und Wörterverzeichnis, mit Unterstützung des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung herausgegeben von Professor Dr. Otto Bremer. Beilage zum Korrespondenz-Blatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, Halle 1914.*

Brinckmann, Werner: *Wecker weit dat noch? Würderbauk von Planten un Diere, Rostock 2009.*

Danneil, Johann Friedrich: *Wörterbuch der altmärkisch-plattdeutschen Mundart, Salzwedel 1859.*

Fehrs-Gilde Verein zur Förderung des Niederdeutschen (Hrsg.): *der neue SASS [sic]. Plattdeutsches Wörterbuch. Plattdeutsch-Hochdeutsch. Hochdeutsch-Plattdeutsch. Plattdeutsche Rechtschreibung, 3. Aufl. Neumünster 2004.*

Frehse, Fr[iedrich].: *Wörterbuch zu Fritz Reuter's sämtlichen Werken, Ludwigslust, Rostock, Wismar 1867.*

Giese, Klaus: *Plattdeutsche Pflanzennamen aus Ostmecklenburg, in: Wagner, Annalise (Hrsg.): Unterhaltsame Volkskunde, Neustrelitz 1971 (Schriftenreihe des Karbe-Wagner-Archivs, Heft 8), S. 33 – 43.*

Giese, Klaus: *Plattdeutsche Tiernamen aus Ostmecklenburg, in: Wagner, Annalise (Hrsg.): Unterhaltsame Volkskunde, Neustrelitz 1971 (Schriftenreihe des Karbe-Wagner-Archivs, Heft 8), S. 14 – 30.*

Gillhoff, J[ohannes].: *Mecklenburgische Idiotismen, in: Sechzehnter Bericht über die städtischen Mittel- und Elementar-Schulen der Vorderstadt Parchim. Ostern 1889, Parchim 1889, S. 1 – 10.*

Gilow, Ch[ristian].: De Diéré, as man to seggt un wat's seggen, Anclam 1871.

Gundlach, Jürgen: Von Aant bis Zäg'. Plattdeutsche Wörter und Wendungen, 2. Aufl. Leipzig 1984.

Hamburgisches Wörterbuch. Auf Grund der Vorarbeiten von Christoph Walther und Agathe Lasch herausgegeben von Hans Kuhn und Ulrich Pretzel †. fortgeführt von Jürgen Meier und Dieter Möhn. bearbeitet von Käthe Scheel und Jürgen Meier. Erster Band. Lieferungen 1–8. A – E, Neumünster 1985.

Hamburgisches Wörterbuch. Auf Grund der Vorarbeiten von Christoph Walther und Agathe Lasch herausgegeben von Beate Henning und Jürgen Meier. bearbeitet von Beate Henning, Jürgen Meier und Jürgen Ruge. Dritter Band. Lieferungen 19–23. L – R, Neumünster 2004.

Herrmann-Winter, Renate: Neues hochdeutsch-plattdeutsches Wörterbuch für den mecklenburgisch-vorpommerschen Sprachraum. Sinngleiche und sinnähnliche Wörter. Phrasen und Redensarten, 2. Aufl. Rostock 2003.

Herrmann-Winter, Renate: Plattdeutsch-hochdeutsches Wörterbuch für den mecklenburgisch-vorpommerschen Sprachraum, 5. Aufl. Rostock 2005.

Kück, Eduard: Lüneburger Wörterbuch. Wortschatz der Lüneburger Heide und ihrer Randgebiete, seit 1900 zusammen mit vielen Mitarbeitern gesammelt und sprachwissenschaftlich sowie volkskundlich erläutert. Erster Band. A bis H, Neumünster 1942.

Kück, Eduard: Lüneburger Wörterbuch. Wortschatz der Lüneburger Heide und ihrer Randgebiete, seit 1900 zusammen mit vielen Mitarbeitern gesammelt und sprachwissenschaftlich sowie volkskundlich erläutert. Zweiter Band. I - R, Neumünster 1962.

Mensing, Otto (Hrsg.): Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch (Volksausgabe). Erster Band. A bis E, Neumünster 1927, Sp. 706 f.

Mensing, Otto (Hrsg.): Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch (Volksausgabe). Dritter Band. K bis P, Neumünster 1931.

Mi [= Sibeth, Friedrich Georg]: Wörterbuch der Mecklenburgisch-Vorpommerschen Mundart, Leipzig 1876 (als Sibeth zitiert).

Müller, Carl Friedrich: Reuter-Lexikon. Der plattdeutsche Schatz in Fritz Reuters Schriften, Leipzig [1904].

Prowatke, Christa: Plattdeutsches Wörterverzeichnis, Rostock 1996.

Schiller, Karl: Zum Thier- und Kräuterbuche des mecklenburgischen Volkes, Schwerin 1861.

Schiller, Karl: Zum Thier- und Kräuterbuche des mecklenburgischen Volkes. Zweites Heft, Schwerin 1861.

Schiller, Karl: Zum Thier- und Kräuterbuche des mecklenburgischen Volkes. Drittes Heft, Schwerin 1864.

Schumann, Colmar: Der Wortschatz von Lübeck. Probe planmäßiger Durchforschung eines mundartlichen Sprachgebietes, Straßburg 1907 (= Zeitschrift für Mundartforschung, Beiheft zum neunten Band).

Teuchert, Hermann; Wossidlo, Richard: Mecklenburgisches Wörterbuch. 1. Band. A bis Brot, Neumünster 1942 (Unveränderter, verkleinerter Nachdruck Neumünster 1996).

Teuchert, Hermann; Wossidlo, Richard: Mecklenburgisches Wörterbuch. 2. Band. Brotäter bis Fuusttappen, Berlin, Neumünster 1957 (Unveränderter, verkleinerter Nachdruck Neumünster 1996).

Teuchert, Hermann; Wossidlo, Richard: Mecklenburgisches Wörterbuch. 3. Band. G bis jüütsch, Berlin, Neumünster 1961 (Unveränderter, verkleinerter Nachdruck Neumünster 1996).

Teuchert, Hermann; Wossidlo, Richard: Mecklenburgisches Wörterbuch. 4. Band. K bis M. Unter Mitarbeit von Katharina von Hagenow †, Paul Zuck †, Jürgen Gundlach, Walter Ihrke und Eva-Sophie Dahl, Berlin, Neumünster 1965 (Unveränderter, verkleinerter Nachdruck Neumünster 1996).

Teuchert, Hermann; Wossidlo, Richard: Mecklenburgisches Wörterbuch. 5. Band. N bis schawwig. Unter Mitarbeit von Jürgen Gundlach, Walter Ihrke und Eva-Sophie Dahl, Berlin, Neumünster 1970 (Unveränderter, verkleinerter Nachdruck Neumünster 1996).

Teuchert, Hermann; Wossidlo, Richard: Mecklenburgisches Wörterbuch. 6. Band. sche bis sy. Bearbeitet unter der Leitung von Jürgen Gundlach unter Mitarbeit von Eva-Sophie Dahl, Christian Rothe und Erika Krackow, Berlin, Neumünster 1976 (Unveränderter, verkleinerter Nachdruck Neumünster 1996).

Teuchert, Hermann; Wossidlo, Richard: Mecklenburgisches Wörterbuch. 7. Band. T bis Zypreß. Bearbeitet unter der Leitung von Jürgen Gundlach unter Mitarbeit von Eva-Sophie Dahl †, Christian Rothe, Erika Krackow und Walter Ihrke †, Berlin, Neumünster 1992 (Unveränderter, verkleinerter Nachdruck Neumünster 1996).

Teuchert, Hermann; Wossidlo, Richard: Mecklenburgisches Wörterbuch. Nachtrag und Index. Bearbeitet unter der Leitung von Christian Rothe unter der Mitarbeit von Eva-Sophie Dahl †, Liesel Eschenburg und Ingrid Beckmann, Neumünster 1998.

2. 4 Sonstige Wörterbücher

Adelung, Johann Christoph: Grammatisch-kritisches Woörterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen. Mit D. W. Soltau's Beytraegen, revidirt und berichtigt von Franz Xaver Schoenberger. Erster Theil, von A–E, Wien 1811.

Adelung, Johann Christoph: Grammatisch-kritisches Woörterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen. Mit D. W. Soltau's Beytraegen, revidirt und berichtigt von Franz Xaver Schoenberger. Zweyter Theil, von F–L, Wien 1811.

Adelung, Johann Christoph: Grammatisch-kritisches Woörterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen. Mit D. W. Soltau's Beytraegen, revidirt und berichtigt von Franz Xaver Schoenberger. Vierter Theil, von Seb–Z, Wien 1811.

Benecke, Georg Friedrich; Müller, Wilhelm; Zarncke, Friedrich: Mittelhochdeutsches Wörterbuch. Erster Band A – L, Leipzig 1854.

Der Große Duden. Wörterbuch und Leitfaden der Deutschen Rechtschreibung, 16. Aufl. Leipzig 1969.

Der Große Duden. Wörterbuch und Leitfaden der Deutschen Rechtschreibung, 25. Aufl. Leipzig 1984.

Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in acht Bänden. Herausgegeben und bearbeitet vom Wissenschaftlichen Rat und den Mitarbeitern der Dudenredaktion unter Leitung von Günther Drosdowski. Band 2: Bin–Far, 2. Aufl. Mannheim [u. a.] 1993.

Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in acht Bänden. Herausgegeben und bearbeitet vom Wissenschaftlichen Rat und den Mitarbeitern der Dudenredaktion unter Leitung von Günther Drosdowski. Band 3: Fas–Hev, 2. Aufl. Mannheim [u. a.] 1993.

Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in acht Bänden. Herausgegeben und bearbeitet vom Wissenschaftlichen Rat und den Mitarbeitern der Dudenredaktion unter Leitung von Günther Drosdowski. Band 5: Leg–Row, 2. Aufl. Mannheim [u. a.] 1994.

Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in acht Bänden. Herausgegeben und bearbeitet vom Wissenschaftlichen Rat und den Mitarbeitern der Dudenredaktion unter Leitung von Günther Drosdowski. Band 6: Poz–Sik, 2. Aufl. Mannheim [u. a.] 1994.

Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in acht Bänden. Herausgegeben und bearbeitet vom Wissenschaftlichen Rat und den Mitarbeitern der Dudenredaktion unter Leitung von Günther Drosdowski. Band 8: Uri–Zz, 2. Aufl. Mannheim [u. a.] 1995.

Grimm, Jakob; Grimm, Wilhelm: Deutsches Wörterbuch, Bd. 3, Leipzig 1862.

Grimm, Jakob; Grimm, Wilhelm: Deutsches Wörterbuch, Bd. 4, Abt. 1, Leipzig 1878.

Grimm, Jakob; Grimm, Wilhelm: Deutsches Wörterbuch, Bd. 4, Abt. 1, Teil 2, Leipzig 1897.

Grimm, Jakob; Grimm, Wilhelm: Deutsches Wörterbuch, Bd. 5, Leipzig 1873.

Grimm, Jakob; Grimm, Wilhelm: Deutsches Wörterbuch, Bd. 10, Abt. 2, Teil 2, Berlin, Leipzig 1960.

Grimm, Jakob; Grimm, Wilhelm: Deutsches Wörterbuch, Bd. 13, Leipzig 1922.

Grimm, Jakob; Grimm, Wilhelm: Deutsches Wörterbuch, Bd. 16, Leipzig 1954.

Pfeifer, Wolfgang: Etymologisches Wörterbuch des Deutschen, 5. Aufl. München 2000.

Vrijs, M. de; te Winkel, L. A.: Woordenboek der Nederlandsche Taal. Eerste Deel. A – Ajuin, 's-Gravenhage [u. a.] 1882.

3. Grammatiken

Buscha, Joachim; Helbig, Gerhard: Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht, Berlin u. a. 2001.

Drosdowski, Günther (Hrsg.): Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache, 4. Aufl. Mannheim u. a. 1984 (= Duden Bd. 4).

Gilow, Chr[istian].: Leitfaden zur plattdeutschen Sprache, mit besonderer Berücksichtigung der südwestlich-vorpommerschen Mundart, Anclam 1868.

Grimm, Jacob: Deutsche Grammatik. Dritter Theil. Neuer vermehrter Abdruck. Besorgt durch Gustav Roethe und Edward Schröder, Gütersloh 1890.

Lasch, Agathe: Mittelniederdeutsche Grammatik, Halle a. S. 1914 (= Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte. Herausgegeben von Wilhelm Braune. IX. Mittelniederdeutsche Grammatik).

Lindow, Wolfgang [u. a.]: Niederdeutsche Grammatik, Leer 1998.

Mussaeus, J[ohann].: Versuch einer plattdeutschen Sprachlehre, mit besonderer Berücksichtigung der mecklenburgischen Mundart, Neu-Brandenburg, Neu-Strelitz 1829.

Nerger, Karl: Grammatik des mecklenburgischen Dialektes älterer und neuerer Zeit. Laut- und Flexionslehre, Leipzig 1869.

Paul, Hermann [u. a.]: Mittelhochdeutsche Grammatik, 24. Aufl. Tübingen 1998.

Ritter, J[ohann]. G[ottfried]. C[hristian].: Grammatik der mecklenburgisch-plattdeutschen Mundart, Rostock, Schwerin 1832.

Sommerfeldt, Karl-Ernst; Starke, Günther: Einführung in die Grammatik der deutschen Gegenwartssprache, 3. Aufl. Tübingen 1998.

Weinhold, Karl: Mittelhochdeutsche Grammatik. Zweite Ausgabe Paderborn 1883.

Wigger, F[riedrich].: Hochdeutsche Grammatik, mit Rücksicht auf die plattdeutsche Mundart zunächst für mecklenburgische Schulen bearbeitet, Schwerin 1859.

Wiggers, Julius: Grammatik der plattdeutschen Sprache. In Grundlage der Mecklenburgisch-Vorpommerschen Mundart, Hamburg 1858.

Wissenschaftlicher Rat der Dudenredaktion (Hrsg.): Duden. Richtiges und gutes Deutsch, 4. Aufl. Mannheim u. a. 1997 (= Duden Bd. 9).

4. Überblicksdarstellungen, Einführungen

Bußmann, Hadumod (Hrsg.): Lexikon der Sprachwissenschaft, 3. Aufl. Stuttgart, 2002.

Foerste, William: Geschichte der niederdeutschen Mundarten, in: Stammer, Wolfgang (Hrsg.): Deutsche Philologie im Aufriß, Bd. 1, 2. Aufl. Berlin 1978, Sp. 1729 – 1898, speziell zum Mecklenburgisch-Vorpommerschen, Sp. 1874 – 1878.

Gernentz, Hans Joachim: Niederdeutsch - gestern und heute. Beiträge zur Sprachsituation in den Nordbezirken der Deutschen Demokratischen Republik in Geschichte und Gegenwart, Rostock 1980.

Grimm, Jacob: Geschichte der deutschen Sprache. Erster Band, 2. Aufl. Leipzig 1853.

Jellinghaus, Hermann: Zur Einteilung der niederdeutschen Mundarten. Ein Versuch, Kiel 1884.

König, Walter: dtv-Atlas Deutsche Sprache, 15. Aufl. München 2005.

Macha, Jürgen; Niebaum, Hermann: Einführung in die Dialektologie des Deutschen, 2. Aufl. Tübingen 2006.

Sanders, Willy: Sachsensprache, Hanesprache, Plattdeutsch. Sprachgeschichtliche Grundzüge des Niederdeutschen, Göttingen 1982.

Schmidt, Wilhelm: Geschichte der Deutschen Sprache. Ein Lehrbuch für das germanistische Studium. Erarbeitet unter der Leitung von Helmut Langner und Norbert Richard Wolf, 9. Aufl. Stuttgart 2004.

Schröder, Ingrid: Niederdeutsch in der Gegenwart. Sprachgebiet – Grammatisches – Binnen-differenzierung, in: Stellmacher, Dieter (Hrsg.): Niederdeutsche Sprache und Literatur der Gegenwart, Hildesheim, New York, Zürich 2004, S. 35 – 97.

Sonderegger, Stefan: Althochdeutsche Sprache und Literatur, 3. Aufl. Berlin, New York 2003.

Stellmacher, Dieter: Niederdeutsche Sprache, 2. überarbeitete Auflage, Berlin 2000.

Weddige, Hilbert: Mittelhochdeutsch. Eine Einführung, 4. Aufl. München 2001, S. 169.

5. Arbeiten zur Dialektgeographie

Beckmann, Paul: Der Lautstand der Rostocker Mundart auf historischer Grundlage, in: Teuthonista 4 (1927/28), S. 125 – 130.

Beckmann, Paul: Die Weiterentwicklung der Mecklenburger Mundart nach dem Tode Fritz Reuters, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Rostock. 4. Jahrgang 1954/55. Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe. Heft 2, S. 129 – 133.

Blume, Rudolf: Wortgeographie des Landes Stargard, in: Teuthonista 9 (1933), S. 1 – 33, S. 65 – 89, S. 129 – 143, S. 193 – 207.

Buddin, Fr[itz].: Der mecklenburgische Sprachraum. Von H. Teuchert, in: Mitteilungen des Heimatbundes für das Fürstentum Ratzeburg. Herausgegeben vom Schriftführer des Vereins. 11. Jahrgang. Nr. 3, Schönberg August 1929, S. 44 f.

Dittmar, Lisa: Beiträge zur gegenwärtigen Sprachsituation auf dem Fischland und dem Darß, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Rostock. 11. Jahrgang 1962. Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe. Heft 3, S. 313 – 318.

Gundlach, Jürgen: Plattdeutsch in Mecklenburg heute. Bericht über die Tonbandaufnahmen der mecklenburgischen Mundart 1962/63, in: Rostocker Beiträge. Regionalgeschichtliches Jahrbuch der mecklenburgischen Seestädte. Band 1: 1966, Rostock 1967, S. 173 - 194.

Holst, Clara: Zur Aussprache in Fritz Reuters Heimat, in: NdJb 33 (1907), S. 143 – 158.

Holsten, Robert: Sprachgrenzen im pommerschen Plattdeutsch. Mit einer Karte, Leipzig 1928 (= Form und Geist. Arbeiten zur germanischen Philologie. Unter Mitwirkung von B. Markwardt, P. Merker und W. Stammer. Herausgegeben von Lutz Mackensen. Heft 8).

Jacobs, Hugo: Dialektgeographie Südmecklenburgs zwischen Lübz und Hagenow, in: Teuthonista 2 (1925/26), S. 46 – 55; S. 107 – 133 sowie Teuthonista 3 (1926/27), S. 119 – 152; S. 241 – 262.

Kolz, Willy: Das Lautsystem der haupttonigen Silben des Westmecklenburgischen Dialekts. Inaugural-Dissertation der hohen philosophischen Fakultät der Großherzoglichen Universität Rostock zur Erlangung der philosophischen Doktorwürde, Schönberg 1914.

Kruse, Erich: Dialektgeographie von Südmecklenburg und den angrenzenden Elbmarschen Brandenburgs und Hannovers. Auszug aus der Inaugural-Dissertation der Philosophischen Fakultät zu Rostock, Halle (Saale) 1923.

Mackel, E[mil]. : Die Mundart der Prignitz, in: NdJb 33 (1907), S. 73 – 105.

Rösler, Irmtraud: Landesgrenze = Sprachgrenze? Das Niederdeutsche im Dömitzer Raum im Vergleich zu seinen Nachbarn, in: Museum Festung Dömitz (Hrsg.): Der Festungskurier. Beiträge zur Mecklenburgischen Landes- und Regionalgeschichte vom Tag der Landesgeschichte im November 2004 in Dömitz, Bd. 5, Rostock 2005, S. 29 – 41.

Schmidt, Gerhard: Der Vokalismus der Mundart von Barth. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde der Philosophischen Fakultät der Königlichen Universität Greifswald, Greifswald 1912.

Schwartz, Wilhelm: Die volkstümlichen Namen für Kröte, Frosch und Regenwurm in Nord-Deutschland nach ihren landschaftlichen Gruppierungen (mit den einzelnen Ortsangaben), in: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. Neue Folge der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, begründet von M. Lazarus und H. Steinthal. Im Auftrage des Vereins herausgegeben von Karl Weinhold. Fünfter Jahrgang, Berlin 1895, S. 246 – 264.

Teuchert, Hermann: Beiträge zur Geschichte der mecklenburgischen Mundart, in: NdJb 82 (1959), S. 207 – 236.

Teuchert, Hermann: Der Lautstand im Südteil des Landes Stargard, in: Teuthonista 10 (1934), S. 2 – 34.

Teuchert, H[ermann].: Der mecklenburgische Sprachraum, Rostock [1929] (Sonderdruck aus dem Jahresbericht der Mecklenburgischen Landes-Universitäts-Gesellschaft).

Teuchert, Hermann: Die mecklenburgische Sprachlandschaft, in: Schulz, Ernst (Hrsg.): Mecklenburg. Ein deutsches Land im Wandel der Zeit. Im Auftrage des Mecklenburgischen Staatsministeriums herausgegeben von Dr. Ernst Schulz. Mit 368 Abbildungen sowie Karten und Plänen, 2. Aufl. Rostock 1939, S. 158 – 166.

Teuchert, H[ermann].: Die Mundart von Warthe (Uckermark), in: NdJb 33 (1907), S. 27 – 44.

Warnkross, Julius: Die Lautlehre des Wolgaster Platt. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde der Philosophischen Fakultät der Königl. Universität Greifswald, Greifswald 1912.

Wiesinger, Peter: Niederdeutsche und dravänopolabische Lautentwicklungen im Wendland und in der Altmark, in: Stellmacher, Dieter (Hrsg.): Sprachkontakte. Niederländisch, Deutsch und Slawisch östlich von Elbe und Saale, Berlin [u. a.] 2004 (= Wittenberger Beiträge zur deutschen Sprache und Kultur. Herausgegeben von Ingrid Kühn und Waltraud Timmermann, Bd. 3), S. 249 – 300.

Wrede, Ferd[inand].: Berichte über G Wenkers Sprachatlas des Deutschen Reichs IV, in: Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Litteratur XIX, Berlin 1893, S. 97 – 112.

Wrede, Ferd[inand].: Berichte über G Wenkers Sprachatlas des Deutschen Reichs VI, in: Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Litteratur XIX, Berlin 1893, S. 277 – 288.

Wrede, Ferd[inand].: Berichte über G Wenkers Sprachatlas des Deutschen Reichs XI, in: Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Litteratur XXI, Berlin 1895, S. 156 – 168.

Wrede, Ferd[inand].: Berichte über G Wenkers Sprachatlas des Deutschen Reichs XII, in: Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Litteratur XXI, Berlin 1895, S. 260 – 296.

6. Einzelaspekte

6. 1 Phonologie, Verschriftlichung

Becker, Thomas: Das Vokalsystem der deutschen Standardsprache, Berlin [u. a.] 1998.

Boll, Franz: Zur Aussprache und Rechtschreibung des Plattdeutschen, in: Archiv für Landeskunde in den Großherzogthümern Mecklenburg und Revue der Landwirthschaft. Fünfter Jahrgang, Schwerin 1855, S. 625 – 639.

Born, Karl: Die mecklenburgsche und pommersche Aussprache des Hochdeutschen mit ihren Mängeln, in: Freimuthiges Abendblatt, 15. Jg., Nr. 763, Schwerin 1833, Sp. 649 – 656.

Hoefler, Albert: Die neuniederdeutschen Lautverhältnisse, besonders Neuvorpommerns, in: Hoefler, Albert (Hrsg.): Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache. Dritter Band. Erstes und zweites Heft, Greifswald 1851, S. 375 – 396.

Kellner, Birgit: Zwischen Anlehnung und Abgrenzung. Orthographische Vereinheitlichung als Problem im Niederdeutschen, Heidelberg 2002.

Nerius, Dieter: Zur Funktion und Struktur der Schreibung des Niederdeutschen, in: Peters, Robert; Pütz, Horst P.; Weber, Ulrich (Hrsg.): Vulpis Adolatio. Festschrift für Hubertus Menke zum 60. Geburtstag, Heidelberg 2001, S. 527 – 534.

O. D. O.: Beiträge zur Ausbildung der mecklenburgisch-plattdeutschen Mundart, in: Freimuthiges Abendblatt, 9. Jg., Nr. 460, Schwerin 1827, Sp. 886 – 888.

O. D. O.: Beiträge zur Ausbildung der mecklenburgisch-plattdeutschen Mundart (Fortsetzung von No. 460 d. Bl.), in: Freimuthiges Abendblatt, 10. Jg., Nr. 471, Schwerin 1828, Sp. 38 f.

Pedd, Andreas: Besonderheiten des Mecklenburger Platt. Eine Untersuchung ausgewählter Phoneme. Hausarbeit im Rahmen der Ersten Staatsprüfung für das Lehramt an Gymnasien, Rostock 2003.

Prowatke, Christa: Zum gegenwärtigen Lautstand der niederdeutschen Mundart in der DDR. Untersuchungen von Wortmaterial aus den drei Nordbezirken unter Berücksichtigung phonologischer Erkenntnisse, Diss. masch. Rostock 1973.

Rösler, Irmtraud: Zur Verschriftlichung des Mecklenburger Platt, in: Nerius, Dieter (Hrsg.): Aktuelle Probleme der gegenwärtigen Linguistik. Schriftlinguistik - Lexikologie – Textlinguistik, Rostock 2000, S. 115 – 134 (= RBS. Rostocker Beiträge zur Sprachwissenschaft. Heft 10 [2000]).

Seelmann, Wilh[elm].: Mundartliches aus Mecklenburg, in: NdKbl 43, 3 (1930), S. 46 – 48.

Schophaus, Renate: Zur Lautentwicklung im Hiatus in den westfälischen Mundarten. Unter Mitwirkung von Robert Damme und Hans Taubken bearbeitet und herausgegeben von Hermann Niebaum, Köln, Weimar, Wien 2003.

6. 2 Morphologie, Lexik, Syntax

Ackermann, G[eorg]. C[hristian]. B[enedikt].: Ueber die Sprache des gemeinen Mannes in Meklenburg, mit Hinsicht auf Kanzelvortrag, in: Neue Monatsschrift von und fu^r Mecklenburg. Vierter Jahrgang. 1^{tes} Stu^eck. Schwerin Januar 1794, S. 25 – 31.

Anonym [Knoop?]: Volkstümliches aus der Tierwelt. 6. Die Kröte, in: Blätter für Pommersche Volkskunde. Monatsschrift für Sage und Märchen, Sitte und Brauch, Schwank und Streich, Lied, Rätsel und Sprachliches in Pommern. VII. Jahrg., Nr. 10, Stettin 1. Juli 1899, S. 152.

Appel, Heinz-Wilfried: Untersuchungen zur Syntax niederdeutscher Dialekte. Forschungsüberblick, Methodik und Ergebnisse einer Korpusanalyse, Frankfurt a. M. [u. a.] 2007.

Babucke: b. Niederdeutsche Vogelnamen im Dialekte von Mecklenburg-Strelitz, in: Mielck W[ilhelm]. H[ildemar].: 1. Die Namen der Vögel im Niederdeutschen, in: NdKbl 16, 6 (1892), S. 84.

Bachmann, Fr[iedrich].: 13. Irk (?), in: NdKbl 13, 1 (1888), S. 9.

Barz, Irmhild; Fleischer, Wolfgang: Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache. Unter Mitarbeit von Marianne Schröder, 2. Aufl. Tübingen 1995.

Baumgartner, Eugen: Materialien zur neuhochdeutschen Wortbildung. 2. Die neuhochdeutschen Adverbia auf -lings, in: Kluge, Friedrich (Hrsg.): Zeitschrift für Deutsche Wortforschung, Dritter Band, Straßburg 1902, S. 53 – 90.

Behrens, Hans: Niederdeutsche Praeteritalbildung, in: Braune, Wilhelm (Hrsg.): Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. Achtundvierzigster Band, Halle a. S. 1924, S. 145 – 222.

Bentzien, Ulrich: Wörter der modernen Technik in der mecklenburgischen Mundart, in: NdJb 87 (1964), S. 87 – 106.

Bernhardt, J[ulius].: Zur Syntax der gesprochenen Sprache. (Ein Versuch.), in: NdJb 29 (1903), S. 1 – 25.

Dahl, Eva-Sophie: Substantivische Komposita in der mecklenburgischen Mundart und in der Hochsprache – Ein Vergleich nach Bildungstypen und deren Auftreten –, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock. 27. Jahrgang 1978. Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe. Heft 1/2, S. 29 – 36.

Eggers, K[arl].: 3. Verbindung von Gegensätzen (s. III, 26, 77 ff.), in: NdKbl 3, 8 (1878), S. 86 f.

Hahn, Walther von: Fachsprachen, in: Cordes, Gerhard; Möhn, Dieter (Hrsg.): Handbuch zur niederdeutschen Sprach- und Literaturwissenschaft, Berlin 1983, S. 578 – 601.

Hoefler, Albert: Das Verbum der neuniederdeutschen Mundart Neu-Vorpommerns, in: Hoefler, A[lbert]. (Hrsg.): Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache. Erster Band, Berlin 1846, S. 379 – 392.

Hoefler, Albert: Ueber Märkische Glossare und Märkische Spracheigenthümlichkeiten, in: Märkische Forschungen. Herausgegeben von dem Vereine für Geschichte der Mark Brandenburg. 1ster Band. Berlin 1841, S. 147 – 164.

Jugler, [Johann Heinrich]: Geringer Beitrag auf die Anfrage im Januar des Journals, in: Monatsschrift von und fu^r Mecklenburg. Zweyter Jahrgang. 4^{tes} Stu^{ck}, Schwerin April 1789, S. 2 (nicht nummeriert, eigene Zählung).

Knoop, O[tto]: Die Namen der Ameise in Pommern, in: Blätter für Pommersche Volkskunde. Monatsschrift für Sage und Märchen, Sitte und Brauch, Schwank und Streich, Lied, Rätsel und Sprachliches in Pommern. IV. Jahrg., Nr. 7, Stettin 1. April 1896, S. 111.

Knoop, O[tto]: Die Namen des Regenwurmes in Pommern, in: Blätter für Pommersche Volkskunde. Monatsschrift für Sage und Märchen, Sitte und Brauch, Schwank und Streich, Lied, Rätsel und Sprachliches in Pommern. IV. Jahrg., Nr. 2, Stettin 1. November 1895, S. 29 – 31.

Krause, K[arl]. E[rnst]. H[ermann]: 5. Name des Enterichs (s. VI, 51 f.), in NdKbl 6, 8 (1881), S. 92 f.

Krause, K[arl]. E[rnst]. H[ermann]: 10. We^{ke} (s. XII, 44), in: NdKbl 13, 1 (1888), S. 6.

Krogmann, Willy: MUDDING. Die Herkunft der mecklenburgisch-vorpommerschen Bildungen auf -ing. Vortrag gehalten auf der Sitzung am 3./4. 10. 1953 in Ratzeburg, Hamburg 1953.

Kühnel, P[aul]: Die slawischen Ortsnamen in Meklenburg, in: MJB 46 (1881), S. 3 – 168.

Lasch, Agathe: Zur Deminutivbildung in der mecklenburgisch-vorpommerschen Mundart, in: NdJb 38 (1912), S. 81 – 104.

Latendorf, Friedr[ich]: 1. nich nat noch droeg (s. III, 87), in NdKbl 4, 2 (1879), S. 9 f.

Latendorf, Friedr[ich]: 9. Fülle des Ausdrucks in Verbindung von Gegensätzen, in: NdKbl 3, 7 (1878), S. 77 f.

Latendorf, Fr[iedrich]: 10. Alte Formen in Liedern und Sprüchen, in: NdKbl 12, 3 (1887), S. 44.

Latendorf, Fr[iedrich]: 10. Der Erpel im Niederdeutschen (s. VI, 38), in: NdKbl 6, 5 (1881), S. 51.

Latendorf, Friedrich: Die Endung *er* und die Partikel *oder* bei unbestimmten Zahlenangaben, in: Germania. Vierteljahreszeitschrift für deutsche Alterthumskunde. Herausgegeben von Franz Pfeifer. Neue Reihe. Erster (XIII.) Jahrgang. Wien 1868, S. 202 – 206.

Latendorf, Fr[iedrich]: Zu Zeitschrift V, 449 ff., in: Frommann, G[eorg]. Karl (Hrsg.): Die deutschen Mundarten. Vierteljahrsschrift für Dichtung, Forschung und Kritik. Sechster Jahrgang, Nördlingen 1859, S. 229 – 232.

Lierow, [Heinrich]: Beiträge zur Syntax des Verbums in der mecklenburgischen Mundart, in: Achter Jahresbericht der städtischen Realschule mit Progymnasium zu Oschatz, womit zu den am 24. März 1904 stattfindenden öffentlichen Prüfungen im Namen des Lehrerkollegiums ergebenst einladet [sic] Dr. Max Schmidt, Realschuldirektor, Oschatz 1904, S. 3 – 22.

Pieken, Heinz A.: Böten, in: NdKbl 114, 2 (2007), S. 46 – 55.

Reich, Hans H.: Sprache und Politik. Untersuchungen zu Wortschatz und Wortwahl des offiziellen Sprachgebrauchs in der DDR, München 1968.

Saltveit, Laurits: Syntax, in: Cordes, Gerhard; Möhn, Dieter (Hrsg.): Handbuch zur niederdeutschen Sprach- und Literaturwissenschaft, Berlin 1983, S. 279 – 333.

Scheel, Käthe: Untersuchungen über den Satzbau der niederdeutschen Volkssprache und Kunstprosa, Neumünster 1939.

Schröder, Edward: Papphahn. Ein mecklenburgischer Münzname, in: NdJb 33 (1907), S. 119 – 121.

Schumann, C[olmar]. Polk (XXIV, 94), in: NdKbl 25, 1/2 (1904), S. 12.

Sprenger, R[obert].: Polk, in: NdKbl 24, 6 (1903), S. 94.

Techen, Friedrich: Die Straßennamen Wismars, in: MJb 66 (1901), S. 65 – 114.

Teuchert, Hermann: Die Sprachreste der niederländischen Siedlungen des 12. Jahrhunderts. Mit Würdigung und Bibliographie des Verfassers. Besorgt von Reinhold Olesch und Ludwig Erich Schmitt, 2. Aufl. Köln Wien 1972 (= Mitteldeutsche Studien, Bd. 70).

Teuchert, Hermann: In de Wind ‚in den Wind‘, in: NdJb 54 (1928), S. 115 – 121.

Teuchert, Hermann: MUDDING ‚Mütterchen‘. Die Herkunft des mecklenburgisch-vorpommerschen *-ing*, in: Zeitschrift für Mundartforschung. XXI. Jahrgang. Heft 2, Wiesbaden 1953, S. 83 – 101.

Wossidlo, Richard: Einige beachtenswerte Wortbedeutungen im Mecklenburger Platt, in: Festschrift zur Feier des fünfzigjährigen Dienst-Jubiläums des Herrn Gymnasialdirektors Dr. Nölting herausgegeben von dem Lehrerkollegium der Grossen Stadtschule zu Wismar, Wismar 1886, S. 167 – 172.

Wrede, Ferdinand: Die Diminutiva im Deutschen, in: Wrede, Ferdinand (Hrsg.): Deutsche Dialektgeographie. Berichte und Studien über G. Wenkers Sprachatlas des Deutschen Reichs. Heft 1, Marburg 1908, S. 71 – 144.

6.3 Soziolinguistik

Dahl, Eva-Sophie: Interferenz und Alternanz – zwei Typen der Sprachschichtenmischung im Norden der Deutschen Demokratischen Republik, in: Akademie der Wissenschaften der DDR. Zentralinstitut für Sprachwissenschaft (Hrsg.): Aktuelle Probleme der sprachlichen Kommunikation. Soziolinguistische Studien zur sprachlichen Situation in der Deutschen Demokratischen Republik, Berlin 1974, S. 339 – 387.

Dost, Wolfgang: Zur Einwirkung der kommunikativen Bedingungen in der DDR auf die regionale Abgrenzung im Bereich der Umgangssprache und der Mundart, dargestellt an der Entwicklung im Raum Wittstock-Röbel, in: Akademie der Wissenschaften der DDR. Zentralinstitut für Sprachwissenschaft (Hrsg.): Linguistische Studien. Reihe A. Arbeitsberichte. 75/II. Das Niederdeutsche in Geschichte und Gegenwart, Berlin 1981, S. 121 – 127.

Gernentz, Hans Joachim: System und Verwendung der Existenzformen des Deutschen im Norden der Deutschen Demokratischen Republik, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock. XXIV. Jahrgang 1975. Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe. Heft 5, S. 385 – 393.

Herrmann-Winter, Renate: Auswirkungen der sozialistischen Produktionsweise in der Landwirtschaft auf die sprachliche Kommunikation in den Nordbezirken der Deutschen Demokratischen Republik, in: Akademie der Wissenschaften der DDR. Zentralinstitut für Sprachwissenschaft (Hrsg.): Aktuelle Probleme der sprachlichen Kommunikation. Soziolinguistische Studien zur sprachlichen Situation in der Deutschen Demokratischen Republik, Berlin 1974, S. 135 – 190.

Herrmann-Winter, Renate: Studien zur gesprochenen Sprache im Norden der DDR. Soziolinguistische Untersuchungen im Kreis Greifswald, Berlin 1979.

Isaksson Biehl, Elsa: Norderneyer Protokolle. Beobachtungen zu einer niederdeutschen Mundart im Rückgang, Stockholm 1996.

Kn[oop]., [Otto]: 29. Spott über die Mundarten einzelner Ortschaften, in: Haas, A[lfred].; Knoop, O[tto].: Blätter für Pommersche Volkskunde. Monatsschrift für Sage und Märchen, Sitte und Brauch, Schwank und Streich, Lied, Rätsel und Sprachliches in Pommern. II. Jahrg., Nr. 9, Stettin 1. Juni 1894, S. 143.

Potthast-Hubold, Elke: Dialekt und Einheitssprache im Niederdeutschen. Untersuchungen am Beispiel Schinkel, Leer 1979.

Rösler, Irmtraud: ‚Dat Land steiht för de plattdüütsche Sprak in un bringt ehr Pläg vöran.‘ Sozio-linguistische Beobachtungen zur kommunikativen Geltung des Niederdeutschen in Mecklenburg-Vorpommern, in: Rösler, Irmtraud; Sommerfeldt, Karl-Ernst (Hrsg.): Probleme der Sprache nach der Wende. Beiträge des Kolloquiums in Rostock am 16. November 1996, Bern [u. a.] 1997, S. 33 – 44.

Rösler, Irmtraud: Niederdeutsch in der Schule, in: Herrmann-Winter, Renate (Hrsg.): Heimatsprache zwischen Ausgrenzung und ideologischer Einbindung. Niederdeutsch in der DDR, Bern [u. a.] 1998, S. 257 – 269.

Stellmacher, Dieter: Wer spricht Platt? Zur Lage des Niederdeutschen heute, Leer 1987.

6. 4 Sprachgeschichte

Dahl, Eva-Sophie: Das Eindringen des Neuhochdeutschen in die Rostocker Ratskanzlei, Berlin 1960.

Dahl, Eva-Sophie: Die ‚Hellenia‘ des Friedrich August Lessen. Dichtung und Sprachdenkmal eines Mecklenburgers aus dem frühen 19. Jahrhundert, in: NdJb 87 (1964), S. 107 – 138 (nochmals abgedruckt, aber für diese Arbeit nicht verwendet, in: Lessen, Friedrich August: Hellenia. Ein Taschenbauck, Rostock 1824. Neu herausgegeben von Detlev Putzar, Rostock 2006, S. 199 – 234).

Dahl, Eva-Sophie: Niederdeutsches in der hochdeutschen Rostocker Umgangssprache des 18. Jahrhunderts, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Rostock. 7. Jahrgang 1957/58. Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe. Heft 1, S. 69 – 79.

Dietz, Johann Christian Friedrich: Ueber die mecklenburgisch-plattdeutsche Mundart in Bemerkungen zu Richey’s Dialectologia Hamburgensis, in: NdJb 20 (1894), S. 123 – 131.

Holsten, R[obert].: Zur Geschichte der vorpommerschen Mundart, in: Teuthonista 5 (1928/29), S. 77 – 79.

Lasch, Agathe: Die Mundart in den nordniedersächsischen Zwischenspielen des 17. Jahrhunderts, in: Lasch, Agathe: Ausgewählte Schriften zur niederdeutschen Philologie. Herausgegeben von Robert Peters und Timothy Sodmann, Neumünster 1979, S. 360 – 412 (Nachdruck aus: Aufsätze zur Sprach- und Literatur-Geschichte. Wilhelm Braune zum 20. Februar 1920, Dortmund 1920, S. 299 – 351).

Lasch, Agathe: Zur Chronologie von –tk– > –t(t)– in der mecklenburgisch-vorpommerschen Mundart, in: Lasch, Agathe: Ausgewählte Schriften zur niederdeutschen Philologie. Herausgegeben von Robert Peters und Timothy Sodmann, Neumünster 1979, S. 463 – 470 (Nachdruck aus: Zeitschrift für deutsche Mundarten 1912, S. 166 – 173).

Latendorf, Friedrich: Zu Lauremberg’s Scherzgedichten. Ein kritischer Beitrag zu Lappenberg’s Ausgabe. Festschrift zur Begrüßung der Rostocker Philologen-Versammlung, Rostock 1875.

Rösler, Irmtraud: Aspekte einer Sprachgeschichte des Ostniederdeutschen, in: Besch, Werner [u. a.] (Hrsg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung, Bd. 3, 2. Aufl. Berlin, New York 2003, S. 2699 – 2712.

Rösler, Irmtraud [sic]: Untersuchungen zum Eindringen des Hochdeutschen im Norden des Deutschen Sprachgebiets, in: Akademie der Wissenschaften der DDR. Zentralinstitut für Sprachwissenschaft (Hrsg.): Linguistische Studien. Reihe A. Arbeitsberichte. 75/I. Das Niederdeutsche in Geschichte und Gegenwart, Berlin 1981, S. 64 – 74.

Spiering, Irmgard: Die Sprache in der ‚Comedia von dem frommen, gottfürchtigen und gehorfüamen Ifaac‘ von Jochim Schlue, in: NdKbl 45, 1/2 (1932), S. 50 – 52.

Teuchert, Hermann: Entwurf einer mecklenburgischen Sprachgeschichte, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Rostock. 7. Jahrgang 1957/58. Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe. Heft 1, S. 87 – 92.

Teuchert, Hermann: Sprachschichten im Mecklenburgischen Wörterbuch. Zum 100. Geburtstag Richard Wossidlos am 26. Januar 1959, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Rostock. 8. Jahrgang 1958/59. Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe. Heft 1, S. 1 – 9.

6. 5 Sonstige Literatur

Asmus, [Ferdinand]: Sprachliches aus Pommern, in: Haas, A[lfred].; Knoop, O[tto].: Blätter für Pommersche Volkskunde. Monatsschrift für Sage und Märchen, Sitte und Brauch, Schwank und Streich, Lied, Rätsel und Sprachliches in Pommern. II. Jahrg., Nr. 3, Stettin 1. Dezember 1893, S. 47.

Böhmer, W[ilhelm].: Sammlung der Niederdeutschen Mundarten in Pommern, in: Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde (Hrsg.): Baltische Studien, Zweiter Jahrgang. Erstes Heft, Stettin 1833, S. 139 – 172.

Brandes, Ernst: Zur Sprache Fritz Reuters, in: Lyon, Otto (Hrsg.): Zeitschrift für den deutschen Unterricht. Begründet unter Mitwirkung von Rudolf Hildebrand. Achtzehnter Jahrgang, Berlin, Leipzig 1904, S. 488 – 501.

Bremer, Otto: Zur Geographie der deutschen Mundarten in Form einer Kritik von Wenkers Sprach-atlas des Deutschen Reichs, Leipzig 1895.

Gernentz, Hansjoachim [sic]: Über Versuche, in Westdeutschland eine ‚arteigene, bodenständige‘ niederdeutsche Ideologie zu schaffen, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Rostock. 13. Jahrgang 1964. Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe. Heft 1, S. 139 – 146.

Goossens, Jan: Niederdeutsche Sprache – Versuch einer Definition, in: Goossens Jan (Hrsg.) Niederdeutsch. Sprache und Literatur, Bd. 1: Sprache, 2. Aufl. 1983, S. 9 – 27.

Grimm, Jacob: Buch der liebe. enthaltend: 1) Tristian. 2) Fierabras. 3) Pontus. herausgegeben von dr. Büsching und dr. von der Hagen. Berlin, bei Hitzig 1809. erster band LII u. 44 s. gr. 8., in: Grimm, Jacob: Kleinere Schriften. Sechster Band. Recensionen und vermischte Aufsätze. Dritter Teil, Berlin 1882, S. 84 – 100.

Kloss, Heinz: Anwendungsbereiche der Dialekte europäischer Hochsprachen außerhalb der Primärfunktionen (Familie, Nachbarschaft, Arbeitsplatz), in: Göschel, Joachim; Ivić, Pavle; Kehr, Kurt (Hrsg.): Dialekt und Dialektologie. Ergebnisse des internationalen Symposiums ‚Zur Theorie des Dialektes‘ Marburg/Lahn, 5. – 10. September 1977, Wiesbaden 1980, S. 58 – 64.

Lesle, Ulf-Thomas: Plattdeutsch zwischen gestern und morgen: Geschichtsbeschleunigung und die Suche nach der identitas, in: Peters, Robert; Pütz, Horst P.; Weber, Ulrich (Hrsg.): Vulpis Adolatio. Festschrift für Hubertus Menke zum 60. Geburtstag, Heidelberg 2001, S. 429 – 449.

Müller, Carl Friedrich: Der Mecklenburger Volksmund in Fritz Reuters Schriften. Sammlung und Erklärung volkstümlicher Wendungen und sprichwörtlicher Redensarten im mecklenburgischen Platt, Leipzig 1901.

Müller, Carl Friedrich: Zur Sprache Fritz Reuters. Ein Beitrag zur Kenntnis der mecklenburgischen Mundart, Leipzig 1902.

Schmidt, J[ohann]. H[ermann]. Heinr[ich].: Handbuch der lateinischen und griechischen Synonymik, Leipzig 1889.

Lisch, G[eorg]. C[hristian]. F[riedrich].: Grammatik der mecklenburgisch-plattdeutschen Mundart, von J. G. C. Ritter (jetzt Hu^lfsprediger zu Wittenburg). Rostock und Schwerin, im Verlage der Stillerschen Hofbuchhandlung, 1832. 137 S. (Beschluß.), in: Freimu^tthiges Abendblatt, 15. Jg., Nr. 735, Schwerin 1833, Sp. 87 – 91.

Menke, Hubertus: *Een' Spraak is man bloots een Dialekt, de sik to Wehr setten kann*. Nachlese zur Diskussion um die Europäische Sprachenschutzcharta, in: Föllner, Ursula (Hrsg.): Niederdeutsch. Sprache und Literatur der Region, Frankfurt a. M. [u. a.], S. 9 – 33.

Menke, Hubertus: Niederdeutsch: Eigenständige Sprache oder Varietät einer Sprache?, in: Hartel, Nina; Meurer, Barbara; Schmitsdorf, Eva (Hrsg.): *Lingua Germanica. Studien zur deutschen Philologie. Jochen Splett zum 60. Geburtstag*, Berlin [u. a.] 1998, S. 171 - 184.

Seelmann, Wilhelm: Zur Brinckman-Forschung, in: *NdJb* 43 (1917), S. 1 – 48.

Teuchert, Hermann: Grammophonaufnahmen mecklenburgischer Mundarten, in: *Mecklenburg. Zeitschrift des Heimatbundes Mecklenburg. (Landesverein des Bundes Heimatschutz)*. 21. Jahrgang. Nr. 1, Schwerin März 1926, S. 24 – 28.

Wenker, G[eorg].: Herrn Bremers Kritik des Sprachatlas, in: *Der Sprachatlas des Deutschen Reichs. Dichtung und Wahrheit*, Marburg 1895, S. 3 – 30.

Wrede, Ferd[inand].: Über die richtige Interpretation der Sprachatlaskarten. Vorträge gehalten in der germanistischen Section der 43. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Köln am 26. September 1895, in: *Der Sprachatlas des Deutschen Reichs. Dichtung und Wahrheit*, Marburg 1895, S. 31 – 52.

7. Biographisches, Geschichtliches, Kulturelles

Ackermann, G[eorg]. C[hristian]. B[enedikt].: Aberglaubische Meinungen in Meklenburg gesamlet. Fortsetzung, in: *Neue Monatsschrift von und fu'r Mecklenburg. Erster Jahrgang. 9^{tes} Stu^{ck}*. Schwerin September 1792, S. 344 – 346.

Alpers, Paul: Die Niedersachsen, in: Wähler, Martin (Hrsg.): *Der deutsche Volkscharakter. Eine Wesenskunde der deutschen Volksstämme und Volksschläge*, Jena [1937], S. 25 – 42.

Anonym: Nekrolog von 1827, in: *Freimuthiges Abendblatt*, 9. Jg., Nr. 427, Schwerin 1827, Sp. 207 f.

Anonym: Notizen zur Landeskunde, in: *Archiv für Landeskunde in den Großherzogthümern Mecklenburg*. Achtzehnter Jahrgang, Schwerin 1868, S. 480 – 482.

Anonym: Ueber die niederdeutsche (plattdeutsche) Sprache. Kritische Erwiederung gegen den Aufsatz des Herrn Professors Flo^rke in der Beilage zu Nro. 321 und 322 dieser Bla^tter, in: *Freimuthiges Abendblatt*, 7. Jg., Nr. 331, Schwerin 1825, Sp. 337 – 344.

Balck, C[arl]. W[ilhelm]. A[ugust].: Domaniale Verhältnisse in Mecklenburg-Schwerin. Erster Band: Einleitung, Administrativbehörden, Grundbesitz und Landbevölkerung, Landwirthschaft. Cameralistische Abhandlung, Ludwigslust, Rostock, Wismar 1864.

Beyer, W[ilhelm]. G[ottlieb].: Die wendischen Schwerine. Ein Beitrag zur Erläuterung des slavischen Götzendienstes, in: *MJb* 32 (1867), S. 58 – 149.

Boll, Ernst: *Geschichte Meklenburgs mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte*. Erster Theil, Neubrandenburg 1855.

Brun, Hartmut: Andreas Wilke (1776 – 1814) aus Grabow, in: Madaus, Christian (Hrsg.): *Grabower Heimathefte*. Heft Nr. 11, Barsbüttel 1996, S. 29 f.

Brun, Hartmut: Ein Läuschendichter von Format. Andreas Wilke (1776 – 1814) aus Grabow, in: *Mecklenburg-Magazin. Regionalbeilage der SVZ und der NNN*. Nummer 1. 5. Januar 1996, S. 12.

Brun, Hartmut (Hrsg.): *Johannes-Gillhoff-Jahrbuch 2006*. Herausgegeben im Auftrag der Johannes-Gillhoff-Gesellschaft, Rostock [2006].

Br[üssow]., Fr[iedrich].: Vaterlaⁿdisches Nekrologium. 1832. XV. Friederich Ludwig Reinhold, in: *Freimuthiges Abendblatt*, 15. Jg., Nr. 736, Schwerin 1833, Sp. 113 – 117.

[Brüssow, Friedrich]: *Vaterländisches Nekrologium* 1841. XI. Dr. Carl Werner Reinhold, in: *Freimuthiges Abendblatt*, 24. Jg., Nr. 1236, Schwerin 1842, Sp. 715 – 718.

Der Präsident des Schleswig-Holsteinischen Landtages (Hrsg.): De Verfatun vun dat Land Sleswig-Holsteen. Die Verfassung des Landes Schleswig-Holstein. Op Plattdütsch und Hochdeutsch, Kiel 2000.

Esch, Hans; Esch, Maria: Karl-Heinz Madauß, plattdeutscher Schriftsteller, in: Gemeinde Spornitz (Hrsg.): Spornitz im Wandel der Zeiten. Aus der 700-jährigen Geschichte des großen Bauerndorfes, [Schwerin] [2000], S. 296 f.

F.: Einiges u^eber den Gebrauch, die Kinder Plattdeutsch sprechen zu lassen, in: Freimu^ethiges Abendblatt, 11. Jg., Nr. 565, Schwerin 1829, Sp. 918 f.

Flörke, [Ernst]: Einige Zeilen zur Beantwortung der Fragen: Wann ward bei uns in Kirchen, Schulen ic. die hochdeutsche Sprache eingefu^ehrt? Was ward dadurch, fu^er die Geistesbildung des gemeinen Mannes, gewonnen?, in: Freimu^ethiges Abendblatt, 4. Jg., Nr. 198, Schwerin 1822, Sp. 721 – 724.

Flörke, H[einrich]. G[ustav]: Ueber die Unvollkommenheiten der plattdeutschen Sprache, und die zu wu^enschende gaⁿzliche Verbannung dieser Mundart, wenigstens aus den Zirkeln gebildet seyn wollender Menschen; als Einleitung zu dem Vorschlage, einen hochdeutschen Verein in Mecklenburg zu errichten, in: Freimu^ethiges Abendblatt, 7. Jg., Nr. 321, Schwerin 1825, Sp. 145 – 150.

Flörke, H[einrich]. G[ustav]: Ueber die Unvollkommenheiten der plattdeutschen Sprache, und die zu wu^enschende gaⁿzliche Verbannung dieser Mundart, wenigstens aus den Zirkeln gebildet seyn wollender Menschen; ic. (Beschluß.), in: Freimu^ethiges Abendblatt, 7. Jg., Nr. 322, Schwerin 1825, Sp. 172 – 176.

Fr...nn, Ulr.: Landessprache und Gausprachen, in: Freimu^ethiges Abendblatt, 7. Jg., Nr. 360, Schwerin 1825, Sp. 849 – 854.

Fromm, L[udwig].; Struck, C.: Sympathien und andere abergläubische Curen, Lebens- und Verhaltensregeln und sonstiger angewandter Aberglaube, wie er sich noch heute im Volke findet. Ein Beitrag zur Kenntniß des mecklenburgischen Volkes, in: Archiv für Landeskunde in den Großherzogthümern Mecklenburg und Revüe der Landwirthschaft. Vierzehnter Jahrgang, Schwerin 1864, S. 497 – 561.

Graff, Fr. L.: Sitten und Gebräuche des Mecklenburger Landvolkes, in: Archiv für Landeskunde in den Großherzogthümern Mecklenburg und Revüe der Landwirthschaft. Siebenzehnter Jahrgang, Schwerin 1867, S. 439 – 460.

Grapengießer [Heinrich Joachim David]: Zwei Sprachen in Mecklenburg, ein Hinderniß der Volksbildung, in: Freimu^ethiges Abendblatt, 7. Jg., Nr. 348, Schwerin 1825, Sp. 633 – 638.

Grewolls, Grete: Wer war wer in Mecklenburg-Vorpommern? Ein Personenlexikon, Rostock [1995].

Gundlach, Jürgen: Niederdeutsch an der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin – Erfahrungen einer Außenstelle, in: Herrmann-Winter, Renate (Hrsg.): Heimatsprache zwischen Ausgrenzung und ideologischer Einbindung. Niederdeutsch in der DDR, Berlin [u. a.] 1998, S. 109 – 124.

Haas, A[lfred].: Fastnachtsbräuche in Pommern (Fortsetzung.), in: Haas, A[lfred].; Knoop, O[tto].: Blätter für Pommersche Volkskunde. Monatsschrift für Sage und Märchen, Sitte und Brauch, Schwank und Streich, Lied, Rätsel und Sprachliches in Pommern. I. Jahrg., Nr. 6, Stettin 1. März 1893, S. 85 – 88.

Landtag Mecklenburg-Vorpommern Referat Presse- und Öffentlichkeitsarbeit (Hrsg.): Verfatun von dat Land Mäkelborg-Vörpommern. Int Plattdütsche o^ewersett't von Dr. Jürgen Gundlach, Schwerin [o. J.].

Lappenberg, J[ohann]. M[artin]. (Hrsg.): Scherzgedichte von Johann Lauremberg, Stuttgart 1861.

Lisch, G[eorg]. C[hristian]. F[riedrich].: Geschichte der Comthurei Kraak und der Priorei Eixen, Johanniter-Ordens, in: MJB 1 (1836), S. 1 – 80.

Lisch, G[eorg]. C[hristian]. F[riedrich].: Ueber das spätere Kloster Zarrentin südlich bei Schwerin, in: MJB 34 (1869), S. 3 – 19.

Mackel, E[mil].: Katholisches in der niederdeutschen Mundart der Prignitz, in: NdJb 37 (1911), S. 70 – 74.

Mussäus, [Johann Jakob Nathanael]: Ueber die niedern Stände auf dem flachen Lande in Meklenburg-Schwerin, in: MJB 2 (1837), S. 107 – 140.

Mussäus, J[ohann].: Sympathien und andere Thorheiten. Ein Beitrag zur Geschichte der Menschheit, besonders des Meklenburgers, in: MJB 5 (1840), S. 101 – 119.

Piper, Otto: Aus meiner Gymnasiastenzzeit, in: Mecklenburgische Monatshefte. Zeitschrift zur Pflege heimatlicher Art und Kunst. Begründet von Johannes Gillhoff. 7. Jahrg. 2. Heft, Rostock Februar 1931, S. 71 f.

Piper, Reinhard: Otto Piper. Zu seinem 10. Todestag am 23. Februar 1931, in: Mecklenburgische Monatshefte. Zeitschrift zur Pflege heimatlicher Art und Kunst. Begründet von Johannes Gillhoff. 7. Jahrg. 2. Heft, Rostock Februar 1931, S. 67 – 70.

Pries, J[ohann]., F[riedrich].: Ueber die Nachtheile des Plattdeutschredens fu'r Personen gebildeter Sta'nde u'berhaupt, und insbesondere fu'r Studirende, in: Freimu'thiges Abendblatt, 7. Jg., Nr. 328, Schwerin 1825, Sp. 281 – 287.

Rupprecht, [Bernhard]: Der Nutzen der obligatorischen Fleischschau, in: Eulenberg, Hermann (Hrsg.): Vierteljahresschrift für gerichtliche Medicin und öffentliches Sanitätswesen. Neue Folge. XLII. Band, Berlin 1885, S. 111 – 119.

Schlüter, Ernst: Friedrich August Lessen. Ein mecklenburgischer Philhellene, in: Mecklenburg. Zeitschrift des Heimatbundes Mecklenburg. (Landesverein des Bundes Heimatschutz). 24. Jahrgang. Nr. 2, Schwerin Mai 1929, S. 71 – 75.

Schmidt, Julian: Fritz Reuter, in: Die Grenzboten. Zeitschrift für Politik und Literatur. 20. Jahrgang. I. Semester. I. Band, Leipzig 1861, S. 401 – 410.

Schröder, Carl: Mecklenburg und die Mecklenburger in der schönen Literatur, Berlin 1909 (= Mecklenburgische Geschichte in Einzeldarstellungen. Heft XI/XII).

Seelmann, W[ilhelm].: Die plattdeutsche Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts. Biobibliographische Zusammenstellung, in: NdJb 22 (1896), S. 49 – 130.

Seelmann, W[ilhelm].: Die plattdeutsche Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts. Biobibliographische Zusammenstellung, in: NdJb 28 (1902), S. 59 – 105.

Staak, Gerhard: Beiträge zur magischen Krankheitsbehandlung. Die magische Krankheitsbehandlung in der Gegenwart in Mecklenburg, Rostock 1930.

Wiese, René: Aberglaube in Mecklenburg – gestern und heute, in: Stier und Greif. Blätter zur Kultur- und Landesgeschichte in Mecklenburg-Vorpommern. 12. Jahrgang 2002, Schwerin 2002, S. 3 – 14.

Willgeroth, Gustav: Die Mecklenburg-Schwerinschen Pfarren seit dem dreißigjährigen Kriege. Mit Anmerkungen über die früheren Pastoren seit der Reformation, Wismar 1924.

<http://www.chronik-benz.de/24785/home.html> (zugegriffen am 21.8.2008)

Anhang

1. Fester Text (FT) und Sätze für das Mecklenburgische Wörterbuch (MWB-Sätze)

1. 1 Fester Text³²⁷⁸

Guten Tag! Wie geht es dir? Was macht dein Junge? Ich habe gehört, daß er sich das Bein gebrochen hat. So, er darf schon bald wieder laufen! Es muß ihm doch aber sicher sehr weh getan haben, nicht wahr? Am Sonnabend haben wir meine Schwester besucht. Sie ist auch krank gewesen. Jetzt geht es ihr schon wieder besser. Als wir gestern abend zurückkamen, da lagen die anderen schon im Bett und schliefen fest. Es war schon sehr (recht) spät. Ein schlechtes Wetter hatten wir auf dem Heimweg! Es hat geschneit. Der Schnee ist sogar diese Nacht liegen geblieben und ist erst heute morgen geschmolzen. Am Tage (tagsüber) taut es noch immer wieder. Aber es wird wohl einen harten (strengen) Winter geben dieses Jahr. Wo gehst du denn hin? Willst du nicht mit mir gehen? Die Leute sind alle draußen auf dem Anger (vor dem Dorf). Die Bauern haben Schweine, Ochsen, Kühe, Hammel, Lämmer aufgetrieben (hingebraht), die wollen sie abliefern (verkaufen). Zum Fleischer kannst du doch euer Mädchen schicken. Und bei der Frau, die euch helfen soll, bin ich gerade gewesen. Sie tat so, als hättet ihr sie gar nicht bestellt. Wir können es ihr ja dann noch einmal sagen. Ich muß auch beim Tischler vorbeigehen (vorsprechen, nachfragen), ob unser Schrank fertig ist. Der hat übrigens erzählt, dein Bruder wolle (will) in eurem Garten eine neue Scheune bauen. Nicht wahr, der redet ja oft solchen Unsinn! Der schöne Garten mit den vielen Apfelbäumen. Nun, wenn du nicht mitkommen kannst! Auf Wiedersehen!

1. 2 MWB-Sätze für die Aufnahmen 1962/63³²⁷⁹

Wörterbuchsätze I

1. Nach der Ernte war wieder mehr Korn im Scheunenfach.
 2. Die Leute sind alle auf dem Feld und mähen.
 3. Du sollst den Regenwurm nicht tot treten.
 4. Er hat ihn am Arm festgehalten.
 5. Er ist nicht zufrieden, das Papier ist ihm zu teuer.
 6. Er streicht sich mit der Hand über den Bart.
 7. Wir wollen um 10 Uhr mit vier Pferden in die Stadt fahren und den Hund mitnehmen.
 8. Der Enterich saß auf einen hohen Zaun.
 9. Das Wasser ist rein.
- (Aufnahme im Oktober 1962; die Texte wurden den Sprechern erst kurz vor der Aufnahme zum Durchlesen gegeben.)

Wörterbuchsätze Ia

1. bis 7. wie Wörterbuchsätze I
8. Der Enterich saß auf dem hohen Zaun, und die Ente legte Eier.

³²⁷⁸ Entnommen aus: Gundlach, Tonbandaufnahmen, S. 189.

³²⁷⁹ Die Sätze und Angaben wurden Gundlach, Tonbandaufnahmen, S. 189 f. entnommen.

9. Das Wasser ist sauber (rein).

10. Auf der Brache laufen Kröten und Frösche umher.

(Aufnahme im April 1963; die Sprecher erhielten die Texte zugleich mit dem FT 6 Tage vor der Aufnahme.)

Wörterbuchsätze II

1. Wir wollen erst die Kälber tränken und dann aufs Feld hinausgehn [sic] (und Kartoffeln sammeln).

2. Mein Bruder will heute das Gras mit der Sense mähen.

3. Nach der Ernte war wieder mehr Korn im Scheunenfach.

4. Du sollst erst mit dem linken Fuß auf die Leitersprosse treten.

5. Die Karre ist dem Mädchen über das Bein gefahren.

6. Der Erpel und die Gans sind in den (Zieh-)Brunnen gefallen.

7. Unser liebes Mütterchen war sehr krank gewesen.

8. 35 Ameisen waren im Honigglas ertrunken.

9. Weiter soll ich nun nichts sprechen.

(Aufnahme im November 1962; die Texte wurden den Sprechern erst kurz vor der Aufnahme zum Durchlesen gegeben; einige Wörter wie „Ziehbrunnen“, „Erpel“ und „Ameise“ habe ich vorher von ihnen erfragt.)

Wörterbuchsätze IIa

1. bis 3. wie Wörterbuchsätze II

4. Er muß erst mit dem linken Fuß auf der Leitersprosse treten.

5. Die Karre ist dem Mädchen über das Bein gefahren.

6. Der Erpel und die Ente waren in den (Zieh-)Brunnen gefallen.

7. Der Schneider tat uns gern den Gefallen.

8. 35 Ameisen waren im Honigglas ertrunken.

9. Das macht ihm nicht aus; schreien tut er nicht!

10. Die Kröte war größer als der Frosch.

(Aufnahme im April 1963; die Texte erhielten die Sprecher zugleich mit dem FT 6 Tage vor der Aufnahme.)

Wörterbuchsätze III

1. Nach der Ernte war wieder mehr Korn im Scheunenfach.

2. Beim Mähen mit der Sense hat er den Regenwurm durchgeschnitten.

3. Wir wollen um 10 Uhr mit vier Pferden in die Stadt fahren und den Hund mitnehmen.

4. Die Kinder liefen hinter dem Enterich her (bis zu den Schafhürden).

5. Sie stellten das Bier und den Fisch auf den Tisch.

6. Er hat dem Eber ein Ohr abgeschnitten.

7. Die Leute haben das Feld vom Hederich rein gemacht.

8. Wir wollen erst das Vieh tränken und nachher Kartoffeln sammeln.

9. Da saßen immer mehr Krähen im Heu.

(Aufnahme im Dezember 1962; die Texte wurden den Sprechern erst kurz vor der Aufnahme zum Durchlesen gegeben; einige Wörter wie „Eber“ und „Enterich“ habe ich öfters vorher von ihnen erfragt. Auf den zweiten Teil von Satz 4 habe ich in einigen Dörfern verzichtet, weil die Sache und somit auch der Fachausdruck nicht mehr vertraut waren.)

Wörterbuchsätze IIIa

1. bis 9. wie Wörterbuchsätze III

10. Auf der Brache laufen Kröten und Frösche umher.

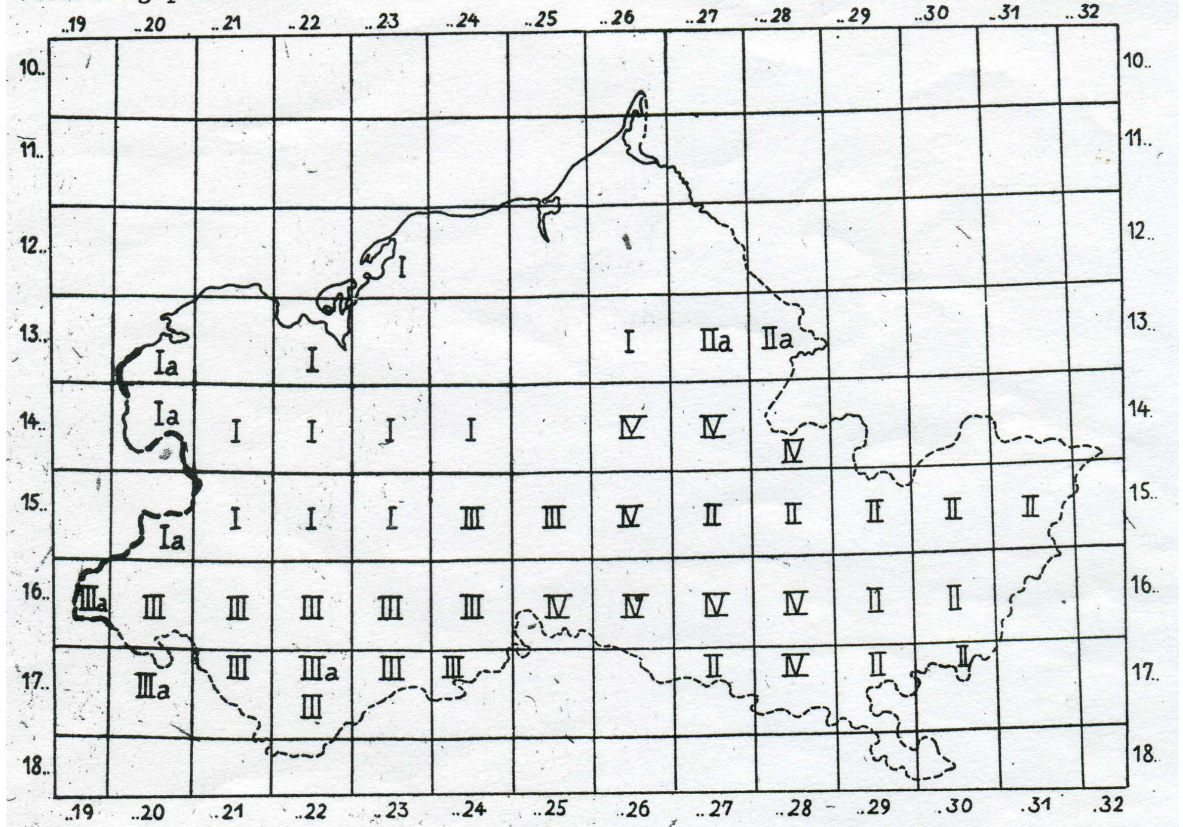
(Aufnahme im April 1963; die Sprecher erhielten die Texte zugleich mit dem FT 6 Tage vor der Aufnahme.)

Wörterbuchsätze IV

1. bis 10. wie Wörterbuchsätze IIa

(Aufnahme im März 1963; mit Ausnahme von Peetsch, wo ich die Texte den Sprechern erst kurz vor der Aufnahme gegeben habe, wurden die Wörterbuchsätze zugleich mit dem FT den Sprechern 6 Tage vor der Aufnahme ausgehändigt.)

Verteilungsplan der Wörterbuchsätze



Die Karte wurde entnommen aus: Gundlach, Tonbandaufnahmen, S. 191.

1.3 MWB-Sätze für die Aufnahmen 2005 – 2009

Wörterbuchsätze für Bützow

Die Sprecherin musste den FT und die MWB-Sätze spontan übersetzen (Aufnahme am 20. 4. 2009). Es wurden die Wörterbuchsätze III und folgende Sätze abgefragt:

10. Die Ente legte Eier.
11. Das Wasser ist rein.
12. Auf der Brache laufen Kröten und Frösche umher.
13. Unser liebes Mütterchen war sehr krank gewesen.
14. Er muß erst mit dem linken Fuß auf die Leitersprosse treten.
15. 35 Ameisen waren im Honigglas ertrunken.
16. Wir fahren mit vier Kühen ins Heu.

17. Eine Ente und vierzehn Gänse sind in den Brunnen gefallen.
18. Ihr wollt am 24. Mai noch Futterrüben säen?

Wörterbuchsätze für Demen

Die ersten vier Probanden mussten die Wörterbuchsätze III übersetzen, wobei sie ihnen mit dem FT eine Woche vor der Aufnahme ausgehändigt wurden. Sprecher eins und vier wurden am 18. 2. 2005 aufgezeichnet, zwei und drei am 2. 3. 2005. Dabei haben sie zunächst die Sätze schriftlich ausformuliert und dann vorgetragen. Faksimiles dieser Übertragungen finden sich auf dem beigegeführten zweiten Datenträger. Die älteste aufgezeichnete Person (Sprecher eins, eine Frau) musste folgende Sätze zusätzlich spontan übersetzen:

10. Die Enten sitzen auf dem hohen Zaun.
11. Das Wasser ist rein.
12. Das musste er nicht tun.
13. Du musst den Hund festhalten.

Dem letzten und zugleich zweitältesten Probanden (Sprecher fünf) wurden FT und die Wörterbuchsätze III vorgelesen, und er musste sie spontan übersetzen. Überdies wurden aber noch folgende Sätze abgefragt (Aufnahme am 7. 1. 2008):

10. Die Ente legte Eier.
11. Das Wasser ist rein.
12. Auf der Brache laufen Kröten und Frösche umher.
13. Unser liebes Mütterchen war sehr krank gewesen.
14. Er muss erst mit dem linken Fuß auf die Leitersprosse treten.
15. 35 Ameisen waren im Honigglas ertrunken.

Wörterbuchsätze für Kossebade

Es existieren mehrere Aufnahmen. Beide Sprecherinnen mussten die Wörterbuchsätze III übersetzen, wobei sie ihnen mit dem FT eine Woche vor der Aufnahme, die am 9. 1. 2005 stattfand, ausgehändigt wurden. Dabei haben sie zunächst die Sätze schriftlich ausformuliert und dann vorgetragen. Faksimiles dieser Übertragungen finden sich auf dem beigegeführten zweiten Datenträger.

Der zweiten Probandin wurden später jedoch noch weitere Sätze vorgelesen, die sie spontan übersetzen musste (Aufnahme am 10. 6. 2007):

1. Wir wollen erst die Kälber tränken und dann aufs Feld hinausgehn (und Kartoffeln sammeln).
2. Mein Bruder will heute das Gras mit der Sense mähen.
3. Nach der Ernte war wieder mehr Korn im Scheunenfach.
4. Er muss erst mit dem linken Fuß auf die Leitersprosse treten.
5. Die Karre ist dem Mädchen über das Bein gefahren.
6. Der Erpel und die Gans sind in den (Zieh-)Brunnen gefallen.
7. Unser liebes Mütterchen war sehr krank gewesen.
8. 35 Ameisen waren im Honigglas ertrunken.
9. Der Schneider tat uns gern den Gefallen.
10. Das macht ihm nicht aus; schreien tut er nicht!
11. Die Kröte war größer als der Frosch.

Wörterbuchsätze für Rastow

Der Sprecher musste den FT und die Wörterbuchsätze III und folgende Sätze spontan übersetzen:

11. Das Wasser ist rein.
12. Auf der Brache laufen Kröten und Frösche umher.
13. Unser liebes Mütterchen war sehr krank gewesen.
14. Er muss erst mit dem linken Fuß auf die Leitersprosse treten.
15. 35 Ameisen waren im Honigglas ertrunken.
16. Die Enten und Gänse sind in den (Zieh-)Brunnen gefallen.

Wörterbuchsätze für Rostock

Die beiden Probanden erhielten den FT und die MWB-Sätze eine Woche vor der Aufnahme. Sie machten sich jedoch keine Notizen. Neben den Wörterbuchsätzen III mussten sie folgende Sätze übersetzen, wobei die letzten beiden mündlich abgefragt worden sind (Aufnahme am 30. 7. 2007):

10. Die Ente legte Eier.
11. Das Wasser ist rein.
12. Auf der Brache laufen Kröten und Frösche umher.
13. Unser liebes Mütterchen war sehr krank gewesen.
14. Er muss erst mit dem linken Fuß auf die Leitersprosse treten.
15. 35 Ameisen waren im Honigglas ertrunken.
16. Der Eimer steht im (Geräte-)Schuppen.
17. Die Ente und die Gans sind in den Brunnen gefallen.

Wörterbuchsätze für Sukow (Banzkow)

Sprecher eins und zwei haben den FT und die MWB-Sätze (Wörterbuchsätze III) spontan übersetzt. Zusätzlich wurden noch folgende abgefragt (Aufnahme am 28. 1. 2008):

11. Das Wasser ist rein.
12. Auf der Brache laufen Kröten und Frösche umher.
13. Unser liebes Mütterchen war sehr krank gewesen.
14. Er muss erst mit dem linken Fuß auf die Leitersprosse treten.
15. 35 Ameisen waren im Honigglas ertrunken.
16. Die Enten und Gänse sind in den (Zieh-)Brunnen gefallen.

Wörterbuchsätze für Tramm

Beide Sprecher haben den FT und MWB-Sätze übersetzt (Aufnahme am 15. 2. 2008 und 18. 2. 2008). Es wurden dieselben Sätze abgefragt wie bei der Bützowerin.

Wörterbuchsätze für Wismar

Der Sprecher hat den FT und die MWB-Sätze spontan übersetzt (Aufnahme am 14. 3. 2008). Es wurden dieselben Sätze wie bei der Bützowerin abgefragt.

Wörterbuchsätze für Schlutup

Dem Sprecher wurden der FT und die MWB-Sätze ein paar Wochen vorher gegeben, doch konnte er sie nur sehr schlecht lesen. Daher wurden sie ihm während der Aufnahme am 4. 12. 2007 vorgelesen und er übertrug sie spontan. Es handelte sich dabei um die Wörterbuchsätze III und folgende Sätze:

10. Die Ente legte Eier.
11. Das Wasser ist rein.
12. Auf der Brache laufen Kröten und Frösche umher.
13. Unser liebes Mütterchen war sehr krank gewesen.
14. Er muss erst mit dem linken Fuß auf die Leitersprosse treten.
15. 35 Ameisen waren im Honigglas ertrunken.
16. Sei so gut und gib den Gänsen Futter!

Wörterbuchsätze für Woltersdorf

Der Sprecher musste FT und MWB-Sätze spontan übersetzen. Es handelte sich um die Wörterbuchsätze III und folgende Sätze:

10. Die Ente legte Eier.
11. Das Wasser ist rein.
12. Auf der Brache laufen Kröten und Frösche umher.
13. Unser liebes Mütterchen war sehr krank gewesen.
14. Er muss erst mit dem linken Fuß auf die Leitersprosse treten.
15. 35 Ameisen waren im Honigglas ertrunken.
16. Die Ente und die Gans sind in den (Zieh-)Brunnen gefallen.

2. Faksimiles und Transkriptionen

2. 1 Transkriptionsrichtlinien

Für die hier transkribierten Texte gelten folgende Richtlinien:

1. Die Schreibweisen in den Texten sind beibehalten worden.
2. Die Übertragung ist zeilengenau, d. h., Umbrüche im Text werden auch in der Transkription durchgeführt, da sie so leichter anhand der parallel dazu abgedruckten Faksimiles nachvollziehbar wird.
3. Unsichere Lesarten, inhaltliche Erklärungen usw. werden in den Fußnoten mitgeteilt. Auch Streichungen sind darin erfasst.

Die beiden unterschiedlichen <s> (ſ, ꝛ) werden jedoch nicht berücksichtigt, sondern einheitlich mit <s> wiedergegeben. Transkribiert wurden nur Texte, die in deutscher Schrift vorliegen, da sie die größten Leseschwierigkeiten bereiten.

Nicht alle Faksimiles und Transkriptionen konnten aus Platzgründen hier im Anhang abgedruckt werden. Die Wortsammlung Jeppes und die Sprichwortsammlung Günthers sind auf dem zweiten Datenträger zu finden, darüber hinaus noch weitere Beispieltex-te, die für die Arbeit aber nicht herangezogen worden sind. Sie sollen vielmehr dokumentieren, in welchem Rahmen Mecklenburgisch heute noch verwendet wird.

2.2 Übersetzungstexte³²⁸⁰

2.2.1 Demen

Sprecher 1 (weiblich) MWB-Sätze

Da ma dei ^{du} erst vier neeme mir Körn in Fach,
 Bei meiden mid dei Leis, häs bei den ^{Marink} Regenwerm durchschäden,
 Wei will im Hock sein mid 4 Pier in dei Hock sein
 im dem Höder midnehmen,
 Die Goren lögen hinner den Erbel her, des dei Schabherde,
 Sei stellen das Bier im den Fisch übe den Dish,
 Wer häs den ^{Er} öwer das Uhr außsmäden,
 Dei Liht hör den edker von Gedirch rein maken,
^{me} Sie willen inst das Wei böm sind naher Hochillen rachen,
 Der sehen öwer mir Gleiden in Glei.

³²⁸⁰ Im Anhang werden nur die auch in der Arbeit behandelten Verschriftlichungen abgedruckt, weitere finden sich auf dem beigegebenen zweiten Datenträger.

2. 2. 2 Züsow

Sprecher 1 (weiblich)

Inm Järf / Züsow 895
 Sanderbag! Hans geiht di? Wat makt bin Jung?
 Ich hew hürt, dat hei sick in Bin braken hätt. Go?
 hei dorft bald verre lopen. Hat mick em öwer doch
 dull wick dahn hebb'n, nich wahr? Sünabend hebb'n
 wie min Sweste besöcht. Sei is krank wäst, nüglik
 ehr dat all wedre ~~täden~~ hären. Is wi gisten abend
 frügkamm sünd, don leigen ~~dei~~ ^{an} ~~an~~ all in'n
 Bern um slämpen. Hat wir all ^{basenig} ~~heit~~ ^{dat}. Up'n
 frügweg hadd'n wie leg ~~häden~~ ^{hären}, dat sniede.
 bei Sei is sogar dies wächt ligen blawen n'isch
 hüt morgen smilt. bagawer dant dat noch wiere
 twer dat wat voll'n strengen Hinde gawen di? Fahr,
 Wo geihst bu hen, wist bu nich mit mi kauen?
 bei Lür sünd all but in up'n Plate vort böp.
 bei Bern hā'n Swien, Osser, Käuk, Hamels un
 Lämme hentrecht, dei will'n sei verköp'n.
 Wah'n Slachde kammst bu doch juch ~~häden~~ ^{bin}
 schicken. Idu bi dei Frug, dei jug helpen sall, bin
 ich grad wäst. Sei der so, es harr'n ji ehr goruid
 bestell. Hie kömm' ehr dat ja noch ein mal segg'n.
 Ich möt uck noch bi'n bische vorgehen, ob uns
 Schapp farrig is. Bei heft äwägens rotell, bin
 Brause wull in juchen Sorru ne ni. Schün bag?
 Mich wahr' dei snakt oft son'n Russinn. bei schön
 Sorru mit dei välen Appelbäum.
 Nu, wenn bu mich mitkauen kammst. Wenn Adpich,

Sprecher 2 (männlich)

Hem Hollencogen / Lüder 896

T e x t

Dag, Woans geit di dat. wat magkdin³²⁸¹ Jung, Ick hew
 Guden Tag! Wie geht es dir? Was macht dein Junge? Ioh habe
 gehört, daß er sich das Bein gebrochen hat. So, er darf schon
 bald wieder laufen! Es muß ihm doch aber sicher sehr weh getan
 haben, nicht wahr? Am Sonnabend haben wir meine Schwester be-
 sucht. Sie ist auch krank gewesen. Jetzt geht es ihr schon wie-
 der besser. Als wir gestern Abend zurückkamen, da lagen die an-
 deren schon im Bett und schliefen fest. Es war schon sehr (recht)
 spät. Ein schlechtes Wetter hatten wir auf dem Heimweg! Es hat
 geschneit. Der Schnee ist sogar diese Nacht liegen geblieben und
 und ist erst heute morgen geschmolzen. Am Tage (tagsüber) taut es
 noch immer wieder. Aber es wird wohl einem harten (strengen)
 Winter geben dieses Jahr. Wo gehst du denn hin? Willst du nicht
 mit mir gehen? Die Leute sind alle draußen auf dem Anger (vor
 dem Dorf). Die Bauern haben Schweine, Ochsen, Kühe, Hammel und
 Lämmer aufgetrieben (hingebracht), die wollen sie abliefern.

Transkription:

Dag, Woans geit di dat. wat magkdin³²⁸¹ Jung, Ick hew
 hürt hei het sik Bein bracken, Kann hei al wedder
 lopen Da möt em bannig Wei dan heben,
 kann dat wor sin³²⁸² Samstdag hewen wie min Schwester besögt
 dei was ock Putschent; dat geiht ehr were bäder,
 As wie³²⁸³ gisten Abend Trüg kamen deden, leigen dei Annern
 all in Kahn un schlöp fast, da was all heil Lat.
 Leg wäre haren ub naden Husweg., Dat har
 schnit. Dei schnei is dirs Nacht. ligen bläben,
 Dei ist hüt an Dagg irs uptdeut. An Dag däut nog
 ümer, dat wat oll kollen Winder gäben.

³²⁸¹ Unsichere Lesung, könnte auch „magkdiën“ heißen.

³²⁸² Am Wortende „d“ ausgestrichen.

³²⁸³ Schwer zu lesen, mögliche andere Lesart wäre „wir“.

dit Johr. Wo geihds du hen, Kans mit³²⁸⁴
 kamen. Dei Lühr sünd all uben Platz vörn Dörp.
 Dei Buren heben Schwin, Ossen, Keuh Hamel un Lämmel
 hen dräben tauten ablifrn³²⁸⁵.

Natt Schlachter kann dei Dirn hengan.
 Zum Fleischer kannst du doch euer Mädchen schicken. Und bei
Dei Fru dei helpen sall, bin ich gar wäst. *Dei*
 der Frau, die euch helfen soll, bin ich gerade gewesen. Sie
deit so, dat ehr keiner wat segt har. *Man*
 tat so, als hättet ihr sie gar nicht bestellt. Wir können es
ehr dat noch nal *segen,* *Ick mät noch bitt Discher*
 ihr ja dann noch einmal sagen. Ich muß auch beim Tischler
taufragen *Ob dat schap farig ist.*
 vorbeigehn (vorsprechen, nachfragen), ob unser Schrank fertig
ist. Der hat übrigens erzählt, dein Bruder wolle (will) in
in juchen Goren bugen. *Ist dat wahr, dei räd*
 eurem Garten eine neue Scheune bauen. Nicht wahr, der redet
oft sön blödsinn. *Dei Gaude Goren mit dei välen*
 ja oft solchen Unsinn. Der schöne Garten mit den vielen Apfel-
Apelböm
 bäumen!
Nun, wenn du nicht mit kamen kannst up Wedersein!
 Verkaufen =

Transkription:

Natt Schlachter kann dei Dirn hengan. Bi
 dei Fru dei helpen sall, bin ich gar wäst. Dei
 deit so, dat ehr keiner wat segt har. Man³²⁸⁶ kann
 ehr dat noch nal³²⁸⁷ seggen, Ick mät noch bitt Discher
 taufragen Ob dat schap farig ist.
 Dei hätt vertelt, din Brauder wull ne nig Schün
 in juchen Goren bugen. Ist dat wahr, dei räd
 oft sön blödsinn. Dei Gaude Goren mit dei välen
 Apelböm. Nun, wenn du nicht mit kamen kannst up Wedersein!

³²⁸⁴ Korrigiert; aus „du“?

³²⁸⁵ Schwer zu lesen, vielleicht aus „abliwrn“ korrigiert.

³²⁸⁶ Lesung unsicher.

³²⁸⁷ Wohl Schreibfehler.

Sprecher 3 (männlich)

Kew Pichin / Zü, ew
 894
 Gauden Dach! Wie geht di dat Wat makt din Jung Ik hew
 hört dat hei sich dat Bein brocken hett hei³²⁸⁸ dörfst nu
 bald were³²⁸⁹ lopen dat möt em awer dull weh dahn
 hebben, nich wohr An Sünabend³²⁹⁰ hemm wie min Schwester
 besocht Sei wir ok krank dat geht ehr all werre
 beder³²⁹¹ Wie win gisten abm trüch kamen dor legen dei

Transkription:

Gauden Dach! Wie geht di dat Wat makt din Jung Ik hew
 hört dat hei sich dat Bein brocken hett hei³²⁸⁸ dörfst nu
 bald were³²⁸⁹ lopen dat möt em awer dull weh dahn
 hebben, nich wohr An Sünabend³²⁹⁰ hemm wie min Schwester
 besocht Sei wir ok krank dat geht ehr all werre
 beder³²⁹¹ Wie win gisten abm trüch kamen dor legen dei

³²⁸⁸ Aus „Er“ korrigiert.

³²⁸⁹ Lesung unsicher, könnte auch „werre“ heißen.

³²⁹⁰ Lesung unsicher, könnt auch Sünabend heißen.

³²⁹¹ Davor gestrichen: „bes“.

annern³²⁹² al in Ber un schlopen fast dat wir all dul spät³²⁹³
 schlecht Wärer harden wie ub den Trüchweg dat hät
 schnit dei Schnei is dei ganze Nacht lingn bläbm
 un is irst hüt morgen updäht³²⁹⁴ an Tach däut dat
 ja noch ümmer awer dat ward woll einen
 kol Winder dit Johr Wo geihst³²⁹⁵ du henn? wist du nich
 mit mie gahn dei Lühe sün al buten vort
 Dörp dei Buen hebn Schwin Ossen Keuhe³²⁹⁶ Hamel
 Lämer³²⁹⁷ hen³²⁹⁸ bröcht dei wil sei afliewern

zum Fleischer
 Zum Fleischer kannst du doch euer Mädchen schicken. Und bei
 der Frau, die euch helfen soll, bin ich gerade gewesen. Sie
 tat so, als hättet ihr sie gar nicht bestellt. Wir können es
 ihr ja dann noch einmal sagen. Ich muß auch beim Tischler
 vorbeigehn (vorsprechen, nachfragen), ob unser Schrank fertig
 ist. Der hat übrigens erzählt, dein Bruder wolle (will) in
 eurem Garten eine neue Scheune bauen. Nicht wahr, der redet
 ja oft solchen Unsinn. Der schöne Garten mit den vielen Apfel-
 bäumen!
 Nur, wenn du nicht mitkommen kannst! Auf Wiedersehen!

Verkaufen =

Transkription:

Nat Sc[h]lächter³²⁹⁹ kanst du doch juch Mäten schicken. un bie

³²⁹² Darübergestetzt, gestrichen (Lesung unsicher): „annern“.

³²⁹³ Lesung unsicher.

³²⁹⁴ Lesung unsicher, könnte auch „updaut“ oder „updait“ heißen.

³²⁹⁵ Davor gestrichen: „geih“.

³²⁹⁶ Lesung unsicher.

³²⁹⁷ Lesung unsicher.

³²⁹⁸ Davor gestrichen: „updräben“.

³²⁹⁹ Lesung unsicher, erstes „h“ fehlt.

dei Fru dei ju[c]h helpn sall bin³³⁰⁰ ich ebem alwest³³⁰¹ Sei
 deh so al hard schie er gornich segt Wi könn er
 ja dat noch mal seggen Ik mot noch biedn³³⁰² Discher
 ran gahn ob uns Schal³³⁰³ farich
 is dei hät awrigs vertelt din Brauder will in
 juchen Gorden ein³³⁰⁴ nige Schün buchen dei red
 oft son Unsinn dei gaue Gorden mit dei välen
 Apelboom³³⁰⁵
 Na wo du nich mitkamen kanst. Ad schüs

³³⁰⁰ Lesung unsicher, könnte auch „bün“ heißen.

³³⁰¹ Lesung unsicher.

³³⁰² Lesung unsicher.

³³⁰³ Schreibfehler?

³³⁰⁴ Lesung unsicher.

³³⁰⁵ Lesung unsicher.

2.3 Johann Hermann Heinrich Schmidt

2.3.1 Vorbemerkung: Über die Rechtschreibung³³⁰⁶ Schmidts

Schmidts hochdeutsche Orthographie weicht von den damaligen Konventionen ab. Die Besonderheiten seien zum besseren Verständnis hier kurz angeführt:

1. kein Dehnungs-e: „di“, „erhilt“, „grichische“, „Inen“, „Irer“, „iren“, „Lider“ (gemeint sind die Gesänge), „si“, „wi“. Teilweise ergeben sich deshalb Homographien bei Wörtern, die nach damaligem Schreibusus bereits auseinandergehalten wurden, z. B. „wider“, „wider-“:³³⁰⁷ „hörte ich den Spruch widerholt“ und „in sich voller Widersprüche“.
2. <h> als Dehnungszeichen fehlt ebenfalls häufig: „erzält“, „fülte“, „gewöhnlich“, „lonte“, „one“, „warscheinlich“. Nur bei wenigen Wörtern findet sich <h> (teilweise wohl aus etymologischen Gründen): „fehlte“, „gedehnten“, „gesehn“, dazu „siht“, „mehr“, dazu „vermehrt“ usw., vgl. auch „Mehrzal“, „sehr“, „stehn“, dazu „entsteht“, „umgekehrte“.
3. Statt <ph> schreibt er <f>, z. B. „Diftonge“, und <zion> für <tion>: „Artikulazion“, „Assimilazion“, „Interjekzion“, „Kombinazionen“, „Modulazion“.

Kaum darzustellen sind die Sonderzeichen, die Schmidt für das Niederdeutsche verwendet, hier ist es ratsam, die entsprechende Schreibung dem daneben abgedruckten Faksimile zu entnehmen.

³³⁰⁶ Seine Schreibungen sind so regelmäßig, dass dieser Terminus durchaus angemessen scheint.

³³⁰⁷ Siehe z. B. Regeln für die deutsche Rechtschreibung nebst Wörterverzeichnis. Herausgegeben im Auftrage des Königlich Preußischen Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten. Neue Bearbeitung, Berlin 1902, S. 56.

2. 3. 2 Brief an Richard Wossidlo vom 15. 7. 1905

[Seite 1]

Prof. Dr. J. H. Heinr. Schmidt.

Hagen i. W., den 15. Juli 1905

Sehr geehrter Herr.

Bis ich den Band Irer Volks-Überlieferungen vom Buchbinder zurück erhielt – denn ich lese nicht in Büchern ehe si eingebunden sind – begann ich, täglich einige Stunden di grichische Lektüre unterbrechend, für Si di Sammlung von Lidern u.s.w in einem Bande den ich schon gebunden erhalten hatte, niderzuschreiben. Ich bin bereits bei Seite 19. Das Buch wird Inen nun im Anfange des Augusts zur Verfügung stehn, also etwa nach 3 Wochen.

Doch inzwischen habe ich auch eine neue Redakzion meines Glossars, jetzt wider bedeutet³³⁰⁸ vermehrt, begonnen, und bis S. 9 bereits geschriben. Nun entsteht folgender Plan. Meine alten Aufzeichnungen (Glossar) schrib ich besser geordnet und vermehrt neu ab: N I. Dise Abschrift erhielt Dr. Klenz, der si vilfach benutzt hat³³⁰⁹; denn ich schrib mir eine neue Redakzion, N. II, di ich noch zu Händen habe. Ich fülte das Bedürfnis, wider zu mehren und zu bessern, und schrib N. III, noch in meinen Händen. Dadurch wurde N II für Klenz verfügbar. Aber da ich auch Inen dinen möchte, so schreibe ich nun N IV, bis Seite 9 schon fertig. Nun soll Dr. Klenz entscheiden. Will er warten, bis ich Nr. IV vollendet habe, was

³³⁰⁸ Schreibfehler, gemeint ist wohl „bedeutend“.

³³⁰⁹ Verbessert aus „ist“.

[Seite 2]

warscheinlich im August „sich ereignen“ wird, so soll er als mein älterer Freund und zugleich Schüler, N. III erhalten; und Inen schicke ich N II. Sonst aber erhalten Si III, Klenz II. Ich trage übrigens das Neue in allen Exemplaren nach, schreibe nun also zugleich an 3 Exemplaren des Glossars, so daß alle fast vollständig mein jetzt sehr vermehrtes Inventar erhalten. Nur ist dises in jedem späteren Exemplar besser geordnet.

Wünschen Si dann auch noch die Grammatik – der Buchbinder liefert morgen das eingebundene, zu füllende Exemplar –: so komme ich freilich bei Inen nicht unter³³¹⁰ 800 Seiten ab. Aber daraus machen Si sich keine Sorge. Für löbliche und erreichbare Zile arbeite ich mit großem Vergnügen; und wi ich meine 50 Kilometer und mehr one di geringste Anstrengung zu fülen am Tage oft wandere, so kann ich auch geistig belibig lange arbeiten.

Es entsteht nun freilich eine neue große Arbeit für mich – wenn meine Grichen mir hinreichend Urlaub geben, was ich freilich nicht wissen kann.

Nämlich, ich muß auch einen großen Teil Irer „Überliferungen“ für mich abschreiben; und versuche, ob ich überall imstande bin, di gesprochene Sprache heraus zu finden. Überall? Nein, das wird unmöglich sein, obgleich ich nach

³³¹⁰ Darübersetzt, gestrichen: „one“.

was persönlich im Auge & sich vereinigen" wird, so soll es als mein ältester Freund und zugleich Schüler, N. III erfolgen; und dann Jesika inf VII. Tausch oder auffüllen Vi III, Bilanz II. Ich würde überigens das Mann in allen Zusammenhangen nach, jedoch wenn es zugleich von 3 Zusammenhangen der Glosse ist, so daß alle fünf vollständig sein jetzt sehr wahrscheinlich Tauschen erfolgen. Hier ist dies in jedem Zusammenhang bei der Grundart.

Müssen Vi dann nicht nach der Zusammen-
 tit - der Buchbinder liefert manchen der
 ringebundene, zu füllende Zusammenhang -
 so kommt inf familiär bei Tausch nicht ^{über}
 800 Tausch ab. Aber davon manchen Vi sich
 keine Tausch. Ein köstliche und vornehmliche
 Ziel dabei inf mit großem Mühen,
 und wir inf meine 50 Bilanzen und mehr
 von der geringsten Aufmerksamkeit zu führen
 von Tausch old wandern, so kann inf nicht
 ganzlich beliebig laugen werden.

So muß ich nun familiär einen neuen
 großen Arbeit für mich - wenn meine
 Tausch mit Zusammenführung übergeben,
 was inf familiär nicht möglich kann.

Nämlich, inf muß mich einen großen
 Teil Tausch & Überlieferungen für mich
 abgeben; und nachsehen, ob inf über,
 will imstande bin, die gesprochene Tausch
 Tausch zu finden. Überall? Nein, das
 wird unendlich sein, obgleich inf nicht

[Seite 3]

der festen Norm der Gadebuscher Aussprache vor etwa 1850 nur redigieren kann. Ich will durch ein Beispiel klar zu werden versuchen.

Nr. 674 a bei Inen, von Hausschwalbe und Rauchschnalbe hat Bartsch nebst andern Sachen von mir erhalten. Nur von meiner Mutter hörte ich den Spruch wiederholt; sonst schin ihn nimand in Gadebusch zu kennen. B. hat eine wichtige Angabe vergessen; auch lonte es sich wol, di alte Mutter zu erwänen, da durch dise der Ursprung in älterer Zeit festgestellt ist, willkürliche Neudichtung aber ausgeschlossen ist. Aber Bartsch war eine ganz oberflächliche und unkritische Natur. Die Art wi er Sagen sammelte war verderblich; wi vile haben sich veranlaßt gefült, selbst-erdichtetes oder selbst-gemodeltes einzusenden! Auch von mir erhilt er (Gadebuscher) Sagen, aber schmucklose, genau wi meine Mutter & ein älterer Mann der unfähig war zu erdichten, si erzählt hatten. Ob er dise Beiträge in sein³³¹¹ Buch³³¹² aufgenommen hat, weiß ich nicht: ich habe das Buch ni gesehn, da ich grundsätzlich keine Bibliotheken benutze, und allen Bedarf mir immer selbst gekauft habe. Und B. war ja unmitteilsam, „kül bis ans Herz hinan³³¹³.“

Gut, der betreffende Reim zeigt bei

³³¹¹ Dahinter gestrichen „em“.

³³¹² Dahinter gestrichen „e“.

³³¹³ „a“ wohl über ursprünglichem „ei“ geschrieben. Schmidt zitiert hier anscheinend Goethes Gedicht „Der Fischer“: „Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll, / Ein Fischer saß daran, / Sah nach dem Angel ruhevoll, / Kühl bis ans Herz hinan.“ Goethe, Johann Wolfgang: Goethes Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Herausgegeben von Erich Trunz. Band I. Gedichte und Epen I. Textkritisch durchgesehen und kommentiert von Erich Trunz, 16. Auflage München 1996, S. 153.

Das Buch von Herrn Dr. Grotzschke über die
 Geschichte von 1850 mit richtigem
 Inhalt. Ich will hierin die Zeit klar zu
 machen versuchen.

Nr. 674 a bei Turen, von Grotzschke und
 Grotzschke hat Grotzschke nicht und
 Turen von mir erhalten. Hier von mir
 nur Wüster für die in der Zeit wieder
 soll; sonst sein ich niemand in Grotzschke
 zu kennen. Ich habe nicht wichtige Gründe
 angegeben; nicht ohne es sich wohl, die ich
 denken zu können, da hier die
 der Untersuchung in der Zeit Grotzschke
 ist, willkürliche Veränderung über mich
 geschloffen ist. Aber Grotzschke von mir
 ganz abschließliche und unbedingte
 hier. Die Art wie er Turen gemacht
 von wunderbar; wie viele haben sich
 nachgelassen gefühlt, selbst- und
 oder selbst-gerade als ein
 Kind von mir selbst er (Grotzschke)
 Turen, oder Grotzschke, warum wir nicht
 denken es ein anderer Mann der unfähig
 von zu werden, je nicht fortan. Es
 ist die Zeit in der Grotzschke mich
 genommen hat, wie ich nicht: ich habe das
 Buch nie gesehen, da ich nicht selbst
 Bibliothek der Grotzschke, und allen
 nicht immer selbst gekannt hat. Das L.
 von je unbedingte, "Lil" hat mich
 ganz finden?

Gut, der Grotzschke Buch zeigt bei

[Seite 4]

Inen, one Zweifel nach Bartsch, dise Form:

... up eerden

... verferen.

Di Erde heißt pd. **ie**, mit dem bekann-
ten Bruchdiftongen, der auch im Hd. stets
statt des gedehnten i vor r gesprochen
wird, im Pd. aber nach Ausfall des r
gebliben ist. Di Bruchdiftongen, [**o, a**],
uo, **yø** und **ie** sind also ausnamslos lang,
während andre Diftongen auch kurz
sein können, z. B. im Hd.

d̄er vint vē, t der Wind weht, aber

er ge, t er geht.

dī, braut dī Braut, aber

er br̄aut bier (oder bie) er braut Bir.

sp̄e, t spät; dagegen

er sp̄ē, t er späht.

Wir haben also jenen Reim, wi er
wirklich ist:

.. up ie'n (der Apostrof ist stets
silbenbildend, d. h. ein schwacher
und undeutlicher Vokal)

... fefie'n.

Wi soll man aus dem Geschribenen
das erraten? Di Sprache kann aber
so nicht fixirt werden. Beweis:

ie im Pld. ist

1. hd. ir (geschr. ihr)

2. hd. Ehre

3. hd. Erde

4. hd. ehe, eher, auch **iere**.

Tuum, ouer Zweifel noch Zweifel, die Form:

... up eerden

... verferen.

Di Lude frist *gd. ie*, mit dem Bekann-
ten Ludefröhen, der mit im *gd. ier*
Redd des gndafulen i war v gspwifen
wird, im *gd. ier* aber noch full das v
gndliben *if*. Di Ludefröhen, [9a],
uo, yo und *ie* sind also rübnamlos lang
männlich undraa dillougen mit künz
sein können, z. B. im *gd.*

der vint v₂t der Wind w₂st, oder
er get *uo* w₂st.

di braut di Lude, oder

er bräut bier (oder bie) *uo* braut bier.

sp₂t *gd.*; dreyen

er sp₂t *uo* *gd.*

Mit forben also jenen Raim, mit *uo*
wir v₂st *if*:

.. up *ie'n* (der *gd.* *if* *gd.*
jilbubildand, d. h. ein *gd.*
und *gd.* *gd.*)

... *gd.*

Mit soll man aus dem *gd.*
Lud *gd.*? Di *gd.* kann aber
so nicht *gd.* werden. Lude:

ie im *gd.* *if*

1. *gd.* *if* (*gd.* *if*)

2. *gd.* *if*

3. *gd.* *if*

4. *gd.* *if*, *if*, mit *ie*.

[Seite 5]

Ist nun ein über-ehrgeiziger Mensch
gestorben, so sagt man

Nu, vāt hei'n munt vol ful ie kri,g'n.

„Nun wird er den Mund wol voll Erde

erhalten“: ie aber bedeutet zugleich

„Ehre“: und dadurch entsteht die Zwei-

deutig[keit]³³¹⁴ welche durch eine unhistorische

und lautfalsche Schrift nicht gegeben wer-

den kann. Denn historisch ist nur di

Schrift di angibt wi zur Zeit des

Schreibenden gesprochen wurde. Unhisto-

risch ist's, wenn ich di Soldaten bei

Sedan auf einem Gemälde in der Uni-

form der Truppen des großen Kur-

fürsten abbildete, oder auch gar, um

doch recht „historisch“ zu sein, mit Pfeil

und Bogen.

Noch eine Bemerkung. Wir haben pd.

mī, = Vogelmeier³³¹⁵

mie = mehr.

fi, = Seide. fie = sehr.

bū, = Bauer. Buo = Bär, oder bar.

fÿ, = Feuer. Ik fyø ich füre.

Und so in zahlreichen Fällen verschieden.

Soll di Schrift nun alles verlöschen,

si, di doch eigentlich das gesprochene

Wort offenbaren soll?

³³¹⁴ Im Manuskript steht lediglich „Zweideutig“, offensichtlich ist aber das Substantiv gemeint.

³³¹⁵ Gemeint ist wohl „Vogelmiere“. „weiderich“ hinter „Vogel“ gestrichen, „meier“ darüber gesetzt.

2.

Prof. Dr. J. H. Heinr. Schmidt.

Hagen i. W., den

Ist nun ein über-afghanischer Mann
geflohen, so sagt man

Nu vät hei'n munt vol sul ie krieg'n.
"Kün wird er den Münd wol voll sul
aufgeben": er aber bedeutet zumeist
"Lohn": und bedeutet ausläßt die Furcht,
Lauter solche Dinge einen rensigewissen
und beutfulpen Besitzt nicht gegeben war
den Lohn. Dann fiktiv ist nur die
Besitzt die munt mit zur Zeit der
Furchtanden gegeben wurde, nicht
mit Lohn gegeben wurde. Daraus,
wird ist, wenn in die Furcht der
Lohn mit einem Gemüthe in der Zeit,
sowas der Lohn der großen Lohn,
sowas möglich, oder nicht, im
Lohn nicht "fiktiv" zu sein, mit Furcht
und Lohn.

Hoch eine Sammelung. Wie haben ge-
m₃ = Hochsammlung
me = m₃.

ſ₃ = Tante. Sie = Tante.

b₃ = Tante. buo = Tante, oder Tante.

ſ₃ = Tante. ik ſ₃ in Tante.

Du so in zehnten Tante m₃.
Toll die Tante nun alle m₃,
si, die das nicht ist der gegeben
wird offenbaren soll?

VI 181 181

[Seite 6]

Und ein ganz anderes. Der Dativ ist im Pd. so gut wie erloschen, aber er findet sich noch in einzelnen Formeln.

Ga, ton hu, s! Geh nach Hause: in akkusativischer Form. Dagegen:
Ik hef niks in" hũ, s Ich habe nichts im Hause: in Dativ-Form.

Soll man nun darauf verzichten, den noch wirklich vorhandenen Dativ auch kenntlich zu machen wie er gesprochen wird? Dann macht man seine guten Landsleute zu Barbaren. Und doch zeigt die Grammatik, wie ich sie geschrieben habe, daß die pd. Volkssprache für alle Flexionen vollwertigen Ersatz gefunden hat, vermöge dessen sie ebenso befähigt ist einen Gedanken klar auszudrücken wie die Schriftsprache.

Wider ein anderer Fall hervorgegriffen. Wenn „Knabe“ auf Pd. „Jung“ heißt, wie heißt dann „jung“? Hier die Lösung

зуґ = Knabe. Mz. dei зуґ"s.

зуґk = jung.

dat зуґ" = das Junge. Mz. dei зу'ґ,
kürzer wider dei зуґ".

(з ist das zischende j, wie die Franzosen es sprechen).

Oder man schreibt „Jüngling“, was

Und ein ganz anderes. Das Dativ ist
im Pd. so gut wie verloren, oder es findet
sich noch in einzelnen Formeln.

Gehton hys! Das sind Fröh: in Akk.,
Indirektives Form. Dativ:

Ich heß niks in hys Ich fuka nicht
im Fröh: in Dativ-Form.

Hell wenn ein Versuch magistral, der
noch wirklich nachzudenken Dativ rief
taunlich zu zeigen wie er gesprochen
wird? Kann man nicht mehr seine guten
Lernblätter zu benutzen. Und das
zeigt die Grammatik, wie ich sie geseh.
Kan fuka, daß die gut. Kollek. Sprache für
alle Stadien der russischen Sprache
gefunden sind, man mag das in der
so beständig ist einen Gebrauch klar
auszudeuten wie die Schriftsprache.

Wider ein anderes Fall sprachlich
gefallen. Mann "Bunde" wie Pd. "jung"
heißt, wie heißt man "jung"? Hier
die Lösung

guy = Bunde. Wz. dei gu'y.

guyk = jung.

dat gu'y = das Jung. Wz. dei gu'y,
hinzus. wieder dei gu'y.

(g ist das ziffende j, wie die Wörterbuch
ab gesprochen).

Das man sprach "Jungjung", was

[Seite 7]

„Knäbchen“ bedeuten soll. Jeder Hochdeutsche wird nun den Schluß-Konsonanten wi in „Ding“, also gleich K aussprechen. Ist das pd.? Und wi stehts doch hir mit dem sogenannten Historischen? Di Mütter singen ja noch an der Wige:

ge, ʔ ik di, mi, n zungiken,
dei roũ vol fõ di, n“ hinneken.

Aus zungiken wird dann also zunächst zungikn, d. h. zungikŋ, und so gleich erweicht zungigŋ, noch weicher zungikŋ“, und manchmal verkürzt zungigŋ. Das ist alles klar, und tausenden von Fällen gleich. Di Endung iŋk (di man hd. ing scribe) ist aber gleichfalls im Pd. vorhanden; z. B. strø'yfliŋk, „Strumpf“. Wer will nun unterscheiden.

Aber ich komme weiter. Wi will man die Zusammengeschweißten³³¹⁶ Wörter ausdrücken? Oder besser: wi will man den Vorgang erklären? Durch di Albernheit des „Verwitterungsprozesses“, den unsere gedankenlosen Etymologen „ausfindig“ gemacht haben? Völlig unmöglich: bloße Terminologien, der Tat nach so bedeutungslos wi tra la la. Nein: der ganze Satzbau, die Modulazion u.s.w. spilen di Hauptrolle; vorausgehn muß aber die Erkenntnis der Wortarten³³¹⁷;

³³¹⁶ Kürzung bei „m“ aufgelöst.

³³¹⁷ Zu „Wo“ verbessert, ursprüngliche Buchstaben nicht mehr lesbar.

[Seite 8]

nach irem wirklichen Wesen.

Ich finde z. B. in alten franz. Grammatiken hargenaue Regeln über die Stellung der Pronomina im Nom., Akk., oder Dativ. Was soll das? Weshalb werden si so gestellt? Davon keine Silbe; und di armen Schüler müssen den Wust wider auswendig lernen! – Ich wußte nun bereits, in welche geistige Kategori di Fürwörter gehören; welche Akzente si also, dem allgemein menschlichen Gefüle gemäß tragen müssen. Nun folgerte ich von der Studierstube aus – denn auf dem Gymnasium hatte ich von den Lehrern nur falsches gehört – di Modulazion des franz. Aussagesatzes u.s.w. hinaus: – und der erste Franzose den ich sprach bestätigte hargenau alles. – Ich modulire das Altlateinische nicht nach deutscher Weise, sondern nach den ganz abweichenden Gesetzen, di ich wissenschaftlich erschlossen hatte. Und als ich vor 6 Jaren mir Neapel, Rom u.s.w. ansah, von Afrika kommend, hörte ich di so erschlossene Modulazion der altlateinischen Sprache auch im Italienischen allgemein wider, mit den geringen Abweichungen di ich schon vorher aus italienischen Texten ebenfalls erschlossen hatte.³³¹⁸

³³¹⁸ Ähnlich äußerte sich bereits Goethe: „Mein Vater lehrte die Schwester in demselben Zimmer Italienisch, wo ich den Cellarius auswendig zu lernen hatte. Indem ich nun mit meinem Pensum bald fertig war und doch still sitzen sollte, horchte ich über das Buch weg und faßte das Italienische, das mir als eine lustige Abweichung des Lateinischen auffiel, sehr behende.“ Goethe, Johann Wolfgang: Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit, in: Goethe, Johann Wolfgang: Goethes Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Herausgegeben von Erich Trunz. Band IX. Autobiographische Schriften I, Textkritisch durchgesehen von Liselotte Blumenthal. Kommentiert von Erich Trunz, 13. Aufl. München 1999, S. 33

und ihrem wirklichen Wapen.

Ich finde z. B. in vielen franz. Journ.,
 und in französischen Rayalen über die
 Hallung des Pronomins im Rom, Abb.,
 oder Veris. Was soll das? Was soll man
 da zu so gefallen? Was soll man
 und die anderen Gefühle müssen die
 Schrift nicht auswendig lernen! — Ich
 würde nun bräut, in welche geistige
 Bewegung die Fürwörter gefiren, welche
 Abzünde sie alle, die allgemein mensch-
 lichen Gefühle gemüß haben müssen.
 Man folge nicht nur der Händlung
 mit — dann nicht die Gymnastik
 ist von der Lese die fortgesetzt
 — die Modulation des franz. Ausdrucks,
 jedoch n. j. w. firt: — und die nach
 dem Kopf der ich jetzt künftigen
 Lesezeit alle. — Ich modulation des
 Allwissens nicht nur der Ausdrucks
 Wapen, sondern auch der ganz
 gefunden Gapsen, die ich
 ausfließen sollte. Und alle ich von
 dem nur Kapsen, Rom n. j. w. n.
 das, von Afrika kommen, firt ich
 die so ausfließen Modulation des
 Allwissens firt nicht im Thon
 nischen allgemein wieder, mit der ge-
 ringen Abminderung die ich von
 der mit isolirten Tagen ebenfalls
 ausfließen sollte.

2. 3. 3 Laut-Tafel

[Seite 1]

Prof. Dr. J. H. Heinr. Schmidt.

Hagen i. W., den.....

Laut-Tafel.**Vokale.**Stamm-Vokal **a**.

Quetschung	Verspitzung	Quetschung mit Verspitzung
ɛ.	w.	—
e.	o.	ø.
i.	u.	y.

Dehnungszeichen , oder ˘ unter dem Vokal.

Beispiele.

ʒat³³¹⁹ κεκορεσμένος.**ʒa,t**³³²⁰ σπορά.**dɛr ó** νερ τίς.**hɛr** κύριος, δεσπότης.**lɛ,ben** ζήν, βίος.**ʒɛ,ɛn**³³²¹ σπείρειν.**ʒɛ,lɛ** ψυχή.**vɛlt** κόσμος.**ist** ἐστί.**di,p** κλέπτῃς.**ω** fehlt.**ʒat** = hd.**a**, fehlt.**vẽ** τίς.**hẽ**, Mehrz. **hẽn** δεσπότης.**lɛ,b'm** βίος, ζήν.**ʒɛ,l**³³²² πολύς.**ʒɛ,bbe** ποιμήν, προβατεύς.**ʒɛ'l**³³²³ ὄνειδίζειν.**vint** ἄνεμος.**ti,t** χρόνος.**rõ,f**³³²⁴ κόραξ.

geschärftes ω fehlt, aber

engl. **not**³³²⁵ οὐκ.**wõtš**³³²⁶ φυλάσσειν.³³¹⁹ satt³³²⁰ Saat³³²¹ säen.³³²² vâl, hd. viel³³²³ schellen, hd. schimpfen, tadeln.³³²⁴ Râw, hd. Rabe.³³²⁵ Engl. not.³³²⁶ Engl. (to) watch.

Prof. Dr. J. H. Heinr. Schmidt.

Hagen i. W., den

Laut-Tafel.

Vokale.

Stamm-Vokal a.

Quetschung.	Verspitzung.	Quetschung mit Ver- spitzung.
ε.	ω.	—
e.	σ.	σ̄.
i.	υ.	ῡ.

Dehnungszeichen ˉ, oder ˘ unter dem Vokal.

Beispiele.

Hd.	Pd.
fat κενοςμενος.	fat = fā.
fat ερατα.	a falet.
der δ von τος.	vē τος.
her κεριος, δεσποτης.	hē, κεριαζ, hēm δεσποτης.
leben ζην, βιος.	lel'm βιος, ζην.
ξεν σπειρω.	fel πατὴρ.
jele ψυχη.	sebbe ποιητη, παρβατὴρ.
velt κόσμος.	se'l δουδίζειν.
ist εἶναι.	vint ἄνεμος.
dip κλέπτης.	tit χρῆνος.
ω falet.	rāf κόραξ.
	αυτοαυτος ω falet, αυτου
	myl. not οἶον.
	nots φυλακισ.

VI-2020-14

[Seite 2]

oft πολλάκις.**lo,ben** ἐπαινέιν.**munt** στόμα.**ru,te** ῥαβδος.**møηʒ** μοναχός.**tø,ten** ἀποκτείνειν.**hylfe**³³²⁸ βοήθεια.**y,ber** ὑπέρ.**oft** πολλάκις.**ʒo,t** φρέαρ.**munt** στόμα.**ru,m** χώρα.**ølle**³³²⁷ ἡλικία. παλαιότερος.**bø,s** χαλεπαίνων.**ʒyl** ὁδός.**ry,m** χώραι.

ʒ, genannt „Apostrof“, ist der schwächste Vokal, der aber stets eine Silbe bildet, ni von mir als Zeichen eines nicht vorhandenen Vokals verwandt. Der Vokal ist so schwach, daß er Assimilazion namentlich des **n** an den vorhergehenden Konsonanten nicht verhindert.

Beispiele.

1. **n** bleibt nach dentalen Lauten und Vokalen.pd. **veit'n** hd. **vissen.****ʒai'n** **ʒe,én**2. **n** wird zu **m** nach Lippenlauten.pd. **ka'm** hd. **kommen.****lo,p'm** **laufen.****leib'm** **li,ben.**3. **n** wird zu **η** nach Kehllauten.**hak'η** **hakken.****ʒeg'η** **ʒa,gen****bri'η** **bingen.**4. **n** wird zu **l** nach **l**.**fa'l** **fallen.****vak'l'** **vakkeln.**³³²⁷ Öller, hd. Alter, älter.³³²⁸ Vgl. die Schreibung „Hülfe“.

oft πολλάκις.
 loben ἐπαινεῖν.
 munt ἑὸν μα.
 ryte βλάβος.
 mony μοναχός.
 toten ἀποκτείνω.
 hylfe βοήθεια.
 yber ὑπέρ.

oft πολλάκις.
 got θεός.
 munt ἑὸν μα.
 rym χάρις.
 alle ἡλικία. παλαιότερος.
 bys χαλεπότερος.
 fyl ὁδός.
 rym χάρις.

3, germanus „Agostus“, ist der persönliche
 Name, der aber sehr viele Namen bildet,
 wie von mir als Zeiger eines nicht von
 jemandem Namen angenommen. Der Name
 ist so sehr, daß er Assimilation von
 manchen das er an den vorangehenden
 Konsonanten nicht verfindet.

Laifgila.

1. n bleibt nach deutschen Lauten und Vokalen.
 gd. veit'n gd. wissen.
 fai'n feen
2. n wird zu m nach Linguallauten.
 gd. ka'm gd. kommen.
 lop'm laufen.
 leib'm leben.
3. n wird zu η nach Nasallauten.
 hak'η hakken.
 seg'η sagen.
 bri'η bringen.
4. n wird zu l nach l.
 fa'l fallen.
 vak'l" vakkeln.

[Seite 3]

Diftonge.**I. Von a nach einem Spitzvokal und Quetschvokal hin.****au.** im Hd. wi im Pd.**ay.****ai.**Beispile.

Hd.

Pd.

baum δένδρον.**rau** ήσυχία.**ʒau** ὕς.**au!** παπαῖ!**hayte** 1. σήμερα.**may** πόνος.2. σκύτη (Pl. zu σκύτος)³³²⁹**hay** wi hd. = χόρτος.**rayber** ληστής.**kay** βόες³³³⁰ (hd. ku, Mz. ky, è)**ain** εἶς.**vaī** νομή, hd. vaide.**tsaigen** δεικνύναι.**tai'n** δέκα, hd. tse, n.**II. An Spitzlaute und Quetschlaute schli-
ßen sich weniger breite Spitz- oder
Quetschlaute an.**Im Muster-Hd. jetzt nicht mehr verstanden
Ich gebe also pld. Beispile, denen ich di
hd. Übersetzung folgen lasse.**ou.****oy.****oe.****ei.****kou** = ku, . **doun** = tu, n.**rōyf** = ry, be. **ik stōyl** = iʃ, sta, l.**køem** = kymmel. **ʒøeb'm** = ʒi, ben.³³²⁹ heute/Häute. σκύτος = σκῦτος ‚Haut‘.³³³⁰ Gestrichen: „βοῦς“ ‚Kuh‘.

Diſtonge.

I. Von a nach einem ſigilzprokale und
ſigilzprokale ſin.

au. } im ſig. mi im Rſ.
ay. }
ai. }

Beispiele.

<u>ſig.</u>	<u>Rſ.</u>
baum δένδρον.	rau ήδρυά.
ſau εἶς.	au! παπαῖ!
hayte 1. ἕνθερον.	may πόνοσ.
2. ἕνθερον (Π. γαβὰνδρσ)	hay mi ſig. = χόρσοσ.
rayber ἄρθροσ.	hay βόεσ ἄ. κη. ἄ. κη. κη. κη. κη. κη.
ain εἶς.	vai νομή, ſig. vaide.
tsaigen δεικνύμεν.	tai'n δένδ, ſig. tsen.

II. An ſigilzprokale und Diſtſigilzprokale ſigilz.
ſan ſigilzprokale breite ſigilz = aſen
ſigilzprokale an.

Im Diſtſigilzprokale ſigilz nicht mehr notſanden
ſigilzprokale nicht gli. Beispiele, ſan ſigilzprokale
ſigilz. Diſtſigilzprokale ſigilzprokale.

ou.

oy.

oe.

ei.

Kou = κη. down = τυν.

rōyf = ρυβε. ik stoyl = ih stal.

koem = κυμμελ. ſoeb'm = ſζβεν.

KU-0658-4.6

[Seite 4]

leim = le,m (Erdart). **ein** = ain
tvei = tsvai. **drei**³³³¹ = drai.

III. „Gebrochene Diftonge“. Hir folgt umgekehrt der breitere Vokal dem spitzen oder gequetschteren. Di Aussprache erfolgte durch den Einfluß eines folgenden **r**, das nun im Pd. verschwunden ist. Aber ausnamslos sind dise Diftonge lang, und werden daher von mir mit dem Längenzeichen nicht³³³² weiter versehn. (~). Es sind

[1. **oa**, von mir ni notirt, da ich es nur im Munde einzelner weniger hörte³³³³, die dem Hd. sich annähern wollten, z. B. voa (hd.³³³⁴ va,r, ἀληθής), hoa (hd. ha,r, θρίξ) .

2. **uo**. Alle dise spricht man im

3. **yø**. Umgangs-Hd. stets statt der

4. **ie**. gedehnten Vokale **u**, **y** und **i**, vor **r**. Im Pd. können aber

auch di reinen gedehnten Vokale davor bleiben, und di entsprechenden Wörter werden dann stets genau von den Wörtern mit gebrochenen Diftongen unterschieden.

buo Bär, aber

muo Mor.

ik hyø ich höre.

ik byø ich hebe.

mie mehr.

ik vie ich wär

vie Drat.

bū, Bauer.

mū, oder **mu**,e Mauer.

hỹ, Häute.

bỹ, Kissen-Überzug.

mĩ, Vogelmeier³³³⁵, Stellaria.

vĩ, Weide (Baum).

³³³¹ Davor gestrichen: „drai“.

³³³² Darunter gesetzt, darüber gestrichen: „sind“.

³³³³ Dahinter gestrichen: „n“.

³³³⁴ Davor gestrichen: „d“.

³³³⁵ Gemeint ist „Vogelmiere“.

[Seite 5]

Auch das kurze **e** vor **r** ist überall außer bei Endungen³³³⁶ verwandelt in das breitere **ε**, wobei dann im Pd. das **r** ausfällt, die Silbenlänge aber in schwachtonigen Endungen nicht gewahrt wird.

dei **hē**, ländl. **hã** der Herr.

Mz. **dei hēn**, auch **hē'n** die Herren.

dei še, bbe der Schäfer.

grō, t groß. Kompar. **grōdde**.

Superl. **dei grōtst**.

In der hd. Umgangssprache habe ich in ganz Nord-Deutschland immer nur geschärft **εr**, nicht **er** gehört; und dagegen gedehnt fast immer **e, r**, und nur bei solchen „die sich bemühten“ auch wol **ε, r**.
Z. B. **der hεr**, **hεršen**, **velhεr**, **besser**, **lεrhe**; gedehnt **le, ren**, **geve, ren** (geschr. gewähren), **ve, rent** (geschr. während).

Zu beachten also, daß nicht gedehntes **ε** pd. stets auf ausgefallenes **r** zurückweist, ebenso wie die „gebrochenen Diftonge“.

Sonst kann die Länge des Vokals (ich meine nicht die Dehnung!) auch darauf hinweisen, daß eigentlich eine Media auslautet, und auf sie noch ein **e** folgen sollte. – Fälle:

³³³⁶ „außer bei Endungen“ nachträglich oben eingefügt.

Prof. Dr. J. H. Heinr. Schmidt.

Hagen i. W., den

außer bei Lüdungen

Auf der Länge e vor r ist ebenfalls eine
 wandel in der Lauten e, wobei dann
 im Pd. der r ausfällt, die Vorkauten aber
 in jenen Lüdungen nicht ersicht-
 lich sind.

dei hē, ländt. hā der haur.

Wj. dei hēm, auf hē'n di haur.

dei zebbe der zifofur.

grōt groß. bouyar. grodde.

Vergl. dei grōtst.

In der jid. Dargestellung der Sprache ist
 die ganz Nord-Deutschland immer nicht
 gesprochen er, wie er gesprochen; und immer
 gegeben sein immer er, und nicht bei
 jenen „die sich bewahren“ nicht mal er.
 Z. B. der her, herten, velher, besser,
 lerge; gegeben leren, geeren (yaffa
 gaudofur), verent (yaffa wiffrant).

Zu beachten also, daß nicht gegeben
 e jid. jalt auf rückfallend r zu
 rückweist, absond. wie die „geborenen
 Diphthonge“.

Kauf kann die Länge der Haken
 (auf meine nicht die Diphthonge!) nicht dar-
 stellen, daß eigentlich eine Studie
 überbrücken, und auf die noch ein e folgen
 sollte. — Fülle:

[Seite 6]

nā = „Narr“. Dagegen **na** (mit verschiedenen Akzenten: ná, nà, nǎ) di bekannte Interjektion.

dat lof das Lob. **lō, b'm** loben.

ik lō, f ich lobe.

do, f taub. **dei do, ve Kiel** und **dei dō, Kiel**.

do, t tot. **dei dō**, der Tote.

dei do, d'n di Toten.

do, riʒ tot.

Man siht, **dei dō**, lautete ursprünglich mit (dentalem) **r**: **dei do, r**.

dei daʒ der Tag. **dei dō, ʒ** di Tage.

dε, ʒliʒ (one Länge der 1. Silbe) täglich.

vag'n wagen. **ik vō, ʒ** ich wage.

ʒi, vō, ʒt ir wagt.

dei reīʒ di Reihe. Vergleiche mit

deiʒ Teig.

dei sti, ʒ der Steig. **dei stī, ʒ** di Steige.

ik stī, ʒ ich steige.

du stiʒst, hei stiʒt; vi, sti, g'n, ʒi stī, ʒt.

—
Eine andere Länge der Silbe wird durch summende Mitlauter (Liquidae)

l, m, n und **ŋ** veranlaßt.

Vgl. **hei stilt** er stihlt.

ʒei stil't ie kint si stillt (säugt) ir Kind.

dei valt Wald.

val't wallt.

[Seite 7]

gelt Geld. **gel"t** gilt oder „gällt“.

Man unterscheidet also genau:

Dat gelt gel"t das Geld gilt.

hei kynt er kommt. Aber

hei brum"t er brummt.

dei im" ꝥum"t die Bine summt.

dei ꝥyn³³³⁷ di Sonne, oder di Sünde.

dei vint der Wind.

hei vin"t er windet.

dei zuŋ der Knabe.

dat³³³⁸ **zuŋ"** das Junge eines Tires.

dei zuŋŋe kat und **dei zuŋ" kat** di
junge Katze.

hei ŝent er schenkt, oder **hei ŝenkt**.

hei ꝥiŋ"t er singt.

Wir unterschiden auch damals noch in
der hd. Umgangssprache sehr genau:

Halt! dær donnær hal"t.

Er komt; aber **er brum"t, ꝥum"t** usw.

Di, gra, ꝥsaft Kent; aber **er ken"t.**

Er ŝalt miꝥ; di trommel ŝal"t.

In der Aussprache auch genau zu
unterscheiden

'n und 'n"; 'l und 'l"; 'm und 'm"; 'ŋ und 'ŋ".

ik vak'l ich wackele. **vak'l"** wackeln.

ꝥei hep'm" kræ,g'ŋ =

ꝥei hep'm em kræ,g'ŋ si haben ihn gefaßt.

ꝥei kœ'n" niꝥ kri,g'ŋ = **ꝥei kœ'n em niꝥ kri,g'ŋ.**

³³³⁷ Über „y“ gestrichen: ”.

³³³⁸ Gebessert aus „dei“.

gelt Geld. gelt' gilt oder "güllt".

Wou ünkröffidan wäp' gauräi:

Dat gelt gelt' der Geld gilt.

hei kynt ar kommt. Oher

hei brumt ar brümmt.

dei i'm' ju'mt di Lina pümmt.

dei sijn' di Fouu, oder di Fünde.

dei vint der Wind.

hei vi'nt ar viindat.

dei gu' der Guude.

dat gu' der Jünger ainab Linnab.

dei gu'pp kat und dei gu' kat di
jünger Bortze.

hei sent ar s'pant, oder hei sent.

hei sijn' ar jing.

Wou ünkröffidan wäp' d'wärd' wäp' in
der fd. Wugung' f'wäp' J'wäp' gauräi:

Halt! der donner halt.

Er kommt; aber Er brumt, ju'mt i'w.

Di groß'raft Kent; aber Er kent.

Er salt mich; di trommel salt.

In der Rüb'f'wäp' wäp' gauräi zu
ünkröffidan

'n und 'n'; 'l und 'l'; 'm und 'm'; 'y und 'y'.

ik wak' l if wak' l. wak' l' wak' l'.

Sei hep' m kreg' m =

Sei hep' m em kreg' m si fub'w' i'w' gauräi.

Sei koe' n nih krig' n = Sei koe' n em nih krig' n.

[Seite 8]

Konsonanten.**I. Fluss-Laute³³³⁹, Liquidae.****r** dental.**l****m****n****n** nur ländlich (Stöllnitz α) palatal,
wi wenn ein **j** folgen sollte.Beisp. **tran**´t verzogenes Mädchen.**tren**´t´liʒ verzärtelt.**pun**´t Pfund.**Ń** Kehl-**n**, nicht mit dem französischen
Laute zu verwechseln, der so heißt
weil man ihn **nicht** durch die Nase
spricht (Lucus a **non** lucendo).**II. Dentale Zischlaute.**hart **S** geschr. im Hd. **ß** oder **s**.hart asp.³³⁴⁰ **š** geschr. im Hd. **sch**.weich **f** geschr. im Hd. **f**.³³⁴¹weich asp. **ʒ** das französische **j**.**III. Lippenlaute.**hart. **p**.hart asp. **f**.weich **b**.weich asp. **v**.**III. Kehllaute.****k** geschr. hd. **k**.**g**ʒ geschr. hd. **ch**.γ weiche Aspirata kaum
im Pd. vorhanden.³³³⁹ Davor gestrichen: „Unt“.³³⁴⁰ aspiriert.³³⁴¹ Schmidt unterscheidet hier zwischen <š> und <ʒ> der Schriftsprache, jedoch stimmt die Aussage nicht ganz, da er z. B. die Auslautverhärtung nicht berücksichtigt, vgl. z. B. [ra:zŋ] rafen, [ra:st] (er, fie, es) raft, [vɛspə] ʒɛfɛ, und andere Schriftkonventionen außer Acht lässt, z. B. [ʃte:ts] ftets (statt *ʃtɛts) usw.

8)

Konsonanten.

I. ~~Mat.~~ Fluss-Laute, Liquidae.

r Dental.

l

m

n

ri nur ländlich (Köllnisch) zulässig,
wie man ein j folgen sollte.

Leiff. trant nachgeant Mädfen.

trant'lich mozt'atalt.

puirt Pfänd.

v Kaff-n, nicht mit dem französischen
Laut zu verwechseln, der so heißt
weil man ihn nicht durch die Nase
spricht (Lucus a non lucendo).

II. Dental Zifferlaute.

laut s ziffer. im hd. B oder C.

" af. S " " " f.

weiff " " " f.

" af. S das französische j.

III. Linguallaute.

laut p.

" af. f.

weiff b.

" af. v.

III. Nasallaute.

k ziffer. id. k.

h " " g.

g

g weiff Abficht im
im hd. vorlauten.

KE-000-1111

[Seite 9]

k lautet ganz anders vor dem breiten (d. i. reinen, italienischen) **a** und den Spitzlauten, als den Quetschlauten, wo es fast zischend ist, im Hd. wi im Pd. Aber dis durch verschidenen Buchstaben zu bezeichnen, ist untunlich, da z. B. **k** vor **ε** weniger zischend ist als vor **e**, mehr noch vor **i**. Di Organlage welche jene Vokale bedingen, sind ja untrügliche Wegweiser. Derselbe Fall ist bei **ſ** je nach **a**, **ε**, **e**, **i**. Erst wenn der Schwabe abweichend z. B. das **ſ** in **miſ** ausspricht wi das in **daſ** (Dach), benötigt³³⁴² man eines Unterscheidungszeichens.

IV. Halbvokale.

H wie im Hd. jetzt.

j fehlte in dem Pd. von Gadebusch; dafür immer obiges **ʒ**, z. B. **ʒi**,, ihr, wi wenn frz. **ji** geschriben stände. Nur in ländlicher Sprache **j** vereinzelt im Inlaut und sogar Auslaut:

e,je, stätisch **aie** Eier.
p'rdulj Tumult.

W (das englische) vereinzelt auf dem Lande, z. B. **twisk'n** zwischen.

³³⁴² Dahinter gestrichen: „e“

12)

Prof. Dr. J. H. Heinr. Schmidt.

Hagen i. W., den

K lautet ganz anders vor dem weiblichen
(d. i. weichen, italienischen) α und dem
Fingerglöckchen, als dem Ginstpflöckchen, wo
es fast ziffend ist, im Gd. wie im Pst.
Aber die Lösung nachhermann Briefchen
zu bezichtigen, ist unendlich, da z. B.
K vor ϵ manigmal ziffend ist als vor
 e , mehr noch vor i . Die Oxytonen
wählen ja die Hohlkante bedingten, sind ja
unabhängige Monosyllabe. Dasselbe Fall
ist bei h ja nach α, ϵ, e, i . Fast man
die Hohlkante abhänigend z. B. das h im
mit ausgesprochen wie das in das (Gd),
benötigt man nicht Unterscheidung,
zweifeln?

IV. Hohlkante.

h wie im Gd. jetzt.

j fallen in dem Pst. von Gerdabüß;
dafür immer abigab γ , z. B. Gij, ifr,
wie man fast je geschrieben können.
Hier in köndlicher Sprache j manigmal
im Talarit und jenen Talarit:

ese, partisch die Gier.

p'rdulj Tarmult.

no (das angliche) manigmal auf dem Lande,
z. B. twist'n zwissem.

VI-10000 R

[Seite 10]

Akzente.

Accentus aus ad-cantus bedeutet

„Beigesang“; ebenso προσωδία aus

πρός „bei“ und ᾠδή Gesang. Nach der verständnislosen Verballhornisierung Gottfr. Hermanns soll „Prosodi“ nun die Silbenlänge bezeichnen.³³⁴³

Jede Silbe hat natürlich ausnahmslos ihren bestimmten Ton. 5 im Pd.

– Mittelton, ni mit starkem Iktus, hat die Mehrzahl der Silben, und er zeichnet also nicht aus.´ Hochton, gewöhnl., Oberquinta oder Terze dazu. liben.` Tifton, Unterterze &³³⁴⁴. liben^ fallender Ton. da!v steigender Ton. da?Stärke des Tones durch denIktus ., •, noch stärker ••³³⁴⁵.

Beispiel.

Bi·st dū, dà, ∴ gévé, ∴ féñ?³³⁴⁶

Ich bezeichne die Akzente in den Texten für gewöhnlich nicht, noch

³³⁴³ Gottfried Hermann (1772-1848), Professor in Leipzig. Schmidt bezieht sich auf dessen griechische Grammatik, dort heißt es z. B. „[d]e Prosodia“: „Ac primum quidem quod ad mensurae syllabarum notationem attinet, plerique in eo peccant, quod nunc vocales natura longas, maxime sequente duplici consonante, ut breves proferunt, nunc autem vocales natura breves, quae aut accentum habent, aut positione consonantium syllabam longam constituunt, aut in versibus numeri auxilio producuntur, aut denique extremae in vocalibus sunt, ita pronunciant, ac si natura longae essent.“ Hermann, Gottfried: De emendanda ratione Graecae grammaticae. Pars prima. Accedunt Herodiani aliorumque libelli nunc primum editi, Lipsiae 1801, S. 9.

³³⁴⁴ Kürzung, Zeichen nicht deutlich zu erkennen.

³³⁴⁵ Die Punkte stehen eigentlich alle übereinander, siehe Faksimile für die genaue Darstellung.


³³⁴⁶ Siehe Faksimile für die korrekte Darstellung.


Akzente.


Accentus nūb ad-cantus bestūdet
 „Lairgfang“; ebnupe ropoqdia nūb
 rpos „bai“ nūd epdij Gupung. Stouf dā
 wargpōnduiclopun Markollfōrui pinūng
 Goldfr. Jronuub toll „Kupodi“ nūb di
 Tilbauūngē bapiguan.


Jada Tilba Jot melūvliū nūb nūm,
 lot inen bapimūden Ton. 5 im Rē.

— Mitteldou, ni mit parkam Tklūb,
 Jot di Wafuzel der Tilbau, nūd ar
 zūgnat welp nūf nūb.

1 hōfflon, gūmōnt. Okarqūinda oīdar
 Tarza dazū.  liben.

2 Ziflon, Mubrotarza et.  liben

3 fullander Ton.  da!

4 paigander Ton.  da?

Körke ab Tonab dūng dān
 Tklūb, i, nof pūrkav :.

Lripzil.

Bist dū dā gēvēfēn?

Taf bapigua di Akzente in den
 Tuzen für gūmōnliū nūf, nof

[Seite 11]

seltener di Ikten, ausgenommen
 wo di Modulazion zu zeigen ist.
 Oder um Zweideutigkeiten zu vermeiden, wi z. B. das hd. „ja“ alle 5 Akzente haben kann jedesmal mit abweichendem Sinn:

jā já jà jâ jǎ

Oder wo das Hd. (so häufig!) warscheinlich³³⁴⁷
 ganz wi das Alt-Ägyptische dem Wort

durch einen verschidenen³³⁴⁸ Akzent
 di *umgekehrte* Bedeutung gibt, z. B.

Du, bist in Pari,s geve,ßen ist one
 Zweifel ausgesprochen.

Du, bist ꝥꝐꝑꝑer³³⁴⁹ in Pari,s geve,ßen d. h.
 es könnte vileicht sein.

Du, bist ꝥꝐꝑꝑer in Pari,s geve,ßen =
 Es ist sicher (zuverlässig) daß
 du in Paris warst.

Ebenso bei gevīs und gevís.

So gebe ich auch bei den Wörtern
 di das hd. „ja“ nach seinen verschidenen
 Bedeutungen, und mit verschidenen
 Akzenten, vertreten, di Töne oft an.

(3ω, 3o, und 3e, alle drei noch verschiden akzentuirt, und obendrein in Kombinationen mit einander).

³³⁴⁷ Das „h“ am Ende des Wortes unvollständig.

³³⁴⁸ Davor gestrichen: „V“.

³³⁴⁹ = sicher

Jalkunen di Thken, nubyanomenen
 mo di Modulationen zu zeigen ist.
 Odo im Jussivkündigen zu ver-
 mieden, mi z. L. das fd. "ju" alle 5
 Abzante haben kann jedoch mit
 abweichendem Sinn:

jä ja jä ja jä

Oder mo das hd. (so für sich!) vorzüglich
 ganz mi das Alt-Hyppischen im Nomen
 Sines sinen & vorzüglich Abzant
 di imykalpota bedienung gibt z. L.

Du bist in Paris gewesen ist nun
 Zweifel ausgedrückt.

Du bist sicher in Paris gewesen ist
 es könnte nicht sein.

Du bist sicher in Paris gewesen =
 so ist sicher (zuverlässig) daß
 du in Paris warst.

Knapp bei gewis und gewis.

So geht es auf bei den Modellen
 di das fd. "ju" nach sinen vorzüglich
 Sines sinen, und mit vorzüglich
 Abzanten, malsten, di Töne oft an.
 (ga, go und ge, alle drei nach vorzüg-
 lich abzantlich, und abzantlich in
 Kombinationen mit sinen).

[Seite 12]

Ebenso gebe ich im Glossar und in Texten di Akzente der Empfindungswörter an, insofern verschiedene Empfindungen so zum Ausdruck gelangen.

Di Unterschide in den Sprachen sind sehr groß, z. B. wird im Engl. der einfache Aussagesatz modulirt wi im Deutschen der einfache Fragesatz; der engl. einf. Fragesatz wi unser Aussagesatz.

Das Alt-Lateinische ist eigentümlich durch di abwärts gehenden Tonreihen des Fragesatzes; das Griechische ebenfalls abwärts fallend, dann aber bei mehrwortigem³³⁵⁰ Satz wider gegen den Schluß zum Hochton übergehend. Ich fand di wissenschaftlich erschlossene Modulazion der lat. Sprache sofort in Italien wider. Di in der Studirstube erschlossene Modulazion des Französischen fand ich sofort bei sprechenden Franzosen bestätigt. Di Sache ist außerordentlich lehrreich und wichtig; und nur wenn man die Modulazion mit überlifert, überlifert man auch di jetzige lebende Sprache. – Aber schon im Grich. spreche ich grundverschiden aus

ἀγαθὸς ἀνὴρ und ἀνὴρ ἀγαθός, und one di Ikten zu ändern.

³³⁵⁰ Davor gestrichen: „wo“, „o“ dabei nur angedeutet.

12.)

Lebens geht in im Kloster und im
Tage die Abzucht der Längstündigkeit,
während an, in solchen vorzüglichsten Läng-
stündigkeiten zu zum Ausdrück gelangen.

Die Druckstoffe in den Tönen sind sehr
groß, z. B. wird im Läng. der einfache
Körpersatz modulierend wie im Druck
der einfache Körpersatz; der angl.
einf. Körpersatz wie im Druck.

Der Alt. Druckstoff ist eigentlich
auf dem die oberste gefundene Ton-
weise der Körpersatz; der Quersatz
abwärts abwärts fallend, dann aber
bei ~~der~~ unvollständigen Satz wieder
gehen der Ton zum hohen über,
ganz. Ich fand die unvollständig
vollständige Modulation der Lat. Töne
selbst in Italien wieder. In der
Hindenburg vollständige Modulation
der Töne ist fast in jedem bei
geordneten Tönen sehr deutlich. Die
Töne ist unvollständig langsam
und mühsam; und nur wenn man die
Modulation mit überliefert, über,
liefert man auf die jetzige Lage der
Töne. — Aber schon im Quersatz
ist gründlich zu sein

αυτός εἶπε und εἶπε αὐτός, und
an die Töne zu ändern. 12-0629-45

[Seite 13]

Wenn man z. B. ik har (ich hatte) schreiben will, weil es doch heißt harre (hatte er): so ist es geradeso, als wenn man im Grich. schriebe

σώματ wegen σώματος³³⁵¹

Ἄτλαντς wegen Ἄτλαντος,³³⁵² oder

εἴληβμαι statt εἴλημμαι

εἴληβσαι statt εἴληψαι

εἴληβται³³⁵³ statt εἴληπται³³⁵⁴

oder lateinisch:

homon wegen hominis³³⁵⁵

segets wegen segetis³³⁵⁶

lact, di Milch, wegen lactis.

Dann wären auch di alten Sprachen ein Buch mit sibem Sigeln, wi es einst di Sprache Reuters sein wird: in sich voller Widersprüche; Satzbau und Wortstellung nicht in Einklang mit den Wort-Monstra; Zusammenziehungen unbegreiflich; Modulazion ad libitum nach den Gesetzen di später im Deutschen herschen werden.

³³⁵¹ Genitiv Singular von σώμα ‚Leib, Körper‘.

³³⁵² Genitiv Singular von Ἄτλας ‚Atlas‘.

³³⁵³ „β“ korrigiert aus „π“.

³³⁵⁴ mediales Perfekt des Verbs λαμβάνειν ‚nehmen, annehmen‘: εἴλημμαι 1. Pers. Sg., εἴληψαι 2.

Pers. Sg., εἴληπται 3. Pers. Sg.

³³⁵⁵ Genitiv Singular von „homo“ ‚Mensch‘.

³³⁵⁶ Genitiv Singular von „seges“ ‚Saatfeld, Feld‘.

Prof. Dr. J. H. Heinr. Schmidt.

Hagen i. W., den

Wenn man z. B. ich hat (ich sollte) geschrieben
 sein will, weil es doch heißt hatte
 (sollte er): so ist es wunderbar, als wenn
 man im Griech. geschrieben

ἄνθρωπος ἄνθρωπος
 ἄνθρωπος ἄνθρωπος, oder
 εἰς ἄνθρωπον εἰς ἄνθρωπον
 εἰς ἄνθρωπον " εἰς ἄνθρωπον
 εἰς ἄνθρωπον " εἰς ἄνθρωπον

oder lateinisch:

homo homo
 segetis segetis
 lact, si Milch, homo lactis.

Wenn man nun auf die alten Texte,
 die sie häufig mit ihren Titeln,
 wie es sind die Texten der
 die sind: in viel vollen
 Texten und Manuskripten
 die sind mit den Manuskripten;
 Zusammenstellungen sind
 Modifikationen ad libitum
 die sind im Drucke

[Seite 14]

dd, bb, ff, gg sind eigentlich ungenau: der Anschlag ist wie der einer Tennis, der Abschlag wie der einer Media, also **td, pb** u.s.w. Aber ganz werden beide ja nicht gesprochen, auch nicht **hd, tt, pp** u.s.w. In der Zusammensetzung erst tritt volle Artikulation ein, z. B. **hd.** „aus-sehn“, „auf-fangen“, „mit-tragen“: und da schreibe ich deutlich **u, t-trek’η, af-fa’η** u.s.w. Also Missverständnis nicht möglich; und ideal genau läßt sich dergleichen nun einmal nicht anordnen; das Beste ist der Feind des Guten.

Man darf nicht so trennen:

u, t ’n hū, s, up ’n bet u. dgl.

Schon die Aussprache ist dagegen; aber auch die ganze **pd.** Wortstellung, Satzbau Modulation. Alles Enklisis, keine sogenannte Proklisis wie im Griech., Französisch. u.s.w., überhaupt den romanisch-griechischen Sprachen. Das **Hd.** ist nicht ganz konsequent, wo hat also z. B. **’s_ist, ’s_hat** jemand gesagt. Das ist nicht **pd.** **’T is** ist nur falsche Schreibart derer die das **Hd.** unbewußt nachahmen.

Pd. sagt man also z. B. auch nicht (wie man so oft geschrieben findet):

’T is gout, sondern vielmehr **Dats gout**, also mit Enklisis, nicht Proklisis. Der ganze Satzbau fordert es außerdem gebieterisch.

Hinsichtlich der Bruchdiftonge noch die Bemerkung, dass³³⁵⁷ **mhd. ie, us** ganz anders sind: **i, e, u, o.** Noch anders westfälisch **ie : iē**

³³⁵⁷ In lateinischer Schrift geschrieben: „daß“.

dd, bb, ff, gg sind eigentlich ungermanisch:
 der Aussprache ist wie der russische Laut, der Aussprache
 wie der russische Laut, also td, pb u. s. w. Aber
 ganz modern beide ja nicht gesprochen, vielmehr ist
 tt, pp u. s. w. In der Zuspitzen aufsprache sind
 nicht volle Artikulationen wie, z. B. ist „wub-jeß“
 „auf-fangen“, „mit-bringen“: und die Zuspitzen
 ist deutlich ut-trek'n, af-fa'n u. s. w. Also
 Mitbewusstsein nicht möglich; und ideal
 genau ist sich zu vergleichen wenn einmal nicht
 auszuweisen; das Letzte ist der Laute des Guten.

Man darf nicht so tun:

ut in hys, up in bet u. dgl.
 Wenn die Aussprache ist gegeben; aber
 nicht die ganze ge. Wortbildung, Wort-
 oder Modulation. Alles Subjekt, kein
 germanische Proklisis wie im Griech., Franz.
 u. s. w., übermäßig zu romanisch-germanisch
 übertragen. Das ge. ist nicht ganz kopiert,
 was fast als z. B. 'tis, 't' hat jemand
 gesagt. Das ist nicht ge. 'Tis ist nur
 folgende Zuspitzen davon die das ge. in,
 Laute nicht auszuweisen.

kd. folgt man also z. B. nicht nicht (wie
 man so oft geschrieben findet):

'Tis gont, sondern vielmehr Dats gont,
 also mit Subjekt, nicht Proklisis. Der
 ganze Satzbau fordert ab nicht nur dem
 Subjekt.

Hinsichtlich der Bruchdiphthonge noch die
 Bemerkung, daß mhd. ie, wo ganz modern sind:
 je, jeo. Nach andern westlich ie: ië

2. 4 Besprechungsformeln

[Seite 1]

Für Haben³³⁵⁸ | Unser Herr Christus kam
geritten er kommt mit leisen Schritten.
Nun kniet er nieder auf den Sand
und nahm die Geburt in seiner Hand

Für Kolenbrand³³⁵⁹ | Rot is dei Kreft, kolt is

dei doden Hand, dat is för den Kolenbrand

För verfangen³³⁶⁰ | Du hast die verfungen

im Wasser und im Wind Maria brachte ein
liebes Kind | und Weihdag aus Fleisch
mit Namen Gottes³³⁶¹

För Magen | Stück von Sack Stück von Mag

Stück von oll Wien dormit still ick dien oll
Weihdag in Liev mit Namen Gottes

för Pocken | Christus ging übers Land und

was er fand war eine tote Hand mit Namen
Gottes

³³⁵⁸ = „Hamen“, hd. ‚Nachgeburt‘.

³³⁵⁹ Wohl = Kolik.

³³⁶⁰ Verfang: Krankheit bei Rindern, Blähungen.

³³⁶¹ Reihenfolge unklar, könnte so lauten: [...] im Wasser und im Wind und Weihdag aus Fleisch Maria brachte [...].

für Leben | Von der Gabe Schriftens dem
 gewillten zu demselben mit diesem Bescheid.

Dieser Brief zu werden auf dem Land
 und wogegen die Gabe in diesem Land.

für Lebensbescheid | Dies ist die Kraft, dass es
 die letzten Land, das es für den Lebensbescheid

für Menschen | Die fühl die menschlichen
 im Körper und im Mind Mensch bescheiden in
 dieses Land sind Pflichten und das ist Schrift
 mit demselben Gabe

für Menschen | Dies von dem Dies von dem
 Dies von all dem demselben still ist dem all
 Pflichten in dem mit demselben Gabe

für Posten | Schriftens gegen dieses Land sind
 was zu dem demselben demselben Land mit demselben
 Gabe.

[Seite 2]

Für Brand | Brand steh still für Wasser des

 Jordans wo³³⁶² unser Herr Christus mit getauft
 ist mit Namen Gottes

Blut stehn | Blut Blut Blut du sollst

 stille stehn als die ungerechten von
 Himmel stehn mit Namen Gottes

Für Rücken | Hast du beim Rücken sollst liehren

 Pein hast du allein mit Namen Gottes

Für Kühe | Weiter Welt du polter Geist

 weiß du nicht wie Jesus heißt die dir
 den Kopf zertreten denn du gehst fort
 gint³³⁶³ diesen Ort im Namen Gottes³³⁶⁴

Für Rose³³⁶⁵ | Der See liegt im Sande das Fleisch

 das liegt in Butten³³⁶⁶
 Ros der Schwulst und Weihdag da kam der
 heilige Geist und machen alles aus das Fleisch
 im Namen Gottes

³³⁶² Darüber gesetzt, gestrichen: „mit“.

³³⁶³ Lesung unsicher, womöglich = „günt“, hd. ‚jenseits‘, ‚drüben‘. Das Wort ist – wenn auch in etwas anderer Form – noch nachweisbar in Spöhk, S. 129: „Letzt gu^eng ik z’Abens noch alleen / Doa^e ju^enne bi de Eken“. Laut MWB, III, S. 1131, handelt es sich um „ein absterbendes Wort, das heute meist durch *achter*, *dræben* oder durch Umschreibungen ersetzt ist“.

³³⁶⁴ Die Formel weist eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Ende eines Spruchs aus dem Beschwörungsbuch „Doctor Faust’s großer und gewaltiger Höllenzwang“ auf, dort heißt es: „Lucifer, Lucifer, Lucifer, du Obrister der Teufel! Nun höre die Stimme meines Mundes durch die Gewalt und Krafft Gottes! Nun trete ich mit meinem Fuße an die Pforte der Hölle durch die Krafft und Gewalt Gottes in dieser Beschwörung, wodurch ich die Thore und Riegel der Hölle aufsprenge und dich, Lucifer samt deinem Anhang, also quäle, martere und peinige, daß du alle Qual der Verdammten empfinden sollst, und das so lange, bis du mir diesen begehrten Geist Aziel in sichtbarer Menschengestalt eines zwölfjährigen Jünglings gesendet hast. Darauf mache ich den Anfang durch das Wort, das Fleisch geworden ist aus einer reinen Jungfrau, deren Name Maria, die dir den Kopf zertreten hat, so wahr als Amen.“ Zit. nach: Scheible, J[ohann].: Das Kloster. Weltlich und geistlich. Meist aus der ältern deutschen Volks-, Wunder-, Curiositäten-, und vorzugsweise komischen Literatur. Zur Kultur und sittengeschichte in Wort und Bild. Zweiter Band: Fünfte bis acht Zelle, Stuttgart, Leipzig 1846, S. 819. Nach Scheible soll das Buch im ersten Viertel des 18. Jh.s in Österreich gedruckt worden sein (ebenda, S. 20, Anm.). Die Ähnlichkeit zu hier transkribierten Formel ist jedoch auffällig und erklärte auch das „die“ darin, dessen Bedeutung sich so kaum erschließt, da nicht zu erkennen ist, auf wen es sich beziehen soll. Die Passage wirkt deshalb wie ein Versatzstück, das aus einer anderen Quelle übernommen worden ist.

³³⁶⁵ Hautkrankheit.

³³⁶⁶ Butt, Pl. Butten: ‚Klumpen, Haufen‘.

dein Lohnd | Lohnd auf still dein Wappen das
 Gerüst ~~mit~~ ^{von} unserm Gort Christi mit verknüpft
 ist mit dem Gotted

Lied Psal | Lied Lied Lied du sollst
 Willa Psal als ein ungerichtet von
 Himmel Psal mit dem Gotted.

dein Mitten | Ist das beim Mitten sollst hieher
 sein fast das veltier mit dem Gotted

dein Geist | Mitten Welt du golden Geist
 weiß du weiß ein Geist Geist du den
 den Kopf zerknuten dann du wusst fast
 wird diesen Art im dem Gotted

dein Kopf | den den hing im Verda der Geist
 was hing im Mitten
 Das den Schmuck und Mithrey der dem den
 feinen Geist wird wiser veltier mit dem Geist
 im dem Gotted.

[Seite 3]

für Rose | Der See liegt im Sande das Fleisch

 liegt im brennen Rose Feuer Rose
 laufen. Rose weiße Rose Knaken Rose
 und Schwulst und Weihdag da kam
 der heilige Geist und machen alles aus
 das Fleisch mit Namen Gottes

Der See liegt im Sande das Fleisch liegt im
 reisen Fluß und Schwulst und Weihdag
 da kam der heilige Geist und machen den
 reisen Fluß und Schwulst und Weihdag
 aus das Fleisch mit Namen Gottes

Für Brand | Brand steh still im Wasser des

 Jordans wo unser Herr Christus in getauft
 ist im Namen Gottes

Für Feuer der Schweine | Wo[...]rt³³⁶⁷ dei Häben wo

 roth [?] dei Krebs das Feuer verbleibt im Namen Gottes

³³⁶⁷Nicht lesbar, „Wo oort“?

für Kopf der Pan hängt im Norden des Hauptes
 hängt im braunen Kopf ferner Kopf
 braunen Kopf weißen Kopf braunen Kopf
 und Pfeilspitze und Pfeilspitze der Pan
 der furchigen Geist und wesen veltus sind
 des Hauptes mit warmen Geistes

der Pan hängt im Norden des Hauptes hängt im
 weißen Kopf und Pfeilspitze und Pfeilspitze
 der Pan der furchigen Geist und wesen der
 weißen Kopf und Pfeilspitze und Pfeilspitze
 sind des Hauptes mit warmen Geistes

für Lohnd / Lohnd hat still im Norden des
 Lohnd und seinen Lohnd Schrift in guten
 ist im warmen Geistes

für furchigen Pfeilspitze / Lohnd der furchigen
 wesen der furchigen Geist und wesen veltus sind
 des Hauptes mit warmen Geistes

[Seite 4]

Für verfangen | Unser Herr Christus ist

 erstarrt der soll kommen und stärken
 dies Pferd an fressen Wasser u.³³⁶⁸ Wind
 im Namen Gottes †††

Kolik nur für Menschen |

 Ich hab ein Stück vom schwarzen Tuch
 ich hab ein Stück vom schwarzen Tischtuch
 damit still ick die Bukbet³³⁶⁹ im Namen
 Gottes †††

Für Kolik | Du maurer³³⁷⁰ Kolik du sollst

 barsten du sollst nicht springen tau
 diesen solls dir nicht gelingen
 im Namen Gottes † † †

³³⁶⁸= und.

³³⁶⁹„Bauchbiß“, Bauchschmerzen.

³³⁷⁰Gemeint ist die ‚Gebärmutter‘, vgl. Staak, S. 173: „Bei Frauen und Tieren weiblichen Geschlechts wird die Krankheit zuweilen in der Gebärmutter lokalisiert, besonders wenn sich Komplikationen nach der Geburt ergeben, vgl. ‚Räwko‘. Die eigentliche Benennung ‚Maure‘ wird häufig erweitert durch Zusammensetzungen, die die Krankheitserscheinung wiedergeben, vgl. Colerus Oeconomiae Teil 1, p. 969: ‚Bärmutter‘ = das ‚Aufsteigen der Mutter‘; daselbst: ‚ein gewiß Stück vor die Colica, die Bärmutter = (Hebem. Nr. 356) genennt‘.“

dein Verlangen | Was für eine Schrift ist
 auf dem die soll kommen und schreiben
 das Pferd von demselben Namen in Kind
 im Namen Gottes +++

dein Recht wie dein Wunsch |

Ich habe ein Kind von demselben Kind
 ich habe ein Kind von demselben Kind
 damit soll ich den Willen im Namen
 Gottes +++

dein Recht | die meisten Rechte die sollst
 besitzen die sollst nicht verlieren den
 Namen soll die nicht verlieren
 im Namen Gottes +++

2. 5 Gedicht für einen Plattdeutschabend

Uns dörigste Plattdutsche Abend

18.02.2006

Schön gauden Abend, leiw Lied,
hüt is dat mal werres so wiet!

Dei dflb lett inlaad, wie dat bettes 29 Johr all wies
tau so'n richtig zünftig Plattdutschabendfies.

Wie freud'n uns, dat von nat in fiersu
mächtig völ Lüd uns hüt beien.

Ok ganz deil, utgewandeste Lombores sünd hüt hier,

dat freut uns ganz besonders viler. (üm bloß poor tau
nennen: Frieda, Gunda, Greti, Inge, Edith, ^{Errika} Kamelose, ^{Uk} ^{Mundling} Mariann)

Ja, dörich Johr heem wie nü all in dei Pöth rükt
üm na meckelbörger Ort kaakt, as sich dat gelüst.

He'm uns tauhüts mit völen Doentjes tau'n Lachen bröcht,

doruit sei vör'n Opublik dei Sorgen vergäten - wie heem't wenigstens ver-
- dat wie dilt Johr lies in'n Saal sünd, heem wie vör'n Johr ^{söcht.}

üm dat wie lies wirtschappen döbru, heem wie tau. ^{vspraken,} Kurse tau verdau-

30 Johr is 'ne lange Tied, so lang dörschtauholten, daduten ^{ken} wie
mie kö'n jü dat glöben, deum ick wies dorbie. — ^{nie,}

Dei Theatgroup (also dei Pingelhoff, Späldäl) mücht hüt probir'n,
üm mal so richtig werres juch Lachmuskelu ^{vsparis'n.}

Dei edten Hochdutschen kö'n nü leider nich all's verstän,

öwes dat Plattmaden hüt nu mal dootau a'n plattdeutschen

Nu mücht ick so'n lütten Trüchblick hollen, ^{Abend.}
doran erinnern sick woll noch wegges von ün's Ollen.

Tauerst heem wie uns dat vör'n Fragensutsluß utdacht,
üm heem so'n schüchternen Dufang maket.

Dei LPG lett fröhes jo noch vilben Sorrien slacht,
üm so kregen wie dor tauerst baten Fleisch aff.

- 2 -

Mit dei Johs'n hett dat all lang'e nich mies recht,
 so wies dem all immer vo'n Konsum wat danköft.
 As dei Husschlachtung dem vöörbie wies,
 geew dat nahes ok kei'n Fragensutdruß mieds.
 Vo'n DFD heem wie dem wisesmakt
 in glick dei duwelte lueng'n kaakt.
 Vo'n Slachtroff kei'n wie Bland in Fleisch köpen
 in dei Kaakpött wies'n ok immer grödder.
 So gi'n dat dem wises Johs in'n Johs
 in wie müpsten kaaken - maal hier - maal dor,
 Twischendörde wies ok dei Joang dran bi Frank's
 in ok ein Johs in dei oll Warnung bi Fru Wallasdi.
 Nu is dat all böten bequemes worden,
 wie kaaken in dei gröde Kök vo'n Kinnegorden.

Ganz good is bie dat ^{immer} verköpen dei Nahfrag;
 in dei dörig Johs heem'n sick dei Mengen vervielfacht!
 Tau Siedesteit, dat dat Titen ok recht,
 heem in wie noch gefüllten Schwimmbraden danköft.
 Wie beiden lüt ok noch meckelbörger Spies,
 dat is vör dei meisten gewiß wat Nies.

Ditt Johs hett dat ok ein wies mit Sponsoren kleppt.
 Herr Schmettes von dei (REAL)Windkraft Fölkow hett uns öwes-
 wie seggen em lies mit herzlichem Dank, ^{rascht}
 em interessiert ok dei meckelbörger Köök in dei plattditsche
 Inzwischen sünd noch wises Spei'n ingaten, ^{Sprake}
 an uns dadet hett ok Herr Ulrich Großmann.
 Em lüt'n dei Puten lüt up'n Giebbines Baarg
 in wat'n deif liei immer noch in Gasws.

- 3 -

Ok dei Jagdgenossenbraut Gebbin heft an uns dacht
 in der'n Kassenbestand beten lüries meket.

Wie freud'n uns in wichten uns bedanken,
 so kü'n wie hüt tau'n Jubiläum gröddere Spöi'ge maken.

Onses^(Ok) jude danken wie all für dei Trü in dei välen Jolen.
 wenn dat Publikum ok is intwischen ein annes woord'n.
 Jie heuen uns upmüntest, ünnes wises tau maken
 in so heuen wie stets werres maant kögen tau'n Kaaken.
 Bei Ölleren wüsd'n weniges in dei jungen Fragens müßt'n rau,
 hüt starr sei all so richtig der'n Luann.

Nu alle Helpers - egal up wegges Ost -
 wücht ick noch richten ein Dankeswurd:
 Weg Fragens stünn mie werres bit Kaaken bi Sied
 in weg heuen den'n Säl hübsch meket, all'n in der Fritied.

Nu tau dat ganze Tüten gelüest jock dat Drinken,
 jie brukeu bloß mal na dei Kellners winken.
 Trichtes dat fette Abendbrod paßt ünnes 'nen orrigen Sluck,
 denn heuen jie nachts ok kein Leeg mit juren Büük.

Bie Gropmundaers Tieden wies dat fröhles all so,
 wenn Swienslacht wüs, neten man makes richtide tau.
 Wie heu'n ok werres mit Fett (in Zucke in Rosinen bi dat Bland) wüch
 dormit dat so richtig wad na Meckelbörger Ost. Speart,

Nu lad'd jude dat hüt Abend man gaud smecken,
 denn kö'n jie öwes Jols noch oft dor an denken.

In'n Namen von uns Lieft'n wüschl' ick uns noch pover
 in dat dei plattdütsche Abend lie uns (an gemütliche Stei'n
 blüest wises Tradition.)

Un nu wüschl' ick väl Spaß mit dei, Flugelhoff Späldäl !!! Danke

Openblick noch:
 Wenn wie denn näches wat öken heu' ist dei Veranstaltung noch nicht rut,
 denn hüt'n wecke noch wat tau'n bestanen ut dei heuenkint rut.
 Ok baten ringen wies wüch verkieht, so as sück dat an'n lüftigen Abend gelüest.

3 Erzählungen

3.1 Bristow (Sprecher zwei)

1.

Also, dee Tätrooschn Fischer, see hemm fischt up denn Tätrooschn See un dor 'n goldn Häkt funn. Un früher wier doch in Sommer ümmer dee Königschuß. Wier sowieso in Juni. Donn hemm see seggt: „So, dat is 'n schön Häkt, denn möödn wie uphäägn to 'n Königschuß.“ Un denn hemm see em 'n Klock um Hals bunn, sünd ubbm See ruppfuhr, fuhr un hemm em donn uudn Kåhn ruutsett in dat Wåådrer rinn un hemm denn to gliege Tiet in denn Kaa, in denn Kåhn anne Siet 'n Kaadn inschnäädn. Un hemm seggt: „So, hier hemm wie rinnsett, un dor würn wie hemm naher wedrer ruudehåål [I.: Hm.].“ Un as nu naher denn sowiet wier, dat dee Königschuß wier, dor sünd se middn Kåhn ruppfuhr ubbm See un hemm denn ümmer fischt, wo dee Kaadn wier in Kåhn, oewer see hemm kein Häkt mieh'r funn. Hemm se to 'n Königschuß, hemm se em denn doch nich hatt.

2.

Eis wulln se 'n Brunn uutmädn. „Ja, wo moggn wie dat nu?“ „Jä,“ seggt dee Bürgermeister, „dat is ganz einfach. Ick schtieg as ierster, denn häng mie bääbm an, un denn kladdert ümmer einer nâh 'n annern dåål, un denn weidn wie jä, wovåål Kierls deip dee Brunn is. Un as sönn drei Mann unner em anne Bein baamel, denn säåder: „Nu täuf ma Oognblick, mütt mie ierst inne Fingern schpuggn!“ Donn leegn see aal unn in.

3.

Eis haan s' frisch Kuurn, wier Kuurn wier so schön uploobm, un donn wull se, wier dor 'n Schtorch in oder 'n Åddebör. Nu will wedrer jä ruutdrääbm waadn. Ja, wenn denn nu einer rinnergeiht, un jåågt em ruuder, dee perrt doch sovåål Kuurn dåål. „Wo moggn wie dat denn nu?“ „Ja,“ seggt dee ein, „daja ganz einfach. Wie komm bie un seddn ein ubbe Bõhr un denn dråågn em twei Mann rinn, un denn jåågder denn Åddebör ruut!“

3.2 Cammin (Sprecher eins)

Zo nu wi'ck må noch 'n Märchn vetell. Eën Gootsbesitzer, dee hett 'n Jung, un dat's 'n groodn Undoehg. Also, dee Bengl is gor nich to bruukn. Hee wier måol insäängt [= insägent], un sien Vadrer künn nix mit em upschtell. Hee mockt nix wiederer as Schelmschtüggns. Un ees goodn Dåogs, dunn isser wull all so 'n soemteihgn, achteihgn Johr ollt west, kümmta bie sien Vadrer rinn un seggt: „Vadrer, wie wann ja doch nich beid tosåom fahdrig. Ick gâh up Wannerschaft.“ „Gâh du zum Deuw!“ seggt hee, denkt oewa jo nich, dat dee Jung dat wohr mockt. Un dee Jung geiht los. Ees goodn Dåogs, nu is hee jä all dåogelang wandert un liggt nachts in 'n Busch un hett sich so von Mohrrööbm un Wruugn ernährt. Schlicht bekåom is 't em ja ook. Un dunn bejegnt em 'n Lumpmführa. Hett so 'n oll måogern Schimml vör 'n Wåogn un to denn seggter: „Du, kann ick nich beddn mitführn? Ick waa fuhrn, un du hannelst.“ „Jåo,“ seggt dee Lumpmführer. Na, hee schtiggt in Wåogn, un asser 'n Enn lang fuhrte, donn seggter: „Nee, ick schtieg wedrer uut, dit geiht mie to langsam.“ Un hee wandert wedrer un wandert. Un eenmåol bliffda [= blifft he] mirrn [= midden] in Busch nachts ling. Un hee mööt sich wohl noch ees so grååt mockt hemm, un donn süht hee inne Fiern 'n Licht. Nå, denkder, dor möödn ja Minschn sinn. Kiek doch dor må henn! Hei geiht nu up dat Licht los un asser dor rannkümmt, donn is dat 'ne Råuberhöhl, un dee Råubers, dee sittn an Disch un hemm oewa 'n anschtåndign Bråån [= Braten] ubbm Disch. Lååm [= läben] nich schlicht. Hee bedenkt sich gor nich lang, geiht rinn un mustat [= mustert] bie dee Råubers an. Ah jä, hee råubert je nu ook ümmer mit un nâh John, dunn schtaaf dee Råuberhauptmann von disse Bande. Un wiel hee sich nu all ümmer so in dat Råubernt hervordåhn hett, nu wåhl see em as Råuberhauptmann. Un dat hett nu all lange John so gâhn. Un dunn föllt em ees wedrer Öllerns Huus in. Denkda: Dee müddn ja nu all schteenollt sinn, kiek doch måol ees henn! Na jä, hee schmitt sich in 'n goodn Anzugg und geiht to Schtadt un lehnt sich dor 'n Vierjeschpann mit Tookutsch un lött sich von dit Jefåhrt nâh Vadrers Huus fuhrn, un will sich ees nåhde Öllern ümdohn. Dat Fuhrwaak, dat kümmt nu to Huus vörjeprescht un hee kümmt je nu hoch in Schale hinn ut denn Toowåogn ruut. Un dit is 'n Fall, dee bie denn Oll noch gor nich ees vörkomm is. Dee wunnert sich, dat bie em vör't Döör sönn Fuhrwaak vörführt. Un is niegelich, un geiht all ruut, un ubbm Tritt bejeegn [= begågen] sich nu diss bein [= beiden] Männer, un donn seggt

hee: „Goodn Dagg, Vadrer!“ „Nee,“ seggt dee Olla, „See irrn sich Herr, ick heff keen Jung, dee to mie Vadrer seng kann.“ „Un doch is't so,“ seggt hee, „Ick bün dien Jung Hellmut.“ Na, dee Olla kickt em richtig an un seggt dunn: „Ja, dat kann denn ook schtimm. Na denn kumm må mit rinn mien Soehn!“ Un bitt em Schtohl an, un dee ierste Fråog is: „Nu segg mie måol, mien Soehn, du hest ja so'n Fuhrwaak, dor mööt ja wat hinner sinn, wat büst'n nu eegntlich worn?“ „Räuberhauptmann,“ seggt hee. „Wat denn?!“ seggt dee Olla, föllt bienäh'm rüm: „Räuberhauptmann?“ „Jå.“ Dee Olla, dee is 'nee ganze Wiel schtill, un toletzt seggda: „Wenn du Räuber büst, denn mösst du ja goot schtähl künn. Ick waat die måol dree Uppgåobm jääbm, un wenn du dee, dee Uppgåobm erfüllst, denn kannst du dat Goot kriegn.“ „Un dee sünd?“ seggt dee Räuberhauptmann. „Ja, du sasst oewer Nacht mien Rietschimml uudn Schtall håål, dat keener wat jewohr watt.“ „Goot,“ seggt hee. Dee Olla, dee röppt oewer inne Schtadt bie't Riejiment [= Regiment] an un föddert sich söss Attelleristn [= Artilleristen] an, dee denn Schimml bewachn söll. Na jå, dee Schimml watt saddelt un een mütt up denn Schimml rien [= riden], un dee annern fief Mann, dee schtåhn üm denn Schimmel rüm. Nu kann ja nix passiern. Nachts, åoch so nåoh'n Mirrnacht kümmt dor sönn oll Mütterchen in'n Schtall, hett wat in'n Sack ubbm Nackn un seggt: „Jungs, kann ick hier nich beddn oewer Nacht bliem. Mie is dee Tiet to knapp worn, un ick heff ook dacht, hier in't Dörp is'n Kroog, oewer hier is ja keen Kroog, ick heff ook 'n lüddn Schlück in't Faß, jie koen lüddn drinkn.“ Und, na dee will em, ehr jå erst ruutschmiedn, oewa loddn sich beräädn, und see håålt nu dat, dat Faß uudn Sack, un dor is all glik sönnee Drinkvörrichtung an. Un nu hett see schön Schluck. Oewer hett dor Schläoppulwer mang mockt, un dee Schluck schmeckte nu wunderbor, un see drinkn ook een miehr un schlåobm in. As nu all schön schlåobm, kriggder denn Schimml an Kopp un dormit ruut un ritt dormit wegg. Morgns, wie't so dämmrig waat, dee Olla hett keen Ruh miehr, schteiht up, treckt sich an, un asser ruutkomm deiht, dunn kümmt gråot eener dor mittn [= mit en] Schimml näh'n Hoff uptoriedn.

„Dit hest Du ja schafft. Oewer nu jääf die wat up, dat schafftst du nich. Du sasst nu oewer Nacht Mudding dat Bettlåokn wegnemm un denn Truuring.“ „Goot, Vadrer,“ seggt hee. Verschwindt wedrer, un hee mockt sich nu 'na [= ene] Schtrohpupp, un dee Olla, dee hett sich dat Gewehr dor'n Bett hennhung, un nachts höllt hee nu dee Schtrohpup vör dat Schlåopschtuubmfinster hoch, un donn seggt dee Olla: „Dor isser, ick schiet'n doot!“ Na, Mudding will noch nich ierst – „Ick scheet'n doot, dee Bengl ischa doch nich to bruukn, nich.“ Leggt an un ballert dat Finster ååm [= apen], hee lött dee Schtrohpupp fall un schtellt sich hinner dee Eckn un de. Dor nu, nu, nu fall denn Olla dee Sünn [= Sünden] bie. „Na“, seggt hee, „ick waa nah'n Kohscht, nah'n, nah'n, nah'n Holzschall drågn, un näm mie glik 'n Schpån [= Spaten] mit, un dor wådder ingrååft, un wegg issa. Rååt keen Minsch oewer.“ Schön, un as hee nu dee Pupp näh'n Holzschall schleppt, dunn geht hee rinn un seggt: „Mudding, nu doh man dat Bettlåokn her, dor wi'ck'n inwickl, ischa doch ümma uns Jung. Un denn Truuring giff mie ook man her, denn dor hest ja ook keen Ruh mehr mit, dor ischa nu üm passiert, un doh ma alls her un ick, hm, denn Truuring, dee kümmt da mit rinn. So.“ So, as dee Olla nu wedrer rinnkümmt, seggt hee: „Hest du nu ollig inwickelt, in dat Låkn? – Ha!“ seggt dee Olla, „Hedda mie doch wedrer krääng [= krågen]!“ Na, hee kümmt morgns wedra, un dunn seggt dee Olla: „Nu jääft die oewer wat up, dat krisst nich fåhdrig. Nu sasst du denn Köster un denn Preester in'n Rook hång.“ „Nå, dat's dat allerleichte,“ seggda. Hee köfft sich in Låån [= Laden] 'n Hümpl Lichte un geiht näh'n See, grippt sich Krääft un åomts geihder nah'n Kirchhof un schteckt up jedn Krääft 'n Licht un dee schickder all an, un dee Krääft kruubm nu mit dat brennde Licht ubbm Kirchhoff ümher, un nu hedder sich 'n groodn Sach beschafft. Un åh, nu geihder ubbm Kirchhof ümher un singt: „Wer mit will in den Himmel ein, der krauch in diesn Sack hinein, denn der Jüngste Tagg ist nahe.“ Un dee Köster wåhnt direkt an'n Kirchhoff. Dee hüürt dit, un dee rasch nah'n Preester un seggt denn dat, dee Jüngst Dagg is nu rann, dee Doodn sind alle upschtåhn, dee loobm alle ubbm Kirchhoff ümher – „Wie möödn doch wat beginn, wat, wat, wat moggn wie nu?“ Un, „Na, ick komm ruut,“ seggt dee Preester. Asser nu ruutkümmt, „Hüürst du, ‚Wer mit will in den Himmel ein, der krauch in diesn Sack hinein‘.“ „Jo,“ seggt dee Preester, wenn wie mit rinn will in Himml, dee möödn wie rinn in'n Sack!“ Na jå, see henn, een rinn, de anner rinn, hee nimmt tosamm un oewer'n, oewer Schuller un nu schleppda up dee Kirchoffsmuuer lang un dunn seggder: „Jetzt sind wir in die Schteinklibbm.“ Schleppder mit ehr nah'n See dåol: „Jetzt sind wir zwischen die Wolkn.“ Un dunn mit nah't Backhuus henn, dor hångdas [= hängt he se], un dor waat Füüer unnerbött: „Jetzt sind wir in denn Fågefeuer,“ seggt hee. Un bie Tiedn weckt hee denn Olla all, hee sall hennkomm, un kiegn sich dat an, hee will ja nu ook so moeglichst dee beidn Minschn wedrer uut denn Sack hemm. Un dor kümmt, un „Hier, dor hång s' beid, ne.“ „Na jå,“ seggt hee, „du büst 'n düchdign Kierl, denn kanst du nu dat Goot oewernåm.“ „Nee, Vadrer,“ seggt hee, „ick will dat gor nich hemm, ick gåh wedrer näh mien Heimåott [= Heimat].“

3. 3 Sumte (Sprecher eins)

Tja, dor is ein Dörp, wo't heitn sall, ischâ ganz egâl, dor sünd so vâäl Lüü in, dee heit Feeegesack. Un dat waat kort seggt Wäaschn seggt. Un sünd dat in Stückern fief, un nu haan see meistns, haan see 'n Bienâm, ein heit Schüünwäasch, anner heit Appelwäasch, dee vâäl Appelbööm hatt, un düss ein, denn säädn see Windmogger, un dat is, räuht [= räuhrt] af von sien Vââdrer's Tiet her. Hei hett nâhmlich, hei wei *je* Kirchnvörstand, un as Kirchnvörstand, dat ischâ denn aal 'n bâtere Respektperson, müßt hei *je* denn ook aal veier Wochn middn Klinkbüudel los. Un nu haa hee dee ein Mâl dat Mallöör [= Maleur], dor sitt ein bie em, dee woll so'n Ding noch gor nich seihn hett, un dee hett dat nu aal ümmer beacht, wat dat woll bedüüd'n schüll, denn haan dee wölk schüürkoppt, dee denn nix insmieth wullt hefft, un denn kümmt dei nâh em henn, un hei seggt: „Ne, mien Mütz is't ook nich.“³³⁷¹ Un dat faat [= fällt = föllt] denn Olln so in't Lachn, un wenn hei nu mit sien Klinkbüudel losmütt, denn *jedes* Mâl, denn kriggt hee dat Griedn, hee mütt sick öllig ubbe Lippm bietn, dat hee ma sien Bürde nich verlein [= verlieren] deiht. Un nu kümmt dor 'n groot Mallöör in Winder, denn is mâl, is dor mâl ein storbm, un donn mütt dee Kuhlgräber *je* nu 'n Lock mågn, un bie denn Frost is dat *je* nich so einfach. Hei's awer 'n plietschn Bengel, hei måkt eins dor erst mâl 'n Lock ein Eck un hörkt dat ünner, un donn hedder sick von Smitt den grootn Vörhâamer hâält un ballert dor nu ümmer von bââbm rup, un denn brickt denn ook so'n grootn Klumpm af, un fallt em ubbm Bein. Un dee Kuhlgräber weier ja ook toglied, müßt dei Bâlg'n perrdn bie dee Orgel. Un nu künn dei dat *je* nu nich mågn. Jâ, du leiwe Tiet! Dat weier *je* nu 'n groot Stück Aabeit, un dünn âh, seggt hei ââms, as see dünn nu dee Kirchnvörstandsitzung hatt hefft, dünn seggt hei – âh, nu geiht dat *je* nu henn un her: „Jâ, wat måâkt wie, wat måâkt wie?“ Un hei, toletzt dünn denkt hee dor an: „Dausnd wegg nochmâl! Müt denn olln Klinkbüudel ümmer rümloobm, denn måâkst Du dat Bâlg'n perrdn! Un nu heit *je* sönn Bâlg'n perrdn, dee waat ook Windmåker seggt, dee wûr't *je* denn ook denn Wind, niedn vör dee Orgelpiepm. Âh, gaud un schön, un sietdââm, un dat, dünn säâgt se noch: „Ja, du leiwe Tiet! Wân nâhm wie? Wie könn doch denn Korl Snauer nich nemm, dee hett ümmer sien Brâmwienbuddel [= Brantwienbuddel] in Tasch, un wenn dei denn ein nemm deiht dor achter in sien Butz, denn vegitt he dat Bâlg'n perrdn, wenn hee a, wenn dee Köster spââln will, un denn sitt wie dormit an, dat geiht *je* nu ook nich.“ Un dünn oewernimmt hei dat, un sietdââm heit hee Windmåker. In Wûrklichkeit Wäaschn, also hee hett ünner'n verkehrtn Nâm loopm.

³³⁷¹ Vgl. das Gedicht „De Klingelbütel“ von Rudolf Tarnow: Tarnow, Hoeg, S. 143 f.

Erklärung

Ich versichere, dass ich die vorliegende Arbeit ohne fremde Hilfe verfasst und keine anderen Quellen und Hilfsmittel als die angegebenen benutzt habe. Die Stellen der Arbeit, die anderen Werken vom Wortlaut oder dem Sinn nach entnommen sind, habe ich unter Angabe der Quellen als Entlehnungen kenntlich gemacht.

Rostock, den 05. 01. 2010

André Köhncke